This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LXVII. J 4 15.
24. D. 5.

31336.

Digitized by Google

Digitized by Google

92- 099

Digitized by Google

Oesterreichische

Wochenschrift

für

Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

Beilage zur k. Wiener Zeitung.

Mitarbeiter:

A. W. Ambros, S. Barach, A. Bauer, A. Beer, J. Bergmann, M. Block, F. Th. Bratranek, K. B. Brühl, H. Brunner, B. Bucher, R. v. Eitelberger, J. Falke, A. Ficker, K. Fischer, J. Glaser, J. B. Goehlert, Ed. Hanslick, P. Harum, L. v. Hasner, G. Heider, H. Hlasiwetz, F. v. Hochstetter, C. F. v. Hock, G. Höfken, A. Horawitz, Hornstein, A. Huber, F. Kanitz, F. Kenner, A. Kerner, B. Klun, E. Kuh, Lambl, J. N. Lorenz, O. Lorenz, H. Lorm, W. Lübke, K. v. Lützow, H. Meynert, A. Müller, J. Müller, A. Mussafia, F. Neumann, L. Neumann, L. Rohl, C. F. Peters, Fr. Pfeiffer, P. v. Radics, J. Rank, H. und Karl Richter, M. Riedl, E. Rösler, A. Rollett, W. Scherer, G. A. Schimmer, Freiherr O. Schlechta-Wssehrd, O. Schmidt, Schuller, Th. Sickel, R. Sonndorfer, Ed. Sueß, M. v. Stubenrauch, E. v. Teschenberg, H. Tauschinski, M. Thausing, Karl, A. und J. A. Tomaschek, G. Tschermak, J. Vahlen, W. Wahlberg, C. Weiß, J. Wiesner, A. Winkler, E. Wocel, Ad. Wolf, Ferd. Wolf, H. Zeisberg, R. Zimmermann, J. Zingerle rc.

Jahrgang 1865.

(Fünfter Band. Heft 1 bis 25.)

Wien.

In Commission bei Karl Gerolds Sohn.

Druckerei der kaiserlichen Wiener Zeitung

271.422-B.Fid-
5.1865

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Dilettantismus und sein Verhältniß zur Wissenschaft.

Von Heinrich Hlasiwetz.

I.

Die allgemeine Bildung unserer Zeit weist vielfach eine Richtung und eine Form auf, die man mit dem Worte „Dilettantismus" zu bezeichnen sich gewöhnt hat.

Im Allgemeinen soll dieses Wort den Gegensatz ausdrücken zu vollendeten wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistungen und Bestrebungen, es soll die zerstreuende, spielende Art des Laien kennzeichnen, gegenüber dem Ernst und den Mühen des Mannes von Beruf, es soll damit überhaupt der Unterschied des gebildeten Laienthums von dem Gelehrten- und Künstlerthum gemeint sein.

Zuerst in Italien nur auf künstlerische Beschäftigungen angewandt, hat sich der Begriff des Wortes später auch auf wissenschaftliche ausgedehnt [1]; aus dem ursprünglichen dilettante ist das Collectivum „Dilettantismus" geworden (was die italienische Sprache nicht hat), und damit ist schon angedeutet, daß die einzelnen Dilettanten allmälig zu einer Art Stand sich vermehrt und ausgebreitet haben.

Giebt man sich die Mühe, zu untersuchen, wie das Dilettantenthum diese Ausbreitung gewinnen konnte, so wird man auf die Betrachtung der Entwicklung der wissenschaftlichen und allgemeinen Culturverhältnisse verwiesen, mit denen es Hand in Hand geht, und man findet zuletzt, daß ihm in denselben eine gewisse Bedeutung zukommt, die einer Berücksichtigung nicht unwerth ist.

Der Dilettantismus, wie gut oder übel man auch von ihm denken mag, beweist doch immerhin die Verallgemeinung wissenschaftlicher und künstlerischer Lehren, die Freude und das sinnige Verweilen bei geistigen Beschäftigungen, ein gesteigertes

[1] Das Wort dilettante findet sich nicht in der älteren italienischen Sprache. Kein Wörterbuch hat es, auch nicht die Crusca. Bei Jagemann allein findet sich's. Nach ihm bedeutet es einen Liebhaber der Künste, der nicht allein betrachten und genießen, sondern auch an ihrer Ausübung Theil nehmen will. „Indem wir von Dilettanten sprechen, so wird der Fall ausgenommen, daß einer mit wirklichem Künstlertalent geboren wäre, aber durch Umstände wäre gehindert worden, es als Künstler auszuüben".

— — „Die Italiener nennen jeden Künstler „maestro". Wenn sie Einen sehen, der eine Kunst übt, ohne davon Profession zu machen, sagen sie „si diletta". Die höfliche Zufriedenheit iund Verwunderung, womit sie sich ausdrücken, zeigt dabei ihre Gesinnung an." (Goethe.)

Die Franzosen gebrauchen zwar das Wort dilettantisme, aber der Einzelne heißt bei ihnen nicht le dilettant, sondern l'amateur, was einen viel begrenzteren Sinn hat.

Digitized by Google

Interesse an den Fortschritten und Entdeckungen der Forscher auf dem Gebiete des Gedankens.

Seine Verbreitung, wie wir sie heute zu beobachten Gelegenheit haben, ist nur möglich bei der Freiheit der Bewegung, die die Wissenschaft allmälig sich errungen hat, bei der immer innigeren Verknüpfung ihrer Beziehungen mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens, bei der Leichtigkeit ihrer Mittheilung und der Klarheit und Verständlichkeit ihrer Principien.

Durch das ganze Mittelalter hindurch, seit dem Verfall der alten Cultur bis fast zum 17. Jahrhundert findet man wenig mehr als Spuren eines allgemeinen Antheils an den Bemühungen und Errungenschaften der Gelehrten und Denker, der unsere Zeit so auszeichnet, jenes Antheiles, der sich besonders in der Form des Dilettantismus auch bethätigt.

Um aber ganz der Vortheile inne zu werden, die uns die Verallgemeinung wissenschaftlichen Strebens und der Theilnahme der größeren Kreise daran gewährt, braucht man sich nur in jene Zeit des Dunkels und des geistigen Druckes lebhaft zu versetzen.

Bedenken wir, wie vereinzelt damals wissenschaftliche Bestrebungen standen, wie einflußlos sie durch die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, ihre Erfolge schnell zu verbreiten, auf die allgemeine Bildung und Aufklärung sein mußten, wie sie sich auf Gegenstände philosophischer und metaphysischer Spitzfindigkeit concentrirten, wie mißachtet, ja fast verpönt die naturwissenschaftlichen Kenntnisse waren, wie die Scheelsucht und die Verdächtigung jeden, der sich über die allgemeine Verblendung seiner Zeit erhob, sogleich mit dem Ruf eines Zauberers und Magiers umgab, wie sich der Austausch wissenschaftlicher Ansichten so häufig nur als Rabulisterei Zanksucht und Disputirwuth kundgab, die leicht mit Schimpfen und Thätlichkeiten endigen konnte, so ist es nicht schwer einzusehen, wie die Menge nicht nur nicht angezogen, sondern geradezu abgestoßen sein mußte von den Ausflüssen dieser Art von Wissen und Gelehrsamkeit.

In ihr lag nichts, was im Volke das Verlangen nach geistigem Besitz rege gemacht, was die Freude an der Erkenntniß geweckt, die Vortheile ideeller Erwerbungen augenscheinlich gemacht hätte.

Fast ganz abgelöst vom Boden der Erfahrung bewegte sich, gehemmt und erdrückt durch den Strom der Völkerwanderung und der Kreuzzüge, aufgehalten durch politischen Unfrieden und Kämpfe, durch Pest und Seuchen, Zwist und Hader, der menschliche Geist Jahrhunderte lang zwischen den Extremen abstracter philosophischer Grübelei und zügelloser Willkür phantastischer Erfindungen und Einfälle. Genöthigt, wie jeder war, bei der Unordnung innerer staatlicher Zustände, fortwährend um die Erhaltung der Existenz mit der Faust und dem Schwert zu ringen, absorbirt von den Mühen und Sorgen des täglichen Lebens, schlecht geschützt im materiellen Besitz, kaum bestraft bei Raub und Mord, ohne Ziele und Kränze geistigen Ehrgeizes, verkümmerten die Fähigkeiten der menschlichen Vernunft und erzeugten in der Masse eine Faulheit des Denkens, eine

Digitized by Google

Schwerfälligkeit des Begreifens, eine untersuchungslose Hingabe an das Ueberlieferte, die uns heutzutage unbegreiflich erscheint, und nichts ist demüthigender, als zu sehen, wie unendlich lange Zeit eine Idee, eine Wahrheit bedarf, bevor sie verstanden und gewürdigt wird, bevor ihre wohlthätigen Folgen ersichtlich sind.

Dieses drückende Gefühl wird nur wenig gemildert durch die Betrachtung der allerdings merkwürdigen Erscheinung, daß in solchen Perioden geistigen Stumpfsinnes und der Verirrung gleichwohl eine künstlerische Vertiefung, eine hoch entwickelte praktische Beobachtungsgabe, eine intuitive Empirie vorhanden war, die sich oft in geradezu bewunderungswürdigen Productionen und Erfindungen kundgab.

Inmitten des größten geistigen Verfalls, des Aberglaubens und der Unduldsamkeit entstanden die prachtvollsten Bauten, blühte die Malerei, legte die Musik ihre künstlerischen Grundlagen und begann die Poesie wieder aufzuleben.

Eine Menge technischer Erfindungen und Vervollkommnungen schuf eine Verfeinerung der Genüsse des Lebens, zu der wir uns vielfach nur als Nachahmer und Uebertreiber verhalten. Und doch vermag der ganze romantische Zauber jener Zeiten, der über uns kommt, wenn wir sie uns aus ihren künstlerischen Reliquien reconstruiren, aus ihren Domen und Schlössern, ihren phantasievollen Bildwerken, Waffen und Geräthen, aus ihren Choralen und Liedern, uns nicht mit ihr zu versöhnen, die unter dieser glänzenden künstlerischen Pracht eine so crasse Unwissenheit, Rohheit und Sittenverderbniß barg, daß wir uns entsetzen, wenn wir von ihren Foltern, ihren Inquisitionen, ihren Martern, Hexenprocessen und den Discussionen ihrer Gelehrten hören, davon eine einzige Thesis genügte, heutzutage einen Mann des Wahnsinnes verdächtig zu machen. So gewiß ist es, daß trotz der größten wissenschaftlichen Ohnmacht die Kunst in hoher Blüthe stehen kann, daß man keinen Augenblick die Summe empirischer Kenntnisse, die damals unläugbar vorhanden war, mit dem verwechseln kann, was wir jetzt Wissenschaft nennen.

Diese Kenntnisse, aus einer natürlichen Beobachtungsgabe hervorgegangen, genügten vollkommen, um die Eingebungen künstlerischer Phantasie zu verwirklichen und jene Zeit mit ihren Werken zu beschenken. Diese können einer Periode einen eigenthümlichen charakteristischen Ausdruck geben, allein sie veredeln weder, noch kräftigen sie die sittliche Natur des Menschen.

Ueberall in der Entwicklung der Völker geht die Kunst der Wissenschaft voraus, überall ist die praktische, nachahmende Thätigkeit derjenigen voran, die auf intellectuellem Wege nach den Principien des Gemachten, Gewordenen und Geschaffenen sucht.

Die Kunst bethätigt sich rein praktisch, die Wissenschaft sucht nach dem geistigen Grunde der Erscheinungen, und niemals wiegt in civilisatorischer Beziehung ein Kunstwerk eine wissenschaftliche Idee auf, niemals fördert die höchste künstlerische Vollendung die Einsichten in das natürliche Geschehen, das Begreifen des ganzen Naturlaufes, in dem allein wahre Bildung und Humanität ihre Wurzeln schlagen kann. „Aber noch im 15. Jahrhundert konnte kaum jemand leben, ohne

Digitized by Google

seinen Geist von der allgemeinen Leichtgläubigkeit geschwächt zu sehen und bis zum siebenzehnten war es nicht ohne persönliche Gefahr möglich, dem Glauben seiner Zeitgenossen entgegenzutreten". (Buckle.) Nichts hatte bis dahin die Zufriedenheit mit den scheinbaren Erwerbungen des menschlichen Verstandes erschüttert.

In jene Zeit fallen die ersten schüchternen Versuche, das aus dem classischen Alterthum Ueberlieferte und Entstellte neuen Prüfungen zu unterziehen und dem Aberglauben den Zweifel entgegenzustellen.

Der Skepticismus, der Vorläufer jeder geistigen Reform, erwachte und erhob sein Haupt, um nicht wieder in Schlaf zu versinken. Er durchsuchte und lichtete das Dunkel, welches die Unklarheit der Begriffe, die Unwissenheit, der Wahn und die Leidenschaft der Menschen verbreitet hatte.

Welche Umstände alle zusammenwirken mußten, um in der Folge nicht nur manche frühere Culturgebiete zu verlegen, sondern auch den fast ausschließlichen Einfluß der speculativen Wissenschaften zu brechen und die Naturwissenschaft allmälig zu Entfaltung und Machtgewinnung gelangen zu lassen, ist eine nicht hieher gehörige Erörterung; es genügt zu sagen, daß immer bestimmter das Maß ihrer Fortschritte und die Verbreitung ihres Gedankenkreises sichere Merkzeichen für die Beurtheilung der Culturhöhe späterer Zeiten wurden.

In allen früheren Zeitaltern das hoch entwickelte classische Alterthum nicht ausgenommen, concentrirte sich das geistige und wissenschaftliche Besitzthum in wenigen Köpfen.

Einer schnellen Vererbung auf größere Kreise oder auf die Masse des Volkes stand nicht nur die Schwierigkeit der Mittheilung durch die Schrift oder den Buchdruck im Wege, sondern sie verbot sich auch durch die inneren staatlichen Verhältnisse, die im Einzelnen nur den persönlichen Muth, seine Kraft und Charakterenergie zu schätzen wußten, die eine Beschäftigung mit bloß speculativen Dingen weder verstanden noch geachtet sein ließen und die die Vertreter solcher Bestrebungen daher zu einer Verschlossenheit und Geheimhaltung nöthigten, die sie in die Zellen der Klöster und die versteckten Laboratorien der Schwarzkünstler verwiesen; — sie verbot sich für gewisse Wissenszweige durch die Beschränktheit von Begriffen, die es nicht gestatteten, die Natur in ihrem vollen Umfange zum Gegenstande nüchterner Forschungen zu machen.

Diese Verhältnisse mußten darum auch nothwendig der Wissenschaft und ihren Lehrsätzen vielfach ein ganz individuelles Gepräge geben: fast autodidaktisch gebildete „Meister" hatten eine kleine Anzahl von Schülern, die auf deren Worte schwören mußten, die sie meistens unverstanden überkamen und eben so unverstanden weiter discutirten. Der Meister verrieth eben nur so viel und so wenig als nöthig war, um sich den Nimbus prädestinirten Wissens zu wahren, gänzlich ohne jenen Drang nach Mittheilung, der ein Zeichen wissenschaftlicher Klarheit ist, die einen Mißbrauch oder eine Mißdeutung nicht zu fürchten hat.

So wand sich besonders die Naturwissenschaft lange Zeit hindurch auf Schleichwegen und selten auf gebahnten Straßen, einen Wust zusammenhangsloser Beob-

Digitized by Google

achtungen und Thatsachen vor sich wälzend, dem eine Verknüpfung durch das Band der Idee meist noch gebrach. Und was an Gedanken darüber kund geworden, ward nur zu abenteuerlichen Speculationen verwerthet, die ein argwöhnisch gehütetes Besitzthum Einzelner blieben, und zwischen diesen und dem Volke eine Scheidewand zogen, durch die sich die damalige Gelehrsamkeit von der Unwissenheit draußen abschloß.

Erst die große Bewegung, die die Reformation im Gefolge hatte, vermochte auch an dieser mit Erfolg zu rütteln, und der allmälig wachsende und erstarkende Geist der freien Forschung durchbrach endlich das morsch gewordene Bollwerk, sichtete, reinigte und verflüssigte das starre Wissensmaterial und streifte ihm mehr und mehr die mystische Hülle ab, mit der man es umgeben hatte.

Trotz aller Stürme, die diese Bewegung begleiteten, blieb dieser Lebenskeim unversehrt und sie vertobten nur wie ein fruchtbares Gewitter über ihm. Kein Land konnte sich dem Eindringen des neuen Geistes verschließen, und was er ersann, erfaßte auch das ganze Geschlecht, denn er sprach zu ihm in seiner lebenden Sprache und durch dieses Organ machte er auch die Wissenschaft zum Gemeingut des Volkes. Sie, die sich bis dahin nur in den Zungen verstorbener Völker hatte vernehmen lassen und darum nur wenigen Eingeweihten verständlich war, sie öffnete jetzt ihren Tempel für jeden Freund, sie ward Sache der Nation.

Erst von dort kann von ihr in unserem heutigen Sinne die Rede sein: die Astrologie mußte zur Astronomie, die Magie zur Physik, die Alchymie zur Chemie werden, die Mathematik selbst mußte sich von den Phantasterien und übersinnlichen Relationen wieder reinigen, die man in die Verhältnisse der Zahlen hineingeträumt hatte.

Erst von dort an konnten die Wissenschaften wirklich Bildungselemente und das Fundament einer verständigen Betrachtung der Natur und des Lebens werden, erst von dort endlich kann man die systematische Verbreitung in größeren Kreisen und ihren Einfluß auf die Nationalerziehung datiren.

Als ihre Erwerbung nicht mehr von einem casuistischen Talent abhing und sie nur ein natürliches klares Auffassungsvermögen voraussetzte, gewann sie sich auch die Liebe wieder, die sie so lange von sich ferngehalten hatte, und die Universitäten und Schulen erfüllten mehr und mehr ihren Zweck, sie zu verbreiten, die sie so lange nur isolirt hatten.

Die Geschichte ihrer Entwicklung weist nun immer zahlreicher Männer auf, die neben ihrem Beruf noch Studien oblagen, zu denen sie nur das reine Interesse am Wissen trieb; allmälig lebte auch das alte Mäcenatenthum wieder auf und der Kreis der Bewunderer und Liebhaber wuchs mit jeder neuen Entdeckung, die vornehmlich die Naturwissenschaften immer reichlicher aufzuweisen begannen. Der Antheil, den das Laienthum daran nahm, wurde immer ausgedehnter je begreiflicher sie wurden, und wenn wir das Wesen dieses Antheils unter dem

Digitized by Google

modernen Namen des Dilettantismus fortführen wollen, so verlieren sich die Anfänge desselben in jene Zeiten der Wiedergeburt der Wissenschaften.

Nimmt er auch mit den Zeitläufen verschiedene Formen an, so bleibt er doch ein bezeichnendes Moment für den Bildungsstand der Völker, insofern er annähernd den Grad der Popularität erkennen läßt, die die Wissenschaften erlangt haben.

Die Vergangenheit des wissenschaftlichen Dilettantismus ausführlicher zu verfolgen, ist jedoch hier nicht unsere Absicht, nur dem Bestande nach, den er in der Gegenwart erreicht hat, soll er uns noch beschäftigen, und wir wollen dabei auf die Umstände, die ihn fördern, auf die verschiedene Art, wie er sich manifestirt, seine Abstufungen, seinen Zusammenhang mit der Autodidaktik, seine Ausdehnung und seine Erfolge Rücksicht nehmen, da sich daraus auf die geistige Tragweite und Bedeutung schließen läßt, die er vielleicht in Anspruch nehmen darf.

Hiebei finden wir aber sogleich, daß es nicht ganz leicht ist, den Begriff dieses vielgebrauchten Wortes genau festzustellen

Dadurch, daß man es in unser deutsches „Liebhaberei" oder „Ergötzlichkeit" übersetzt, ist nur der kleinste Theil desselben bezeichnet.

Die Liebhaberei vermeidet Schwierigkeiten, bewegt sich lieber an der Oberfläche der Disciplinen, statt ihre Tiefe aufzusuchen, tastet lieber und streift an, statt zu ergründen, und indem man wie im gemeinen Sprachgebrauch den Dilettanten von dem Mann von Beruf scheidet, giebt man dem Dilettantismus den geringschätzigen Nebenbegriff des Halben, Unfertigen; er soll, wo nicht ganz unproductiv, doch in seinen Productionen flüchtig, fehlerhaft sein, während das wahre Gelehrten- oder Künstlerthum nur Vollendetes oder Gediegenes geben soll.

Die Abstufungen des Dilettantismus sind jedoch allzu mannigfach, als daß diese Definition erschöpfend sein könnte, denn man trifft eben so oft Dilettanten mit einem sehr geordneten, werthvollen, umfassenden, als einem lückenhaften und seichten Wissen, und die Wahrheit ist, daß er von der Anlage, der Begabung und dem Charakter des Einzelnen gerade so abhängt, wie jede andere Geistesthätigkeit auch, und daher ebensowenig in bestimmte Grenzen einzuschließen ist, wie die Gelehrsamkeit oder Künstlerschaft in ihrer reinen Form.

Ist die Triebfeder des Dilettantismus Neugierde, Eitelkeit, eine gewisse Art wissenschaftlicher Putzsucht, der Zug nach was Besonderem, was den gebildeten Haufen in Respect erhält, geht er nicht aus jener ehrlichen Wißbegierde hervor, die keine Nebenrücksichten kennt, hat er nicht jene Selbstverläugnung und Ausdauer, die zum Wesen des echten Gelehrten gehört, so kann er zwar geistreich, glänzend und bestechend sein, allein er bleibt doch äußerlich, ist mit Scheingründen und flüchtigen Hypothesen zu beschwichtigen, leichtgläubig, genügsam und voll Zuversicht, wo die Wissenschaft Zurückhaltung oder gar Zweifel verlangt.

Das wahre Wissen funkelt nicht, es leuchtet und erwärmt; es führt zu Grundsätzen und Ueberzeugungen, wo der Dilettantismus auf seiner untersten Stufe nur Meinungen und Ueberlieferungen kennt.

Digitized by Google

Der erste Wissenstrieb so wie der Dilettantismus knüpft gern an Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung an oder an solche, die gewisse augenfällige Beweise durch den Versuch zulassen.

Ein charakteristischer geschäftiger Drang führt zuerst zum Sammeln von Naturgegenständen und Naturproducten, und die Freude an der Mannigfaltigkeit der äußern Form, eine mit dem Kunstsinn, der sich von Anschauungen der Natur nährt, verwandte Richtung, ist der Vorläufer seiner weiteren Bemühungen.

Der Sammeltrieb ist einer der am häufigsten vorkommenden, am leichtesten schon in frühester Jugend zu weckenden, der mit dem dem Menschen angebornen Instinkt, Aehnlichkeiten und Analogien aufzusuchen, und dem daraus sich entwickelnden Classificationstrieb zusammenhängt.

Jeder, der nicht ganz gedankenlos die Gegenstände, die ihn in der Natur stündlich umgeben, ansieht, muß bald das Bedürfniß fühlen, sie zu vergleichen, das Gemeinsame an ihnen aufzufinden, dadurch dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen und das Erkenntnißvermögen zu unterstützen. Unwillkürlich arrangirt sich jeder die Natur für seine geistige Bequemlichkeit, wie er in seiner Wohnung für die leibliche sorgt.

Die Vielgestaltigkeit, das Sonderbare mancher Formen, die Farbenpracht und alle die Aeußerlichkeiten der Naturgegenstände beschäftigt und besticht zunächst die Phantasie, und es erwacht der Wunsch, das zu besitzen, was vielleicht durch Seltenheit und besondere Schönheit der Entwicklung noch einen höheren Werth erlangt. Dazu kommt das Behagen, welches wir immer empfinden, wenn eine leichte, spielende Beschäftigung den Anschein einer zugleich ernsthaften und nützlichen erlangt. Es unterstützt diesen Trieb, den der Dilettantismus so gern pflegt, und die mancherlei kleinen zu überwindenden Schwierigkeiten beleben den Eifer.

Neben diesem Sammeltriebe ist es die Lust am Experiment, an der in die Sinne fallenden willkürlich nachgeahmten Naturerscheinung, die viele Dilettanten gewinnt und erzieht.

So wie dort unmittelbar an die Gegenstände der Natur, so heftet sich hier die Aufmerksamkeit zunächst an das natürliche Geschehen, an den Verlauf der mit bedeutenden, auffälligen Erscheinungen sich abspielenden Naturprocesse und was sich besonders an physikalischen und chemischen Phänomenen in ihr ergiebt, beschäftigt zuerst das Nachsinnen und erweckt dann die Lust der Nachahmung.

Die Leichtigkeit, mit welcher unsere methodische Schulerziehung gewisse fundamentale Versuche herbeizuführen gestattet, die Sicherheit, die man solchen geheimnißvollen Erfolgen geben kann, der Reiz der Ueberlegenheit, das Verblüffende, welches der Laie dem Experimentator gegenüber empfindet, das Imponirende des seltsamen gelehrten Apparates, dessen Handhabung eben so räthselhaft als gefahrvoll erscheint, kommen der Lust an solchen Studien und Bemühungen sehr zu statten.

Spürt man so dem Entwicklungsgang wissenschaftlicher Neigungen nach, gleichgültig ob sie später zu wahrer Gelehrsamkeit und zum Forschertrieb führen oder

Digitized by Google

beim Dilettantismus und den wissenschaftlichen Aeußerlichkeiten stehen bleiben, so wird man in der Regel finden, daß er mit der Verarbeitung und Gestaltung der Eindrücke beginnt, denen unsere Phantasie ausgesetzt ist.

In sie prägen sich ebenso diejenigen ein, die uns aus dem geistigen Gebiet und den Schicksalen der Menschen zukommen, und so führt in gleicher Weise das Interesse an abenteuerlichen Ereignissen, die Romantik der Sagen und Mährchen zum Studium der Geschichte, die Vorstellungen und Bilder, die sich die Einbildungskraft nach den wahren oder fabelhaften Beschreibungen ferner Länder und Völker ausmalt, zur Erdkunde und Sprachwissenschaft, so wie der Trieb, die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, zuerst zu praktischen Erfindungen, zur Baukunst, zu Maschinen, von diesen zur Mechanik und Mathematik führt, und unvermerkt geht an solchen ersten Fäden die geistige Beschäftigung weiter, und sie leitet zum abstracten Denken, sucht nach den letzten ideellen Ursachen der Erscheinungen und gelangt zur Philosophie.

Andererseits entspringt der Dilettantismus eben so oft einem Bedürfniß nach geistiger Erholung von den Mühen einer in anderer Richtung gebotenen Thätigkeit.

Die Natur sucht immer auszugleichen; eine übermäßige einseitige Productivität besteht selten ohne einen Drang nach Ergänzung oder Abwechslung, und diese Reaction, die sich im Geistesleben einstellt, hat so gut ihre Gesetze, wie die körperliche Ernährung.

Jede vorwiegend geistige Beschäftigung muß sich periodisch unterbrechen und in einer der vorigen wo möglich entgegengesetzten ihren Ruhepunkt finden, oder sie läuft Gefahr, sich in einen Mechanismus zu verknöchern.

Dieses Bedürfniß aber wirbt rein für den Dilettantismus in Künsten sowohl wie in Wissenschaften. Dieser ist übrigens meistens der anspruchloseste und unterscheidet sich in der Art, wie er sich giebt, wesentlich von dem früher gemeinten Er wird jedermann gern zugestanden, hält sich meist in engen Grenzen und ist vielfach der beste Vermittler eines Verkehrs mit Leuten dieser Art.

Nur wenn der Dilettantismus Selbstzweck wird, und das wird er bei beschränkten Köpfen häufig, dann wird er auch in der Regel anmaßend, hohl und abstoßend. Sein Ausfluß ist die Halbwisserei und Vielwisserei, ein mosaikartiges zerstückeltes Wissen, welches sich mit einem guten Gedächtniß bestreiten läßt, während echte Gelehrsamkeit sich auf das Denken gründet und die sichtende Kritik, die solchen Dilettanten fast immer fehlt.

Der künstlerische Dilettant hat, das mag hier beiläufig bemerkt sein, vor dem wissenschaftlichen oft etwas in seiner Stellung zu der eigentlichen Künstlerschaft voraus.

Das ist der Geschmack, der glückliche Einfall, der originelle Gedanke, die blühende Phantasie, die er leicht eben so gut besitzen kann als der Künstler von Profession.

Da die Leichtigkeit des künstlerischen Producirens eine viel größere ist, wo die Uebung die Erfahrung ersetzen kann und manche Schwierigkeiten durch Routine

Digitized by Google

überwindbar sind, so eignet sich der künstlerische Dilettant auch viel leichter ein zulässiges Urtheil an als der wissenschaftliche.

Das Kunstwerk muß zudem seinen Inhalt in eine Form kleiden, die für seine Wirkung ganz maßgebend ist, ja deren Vollendung oft über den Inhalt täuschen und bei ziemlicher Armuth desselben noch etwas Gefälliges, sogar Tüchtiges schaffen kann; eine Form, die, wenn auch an Regeln, doch nicht an Gesetze gebunden ist und also immer noch viele Freiheit in ihrer Handhabung zulässt.

Die Wissenschaft hingegen macht an die Form der Darstellung viel weniger Ansprüche; sie will Kürze, Klarheit, Gedrängtheit, Präcision.

Bei ihr täuscht die Darstellung niemals über ihren Inhalt, der ihr Alles ist, und nie kann eine falsche Beobachtung, eine zweifelhafte oder fehlerhafte Thatsache durch eine geschickte Einkleidung anders als vorübergehend maskirt werden.

Darum kann der künstlerische Dilettant mit einem gewissen natürlichen Formensinn, einer mäßigen Erfindung und etwas Geschmack seine Productionen bestreiten, wo die Wissenschaft vor allem Kenntnisse, Erfahrungen, eine geübte Beobachtungsgabe, Gewissenhaftigkeit und eine prüfende Ueberlegung auch für ihre kleinste Leistung verlangt — Erfordernisse, die viel schwerer zu beschaffen sind.

Das künstlerische Dilettantenpublicum ist darum für den allgemein ästhetischen Theil eines Kunstwerkes wenigstens ein ganz zulässiger Beurtheiler; der wissenschaftliche ist in diesem Stücke meist ohne Bedeutung, da zu einem wissenschaftlichen Urtheil nicht nur die genaue Kenntniß der Methoden, nach denen ein Resultat erhalten wurde, sondern auch eine Vertrautheit mit den Fehlerquellen der Ausführung erforderlich ist, die außerhalb des Bereiches des niederen Dilettantismus liegt.

Dieser schöpft sein Wissen vornehmlich aus Compendien, Lehr- und Schulbüchern, noch häufiger aus populären Werken und solchen, die darauf bedacht sind, den Gegenstand von der amüsanten oder beziehungsreichen Seite darzustellen, er geht nicht zurück auf die Quellenlitteratur, ist wenig vertraut mit der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte einzelner Gesetze, mit dem Läuterungsproceß der Theorien und Hypothesen auf dem Wege der Forschung, und unfähig sich selbst Fragen zu stellen, ist er auch außer Stande zu beurtheilen, ob und wie weit die Lösung gerade gestellter möglich ist oder nicht.

Die fränkischen Königsannalen und ihr Ursprung.

Unter die vielen hoffnungsvollen Zeichen, die bei dem ersten Auftreten des karolingischen Hauses den Anbruch einer besseren Zeit verkündeten, darf man gewiß die wenigen dürftigen Zeilen rechnen, die am Ende des 7. Jahrhunderts ein Mönch

Digitized by Google

in dem Kloster S. Amand im Hennegau niederschrieb, jene Annalen, die mit der Schlacht bei Testry, mit dem Jahre 687 anheben und mit verschiedenen Fortsetzungen bis 810 reichen. Denn mit ihnen beginnen, nachdem sie fast völlig verschwunden, regelmäßige Geschichtsaufzeichnungen wieder häufig zu werden, sie sind mit dem Schicksal des karolingischen Hauses selbst innig verflochten, und treten sie selbst erst nur als schüchterne Versuche hervor, so währt es aber nicht lange, bis ein gleiches und beglückteres Streben auch an vielen anderen Orten erwacht. Von den Werken, die auf diesem Wege entstanden, behaupten jene Annalen den Vorrang, die mit dem Jahre 741 beginnen, von 830 an nach ihrem Fundort Bertinianische heißen und seit 835 von dem B. Prudentius von Troyes und dem Erzbischof Hinkmar von Rheims verfaßt worden sind. Es sind „Königsannalen", d. h. sie sind unter dem Einfluß des fränkischen Hofes entstanden, und der Theil von 741 bis 801 wird nach Pertzens Vorgang „Annalen von Lorsch", jener von 801 bis 829 und die Umarbeitung der Lorscher Jahrbücher „Einhards Annalen" genannt. Aber auch andere Jahrbücher, die „Annales Petaviani" hängen mit den genannten innig zusammen und erzeugten bei ihrer Bedeutung für die fränkische Geschichte den Wunsch (vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen S. 86, Anm. 2), den Zusammenhang dieser Quellen beleuchtet zu sehen. Es ist dies jüngst in einer Abhandlung geschehen, die unter dem obigen Titel Prof. Giesebrecht im „Münchner historischen Jahrbuch für 1865"[1] veröffentlicht hat.

Mit Recht geht gleich allen neueren Forschern Giesebrecht von der Ansicht aus, welche Pertz in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Annalen über ihre Entstehung aufgestellt hat. Pertz hat die „Annales Laurissenses" nach dem Kloster Lorsch benannt, wo sich einst eine alte Handschrift befand, die mit dem Jahre 788 abschloß; er meinte, daß der älteste Theil schon mit 768 ende und gleichzeitig bis 788 fortgeführt worden sei. An diesen reiht sich eine Fortsetzung (788 bis 829), welche, so wie die nochmals erfolgte Bearbeitung der gesammten Annalen Pertz deßhalb für das Werk Einhards hält, weil eine Quelle des 10. Jahrhunderts, die „Translatio S. Sebastiani", unter ausdrücklicher Nennung desselben eine Stelle der Annalen vom Jahre 826 citirt. In dieser Ansicht liegt Falsches und Wahres nebeneinander. Denn die citirte Stelle besagt eben nicht mehr, als daß Einhard den Schluß der Annalen, die seinen Namen tragen, verfaßt. Schon Waitz zeigte indeß, daß die Jahre 789 bis 795 noch nicht Einhard konnten angehört haben, Giesebrecht zeigt, daß auch von 796 an die sogenannten

[1] Wir erlauben uns, in einer Note den reichen und anziehenden Inhalt dieses ersten Jahrganges, den die historische Classe der k. Akademie der Wissenschaften zu München herausgab, anzudeuten. Das Buch enthält außer Giesebrechts Arbeit „Das Rechtsverfahren bei König Wenzels Absetzung" von Fr. Löher, „Zur Geschichte der Gründung der deutschen Liga" von Cornelius, „Bauernland (Rheingau) mit Bürgerrechten" von Riehl, „Die Säculariſation des Kirchengutes unter den Karolingern" von Paul Roth (nachgewiesen an den Verhältnissen der Abtei St. Vandrille) und „Das Kaiserthum Karls des Großen und seiner Nachfolger", zwei Abhandlungen von J. v. Döllinger.

Digitized by Google

Einhard'schen Annalen mehrere Verfasser verrathen. Er beweist, daß die Jahre 768 bis 788 erst nach 788 verfaßt worden sein konnten, daß erst mit 789 die gleichzeitige Aufzeichnung beginnt und ist wegen der Vorliebe, mit welcher der Verfasser dieses, so wie des folgenden Theiles (bis 796) die baierischen Verhältnisse bespricht, geneigt, den Annalisten in Baiern selbst zu suchen. Das Motiv für den Schreiber, der im Jahre 788 die Feder ergreift, habe in der Aufhebung des baierischen Herzogthumes gelegen und niemand habe mehr Anspruch für denselben zu gelten, als Arno der Erzbischof von Salzburg, „der auf die Geschicke seiner Heimat einen Einfluß übte, der kaum noch nach Gebühr gewürdigt ist". Es sind in den „Königsannalen" die „Annales Petaviani", die das Kloster Gorze besaß, dem Inhalte, die „Annales S. Amandi", des Klosters, welchem Arno als Abt mehrere Jahre vorstand, auch dem Ausdrucke nach vielfach benützt. In Salzburg hat man denn auch, wie Giesebrecht zeigt, höchst wahrscheinlich ein Exemplar der „Königsannalen" besessen, aus dem man in die daselbst 816 abgefaßten Salzburger Annalen bis 796 Manches eingezeichnet. Dieser Umstand, mit dem sich die Thatsache, daß Arno in den folgenden Jahren meist in Italien weilte, verbindet, läßt ohnedies ahnen, daß in den „Königsannalen" von 797 an eine neue Fortsetzung beginne, auch wenn nicht Ausdrücke, wie: „Barcinona nobis est reddita" (797), „Eburisum legatum nostrum" (798) das Eintreten eines am Hofe lebenden Verfassers wahrscheinlich machten. 797 bis 813 rührt allem Anscheine nach von einem Verfasser her. Gegen Einhard spricht auch hier der Umstand, daß derselbe als Motiv zu seinem „Leben und Wandel Karls des Großen" anführt, „um das Andenken seines Wohlthäters nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen und weil er nicht wisse, ob von anderen für dasselbe werde gesorgt werden". Aber diese Einwendung hat, wie uns bedünken will, Giesebrecht siegreich bekämpft, während die unläugbare Verwandtschaft des Stiles mit der Vita in diesem, und nur in diesem Theile der Annalen, schwer zu erklären sein dürfte, wenn Einhard nicht ihr Verfasser gewesen. Mit 813 schließen plötzlich mehrere Handschriften ab, während die anderen die bis 829 reichende Fortsetzung geben, welche unzweifelhaft einem, aber wahrscheinlich nicht demselben Verfasser, wie die vorangehende angehört. Die Quelle verliert nun wieder den streng officiellen Charakter, wird breiter und ihr Stil minder präcis. Wenn nun dennoch die Translatio gerade diesen Theil auf Einhard bezieht, so wird dies durch die von Giesebrecht angestellte Vergleichung mehrerer Stellen der Quelle mit Einhards Translatio der HH. Marcellinus und Petrus als Irrthum erwiesen. Was endlich die Ueberarbeitung der sogenannten Lorsch-Einhard'schen Annalen betrifft, so kann auch bei ihr nicht an Einhard gedacht werden, welcher sich seit 830, in welche Zeit frühestens die Ueberarbeitung fällt, vom Hofe nach Mülinheim auf die Ostseite des Rheines zurückzog, indeß jener Bearbeiter 785 von einer Verschwörung spricht, die „trans Rhenum, apud orientales Francos" entstanden. Auch der dritte Fortsetzer (813 bis 829) ist unser Bearbeiter nicht, denn jener weilt mit Vorliebe bei Schilderung von Wundern, die dieser in der Bearbeitung wegläßt, auch tritt das Streben nach

Digitized by Google

Reinheit des Stiles bei diesem klarer als bei jenem hervor. Die Umarbeitung rührt vielmehr von einem Autor her, der Einhards Buch über Karl den Großen kannte, benützte und seinen Stil nach demselben bildete.

Was Arno's Autorschaft für einen Theil des Werkes betrifft, so haben die beigebrachten Gründe vieles für sich. Auch die schwierigste, von Giesebrecht selbst (Anm. 21) angedeutete Stelle der Annalen spricht mehr für als gegen die Ansicht und dürfte noch mit der, wenn auch erst im 11. Jahrhundert verfaßten metrischen Geschichte Mondsee's (Urkundenb. d. L. ob d. E. I.), des Klosters, dem der zweite Gesandte Tassilo's vorstand, zu vergleichen sein. Nur mit der auch von Giesebrecht auf Grund der Meichelbeck'schen Urkunde (t. I., p. 58) angenommenen Abstammung Arno's „aus einer begüterten Familie Baierns", steht die Urkunde Nr. 502 in Widerspruch. Absolute Gewißheit wird sich natürlich bei solchen Fragen nie erzielen lassen.

H. Zeißberg

Friedrich Halm.

Friedrich Halms (Eligius Freiherrn v. Münch-Bellinghausen) Werke. 1. bis 8. Band. Wien 1856 bis 1864. Verlag von Carl Gerolds Sohn).

I.

Als dem großen Aristophanes das Unglück geschehen, daß seine „Wolken" ganz unzweideutig durchfielen, was that er da, um das verehrungswürdige Publicum von Athen zur Raison zu bringen? Einer von jenen urgründlichen Philologen und Commentatoren, welche lange Zeit in Deutschland das Entsetzen der Universitätshörer waren, würde die Beantwortung dieser Frage vielleicht mit einer vorläufigen Entwicklung der Ursachen begonnen haben, weßhalb sich der classischste aller Komödiendichter nicht stolz und schweigend in das Bewußtsein seines zweitausendjährigen Ruhmes zurückzog, obgleich solche zweitausend Jahre und mehr keine Kleinigkeit sind, sondern wohlgezählte Beweisstücke, wo sonst das Prädikat „Unsterblich" ohne genaue Nachrechnung etwas leichtfertig auch einem Neueren verliehen wird. In Ermanglung solch' gelehrten Nachweises kann man kühn annehmen, daß er sich selbst nicht so classisch vorkam als uns und von seinem ehrwürdigen Zukunftsalter nichts wußte. Ein lebensfreudiger Grieche, hätte er vielleicht sogar das Bewußtsein der Unsterblichkeit, weil sie immer erst dem Sterben folgt, nicht für hinreichend erachtet, den Augenblick unmittelbaren Lebens, der ihm vergällt wurde, aufzuwiegen. Den Forderungen dieses vollen, frischen Lebens mußte er gerecht werden. Damals wie heute machte das Durchfallen eines Stückes in die Tafel eines Dichterlebens einen sehr häßlichen Querstrich — damals wie heute dachte der Dichter vor allem: das Publicum ist durchgefallen. Auch Aristophanes achte so, und rief sogleich, da ß gerade die „Wolken" die geist- und kunstvollste

Digitized by Google

aller seiner Komödien seien. Und das hätte er gewiß auch von jeder anderen gesagt, welche die Ehre gehabt hätte, durchzufallen.

In dieser Beziehung war es also mit den Poeten unter dem hochgebildeten ästhetischen Mustervolk der Hellenen gerade wie bei uns beschaffen. Denn im Laufe der Jahrtausende wirft der Mensch viel von sich fort, nur nicht den Menschen; eher noch die Götter. Nur Eines hatte der dramatische Dichter des alten Athen vor dem der Gegenwart voraus: er brauchte seine zornige Opposition gegen das Publicum und die „Kampfesrichter" weder würdevoll zu verschweigen, noch Freunden als geheime Klage ins Ohr zu sagen, noch in einer ihm nicht gemäßen dichterischen Form halb verhüllt zu erkennen zu geben — er hatte vielmehr das Recht und die Macht, die classische Freiheit und die gewissermaßen ehrwürdige Unverschämtheit, seinen Zorn auf die Bühne zu bringen, aus seinen Klagen und Anklagen, daß man ein dramatisches Werk von ihm fallen ließ, wieder ein dramatisches Werk zu machen. Und wahrlich, hätten einige unserer dramatischen Dichter, und namentlich aus Oesterreich, sich die Freiheit genommen oder sie bekommen, wie der ob des Durchfallens der „Wolken" weidlich ergrimmte Aristophanes sie besaß: einer folgenden Aufführung eine Parabase einzuschieben, in welcher die Kunstempfänglichen mit wackeren Kraftworten nicht umsonst zu einem richtigen Verständniß hingelenkt werden — hätten unsere dramatischen Dichter zuweilen auch ihre eigene Sache, und zwar auch in ihrer eigenen Form, in der dramatischen führen können, das wäre ein Schauspiel gewesen, welches das moderne Theater nicht lange ertragen, welches aber doch bewirkt hätte, daß einige vorzügliche Stücke nicht zu früh von den Bühnen und den Lesepulten verschwunden wären, und daß einige gedankenlose Litteraturgeschichten die Gedanken hätten entlehnen können, die dazu gehören, den Werth einiger unserer Dichter und selbst nur ihre geschichtliche Stellung auseinanderzusetzen.

Dann wäre auch einem österreichischen Organ erspart, jetzt eine Würdigung und Charakteristik der bereits vor acht Jahren hervorgetretenen und gegenwärtig nur um zwei Bände vermehrten Gesammtausgabe der Werke Friedrich Halms zu versuchen. Allein, wenn eine „Litteraturgeschichte" von 1860 noch immer im Stande ist, Grillparzer einen „Schicksalsdichter" zu nennen, ihm den Platz zwischen Müllner und Houwald zu geben (und wahrlich nicht deßhalb, weil er die Schuld des ersteren gesühnt hat und ein Leuchtthurm geworden, wie er niemals in dem poetischen Vermögen des letzteren lag), was hat Friedrich Halm von der Kritik in Deutschland zu erwarten? Nicht mehr als er in der That findet: ein oberflächliches Hinhuschen über jene Theile der Gesammtausgabe, welche zufällig auch die von der Bühne herab am meisten bekannt gewordenen sind, mit gänzlichem Schweigen über jene Leistungen, denen die Ehre nicht zu Theil geworden ist, von „beliebten" Künstlern und Künstlerinnen auf ihren Gastspielreisen — mitgenommen zu werden.

Läge hierin nicht Stoff genug für den Dichter selbst zu aristophanisch gewürzter Bühnenpolemik? Man wirft der Kritik in unserem Lande zuweilen vor,

Digitized by Google

daß sie von „österreichischer" Litteratur spricht, als ob diese, insoferne sie eine deutsche ist, ein von der letzteren unterscheidendes Moment hätte oder haben wollte, als ob sie nicht vielmehr nach Kräften bemüht sein müßte, jede solche Unterscheidung als eine Herabsetzung abzuwehren. Das ist in diesem Sinne gewiß richtig, allein ehe man im deutschen Oesterreich aufhören kann, von einer „österreichischen" Litteratur zu sprechen, muß ein plötzlich populär gewordenes Witzwort von Alphons Karr auch hier zu voller Geltung gekommen sein: die Herren kritischen Mörder in Deutschland mögen den Anfang machen.

Ihnen sind unsere Schriftsteller und Dichter noch immer vorzugsweise „Oesterreicher", nicht anders, als ob damit eine besondere ästhetische Gattung, eine Specialität innerhalb der Kunst selbst bezeichnet wäre. Nie fällt es ihnen ein, das litterarische Werk eines Norddeutschen aus einem anderen, denn aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen deutschen Gesittung und Bildung aufzufassen, während kein noch so harmloser Dramatiker oder Novellist aus Oesterreich, falls sie überhaupt von ihm sprechen, dem Schicksal entgeht, mit allen erdenklichen speciell österreichischen Zuständen in künstliche Verbindung gebracht zu werden. Wo dies aber durchaus nicht angehen will, wird lieber gänzlich stillgeschwiegen.

Das war nicht ungerechtfertigt in einer Zeit, da Wissenschaft und Kunst in Oesterreich durch aufgezwungene Beschränkung von den ihnen verwandten Bestrebungen in Deutschland getrennt waren. Damals war es zu erklären und zu entschuldigen, wenn auch ein Dichter, wie Halm, der schwerlich unter irgend welchen politischen Verhältnissen ein Anderer geworden wäre, als er ist, principiell mißachtet wurde, denn man konnte sich die Blüthe nicht gesund vorstellen, wenn man sich veraltete und verdorrte Zustände als ihre Wurzel denken mußte. Heute aber, da es bald zwei Jahrzehnte sind, daß jene Beschränkungen fielen, in Kritiken und selbst Litteraturgeschichten sich noch immer anstellen, als ob, was der deutsche Geist in Oesterreich leistet, eine specifisch österreichische Curiosität wäre, das ist eine nach Tendenz und Zweck wohlbekannte politische Heuchelei, die nur dazu dienen kann, daß man nun auch bei uns die österreichische Litteratur besonders bezeichnet und hervorhebt, aber nur, um ihr zu sichern, was ihr sonst überall laut oder stillschweigend und wenn nicht nach Sprache und Form, doch nach Geist und Wesen abgestritten wird: die Gleichberechtigung und Identitat mit der deutschen Litteratur. In diesem Sinne das Heimische mit besonderer Liebe und Bevorzugung behandeln, schließt die Strenge nicht aus, sondern fordert sie im Gegentheile erst recht heraus. Denn es gilt den Nachweis zu liefern, daß eben auch die schärfste Kritik von der erwähnten Gleichberechtigung nichts herunterzumäckeln vermag. Und prüft man in dieser Gesinnung und Absicht die nun vorliegenden Werke Halms, so wird man nach der gewissenhaftesten Erwägung aller Schwächen dieses Dichters, seiner oft veralteten Gesichtspunkte — und was in der Poesie veralten kann, das ist unwahr — seiner engen Begrenzung in der Wahl der Vorwürfe, seiner allzu starken Hinneigung zu Gegenständen einer bloß conventionellen Begeisterung, dennoch zu dem Ergebnisse kommen müssen, daß hier wirkliche und deßhalb seltene

Digitized by Google

Poesie, vor allem aber eine eminente dramatische Kraft vorhanden ist, welche jede Nation mit Stolz nennen würde, schon in Rücksicht auf die unverhältnißmäßige Spärlichkeit echt dramatischer Talente, welche aber gerade in Deutschland nicht die volle ihr gebührende Würdigung gefunden hat. Ihm, dem Oesterreicher, ist die oben angedeutete Gleichberechtigung mit den besten deutschen Dramatikern und selbst mit denen einer ähnlichen Richtung nicht zu Theil geworden.

Es wäre kleinlich, auf das ungerechte Maß bloß aus den litterarischen Urtheilen schließen zu wollen und etwa auszurechnen, um wie viele Seiten und Buchstaben sein Lob mehr zählen würde, wenn er Charakter und Gesinnung genug gehabt hätte, in Norddeutschland geboren zu werden. Erinnert man sich, mit welch' heißem Eifer dort von jeher als Prophet ausgerufen wurde, wer nur immer Miene machte, eine dramatische Sehne zu spannen, wie oft angekündigt wurde, daß nun endlich und wirklich der Regenerator des deutschen Drama's gekommen, welchen Spectakel z. B. Berlin mit seinem unfruchtbaren Brachvogel verlauten ließ, wie sehnsüchtig gewünscht und gehofft wurde, dem Theater deutsche Stücke von Interesse und Wirksamkeit zugeführt zu sehen, dann müßte man sich allerdings wundern, daß die Kritik so kühl an Halms Werken vorüberschlüpfte, der so viel des Gewünschten und Gehofften verwirklichte, wenn man die Ursache nicht wüßte. Weiß man sie aber, dann hat man den Stoff zur Komödie des Aristophanes. Was für Lärm würde man mit den gesammelten Werken von Werder verführt haben, wenn er eben Werke gesammelt oder auch nur geschrieben hätte, nachdem er sich im „Columbus" erschöpft hatte! Und wo lebt dieser jetzt, obgleich Tieck 1847 veranlaßt wurde, darüber zu schreiben: „Eine Nation darf sich Glück wünschen, solche Werke zu besitzen", und Werder als Genie proclamirte!

Indessen ist nicht das Verhalten des litterarischen Urtheils, sondern das der Bühne das Entscheidende für das Schicksal und die Popularität eines Dramatikers Und da ist es merkwürdig genug, daß sich auch die Bühne und nicht bloß das Lesepublicum von dem ungerechten Ignoriren der Kritik beeinflußen ließ. Das Lesepublicum für schöngeistige Werke ist leicht gelenkt und seine Gunst abhängig von allerlei Zufällen, welche sich wie unedle Metalle auch dem besten Gold und Silber, dem Werthvollsten, innig verbinden müssen, wenn es in allgemeinen Umlauf kommen soll. Die Bühne jedoch ist durch das praktische Bedürfniß, durch die harte Noth gezwungen, aller Orten zu suchen und kein brauchbares Stück ungenützt liegen zu lassen. Wie wäre es nun anders als eben durch jene übermächtige Beeinflußung zu erklären, daß die deutsche Bühne, nachdem sie die bekannten Paraderollen Griseldis und Parthenia genugsam abgespielt hatte, vor den anderen Gedichten Halms sich verschloß, obgleich mehrere darunter sind, in bühnenpraktischer und in poetischer Beziehung vollkommen geeignet, den Hunger nach Novitäten und die fortwährende Klage über den Mangel daran zu stillen.

Es ergeht Halm hierin genau so, wie es Grillparzer ergeht. Wie dieser in allen deutschen Landen nur als der Dichter der „Ahnfrau" bekannt ist, sein „Ottokar" aber oder „Des Meeres und der Liebe Wellen" kaum jemals genannt,

Digitized by Google

geschweige denn gelesen oder gesehen werden, so muß sich auch Halm begnügen, einige seiner besten und glanzvollsten Dichtungen, auf die wir bei dieser Betrachtung seiner poetischen Lebensernte noch zurückkommen werden, nur in Wien gewürdigt zu wissen, obgleich sie auch hier der Würdigung nicht immer in genügendem Maße unterbreitet werden.

Für Wien hat Halm freilich eine ganz besondere Bedeutung, und bevor man ihn als Dichter überhaupt, frei von der ungerechten Einschränkung besonderer Landsmannschaft betrachtet, ist es doch auch angezeigt, an die Sensation zu erinnern, die sein erstes Auftreten hervorrief und was er dem Burgtheater war in einer Zeit, die, wenn wir ihre politischen Schäden noch nahe genug sehen, nach ihren gesellschaftlichen Vorzügen bereits mährchenhaft ferne hinter uns liegt.

Es war am 30. December 1835, als „Griseldis" zum ersten Male auf dem Zettel des Burgtheaters stand, ohne Begleitung eines Autornamens, der auch nur wenigen Eingeweihten genau bekannt war. Erst nach dem ungeheuren Erfolg der ersten beiden Abende trat der Dichter mit dem Pseudonym Friedrich Halm hervor. Dieser Erfolg begann mit der Erzählung Percivals im ersten Act und der Beifall, der am Schluß derselben laut wurde, war das geräuschvolle Eröffnen der Ruhmeshalle, in welche Halm in diesem Augenblicke eintrat.

Es wäre allzu wohlfeil, sich zur Erklärung auf die Tradition von der Jambenliebe des damaligen Publicums zu berufen. Der außerordentliche Beifall trug zu sehr den Charakter der Ueberraschung, als daß er den hergebrachten Metaphern in wohlgefügten Versen oder dem zwar meisterhaften, aber auch nicht mehr unerwarteten Vortrag Ludwig Löwe's gelten konnte. Aus den romantischen Redeblumen der Erzählung sprühten die Funken eines modernen Geistes, und diese waren es, die einschlugen und elektrisch zündeten. Und damit ist zugleich die damalige Wirkung des ganzen Stückes zum Theil erklärt.

Denn, wie in jene Erzählung, mischte sich in die gesammte Behandlung des in seinen Grundlagen und Formen so durchaus romantischen Gegenstandes ein Zug von Neuheit und geistiger Frische, der sich in der ungeahnten Schlußwendung des Stückes gleichsam zu einer bestimmten Physiognomie erweiterte, ebenso befremdend als anziehend und eines durch das andere. Erinnert man sich nun, wie sehr dieses Stück in Wien Epoche machte, wie lebhaft es in allen Kreisen und Ständen besprochen wurde, fast wie eine wichtige Angelegenheit des Hauses, wie jeder Gebildete sich an der Discussion über die psychologische Wahrheit oder Unwahrheit des Schlusses betheiligte; — dann will sich zur Erklärung abermals eine ungenügende Tradition einschleichen, jene von der komischen Unschuld des damaligen öffentlichen Lebens, von der Begrenzung, um nicht zu sagen Bornirtheit des Geschmackes, von den noch engeren Schranken der allgemeinen Interessen. Diese Zustände können nicht geläugnet werden, aber aus ihnen erklärt sich nicht der so große Ernst, die ungewöhnliche Wichtigkeit, die man sowohl einem poetischen Werk, als seinem Erfolge beilegen konnte. Nicht aus den Mängeln, sondern aus den Vorzügen jener Zeit muß man das Verständniß für eine Erscheinung ableiten,

Digitized by Google

die heute, trotz der vorherrschenden Liebe für das Theater und auch wegen der Beschaffenheit jener Vorliebe kaum mehr möglich wäre.

Auf die Vorzüge des damaligen Wiener Theaterpublicums wird aber am besten und kürzesten aufmerksam gemacht, wenn man an einen Bericht erinnert, den Tieck einige Jahre vor Erscheinen der „Griseldis" über eine Aufführung der Kleist'schen „Schroffensteiner" im Burgtheater erstattete. Jeder noch so wohlüberlegte Versuch mit dem merkwürdigen Stück ist von dem Publicum der Gegenwart schroff zurückgewiesen worden. Damals war das Schauspiel einem Bearbeiter in die Hände gefallen, der, wie Tieck sagt, die Sache noch schlimmer machte, als er sie vorfand. Das Spiel war von Seite der einzelnen Schauspieler wie des Ensemble ein jammervolles; der fremde Kritiker aber spricht seine Be- und Verwunderung aus, „daß die Zuschauer doch lauten Beifall gaben, und daß das Schauspiel, so verfehlt in der Darstellung, dennoch zu begeistern und zu erschüttern schien".

Einer Zeit, welcher die Poesie und namentlich die des Theaters eine sehr ernste Angelegenheit war, widmete Friedrich Halm im Laufe von zwölf Jahren eine Reihe von Stücken, die ungleich an Werth sowohl als Wirkung, doch sämmtlich von dem dankbaren Wien mit Liebe und ungeschwächtem Antheil aufgenommen wurden. Den größten, den der „Griseldis" beinahe noch übertreffenden Erfolg hatte „Der Sohn der Wildniß", in dessen Auffassung, die eine verschiedene sein kann und dadurch auch dem Stück einen wechselnden Charakter verleiht, die damalige süße Schwelgerei der Empfindung, gänzlich ungestört von den harten Gedanken des modernen Fatums (wie Napoleon die Politik genannt hat) ihre letzte und glühendste Bethätigung zu finden schien. Doch wurde auch keinem anderen Product Halms die ehrenvollste Hingebung an seine Intentionen entzogen, bis auf — „Verbot und Befehl", welches Stück sich an der Schwelle von 1848 einfand, über welche soeben das alte Publicum, das alte Wien, das alte Oesterreich geschritten war, um für immer in die Geschichte der Vergangenheit zurückzutreten. „Die Wiege von Griseldens Reiz" war zertrümmert, Halm fand die Welt nicht mehr vor, von welcher seine Muse gehegt und gepflegt worden war. Fortan wurde sie mit größerer Strenge empfangen, ihre früheren Leistungen fanden nicht mehr die frühere Aufnahme, die Forderungen wurden ernster. Mit diesem Zeitpunkt hört die specifisch österreichische Bedeutung Halms auf und seine gesammelten Werke sind nun als ein Besitzthum der gesammten deutschen Litteratur zu betrachten und aus diesem Gesichtspunkte ist auch der Charakter des Dichters festzustellen.

Digitized by Google

Marie Antoinette.

I.

Am 16. Mai des Jahres 1770 feierte Marie Antoinette, die unglückliche Tochter Maria Theresia's, ihren Hochzeitstag, am 10. October 1793 legte sie ihr Haupt auf das Schaffot. Seit den Tagen Maria Stuarts hatte die Welt keinen größeren Gegensatz von Glanz und Elend gesehen. Das gewaltige Zusammenbrechen des französischen Feudalstaates, der hochbedeutende geschichtliche Act, der sich in der Revolution vollzog, die totale Erschütterung der Gesellschaft, welche sie nach sich gezogen, das alles vermochte nicht den Eindruck des Ereignisses abzuschwächen und die tiefen Spuren zu verwischen, die dies Frauenschicksal in der Geschichte der Menschheit zurückgelassen hat. Mit voller Kraft loderten an ihrem Sterbetage der wilde Haß und die hingebende Liebe auf, deren Gegenstand sie im Leben gewesen. Und wie es mit Ereignissen, in deren Mitte wir stehen, zu sein pflegt, daß das persönliche Schicksal zunächst sich der Betrachtung aufdrängt und Phantasie und geschichtliches Bewußtsein der Völker erfüllt, so bildete das ihre eine Zeitlang geradezu den Mittelpunkt, die Akme der Revolutionstragödie

Es ist immerhin bezeichnend, daß es geraumer Zeit bedurfte, ehe die ersten größeren litterarischen Versuche gemacht wurden, das Gift der Verleumdung und der Schmähung, das eine von grausamer Leidenschaft erfüllte Generation auf den Namen Marie Antoinettens gehäuft hatte, wegzustreifen. So wichtig es für die geschichtliche Betrachtung sein mochte, die Ursachen bis in ihr letztes Glied zu ergründen, die einen so erschütternden Wechsel herbeigeführt, von den Franzosen war zunächst eine vorurtheilsfreie Untersuchung und Betrachtung nicht zu erwarten. Nicht leicht wird eine Nation ohne Widerwillen an den Gedanken gehen, die Schuld an einer solchen That, einer der blutigsten, die je das Buch der Geschichte befleckt haben, ohne Gegenrede auf sich zu nehmen und die der napoleonischen Herrschaft unmittelbar folgende Zeit mit ihren gewaltsamen Versuchen das Andenken der Königin zu restauriren, hat ohne Zweifel in jedem Sinne mehr verdorben als gutgemacht. Noch stand man unter dem Eindrucke von Pamphleten wie die der Gräfin La Mothe; weder die Memoiren Webers, noch die der Frau v. Campan waren geeignet, einer richtigen Auffassung die Bahnen zu ebnen. Erst in unsere Tage fällt eine Reihe umfassenderer Unternehmungen, die alte Schuld abzutragen. Das Materiale, welches der Graf von der Marck geliefert, hat eine Anzahl von Schriftstellern bestimmt, sich der Aufgabe mit Eifer und Glück zu widmen. Einzelnes, wie das Werk des Herrn v. Goncourt, ist auch in Deutschland (durch die Uebersetzung von Schmidt-Weißenfels) bekannter geworden, Anderes, wie die Schriften des Grafen de Vieil-Castel und insbesondere die Schrift des Herrn Amédée Rénard, verdiente es zu sein. Von einem Herrn v. Lescure wird uns ein vielfach neue Aufschlüsse bringendes Werk über die Prinzessin von Lamballe, die treue Freundin Marie Antoinettens, in Aussicht gestellt.

Digitized by Google

Gemeinsam allen diesen Werken ist das Streben, die unbedingte Vertheidigung der Königin in ihrem Privat- und öffentlichen Leben zu übernehmen. Man hatte etwas stark mit Staatsraison herumgeworfen; wenn man das unglückliche Opfer der Revolution bedauerte, so war man doch keineswegs rasch bei der Hand, die Nothwendigkeit der Opferung zu läugnen und vollends die gänzliche Schuldlosigkeit der Königin anzuerkennen. Es war ein edles, ritterliches Unternehmen, der Beschimpfung die Rechtfertigung entgegenzusetzen und diese mit dem Aufwand aller Kräfte durchzuführen. Wenn die Herren v. Goncourt und v. Lescure eine Rolle spielen, sagt ein neuester Schriftsteller, so ist es wenigstens die der ehrlichen Leute. Die Reaction gegen eine vorurtheilsvolle oder blasirte Auffassung war um so begreiflicher und rascher, je tiefere Blicke man in das Martyrium der Frau that. Sie erhebt sich da in einer sittlichen Größe, in einer Erhabenheit des Unglücks, die jedes Leben adeln würden. Ihre Sache ist die Sache der Humanität, des sittlichen Fortschrittes der Menschheit. Die Worte St. Beuves in dieser Beziehung sind unvergessen: „Ich glaube nicht", ruft er an einer Stelle aus, „daß es ein Beispiel grausamerer und unser Geschlecht beschimpfenderer Stupidität geben kann, als der Proceß Marie Antoinettens, wie man ihn in officieller Darstellung im 29. Bande der „Histoire parlementaire de la Révolution française" lesen kann. Wenn man bedenkt, daß das sogenannte Jahrhundert der Aufklärung und raffinirtesten Civilisation mit öffentlichen Acten solcher Barbarei endet, so muß man an der menschlichen Natur zweifeln und sich vor dem wilden Thiere entsetzen, das sie fortwährend in sich birgt und das nur darauf lauert, aus ihr hervorzustürzen".

Zunächst war es auch dieser Standpunkt, von dem aus die Vertheidigung der Königin geführt wurde. Es bedurfte nur einer lebenstreuen Schilderung der Feinde, die sie am Hofe und in der Gefangenschaft gefunden, um ihr Bild hell hervortreten zu lassen. Ueber die Schwierigkeit, die einzelnen Theile dieses Bildes selbst näher zu bestimmen, einen Charakter von so combinirten Zügen, selbstständig zu entwickeln, ist man nur sehr theilweise hinausgekommen. Das psychologische Detail ist da eben so schwer zu beherrschen, als der große historische Hintergrund, von welchem sich die Gestalt der Königin abhebt. Was die Franzosen geliefert hatten, waren nur Beiträge zur Geschichte Marie Antoinettens, und Beiträge zudem, die mit der Vorsicht aufgenommen werden mußten, mit der man erklärte Parteischriften, Apologieen zu betrachten hat. Die Grundauffassung mochte noch so richtig sein, sie erschien doch allemal als das Vorausgesetzte, man konnte mit Fug annehmen, daß sie sich nicht aus den Studien entwickelt, sondern diese selbst herbeigeführt und von vornherein beherrscht hatte

Als ungleich wichtiger müssen wir daher eine Serie von Publicationen betrachten, mit welcher die Lesewelt seit Mitte des vorigen Jahres überrascht worden ist. Die Anregung war auch diesmal von Paris ausgegangen. Graf Paul Vogt v. Hunolstein veröffentlichte eine Correspondance inédite der Königin (Paris bei Dentu), angeblich nach Originaldocumenten. Die Briefe — im Ganzen 127 — reichen vom Jahre 1770 bis in das Jahr 1792. Die überwiegende Anzahl

Digitized by Google

ist an die Kaiserin Maria Theresia, an die Erzherzogin Marie Christine und Kaiser Joseph, endlich an den Kaiser Leopold gerichtet. Außerdem enthält die Sammlung drei Denkschriften der Königin, vom 1. Juli 1790, 9. Juli 1790 und aus dem Jahre 1792.

Bald folgte eine zweite, noch umfassendere Publication. Unter dem Titel: „Louis XVI., Marie Antoinette et Me. Elisabeth. Lettres et documents inédits" (Paris bei Henri Plon) gab Herr Feuillet de Conches eine Anzahl von nicht weniger als 387 Schriftstücken heraus, welche die genannten Persönlichkeiten betreffen oder von ihnen herrühren. Ein Anhang enthält noch weitere 45 Briefe, und überdies sind bezüglich einzelner hervorragenderer Partieen kleine selbstständige Excurse eingeschaltet. Die erste Stelle nimmt ein Brief vom 8. Mai 1770 die letzte ein Memoire vom October 1791 ein.

Vor wenigen Tagen endlich ist eine dritte und für die wissenschaftliche Behandlung des Stoffes weitaus die wichtigste Sammlung erschienen. Sie führt den Titel: „Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel während der Jahre 1770 bis 1780. Herausgegeben von Alfred Ritter v. Arneth" (Wien bei Braumüller, Paris bei Ed. Jung u. Treuttel). Es sind im Ganzen 163 Briefe, von denen 93 auf Marie Antoinette, 70 auf Maria Theresia entfallen. Der letzte Brief Maria Theresia's ist am 3. November 1780, 26. Tage vor ihrem Tode geschrieben.

Wie man sieht, ist es ein ungleich engerer Rahmen, in welchem sich die Sammlung des Herrn v. Arneth bewegt Eine desto höhere Stelle behauptet sie durch ihre vollständige und unbestreitbare Authenticität. Denn um es gleich vorweg zu bemerken, weder die Publication des Herrn v. Hunolstein noch die Feuillet de Conches' vermochte unbedingtes Vertrauen einzuflößen Die Zurückhaltung, welche sie in der Angabe ihrer Quellen beobachtet hatten, war kaum minder auffallend als der Umstand, daß man schon Bekanntes antraf und endlich wiederholt demselben Schriftstück in beiden Publicationen begegnete, während doch Herr v. Hunolstein wenigstens nur nach Originaldocumenten publicirt haben wollte. Der Umstand, daß Marie Antoinette hie und da, namentlich während ihrer Gefangenschaft, ihre Briefe in zweifacher und dreifacher Ausfertigung hatte ergehen lassen, schien wenigstens für die ältere Zeit zur Erklärung nicht ausreichend. Viele Details stellten sich von vornherein als bedenklich heraus. Jedenfalls war man bezüglich jedes einzelnen Stückes auf die strengste Kritik angewiesen und glücklicher Weise bietet gerade dafür, wie weiter unten bei einigen Punkten gezeigt werden soll, die Arneth'sche Sammlung die werthvollsten Handhaben.

Was diese Sammlung selbst anbelangt, so berichtet Herr v. Arneth in der Vorrede, daß die in derselben enthaltenen Schreiben im gegenwärtigen Augenblicke, und zwar höchst wahrscheinlich von der ältesten Zeit an in der Privatbibliothek des Hauptes der kaiserlichen Familie aufbewahrt werden. Von den 39 Schreiben Marie Antoinettens sind 37 noch im Originale, die übrigen aber in Abschriften vorhanden, welche offenbar auf Maria Theresia's Geheiß von ihrem vertrauten

Digitized by Google

Cabinetssecretär Karl Joseph Freiherrn v. Pichler eigenhändig verfertigt wurden. Von vielen Briefen sind die Originale und gleichzeitig auch die von der wohlbekannten Hand Pichlers herrührenden Copieen vorhanden. Die Briefe Maria Theresia's sind sämmtlich Abschriften ebenfalls von Pichler; auch an ihrer Authenticität haftet nicht der leiseste Zweifel.

Der ganze Briefwechsel umfaßt eine Zeit, in welcher die unglückliche Königin ganz eigentlich über die Sphäre eines Privat- und Familienlebens fast nicht hinausgetreten war. Er ist darum von nicht geringerem Interesse und nicht geringerer Wichtigkeit für die Beurtheilung ihres Wesens. Es ist nicht zu übersehen, daß fast alle neueren Darstellungen geradezu von der Voraussetzung ausgehen, einen guten Theil der Ursachen ihrer späteren Unpopularität auf die Ränke und Intriguen am Hofe Ludwigs XV. und in den ersten Zeiten der Regierung Ludwigs XVI. zurückzuführen. Nie hatte ein junges, unerfahrenes Geschöpf einen unsichereren Boden betreten, als die fünfzehnjährige Marie Antoinette, da sie das glückliche Familienleben von Wien und Schönbrunn mit dem Hofe von Versailles vertauschte. Es ist von entscheidender Wichtigkeit, die ersten fast noch unsichtbaren Fäden zu verfolgen, die sich später zu jenem Netze verschlingen sollten, das sie erbarmungslos umfing. Nicht leicht wird dafür werthvolleres Materiale geboten werden können, als dasjenige, mit welchem Herr v. Arneth die Quellen zur Geschichte Marie Antoinettens bereichert hat. Es wird darum den Lesern der „Oesterreichischen Wochenschrift" vielleicht nicht unwillkommen sein, wenn wir in einem folgenden Aufsatze etwas genauer auf den Inhalt gerade dieser Publication eingehen. Einige Andeutungen über ihr Verhältniß zu den Werken des Herrn v. Hunolstein und des Herrn Feuillet de Conches und über das Verhältniß der beiden letztgenannten zu einander werden sich daraus von selbst ergeben.

---

* Der gegenwärtige Jahreswechsel blieb nicht ohne Einfluß auf einzelne Erscheinungen der periodischen Litteratur. Bemerkenswerth ist darunter vor allem das Aufhören der „Deutschen Jahrbücher" von Dr. H. B. Oppenheim, eines der geharnischten Organe der Fortschrittspartei, welches vor drei Jahren zu dem Zwecke ins Leben gerufen wurde, um Krieg zu führen gegen jenen Theil der periodischen Presse, welcher sich mit den Tendenzen des Nationalvereines nicht einverstanden erklärte. Die Truppe des Herrn Dr. Oppenheim und seiner Gönner hat sich aber nicht sehr mächtig erwiesen. Das Unternehmen fiel, weil das Häuflein von Abonnenten sich von Jahr zu Jahr lichtete und weil, wie der Herausgeber vorwurfsvoll bemerkt, „die vermögenden Mitglieder der Partei ihrer Pflicht nicht nachgekommen seien". — Auch die „Unterhaltungen am häuslichen Herd", von Dr. K. Gutzkow begründet und von Dr. K. Frenzel fortgesetzt, sind mit Neujahr eingegangen. Vor wenigen Jahren noch viel verbreitet, unterlag diese Wochenschrift dem Wechsel des Geschmackes, Wenn wir mit der etwas einseitigen Richtung der „Unterhaltungen" auch nicht vollkommen einverstanden waren, so beklagen wir doch das Aufhören derselben, weil sie stets eine das Edle und Schöne fördernde Haltung eingenommen haben. — Die Brockhaus'schen „Blätter für litterarische

Digitized by Google

Unterhaltung" rüsten sich dagegen mit dem Beginne des 33. Jahrganges zu neuem Aufschwunge, und der Name des geistvollen Schriftstellers Dr. Rudolf Gottschall, in dessen Hände die Redaction mit Neujahr gelegt wurde, bürgt, daß dieses treffliche Organ mit Umsicht und Unparteilichkeit fortgeführt werden wird. — In Breslau, der Heimat zweier modernen „Dichterschulen" ist eine neue litterarische Wochenschrift, „Der Phönix", aufgetaucht, die in ihren ersten Nummern einige gelungene Beiträge, wie namentlich jenen über die americanische Wirthschaft der „Patti-Concerte" gebracht hat.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Ludmilla Assing, die Erbin des litterarischen Nachlasses Varnhagen von Ense's, fährt rüstig fort, das reiche Materiale zu verwerthen. Dem Briefwechsel Humboldts mit Varnhagen und den sechs starke Bände umfassenden Tagebüchern Varnhagens läßt sie jetzt einen Beitrag zur Geschichte früherer Zeit folgen in dem „Briefwechsel zwischen Varnhagen und Oelsner", dessen erster Band uns vorliegt. Es ist dies bereits die dritte Sammlung von Briefen des k. preußischen Legationsrathes K. E. Oelsner; interessante Briefe und Berichte, die er als junger Mann während der französischen Revolution von Paris nach Deutschland sandte, veröffentlichte vor einigen Jahren Dr. Merzdorf, während seine Briefe aus den Jahren 1815 bis 1827 an F. A. v. Stägemann, bereits im Jahre 1843 von Dorow herausgegeben wurden. Aus derselben Zeit datiren die in dem Briefwechsel mit Varnhagen enthaltenen Briefe, indem sie den überwiegend größten Theil einnehmen, da die Briefe Varnhagens aus den Jahren 1816 und 1817 fehlen. Oelsners Briefe berichten zuerst aus Frankfurt am Main, später aus Paris, wo er im lebhaftesten Verkehr mit allen politischen und litterarischen Berühmtheiten stand; Varnhagens Briefe stammen erst aus Karlsruhe, später aus Berlin. Auch von Basel sind einige Briefe in der Sammlung aufgenommen.

Von den geschichtlichen Novitäten aus der vergangenen Woche nennen wir zunächst die mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Urkunden zur Geschichte des Römerzuges Kaisers Ludwig des Baiern und der italienischen Verhältnisse seiner Zeit; gesammelt von Prof. Ficker in Innsbruck". Das Werk enthält 339 theils vollständig, theils im Auszuge mitgetheilte Urkunden, zum größeren Theile dem Centralarchiv von Florenz entnommen. — Eine andere Urkundensammlung betitelt sich: „Forschungen auf dem Gebiete der rheinischen und westphälischen Geschichte" von A. Fahne.

Gleichzeitig mit einem „System der antiken Rhythmik" veröffentlicht Prof. Rud. Westphal die erste Abtheilung einer „Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik", eine streng wissenschaftliche, nicht für ein größeres Publicum bestimmte Arbeit. Die erste Abtheilung zerfällt in drei Capitel, von den das erste im Allgemeinen das Musiksystem der Alten, und das dritte die eigentlich altclassische Periode bis auf Phrynis behandelt. Die zweite Abtheilung, deren Erscheinen für Ostern dieses Jahres versprochen wird, wird die chorische und scenische Musik der altclassischen Periode, die alte nachclassische Musik und die Musik der Byzantiner, des occidentalischen Mittelalters und der Araber besprechen.

In der Verlagshandlung C. Schönewerk in Wien erschienen zwei Uebersetzungen mittelalterlicher Poesieen: „Aucassin und Nicolette", altfranzösischer Roman aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, übersetzt von Dr. Wilh. Hertz, und „Helmbrecht", von Wernher dem Gartner, die älteste deutsche Dorfgeschichte, übertragen von

Digitized by Google

Dr. C. Schröder; ferner von Elise Polko „Schöne Frauen", von Karl Stugau „Das Buch vom Lebensglück", von L. v. Mertens „Ein Idyll auf dem Kahlenberge" und von A. Böttger „Heilige Tage".

Nachträglich erhalten wir noch folgende Novitäten: „Die Indianer Nord-America's. Eine Studie von Theodor Waitz". Eine interessante Abhandlung, welche bezweckt, durch genauere Darlegung des Lebens und Treibens des Indianers und durch eingehendere Studien, als in dem größeren Werke des kürzlich verstorbenen Verfassers: „Anthropologie der Naturvölker" diesem Capitel zugewandt werden konnte, die Ansicht zu beweisen, daß die Indianer vollkommen zur Civilisation geistig befähigt seien, und daß nur die natürlichen Verhältnisse und die historischen Schicksale die Schuld tragen, wenn die Indianer sich noch nicht mehr als bisher für die Civilisation zugänglich gezeigt haben.

„In den Voralpen. Skizzen aus Ober-Baiern von einem Süd-Deutschen" enthält Reiseschilderungen und Charakteristiken über Land und Leute der Flußthäler der Isar, Loich und Amper und an den Ufern des Starnberger und Ammer See's.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Es sind in der letzten Zeit so viele Bücher, welche die Epoche Ludwigs XIV. im günstigsten Lichte auffassen, herausgekommen, daß ein Werk, welches die damaligen Dinge ruhig beurtheilt und bei ihrem rechten Namen nennt, schon zu den Seltenheiten gehört. Das „grand siècle" hat nie mehr Bewunderer, als zu Zeiten, wenn der französische Geist sich anschickt, nach allen Seiten Front zu machen, zu erobern und andere Nationen mit Krieg zu überziehen. Die Schattenseiten der französischen Zustände unter Ludwig XIV. finden nun in einem neuen Buche Eug. Bonnemère's: „La France sous Louis XIV (1643—1715)" eine eingehende Würdigung, und der Verfasser schließt seine historische Darstellung mit der Bemerkung, daß man gewohnt sei, die Regierung Ludwigs XIV. als den ruhmreichsten Ausdruck des gouvernement du bon plaisir zu bewundern, daß aber, wenn man das Elend und die Thränen betrachtet, welche der grand roi über Frankreich brachte, das viele Blut, das auf seinen Wink vergossen wurde, man froh sein muß, jenem großen Jahrhundert nicht anzugehören, sondern in einer helleren, friedlichen Zeit zu leben.

Von dem Theater „J. B. Poquelins de Molière" ist eine neue édition collationnée sur les textes originaux et ornée de gravures à l'eau forte, par Ferd. Hillemacher erschienen. Diese in der Officin von L. Perrin in Lyon gedruckte Ausgabe stellt sich als ein Wiederabdruck ohne Commentar, aber in sehr hübscher Ausstattung dar. Der vorliegende erste Band hat alle guten Eigenschaften Perrin'scher Druckwerke: schöne, geschmackvoll geschnittene Lettern nach altem Muster und jenes dunkle Papier, welches die Engländer bei neuen Ausgaben wieder in die Mode brachten. Nur der Preis ist etwas hoch und macht die in 400 Exemplaren abgezogene Ausgabe zu einem Luxusbuch, das nur in wohlhabende Hände gelangen kann.

Dem unlängst erschienenen und mit Gunst aufgenommenen Werke Flammarions „La pluralité des mondes", von dem auch eine deutsche Uebersetzung veranstaltet wurde, ist jetzt ein Pendant mit nachstehendem Titel gefolgt: „La pluralité des existences de l'ame conforme à la doctrine de la pluralité des mondes — opinions des philosophes anciens et modernes, sacrés et profanes etc., par André Pezzani". Der Kreis, welchen dieses Buch auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Speculation durchläuft, ist ziemlich weit gezogen. Es ist darin von der Götterlehre der Heiden, der Religion der Hindu und der Griechen, von Johannes dem Täufer, Ch. Bonnet, Pierre Leroux, Balzac, Larroque, dem Spiritismus und einer Menge Dinge die Rede, welche

Digitized by Google

auf die menschliche Seele Bezug nehmen und von jeher die Köpfe der speculativen Philosophen beschäftigt haben.

Von einem sehr hübschen Buch können wir die 3. Ausgabe anzeigen, Toussenels „Le monde des oiseaux, ornithologie passionnelle". Die feinen Beobachtungen des Verfassers bilden eine höchst anziehende Lectüre, besonders für jene, welche sich mit der gefiederten Welt gerne beschäftigen. Mit allgemeinen Betrachtungen über die Vögel anhebend, verbreitet sich der Verfasser über Politik, Gesetze, Sitten und Gewohnheiten der Thiere, und weiß so viel Interessantes zu erzählen, daß auch Zoologen strengeren Stiles noch manches daraus lernen können. Der erste Band giebt eine Physiologie des Oceans und spricht dann von den Vögeln Frankreichs und deren Classification, wobei er die bisherigen Eintheilungen einer Kritik unterwirft und sich für die Classification pédiforme entscheidet. Bei dem lebhaften Interesse, das man jetzt allerwärts an Thiergärten und zoologischen Bestrebungen nimmt, ist Thoussenels Werk ein rechtes Zeitbuch.

Die neueste Arbeit Philarète Chasle's heißt: „Voyage d'un critique à travers la vie et les livres Orient." Der Verfasser beginnt damit, daß er Vergleiche zwischen dem asiatischen und europäischen Geiste anstellt, die sich, so weit die Erinnerung der Menschheit zurückreicht, bekämpft haben. Auch Chasle's Art ist es, sich in den verschiedensten Regionen zu bewegen und alle möglichen Dinge zur Betrachtung heranzuziehen — orientalische Philosophie, der Zug Alexanders des Großen, Berührung der griechischen und indischen Welt, die Taipings in China, die japanesischen Romane — alles das folgt sich in bunter Reihe, wie eben nur ein Feuilletonist die Dinge an einander zu reihen vermag. Als einzelne Feuilletons lesen sich derlei Betrachtungen ganz gut, als Buch machen sie einen zu bunten Effect.

Von Fürst Adam Czartoryski erschien: „Essai sur la diplomatie". Das Werkchen datirt schon von der Zeit des Wiener Congresses her und wird jetzt wieder hervorgesucht, da einige seiner Prophezeiungen in Erfüllung gingen und der Herausgeber zu glauben geneigt scheint, daß sich alles erfüllen muß, was Fürst Czartoryski in Aussicht stellte. Bei den eigenthümlichen Zufällen der Politik und der Zerfahrenheit, welche gegenwärtig in den Beziehungen der großen Staaten zu einander herrscht, können allerdings alle möglichen Voraussagungen sich verwirklichen, ohne daß man deßhalb dem, der sie aussprach, die Gabe höheren Hellsehens zu vindiciren braucht.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzungen der philosophisch-historischen Classe vom 7. und 14. December 1864.

Herr Dr. Friedrich Müller legt vor:

1. Ueber den Ursprung der armenischen Schrift.
2. Ueber die Sprache der Bedscha (To-bedschauiyyeh) im nordöstlichen Africa.

Der erstere Aufsatz behandelt die Erfindung der armenischen Schrift durch Mesrop, wobei der Verfasser einerseits die einheimischen Nachrichten zusammenstellt, andererseits das armenische Alphabet mit dem georgischen, dessen Erfindung ebenfalls Mesrop zugeschrieben wird, vergleicht. Nach seinen Untersuchungen stellt sich heraus, daß dem armenischen Alphabet dieselben Zeichen wie der Pehlewi- und Zendschrift, nämlich ara-

Digitized by Google

mäische, zu Grunde liegen, und es Mesrops Verdienst ist, die semitische Consonantenschrift nach dem Muster der griechischen zu einer reinen Lautschrift umgestaltet zu haben, in der Vocal und Consonant gleichmäßig bezeichnet wurden.

Der zweite Aufsatz behandelt die Bedschasprache nach den Aufzeichnungen Werner Munzingers, wobei vorzüglich auf die Verwandtschaft mit dem Galla, Temaschirt und dem Aegyptischen hingewiesen wird.

Herr v. Karajan zeigt als Referent der historischen Commission an, daß derselben der hochw. Herr Dr. B. Dudik übersendet habe: „Des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzogs Maximilian I. Testament und Verlassenschaft vom Jahre 1619".

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 15. December 1864.

Der Secretär giebt Nachricht von dem am 23. November zu St. Petersburg erfolgten Ableben des auswärtigen Ehrenmitgliedes der Classe, Herrn Friedrich Georg Wilhelm Struve, gewesenen Directors der Sternwarte zu Pulkowa.

Sämmtliche Anwesende geben über Einladung des Präsidenten ihr Beileid durch Erheben von den Sitzen kund.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Hlasiwetz berichtet über einen von Herrn Grafen Grabowski ausgeführten Versuch, die Parabansäure synthetisch darzustellen, nach welchem es nicht unwahrscheinlich ist, daß nach der älteren Ansicht von Gerhardt der gemäß dieselbe Cyanoxaminsäure ist, die Synthese gelingen wird.

Ferner theilt Prof. Hlasiwetz mit, daß Herr J. Malin Calechin mit schmelzendem Kalihydrat behandelte und als Zersetzungsproducte Protocatechusäure und Phloroglucin erhielt.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Dr. Aug. Em. Reuß übergiebt den zweiten Theil seiner Abhandlung: „Zur Fauna des deutschen Oberoligocäns", und knüpft daran folgende Bemerkungen:

In der Sitzung am 10. November habe ich den ersten, die Foraminiferen umfassenden Theil einer Abhandlung unter dem Titel: „Zur Fauna des deutschen Oberoligocäns" vorgelegt. Heute erlaube ich mir, den zweiten Theil derselben zu übergeben, in welchem die Anthozoen und Bryozoen dieser Schichtengruppe besprochen werden. Die ersteren sind nur spärlich vertreten, indem bisher nur sieben sicher bestimmte Arten bekannt geworden sind. Drei derselben gehören den Caryophyllideen, eben so viele den Turbinolinen, eine endlich den Madreporiden an. Nur Caryophyllia granulata erfreut sich einer größeren Verbreitung und Individuenanzahl, ist aber sehr selten vollständig erhalten. Sphenotrochus intermedius geht bis in den Crag von Suffolk und Antwerpen hinauf. Cryptaxis alloporoides hat ihr Hauptlager im Unteroligocän und reicht nur mit spärlichen Resten bis in das Oberoligocän. Die übrigen Arten, deren eine der neuen Gattung Brachytrochus angehört, sind sehr seltene Formen. Die Anthozoen eignen sich mithin zur Erkenntniß der oberen Oligocänschichten nur wenig.

Eine weit größere Formenmannigfaltigkeit entwickeln die Bryozoen. Ich zähle bereits 73 Arten auf und eine gründlichere Ausbeutung der einzelnen Localitäten wird voraussichtlich diese Zahl noch steigern. Die größte Fülle hat Astrupp geliefert (37 Sp.); zunächst kommen Luithorst (28 Sp.), Bünde (16 Sp.) und Klein-Freden (15 Sp.). An den übrigen Fundstätten waren sie bisher seltene Erscheinungen. Von der Gesammtzahl gehören 53 Arten den chilostomen, 20 den cyclostomen Bryozoen an. Vertheilt

Digitized by Google

man dieselben auf die einzelnen Familien, so kommen 22 auf die Membraniporiden, 21 auf die Eschariden, 8 auf die Cerioporiden, 4 auf die Celleporiden, 3 auf die Salicornarideen, 2 auf die Selenariadeen und endlich je eine auf die Vincularideen, Crisideen und Tubuliporiden.

Die größte Artenzahl bieten die Gattungen Lepralia (19 Sp.), Eschara (16 Sp.), Idmonea und Hornera (je 4 Sp.) dar. Eine größere Individuenzahl entfalten nur: Salicornaria rhombifera Glf. sp, Biflustra clathrata Phil. sp., Myriozoum punctatum Phil. sp., Lunulites hippocrepis F A. Röm., Hornera gracilis Phil. und Spiropara variabilis v. M. sp. Alle übrigen Species treten nur selten und an einzelnen Localitäten auf.

33 Arten — also 45 pCt. — sind bisher außerhalb des Oberoligocäns noch nicht angetroffen worden, jedoch wird dieses Verhältniß sich in der Folge noch wesentlich ändern. 21 Arten hat das Oberoligocän mit dem mitteloligocänen Septarienthon gemeinschaftlich; 14 Species steigen selbst bis in das Unteroligocän, so weit dieses bisher bekannt ist, herab. Dagegen reichen 18 Arten bis in die mitteltertiären Schichten hinauf. Es wird dadurch neuerdings bestätigt, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Bryozoenarten durch mehrere Etagen der Tertiärformation hindurchgeht, mithin ihre Existenz durch eine längere Zeitperiode hindurch fortgesetzt haben muß. Dadurch wird auch die von F. A. Römer erst neuerlichst apodictisch ausgesprochene Ansicht, daß jede der tertiären Bryozoenspecies nur auf den Kreis einer Etage beschränkt und daher für dieselbe charakteristisch sei, vollkommen widerlegt. Rechnet man nun noch hinzu, daß die Bryozoenfauna des Oberoligocäns sowohl in Beziehung auf ihren Gesammtcharakter, als auf den Charakter beinahe aller ihrer Gattungen mit den Faunen anderer Tertiärgruppen eine große Analogie verräth, und daß sie überhaupt nur sehr wenige auffallende Formen in sich birgt, so gelangt man zu dem Schlusse, daß die Bryozoen für sich allein zur Charakterisirung und Erkenntniß des Oberoligocäns nur mit Vorsicht benützt werden dürfen.

Der größere Theil der Species ist auf zehn lithographirten Tafeln abgebildet.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Stefan legt eine Abhandlung, betitelt: „Theorie der doppelten Brechung", vor.

Wird das lichtfortpflanzende Medium betrachtet als ein System von materiellen Punkten, welche vor der lichtbildenden Erschütterung im gegenseitigen Gleichgewichte sich befinden, so hat die Theorie der doppelten Brechung zuerst die Gesetze, nach denen die Elasticität um einen Punkt herum vertheilt ist, festzustellen, dann aus diesen die Gesetze der Polarisation und Fortpflanzung abzuleiten. Dies geschieht in der vorliegenden Theorie auf folgende Weise.

Verschiebt man einen Punkt des Systems aus seiner Ruhelage nach allen möglichen Richtungen, und zwar nach jeder so weit, daß alle diese Verschiebungen mit dem Aufwande einer und derselben Arbeit bewerkstelligt werden, so liegen die Endpunkte dieser Verschiebungen in einer krummen Fläche, welche Fläche gleicher Arbeit heißen soll. Ist die durch eine Verschiebung geweckte Kraft unabhängig von der Richtung der Verschiebung, so ist diese Fläche eine Kugel. Steht die Kraft zur Verschiebung wohl in einem directen, aber mit der Richtung wechselnden Verhältniß, so ist die Fläche gleicher Arbeit ein Ellipsoid. Ein solches läßt sich also um jeden Punkt des Systems construiren. Als Fläche gleicher Arbeit hat es die Eigenschaft, daß jede in seiner Oberfläche liegende Verschiebung ohne Aufwand von Arbeit bewerkstelligt werden kann. Verschiebt man also den Punkt bis in die Oberfläche des Ellipsoides, so hat die durch die Verschiebung geweckte Kraft keine in die Oberfläche fallende Componente, steht also normal zur selben. Es giebt daher nur drei Richtungen, für welche Verschiebung und die durch sie geweckte Kraft zusammenfallen, nämlich die der Axen des Ellipsoides gleicher Arbeit. Diese Rich-

Digitized by Google

tungen heißen Elasticitätsaxen, die in diesen Richtungen wirksamen Elasticitäten Hauptelasticitäten.

Verschiebt man den Punkt nach einer der Axen, so ist die dadurch geweckte Kraft gleich der dazu gehörigen Hauptelasticität multiplicirt mit der Verschiebung. Die dabei geleistete Arbeit ist gleich der Verschiebung multiplicirt mit dem Mittelwerthe der durch dieselbe geweckten Kraft, welcher Mittelwerth das halbe Product aus Elasticität und Verschiebung ist. Umgekehrt ist die geweckte Hauptelasticität gleich der doppelten Arbeit, für welche das Ellipsoid construirt ist, dividirt durch das Quadrat der zugeordneten Axe des Ellipsoides.

Auf dieselbe Weise bestimmt sich von der durch eine beliebig gerichtete Verschiebung geweckten Elasticität jene Componente, welche in die Richtung der Verschiebung fällt und parallele Elasticität heißt. Sie ist gleich der doppelten Arbeit, dividirt durch das Quadrat des Radius Vectors, in welchen die gethane Verschiebung fällt.

Um die Fortpflanzung einer Planwelle zu bestimmen, schneide man das Ellipsoid der gleichen Arbeit central durch die Wellenebene. Der Schnitt ist eine Ellipse. Von dieser und dem Ellipsoide zugleich bildet die in der Planwelle enthaltene Schwingungsrichtung einen Radius Vector. Normal zum Ellipsoide wirkt die durch die Schwingung geweckte Elasticität. Diese zerfälle man in zwei Componenten, eine zur Wellenebene senkrechte, welche Longitudinalschwingungen zu erzeugen strebt und nicht weiter zu berücksichtigen ist, und eine in die Wellenebene fallende. Diese letztere steht normal zur Ellipse in jenem Punkt, in welchem diese von der Schwingung getroffen wird. Sie hat also mit der Schwingung nur in den zwei Fällen gleiche Richtung, wenn die Schwingung in eine der Axen der Ellipse fällt. Nur diese zwei Schwingungsrichtungen sind stabile. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit einer Planwelle mit Schwingungen stabiler Richtung ist der Quadratwurzel aus der zu den Schwingungen parallelen Elasticität direct, somit der zugehörigen Axe der Ellipse verkehrt proportionirt.

In jeder Planwelle, welche Schwingungen nicht stabiler Richtung enthält, theilen sich diese in Componenten nach den zwei zu einander senkrechten stabilen Richtungen. Da jeder dieser Componenten eine andere Fortpflanzungsgeschwindigkeit entspricht, so theilt sich somit auch die Welle in zwei senkrecht gegen einander polarisirte.

Es giebt aber zwei Lagen für die Planwelle, in welchen jede in ihr enthaltene Schwingung eine stabile ist. Diese sind jene Lagen, in welchen sie das Ellipsoid der gleichen Arbeit in Kreisen schneidet. Sonach giebt es auch zwei Richtungen, nach denen sich eine Planwelle mit beliebigen Schwingungen ohne Zweitheilung fortpflanzen kann, sie heißen die optischen Axen und liegen in der Ebene der größten und kleinsten Axe des Ellipsoides gleicher Arbeit. Ihre Winkel werden von diesen Axen halbirt.

Ist das Medium um eine Richtung herum symmetrisch gebaut, so ist das Ellipsoid der gleichen Arbeit ein Rotationsellipsoid, die Symmetrielinie ist die Rotationsaxe und zugleich die einzige optische Axe. In diesem Falle haben die verschiedenen Schnittellipsen eine Axe immer gleich groß und senkrecht zur optischen Axe, ihr parallele Schwingungen bilden die ordentliche Welle von constanter Fortpflanzungsgeschwindigkeit.

Ist das Medium symmetrisch nach allen Richtungen, so ist die Fläche gleicher Arbeit eine Kugel, jede Schwingungsrichtung ist eine stabile, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit für alle Richtungen und Schwingungen dieselbe.

Jede Planwelle, um ihre Fortpflanzungsgeschwindigkeit nach ihrer Normale verschoben, bildet eine Tangentialebene der Elementarwellenfläche. Den Berührungspunkt findet man, wenn man durch den Ursprung eine Senkrechte auf die Totalelasticität, welche durch die in der Planwelle enthaltene stabile Schwingung geweckt wird, zieht, und sie bis in die vorgeschobene Planwelle verlängert. So verfahrend kann man alle Punkte der Wellenfläche, also diese selbst construiren.

Digitized by Google

Der hochw. P. Dr. C. Braun, Priester der Gesellschaft Jesu zu Preßburg, übermittelt eine Abhandlung, betitelt: „Das Passagenmikrometer, ein Apparat zur genaueren Bestimmung der Zeit von Meridiandurchgängen, der Rectascension von Himmelskörpern und der geographischen Länge".

Die Abhandlung enthält die Beschreibung eines Apparates, mittelst dessen eine äußerst genaue Messung der Zeit nach einem neuen Principe ausgeführt und im Besonderen auf die Bestimmung der Meridiandurchgänge von beliebigen Himmelskörpern angewendet werden kann. Derselbe ist nicht bloß in allgemeinen Umrissen entworfen, sondern bis ins Detail in einer Weise beschrieben, daß überall auch seine praktische Ausführbarkeit klar wird, die zudem auch der Mechanicus Herr Ertel in München bestätigt hat. Der Apparat verspricht nach dem Verfasser an und für sich eine Präcision, die in der Wirklichkeit bei genauer technischer Ausführung keine anderen Grenzen hat, als die Grenzen der Sichtbarkeit und Unterscheidbarkeit in den stärksten Teleskopen, dem Princip nach aber noch weit über diese Grenzen hinausreicht; mittelbar eine größere Genauigkeit in der Bestimmung von Sonnen- und Mondörtern und folglich muthmaßlich in den Sonnen- und Mondtafeln, ferner eine schärfere Ermittlung der Aberrationsconstanten und neben Anderem hauptsächlich eine Bestimmung der geographischen Länge, welche durch eine besondere Combination von Beobachtungen vielleicht das Höchste leisten dürfte, was man in dieser Beziehung jemals erreichen zu können hoffen darf. — In einem Anhang weist der Verfasser nach, daß diese Methode von ihm, ehe ihm irgend etwas über eine solche Beobachtungsweise Veröffentlichtes bekannt war, durchaus selbstständig gefunden wurde, und zwar werden aus Briefen von Ertel, Secchi, Airy u. A., denen er die Sache sub secreto zur Beurtheilung mitgetheilt hatte, die nöthigen Belege mitgetheilt.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. G. Tschermak legt den ersten Theil seiner „Chemisch-mineralogischen Studien" vor, betreffend die Feldspathgruppe.

Die unter dem Collectivnamen Feldspath begriffenen Mineralien haben besonders in Folge ihrer großen Verbreitung in der Natur das allgemeine Interesse der Mineralogen, Chemiker und Geologen erregt, und es wurde bis jetzt eine ungemein große Anzahl von Beobachtungen auf diesem Felde gesammelt. Doch führten namentlich die chemischen Untersuchungen zu immer größerer Verwicklung, da sich für gleich aussehende Mineralien oft eine verschiedene Zusammensetzung ergab, so daß viele nicht scharf charakterisirt werden konnten, viele nicht in das angenommene System paßten; dies gilt namentlich von den kalk- und natronführenden Feldspathen. Es wurde daher öfter die Ansicht ausgesprochen, es möchten diese wohl Gemische isomorpher Verbindungen sein.

Der Verfasser hat es unternommen, diese Ansicht zu begründen und, auf den bisherigen Beobachtungen und eigenen Versuchen fußend, zu zeigen, daß alle Feldspathe Gemische von bloß drei Substanzen seien, die im Adular, Albit und Anorthit fast rein auftreten. Die kalireichen Feldspathe, die man gewöhnlich als Orthoklas zusammenfaßt, erscheinen als regelmäßige Durchwachsungen von Orthoklas und Albit, welche beiden indeß nicht isomorph sind, da der Orthoklas monoklinisch, der Albit triklinisch krystallisirt. Durch die stets vorkommende Zwillingsverwachsung der Albittheilchen entstehen jedoch Sammelformen, die ähnliche Dimensionen haben, wie der Adular, und daher kommt es, daß die Beimischung des an und für sich nicht isomorphen Albit an der Orthoklasform so wenig ändert.

Die übrigen Feldspathe sind isomorphe Gemische von Albit und Anorthit, wozu manchmal kleinere Mengen von Orthoklas treten. Was man Oligoklas, Andesin, Labrador genannt hat, sind nur einzelne Glieder einer continuirlichen Reihe. Jene Feldspathe, die man bisher nicht unterzubringen wußte, weil sie nicht einem dieser Fälle entsprachen, sind eben die bisher noch nicht berücksichtigten Zwischenglieder.

Digitized by Google

Zu den Feldspathen zählt der Verfasser auch noch zwei Seltenheiten, den barythaltigen Hyalophan und den Danburit, welcher anstatt Thonerde Borsäure enthält.

Die partielle Isomorphie des Orthoklas und Albit, so wie die vollständigere Isomorphie des Albit, Anorthit, Danburit, die des Orthoklas und Barytfeldspathes hat ihren Grund in der gleichen atomistischen Constitution.

Auszug aus dem Protokolle

der 12. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 3. November 1864 abgehalten wurde.

Der Herr Conservator Scheiger berichtet, daß er sich an die k. k. Statthalterei für Steiermark gewendet habe mit dem Ersuchen, durch jene Bezirksämter, in deren Amtsgebiete sich Seen befinden, Erhebungen über das Vorkommen von Pfahlbauten vornehmen zu lassen. Herr Scheiger verspricht, das Resultat dieser Erhebungen seinerzeit mitzutheilen.

Diese Anzeige wird zur Kenntniß genommen.

Einem von der Centralcommission gefaßten Beschlusse gemäß wurden die hochw. Ordinariate in den deutsch-slavischen Kronländern eingeladen, an ihren Priesterseminarien nach dem Beispiele des f. e. Ordinariates zu Wien, dann der f. b. Ordinariate zu St. Pölten und Linz Vorlesungen über Kunstgeschichte und christliche Kunst einzuführen. In Folge dieser Einladung liegen nun die Erklärungen von eilf Erzbischöfen und Bischöfen vor, deren sich bloß drei, und zwar theils wegen Mangel der nöthigen Lehrkräfte, theils wegen Abganges der erforderlichen Geldmittel ablehnend aussprechen. Von den übrigen Kirchenfürsten stellen zwei, nämlich der Herr Erzbischof von Olmütz und der Bischof von Zara, die Einführung von Vorlesungen über Kunstgeschichte und christliche Kunst für später in Aussicht, während der hochw. Fürstbischof von Gurk und der hochw. Bischof von Königgrätz solche Vorlesungen schon für dieses Studienjahr einführten und der hochw. Bischof von Lavant, um die empfohlene Maßregel ungeachtet des Mangels an einer verfügbaren Lehrkraft auch sofort durchzuführen, sich selbst entschlossen hat, für seine Alumnen Vorträge über Kunstgeschichte und christliche Kunst zu halten. Für den Unterricht der Alumnen in diesen Fächern schon früher, vor der von der Centralcommission ausgegangenen Anregung, haben vorgesorgt: 1. das f. e. Ordinariat zu Prag, indem dort die Alumnen des dritten und vierten Jahrganges schon seit mehreren Jahren den Vorträgen über christliche Kunstarchäologie an der k. k. Universität beiwohnen; 2. das f. b. Ordinariat von Seckau zu Graz durch die Vorlesungen, welche der Professor der Theologie Dr. Friedrich Wagl den Zöglingen des Priesterhauses schon seit dem Jahre 1858 hält; endlich 3. das bischöfliche Ordinariat zu Tarnow, an dessen Seminar der Professor der Kirchengeschichte bei seinen Vorträgen bereits seit vielen Jahren auch Kunstgeschichte und christliche Kunst berücksichtigt.

Das vorliegende Resultat wird von der Centralcommission als ein sehr günstiges begrüßt, zumal als selbst in den ablehnend lautenden Erklärungen die Wichtigkeit der empfohlenen Maßregel anerkannt wird.

An die Verhandlungen wegen Einführung von Vorlesungen über Kunstgeschichte und christliche Kunst an den geistlichen Seminarien anknüpfend wird beschlossen, übersichtliche, die christliche Kunst in ihren verschiedenen Stilarten darstellende Tabellen mit

Digitized by Google

Illustrationen und kurzem Texte herauszugeben, um so ein billiges und leicht faßliches Lehrmittel für Schulen und Unterrichtsanstalten zu schaffen. Behufs der Feststellung der näheren Modalitäten, unter welchen dieses Unternehmen auszuführen wäre, wird ein aus den Herren: Sectionsrath Löhr, k. Rath A. Camesina, Freiherr v. Sacken, Prof. Rösner und Custos Birk zusammengesetztes Vorberathungscomité berufen.

Der Doctorand der Philosophie E. v. Franzenshuld in Wien überreicht einen Aufsatz über die heraldisch-sphragistische Siegelsammlung des k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchives zur Benützung für die „Mittheilungen" und Dr. Eugen Janota in Saybusch zu gleichem Zwecke einen kleinen Aufsatz über die St. Egydius-Kirche in Bartfeld.

Beide Aufsätze werden der Redaction der „Mittheilungen" zur Beurtheilung zugewiesen.

Ueber Anregung des k. Rathes Camesina wird beschlossen, die aus dem alten Hause am „Hafnersteig" herrührenden, der Centralcommission gehörigen „Apostelfiguren" aus Terracotta der Direction des k. k. Museums für Kunst und Industrie zur Verfügung zu stellen.

Die von dem Correspondenten in Prag Herrn A. Schmitt eingesendeten Berichte über die im Auftrage der Centralcommission im Jahre 1863 unternommene Erforschungsreise durch die dem Conservator Franz Grafen v. Thun unterstehenden Kreise Böhmens, werden nach Einvernehmen des Herrn Redacteurs Ritter v. Perger zur Benützung für die „Mittheilungen" angenommen.

Hiemit wird die Sitzung geschlossen.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 20. December 1864.

Herr k. k. Hofrath und Director W. Haidinger im Vorsitz

Der Vorsitzende berichtet vom 12. December über die von Sr. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Ludwig Joseph gnädigst bewilligte Audienz, in welcher Höchstdemselben die ehrfurchtsvollsten Wünsche zu seiner achtzigsten Geburtsfeier im Namen der k. k. geologischen Reichsanstalt dargebracht wurden.

Hierauf wird über die Carus-Jubelfestfeier vom 2. November in Dresden berichtet und der 23. (31.) Band der Verhandlungen der k. leopoldinisch-karolinischen Akademie der Naturforscher vorgelegt. Dem h. k. k. Staatsministerium wird für die hocherfreuliche Betheilung der k. k. geologischen Reichsanstalt und des Vorsitzenden mit den zwei ersten eben erschienenen Bänden der wissenschaftlichen Novara-Reisewerke „Geologie von Neu-Seeland", von Herrn Prof. Dr. F. v. Hochstetter, und „Statistisch-commercieller Theil", von Dr. K. Ritter v. Scherzer, der ehrfurchtsvolle Dank ausgesprochen.

Herr k. k. Bergrath M. V. Lipold giebt eine Uebersicht der Ergebnisse der von der ersten Section der k. k. geologischen Reichsanstalt im Sommer 1864 in Nieder- und Ober-Oesterreich ausgeführten Arbeiten, an denen außer ihm Herr k. k. Sectionsgeologe D. Stur und die Herren k. k. Montaningenieure Gottfried Freiherr v. Sternbach, J. Rachoy und L. Hertle Antheil nahmen.

Herr k. k. Montaningenieur F. Babanek legt die von ihm aufgenommene geologische Specialkarte der nördlichen Seite des Waagthales in Ungarn zwischen Sillein und Predmir bis an die schlesische Grenze vor.

Herr k. k. Montaningenieur A. Rücker berichtet über die Diluvial-, Tertiär- und

Digitized by Google

Kreidegebilde der Umgebung von Pruszka in Ungarn, dann Brumow und Klobouk in Mähren.

Herr Karl Ritter v. Hauer spricht über die Werthbestimmung der Graphite durch Bestimmung des Kohlenstoffgehaltes nach der von Berthier zur Brennwerthbestimmung fossiler Kohlen eingeführten Methode.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer legt dankend der Anstalt zugekommene Geschenke vor: eine Suite Gebirgsarten und Petrefacten aus der Umgebung von Steyerdorf im Banat, von Herrn Benedict Raha, Oberverwalter der k. k. Staatseisenbahngesellschaft; ferner 31 geschliffene Marmormuster, von Herrn Justin Robert in Ober-Alm bei Hallein.

Herr Prof. E. Sueß, von dem Vorsitzenden eingeladen, berichtet über Knochenreste, von Herrn Apotheker Tachetzi in Eger an die k. k. geologische Reichsanstalt eingesandt. Ein Theil dem Mastodon tapiroides zugesprochen. Fundort Oberndorf östlich von Franzensbad in sieben Klafter Tiefe, in Letten unter dem Süßwasserkalk. Ein anderer Knochen, wohl von verschiedenem Fundorte, ist ein Stück eines Hirschgeweihes und zeigt etwas Bearbeitung.

Mittheilungen des Vorsitzenden folgen:

Anerkennende Worte zur Erinnerung an den am 15. December verewigten k. k. Sectionsrath Leopold Laserer.

Der Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich ist durch seine Generalversammlung am 16. December für Wien als Hauptstadt von Nieder-Oesterreich in das Leben getreten.

Malachittropfstein von Reichenau in Oesterreich, Geschenk des Herrn k. k. Oberverwesers Ferdinand Schliwa daselbst, nebst Erläuterungen über die Tropfsteinbildung.

Geschenk einer Periklin-Prachtdrusse aus Tirol, von dem soeben in das h. k. k. Finanzministerium nach Wien berufenen Herrn k. k. Sectionsrathe Franz Ritter v. Schwind, früher zu Hall in Tirol. Von demselben ein merkwürdiges Exemplar Faserkohle von Häring.

Vorlage eines höchst merkwürdigen Exemplares von Kalktropfstein, Geschenk von Herrn k. k. Expectanten Ernst Lürzer v. Zechenthal in Hallein, aufgenommen von einem Schiffscapitain am Meeresstrande bei Pola nach einer stürmischen Nacht.

Von Herrn k. k. Prof. Dr. Victor Ritter v. Zepharovich im Prag wurden freundlichst an den Vorsitzenden mitgetheilt Krystalle von Korynit, einer neuen von Herrn v. Zepharovich bestimmten und benannten Mineralspecies, Arsenik-, Antimon-, Nickelkies von Olsa bei Friesach in Kärnten.

Dank allen hochgeehrten Gönnern, Freunden und Arbeitsgenossen und Schluß der Sitzung, der letzten des Jahres, mit den besten Wünschen für das künftige.

---

* Ungarische Akademie. (Sitzung der belletristischen und philologischen Abtheilung vom 12. December 1864.) Herr Fogarassy hielt einen philologischen Vortrag, in welchem er die vom philologischen Standpunkte bemerkenswerthen Momente hervorhob, welche in der von Herrn Kriza veröffentlichten Sammlung der Szekler Volksgedichte enthalten sind. Hierauf hielt Herr Toldy einen interessanten Vortrag über den Cyklus der ungarischen Kunstepopöen. Im 17. Jahrhundert dichtete Zrinyi sein bekanntes Heldengedicht „Zrinyas" und wetteiferte darin mit Tasso. Dann gerieth aber die ungarische Litteratur in einen großen Verfall; die Dichtkunst verflachte sich vollständig, und die im 18. Jahrhundert erschienenen Heldengedichte waren nur verfehlte Nachahmungen

Digitized by Google

der Henriade von Voltaire. Endlich erwachte die Nation aus ihrem Schlummer und die Dichter waren bestrebt, die Wiedergeburt der Nation zu fördern. Im Jahre 1823 erschien das Heldengedicht: „Die Székler in Siebenbürgen von Alexander Székely" von Aranyos Rákos, dem nachmaligen Professor in Klausenburg und Bischof der Unitarier in Siebenbürgen. Dieses Gedicht ist die Grundlage der verschiedenen Heldengedichte die nun in rascher Reihenfolge von Czuczor, Vörösmarty, Andreas Horváth und Debreczeni erschienen. Die Zeitperiode, in welcher die ungarischen Kunstepopöen gedichtet wurden, war eine sehr kurze; sie umfaßt die Jahre von 1823 bis 1830. Debreczeni's Gedicht: „Die Schlacht bei Kiew", erschien zwar viel später, nach dem Tode des Dichters unter den Auspicien des Grafen Emerich Mikó, aber es kam eben schon zu spät und machte fast gar keinen Eindruck mehr, weil die Zeit eine ganz andere geworden war. Herr Toldy charakterisirte die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der einzelnen Dichter und ihre Gedichte mit feinem Verständniß und verschwieg auch die Mängel nicht, welche der Kritiker an den einzelnen Gedichten zu rügen hat. Hierauf legte der Herr substituirende Secretär den ersten Band von Reguly's schriftlichem Nachlasse vor, welcher im Auftrage der Akademie von Paul Hunfalvy verfaßt wurde. In diesem ersten Band wird das Volk der Wogulen und ihre Sprache behandelt.

(Sitzung der historisch-juridischen und philosophischen Abtheilung vom 19. December 1864.) In derselben hielt Herr P. Hunfalvy einen Vortrag über die Geschichtschreibung der Finnen, welcher interessante Aufschlüsse über Litteratur, Wissenschaft und öffentliches Leben in Finnland giebt. Zu den größten Geschichtsschreibern der Finnen gehört Portan; auch Koskinen, der eine „Geschichte des Bauernaufstandes im Jahre 1600" schrieb, gehört zu den bedeutenderen Historikern. Einige interessante Einzelnheiten aus des Letzteren Werk theilte Herr Hunfalvy im Auszuge mit. Hierauf las Herr Csengery einige Capitel aus einer Arbeit des Herrn Fabó über eine vom Grafen Joseph Szirmay der Akademie geschenkte Briefsammlung vor. Die Sammlung enthält unter anderem eine vollständige Correspondenz des Stephan Vitnyedi von 1652 bis 1660. Vitnyedi spielte unter Leopold I. eine bedeutende politische Rolle und war auch ein Haupttheilnehmer an der sogenannten Wesselényi'schen Verschwörung. — Ein Vortrag des Herrn Römer behandelt die in der Marmaros gefundenen goldenen Kunstdenkmäler.

* Verein für Landeskunde von Niederösterreich. (Ausschußsitzung vom 23. December.) Der Präsident Se. Excellenz Freiherr v. Pratobevera eröffnet die Sitzung mit der Mittheilung, daß sämmtliche definitiv gewählten Herren Ausschüsse die Annahme dieser Wahl zugesagt haben.

Herr Hofrath Valentin Streffleur wird zum Präsidentenstellvertreter, Herr Kunsthändler A. Artaria zum Cassier und Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. J. Bauer zum Rechnungsführer gewählt. Zum ständigen Secretär wird Herr Hippolyt Tauschinski bestellt. Behufs der Abfassung einer Geschäftsordnung wurde aus den Herren: Archivar Weiß, k. k. Schulrath Becker und Dr. J. Bauer das eine, für das Programm der Errichtung von Sectionen aus den Herren: Official Dr. M. Thausing, k. k. ersten Staatsarchivar Dr. A. v. Meiller, k. k. Hofrath V. Streffleur, k. Rath A. Steinhauser und Prof. J. Brachelli ein zweites Comité gebildet.

Die k. k. n. ö Postdirection theilt mit, daß das h. k. k. Handelsministerium mit Erlaß vom 5. December d. J. den Correspondenzen des Vereines mit landesfürstlichen Behörden und Aemtern die Portofreiheit zugestanden habe.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Friedrich Halm.

Friedrich Halms (Eligius Freiherrn v. Münch-Bellinghausen) Werke. 1. bis 8. Band. Wien 1856 bis 1864. Verlag von Carl Gerolds Sohn).

II.

Friedrich Halm hat in seiner Bedeutung als deutscher Dichter noch kein unbefangenes Urtheil erfahren. Eine Zeit gab es, in der man den Geist überhaupt nicht gelten lassen wollte, wenn er nicht im Dienste der politischen Ideen thätig war, und jene Zeit hatte allerdings ihre Berechtigung. Wenn man den damaligen tyrannischen Imperativ, daß jeder, der da denkt, an und für den Staat denken soll, den Giftstoff der Zeit genannt hat, so war er dies nur im Sinne eines nothwendigen Gegengiftes. Später, unter gesunderen Verhältnissen, als die dichterischen Kräfte der Nation so weit von den politischen Bedrückungen befreit waren, um nicht mehr an der Abwälzung derselben ebenfalls arbeiten zu müssen, enthob man auch Halm stillschweigend dieser Pflicht, wurde ihm aber nur so weit gerecht, daß man ihn mit mehr oder minder ausführlich variirten Schlagwörtern abfertigte. Man gesellte seine Dichtungen der Form nach den Nachzüglern der Schiller'schen Jambendiction, dem Inhalt nach den Werken der romantischen Schule bei. So war Halm rasch und bequem unter jene vielumfassende Kategorie gebracht, welcher man nicht ein mal die Ehre einer näheren Erklärung gönnt, welche man mit drei Worten, ja mit drei Buchstaben abfertigt: „Und so weiter". Auffenberg, Uechtritz, Schenk u. s. w. In dieser bodenlosen Dreiletterngrube sollte sich auch Friedrich Halm befinden.

Seine Diction ist schon deßhalb nicht aus der Schiller'schen hervorgegangen, weil sie nach dem unvergleichlichen, gedankenschweren Pathos nicht einmal strebt, nach welchem so viele Tragödiendichter, und außer den drei oben genannten, zu welchen Halm gehören soll, auch Raupach gestrebt haben, und welches doch nach Schiller keiner mehr erreichte. Statt dieser schwungvollen Kraft, deren Ton sich schon der Seele mit der Gewalt einer Lebenserfahrung einprägt, besitzt die dramatische Diction Halms eine wieder ihrerseits nicht leicht erreichbare, eine ganz eigenthümliche Grazie; der Geist spanischer und italienischer Dichtungsformen, die selbst dem Düstersten und Schrecklichsten noch eine Wendung der Anmuth geben, schlängelt sich wie flüssiges Gold durch seine Jamben. Sie haben niemals jene fünffüßige Monotonie, welche, selbst leer, einst so manches deutsche Theater leer

Digitized by Google

machte; sie würzen und vergeistigen ihren Wohlklang durch Einfälle, Wendungen, Antithesen, selbst durch einen leisen Anflug epigrammatischen Witzes.

Wenn nun Halm allerdings Stoffe ergriff, zu deren Wahl die deutschen Romantiker beifällig genickt hätten, so hat er mindestens nicht von diesen, nicht aus zweiter Hand seine Inspirationen empfangen, sondern ist zu den Quellen hinaufgestiegen. Calderon und Lope de Vega haben sich ihm in ihrer unmittelbaren Macht gezeigt, und wenn er Petrarca und selbst Dante zu Rathe zog, so hat er sich auch gründlich mit der Geschichte des italienischen Mittelalters vertraut gemacht. Mehr aber als diese Studien, welche doch immer nur äußere Anlässe bleiben und über das Innerste und Tiefste einer Richtung nicht entscheiden können, haben ihn die ursprünglichsten Elemente seines dichterischen Wesens, Züge seiner Individualität, die sich in seinen Werken weniger offenbaren als verrathen, zum Romantiker vorbestimmt. Es ist weder etwas Angewöhntes noch Erlerntes, weder eine Ueberzeugung, noch eine Berechnung; es ist eine naive, vollkommen natürliche Aeußerung seines „Dämons", wenn er sich vor dem Glanz der Macht überwältigt beugt, wenn ihm Ritter- und Königthum, wie sich dessen Zauber sichtbar darstellt und als Tradition unsichtbar weiter wirkt, von keiner Poesie übertroffen, von ihr nur ausgedeutet und zu ihrem Inhalt gemacht werden kann.

Wo diese Richtung eine so natürliche und unbefangene ist, die sich weder erst rechtfertigen noch gar aus Trotz behaupten, sondern eine einfache Thatsache sein will, welche so ist und nicht anders sein kann, da wird auch ihr künstlerischer Ausdruck keinen Anstoß erregen, vorausgesetzt, daß der dazu gewählte Stoff sich auch vollkommen mit jener Grundanschauung deckt und ihr erlaubt, bei ihrer reflexionslosen Naivetät zu bleiben.

Hierin liegt der Unterschied zwischen Halm und den meisten Bearbeitern romantischer Stoffe; was bei diesen Princip oder höchstens ein gedankenlos Ueberkommenes ist, das ist bei ihm Natur; er ist zu der Wahl des Vorwurfs *getrieben*, wenn andere sie berechneten. Ist doch Halm nicht nur den glänzenden Formen, auch den socialen Dogmen einer alten Zeit unwillkürlich zugeneigt und dazu geboren, in seinen Dramen eine gewisse Ritterlichkeit, eine Weltauffassung abzuspiegeln, welche über gesellschaftliche Gliederungen, Lebensglück, Frauenwerth, über ideale Bestimmungen der Seele, kurz über Himmel und Erde in unumstößlichen Satzungen entschieden zu haben glaubt.

Wie glücklich aber verschmelzen sich gerade nur bei Halm die Natur des Dichters und die Natur seiner dramatischen Gegenstände! Daraus entspringt allein schon eine Harmonie des Kunstwerkes, welcher sich der ästhetisch Genießende, wie auch außerhalb der Kunst seine Gesinnung und Anschauung beschaffen sei, ungestört hingeben mag, weil er die in sich abgerundete Welt durch keinen seiner widersprechenden Gedanken auflösen oder auch nur in ihrer Geschlossenheit stören wollte. Wo aber jene Verschmelzung zwischen Dichternatur und Dichterstoff nicht mehr stattfindet oder vielmehr, wo jene sich selber zum Stoff werden soll, wie in der Lyrik, da hat die erwähnte Harmonie ein Ende und die romantische Subjectivität

Digitized by Google

tritt mit ihren oft harten und engen Schranken und Beschränkungen zu Tage. Das macht sich in vielen lyrischen Gedichten Halms, und namentlich in mehreren seiner Gelegenheitsgedichte geltend, wenn sie dies nicht im Begriffe Goethe's sind, sondern aus äußeren Anlässen stammen, die nach den dabei betheiligten Situationen oder Personen sich nicht wollen gebrauchen lassen zum Ritt ins alte romantische Land. Von den Vorzügen seiner „Gedichte" ist übrigens noch zu sprechen.

Friedrich Halm, den Dramatiker, kann man weder nach dem Eigensten seiner Natur, noch nach der Originalität seines dichterischen Wortes in eine bestimmte Reihe mit Anderen stellen, wenn auch in diesen Beziehungen Manche mit ihm in entfernter Verwandtschaft stehen mögen. Einen Punkt aber giebt es, in welchem selbst dieser dünne Faden der Zusammengehörigkeit abreißt und Halm die Genossen, die man ihm gerne geben möchte, so hoch überfliegt, daß sie keine Verbindung mehr mit ihm finden können, und das ist die sowohl dichterische als bühnliche Technik seines Drama's. Selbst in den schwächsten derselben, zu denen man z. B. den „Adept" und „Imelda Lambertazzi" zählen darf, sind die Expositionen so buchstäblich Meisterstücke, daß die begabtesten Poeten, wenn sie sich im äußerlichen Bauen und Gestalten noch als Schüler fühlen, daran Studien machen sollen. In seinen besten Dramen gliedern sich die Scenen, runden und spitzen sich die Situationen so wirksam, daß man an die feine Berechnung französischer Dramatiker erinnert wird und dennoch den Unterschied fühlt, wie er eben zwischen dem Künstler und den Kunsttischlern, zwischen dem organisch gewordenen und dem effectvoll geleimten Gebilde besteht. So können z. B. „Der Fechter von Ravenna" und „Wildfeuer" in technischer Geschicklichkeit nicht übertroffen werden. Sie ist aber nur scheinbar eine technische, sie quillt ursprünglich aus der besonderen Begabung, feine psychologische Momente zu deutlichen Wendepunkten der Handlung herauszubilden. Mit einer gewissen Neugier durchgeht man deßhalb auch die gesammten Werke Halms, um, wenn möglich, eine irgend vernünftige Ursache herauszufinden, daß die deutschen Bühnen gegenwärtig von seinen Stücken verhältnißmäßig geringen Gebrauch machen. Ein Blick auf dieses Räthsel wird die ästhetische Werthschätzung immer begleiten dürfen.

Von „Griseldis" wird sich der Leser noch immer angeregt fühlen, wenn sich auch allerdings der Zuschauer bereits davon abwenden mag, obgleich nicht gesagt sein soll, daß nicht nach längerer Pause eine besondere Zeitstimmung dem Stücke auch wieder zu seinem theatralischen Glanz verhelfen könnte. Nach dem inneren Werthe knüpft „Griseldis" an die liebenswürdigsten Bestrebungen der Romantiker an. Sie waren, nachdem ihnen Herder dazu nur das Signal geblasen hatte, die Erwecker und Befreier des so lange Zeit in Schlummer gelegenen Dornröschens der Volksthümlichkeit. Den tiefen Kern des germanischen Urgemüthes wußten sie aus unseren alten Sagen und Liedern herauszuschälen, und Brentano erfand gleich selbst eine Volksgeschichte, deren glühender Zauber noch gar nicht genugsam gewürdigt ist, am wenigsten, wenn man ihn zum Ahnherrn der modernen Dorf

Digitized by Google

geschichten machen will. Zu den volksthümlichen Sagen von weiblicher Demuth und Treue gehört auch „Griseldis“ (in manchen alten Bearbeitungen „Briseldis“) und nichts kann ungerechter sein, als der Vorwurf, den man Halm machte, daß sich das treue Weib allzu lammfromm geberde und niemals die Zornader schlagen lasse. Er hätte dadurch den Charakter des alten Stoffes gänzlich verwischt. Genug, daß sein fünfter Act eine rein menschliche Genugthuung schafft und die Morgenluft einer anderen Zeit wittern läßt. Auch würde der moderne Zuschauer sich in das Netz von Qualen, das der armen Griseldis um das Haupt geworfen wird, nicht so unästhetisch peinlich mitverstrickt fühlen, wenn es nur aus den „Proben“ in der alten Sage geflochten wäre. Allein Halm hat die Folter durch ein Zerwürfniß der Schmerzensheldin mit ihrem Vater bis zur Unerträglichkeit geschärft, ein Motiv, welches die Entsagung am Schluß befriedigender für den Zuschauer machen soll, weil sich die Versöhnung mit dem Vater daran knüpft. Es ist eben damit bei weitem weniger an Abrundung gewonnen, als an Illusionsfähigkeit verloren worden, die nur ein gewisses Maß von Leiden mit ernsthaftem Glauben an seine Möglichkeit aufnimmt. Der Litteratur wird aber „Griseldis“ immer ein Besitz bleiben.

Das läßt sich von dem Trauerspiel „Der Adept“ nicht behaupten. Daß ein Forscher den Stein der Weisen wirklich gefunden hätte, ist allerdings eine geniale Voraussetzung, und sie hätte, wenn die entsprechenden Consequenzen daraus gezogen worden wären, als Werner Holm eine dritte für die Menschheit typische Gestalt zu Don Juan und Faust gesellt. Denn *Begehren* ist das innerste Wesen des Menschen und von dieser dritten Seite ist es noch nicht dichterisch angeschaut worden; man müßte sich denn mit „Monte-Christo“ von Alex. Dumas zufrieden geben wollen. Der Goldmacher ließe zwei Gestaltungen zu; er kann der Halbgott sein, der als Hervorbringer eines von der Chemie so bezeichneten *Elementes* ein Naturgeheimniß erlauscht und deßhalb auch schon ins Uebernatürliche emporragt, oder er kann ein socialer Attila sein, der die bürgerliche Gesellschaft mit seinen Gelüsten wie mit wilden Horden überzieht und die Stände, ja die Ordnungen der Welt überhaupt ganz absonderlich durcheinander schüttelt.

Wie Halm den Goldmacher auffaßte, ist ein thatsächlicher Beweis gegeben, daß die Individualität dieses Dichters mit aller Anstrengung nicht dahin gebracht und selbst durch einen philosophischen Stoff nicht verlockt werden kann, aus dem Bann des Ueberkommenen herauszutreten, wie glänzend und selbst originell, wie anmuthig und poetisch auch die Art ist, in welcher er es, weil es eben die Reproduction seines eigenen Wesens ist, immer wieder hervorbringt. Der Stoff des Adept hätte jeden anderen Dichter unwiderstehlich hingerissen, seine Simsonskräfte an den herkömmlichen Säulen, an den conventionellen Grundlagen der sittlichen Weltordnung zu versuchen — in der Behandlung durch Halm ergiebt sich nicht *mehr* Inhalt, als das Fibelbuch in die Worte kleidet: „Allzu viel ist ungesund“. Im dritten Act spricht der Dichter selbst die Verurtheilung seines Helden und des ganzen Stückes aus: „Ihr seid ein Prasser ganz gemeiner Art, nur daß Ihr

Digitized by Google

reicher seid, als Euresgleichen". Wie um sich im voraus an der Kritik zu rächen, hat der Dichter aus der Figur, welcher jene gerechten Worte in den Mund gelegt sind, den — Bösewicht des Stückes gemacht.

Die Schranke, welche den Dichter unerbittlich von der grübelnden Beschäftigung mit modernen Ideen trennt, sie ist hier sogar in den Reden seines Helden zu erkennen. Während dieser concrete Wahrnehmungen mit besonderem Reiz ausspricht, wie denn z. B. der Satz: „Wir träumen uns ein Weltmeer von Entzücken und wir erschöpfen's mit der hohlen Hand" eine alte Erfahrung zu einem wunderschönen Bilde abrundet, beginnt derselbe Held seine metaphysischen Reflexionen mit dem sonderbaren Axiom; „Todt sein ist nichts und Sterben zu ertragen". Dagegen protestiren alle Gestorbenen, denn wenn Sterben zu ertragen wäre, so wären sie eben nicht daran — gestorben. Und die höchste Spitze der abstracten Untersuchung ist: „Beschränkung hält der Erde Bau zusammen". Ja wohl! Ein Held aber, der als Adept das Mittel besitzt, diesen Bau aus seinen Fugen zu reißen, würde vorerst darüber gegrübelt haben, wozu es überhaupt nöthig sei, ihn zusammenzuhalten. Damit hätte die wahre Tragödie begonnen.

Eine dramatische Scene, die unter dem Titel „Camoens" auf der Bühne erschien, beutet einen anmuthigen Gedanken von Tieck mit vielem Pathos aus, bereitet aber dem Leser das Vergnügen, sich in vortreffliche Verse versenken zu können. „Imelda Lambertazzi" ist einer von den nicht eben seltenen Versuchen, die anekdotischen Grundlagen von „Romeo und Julia" von neuem zu verwerthen. Bei aller Vortrefflichkeit des technischen Gerüstes ist das Stück so wenig von dramatischer und ethischer Bedeutung erfüllt und nimmt sogar eine so sonderbare, weniger unästhetische als unappetitliche Wendung, daß man es als nichts weiter, denn als ein Zeugniß betrachten möchte, wie Friedrich Halm einmal recht aus dem Vollen die Lust büßen wollte, dem lyrisch-dramatischen Jambenfieber seinen ganzen Verlauf zu lassen und sich ohne Scheu alle Rhythmen und Metaphern eines solchen Deliriums von der Brust zu sprechen. In dem Trauerspiel „Ein mildes Urtheil" steigert sich zwar die romantische Form zu einer noch viel südlicheren Färbung und die Diction trägt durch das Gewand von spanischem Trochäenschnitt dazu bei, allein ein psychologisches Problem, dessen Lösung nur den Fehler hat, nicht bühnlich wirksam zu sein, eine Untersuchung des wahren Begriffes von Schuld und Unschuld legt doch auf die überquellende Fülle von Blumen den Schwerstein eines Gedankens. Aus diesem Grunde ist auch die Lectüre des Stückes noch immer eine anregende.

Die schon erwähnte Geschicklichkeit in der Wahl und Behandlung des Psychologischen hat im „Sohn der Wildniß" ihren eigenen Höhepunkt, so wie den des Erfolges erreicht. Man denkt heute von dem Stück nicht überall mehr so gut, wie zur Zeit, da es so viel wie eine Rettung, zwar nicht des deutschen Theaters, aber vieler deutschen Theater war. In einem von den neueren unter jenen Tagebüchern der Lectüre, die man sich gewöhnte Litteraturgeschichten zu nennen, ist das Stück mit offenbarer Ungerechtigkeit, aber sichtlich nur unter dem Eindrucke einer schlechten

Digitized by Google

Darstellung der Parthenia recensirt. Aus den Zeilen dieser Recension steigt nach und nach immer deutlicher die Provinzschauspielerin empor, welche unbefangene Kindlichkeit in berechnende Koketterie verwandelte und dadurch das ganze Stück in den falschen Schwinkel schob, als ob das griechische Weib die Zähmung des Barbaren beabsichtigt hätte. Und so gehen die Männer zu Werke, die auf dem Forum sitzen! Allein auch ohne so groben Fehler der Darstellung hat die Wirkung des Stückes in letzter Zeit eine Wendung aus dem Sentimentalen heraus zum Lustspielhaften genommen. Eine Untersuchung, die nicht hieher gehört, wäre interessant genug, wenn sie feststellte, ob es eine Wandlung, eine Frivolität des Publicums, oder ob es das Realistische in der modernen Schauspielkunst ist, was an jener Veränderung den meisten Antheil hat. Von welcher Seite man aber auch das Stück auffasse, die psychologische Entwicklung, die in dem Grade deutlich ist, daß sie zu effectvollen Einschnitten in der Handlung sich gestaltet, wird man immer bewundern müssen.

Mit all den hier genannten Stücken schließt sich eine frühere Epoche Halms ab, welcher die Bühnen eben so sehr in der Verschmähung als in der Benützung gerecht geworden sind. Mit den nun zu besprechenden späteren Werken hat es ein anderes Bewandtniß.

Schon ein Jahr vor dem „Sohn der Wildniß" erschien ein dramatisches Werk, welches, obgleich nicht Original, zu den größten und leider auch zu den am wenigsten gelohnten Verdiensten Friedrich Halms gezählt werden muß. „König und Bauer", nach Lope de Vega bearbeitet, müßte die deutsche Bühne als ein stets freudig wieder hervorzuholendes Besitzthum betrachten, und zwar aus mehreren Gründen. Zunächst um der eben so unverfälschten als unbestreitbaren Poesie des spanischen Drama's überhaupt in einem seiner lieblichsten Meisterwerke die gebührende Huldigung zu zollen; sodann aber um die Art von Wirkung, wie sie die zarte und holde Heiterkeit dieses Gedichtes übt, der Freude und dem Gedächtniß der Menschen nicht zu entziehen, bis gänzliche Vergessenheit sich darüber breitet. Ist es wahr, was noch bezweifelt werden mag, daß wir den Ideen, auf welchen der tragische Ernst des spanischen Drama's beruht, nicht mehr die Brust offen entgegentragen können, so waltet im „König und Bauer" eine Weltanschauung, der sich stets alle Zeiten so gerne neigen werden, wie der lächelnden Philosophie des Horaz. In der Ausführung ist nichts zu ideal, als die Voraussetzung, daß der Bauer, ohne jemals seiner Scholle entfremdet worden zu sein, ohne die bewußte Rückkehr zu einem unbewußten Besitz, in diesem das Beste erkennt, was die Welt bietet. Das Ideale jedoch in den Gegensätzen und Berührungsquellen zwischen Königshof und ländlicher Idylle muthet so reizend an, wie eines der Bilder auf den Tapeten in altfranzösischen Lustschlössern.

Unmittelbar nach dem „Sohn der Wildniß" erschien das Trauerspiel „Sampiero", welches, in Prosa geschrieben, auch vom Geiste der übrigen Halm'schen Dramen in etwas abweicht, ohne daß das Unterschiedene sich der vollen Zustimmung bemächtigen könnte. Hingegen ist es als ein ganz ungerechtes Schicksal zu

Digitized by Google

betrachten, daß das Trauerspiel „Eine Königin" so wenig bekannt wurde, ja auf keinem Repertoir die ihm gebührende Stellung einnimmt. Das Stück behandelt eine ernste Angelegenheit, unseres vollen Antheils würdig, die Krisen eines Staates, dem ein Kind zum König gesetzt ist, während ehrgeizige und wohlausgerüstete Prätendenten ihm die Macht des Thrones und selbst das Recht auf denselben streitig machen. Den unmündigen Fürsten und alles, was er zu behaupten hat, verficht ein Weib, seine Mutter, mit der äußersten Energie, aber auch mit der wachsamen Klugheit, womit in tödtlicher Gefahr das Muttergefühl sich waffnet. Und diesem Gefühl bringt die Königin in heroischer Selbstverläugnung ein anderes eben so berechtigtes Gefühl des Weibes zum Opfer. So fein als tief ist der Gedanke, daß gerade das bewundernswerthe Opfer eine Schuld begründet, die sich im Undank des Sohnes tragisch rächt, und wie viel auch dadurch für die Bühne gewonnen sein mag, man möchte um der ästhetischen Reinheit des Gedankens willen beklagen, daß er nicht hartherzig bis zu einer Katastrophe geführt ist, sondern in einer Versöhnung sich abstumpft. Nicht von vielen Stücken der neuen Zeit kann man sagen, daß sie wie dieses durch die Handlung allein schon ernste und denkende Leute beschäftigen können, unabhängig von dem rein menschlichen Seelenkampf, welcher sich aus den politischen Triebfedern entwickelt. Soll denn das moderne Publicum ganz und gar verlernen, sich für den Ernst auf der Bühne, für das Trauerspiel überhaupt zu erwärmen, daß man dieses schöne und interessante Stück bereits in den Archiven ruhen läßt, während man gleichzeitig über die dramatische Unproductivität der Gegenwart Klage führt?

Eine sichtbare Ironie des Schicksals war es, welche das Lustspiel „Verbot und Befehl" nicht auch nur um einen einzigen Monat früher als am 29. März 1848 zur ersten Aufführung brachte. Zum ersten Male wollte Halm mit lustigem Uebermuth über die Schnur hauen, welche ihm, wie schon erwähnt, nicht durch seine Ueberzeugung so sehr als durch seine Natur gezogen ist, und sich den politischen Ideen der Neuzeit als guter Kamerad in den Arm hängen Da fügt es sich, daß er einige der bescheidensten davon in dem Augenblicke erreicht, als sie von den stürmischer vordrängenden weit überholt sind Was konnte an dem genannten Tage der Spott über die kleinlichen Tracasserien eines veralteten Polizeiwesens noch bedeuten, wie es das Stück im Spiegel der Dogenrepublik aufzeigt? In ästhetischer Beziehung reicht der sinnige Grundgedanke für die lange Dehnung nicht aus. Am Ende der ersten Actes wird mit der Prämisse, daß Verbot und Befehl durch einen zufälligen Irrthum verwechselt werden, schon die ganze Consequenz und damit Inhalt und Ausgang des Stückes auch einer nüchternen Phantasie im voraus gegeben, und ehe der Vorhang zum zweiten Male aufgeht, hat man es in seinen Gedanken genugsam belacht, daß Verbot und Befehl ihr Ziel erreichen, weil sie übertreten werden.

Beim „Fechter von Ravenna" muß es mehr noch als bei dem Trauerspiel „Eine Königin" Wunder nehmen, daß die Dichtung nicht genugsam heimisch ist auf den deutschen Bühnen. Die alte Erfahrung von dem Undank Deutschlands

Digitized by Google

gegen seine Dichter tritt hier in neuer Modification auf. Welche andere Nation würde ein dramatisches Werk, welches einen wichtigen Theil seiner Geschichte in nicht abzuläugnender bühnlicher Wirksamkeit zur Anschauung brachte, so früh der Verschollenheit überantworten: welche andere Nation, wenn sie an Dramen von so nationalem Gehalt und so interessanter Ausführung Mangel leidet, würde es nicht jedem ernsten Theater des Landes zur Pflicht machen, ein Stück, welches jenen Mangel einigermaßen ausgleicht, mindestens einmal im Jahre vorzuführen? Der Raum wird uns hier nicht gegönnt, um auch an der künstlerischen Bedeutung des „Fechter" zu entwickeln, wie sehr seiner Lebensfähigkeit die bühnliche Zuerkennung des Lebens gebührt. Nur das Eine sei bemerkt, daß von den zahllosen deutschen Dichtern, welche von Klopstock und Heinrich v. Kleist bis herab auf die neueste Zeit sich bemühten, an die Schlacht im Teutoburger Walde dramatisch anzuknüpfen, Halm der einzige ist, welcher mit diesem Versuch in der That dem deutschen Theater ein Gut gespendet hat. Und dennoch muß es das Wiener Hofburgtheater zu seinem Ruhme zählen, daß es allein noch für die Erhaltung jenes Gutes besorgt ist.

„Iphigenie in Delphi" hat zu moderne Farben und zu weichliche Contouren im Verhältniß zu Goethe's großem Carton, zu welchem jenes Stück die Fortsetzung bilden will. Romantisch im liebenswürdigsten Sinne wäre „Wildfeuer", wenn nicht der Einfall, der zu Grunde liegt — beiläufig bemerkt von G. Sand in dem dramatisirten Roman „Gabriel" bewunderungswürdig sicher und in modernem Geiste behandelt — eine gewissermaßen gerechte Frivolität des Lesers herausforderte, sobald die Idee auf lauter romantischen Voraussetzungen zu ihrer Verwirklichung schreitet. Ob der Zuschauer sich eben so ketzerisch verhalten wird, wie der Leser, muß erst auf größeren Theatern erprobt werden.

Der erste und der siebente Band der Gesammtausgabe enthalten die lyrischen und epischen Gedichte Von den lyrischen bleibt nach der allgemeinen Charakteristik des Dichters wenig mehr zu sagen übrig. Es versteht sich von selbst, daß sie, und besonders in der Nachbildung südlicher Rhythmen, die Formvollendung haben, welche schon in der dramatischen Diction Halms wahrgenommen wurde. Es versteht sich nicht minder von selbst, daß ihnen, als Ergebnissen einer so ganz aus dem in der Zeitlichkeit Gewordenen und Bestehenden herausgewachsenen Natur sowohl die selbstständige Vertiefung fehlt, die sich nicht scheut, in den Grundfesten der Welt zu wühlen, als die Sangeslust, welche ebenfalls, wie harmlos der Gegenstand sei, durch den sie geweckt werde, eine individuelle Ungebundenheit, eine unendliche innere Freiheit voraussetzt. Darum wird man in den Ghaselen die tiefgehende, weise Betrachtung vermissen, in der sich zugleich ein Unsagbares mystisch verkündet, wie dies der Geist ist, den die wunderbare orientalische Form erheischt. So wird man in den Liebesliedern, wie zart manches sei, die Originalität nicht finden, welche der sonstigen Bedeutung dieses Dichters entspräche. Um so größeres Lob verdienen theils die rein epischen, theils die mindestens an Plastisches sich lehnenden Gedichte. „Charfreitag" gewährt den in neuer Zeit höchst selten gewordenen

Digitized by Google

Genuß an einem epischen Gedicht fast ungetrübt; „Die Römerstraße“ und Aehnliches wird immer mit einem Gefühl der Erhebung gelesen werden.

Von Friedrich Halms Werken scheidet man mit der Ueberzeugung, daß die deutsche Litteratur sie zu jeder Zeit mit Lob und Preis, die deutsche Bühne aber später noch mit größerem Dank als gegenwärtig zu ihren edelsten Besitzthümern zählen wird. Das Schicksal hat Friedrich Halm nicht bloß mit einem großen Talent, auch mit den kleinen Geschicklichkeiten des Talentes ausgerüstet, um seine dichterische Natur, die so leicht mit ganzen Reihen von Dichtern ähnlicher Richtung verwechselt werden könnte, in ihrer gesonderten Eigenthümlichkeit zum Vorschein zu bringen. Seine eigene Weise haben, ist jedes Menschen Recht, wenn er aber ein Dichter ist, oft der beste Theil seines Ruhmes.

Hieronymus Lorm.

Der Dilettantismus und sein Verhältniß zur Wissenschaft.

Von **Heinrich Hlasiwetz.**

II.

Ein Versuch, den Dilettantismus zu charakterisiren, ist nur auf seinen niederen Stufen leicht. Er ist auf diesen nur receptiv, vielleicht reproductiv, nicht oder nur in beschränktem Grade schaffend.

Geht man aber weiter in der Schätzung geistigen Besitzthums unter den Menschen, in der Untersuchung seiner Menge und seines Werthes, so kommt man sehr bald an die Grenze, wo es unmöglich ist, Dilettantismus und Wissenschaft genau zu sondern. Der Dilettantismus — und es ist keine Frage, daß dieses Wort dann nur noch die Unabhängigkeit von einer wissenschaftlichen Berufspflicht ausdrückt — kann hoch entwickelt sein und an Vielseitigkeit, Gründlichkeit und freien allgemeinen Gesichtspunkten selbst den Namen wahrer Gelehrsamkeit verdienen.

Der wahre Genius nimmt einen höheren Flug als der Schwarm der Talente; Er bindet sich an keinen Stand, und glücklicher Weise nahen sich die Zeiten ihrem Ende, wo man der Zunft angehören mußte, um auf den Namen eines Gelehrten Anspruch zu haben. Wo er sich auch finde, dem Genius allein ist es vorbehalten, die Wissenschaft durch die Methode zu erweitern, die er schafft, er allein ist berufen, ihr Wege zu zeigen, die neue Theile ihres Gebietes zugänglich machen.

„Jede Zeit“, sagt Buckle, „bringt im Ueberfluß Männer von Scharfsinn und Fleiß hervor, die vollkommen fähig sind, die Wissenschaft im Einzelnen zu vermehren, aber nicht im Stande, ihre Grenzen zu erweitern. Und dies darum, weil eine solche Erweiterung einer neuen Methode bedarf.

Digitized by Google

Und damit diese Methode nicht nur neu, sondern auch werthvoll sei, muß ihr Urheber zuerst die Mittel seines Gegenstandes vollkommen in der Gewalt haben und sodann auch Originalität und einen großen Umfang des Wissens besitzen — die beiden seltensten Arten des Genies.

Hierin besteht die wahre Schwierigkeit jeder großen wissenschaftlichen Unternehmung Sobald irgend ein Wissenszweig zu den allgemeinen Formen von Gesetzen erhoben worden ist, enthält er entweder in sich selbst oder in seiner Anwendung drei bestimmte Zweige: nämlich Erfindungen, Entdeckungen und Methode. Der erste Zweig entspricht der Kunst, der zweite der Wissenschaft, der dritte der Philosophie.

In dieser Stufenleiter nehmen die Erfindungen bei weitem den untersten Platz ein und die größten Geister beschäftigen sich selten damit.

Ihnen zunächst stehen die Entdeckungen, und hier beginnt das wirkliche Feld der Intelligenz, denn hier wird der erste Versuch gemacht, nach der Wahrheit um ihrer selbst willen zu forschen, und jene praktischen Rücksichten bei Seite zu setzen, worauf sich Erfindungen nothwendig beziehen.

Dies ist Wissenschaft im eigentlichen Sinne, und wie schwer es ist, diese Stufe zu erreichen, sieht man aus der Thatsache, daß alle halb civilisirten Nationen allerlei große Erfindungen, aber keine großen Entdeckungen gemacht haben.

Die höchste von allen drei Stufen ist jedoch die Philosophie der Methode, welche sich zur Wissenschaft eben so verhält, wie die Wissenschaft zur Kunst. Von ihrer außerordentlichen, ja von der höchsten Wichtigkeit derselben geben uns die Jahrbücher der Wissenschaft hinlängliche Beweise und aus Mangel daran haben einige sehr große Männer durchaus gar nichts ausgerichtet, nicht weil sie es an Arbeit fehlen ließen, sondern weil ihre Methode unfruchtbar war.

Der Fortschritt der Wissenschaft hängt mehr von dem Plane ab, nach dem sie bearbeitet wird, als von der wirklichen Fähigkeit der Arbeiter selbst.

Auf der langen und schwierigen Reise nach Wahrheit hängt der Erfolg sicherlich nicht von der Eile ab, womit wir uns auf den Weg der Forschung stürzen, sondern viel mehr von dem Verstande, womit uns dieser Pfad von den großen und weitsehenden Denkern angedeutet wird, die gleichsam die Gesetzgeber und die Gründer der Wissenschaft sind; denn sie helfen ihren Mängeln ab, nicht durch Untersuchung derselben im Einzelnen, sondern durch Aufstellung einer großen und durchgreifenden Neuerung, die eine neue Ader des Denkens eröffnet und frische Hülfsmittel erschafft, und diese überlassen sie ihren Nachkommen zur Anwendung und Benützung".

Man legt vielleicht von manchen Seiten noch einen allzu großen Werth auf das Kastenthum auch in der Wissenschaft. Allein, so wie man ein Held sein kann ohne Soldat zu sein, so ist es ganz unnöthig, der Kaste anzugehören, um ein Gelehrter, ein Forscher, ein Mann von großen Ideen zu sein.

Im einzelnen Falle giebt das jeder zu, das Sonderbare aber ist, daß es im großen Ganzen nicht auch anerkannt ist, so wenig etwa, wie man eine Schaar

Digitized by Google

tapferer Leute einer disciplinirten Truppe ebenbürtig erachtet. Und an diesem Vergleich läßt sich vielleicht am besten der Unterschied aufweisen, den man zwischen dem productiven Dilettantismus und dem Gelehrtenthum eingehalten wissen will.

Es ist die gleichartige Disciplin, das Exercitium, der dressirte Muth, die geschulte Führung einer erprobten Waffe, das Bewußtsein gewonnener Schlachten, was dem Soldaten sein Uebergewicht über die undisciplinirte Truppe, wenn auch nicht verbürgt, doch wahrscheinlich macht, und ebenso ist dem Gelehrtenthum als Stand seine Ueberlegenheit über den Dilettantismus durch die Erziehung zu demselben, durch das geistige Exercitium und das logische Reglement gesichert.

Darum kann der einzelne Dilettant oft den einzelnen Gelehrten übertreffen, so wie anderntheils der Dilettantismus Diplome besitzt und von Kanzel und Katheder herab docirt.

Und ebenso wie der Soldat nicht immer für eine Idee kämpft, sondern für seinen persönlichen Ruhm, für Rang und Orden, so bürgt auch die Kastenangehörigkeit im Gelehrtenthum keineswegs für die uneigennützige Hingebung an den Dienst der Wissenschaft. Und darum kann man auch leicht beobachten, daß sich der Dilettant da noch eine gewisse Frische und Freudigkeit bewahrt, wo der Zünftler seine Hingebung schon längst eingebüßt hat.

Der Eine verehrt die Wissenschaft wie seine Geliebte, dem Anderen ist sie sein Eheweib, seine Hausfrau, an die ihn oft nur noch die Gewohnheit fesselt.

Den Dilettantismus, schlechthin die Kehrseite des Gelehrtenthums zu nennen, wäre auch noch darum bedenklich, weil es Doctrinen giebt, die vermöge des niederen Standes ihrer Ausbildung noch ziemlich viel vom „Dilettantischen" haben, wie etwa die Agriculturchemie und, wenn man es nicht mißdeuten will — die Medicin.

Es liegt kein Vorwurf darin, daß diese Wissenszweige ihren Werth mehr durch eine glückliche Empirie und eine taktvolle Praxis als durch tiefere Erklärungen über die letzten Gründe der Erscheinungen retten müssen, daß in ihnen an der Stelle positiven Wissens noch so viele Vermuthungen und Hypothesen stehen Ist es doch diese Praxis, die so oft über die geläutertsten Speculationen den Sieg davonträgt.

Etwas anderes ist es, etwas nur zu wissen, etwas anderes, es auch zu können. Beides erfordert besondere Begabungen, und leichter läßt sich das Wissen als das Können lehren, leichter sind Lehrsätze begreiflich zu machen, als sich die Zuverlässigkeit praktischer Arbeiten und Erfolge verbürgen läßt.

Darum findet sich auch oft genug ein tiefes, umfangreiches Wissen mit dem größten Unvermögen gepaart, es auch praktisch zu verwerthen, so wie umgekehrt der seichteste Dilettantismus neben größter praktischer Tüchtigkeit besteht.

Das Können, das beweist die Geschichte vieler Erfindungen, geht häufig dem Wissen voraus, und seine Bedeutung für das Leben wiegt oft schwerer als jenes.

Der Erfolg, die Schöpfung, die Leistung, sofern sie nicht zufällig ist, sprich

Digitized by Google

für sich selbst, gleichviel, wie sie zustandegekommen ist, sie ist immer die Frucht des Talentes und verdient als solche Anerkennung.

Diese Bedeutung des praktischen Erfolges ist sehr einleuchtend, wenn man bedenkt, daß die ungeheure Arbeit, welche z. B. das wissenschaftliche Handwerk vollbringt, und die Fortschritte, die es macht, mit einem äußerst geringen Bruchtheil wahrhaft wissenschaftlicher Kenntnisse zu Stande kommen, einem Bruchtheil, der das Maß des sogenannten Dilettantismus kaum erreicht, geschweige denn übersteigt.

Man prüfe und vergleiche die theoretischen Kenntnisse des Mechanikers, Färbers, technischen Chemikers, des Metallurgen, Optikers u. s. w. und man wird finden, daß sie in der Regel weit hinter seinen praktischen Leistungen und ihrem Werth zurückbleiben, und bei jedem anderen, der eben diese Leistungen nicht vorzuweisen hat, nicht anders als „dilettantisch" genannt werden würden. Aber sie sind vertreten durch die Geschicklichkeit, Findigkeit, das Talent des Treffens mit einem Wort.

Der praktische Empiriker ist ein wissenschaftlicher Naturalist, gleich dem naturalistischen Künstler; er löst seine Aufgabe vielleicht nicht auf dem kürzesten Wege, aber er löst sie, wie man eine Gleichung auch ohne Hülfe der Mathematik lösen kann.

Der Dilettantismus steht in nächster Beziehung zur Autodidaxis. Wohl die meisten Dilettanten sind „Autodidakten", und von dieser Selbsterziehung schreiben sich alle Mängel und ebenso manche ihrer Vorzüge her. Wer es unternimmt, gänzlich aus eigenem Antrieb, ohne die Unterweisung durch einen Zweiten sich eine Wissenschaft oder eine Kunst zu eigen zu machen, beweist schon mit diesem Entschlusse, daß er von dem Interesse und der Liebe zu seinem Gegenstand so beseelt ist, um mittelst derselben die Schwierigkeiten zu überwinden hoffen zu können, die sich ihm darbieten werden. Er gleicht einem Reisenden in einem Lande, dessen Sprache er nicht kennt. Zwar ist das Land durchzogen von Wegen und Straßen, allein er muß darauf verzichten, daß man ihm die kürzesten und sichersten nennt, gegebene Ziele zu erreichen. Er verirrt sich oft, durchstreift anfangs fast planlos das Gebiet, ermüdet, steht stille und schreitet, oft entmuthigt, langsam weiter. Allein in diesem Irren schärft sich seine Aufmerksamkeit, er wird behutsamer, und die langsame Wanderung zwingt ihn von selbst, Beobachtungen zu machen und die Merkzeichen im Gedächtniß zu behalten, die ihn vor neuem Irren und Fehlgängen bewahren sollen.

Er hat endlich das ganze Land durchkreuzt, mit Mühe seine Sprache erlernt und die Sitte und Art seiner Bewohner ist ihm im langen Umgang vertraut geworden.

Und doch ist er für diese ein Fremder, ein Eindringling geblieben; man spottet der Fehler seines Accents, wenn er die fremde Sprache spricht, mag er sich auch der Landestracht bequemen, sie verbirgt sein fremdes Wesen doch nicht ganz, und fügt er sich auch den Gebräuchen seiner neuen Umgebung, jeder kleine Verstoß wird ihm hoch zur Last gerechnet. Er will sich ansiedeln in dem ihm lieb

Digitized by Google

gewordenen Lande, allein man verweigert ihm das Heimatsrecht; er findet selten nur Gehör und seine Stimme verhallt unbeachtet, wenn er sie in die Berathungen der Eingebornen mischen will. Dies ist meistens die wenig erfreuliche Stellung des Dilettanten unter den gelehrten Fachgenossen. Schwierig macht sich Einer unter ihnen geltend und langsam nur wird er als ebenbürtig erkannt.

Die Zahl der gelehrten Forscher, die durch die Vorschule des Dilettantismus gegangen sind, ist jedoch nachgerade zu groß, als daß sich das Vorurtheil gegen diesen Bildungsgang nicht begeben müßte, und wenn wir, um nur bei der neuesten Zeit stehen zu bleiben, die Werke von Männern, wie Grote, Lyell, Gervinus, Macaulay, Buckle, Darwin u. A. lesen, so werden wir um des Scharfblickes und der Art ins Große zu denken willen, die sich in ihnen ausspricht, gern übersehen, daß da und dort noch etwas von dem Gerüst des Dilettantismus oder der Autodidaxis stehen geblieben ist, mit dem sie ihren Bau begannen.

Aus reinem Wissensdrang hervorgegangen, unbeeinflußt von Nebenrücksichten des Erwerbes, der Stellung, der Auszeichnung und gelehrter Parteisucht, wirken sie unmittelbar, frisch und nachhaltig auf den Leser, wenden sich ihrer klaren, verständlichen Form nach meistens an das gesammte gebildete Publicum, und ihr Verdienst um die Ausbreitung und Populariſirung der Wissenschaft ist darum nicht gering anzuschlagen.

Die Wissenschaft verständlich machen aber ist Aufklärung im weitesten Sinne, und Niemand wird so thöricht sein, sie auf einen kleinen Kreis beschränkt wissen zu wollen.

Nicht jenes Volk ist das höchstentwickelte, in welchem die gelehrte Aristokratie überwiegt oder aus welchem eine Anzahl großer Erfindungen und Entdeckungen hervorgegangen sind, sondern vielmehr dasjenige, in welchem dieselben, seien sie sein Eigenthum oder nicht, am allgemeinsten gewußt und verbreitet sind.

Die Populariſirung der Wissenschaft ist darum ein mit Ueberlegung anzustrebendes Ziel, welches man, unbekümmert um den Vorwurf, man ziehe damit nur den Dilettantismus groß, verfolgen soll. Es führen zu demselben auch alle jene wissenschaftlichen Fortschritte, die das materielle Wohl des Publicums fördern, die für den allgemeinen Verkehr, die Bequemlichkeit, Sicherheit, die Oekonomie u. s. w. von Bedeutung werden, die es dem Einzelnen bald nicht mehr möglich machen, ohne eine gewisse Summe von Kenntnissen oder wenigstens Anschauungen zu bleiben, die sein Nachdenken und den Wunsch nach Belehrung wecken müssen. Der „rationelle Betrieb" ist die Parole für jedwede Art von Beschäftigung geworden, und das will doch im Grunde nichts anderes heißen, als wissenschaftlich geläuterter, zweckmäßiger Betrieb. Er vereinfacht das Handwerk, verbessert den Ackerbau, er leistet das Unglaubliche im Fabrikswesen, das Erstaunlichste in der Baukunst, er eröffnet dem Handel neue Bahnen, er macht den Luxus wohlfeil und kürzt die Kriegführung ab

Jedermann ist von diesen Richtungen unserer vorgeschrittenen wissenschaftlichen Erfahrung, Praxis und ihrer ins Große getriebenen Experimentirkunst umgeben,

Digitized by Google

überall machen sich wissenschaftliche Verbesserungen, Methoden und Verfahrungsweisen geltend, die selbst den Ungebildetsten zu weiteren Gesichtskreisen führen müssen, weil sie ihm die Zeit als nothwendiges Mittel seines Fortkommens in die Hände spielt, weil sein nächstes Interesse, sein materieller Erwerb davon abhängt oder doch davon berührt wird.

Ergießt sich so die Wissenschaft durch die Canäle verständlicher populärer Behandlung und durch die Schrift unter die Menge, verbreitet sie sich zum anderen durch die handgreiflichen Vortheile, die sie leistet, so zweckt endlich und vor allem unser ganzer geregelter Schulunterricht dahin ab, so viel als möglich ein gleiches Maß von Bildung unter der Bevölkerung herzustellen.

Bewußt oder unbewußt trägt alles dazu bei, eine gewisse Nivellirung des Wissensstandes im Volke anzubahnen und das geistige Vermögen so gleichmäßig zu vertheilen, wie das Feld und den Grund und Boden. Es ist derselbe Zug des Socialismus in diesen Bestrebungen, der auf materiellem Gebiet immer ernster und durchdachter seine schwierigen Probleme zu lösen sich anschickt, der nicht dulden will und kann, daß die Gegensätze von arm und reich schroff nebeneinander bestehen, daß die Einen schwelgen, wo die Anderen darben; die natürliche Verknüpfung dieser großen, wichtigsten und friedlichsten Revolutionen ist für den aufmerksamen Beobachter kaum länger zu verkennen.

Die Neigung, sein Wissen zu vermehren, seinen Einfluß zu vergrößern, liegt naturgemäß in jedem, auch dem rohesten Menschen; aber sie kann unterdrückt, hintangehalten werden dadurch, daß man ihn in der Furcht erhält, dieses Wissen könne ihm gefährlich werden, dadurch, daß man ihn mit Mißtrauen in die Wahrheit desselben erfüllt und ihm die Schwierigkeiten der Erlangung desselben als unübersteiglich für seinen Verstand hinstellt. Diese Bestrebungen eigennützigster und unverantwortlichster Art kämpfen noch fortwährend mit denjenigen, die eine allgemeine Verstandesbildung anzubahnen sich zur Aufgabe machen, allein die letzteren werden sicher, wenn auch nur allmälig den Sieg davontragen, und nicht in großen Schlachtenlinien, sondern in kleinen Haufen und im Einzelngefechte wird er erkämpft.

Die Liebe zur Erkenntniß dadurch zu wecken, daß man das Erkennen klar und leicht macht, ist eine der ersten Bedingungen für diesen Erfolg, und man ist daran, sie nach Kräften zu erfüllen. Man liebt nur, was man versteht, man sucht nur zu erhalten, was man liebt.

Jeder wohlwollende, gesunde Unterricht, gleichgültig, ob er im Hörsaale oder durch die Schrift erfolgt, muß von diesem Grundsatz ausgehen und Klarheit und Festigkeit als seine erste Forderung anerkennen.

Er muß nothwendig im besten Sinne populär sein und sich vorerst an den gemeinen Menschenverstand wenden, denn „die Wissenschaft ist nichts anderes, als die Verfeinerung des gemeinen Menschenverstandes, welcher von schon bekannten Thatsachen Gebrauch macht, um neue Thatsachen zu gewinnen" (Oerstedt).

Er erzieht sich dadurch, wenn wir das Wort in seiner besten Bedeutung ge-

Digitized by Google

brauchen, zunächst „Dilettanten", d. h. solche, die sich an dem Verstandenen, Gewußten erfreuen, und diese Freude allein kann der Hebel sein, die Lasten geistiger Beschäftigung zu heben und vorwärts zu schieben.

Der Dilettantismus wird in dieser Weise ein ganz nothwendiger Durchgangspunkt in der geistigen Entwicklung, derjenigen sowohl, die die Schule giebt, als jener, die Sache der Autodidakt's ist. Jeder Schüler ist wesentlich dilettantisch in seinem Wissen und Können, allein alles kommt darauf an, daß auf die genießende Lust die ernste Beständigkeit folgt, daß aus dem Studium des Dilettantismus die bewußte wissenschaftliche Leistung krystallisirt, daß er nicht die Stufe des Verbleibens wird, sondern von ihr aus die höheren Sprossen auf der Leiter des Erkennens erstiegen werden.

Indem wir den Dilettantismus von dieser Seite betrachten, ist es nicht möglich, ihn mit jener Geringschätzung zu behandeln, die er nicht selten erfährt, denn es liegen in ihm, vermöge der Empfänglichkeit und Freude für geistige Beschäftigung, die ihn auszeichnet, unzweifelhaft die Keime zu späterer wahrhaft wissenschaftlicher Entwicklung, er repräsentirt immerhin eine bestimmte Summe, wenn auch vielleicht nicht methodischen Wissens, und somit von Aufklärung, und seine Ausdehnung ist in Anschlag zu bringen, wenn man von den Fortschritten und Veränderungen eines Culturvolkes spricht, die, wie Buckle vollkommen richtig erkennt, einzig und allein von drei Dingen abhängen:

Zuerst von dem Umfang des Wissens seiner ausgezeichneten Männer, zweitens von der Richtung, welche dieses Wissen nimmt, d. h. von den Gegenständen, auf welche es sich bezieht, und drittens und vor allem von der Ausdehnung, in welcher dieses Wissen verbreitet ist, und von der Freiheit, womit es alle Classen der Gesellschaft durchdringt.

Neue Werke über Musik und Musiker.

I.

Mozarts Briefe, nach den Originalen herausgegeben von Ludwig Nohl. (Salzburg 1865, bei Mayr)

Dies kürzlich erschienene, sehr nett ausgestattete Buch hat das Verdienst, die erste selbstständig auftretende, möglichst vollständige Sammlung der Briefe Mozarts zu sein. Die meisten und wichtigsten Briefe dieser Sammlung sind allerdings längst bekannt, sie finden sich bei Nissen und Otto Jahn veröffentlicht. Allein sie erscheinen da doch nur als Beilagen größerer biographischer Werke, abgekürzt oder excerpirt, jedenfalls nur neben- und untergeordnet. Was Herrn Nohl (der durch seine populäre „Mozart-Biographie" sich auf diesem Gebiete vollständig orientirt hatte) noch übrig blieb, war eine aufmerksame Nachlese und die ordnende,

Digitized by Google

gruppirende Redaction des umfangreichen Materials. Was die Nachlese betrifft, so brachte sie allerdings nicht Briefe von erheblicher Wichtigkeit oder in großer Anzahl zu Tage, doch war sie auch nicht ganz unergiebig. Im Mozarteum in Salzburg und in der Wiener Hofbibliothek, bei einigen Kunstfreunden (wie Ritter v. Heintl und A. Petter in Wien) fand der Herausgeber noch manchen, bisher unveröffentlichten Brief Mozarts, und in mehr als einer alten Zeitschrift publicirte und dennoch seither verschollene Briefe des großen Tondichters. Die Ordnung der Briefe, die passenden Unterabtheilungen, endlich das sehr brauchbare alphabetische Namen- und Sachregister verdienen alles Lob. Wenn einige abstoßend derbe und schmutzige Ausdrücke getilgt worden wären, so hätten wir nichts dagegen; Mozart würde dadurch nicht verkürzt und des Kräftigen noch immer genug übrig geblieben sein.

Mozarts Lebenslauf an dem Faden dieser bis in seine Knabenzeit zurückreichenden Briefe zu verfolgen, gewährt das lebhafteste Interesse. Der Herausgeber darf mit Recht behaupten, daß erst in dieser chronologisch geordneten und unzerstückelten Wiedergabe von Mozarts Briefen „uns mit voller Deutlichkeit entgegentritt, was Mozart gelebt und gestrebt, genossen und gelitten hat".

Die Briefe der ersten Abtheilung (italienische Reise, Wien und München) sind aus Mozarts vierzehntem bis zwanzigstem Lebensjahre. Der in seiner Kunst so früh entwickelte Meister zeigt sich hier als ein vollständiges Kind, dessen reines Gemüth und liebevolle Anhänglichkeit an die Seinen, dessen unbedingte Freude am Leben, an Spaß und Neckerei gleichzeitig rühren und ergötzen. Die ersten 48 Briefe aus Italien sind (meist in Form von Nachschriften zu den Berichten seines Vaters) an seine „Nannerl" gerichtet, an die „Allerliebste Schwester", die „Cara sorella mia". Ein drolliges Durcheinander von Deutsch, Französisch, Italienisch, mitunter auch echtestem Salzburgerisch![1]

[1] So z. B. schreibt Mozart am 5. Juni 1770 aus Neapel: „Heut raucht der Vesuvius stark. Potz Blitz und kanent eini. Haid homa gfresa beim Herrn Doll. Das is a deutscha Compositör und a brewa Mon. Anjetzo beginn' ich meinen Lebenslauf zu beschreiben: Alle 9 ore qualche volta anche alle dieci mi sveglio, e poi andiamo fuor di casa, e poi pranziamo da un trattore, e dopo pranzo scriviamo, e poi sortiamo, e indi ceniamo, ma che cosa? Al giorno di grasso, un mezzo pollo ovvero un piccolo boccone d'arrosto; al giorno di magro un piccolo pesce; di poi andiamo a dormire. Est-ce-que Vous avec compris? Redma dafür seisburgarisch, don as is gschaida. Wir sand Gottlob gsund, da Voda und i. Ich hoffe, Du wirst Dich auch wohl befinden, wie auch die Mama. Neapel und Rom sind zwei Schlafstädte. A scheni Schrift! Net wor? Schreibe mir und sei nicht so faul. Altrimente avrete qualche bastonate di me. Quel plaisir! Je te casserai la tête. Ich freue mich schon auf die Porträte und i bi korios, wias da gleich sieht; wons ma gfoien, so los i mi und den Vodan a so macha. Maidli laß Da sogn, wo bist dan gwesa, he! Die Oper ist hier von Jomelli; sie ist schön, aber zu gescheit und zu altväterisch für's Theater. Der König ist grob neapolitanisch auferzogen und steht in der Oper allezeit auf einem Schemmerl, damit er ein Bissel größer als die Königin scheint. Die Königin ist schön und höflich, indem sie mich gewiß sechsmal im Molo auf das freundlichste gegrüßt hat".

Digitized by Google

Nach allen Freunden und Bekannten, nach den Dienstboten des Hauses erkundigt sich Mozart stets mit großer Zärtlichkeit; ja die meisten seiner Jugendbriefe schließen mit Grüßen oder „tausend Busserln" an den „Canari" und den Hund „Bimberl". Der erste durchaus ernsthaft gehaltene Brief, dem wir in der Sammlung begegnen, stammt aus dem Jahre 1776, also Mozarts zwanzigstem. Es ist ein italienisches Schreiben an den berühmten Tongelehrten Padre Martini in Bologna. „Wir sind auf dieser Welt", heißt es darin, „um allezeit fleißig zu lernen, uns im Gespräch gegenseitig zu erleuchten und uns zu bestreben, Wissenschaft und Kunst immer weiter zu fördern". Der junge Künstler, der in diesen Worten seine Mission so würdig auffaßt und ausspricht, sollte nun auch bald den vollen Ernst des Lebens kennen lernen. Seine Briefe aus Paris und München (1778 bis 1781) geben Zeugniß davon. Noch mehr die Briefe der fünften, „Wien, Entführung, Heirat" überschriebenen Abtheilung, die uns den schönsten Einblick in Mozarts Liebesleben und Bräutigamszeit bieten, verknüpft mit den werthvollsten Urtheilen über das damalige Musik- und Gesellschaftstreiben in Wien. Einige Kämpfe zwischen Vater und Sohn — den sonst so innig Harmonirenden — erregt Mozarts Heirat und dessen Austritt aus dem Dienst des hochmüthigen Erzbischofs von Salzburg. Dem sorglichen und weltkundigen Vater erschienen Mozarts Heiratsplane sehr verfrüht. Der Sohn sucht alle Einwendungen in liebevollster Weise zu widerlegen und die Liebe macht ihn in der That zum beredtesten Anwalt seiner Sache: „Mein Temperament", schreibt er, „welches mehr zum ruhigen häuslichen Leben, als zum Lärmen geneigt ist — ich, der von Jugend auf niemals gewohnt war, auf meine Sachen, was Wäsche, Kleidung u. dgl. anbelangt, Acht zu haben — kann mir nichts nöthiger denken, als eine Frau. — Ich versichere, daß ich mit einer Frau (mit dem nämlichen Einkommen, das ich allein habe) besser auskommen werde, als so — und wie viele unnütze Ausgaben fallen nicht weg? Man bekommt wieder andere dafür, das ist wahr, allein man weiß sie, kann sich darauf richten, und mit einem Worte, man führt ein ordentliches Leben. Ein lediger Mensch lebt in meinen Augen nur halb — ich hab' halt solche Augen, ich kann nicht dafür — ich habe es genug überlegt und bedacht, ich muß doch immer so denken. Liebster, bester Vater! wenn ich von unserem lieben Gott schriftlich haben könnte, daß ich gesund bleiben und nicht krank sein werde, o so wollt' ich mein liebes treues Mädchen noch heute heiraten!" Was Mozarts durch die empfindlichsten Kränkungen und Mißhandlungen herbeigeführten Bruch mit dem Erzbischof Hieronymus v. Colloredo betrifft, so hätte der Vater den Zwist nachher gern beigelegt und Mozart wieder in salzburgischen Diensten gesehen. Allein hier lodert Mozarts Menschenwürde und Künstlerstolz in schönsten Flammen auf und sein Entschluß bleibt, selbst dem geliebten Vater gegenüber fest und unerschütterlich. „Gott weiß", schreibt er, „wie schwer es mir fällt, von Ihnen zu gehen. Aber sollte ich betteln gehen, so möchte ich keinem solchen Herrn mehr dienen — denn das kann ich mein Lebtag nicht mehr vergessen — und ich bitte Sie um alles in der Welt, stärken Sie mich in diesem Entschluß, anstatt daß Sie

Digitized by Google

mich davon abzubringen suchen. — Sie dachten nicht, als Sie dies schrieben, daß ich durch einen solchen Zurückschritt der niederträchtigste Kerl von der Welt würde. Ganz Wien weiß, daß ich vom Erzbischof weg bin — weiß warum! — weiß, daß es wegen gekränkter Ehre, und zwar zum dritten Male gekränkter Ehre geschah, und ich sollte wieder öffentlich das Gegentheil beweisen? soll mich zum Hundsfutt und den Erzbischof zum braven Fürsten machen? Das erste kann kein Mensch und ich am allerwenigsten — und das andere kann nur Gott, wenn er ihn erleuchten will!"

Der sechste Abschnitt umfaßt die letzte kurze Lebensperiode Mozarts, in welcher er seine größten Werke: „Figaro", „Don Juan", „Die Zauberflöte", „Titus" und das Requiem schrieb. Die Briefe aus dieser Zeit werden spärlicher, gegen das Ende hin von Trübsinn und Todesgedanken beschattet. Mehrere von Mozarts Briefen an seine Frau gehören zu den schönsten Blüthen der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit des großen Mannes. Dem Wiener bieten, wie wir kaum hervorzuheben brauchen, die Briefe aus Mozarts letzten Jahren noch ein ganz specielles locales Interesse neben dem großen allgemeinen, das die gesammte Culturwelt an Mozarts Leben und Wirken fesselt.

E. H.

Marie Antoinette.

II.

Man kennt die allgemeinen Verhältnisse, in welche Marie Antoinette eintrat, als sie die Grenze Frankreichs überschritt. Jene von Kaunitz ersonnene, von der Pompadour acceptirte österreichisch-französische Allianz sollte sie neu befestigen, zu einem constanten Factor in der diplomatischen Lage Europa's erheben helfen. Was ihre öffentliche Stellung anbelangt, war ihr damit offenbar die schwerste Aufgabe zugefallen. So viel über den Werth des Bündnisses von 1756 für Oesterreich gestritten worden, für Frankreich war seine Bedeutung nicht zweifelhaft. Es mag richtig sein, wenn neuere Geschichtschreiber hervorheben, daß nicht die Allianz mit Oesterreich Frankreich an sich zu Schaden gebracht, sondern daß die elende Führung des Krieges mit England die tiefe nationale Demüthigung nach sich gezogen hat, welche man als eines der wirksamsten politischen Momente in der Genesis der Revolution zu betrachten sich genöthigt sieht. Aber nicht minder richtig ist, daß die öffentliche Meinung in Frankreich die Allianz für jene Demüthigung verantwortlich machte. Die Allianz war es, welche der feudalen Opposition gegen das Königthum, die durch Ludwig XIV. nur beherrscht, nicht gebrochen war, neue Waffen in die Hand lieferte, die Allianz, mit der man die politische Machtlosigkeit Frankreichs identificirte.

Digitized by Google

Es ist unverkennbar, wie sehr sie dazu beiträgt, die verneinende Seite des Geistes großzuziehen, der damals alle Schichten der Bevölkerung zu durchdringen beginnt, wie sie mit die Keime zu jenen Verwicklungen legt, die in ungeheurer Entfaltung den Sturz des Königthums herbeiführen sollen Noch in später Zeit war sie der Stützpunkt alles dessen, was sich zur demagogischen Anklage gegen den Thron zusammengeschaart hat.

Und als das Pfand dieser Allianz war die österreichische Fürstentochter gegeben und empfangen worden. Mit einer positiven, ausgesprochenen Aufgabe war sie in das fremde Staatswesen eingetreten. Nach Jahren noch erinnert sie ihre Mutter an die Verpflichtung für das Bündniß einzustehen. Niemand ignorirte den politischen Grund dieser Heirat und niemand, der die Politik Frankreichs zu einem Werkzeug für fremde Größe herabgewürdigt fand, war zweifelhaft, mit welchen Gefühlen er sie zu betrachten habe. Der officielle Vermählungsjubel in den Maitagen des Jahres 1770 war nicht groß genug, um die nationalen Antipathieen zu übertäuben, die ein vierzehnjähriges Verhältniß zu Oesterreich, freilich das Widerspiel jener Grundsätze, die seit Richelieu das politische Bewußtsein des französischen Volkes beherrschten, zu beseitigen nicht vermocht hatte.

Das alles ist oft hervorgehoben und in den neuesten Darstellungen des Lebens der Königin durchweg zur Erklärung ihrer späteren persönlichen Stellung herangezogen worden. Ohne Zweifel ist es wenigstens für den Eintritt in ein Hofleben, wie das Ludwigs XV. von höchster Bedeutung gewesen. Man braucht sich in der That dies Hofleben nur zu vergegenwärtigen, um mit einem Blicke zu sehen, daß das nicht der Boden war, auf dem mangelnde Sympathieen ersetzt oder einmal verloren gegangene wieder erworben werden konnten. Mochte man immerhin die Partei Choiseul verfolgen oder der Partei der du Barry dienen wollen, wenn man sich ostensibel gegen die Dauphine wandte, nicht einer der auf den Ruf der unglücklichen Frau abgesandten Pfeile verfehlte sein Ziel. Es ist, wie schon erwähnt, durch die letzten Werke der Franzosen bis zur Evidenz erwiesen, daß es fast in erster Linie die Hofintrigue war, die den Namen der Königin als willkommene Beute den populären Leidenschaften hinwarf.

Die Arneth'schen Briefe gewähren uns dafür manchen Blick, der freilich mehr an der Oberfläche der Dinge hingleitet, als in ihre Tiefe dringen kann. Es ist ein eigenthümlicher Zug Marie Antoinettens, der festgehalten werden muß, daß sie trotz ihres Verstandes und scharf zutreffenden Urtheils, jener Stetigkeit des Geistes entbehrte, die auf die Dauer allein im Stande ist, Lebens- und politische Verhältnisse völlig klar zu erkennen und dem Willen unterzuordnen. Von dem Umfange der gegen sie gerichteten Ränke hat sie nur mangelhafte Vorstellungen. Mit der fröhlichen Unbefangenheit der Jugend empfängt sie die Eindrücke, die sie ihrer Mutter mittheilt; äußerlich genommen ist sie offenbar in hohem Grade bestimmbar und doch bei keinem Gegenstande festzuhalten. Von der späteren Energie ihres Wesens zeigt sich nur wenig, aber der geistige Adel ihrer Seele strahlt so hell hervor, als in den Tagen wo sie durch das Unglück sittlich gehoben und

Digitized by Google

geläutert wird. Und wie in jenen Tagen durchdringt sie ein Pflichtgefühl und eine Erkenntniß ihrer Aufgaben, die es fast unbegreiflich erscheinen lassen, wie doch auch darüber wieder die leichtblütige Regung des Augenblickes ihre Hülle werfen kann.

In der ersten Hälfte des Arneth'schen Briefwechsels bietet die eigenthümliche Parteistellung, welche die du Barry am Hofe Ludwigs XV. einnimmt, so ziemlich den Gegenstand der lebhaftesten Erörterung zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette. Gleich im ersten Briefe (9. Juli 1770) schreibt letztere, die Schwäche des Königs für seine Maitresse flöße Mitleid ein. Me. du Barry sei das albernste und frechste Geschöpf, das man sich vorstellen könne. „Sie hat alle Abende mit uns in Marly gespielt", fährt sie fort, „und sich zwei- oder dreimal an meiner Seite befunden. Aber sie hat nicht mit mir gesprochen und ich habe auch nicht gerade den Versuch gemacht, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, doch wenn es sein mußte, das Wort an sie gerichtet". Bald nimmt die Dauphine eine ziemlich markirte Stellung gegen die Favorite ein, so daß sich Maria Theresia wiederholt zu Warnungen veranlaßt sieht. Sie möge ihr und der Partei mit Rücksicht entgegenkommen, sie brauche sich deßhalb nicht zu erniedrigen. Besonders scheint die Kaiserin den Einfluß zu fürchten, den „Mesdames", die Tanten, auf Marie Antoinette damals ausgeübt haben mußten. Immer wieder kommt sie darauf zurück, „daß diese Prinzessinnen, reich an Tugenden und wahren Verdiensten, sich niemals die Liebe weder ihres Vaters noch des Publicums zu erwerben gewußt hätten" (Brief vom 9. Juli, 17. August, 30. September, 31. October 1771 u. s. f.). Noch im Jahre 1774 glaubt sie diesen Einfluß abwehren zu müssen (Brief vom 30. Mai, Arneth S. 106, 107).

Marie Antoinette antwortet im Ganzen ziemlich ausweichend über diese Punkte. Ihre Abneigung gegen die du Barry wird nur wenig durch die allgemeine Versicherung verborgen, daß sie nichts versäume, was sie ihr schuldig zu sein glaube. „Ich habe Gründe anzunehmen", schreibt sie an Maria Theresia am 13. September 1771, „daß der König selbst nicht wünscht, daß ich mit der Barry spreche, außerdem, daß er mir darüber nie eine Andeutung gegeben hat. Er zeigt mir mehr Freundschaft, seit er weiß, daß ich es abgeschlagen, und wären Sie in der Lage, die Dinge, die hier vorgehen, mit anzusehen, so würden Sie glauben, daß diese Frau und ihre Clique sich nicht mit einem Worte begnügen würden, und daß man immer wieder vom neuen anfangen müßte". Sie ist geneigt, sie als die Quelle aller gegen sie gerichteten Intriguen anzusehen. Erst auf die Vorstellungen Maria Theresia's entschließt sie sich, zu versichern, daß „die Freunde und Freundinnen dieses Geschöpfes" sich über sie nicht zu beklagen hätten (15. Nov. 1771), daß sie zu klug sei, um mit ihrer Umgebung in dem Tone ihrer Briefe über die du Barry zu sprechen (18. December). Sie sei bereit, ihre Vorurtheile und ihren Widerwillen aufzuopfern, wenn man nichts von ihr verlange, was gegen ihre Ehre gerichtet sei (21. Jänner 1772). Die Kaiserin antwortet diesmal ziemlich gereizt: „Sie haben mich lachen gemacht mit ihrer Einbildung", schreibt sie

Digitized by Google

(13. Februar 1772), „ich oder mein Minister (Graf Mercy) könnten Ihnen jemals etwas gegen die Ehre empfehlen; nicht einmal gegen die geringste Schicklichkeitsrücksicht. Möge Ihnen aus diesem Zuge klar werden, wie sehr Vorurtheile und schlechte Rathschläge auf Ihren Geist eingewirkt haben. Welches Interesse könnte ich haben, als Ihr Wohl und zugleich das Ihres Staates, das Glück des Dauphin und das Ihre? Wer könnte bei der kritischen Situation, in der Sie, das Königreich und die k. Familie sich befinden, bei den Intriguen und Factionen Ihnen besser rathen, als mein Minister, der den Staat und die Werkzeuge bis auf den Grund kennt, die da in Bewegung gesetzt werden? — — — Sie müssen ohne Ausnahme alle Rathschläge befolgen, die er Ihnen geben wird, und sich durch eine vorgezeichnete und genau befolgte Haltung in den Stand setzen, allen Anforderungen zu genügen. Der König ist alt, die Verdauungsschwäche, an der er leidet, nicht gleichgültig, es können Veränderungen mit der du Barry und den Ministern im guten und schlechten Sinne eintreten, die Haltung des Grafen von Provence verdient alle Aufmerksamkeit und Umsicht. Sie werden genug Leute finden, die die Zuträger machen, Sie gegen die Provence einnehmen werden, aber seien Sie auf Ihrer Hut, dieselben Leute thuen vielleicht dort ein Gleiches. Vermeiden Sie sorgfältig jede Spaltung in der Familie". Und als die Dauphine ihr mittheilt, daß Mercy jetzt offenbar mit ihrem Stillschweigen über alles, was Verstimmung gegen die Favorite erzeuge, zufrieden sein müsse, schreibt sie ihr (31. December 1772): „Ich kann es Ihnen nicht hingehen lassen, daß Sie sich bloß an den Hetzereien gegen sie nicht betheiligten, und nicht vielmehr meine Rathschläge befolgten, sie mit Höflichkeit zu behandeln und mit ihr zu sprechen, wie mit jeder am Hofe aufgenommenen Dame. Es ist das Ihre Pflicht gegen den König und gegen mich. Niemand sonst hat Anspruch auf Ihre Gefälligkeit". (Aehnliches schreibt sie am 31. Jänner 1773).

Noch einmal kommt die Sache bei Gelegenheit der Vorstellung der Nichte der Marquise und zum letzten Male vor ihrem Sturze zur Sprache. „Die Vorstellung der jungen Frau du Barry", heißt es in einem Briefe Marie Antoinettens vom 13. August 1773, „ist sehr gut vorübergegangen. Einen Augenblick, bevor sie zu mir kam, sagte man mir, daß der König weder zu der Tante noch der Nichte ein Wort gesprochen habe. Ich habe dasselbe gethan, im übrigen aber versichere ich meiner theueren Mutter, daß ich sie sehr höflich aufgenommen habe; alle Welt kam darin überein, daß ich weder Verlegenheit noch Geschäftigkeit zeigte, als ich sie fortgehen sah. Der König war ohne Zweifel nicht unzufrieden, da er den ganzen Abend vortreffliche Laune zeigte". „Ich kann unmöglich gleicher Meinung mit Ihnen über diesen Punkt sein", antwortet Maria Theresia 16 Tage später. „Was Sie mir über die gute Laune des Königs sagen, entscheidet weder etwas, noch beruhigt es mich, und ich gestehe Ihnen, der Gegensatz, der bei dieser Gelegenheit zwischen Ihnen und der Gräfin von Provence zum Vorschein gekommen ist, erfüllt mich mit Sorge. Ich wollte nicht, daß ihn der König wie ich herausgefunden hätte. Sie werden eines Tages bei dieser Haltung von Allen

Digitized by Google

verlassen sein; die Gesinnungsänderung Ihrer Tante haben Sie schon erfahren. Also keine falsche Scham, um einen falschen Schritt rückgängig zu machen; die Güte des Königs verdient wohl diese kleine Gefälligkeit und Aufmerksamkeit von Ihrer Seite". Nur wenige Monate nach diesem Briefe und unmittelbar nach dem Tode des Königs finden wir die Mittheilung, daß Ludwig XVI. „die Creatur" in ein Kloster geschickt und alles vom Hofe weggejagt habe, was „jenen scandalösen" Namen getragen habe. „Ich hoffe", schreibt Maria Theresia, „daß ich ihren Namen nicht mehr nennen hören werde, außer um zu erfahren, daß der König sie mit Großmuth behandelt hat, indem er ihr mit ihrem Manne einen Aufenthaltsort weit vom Hofe anweist und ihr Schicksal erleichtert, so weit dies der Anstand gestattet und die Humanität verlangt".

Es ist hier absichtlich ein umfangreicheres Beispiel vorweg herausgegriffen worden, nicht nur weil es Art und Ton des Verkehres zwischen Mutter und Tochter sehr anschaulich charakterisirt, sondern namentlich auch weil der specifische Werth der Arneth'schen Publication damit nahe berührt wird. Diese Regelmäßigkeit des Wechselverkehrs, diese stetige Folge von Ansprache und Antwort verleiht der Lectüre der Briefe einen eigenthümlichen Reiz und schärft die Sicherheit unseres Blickes und Urtheils. Bei Maria Theresia sowohl als bei Marie Antoinette begegnen wir großer Gewissenhaftigkeit in dieser Beziehung. Nicht leicht ist eine wesentliche Stelle des Briefes, den sie beantworten, unberücksichtigt gelassen, vielmehr die Strömung von Rede und Gegenrede sorgsam in Fluß erhalten.

Wir kehren zur Skizzirung des Inhaltes des Briefwechsels zurück. Schon aus den citirten, die du Barry betreffenden Stellen wird klar geworden sein, welchen Werth die Kaiserin auf die Parteistellung Marie Antoinettens am Hofe legt. Sie fürchtet die Intrigue des Grafen v. Provence, die Umtriebe des der du Barry ergebenen Ministeriums nach dem Sturze der Choiseuls, die exclusive Stellung der Tanten. Fortwährend fordert sie Marie Antoinetten auf, den Ton am Hofe anzugeben, offenbar ist sie besorgt, die Provences könnten die erste Rolle spielen. Was die Dauphine anbelangt, so bestätigt sich vom ersten Augenblicke an jene Ansicht, die Sybel (Geschichte der Revolutionszeit I., 224) in einer späteren Zeit über ihre Abneigung, sich mit eigentlichen Staatsgeschäften zu befassen, ausspricht. „Dies politische Treiben", sagt er, „war ihr überhaupt zuwider, sie nahm im Augenblicke einen Aufschwung aus Entrüstung, Pflichterkenntniß, beleidigtem Selbstgefühl und fiel dann wieder abgestoßen und ermüdet zurück. So kann man zu Heldenmuth und Aufopferung, aber nicht zu einem gründlichen Beharren gelangen, wie es bei dem Könige nöthig gewesen wäre. All' ihr Thun hatte auf Ludwig nur den Einfluß, daß es seine Scheu vor jedem gewagten Beginnen und jede Gefahr seiner Familie vermehrte.

In der That versichert Marie Antoinette so häufig (21. Jänner, 2. September 1771 und noch am 16. November 1774) ihre bestimmte Absicht, sich nicht in die Geschäfte zu mengen, daß an jenem Grundzuge ihres Wesens nicht zu zweifeln ist. Es ist überhaupt charakteristisch, wie wenig die Persönlichkeit des

Digitized by Google

Dauphins und das Verhältniß zu seiner Frau in den Vordergrund tritt. Seine anfängliche Zurückhaltung ist in dem Briefwechsel deutlich ausgeprägt. „Er zeigt mir Freundschaft, er beginnt mir mit Vertrauen entgegen zu kommen", das ist so ziemlich alles, was Marie Antoinette über ihn zu berichten weiß. Erst nach der Thronbesteigung wendet er sich öfter an sie um Rath. Sie billige es unbedingt, schreibt damals (30. November 1774) Maria Theresia, wenn die Königin bei einem Schritte des Königs, den sie ihr mitgetheilt, nicht näher in die Details eingegangen sei und an den König ausgefragt habe, das mache ihr bei ihrer Jugend Ehre, „aber", fährt sie fort, „ich habe allen Grund, mich durch das Vertrauen des Königs, der Sie von jeder Unternehmung früher unterrichtet, in gleicher Weise geschmeichelt und getröstet zu finden". In späterer Zeit und eben in jenen Jahren, in welchen Maria Theresia die Früchte der Verbindung beider Häuser zu ernten und durch den Einfluß ihres Alliirten den Frieden zu erhalten hofft, nimmt Marie Antoinette allerdings einen thätigeren Antheil an den Staatsgeschäften und übt auch wohl persönlichen Einfluß auf Ludwig XVI Als er sie einmal von einem Vorgange im Cabinete nicht unterrichtet und sie denselben erst durch Mercy erfährt, schreibt sie an ihre Mutter (12. Juni 1778): „Ich konnte dem Könige den Kummer nicht verbergen, den mir sein Stillschweigen verursacht hat; und ich habe ihm sogar gesagt, daß ich mich schämen müßte, meiner theuren Mutter die Art einzugestehen, mit welcher er in einer so interessanten Angelegenheit, von der ich ihm so oft gesprochen, mir gegenüber vorgegangen ist. Ich war entwaffnet durch den Ton, den er anschlug. Sie sehen, sagte er mir, ich bin so sehr im Unrecht, daß ich keine Antwort finde. In der That ist er sehr zu entschuldigen, denn während der ganzen Reise von Marly wurde er durch die Intriguen des Prinzen von Condé, der das Commando über die Truppen haben wollte, und durch jene des Marschalls v. Broglie gepeinigt, der im Glauben an seine Unentbehrlichkeit die Autorität des Königs, Officiere zu ernennen, für sich in Anspruch nehmen wollte Ich glaubte, den König bitten zu müssen, mit seinen Ministern über die Unredlichkeit ihres Stillschweigens mir gegenüber zu sprechen: es scheint mir wesentlich daß ihnen das nicht zur Gewohnheit werde".

Wirklich sind es die kleinbürgerlichen Familientugenden Ludwigs, welche die Königin über seine Schwäche und Willenlosigkeit zwar nicht täuschen, aber hinwegsehen lassen. „Ich habe heute", schreibt sie am 15. Juli 1778, „eine sehr rührende Scene mit dem König gehabt. Meine theure Mutter weiß, daß ich nie seinem Herzen, sondern seiner ungeheuren Schwäche und seinem geringen Selbstvertrauen zur Last gelegt habe, was vorgefallen ist. Heute traf er mich so traurig und aufgeregt, daß er bis zu Thränen davon ergriffen war. Ich gestehe, daß ich darüber zufrieden war, und ich glaube, daß er endlich von freien Stücken die Entscheidung treffen wird, ein wahrer und guter Alliirter zu sein".

Und hier ist es wohl am Ort, im Allgemeinen der Stellung zu gedenken, welche Marie Antoinette in ihren neuen Familienbeziehungen ihrer Mutter und dem Lande gegenüber einnimmt, dem sie durch die Geburt angehört Die Kaiserin

Digitized by Google

legt hohen Werth auf die Erhaltung der innigsten Verbindung. Sie empfiehlt die Choiseuls, die Durforts, Alle, die an dem Zustandekommen der Heirat mitgewirkt, wiederholt und auf das wärmste der Dankbarkeit der Königin (vergl. S. 15, 17, 35, 50, 105, 108, 128, 130 u. ſ. f.). Nicht oft genug kann ſie die guten Eigenſchaften der Deutſchen, ihre dynaſtiſche Treue und Ergebenheit, ihre Verdienſte anpreiſen. „Bleiben Sie eine gute Deutſche", ruft ſie in einem der erſten ihrer Briefe (vom 10. Febr. 1771) aus, „betrachten Sie es als eine Ehre es zu ſein, und ihren Freunden Freundſchaft zu erweiſen". „Glauben Sie mir", heißt es einige Monate ſpäter (Brief vom 8. Mai), „die Franzoſen werden Sie höher ſchätzen und größere Stücke auf Sie halten, wenn ſie deutſcher Rechtſchaffenheit und Offenheit bei Ihnen begegnen". Sie möge ſich nicht ſchämen, eine Deutſche zu ſein, den vornehmſten ihrer deutſchen Gäſte einen ausgezeichneten Empfang bereiten, alle mit Güte aufnehmen und auch den in ihrer Lebensſtellung untergeordnetſten Wohlwollen, Neigung und Schutz angedeihen laſſen. „Sie werden darum", fügt ſie hinzu, „nie getadelt, wohl aber höher geſchätzt werden, und das von allen, mit Ausnahme jener, die nie das Glück gehabt, ſich jene Liebe zu erwerben, welche die einzige Entſchädigung, das einzige Glück unſeres Standes iſt. Sie haben alles das ſo vollkommen erlangt, mögen Sie es nie durch eine Vernachläſſigung der Mittel verlieren, die es Ihnen zugewandt. Dieſe Mittel lagen weder in Ihrer Schönheit, die wahrlich nicht ſo gar groß iſt, noch in Ihren Geiſtesgaben, noch in Ihrem Wiſſen (Sie werden wohl fühlen, daß alle dieſe Dinge nicht vorhanden ſind), ſondern in Ihrer Herzensgüte, in jener Offenheit, jenen Aufmerkſamkeiten, die ſie mit ſo viel Urtheil anzubringen wußten".

Die Antworten Marie Antoinettens ſind in hohem Grade intereſſant. Sie verſichert die Kaiſerin ihrer Anhänglichkeit an die Deutſchen. „Ich werde es mir immer als Ehre anrechnen, zu ihnen zu gehören", ſchreibt ſie am 2. September 1771. „Ich kenne ſehr gut ihre vielen guten Eigenſchaften, die ich den Einwohnern dieſes Landes wohl wünſchen möchte". „Es wäre das Unglück meines Lebens", fügt ſie an einer anderen Stelle hinzu, „wenn es zu einer Verſtimmung zwiſchen meinen beiden Familien kommen ſollte, mein Herz wäre immer auf Seite meiner eigenen und meine Pflicht hier ſehr ſchwer zu erfüllen". Mit Vorliebe nennen Mutter und Tochter Oeſterreich das Vaterland Marie Antoinettens (Arneth S. 237, 239). Kein Brief in der letzten Hälfte des Arneth'ſchen Briefwechſels, der nicht die unbedingte Nothwendigkeit der Allianz, der engen dynaſtiſchen und politiſchen Verbindung beider Häuſer betonte „Welches Glück empfinde ich", ſchreibt Marie Antoinette am 15. Mai 1779, „bei der Nachricht von dem endlichen Abſchluß dieſes erſehnten Friedens. Meine größte Sorge wird es ſein, das Bündniß zwiſchen meinen beiden Ländern, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, aufrecht zu erhalten. Ich habe die Nothwendigkeit desſelben zu klar gefühlt, und das Unglück und die Unruhe, die ich in dem letzten Jahre gefühlt habe, laſſen ſich nicht ausdrücken. Aber ich bin dazu geboren, alles meiner theuren Mutter zu verdanken und ich

Digitized by Google

verdanke ihr auch noch die Seelenruhe, die durch ihre Güte, ihre Milde, und ich darf sagen, durch ihre Geduld gegen dieses Land in mir aufs neue auflebt".

Man sieht, in ihren vertraulichen Herzensergießungen war die Königin keineswegs zurückhaltend damit, ihre innige Zuneigung für das Land, das sie geboren, bis zu einem Punkte einzugestehen, der bei einem Franzosen fast Anstoß erregen mochte. Um so auffallender ist, wie gleich hier bemerkt werden mag, wenn in den bei Hunolstein und Feuillet de Conches publicirten Briefen das gerade Gegentheil derartiger Anschauungen ausgedrückt ist. Während bei Arneth Maria Theresia ausruft: „Bleiben Sie eine gute Deutsche", hätte sie bei Hunolstein der Königin als eine Pflicht bezeichnet, Französin zu werden (Brief vom 2. August 1772), während Marie Antoinette dort alles Gewicht darauf legt, ihrem Vaterlande anzugehören, schreibt sie bei Hunolstein, und das unmittelbar nach ihrer Vermählung, an ihre Mutter, man möge in Wien die junge Französin nicht vergessen, und einige Jahre später (im Jahre 1777), sie fühle sich als Französin bis in die Fingerspitzen. Es ist schwer bei einer Anzahl von Briefen, gegen die sich manche ernste Bedenken nicht zurückhalten lassen, dabei nicht an eine absichtliche tendenziöse Fälschung oder Interpolirung zu denken. Wie, wenn es in Zeiten, in denen man das legitimistische Bedürfniß gefühlt hat, das Andenken der Königin gleichzeitig mit den Principien des altfranzösischen Königthums zu restauriren, darauf angekommen wäre, das gute Franzosenthum der „Ausländerin", der „Oesterreicherin" nachzuweisen, wenn Stellen, wie die oben citirten, mit gutem Bedacht in gewisse Fabricate aufgenommen worden wären? Es ist in der That schwer, an einen gänzlichen Zufall zu glauben.

Kleine kritische Besprechungen.

Birkenbühl, Karl: Sonette aus dem Orient. (Schaffhausen, E. Hurter.) G. Gegen anderthalbhundert Sonette — es ist viel verlangt vom Dichter — noch mehr vom Leser. Kein Wunder, wenn man jenem die Ermüdung anmerkt und bei diesem sich etwas einstellt, das oft von der besten Gesellschaft nicht fernzuhalten ist. Abgesehen von dieser unglückseligsten aller Formen, in denen heute ein Deutscher dichten kann, ist es auch mit dem Stoffe nichts. Der Orient wird jetzt mit — Vergnügungszügen angegriffen, er ist, man erlaube es zu sagen, gesellschaftsfaul, und was ihm von Romantik noch geblieben, das stößt der Markt zurück. Der gefühls- und glaubenscorrecte Ton, den der Verfasser angeschlagen, ist nicht im Stande, über diese Thatsachen hinauszuheben und das zur Poesie zu machen, was es nicht mehr ist. Zudem hätten wir die Form etwas reiner gewünscht — es wimmelt von Banalitäten und selbst Sprachfehler haben sich eingeschlichen; auch manches geschraubte und forcirte Bild stört, z. B. „es führen Schiffsleute Gläser an das Augenlid", „der Mond erwacht", „kein Pfeil hat seine Marmorbrust gekloben". Die Pointen fehlen fast überall, und wie sollen Verse wie diese:

Digitized by Google

„Für Wunder hielten sie die Uhren schier;
Und gar das Picken! — Aus dem Reisesack
Vertheilten Pulver wir und Rauchtabak"

eine feierliche, poetische Stimmung erzeugen? Daneben findet sich freilich wieder viel schönes und gutes, das uns den Mangel eines günstigen Totaleindruckes zuweilen vergessen macht. Es versteht sich von selbst, daß alle denkbaren uns geläufigen Schlagworte des Orients zu diesem Sonettenkranze beigetragen haben.

Muchars Geschichte des Herzogthums Steiermark. (7. Theil. Graz 1864.)

* Wenige Kronländer des österreichischen Kaiserstaates haben eine so ausführliche, so breit angelegte Darstellung ihrer Geschichte aufzuweisen, als Steiermark. Die vier ersten Bände wurden (1844, 1845, 1846, 1848) von dem Verfasser selbst herausgegeben.

Nach dem am 6. Juni 1849 erfolgten Tode Muchars übernahm dessen Freund Engelbert Prangner die Herausgabe des fünften Bandes (1850), welcher die Geschichte der Steiermark unter den babenbergischen Herzogen von Leopold V. an bis zum Aussterben dieses ausgezeichneten Fürstenstammes durch den Tod Friedrichs II. des Streitbaren auf dem Schlachtfelde an der Leitha nächst Wiener-Neustadt (1192 bis 1246) und die Zeit des sogenannten Zwischenreiches, während dessen die Steiermark anfänglich unter ungarischer, später unter böhmischer Herrschaft Ottokars II. stand, umfaßt. Den Schluß dieses Bandes bildet Ottokars Ende auf dem Marchfelde und die durch König Rudolf von Habsburg auf dem Reichstage zu Augsburg erfolgte Belehnung seiner Söhne Albrecht und Rudolf (am 27. December 1282) mit den österreichischen Ländern, wodurch auch die Steiermark unter die Herrschaft habsburgischer Fürsten gelangte.

Nun verflossen neun Jahre bis zum Erscheinen des nächsten, sechsten Bandes. Da Prangner inzwischen gestorben war, übernahm der Ausschuß des historischen Vereines für Steiermark die Herausgabe des sechsten Theiles (1859), welcher die Geschichte der Steiermark in ihrer Vereinigung mit Oesterreich unter den Regenten aus dem Hause Habsburg von Herzog Albrecht I. bis auf Herzog Leopold den Frommen (1283 bis 1373) behandelt, und die des soeben erschienenen siebenten Bandes, welcher die Geschichte dieses Landes unter vom Lande Oesterreich getrennter Beherrschung von Herzog Leopold dem Frommen bis zur Wiedervereinigung mit Oesterreich unter K. Friedrich IV. (1373 bis 1457) enthält.

Das Manuscript des sechsten Bandes wurde noch von Prangner, das des siebenten von einem anderen, ungenannten Conventualen des Stiftes Admont aus den von Muchar gesammelten Materialien zusammengestellt. Noch befindet sich die Handschrift des achten und letzten Bandes dieses Werkes in den Händen des historischen Vereines und soll dem Vernehmen nach im Laufe des Jahres 1865 veröffentlicht werden.

So weit ist dieses vaterländische Geschichtswerk fortgeschritten und wird hoffentlich auch glücklich zu Ende gebracht werden. Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß zwischen den Bänden, welche von Muchar selbst bearbeitet, und jenen, welche nur aus den von ihm hinterlassenen Materialien herausgegeben wurden, ein Unterschied obwaltet. Während die ersteren eine fortlaufende Geschichtserzählung enthalten, bilden die letzteren eigentlich nur eine chronologisch geordnete Folge von Regesten und ähnlichen Urkundenauszügen. Nichtsdestoweniger sind auch diese eine ungemein reiche Fundgrube für die Geschichte der Steiermark im Ganzen und ihrer einzelnen Theile, namentlich für die historischen Ereignisse und Begebenheiten, welche sich an die einzelnen Schlösser und Burgen, Stifte und Klöster, Städte und Märkte und an die für dieses Land so wichtigen Adelsfamilien ꝛc. knüpfen. Und in dieser Beziehung wird das vollständige Personen-, Orts- und Sach-

Digitized by Google

register zu den sämmtlichen Bänden dieses Werkes, an welchem bereits gearbeitet wird, als ein unerläßliches Hülfsmittel zur Benützung desselben dienen.

Das intelligente Proletariat in Oesterreich, von E. Prag 1864. J. L. Kober.

H. T. Diese Broschüre sucht den Antheil nachzuweisen, den das Gebahren der ausländischen Directionen österreichischer Eisenbahnen an der schreckenerregenden Zunahme eines „gebildeten Gesindels" hat. Der Verfasser erklärt selbst, daß er nicht den Beruf in sich fühle, die Heilmittel vorzuschlagen, mit welchen man dieser Krankheit in unserem socialen Leben begegnen solle, wohl aber hält er es an der Zeit, die Männer unserer gesetzgebenden Versammlungen, die Männer unserer Staatsverwaltung auf das Vorhandensein dieser Krankheit und deren krebsartiges Umsichgreifen aufmerksam zu machen. Das thut er nun, indem er aus dem Gebaren der Fremdwirthschaft die grellsten Bilder hervorhebt. Die Sache selbst verdient gewiß eine eingehende Würdigung: ob aber mit dieser Schrift etwas geholfen ist, möchten wir sehr in Zweifel ziehen.

Ueberweg, Friedrich Dr. Grundriß der Geschichte der Philosophie der vorchristlichen Zeit. Berlin 1863. Mittler u. Sohn IX und 194 S. 8.

H. T. Dieses Werk des bekannten Forschers und Kritikers auf dem Gebiete der Geschichtschreibung der Philosophie ist bereits im vorigen Jahre erschienen, und theilt mit der jüngst besprochenen „Geschichte der Philosophie der patristischen Zeit" alle bereits betonten Vorzüge. Durch die vortreffliche Zusammenstellung der besten Litteratur über jeden Einzelnen, durch exacte Auszüge aus den Werken der Philosophen selbst, so wie durch eine übersichtliche Darstellung eignet es sich besonders zum Nachschlagen und zum Leitfaden bei Vorlesungen. Erwähnung verdient auch die gefällige Berücksichtigung der „kleinen" Philosophen neben den „großen", welche in anderen Werken fast allein als die Träger dieser Wissenschaft herhalten müssen. Aufgefallen ist uns die Anordnung „Heraklit, Pythagoras und Xenophanes" (S. 27 bis 35), da doch unbestreitbare chronologische Daten dem Heraklit die letzte Stelle anweisen; ferner die Erklärung des sokratischen Dämoniums als seines „sittlichen Taktes", „den er in frommem Sinne auf die Gottheit zurückführte" (S. 59), und endlich ein Schwanken in Bezug auf die angeblich Aristotelische Lehre von den 10 Kategorien, wobei Prantls gewichtvolle Ansicht (Geschichte der Logik im Abendlande I.), wie es scheint, absichtlich übergangen wurde. Von diesen Mängeln abgesehen ist die Arbeit Ueberwegs jedoch eine sehr verdienstliche und wir hoffen, daß sein gründliches Werk die ziemlich flüchtige und fehlerhafte „Geschichte der Philosophie im Umriß" von Schwegler, welche gegenwärtig, vielleicht der prächtigen Kürze willen, das beliebteste Lehrbuch ist, bald verdrängen und ersetzen werde

---

Baer, Karl E. v. Dr.: Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen. St. Petersburg 1864. Verlag der k. Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff

J. W. Die heutige Methode der Naturforschung übt auf Meister und Schüler einen gleich mächtigen Eindruck aus durch die lebhafte Berührung, in welche beide mit dem Objecte der Forschung kommen. Dieser Umstand erklärt uns die große Zahl der begeisterten Anhänger der Naturwissenschaft; er erklärt uns aber noch mehr. Der Reiz der Natur und die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Formen nnd Erscheinungen nehmen beinahe die Willenskraft der Beobachter gefangen. Viele von ihnen stehen festgebannt in einem engen Kreis der Forschung, aus dem, wie aus einem unerschöpflichen Quell, immer neue Fragen hervordringen. Wer nicht genug Kraft und Elasticität des Geistes besitzt, wenigstens von Zeit zu Zeit diesen Kreis zu durchbrechen, um nachzusehen, wie es um die Entwicklung der Einen großen Wissenschaft steht, innerhalb welcher, durch

Digitized by Google

künstliche Linien getrennt, die einzelnen Theile der Forschung liegen; wer, wie nicht wenige, so schwach ist, über das Studium irgend einer Insectenfamilie, oder der Varietäten irgend einer Pflanzenspecies die Natur zu vergessen: der unterliegt jener Macht, welche unsere heutige Wissenschaft aufgebaut hat, dem Principe der Arbeitstheilung. Die Wissenschaft, die er selbst mehr oder weniger bereichert hat, erdrückt ihn, statt ihn zu erheben.

Neben den besten Männern, die trotz ihrer Specialarbeiten das Eine und Ganze der Natur und der Wissenschaft nicht verkannt haben, neben Oerstedt, Humboldt, Darwin, glänzt unter andern der russische Akademiker Baer. Der vor uns liegende Band der Reden, die er in den verschiedensten Lebensstellungen, als hoffnungsreicher Prosector an der Universität Königsberg und als gefeierter Mann der Forschung in der Petersburger Akademie gehalten hat, entrollt vor unseren Augen das Bild eines universellen, tiefen Geistes, der die losen Arbeitsstücke der Beobachtung an der Hand der Kritik und Geschichte zu einem Ganzen zu gestalten vermag.

Mit klaren und warmen Worten schildert der junge Prosector bei Gelegenheit der Eröffnung der anatomischen Anstalt an der Universität Königsberg das Leben und die Verdienste des Johann Swammerdam, jenes großen Anatomen und Mikroskopikers des siebenzehnten Jahrhunderts, der schon seinen Nachfolgern, Linné und dessen Schülern, um ein Jahrhundert vorangeeilt war, der, mißverstanden von seiner Zeit, zuletzt verhöhnt und verachtet, für einen heute herrlich entwickelten Wissenszweig, für die feine Anatomie Bahn gebrochen hat.

In einem im Jahre 1834 zu Königsberg gehaltenen Vortrag: „Ueber das allgemeinste Gesetz der Natur in aller Entwicklung" schildert Baer den Formenreichthum in der organischen Schöpfung, und gelangt zu dem Resultate, daß die Individuen der Pflanzen und Thiere veränderlich sind und im Laufe der Zeiten jene künstlich gezogenen Grenzen, innerhalb welcher unbeweglich und starr die Species der Naturhistoriker liegen soll, zu durchbrechen vermögen. Wer wird hiebei nicht an Darwin's berühmte Schrift über die Entstehung der Arten, die ein Vierteljahrhundert nach Abhaltung der genannten Rede erschien, und ganz speciell an die in dem angeführten Buche so gründlich besprochene „individuelle Variation", die in Darwin's Schöpfungstheorie eine so große Rolle spielt, erinnert? Der Ausdruck der Ueberzeugung, daß die Species wandelbar sind — eine Anschauung, die erst durch Darwin zu so großem Ansehen gekommen ist — verdient eine um so größere Bewunderung, als sie kurz nach dem bekannten zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire in der Pariser Akademie geführten Kampfe ausgesprochen wurde, aus welchem Cuvier, der die Unwandelbarkeit der Species behauptete, als Sieger hervorging.

Auf ein weiteres Eingehen in die anderen fünf Reden des Buches, müssen wir verzichten um dieser Besprechung nicht eine ungebührliche Länge zu geben, doch dürfen wir es nicht unterlassen die Titel jener beiden Reden anzuführen, die unstreitig die Perlen des Buches bilden, nämlich: „Blicke auf die Entwicklung der Wissenschaft" und „Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?" Diese beiden Reden sind in den Kreisen der Naturforscher, trotz der geringen Verbreitung, die sie durch die Akademieschriften erfuhren, bekannt geworden, und es mag nun vielen willkommen sein, dieselben jetzt durch den Buchhandel beziehen zu können.

Der Verfasser denkt sich als Leser des Buches „solche Gebildete, die an den allgemeinen Resultaten naturwissenschaftlicher Forschung sich erfreuen," — also Naturforscher und Nichtnaturforscher, und vornehmlich in die Hände der letzteren, glaubt Baer, werden seine Reden kommen. Sie werden hier nicht verfehlen die Achtung vor der Naturforschung zu erhöhen, die um zu gelten, nicht mit Eisenbahn und Telegraph zu prunken braucht um so mehr, als die tiefen Gedanken der Rede beweisen, daß dem wahren

Digitized by Google

Naturforscher jener erstgenannte, durch „Kraft und Stoff“ gebrandmarkte Materialismus vollständig fremd ist, indem er eine Grenze anerkennt, jenseits welcher die Waage und der Maßstab ihre Herrschaft nicht mehr ausüben.

Aber auch der Naturforscher, der, durch die eigene Arbeit auf einem fernen kleinen Gebiete der Forschung ermüdet, sich für die Zeit des Ausruhens nach einem Fernblick sehnt, der ihn mit einem Mal das untheilbare Ganze der Natur und Wissenschaft überschauen, und im großen Ganzen auch jenes Plätzchen erkennen läßt, wo er selber pflügt und säet; auch der Naturforscher, dem ohnedies einige dieser Reden nicht unbekannt geblieben sind, wird gerne wieder nach dem Buche greifen, und an dem Reichthum der Ideen und an der schönen Sprache desselben sich erfreuen.

Wagner A.: Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen vom Standpunkte der Statistik. Hamburg 1864. Bei Boyes u. Geisler.

S. Der Verfasser, bis vor kurzem Professor an der Wiener Handelsakademie und als Schriftsteller auf finanziellem Gebiete wohlbekannt, betritt mit dieser Schrift ein neues Feld, jenes der Statistik, zeigt aber auf demselben das umfassende Wissen und die Schärfe des Urtheils, welche schon seine Arbeiten über die Banken, die Peel'sche Acte und die österreichische Valuta auszeichneten. Wagners Schrift ist aus einem Vortrage entstanden, welchen derselbe im December 1863 in der litterarischen Gesellschaft „Athenäum“ zu Hamburg über die Gesetzmäßigkeit der scheinbar willkürlichen Handlungen hielt, und zerfällt in zwei getrennte Hefte, deren erstes diese statistischen Gesetze in ihren Hauptzügen erörtert, während das zweite, stärkere, den Zifferapparat mit den daraus gezogenen Folgerungen enthält. Der Verfasser wählt hiezu die Statistik der Trauungen und Selbstmorde, geht namentlich in Bezug der letzteren genau ein, und verarbeitet seinen Vorwurf mit echt deutschem Fleiße. Er benützt die Werke der renommirtesten Fachmänner und die amtlichen Tabellen aller statistischen Bureaux und baut seine Schlüsse auf ein dem Raume wie der Zeit nach weit ausgedehntes Material. Hiedurch wird aber die Arbeit über die Selbstmorde zu dem, was eine gute Statistik sein soll, zur vergleichenden Statistik. Der Selbstmord ist ein allgemeines, mit der Cultur, oder besser gesagt, mit den Ausschreitungen der Cultur zunehmendes Uebel der menschlichen Gesellschaft. Nach Ländern, Nationen und Glaubensbekenntnissen, nach allen Richtungen der socialen Zustände stellt sich aber sein Vorkommen sehr verschieden modificirt dar. Diese Ergebnisse zu verfolgen und so weit dies möglich ist, in ihren Ursachen zu erklären, ist daher ein sehr verdienstliches Unternehmen. Die Arbeit des deutschen Gelehrten wird aber besonders jetzt interessant, wo auch der renommirte Franzose A. Legoyt eine vergleichende Abhandlung über die Selbstmorde verfaßt und der medicinischen Akademie in Paris vorgelegt hat, welche, so weit deren Resultate bis jetzt bekannt sind, mit Wagners Arbeit in mehreren wichtigen Punkten übereinstimmt, in andern aber abweicht. So findet Legoyt im Gegensatze zur allgemeinen Ansicht den Selbstmord in England am seltensten vorkommend, Wagner setzt die Selbstmordfrequenz der Engländer vor jener der Slaven, Italiener und Portugiesen. Die vollständige Veröffentlichung von Legoyts Arbeit wird daher die Gelegenheit zu der sicher interessanten Gegenüberstellung beider Abhandlungen bieten.

---

* Gleichzeitig mit dem Erscheinen des dritten Bandes von G. Freitags Roman „Die verlorene Handschrift“ sind die beiden ersten Bände in einer zweiten Auflage erschienen. Innerhalb eines Zeitraumes von wenigen Wochen wurde eine Auflage von

Digitized by Google

4000 Exemplaren vergriffen — eine erfreuliche Erscheinung gegenüber einem Romane, der zwar geistvoll und anregend ist, aber doch mit der gewöhnlichen Romankost nichts gemein hat.

* Das „Album. Bibliothek deutscher Originalromane" eröffnet seinen zwanzigsten Jahrgang. Wie bekannt, ist dasselbe mit Schluß des Jahres 1864 aus dem Verlage von H. Markgraf in Wien in den der Leipziger Firma Ernst Julius Günther übergegangen. In einem uns vorliegenden Prospecte verspricht der neue Herausgeber, das Unternehmen nicht nur in der bisherigen Weise fortzuführen, sondern auch durch Heranziehung neuer gediegener Kräfte und eine sorgfältige Redaction das Interesse noch zu erhöhen. Von den angekündigten neuen Beiträgen heben wir hervor: „Joppe und Crinoline", Roman von Adolf Zeising; „Marie Antoinette und Gluck", Roman von Louise Mühlbach; „Am Hofe von Rom", historischer Roman von A. v. L., Verfasser des „Franz von der Trenk, der österreichische Pandurenoberst" und „Die letzten Lebensjahre Johannes Keplers", von Julie Burow.

* Herr K. Brämer in Berlin ersucht uns um Aufnahme einer Entgegnung auf die in Nr. 46 der „Wochenschrift" (Jg. 1864) erschienene Besprechung des vom Centralverein in Preußen für das Wohl der arbeitenden Classen herausgegebenen Werkes: „Das Sparcassenwesen in Deutschland". Wir bedauern jedoch, diesem Wunsche nicht entsprechen zu können, weil keiner der von unserem Referenten ausgesprochenen Mängel in Abrede gestellt — im Gegentheile jeder für begründet zugestanden wird. Zur Rechtfertigung des Herrn Brämer wollen wir übrigens bemerken, daß der Oesterreich betreffende Theil weder von ihm noch seinem Bruder bearbeitet ist, was übrigens auch schon in unserer Besprechung angedeutet wurde, da in derselben die Autoren beider Bände genannt wurden. Ob bei statistischen Darstellungen, wie das „Sparcassenwesen in Deutschland", der Schwerpunkt auf die organischen Einrichtungen oder in die Zahlenangaben falle, ist persönliche Ansicht. Aber selbst die Richtigkeit des ersteren zugegeben, bleibt es unerläßlich, von diesen Einrichtungen und vor allem von der Existenz solcher Anstalten in dem Lande zu wissen, und die argen Mängel des Buches in dieser Richtung, so weit es Oesterreich betrifft, waren eben der Grund unseres Tadels.

* Bei einer Revidirung des Stadtarchives in Bergreichenstein ist man auf eine große Zahl werthvoller Manuscripte und Druckwerke gestoßen. Dieselben stammen meist aus dem 16. und 17. Jahrhunderte. Besonders reich vertreten sind die Urkunden aus rudolfinischer Zeit. Von allgemeinem geschichtlichen Interesse dürfte ein Initialmanuscript vom Jahre 1576 sein: „Das Kammerwesen im Königreich Behaim." Es enthält alle Empfänge und Ausgaben damaliger Zeit und giebt so einen übersichtlichen Blick in den Finanzetat der betreffenden Epoche. Ein gleich interessantes und weit umfangreicheres Manuscript sind die rudolfinischen Stadtrechte vom Jahre 1579. Kleinere Urkunden sind fast ausnahmslos in böhmischer Sprache geschrieben. Eigenthümlich ist dabei, daß Bergreichenstein niemals unter dem jetzt üblichen Namen: „Hory Kašperské" (Verballhornung des deutschen „Karlsberg"), sondern stets unter dem Namen: „Bergkraychen-Steyn" in den böhmischen Urkunden zu finden ist.

* Von P. J. Šafařiks gesammelten Schriften, die im Verlage der Buchhandlung von Fr. Tempsky in Prag erscheinen, ist soeben das 24. und 25. Heft herausgegeben worden. Dieselben enthalten die weiteren kleineren Abhandlungen des gefeierten Gelehrten aus allen Gebieten der slavischen Wissenschaften. So finden wir hier einige Aufsätze über die südslavische Litteratur, weiter eine interessante Abhandlung über

Digitized by Google

die ältesten slavischen Buchdruckereien und schließlich einen Artikel über einige Werke der altböhmischen Litteratur. Sämmtliche hier veröffentlichte Aufsätze waren bereits in verschiedenen Jahrgängen der Zeitschrift des böhmischen Museums abgedruckt worden.

---

* „Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Baudenkmale Egers." Unter diesem Titel erschien vor kurzem in der Calve'schen k. k. Universitätsbuchhandlung, dann bei Brockhaus in Leipzig das Werk des Herrn Professors Bernhard Grueber, welches vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Folioformat herausgegeben wurde. Das Buch zerfällt in den Text und eine Reihe von lithographirten Abbildungen, welche dem Leser ein vollständiges und vollkommen treues Bild von den hier besprochenen Bauwerken der Vorzeit bieten und namentlich den Archäologen einen reichen und werthvollen Stoff zu Studien und Vergleichungen vorführen. Es ist bekannt, daß von den Baudenkmalen der Stade Eger bisher fast nur die in der dortigen Burg befindliche, so merkwürdige Doppelcapelle die verdiente Beachtung gefunden hat. Der großartige Saalbau, ein Jugendwerk des großen deutschen Kaisers Friedrich des Rothbart, die übrigen Theile der Kaiserburg, so wie die vielfach anziehenden Kirchenbauten der Stadt waren jedoch bisher nur sehr wenig gewürdigt worden. Um so verdienstlicher erscheint daher das Unternehmen des Herrn Professors Grueber, welcher, durch längere Zeit mit der Untersuchung der kunstgeschichtlichen Verhältnisse Egers beschäftigt, berufen erschien, ein solches Werk in die Hand zu nehmen. Wir vernehmen übrigens daß der merkwürdige Saalbau dem Einstürzen nahe ist und der archäologische Hauptanhaltspunkt zur Bestimmung der übrigen Baudenkmale der Gegend bald verschwunden sein dürfte.

* Freunde der Kunst machen wir vorläufig auf ein schönes Unternehmen aufmerksam, nämlich die „Meisterwerke der Malerei vom Ende des 3. bis Anfang des 18. Jahrhunderts in photo- und photolithographischen Nachbildungen, geschichtlich entwickelt von Prof. H. G. Hotho"; die demnächst im Verlage des photographischen Kunst- und Verlagsinstitutes von Gustav Sauer in Berlin herauskommen. Das Werk erscheint in drei Abtheilungen Großquart, und enthält als unmittelbar zum erläuternden Text gehörig 50 Blätter Litho- und Photolithographien, sowie 60 Blätter Photographien, sämmtlich nach Hauptwerken der bedeutendsten Meister.

* Im Atelier des Prof. Max Widemann in München ist soeben das Modell einer colossalen Victoria vollendet, welche, auf Anordnung des höchstseligen Königs Maximilian II den Mittelbau seiner großartigen Schöpfung des Maximilianeums krönen soll. Der Künstler hat seine Figur — sie mißt 15 Fuß — dem ausgesprochenen Wunsch des Königs zufolge in dem Moment aufgefaßt wo sie dem Würdigsten des Instituts den Lorbeerkranz in der hocherhobenen Rechten auf das Haupt zu setzen sich anschickt, während die Linke einen Kranz von Eichenlaub trägt, um auch diesen den geistig aufstrebenden Jünglingen um die Schläfe zu winden. Ein Referent der „A. A. Z." giebt dem Modelle den Vorzug von den Rauch'schen Victorien in der Walhalla. Zwei andere Werke Widemanns, das Grabmal der Großherzogin Mathilde v. Hessen für die katholische Kirche in Darmstadt und das Standbild des Freiherrn v. Dalberg für den Theaterplatz in Mannheim, sind der Vollendung nahe.

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Wir müssen uns heute darauf beschränken, einige wenige Neuigkeiten aus dem alten Jahr nachzutragen, da die unvermeidlich der vor Weihnachten herrschenden Flut der litterarischen Production folgende Ebbe auch diesmal nicht ausgeblieben ist. Außer Freytag und Laube haben noch zwei der beliebtesten Romanschriftsteller in den vergangenen Wochen Neuigkeiten auf den Markt gebracht. Von Lewin Schücking erschien ein zweibändiger Roman: „Frauen und Räthsel" und von Hackländer zwei Bände „Fürst und Cavalier" und „Vom Haidehaus".

Die letzte Gabe des vor wenigen Wochen verstorbenen Prof. K. Graul in Erlangen, früher Director der lutherischen Missionsanstalt in Leipzig und bekannt durch seine trefflichen gelehrten Arbeiten über Indien und seine Litteratur, deren Erscheinen der Verfasser nicht erlebte, betitelt sich: „Indische Sinnpflanzen und Blumen zur Kennzeichnung des indischen, vornehmlich tamulischen Geistes". Den Hauptinhalt des hübschen Büchleins bilden Uebertragungen aus dem großen Spruchgedichte, dem Kural des Tiruvalluver, von dem anläßlich einer früher herausgegebenen Prosaübersetzung einer der größten Kenner altindischer Litteratur, Prof. Weber in Berlin, sagt, daß in ihm sich ungemein schöne Aussprüche finden, die sich nicht nur dem Besten, was andere Litteraturen bieten, zur Seite stellen, sondern sogar in solcher Anzahl und Prägnanz wirklich kaum irgendwo sonst gefunden werden.

Von der „Germania, Vierteljahrschrift für deutsche Alterthumskunde" erschien das Schlußheft des neunten Bandes. Es enthält an größeren Abhandlungen Aufsätze von Zingerle, Bartsch, San-Marte, Vernaleken, M. Heyne u. A.

Im Verlage von Carl Gerolds Sohn erschien die siebente Auflage von Savigny's classischer Arbeit: „Das Recht des Besitzes", herausgegeben von Prof Rudorff in Berlin.

Otto Banck in Dresden veröffentlicht den ersten Band von: „Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Licht- und Schattenbilder zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Bühne, modernen Litteratur und bildenden Kunst". Der Inhalt desselben erstreckt sich über das erste der drei genannten Kunstgebiete: die deutsche Bühne, und zerfällt in die drei Abtheilungen: „Allgemeine dramaturgische Streifzüge", Abhandlungen zur Charakteristik der gegenwärtigen Theaterzustände und über eine Reform der deutschen Bühne, dann „Kritische Studien über Bühnendichtungen und deren Darstellung mit Anschluß an die Aufführungen des Dresdner k. Hoftheaters"; diese Abtheilung bildet den größten Theil des Werkes; ihr folgt als dritte: „Die Münchner Mustervorstellungen".

Von Fr. Kreyßig, bekannt durch seine Vorlesungen über Shakspeare, erschien: „Studien zur französischen Cultur- und Litteraturgeschichte", Essais über französische Schriftsteller der neueren Zeit, wie Béranger, Scribe, de Maistre, Chateaubriand, Frau v. Staël, Guizot, Lamartine, Sand, Victor Hugo. Das Werk schließt mit einer Studie über „Louis Napoleon als Schriftsteller".

Wir können unseren heutigen Bericht mit der Mittheilung des baldigen Erscheinens einer jedenfalls großes Aufsehen erregenden Publication schließen. Es ist nichts geringeres, als das vielbesprochene, oft vergeblich erwartete „Leben Cäsars" des Kaisers Napoleon, dessen erster Band bereits im Druck ist und Ende künftigen Monats erscheinen soll. Der Debit desselben für Deutschland und der Verlag der unter den Auspicien und der persönlichen Theilnahme des hohen Verfassers von Prof. Ritschl in Bonn veranstalteten Uebersetzung ist der Buchhandlung von C. Gerolds Sohn übertragen, welche dieselbe gleichzeitig mit dem Original ausgeben wird. Der Umfang des Werkes ist auf drei Bände und einen Atlas berechnet.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schmeitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Reform der Grundsteuer.

Unter den directen Steuern steht in Oesterreich die Grundsteuer an Wichtigkeit obenan. Zu den gesammten Einnahmen aus der directen Besteuerung von beiläufig 126 Millionen Gulden österr. Währ. trägt sie rund 70 Millionen, also mehr als die Hälfte bei. Außerdem ist sie maßgebend für die Nebensteuern, Landes- und andere Umlagen. Ihre Last wird für einzelne Verwaltungsgebiete um so empfindlicher, als sie sehr ungleich vertheilt ist. Diese Ungleichheit beruht zum Theil darauf, daß, abgesehen von der Militärgrenze, sechs verschiedene und aus den verschiedensten Zeiten herrührende Grundsteuersysteme neben einander in Wirksamkeit stehen: der stabile Kataster vom Jahre 1817, die Provisorien von 1819, 1835 und 1850 in Galizien, Bukowina und Ungarn, das Peräquationssystem vom Jahre 1774 in Tirol und das baierische Provisorium vom Jahre 1808 in Vorarlberg! Zum Theil beruht die Ungleichheit auf den an sich mangelhaften Grundsätzen des stabilen Katasters, auf der Unsicherheit und Zeitverschiedenheit, womit man bei Durchführung desselben zu Werke ging, auf den zahlreichen wesentlichen Verschiedenheiten in den Schätzungsinstructionen, so wie endlich darauf, daß die im Jahre 1849 eingeführte allgemeine Einkommensteuer, im Widerspruch mit ihrem Wesen, in den nicht zur Krone Ungarns gehörigen Ländern lediglich als eine Erhöhung der Ertragssteuern bei den nämlichen Objecten, in der Form des Drittelzuschlages bei der Real- und Erwerbsteuer behandelt wurde.

Diese und andere Ungleichheiten und Anomalien geben den bestehenden Steuereinrichtungen das Gepräge systemloser Cumulirung von Maßregeln, im Drange der Umstände durch Finanzbedürfnisse hervorgerufen, die stärker waren als das Princip. Die Regierung mußte sich von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform um so mehr überzeugen, als durch diese erst die sichere Basis für weitere Verbesserungen auf dem Finanzgebiete gewonnen werden kann. Eingehende Verhandlungen sowohl im Schooße des Ministeriums als auch durch eine eigens hiezu berufene Immediatcommission wurden gepflogen, und später wieder gepflogen; jedoch zur Entscheidung war die wichtige Frage noch nicht gereift. Namentlich die Angelegenheit des Grundsteuerkatasters wurde auch vor einige Landtage gebracht; diese beschränkten sich indeß auf allgemeine Bemerkungen, welche die Begründung des Gesetzes zur Regulirung der Grundsteuer vollständig mittheilt.

Digitized by Google

Auch erhob der Reichsrath gleich in seiner ersten Session einen nachdrücklichen, fast stürmischen Ruf nach Inangriffnahme der Reform der directen Steuern, insbesondere der Grundsteuer — ein Ruf, der in den Zeitungen den lebhaftesten Nachhall fand; was freilich von manchen dieser Organe, denen die Reformgesetze wieder zu früh kommen, jetzt vergessen zu sein scheint Der dann in der Session des Reichsrathes 1862/63 vom Finanzminister eingebrachte Gesetzentwurf zur Revision des stabilen Katasters gelangte indeß zu keiner Erledigung, und es schien überhaupt bei Manchen, welche sich in ihrem materiellen Interesse, in ihrer bisher begünstigten Lage durch jede Neuerung bedroht wähnen mochten, die warme Theilnahme dafür zu erkalten. Jedoch wurde in der 192. Sitzung des Abgeordnetenhauses das Finanzministerium aufgefordert, in der nächsten Session den Entwurf eines verbesserten Systems der directen Besteuerung einzubringen. Unter allseitiger Anerkennung dieser immer dringender werdenden Regelung kam der Finanzminister der Aufforderung des Hauses in der vorigen Session nach, indem er am 5. October 1863 die Gesetze über die Reform der directen Besteuerung mit aller Vollständigkeit im Abgeordnetenhause einbrachte. Indessen gelangten die Gesetzentwürfe abermals nur zur theilweisen Verhandlung, die, wenngleich nicht ganz fruchtlos bleibend, doch ohne ein bestimmtes positives Ergebniß schloß. Das reich angesammelte Material wurde neuerdings durch specielle unmittelbare Nachforschungen in verschiedenen Staaten zu vermehren und einzelne minder zweifellose Partieen mit Hülfe der vergleichenden Wissenschaft aufzuhellen getrachtet, und hierauf die vorjährigen Anträge nochmals einer sorgsamen Revision unterzogen. Auf Grund dieser wiederholten Prüfungen sind die modificirten Gesetzentwürfe entstanden, welche der Finanzminister sofort bei Eröffnung der diesjährigen Session des Reichsrathes dem Abgeordnetenhause zur verfassungsmäßigen Behandlung übergab, und die, in sich ein logisches Ganzes bildend, das vollständige österreichische System der directen Besteuerung hoffentlich für eine lange Zukunft zu bilden in ihrem Zusammenhange bestimmt und wohlgeeignet sind.

Es wäre bedauernswerth, würde das wichtige Reformwerk auch in der gegenwärtigen Session nicht seinem gesetzlichen Abschluß wesentlich zugeführt. Der vom Abgeordnetenhaus dafür gewählte Ausschuß hat dasselbe lebhaft in Angriff genommen, insbesondere seine zweite Abtheilung die Erwerbsteuer erster und zweiter Classe bereits eingehender Berathung unterzogen. Die Reform an sich ist eben so dringend als sie heilsam sein wird. Hievon, nach seinen früheren Kundgebungen, durchdrungen, wird das Abgeordnetenhaus jene Gerüchte nicht wahr machen, die zu besorgen scheinen, das Werk solle aus Nebenrücksichten wieder verschoben werden. Zu einer Verschleppung liegt kein ausreichender, kein plausibler Grund vor. Es handelt sich nicht um die Angelegenheit eines einzelnen Landes, sondern um eine eminente Reichsfrage, und sie ist zu dringend, um mit der Lösung auf die Vollständigkeit des Reichsrathes zu warten, wie wünschenswerth die Betheiligung von Abgeordneten Ungarns an dem wichtigen legislatorischen Werke an sich auch erscheint. Die Verschiebungspolitik wird selten, am wenigsten aber auf dem wirth-

Digitized by Google

schaftlichen Gebiete, wo ohnehin so Vieles nachzuholen bleibt, zum Guten ausschlagen, und auf dem Felde der materiellen Interessen ist nur zu oft das Bessere der Feind des Guten. Daß einzelne Privatinteressen die Steuerreform hinausschieben möchten, weil sie durch dieselbe ihre begünstigte Stellung gefährdet wähnen, ist menschlich: der Reichsrath aber steht zu hoch und unabhängig da, um sich in Vertretung der allgemeinen Anliegen durch solche Rücksichten des Privatinteresses bestimmen zu lassen, und er wird, wie die Finanzverwaltung ihre Schuldigkeit gethan, auch die seinige thun und das Werk zu Ende führen. Am wenigsten ist wohl dem Gerüchte Werth beizulegen, als dürfte im Steuerausschuß selbst noch die Meinung durchschlagen: man solle, aus unbegründeter Besorgniß vor den Folgen einer neuen Veranlagung der Grundsteuer, den Eintritt in die Berathung ablehnen, und es sei, wie in einer früheren Session, der Antrag auf einzelne Verbesserungen des Grundsteuerkatasters zu beschränken, d. h. wesentlich alles beim Alten zu belassen und die Steuerreform ins Ungewisse hinauszuschieben. Denn vor allen die Grundsteuer bedarf einer durchgreifenden Revision.

Nach dem gegenwärtigen Stande der Steuergesetzgebung ist der auf dem Patente vom 23. December 1817 beruhende stabile Kataster das Grundsteuersystem, welches im ganzen Reiche zur Ausführung kommen und die ungleiche Belastung der verschiedenen Kronländer beheben sollte. Ist denn dieses Ziel durch Verharren bei einem System, dessen Durchführung in der kleineren Hälfte der Monarchie schon nahezu *vierzig* Jahre und eben so viele Millionen Gulden in Anspruch nahm, welches den jahr- und jochweisen Reinertrag einer jeden Grundparcelle *gemeindeweise* lediglich durch Schätzungsbeamte nach veralteten Normen und Preisiätzen und ohne das gegenseitige controlirende Interesse der Steuerträger erhoben wissen will, wirklich jemals zu erreichen möglich? Gewiß nicht, nach den bisherigen Erfahrungen. Noch bevor das Werk bis zur Hälfte durchgeführt, ist es bei seinen Anfängen schon wieder antiquirt. Und Preußen hat seine neue Grundsteuerregulirung *binnen drei Jahren* in der ganzen Monarchie durchgeführt, und zwar zur Zufriedenheit der Betheiligten!

Die Stabilität des gegenwärtigen Grundsteuerkatasters besteht nur darin, daß der einmal ermittelte Grundertrag unverändert bleibt, mögen immerhin die Bodencultur, die Preise der Producte, die auf die Höhe der Bodenrente Bezug nehmenden Momente sich geändert haben. Da die Schätzung nur nach dem factischen Culturstande zur Zeit ihrer Vornahme geschieht, dieser Stand aber nicht gleichmäßig und in gleicher Frist bei allen Grundstücken sich ändert, so entsteht aus dem Grundsatze der Stabilität bezüglich der Cultur, zumal bei Erhöhung der Steuer, eine Ungleichmäßigkeit in deren Vertheilung, die den einen Grundbesitzer gegen den anderen ungebührlich benachtheiligt oder begünstigt. So z. B. haben Weingärten, die vor 30 Jahren zur Zeit der Schätzung noch Gestrüppe waren, noch heute die Steuer von dem nur mit 40 Kreuzern vom Joch eingeschätzten Reinertrage, die schon damals bestandenen Weingärten aber die von dem Ertrage von 40 bis 60 Gulden zu tragen. Da die Schätzung nur nach und

Digitized by Google

nach in verschiedenen Zeiträumen, während welcher sich der Stand der Bodencultur, besonders seit Aufhebung der Unterthansschuldigkeiten bedeutend geändert hat, stattfinden konnte, so sind die Schätzungsergebnisse zwischen den einzelnen Ländern um so verschiedener, je entfernter die Zeitpunkte der Schätzung von einander liegen. So verhält sich in dem vor mehr als dreißig Jahren geschätzten Lande Niederösterreich der Katastralreinertrag zum Pachtzinse wie 1 zu 2·7, in den weit später eingeschätzten Ländern Krain und Böhmen aber nur bezüglich wie 1 zu 1·7 und wie 1 zu 1·8!

Ferner führt das Festhalten der für Ermittlung des Geldrohertrages und der Culturaufwandskosten angewendeten Preise des Jahres 1824 zur Ungleichmäßigkeit in der Steuerumlage, schon darum, weil die Productenpreise in den einzelnen Ländern nicht im gleichen Verhältniß steigen und fallen. So sind die Durchschnittspreise von 1839 bis 1858 im Vergleich zu den Preisen vom Jahre 1824 in den einzelnen Ländern sehr verschieden, bei Weizen z. B. zwischen 65 und 181 pCt., bei Roggen zwischen 68 und 161 pCt., bei Gerste zwischen 98 und 220 pCt., bei Hafer zwischen 131 und 241 pCt. gestiegen. Auch der Aufschwung im Communicationswesen hat so wesentliche Veränderungen herbeigeführt, daß Gemeinden und Bezirke, welche früher nach dem Landespreistarife die höchsten Preise hatten, jetzt weit niedrigere haben, mithin niedriger eingeschätzt werden sollten und umgekehrt. Daher ist auch die schon oft, früher selbst im Reichsrath aufgetauchte Idee: es lasse sich durch das allgemeine Festhalten der Preise vom Jahre 1824, bei einzelnen Verbesserungen und Vereinfachungen der Einschätzungsnormen, doch eine gewisse Gleichmäßigkeit erwarten, gänzlich verfehlt. Und zwar um so mehr, als bei Zugrundelegung der Preise der Producte und der Arbeit aus dem Jahre 1824 die Schätzung jedes controlirenden Anhaltspunktes entbehrte, welcher sonst in den wirklichen Kaufpreisen und Pachtzinsen liegt und dessen Nothwendigkeit nicht nur in Oesterreich, sondern überhaupt in allen Staaten, wo ein Grundsteuerkataster besteht, anerkannt worden ist. Man rechnete dann also mit rein fictiven Zahlengrößen und für die Richtigkeit der Schätzungsergebnisse gäben die aus den letzten Jahren vorliegenden Kauf- und Pachtverträge gar keinen controlirenden Maßstab an die Hand. Man würde zuletzt doch nur wieder ein Provisorium zu Stande gebracht haben, das niemand befriedigte; der ungeheure Kostenaufwand für die Durchführung des stabilen Katasters und für die unumgängliche Revision in den altkatastrirten Ländern wäre verschwendet und eine für unsere Wirthschaftszustände uneinbringliche kostbare Zeit verloren.

Nach dem Gesetzentwurf über die Regelung der Grundsteuer soll nun zwar, im Anschluß an das vorwiegend bestehende Katastralsystem, das Princip der Parcellarschätzung nach Culturen und Classen beibehalten, der Reinertrag durch die unmittelbare Einschätzung nach jochweisem Anschlag und nach zwanzigjährigem Durchschnitt der Preise erhoben und die Verhältnißzahl des Katasters in der Ertragsziffer (nicht im gemeindeüblichen Werth) dargestellt werden. Jedoch sollen

Digitized by Google

in der technischen Durchführung der Schätzungsoperation, nach dem Vorgange Preußens, wesentliche Vereinfachungen stattfinden, sowohl um Kosten zu ersparen als namentlich auch um das schwierige Werk in dem Zeitraum weniger Jahre durchführen zu können, was eine Hauptbedingung für die Gewinnung gleichmäßiger Schätzungsergebnisse bildet. Hierauf zielen insbesondere das bezirksweise (statt gemeindeweise) Vorgehen in Rücksicht auf Classification, Preisbestimmung und Ertragsermittlung, die Beschränkung der Zahl der Ertragsclassen im Bezirke, die angemessene Rücksichtsnahme auf Kauf- und Pachtpreise, endlich die Wiederaufnahme des Repartitionssystems statt der seit einer Reihe von Jahren beliebten Percentualbesteuerung.

Der Uebergang zur Repartition bedingt die Feststellung einer Grundsteuerpostulatensumme für das ganze Reich, welche nach Maßgabe des durch die neue Katastraloperation zu ermittelnden Reinertrages auf die einzelnen Länder und Gemeinden, und in denselben auf das Besitzthum jedes Einzelnen umzulegen kommt. Diese Generalsumme soll die dermal in Vorschreibung stehende Grundsteuer keinesfalls überschreiten, und die einzelne Landesquote davon soll vorläufig im bisherigen Ausmaß, sobald der neue Kataster in einem Lande vollendet ist, nach dessen Ergebnissen sofort umgelegt werden, um wenigstens eine gleichmäßigere Individualvertheilung ohne Aufschub zur Wirksamkeit zu bringen. Der neue Grundsteuerertragskataster soll nicht stabil für immer sein, aber doch für einen längeren Zeitraum gelten, um den Fortschritten der Cultur eine angemessene Prämie zu sichern. Während der Revisionsperiode bleibt also die Steuergrundlage als Verhältnißzahl unverändert, und sind nur die Aenderungen im Object und in der Person des Besitzers zu berücksichtigen. Bei Feststellung periodischer Revisionen und namentlich bei Einführung der von Jahr zu Jahr ausgleichenden allgemeinen Einkommensteuer wird es auch keinem Bedenken unterliegen, daß der neue Ertragskataster als ausschließlicher Vertheilungsschlüssel nicht bloß für die Landes- und Bezirksquoten, sondern auch für die individuelle Steuerschuldigkeit benützt wird.

Beim Repartitionssystem liegt der Schwerpunkt der Aufgabe des Katasters weniger darin, die absolut genaue mittlere Reinertragsziffer, als darin, eine gleichmäßige Grundlage zur Auftheilung der Steuer zu finden. Viele Bestimmungen des Gesetzentwurfes haben hierin ihren Grund. Insbesondere wirken darauf hin die thunlichst gleichzeitige Durchführung der Einschätzungen, die Controlirung der Anschläge mittelst der aus Kauf- und Pachtpreisen entnommenen Daten, die Berücksichtigung der Preise neuerer Zeit im langjährigen Durchschnitt und die controlirende Wirksamkeit der oberen Steuercommissionen. Zwar wird sich aus den höheren Preisen der beiden letzten Decennien auch ein größerer Reinertrag entwickeln, als nach den niedrigen Preisen von 1824; allein dies kann, da die Reinerträge nur noch die Bedeutung des Vertheilungsschlüssels haben, keine andere Folge haben, als daß der aus der Anwendung der ganzen Postulatensumme auf den Gesammtreinertrag der Liegenschaften sich ergebende Steuerfuß mäßiger

Digitized by Google

erscheinen wird als der gegenwärtige. Selbstverständlich gilt übrigens in gleicher Weise, wie für die Preise des Rohertrages, auch für die Preise der als Culturaufwand in Abzug kommenden Gegenstände der Durchschnitt aus der der Schätzung vorausgehenden zwanzigjährigen Periode, und es soll für jeden Abzugsgegenstand wie für jedes Product im Bezirke der Regel nach nur ein Durchschnittspreis festgestellt werden, was ganz ausreichen, zugleich aber das Geschäft vereinfachen, Kosten und Zeit ersparen wird. Die Durchführung des Ganzen wird wesentlich aus zwei Hauptacten bestehen. Einmal nämlich, nach Entwerfung der provisorischen bezirksweisen Schätzungstarife durch die Schätzungscommissäre, in der Culturenbestimmung, Classification aller Grundstücke des Bezirkes, so wie deren Einreihung in die entsprechende Reinertragsabstufung durch die Bezirkscommissionen; und zweitens in der definitiven Feststellung der Schätzungstarife und des darnach zu bildenden Katasters mit gleichzeitiger Durchführung der gemeindeweisen und der individuellen Reclamationen gegen die Classification nach Culturen und Classen, dann gegen die Reinertragsansätze des Schätzungstarifs. Das Reclamationsverfahren wird hiedurch nicht bloß bedeutend abgekürzt, sondern erhält auch größere Wahrheit als bisher, indem künftig jedem Grundbesitzer die Bedeutung der Classification und Classirung der Grundstücke leichter anschaulich wird, weil er aus den öffentlich aufgelegten Schätzungsoperaten sofort den auf die einzelnen Classen entfallenden Reinertrag entnimmt.

Alle die aus dem beantragten Verfahren folgenden Vereinfachungen, die bedeutende Herabminderung der Schätzungsoperate in Folge der bezirksweisen Einschätzung, die maßgebende Mitwirkung der aus Steuerträgern gebildeten gleichzeitig fungirenden Commissionen werden es ermöglichen, die neue Grundertragsschätzung im Laufe weniger Jahre mit vergleichsweise mäßigen Kosten zu vollenden. Nach Durchführung des neuen Katasters wird es die weitere Aufgabe sein, die Berichtigung des Besitzstandes bis zur Parcelle herab zunächst im Interesse der Gemeinden vorzunehmen und für die Evidenzhaltung des Grundsteuerkatasters in einfachster Weise zu sorgen. Zu dem Ende soll diese sich nur auf die Aenderungen in der Person des Besitzers und im Objecte, nicht auch auf Aenderungen in der Cultur erstrecken. Die letzteren finden erst nach Ablauf einer zwanzigjährigen Periode bei der Revision des Grundertragskatasters Berücksichtigung, damit nicht jeder landwirthschaftlichen Verbesserung die höhere Verhältnißzahl, d. h. die größere individuelle Steuerschuldigkeit auf dem Fuße folge.

Die einheitliche Regulirung der Grundsteuer in Oesterreich wird auf diesem Wege ohne wirthschaftliche Störungen, zur allgemeinen Zufriedenheit, mit sehr beträchtlichen Ersparungen und mit großem Nutzen für die Volkswirthschaft sich in einem kurzen Zeitraume durchführen lassen. Ein größeres Bruttoeinkommen aus der Grundsteuer soll die Staatscasse dadurch nicht erhalten, aber es wird leichter aufgebracht und in richtigerem Verhältnisse getragen werden. Denn der heute überlastete Contribuent wird erleichtert, wenn bei gleichbleibender Generalsumme der Grundsteuer der jetzt oft drei- und zehnfach zu niedrig Besteuerte verhältniß-

Digitized by Google

mäßig zur Steuer herangezogen wird, und wer die bestehenden grellen Ungleichheiten kennt, der muß auch von der Dringlichkeit der Abhülfe der darin liegenden Ungerechtigkeiten überzeugt sein, der muß meines Erachtens mithin die beantragte Reform der Grundsteuer nach Kräften unterstützen als eine rettende That der Gerechtigkeit, vor deren Gewicht Opportunitätszweifel im Grunde nur wie leere unverantwortliche Ausflüchte erscheinen.

Franz v. Kobell: Geschichte der Mineralogie von 1650 bis 1860[1].

Groß, reich und bunt ist heute das Gebiet des mineralogischen Wissens. Da herrscht eine Fülle und Mannigfaltigkeit der Resultate, die auch der vielseitige Forscher kaum übersehen und würdigen kann. Aus wenigen Pflanzen hat sich seit neunzig Jahren solch' dichter Wald entwickelt. Die Anfänge waren karg und einfach. Im 17. Jahrhunderte durfte sich unser Astronom Kepler noch freuen, daß die gestaltende Mutter Erde ihren Steinen die Form der fünf regelmäßigen Körper der Geometrie aufgedrückt, Steno durfte darauf stolz sein, zu wissen, daß die Steine nicht von innen her wachsen, und daß jeder an seinen Krystallen bestimmte und unveränderliche Winkel zeige. Bourguet konnte andere Gelehrte verlachen, welche die Versteinerungen für Naturspiele hielten, und nicht wußten, daß deren Form von Organismen herrühre. Der beneidenswerthe Bartholin rief die ganze Mitwelt zum Staunen und zur Bewunderung auf, als er fand, daß der klare Kalkspath, der sogenannte isländische Spath, beim Hindurchsehen alle Gegenstände doppelt zeige; der Glückliche hatte damit die folgenreichste Entdeckung gemacht, welche später unter den Händen der Huygens, Young, Fresnel die Lehre vom Lichte völlig umgestaltete und heute, zur Heimat zurückkehrend, der Kenntniß des Steinreiches die umfassendsten Dienste geleistet hat.

Einfach und naiv gestaltete sich damals die unerfahrene Anschauung. Der Stein wurde zum Steine gelegt, das „Krebsauge", der Gallenstein an die Seite der Mineralien gestellt, der Ammonit für eine besondere Steinart gehalten. Der Steinkundige von damals hielt etwas auf die schönen netten Zeichnungen und Bildchen, die wir jetzt als „Dendriten" verächtlich zur Seite schieben.

Freilich merkten damals schon manche, wie viel Ungeahntes in den todten Steinen stecken möge. Der berühmte Linné mochte wohl gerne auch dem „dritten

[1] Als zweiter Band der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs von Baiern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der kön. Akademie der Wissenschaften. München 1864. Litterarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Naturreiche" gerecht werden, doch fühlte er sich gedrungen sein Mineralsystem mit dem bescheidenen Ausruf zu beginnen, „daß ihm die Steinkunde den Kamm nicht steigen mache", denn er sah die Mangelhaftigkeit der Kenntniß seiner Zeit wohl ein, während Buffon, „der moderne Plinius", die schönen Plaudereien über die Steine nicht für grundlos erkannte.

Die Grundlage der Steinkunde, die Unterscheidung der einzelnen Steinarten, erhielt erst im 18. Jahrhundert größere Sicherheit. Die Schweden: Wallerius und Cronstedt erwarben sich große Verdienste. Ein Deutscher mußte es jedoch sein, der durch die Schärfe seiner Methode Alle übertraf. Werner wurde der Gründer einer Naturgeschichte des Unorganischen.

Im Jahre 1774 erschien seine Schrift „Von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien". Mit großer Schärfe und Sicherheit charakterisirt er darin den Werth der äußeren Merkmale für die Bestimmung der Mineralien, welche damals als das letzte Ziel der mineralogischen Wissenschaft galt. Das Werk erregte allenthalben Aufsehen. Es war indes nur der Anfang jener Litteratur, welche die Wissenschaft von Werner erwarten konnte. Doch er liebte es nicht, viel zu schreiben, und was wir sonst noch von seiner Hand besitzen, ist ganz aphoristisch gehalten; nur Andeutung statt der Ausführung; dagegen wirkte er durch das lebendige Wort als Lehrer mit noch nie gesehenem Erfolge. Aus allen Ländern strömten ihm Schüler zu, die seine Lehre dann weiter trugen und seinen Ruf überall verbreiteten. Eine Reihe von Mineralogen ging aus diesen hervor. Die Grundlage des Werner'schen Systems der Mineralien, das erst nach des Urhebers Tode durch den Druck bekannt wurde, ist die chemische Zusammensetzung und es erscheint daher die Reihung der Steinarten viel natürlicher und vollkommener als in allen früheren Systemen. Die scharfe und sichere Unterscheidung der Mineralien mit möglichst wenigen und einfachen Mitteln lehrte der berühmte Mineraloge in überraschender Weise; das Eine übersah er indeß: die richtige Beurtheilung der Krystallform. Andererseits vermehrte er jedoch seine Verdienste noch um ein Bedeutendes dadurch, daß er die Lehre von den die Erdrinde bildenden Gesteinmassen als Geognosie zur Wissenschaft erhob.

So war der Mineralogie als Naturgeschichte die rechte Bahn gebrochen, indem der Grundsatz zur Geltung gebracht worden, daß die Erkenntniß des ganzen Wesens der Mineralien das Ziel sein müsse. Doch das Räthsel jener wunderbaren Formgestaltung, welches die Krystalle darboten, war noch zu lösen. Zugleich mit Werner war Romé Delisle mit einer ungeheuren Anzahl von Krystallbeobachtungen aufgetreten. Er hatte vieles gesehen, gemessen, gezeichnet, viele seiner Wahrnehmungen waren von höchstem Werthe und Interesse; doch das alles beherrschende und verbindende Gesetz zu finden, war ihm nicht gegönnt. Bald überflügelte ihn der berühmte Meister. Es war der glückliche Griff eines mathematisch geschulten Geistes, durch welchen der Abbé Hauy zur Herrschaft über ein bis dahin Allen verschlossenes Gebiet gelangte, und sich unsterblichen Ruhm bereitete.

Die glatten und ebenen Flächen, die bald in größerer bald in geringerer Anzahl an den Krystallen desselben Steines auftreten, hatten schon Viele in Verwun-

Digitized by Google

derung gesetzt, vielen Anlaß zur Beobachtung und zum Nachdenken gegeben; doch ob darin der Zufall spiele, oder ob es eine bestimmte Regel sei, die den Flächen ihre Lage vorschreibt, dies war Geheimniß geblieben und Manche schoben im Ueberdruß den Gegenstand ganz zur Seite „weil ja ohnehin nichts Erhebliches daraus hervorgehen könne".

Die Erscheinung, daß viele Krystalle sich in kleine Stückchen zerschlagen lassen welche wiederum die Form von Krystallen haben, führte Hauy zur Enthüllung des Geheimnisses, zur Lösung des Räthsels. Er that seinen Zeitgenossen das aufgefundene Naturgesetz damit kund, daß er bewies, die Krystalle desselben Steines hätten nur solche Formen, welche durch den regelmäßigen Aufbau aus kleinen Krystallen von gleicher und bestimmter Form, der Grundform, hervorgingen.

Hauy's Schriften, deren erste 1781 erschien, waren wegen der Voraussetzung mathematischer Kenntnisse Vielen unverständlich, doch verbreitete sich ihr Ruf rasch und allgemein im In- und Auslande. Durch die von ihm geschaffene Krystallographie war Hauy im Stande, auch in der Unterscheidung der Mineralien vieles neue zu begründen, wobei er überdies durch die chemischen Untersuchungen seines Mitarbeiters Vauquelin außerordentlich unterstützt wurde. So entstand seine Mineralogie (die erste Auflage 1801) als ein monumentales Werk, welches einen neuen Zeitraum der Wissenschaft eröffnete.

Zur gleichen Zeit, als die wissenschaftliche Krystallographie entstand, erfolgte auf einem anderen, mit der Mineralogie innig verbundenen Gebiete ebenfalls ein ungeheurer Umschwung durch die Auffindung des Gesetzes, welches die chemischen Verbindungen beherrscht. Nach den Arbeiten Bergmanns, nach den glänzenden Entdeckungen eines Lavoisier gelangte die Chemie zu einer wissenschaftlichen Grundlage und bald hernach schufen die Forschungen eines Proust, Richter, Dalton klare Einsicht in die ungeahnte und doch so einfache Gesetzmäßigkeit, welche den Stoffen, aus denen alle Dinge der Natur zusammengesetzt sind, vorschreibt, sich nur nach ganz bestimmten Gewichtsverhältnissen zu vereinigen, die ewig und unveränderlich sind.

So wurde erkannt, daß, gleichwie die äußere Form, so auch die Zusammensetzung der Mineralien unter bestimmten Gesetzen stehe; so bekam die Mineralogie jenen physikalischen Charakter, der wohl errathen ließ, daß ihr Ziel anderswo liegen müsse, als in der bloßen Unterscheidung und Classification der Steinarten, eine Anschauung, von der sich wohl einst Linné nichts träumen ließ und die auch heutzutage noch Manchen fremd ist.

Zu diesen Errungenschaften, die eigentlich nicht ohne Zusammenhang mit der geistigen Bewegung am Schlusse des vorigen Jahrhunderts betrachtet werden sollten, kamen noch eine Reihe von Entdeckungen, die in ihren Folgen für die physikalische Kenntniß der Mineralien die größte Wichtigkeit erlangten; in erster Reihe die Entdeckung der Polarisation des Lichtes durch Malus im Jahre 1808, welche bald eine Reihe von Forschungen mit höchst merkwürdigen Resultaten hervorrief und

Digitized by Google

Namen von Physikern wie Arago, Seebeck, Brewster, Biot, in den Annalen der mineralogischen Wissenschaft einen ehrenvollen Platz verlieh.

Die Nachfolger Hauy's bauten die Krystallographie weiter aus und vereinfachten ihre Methode, so Weiß, Mohs, Naumann in Deutschland, Miller in England. Durch die Erfindung eines Winkelmessers, bei welchem nicht mehr wie beim Handgoniometer durch Anlegen von Linealen, sondern durch die Spiegelung der Krystallflächen gemessen wurde (durch Wollaston 1809), erhöhte sich die Sicherheit und Feinheit der Beobachtung, so daß eine richtigere Beurtheilung der erkannten Gesetzmäßigkeit und der Uebereinstimmung der Theorie mit der Beobachtung ermöglicht war, offenbar ein ungeheurer Fortschritt. Durch Weiß und Mohs wurden die in der Natur vorkommenden Krystallformen in sechs natürliche und streng abgegrenzte Abtheilungen gebracht und als sechs Krystallsysteme unterschieden.

Brewster wies nach, daß gewisse optische Eigenschaften völlig von der Krystallform abhängen, so daß dieselben je nach den Krystallsystemen verschieden seien. Eine Fülle von höchst interessanten und wichtigen Erscheinungen wurde durch die ferneren Studien der optischen Eigenschaften der Mineralien erforscht. Unter den Mineralogen war es Haidinger, der diesem Gebiete die größte Aufmerksamkeit schenkte und durch eine Reihe von Entdeckungen selbes wesentlich erweiterte. In gleicher Richtung wirkten Pasteur, v. Kobell, Descloizeaux, Grailich u. A. Aber auch andere und verschiedene Fragen wurden an die Krystalle, diese Lieblingsgegenstände vieler Physiker, Mineralogen und unschuldigen Bewunderer gestellt. Der Eine wollte wissen, wie ihnen die Erwärmung behage, der Andere, ob ihnen in der einen oder der anderen Richtung gleich rasch warm werde. Die Neugierigen, wie Mitscherlich, Senarmont, erhielten die Antwort, auf welche sie gefaßt waren; daß nämlich auch hier die Gesetzmäßigkeit, welche sich schon bei den optischen Verhältnissen genügend kund gethan, keine Ausnahme erleide, daß alles der Krystallform entsprechend vor sich gehe. Richtungen, die bezüglich der Form gleich sind, verhalten sich auch gegen die Wärme gleich, und umgekehrt. Dieselbe Erfahrung ergab sich bezüglich der Härte und des Magnetismus, und entsprechende Regeln ließen sich in jenen Fällen auffinden, da Krystalle durchs Erwärmen elektrisch werden, wie dies beim Turmalin, Topas, Boracit vorkömmt. Während in dieser Weise eine Reihe von Forschern sich bemühten die physikalischen Eigenschaften und deren Zusammenhang im Steinreiche zu ermitteln, drangen auch die Chemiker immer tiefer in die Geheimnisse der Stoffe ein. Nachdem Scheele und Klaproth durch ihre bewunderungswürdigen Untersuchungen die Chemie der Mineralien begründet hatten, und das Princip der Zusammensetzung in der vorhin erwähnten Richtung erkannt worden, konnte es einem Berzelius gelingen, durch umfassende und eifrige Forschung und theoretische Begründung das Gebiet zu einem gewissen Abschlusse zu bringen. Seine Autorität und Entschiedenheit rief indeß bei seinen zahlreichen Schülern eine solche Gleichförmigkeit der Anschauungen hervor, daß der Fortschritt bis auf unsere Zeit in

Digitized by Google

bedauernswerther Weise gelähmt wurde. Während sich die Vertreter der einen Richtung, der sogenannten organischen Chemie sehr bald zu emancipiren wußten, kamen die Nachfolger Berzelius' nicht mehr aus der strenge vorgezeichneten Bahn heraus und trotz vieler wichtigen und interessanten Beobachtungen konnte die Mineralchemie mit der physikalischen Forschung nicht mehr gleichen Schritt halten. Erst in der neuesten Zeit gelang es den Faden wieder aufzunehmen und diesmal war es die organische Chemie, die, unterdeß selbstständig vorgeschritten, ihre Früchte zum Nutzen einer Erweiterung der anderen chemischen Richtung darbot. Es ist leicht erklärlich, daß man nach Auffindung der stofflichen Zusammensetzung vieler Mineralien großen Werth darauf legte, die letzteren aus den bekannten Stoffen auch künstlich herzustellen, um so das Resultat der Analyse auf dem entgegengesetzten Wege zu bestätigen. Eine große Anzahl von Mineralien wurde durch Anwendung der verschiedensten Mittel „künstlich dargestellt" und bei verschiedenen chemischen Processen in Hochöfen, in Fabriken wurde die Bildung „künstlicher Mineralien" beobachtet. Es kam indeß noch ein zweites Moment hinzu, welches diese Wahrnehmungen wichtig erscheinen ließ. Manche glaubten nämlich aus der Entstehungsweise der „künstlichen Mineralien" einen Schluß ziehen zu können auf die Entstehungsart derselben in der freien Natur. Weil Mineralien von den Eigenschaften des Augites, des Feldspathes beim Hochofenprocesse sich bilden, so sollten sie in der freien Natur auch unter diesen Umständen, also durch Hitze und Schmelzung entstanden sein. Das Irrige dieses Schlusses ist einleuchtend, auch hat man bei mehreren Mineralien die Bildung unter sehr verschiedenen Umständen wahrgenommen. In dieser Beziehung hat also die Nachbildung der Mineralien nicht mehr jenes Interesse, wie vordem.

Je mehr die Kenntniß der Mineralien vorwärts schritt, je genauer man die Zusammensetzung und die Eigenschaften der Steinarten erforschte, desto mehr trat auch die Frage in den Vordergrund, woher denn diese stummen und leblosen Körper kämen, wie sie entstanden seien, ob sie von Anbeginn so gewesen und geblieben, oder ob sie heute noch entstehen und vergehen? Schon in den ersten Zeiten der wissenschaftlichen Forschung hatte man aus der beobachteten Entstehungsweise der Salzkrystalle den Schluß gezogen, daß die Krystalle und die Steine überhaupt nur durch Anlagerung gleichartigen Stoffes an Größe zunehmen, wachsen; Aus den Erscheinungen der Verwitterung hatte man erkannt, daß es bei den Steinen auch einen Vorgang der Zerstörung, ein Absterben gebe. Auf das Gebiet der übrigen Fragen wurden die Mineralogen jedoch erst durch die wunderbare Erscheinung geführt, daß manche Mineralkörper eine bestimmte Krystallform an sich tragen, während sie im Inneren weder entsprechend gebaut sind, noch aus jenem Stoffe bestehen, dem jene Form zukömmt (Pseudomorphosen). Dabei konnte öfter nachgewiesen werden, daß dieser neue Stoff durch Zersetzung des früher vorhandenen gebildet worden. Günstige Umstände hatten also die Umrisse des zersetzten Krystalles erhalten, und solche trügerische Form hervorgerufen. Durch die genaue Untersuchung solcher Fälle ließ sich das frühere und das gegenwärtige Stadium gewisser

Digitized by Google

Mineralbildungen erkennen. Haidinger gab (1827) den Anstoß zu gründlicher Forschung in dieser Richtung, und seine Arbeiten, so wie die eines Blum, Bischof Reuß, Volger führten zu der Erkenntniß, daß im Steinreiche ein beständiger, nie ruhender Gang der Bildung und Umwandlung herrsche, daß auch in dem Kreislaufe der unorganischen Natur die Zerstörung nur den Anfang neuer Bildung darstelle. Diese neue Richtung, gleichsam die Physiologie des Steinreiches, hat bei v. Kobell nicht die volle Würdigung gefunden, wohl nur deßwegen, weil man heutzutage gewohnt ist, in den Handbüchern der naturhistorischen Richtung jene Resultate unberücksichtigt zu lassen, welche sich von dem genannten Ziele entfernen.

Die naturgeschichtliche Auffassung findet ihren letzten Ausdruck im Systeme. Die neuere Systematik der Mineralogie trägt denselben Charakter wie die übrigen Gebiete dieser Wissenschaft. Die chemischen Systeme von Berzelius, G. Rose, welche die stoffliche Natur nach dem früheren Zustande der chemischen Kenntnisse zum Eintheilungsprincip wählten, das Mohs'sche System, welches die physikalischen Eigenschaften in den Vordergrund stellte, sie sind gefallen, und um den verschiedenen Anforderungen Rechnung zu tragen, wurden als zeitweiliges Eintheilungs-Fachwerk gemischte Systeme empfohlen, wie das von Naumann. Jeder Forscher giebt indeß gerne zu, daß gegenwärtig das System noch keine Wichtigkeit habe, und so lange die neueren Errungenschaften der Chemie und Physik nicht durchgreifend zur Geltung kommen, so lange der genetische Zusammenhang der Mineralarten nicht vollständiger bekannt ist, eine naturgemäße Gruppirung der Mineralgattungen der wesentlichsten Grundlage entbehre. Und sobald jene Zeit gekommen ist, dann wird eben auch das System nicht die Hauptsache sein, so wenig wie heute.

Aus der vorstehenden kurzen Schilderung entnimmt man leicht, daß gegenwärtig, so wie früher, außer den eigentlichen Mineralogen die Fachmänner verschiedener anderer Richtungen unablässig an dem Ausbau der Kenntniß des Steinreiches thätig seien und daß wegen dieses innigen Zusammenhanges ein rückwirkender Einfluß der Mineralogie auf die ihr zu Hülfe kommenden Wissenschaften stattfinden müsse, daher nur durch eine gewisse Gewaltsamkeit eine selbstständige und abgerundete Darstellung der naturgeschichtlichen Mineralogie zu Stande kommen kann. Ist es schon deßhalb ungemein schwierig, eine den Thatsachen entsprechende Geschichte dieser Wissenschaft zu schreiben, so würde die Aufgabe fast völlig unlösbar, wenn es sich darum handeln sollte, jene Darstellung als einen Theil der Culturgeschichte zu bearbeiten und den Zusammenhang der wissenschaftlichen Bestrebungen mit dem allgemeinen politischen und socialen Leben zu beleuchten, was nur durch ein in großen Zügen entworfenes Gemälde des gesammten naturwissenschaftlichen Fortschrittes erreicht werden kann. Sehr zu danken ist es daher dem Verfasser des hier besprochenen Werkes, daß er, gleich von vornherein einen bestimmten sicher erkennbaren Standpunkt festhaltend, die Entwicklung der Mineralogie ganz selbstständig mit jenem Charakter darstellte, welchen diese Wissenschaft bis gegen

Digitized by Google

unsere Tage an sich trug, und dabei jene streng systematische Eintheilung der Thatsachen befolgte, die den Ueberblick in ausgezeichneter Weise erleichtert.

G. Tschermak.

Jakob Grimms kleinere Schriften.

(Erster Band. A. u. d. T.: Reden und Abhandlungen von Jakob Grimm. Berlin 1864. Dümmler.)

In dem vorliegenden Bande sind sämmtliche kleinere Schriften Jakob Grimms, welche einem weiteren als dem fachgelehrten Leserkreise interessant sein können, vereinigt worden. Wir heißen die Sammlung mit großer Freude willkommen. Wenn ein prunkvoller Titel am Platz gewesen wäre, wo es galt das Gedächtniß eines so einfachen und prunklosen Mannes zu ehren, so hätte sie füglich „Jakob Grimms Denkmal, von ihm selbst gesetzt" genannt werden mögen.

Wir wissen nicht, daß aus irgend einem der größeren Werke Jakob Grimms, aus irgend einer einzelnen Abhandlung ein so lebendiges und anschauliches Bild seiner ganzen Persönlichkeit zu gewinnen wäre, als aus diesem Buche. Die Vorstellung, welche die deutsche Nation von ihm im Gemüthe festhält, wird sie fortan hieraus schöpfen oder berichtigen. Sie wird erkennen, wenn sie es nicht schon weiß, daß wenige Herzen treuer und wärmer für sie geschlagen haben, als dieses Herz, das nun seit fünfzehn Monaten zu schlagen aufgehört. Sie wird erkennen, daß sie unter den vielen großen Männern, deren sie sich mit Stolz rühmen darf, wenig so gute zählt, wenige, welche aus den Stürmen der Welt so kindliche Reinheit und Unschuld der Seele in ein friedliches Alter gerettet haben.

Die Sammlung beginnt mit den Schriften, in denen Jakob Grimm von sich selbst oder von seinen Freunden redet. Auf die Selbstbiographie (bis 1830), die Broschüre über seine Entlassung, die Reiseeindrücke aus Italien und Scandinavien folgen Festschriften zur Feier Lebender und Trauerreden am Grabe Verstorbener. Der Lehrer seiner Jugend, Savigny, die Männer, welche mit ihm die heutige altdeutsche Philologie begründet: Benecke, Lachmann, sein Bruder Wilhelm, finden sich hier auf solche Weise zu ihm in Beziehung gesetzt.

Daran schließt sich als Epilog gleichsam die Rede über das Alter. Ein Greis am Rande des Grabes zieht die Summe seiner Existenz und hat gegen sein Schicksal keinen Klagelaut auszustoßen. Er kennt, er fühlt alle Schwächen, die unvermeidlichen Genossen des Alters, aber er deutet sie tröstlich in Vortheile um; Eine milde Lebensweisheit quillt ihm von sanften Lippen. Ein stiller, schimmernder Glanz lächelt auf uns herab, wie der Mond, der über Wolken hervorsteigt.

Diesen Greis dürfen wir hier an seiner eigenen Hand durch ein langes, gesegnetes Leben begleiten.

Digitized by Google

Auch die Aufsätze, welche Freunde betreffen, haben ihren Hauptwerth nicht in dem, was sie zur Charakteristik dieser Freunde beibringen, sondern wesentlich in dem, was sie für Jakob Grimms eigene Charakteristik gewähren. Jakob Grimm war eine Natur von vorwiegend lyrischer Gemüthsstimmung, nicht von dramatischer. Er schildert nicht. Er construirt nicht aus dem Kerne des Individuums dessen einzelne Lebensäußerungen. Er umgrenzt nur, indem er vergleicht. Und er vergleicht nur mit sich selbst.

Dies gilt von der Rede auf Lachmann, es gilt von der Rede auf Wilhelm Grimm. Die letztere hat Hermann Grimm, Wilhelms Sohn, ergänzt und dabei über das unvergleichliche Paar noch manchen Zug berichtet, der ihr Bild vervollständigt. Auch andere Theile dieser Gruppe von mehr oder weniger autobiographischen Schriften danken seinen Mittheilungen aus Briefen und aus gelegentlichen Aufzeichnungen Jakob Grimms unschätzbare Bereicherung.

Wir erfahren daraus, wie früh sich bei Jakob Grimm ein Talent zeigte, ganz unbedeutende und zufällige Dinge zu beobachten und fest in sein Gedächtniß zu prägen. Die Erinnerungen aus seiner Kindheit sind voll von solchen Eindrücken. Damit hängt sein wissenschaftliches und nicht minder sein poetisches Vermögen zusammen, das Unscheinbare zu erklären. Verachtete kleine Aeußerungen des Volksgemüthes hat er im Staube aufgelesen und ihnen die Prunksäle der Wissenschaft eröffnet. Ueber einzelne Momente seines Lebens fährt ein plötzliches helles und scharfes Licht hin, so daß sie sich mit allen Einzelheiten uns sinnlich darstellen.

Vor allem auszuzeichnen ist in dieser Hinsicht die Gratulationsschrift zu Savigny's fünfzigjährigem Doctorjubiläum. Zwei Besuche bei Savigny werden beschrieben. Der eine bei dem jungen Marburger Professor von 1803, der andere bei dem preußischen Minister von 1847. Dort ein schüchterner Student, dem es bei dem geliebten Lehrer zu Muthe wird, wie in einer höheren Welt, hier ein berühmter Gelehrter, der sich einsam fühlt und beengt unter den Hofleuten und dem vornehmen Wesen. Dort — aber man verdirbt solche Dinge, wenn man darüber redet, das muß genossen und still nachempfunden werden.

Zahlreiche biographische Aufzeichnungen und eine ausgebreitete Correspondenz hat Jakob Grimm hinterlassen, wie uns Hermann Grimm S. 22, 23 berichtet, und die Schilderung seines Lebens muß darnach in einer Ausführlichkeit und Vollständigkeit möglich sein, wie bei wenigen großen Männern. „Für den Augenblick jedoch", sagt Hermann Grimm, „erscheint eine umfassende Darstellung noch unmöglich, da zu viele Verhältnisse nicht mit der Offenheit besprochen werden könnten, deren es zu einer solchen Arbeit bedürfte". Wir können uns nicht denken, daß wirklich diese Verhältnisse von solcher Wichtigkeit seien, daß, weil ihre Besprechung unterbleiben müsse, deßhalb eine Biographie unterbleiben müsse. Niemand vermöchte diese Biographie zu schreiben, wie Hermann Grimm sie schreiben würde. Es ist eine Aufgabe, welche die gegenwärtige Generation zu lösen verpflichtet ist, weil ihr noch die lebendige Anschauung aus persönlicher Nähe gegönnt war. Eine nach-

Digitized by Google

folgende Zeit, wenn ihr die Aufgabe überlassen bliebe, würde lediglich aus beschriebenem Papier ihre Kenntniß des Mannes schöpfen müssen.

Aber auch in anderer Beziehung wäre eine solche Arbeit von Wichtigkeit.

Immer dringender erwächst für uns das Bedürfniß, in die Grundlagen unseres heutigen geistigen Lebens sichere Blicke zu thun. Immer deutlicher stellt sich heraus, daß diese Grundlagen sehr wesentlich durch die Bestrebungen jener Männer gebildet werden, die wir unter dem Namen der Romantiker zusammenzufassen und seit Arnold Ruge's Vorgang bis vor wenigen Jahren so hart und ungerecht zu schmähen pflegten.

Jakob Grimm aber gehört ganz in ihre Reihe. Und eine Beschreibung seines Lebens würde zu den wichtigsten Aufschlüssen führen, sie würde die bedeutendste Vorarbeit bilden für eine eingehende Darlegung des Wesens der Romantik. Ein gewaltiges Stück jenes deutschen Lebens würde vor uns auftauchen, das uns schon wie ein verklungenes Mährchen anmuthet, obwohl ein halbes Jahrhundert erst seitdem verrollt ist. Eine Fülle der Poesie sproßte damals empor im deutschen Lande, mitten in der bedrängtesten Zeit, ein seltsamer, wunderbarer Blumengarten, hervorragend daraus schlanke Pinien und Palmen, trotz der nordischen Luft. Wohin ist das alles gekommen? War es nicht von dieser Welt? War es ein trügerisches Geschenk neidischer Götter oder war es nur ein flüchtiger Kuß, den der Genius auf Germaniens bleiche Lippen drückte, von aufflackernder Flamme der Leidenschaft getrieben, dann untreu enteilend?

Es war doch mehr. Die Zeit hat freilich ein anderes Gesicht bekommen, mürrisch und eigensinnig blickt sie aus starren, unbeweglichen Augen. Wir sind hart und einseitig, wir sind prosaisch geworden. „Die Deutschen sollen ein politisches Volk werden". Ihre Wortführer sind nicht lässig, es ihnen einzuschärfen. Aber ein ewiges, großes, unvertilgbares Feuer ist aus jener poetischen Zeit geblieben, das der Genius angezündet, das treue Priester gehütet haben.

Der war einer der treuesten, dem diese Zeilen gewidmet sind. Auch er aber hatte sich verändert. Man vergleiche die „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten" aus Arnims „Einsiedlerzeitung" im Anhange des vorliegenden Buches, S. 399 bis 403, mit der akademischen Abhandlung „Ueber Schule, Universität, Akademie", S. 211 bis 254. Die allgemeinen Gedanken, welche Jakob Grimms Jugend bewegten, sind beinahe vollständig in jenem Aufsatze beisammen, unentwickelt freilich, aber im Keime erkennbar. Es will sich mächtig in ihm regen, weissagende Stimmen flüstern ihm Großes zu, aber er versteht sie nur halb. Er ist dunkel, kann die Worte nicht haschen, in sich selbst gefangen, trennt ihn ein Nebelschleier von der übrigen Welt. Das war 1808, unter dem vaterländischen Elend.

Die akademische Abhandlung athmet den Geist des Revolutionsjahres, die alten, heimlichen, lang genährten Wünsche kamen hervor. Alles schien sich zu erfüllen, was menschliche Hoffnung jemals Gutes und Großes erstrebt. Jakob

Digitized by Google

Grimm sprach seine Ansichten aus über nothwendige Reformen der Schule, der Universität, der Akademie.

Der Gedanke, in welchem seine Erörterungen gipfeln, ist der der Einheit des Vaterlandes, den er auch in der Wissenschaft ausgedrückt wünscht durch eine gemeindeutsche Akademie. „Würde jede wissenschaftliche Akademie des ihr anklebenden Oertlichen ledig, so könnte sie die Anhänglichkeit an unser großes, aus langen Geburtswehen, wie alle Guten hoffen, endlich erstehendes Vaterland wärmer hegen und nähren."

Jakob Grimm sprach das am 8. November 1849. Es war eigentlich nichts mehr zu hoffen. Auf Frankfurt war Stuttgart und Gotha gefolgt. Aber Jakob Grimm gehörte der bundesstaatlichen Partei an und eben war der Beschluß der Einberufung des Erfurter Parlaments gefaßt worden und wer, auch wenn er nicht seinen politischen Standpunkt theilt, möchte ihn schelten, daß er noch einen Augenblick zögerte, die letzten Aussichten für nichtig zu halten? Als er die Abhandlung zum Druck gab, war die Reaction hereingebrochen und schlaff hingen die Flügel, die kurz vorher noch gemeint hatten, die Sonne erfliegen zu können.

Diese Abhandlung ist weit weniger bekannt, als sie zu sein verdient. An Strenge der Gliederung, an wohlbemessenem Gang, an reizvoller Abwechslung kommen ihr wenige Grimm'sche Aufsätze gleich In unserer Sammlung folgt sie auf die autobiographischen Schriften und leitet eine andere Gruppe von Schriften ein, als deren gemeinsamen Charakter man die Behandlung allgemeiner wissenschaftlicher Probleme bezeichnen kann.

Jakob Grimm hatte mit den wachsenden Jahren in der Wissenschaft immer größeren Raum sich gewonnen. Er stand auf einer Höhe des Lebens, auf der die gewöhnliche Welt tief unter uns liegt, und, wenn wir in ihr auch scheinbar verweilen, dennoch fühlen, daß unsere eigentliche Wohnung anderswo ist. Die höchsten Probleme alles Wissens arbeiten im Kopfe heimlich durcheinander, und wenn wir auch in unseren Arbeiten zu ihnen selbst nicht emporklimmen, wenn wir auch den Berg nicht mehr besteigen, von dem der Blick in das Land der Verheißung trägt, so suchen wir die reinere Luft doch zu athmen, wo uns der Hauch des Unendlichen berührt. So Jakob Grimm in den vorliegenden Abhandlungen.

Wer aber hoch steht, steht fern sichtbar. Diese Schriften sind nicht bloß eine Freude des Gelehrten, sie sind ein unerschöpflicher Schatz des deutschen Volkes, aus dem sich jeder bereichern kann, dessen Neigungen ihn demselben nähern.

Jakob Grimm selbst beabsichtigte, diese Abhandlungen mit den anderen akademischen, welche nun einen zweiten und dritten Band der kleineren Schriften bilden sollen, umgearbeitet herauszugeben. Jetzt hat sich Prof. Müllenhoff in Berlin dem schwierigen Geschäft unterzogen, aus Jakob Grimms Nachträgen und Sammlungen eine sorgfältige Auswahl zu veranstalten und damit die ursprünglichen Texte zu bereichern, wofür ihm der aufrichtigste Dank aller Verehrer Jakob Grimms gebührt.

Digitized by Google

In dem vorliegenden Bande folgen auf „Schule, Universität, Akademie" noch vier Abhandlungen, wovon eine bisher ungedruckt, und ein Anhang kürzerer Aufsätze.

Indem wir den Eindruck überschlagen, den wir selbst aus der erneuten Lesung dieser Schriften davongetragen, steigt die ganze Gestalt des Verewigten, wie sie lebte, noch einmal vor uns auf. Wir sehen unter dem weißen Lockenkranz die gedankenvolle Stirn hervorspringen, wir schauen in die hellen, lebhaften Augen, wir meinen die sanfte, etwas bedeckte Stimme zu vernehmen. Das gehört jetzt den Mächten der Tiefe. Uns bleibt sein Geist.

Die Kaiserburg zu Eger.

Wie musivisch ist unser Oesterreich! Auch ein Stück vom Hausgut der Hohenstaufen gehört dazu: das Egerland und das Gebiet von Asch. Beide wurden einst von Pfalzbaiern her bevölkert und civilisirt, die Vohburger Grafen bauten die Burg und Stadt. Friedrich erwarb sie von seiner ersten Frau, einer Vohburger Gräfin. Nach dem Untergang der Hohenstaufen riß Ottokar II. von Böhmen Burg und Stadt an sich, mußte sie aber 1276 wieder zurückstellen. Eger wurde nun reichsunmittelbar und blieb bis 1350 unmittelbar unter dem Reich. Nur stand sie von 1290 bis 1305 unter böhmischer Pfandschaft, kam 1315 wieder in die Pfandschaft Böhmens und blieb seitdem bei Böhmen. Nur schwer konnte sie sich an die böhmische Herrschaft gewöhnen. Sie behielt ihr freies Gemeinwesen, ihr eigenes Recht, eine ständische Verfassung noch auf Jahrhunderte hinaus. Das Egerland verhielt sich zu Böhmen, wie Vorarlberg zu Tirol. Erst unter Maria Theresia und Joseph hat der moderne Staat die zersplitterten Hoheitsrechte auch in diesem Winkel aufgeräumt. Das Hausgut der Hohenstaufen ist längst zerstückt, die alte Freiheit gestürzt, die Erinnerung an die Staufen verwischt, nur die Trümmer der alten Kaiserburg mahnen noch an die alte Zeit des Reiches und an den alten Mann im „Kyffhäuser", um dessen Haupt die Raben kreisen.

Der Zauber, der diese geschichtliche Stätte umfließt, hat oft schon sein Recht geübt und viele Studien veranlaßt. Vor kurzem hat Prof. Grueber in Prag interessante historische und archäologische Forschungen über die Baureste der Burg und Stadt publicirt [1]. Die Resultate derselben sind: der schwarze Thurm, aus Lavasteinen und angeblich von den Römern erbaut, ist ein Bergfried, wie so viele andere am Rhein und an der Donau; er wurde im 9. Jahrhundert nach römischer Bauweise ausgeführt. Friedrich Barbarossa ließ neben der älteren Burg von 1150 bis 1175 den prachtvollen Saalbau von einem süddeutschen Baumeister

[1] Die Kaiserburg in Eger von Bernh. Grueber, herausgegeben vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag und Leipzig 1864.

Digitized by Google

ausführen. Die Doppelcapelle, über die so viel geschrieben und gestritten wurde, gehört der romanisch-gothischen Uebergangszeit an und bestand schon 1213. Die Schrift enthält so viel Detail über Burgbauten und die Ornamentik der romanisch-gothischen Zeit, daß sie wohl eine eingehende Besprechung in einem Fachblatte verdient.

Die Burg in Eger war von 1149 an, als Friedrich I. mit seiner ersten Frau hier einzog, eine kaiserliche Pfalz, wie die von Nürnberg, Gelnhausen u. a. Die Kaiser Friedrich I., Heinrich VI., Philipp, Friedrich II., Rudolf von Habsburg, Albrecht I., die böhmischen Könige Wenzel II., Karl IV., Wenzel IV, Sigismund und Podiebrad haben hier oft und gerne verweilt. Die Habsburger setzten Pfleger und Burggrafen ein, aber die Burg blieb bei der Krone. Die Frage ist nicht ohne Interesse, wem diese Burg und das Einkommen, das nicht ganz unbedeutend ist, zugehört. Ist sie Staats- oder Krongut, wohin fließt das Einkommen?

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war die Burg noch bewohnt. In dem Gemach neben dem Saal des alten Staufenkaisers wurden in der Fastnacht 1634 die Anhänger Waldsteins: Ilow, Kinsky, Trczka, Neumann „massakriret“:

Licht und Fackel kommen,
Geben düsteren Schein,
In einander verschwommen
Blinken Blut und Wein;
Ueberall im Saale
Leichen im bunten Gemisch;
Stumm vor seinem Mahle
Sitzt der Tod am Tisch.

Wir wüßten kein Bild, das jene Blutthat besser zeichnet, als die Ballade Fontane's: „Schloß Eger oder drei böhmischer Grafen Tod“. Seit jener Nacht lag der Fluch auf dem Hause. Niemand wollte mehr darin wohnen. Meister und Gesellen hielten noch lustige Faschingstänze in dem Saal, bis die Schatten der Erschlagenen auch sie verscheuchten. Das Haus kam in Verfall; 1740 wurde der Dachstuhl abgetragen, das obere Stockwerk brach zusammen und es blieb nur noch die Außenmauer des Saalbaues, an der noch heute die schönen Fenster mit den romanischen Säulen aus weißgrauem Marmor sichtbar sind. In der Capelle wurde seit der Reformationszeit keine Messe mehr gelesen. So viel auch für die Erhaltung dieser Baureste gethan wird, sie sind nicht zu retten. Im inneren Burgraum wächst Gras und Buschwerk, der Vogel nistet darin und der Wind weht durch die Blätter die alte Klage von der Vergänglichkeit und Eitelkeit alles Lebens.

Auch in Stadt und Volk ist die alte Zeit abgestorben, mit ihr das verkommene Gemeinwesen, das erstarrte Recht, der kleinbürgerliche Egoismus, die Vereinzelung in aller Thätigkeit. Noch 1816 verbat sich der weise Rath jede Verbesserung der Straßen, damit die Fuhrleute im Koth stecken blieben und Schmieden

Digitized by Google

und Wirthen Verdienst brachten. In unserer Zeit schickte die Stadt von Jahr zu Jahr Boten aus, damit die eiserne Schiene ins Land gelegt wird. Bald werden sich dort vier Bahnen vereinigen. Eger tritt aus seiner Vereinsamung wieder in den frischen Weltverkehr, dem es im Mittelalter seine Kraft und Blüthe verdankte. Seine alten Patricierfamilien sind in die Welt zerstreut oder in Armuth verkommen, aber ein junges thätiges Geschlecht wächst heran voll Rührigkeit und Fleiß, mit anderer Denkart und anderen Interessen und dabei mit all' dem Bürgertrotz, dem Humor und der Poesie, welche dem altdeutschen Städteleben so viel Reiz und Weihe gegeben haben. A. W.

Kleine kritische Besprechungen.

Mendelssohn-Bartholdy, Karl, Dr: Graf Johann Kapodistrias. Mit Benützung handschriftlichen Materials. Berlin 1864, Mittler.

r. Der schlaue Korfiote (geb. 1776) ist der Held dieser Darstellung. Er tritt frühzeitig in die Diplomatie und wurde kurz nach Beendigung des Bürgerkriegs Staatssecretär auf seiner heimatlichen Insel. Als Rußland daselbst intervenirte wußte Kapodistrias die Executive unter Rußlands „mächtige Auspicien" zu stellen und da er die freisinnige Verfassung von 1803 nicht bestimmt und väterlich genug fand, so ward auch bald die Legislative den fremden Wünschen angepaßt. Im Frieden von Tilsit gab Alexander die jonischen Inseln preis, französische Truppen besetzten Corfu, und Kapodistrias ging nach Petersburg, wo er nachmals eine so bedeutende Rolle spielte. In den zwei Jahren 1809 und 1810 wußte er sein geschmeidiges Talent daselbst zur Geltung zu bringen und wurde nach Wien, „jener Zeit Herd anti-napoleonischer Bestrebungen" als Attaché geschickt. In Barclay's Stabe wohnte er den Schlachten von Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig bei und ging, als die diplomatische Action an die Stelle der kriegerischen trat, nach der Schweiz. Auf dem Wiener Congresse wußte er neben Nesselrode glänzend hervorzustechen. Kapodistrias vertrat seine Regierung in der schweizerischen polnischen und deutschen Angelegenheit. Mit Stein, welcher damals die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums unter den Habsburgern beantragte, verhandelte Kapodistrias lebhaft und überreichte am 9. Februar 1815 seine Denkschrift: „Sur l'empire germanique." Dabei ließ er die Angelegenheiten seiner Heimat nicht aus dem Auge. Als im Jahre 1814 sich in Athen die Philomusengesellschaft constituirte, welche den Anstoß zu einer griechischen Bewegung geben sollte, nahm Kapodistrias das Protectorat derselben an; doch „galt er bald in St. Petersburg als die Seele jener Partei, die in der orientalischen Frage einen Knoten sah, den man am besten im Sinne Peters und Katharinens mit dem Schwerte zerhieb". Als Metternich, Stein u. A. Gebietsabtretungen von Frankreich als Entschädigung für die gebrachten Opfer verlangten, trat Kapodistrias jeder Vergrößerung Deutschlands entgegen und am 9. September 1815 war er schon so weit zu erklären: Rußlands Vortheil sei, Frankreich stark zu lassen. Gegen Ende des Jahres 1818 begleitete er seinen Kaiser nach Aachen, wo er auf die Zurückberufung der Truppen aus Frankreich und die Aufnahme desselben in den Quadrupeltractat vom 20. November 1815 drang und dies alles auch durchsetzte. Wie sein Leben Widersprüche der sonderbarsten Art aufweist, zeigt das vorliegende Buch deut-

Digitized by Google

lich. Er selbst hatte die Verfassung von 1803 angegriffen und erschien nun als ein Partisan derselben; das englische Cabinet blieb ihm die niederwerfende Antwort nicht schuldig. „Einen revolutionären Günstling" nennt treffend der Verfasser den Grafen Kapodistrias, welcher sich in das schwindelhafte Unternehmen Ypsilanti in bedenklicher Weise verflochten hatte und durch seinen rechtzeitigen Rücktritt die völlige Ungnade des Czaren vermied. Mit dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus war ihm die Aufgabe zu Theil geworden, auf den Inseln die liberalen Elemente zu unterdrücken und den fremden Einfluß herrschen zu lassen.

Des Grafen Reisen zur Zeit des großen Kampfes, den Griechenland mit Ibrahim zu bestehen hatte, bespricht der Verfasser nicht ohne Verdächtigung. Das zweite Buch schildert die inneren Zustände Griechenlands nach neuen und zuverlässigen Angaben und sind die Capitel über Finanzen, Justiz, Armee und Flotte wahrhaft mustergültig gearbeitet. Das dritte Buch ist einer Darlegung von Kapodistrias auswärtiger Politik gewidmet, nimmt dabei doch einen Theil der Kriegsgeschichte auf und schließt mit dem Märzprotokoll. Das vierte Buch schildert die inneren Bewegungen Griechenlands bis zum Frieden von Adrianopel, die fünfte Abtheilung das Verhältniß des Prinzen Leopold zu Griechenland und wird besonders durch Wiedergabe der Briefe Kapodistrias interessant, während das Schlußcapitel die Folgen der Julirevolution in Bezug auf Griechenland, die Opposition auf Hydra, den Kampf Kapodistrias' gegen die öffentliche Meinung mit Gründlichkeit erörtert und der Geschichte von Kapodistrias' Ermordung ein passendes Resumé, eine Charakteristik des Grafen und seiner Stellung im griechischen Freiheitskampfe folgen läßt. Als Anhang sind Actenstücke und Briefe in italienischer und französischer Sprache beigegeben.

Scriptores historiæ Augustæ ed. H. Jordan et S. Eyssenhardt. Lipsiæ 1864. Teubner.

Tslr. Den Freunden römischer Geschichtschreibung dürfte gewiß die Nachricht willkommen sein, daß endlich nach langem Harren die sechs Historiker der späteren Kaiserzeit in einer neuen stattlichen Ausgabe erschienen sind. Diese ihre Freude wird sich steigern, wenn sie vernehmen, daß jener vortreffliche **Codex Palatinus**, dessen Salmasius und Gruterus sich bedienten und dessen Verlust man so sehr bedauerte, wiedergefunden und mit dem fast eben so vollkommenen **Bambergensis** zur Grundlage dieser neuen Ausgabe gemacht wurde. Daß eine solche längst sehr erwünscht, ja dringend geboten war, erhellt allein aus dem Umstande, daß der berühmte Litterarhistoriker G. Bernhardy, der die vielfache Bedeutung dieses Werkes sicher zu würdigen versteht, sich lange mit dem Gedanken trug, im Verein mit dem Bonner Gelehrten Hermann Peter eine neue Ausgabe dieser Historiker zu veranstalten. Zu diesem Ende ließ er auch in der vaticanischen Bibliothek nach jenem ersehnten **Codex** forschen, doch ohne Erfolg. Da kam im Winter des Jahres 1861 aus Rom die erfreuliche Kunde, Adolf Kiesseling habe durch einen glücklichen Zufall das so lang vermißte Werk aufgefunden. Allsogleich begab sich Herr Jordan einer der Herausgeber der vorliegenden Historia, nach Rom, um an Ort und Stelle den Schatz für weitere Kreise nutzbringend zu machen. Nach Deutschland zurückgekehrt vereinigte er sich mit Eyssenhardt, der unterdessen die Bamberger Handschrift ausgebeutet, zur gemeinschaftlichen Ausgabe dieser Auctoren, ein Vorgehen, das der Arbeit sicherlich zu statten gekommen ist.

Außer der genannten Handschrift, die dem 10. Jahrhunderte angehört, fanden sich auch die gleichfalls von Salmasius benützten **Excerpta Palatina**, das ist ein Auszug aus der Kaisergeschichte von Hadrian bis zu Alexander Severus, worin dem Ael. Spartianus die alleinige Abfassung jener Biographien zugeschrieben wird. Dieser unbegründeten Autorschaft tritt jedoch der Hauptcodex entgegen und somit bleibt dem Vulcat. Gallicanus,

Digitized by Google

Ael. Lampridius und zum Theil auch dem Jul. Capitolinus das Recht der Urheberschaft ungeschmälert. Die beiden vorliegenden Bände enthalten den Text unter welchem die abweichenden Lesarten angebracht sind. Ein sehr brauchbares Namen- und Sachregister erleichtert die Benützung des Werkes. Der dritte Band desselben, den die Herren Herausgeber beizufügen gedenken, wird die Commentare des Casaubonus und Salmasius enthalten, befreit von dem Ballaste einer wüsten, oft dunklen Gelehrsamkeit und vermehrt durch die Resultate der neuen Forschung und Kritik, der sie noch immer ein überreiches Feld darbietet.

Denn wie wenig auch diese Männer selbst nur den leisesten Anforderungen historischer Kunst zu genügen vermögen, da sie nicht einmal eine Ahnung von Anordnung der Thatsachen oder von Stil besitzen, so sind sie doch durch die Fülle des Stoffes, den sie und fast nur sie für jene Zeiten bieten, unschätzbar, zumal gerade ihre künstlerische Unschuld und Beschränktheit, die sich in der kleinlichen oft läppischen Auffassung ihres Berufes verräth, sie vor dem Verdachte einer absichtlichen Entstellung der Begebenheiten bewahrt. Eine nicht minder ergiebige Fundgrube bilden sie, an sich selbst schon unfreiwillige Zeugen einer entarteten Zeit, für die Litteratur- und Sittengeschichte von fast zweihundert Jahren und nicht ohne Grund haben ihnen die lateinischen Sprachforscher unserer Tage ihre volle Aufmerksamkeit zugewendet, freilich nur, um an ihnen die Vulgärsprache, deren classische Vertreter sie sind, zu studiren. Schon diese flüchtigen Andeutungen dürften zeigen, welche Lücke durch ein Werk ausgefüllt wird, das, wie Herr Jordan mit Recht bemerkt, beinahe aus dem Gebrauche der Gelehrten geschwunden war. Möge die Anerkennung, deren das Werk in Gelehrtenkreisen sicher sein kann, die Herausgeber aufmuntern, auch dem letzten Bande, dem wir freudigst entgegengesehen, dieselbe aufopfernde Mühe und Theilnahme zuzuwenden.

Büdinger Max, Dr.: Von dem Bewußtsein der Culturübertragung. Festrede zur Feier des Stiftungstages der Hochschule Zürich gehalten. Zürich 1864.

A. H. Anknüpfend an die eigenthümliche Thatsache, daß diese von Bürgern in durchaus modernem Geiste gestiftete Universität dennoch die von der Vorzeit überlieferten Formen akademischer Organisation nirgends außer Acht lasse, versucht der Redner die Richtigkeit des Satzes, daß in „der großen Reihe von Culturarbeiten die folgenden Theilnehmer den früheren gegenüber ein Gefühl der Abhängigkeit empfinden", mit historischen Beispielen zu belegen. Es wird z. B. zu zeigen versucht, „daß die wesentlichste Hervorbringung der persischen Monarchie, die Schöpfung einer wohlorganisirten großen Reichsgewalt, in der derselben gestatteten ordnenden Einwirkung auf die griechischen Verhältnisse zu einer dem Gange der Culturübertragungen entsprechenden Anerkennung gelangt sei". Desgleichen wird auf die Unterwerfung der Besieger von ganz Italien, auf die geistige Bezwingung jener lateinischen Bauern und Krieger durch die Cultur des „schönlebenden" Hellas, so wie auf die Romanisirung vieler unserer germanischen Altvordern hingewiesen. Es knüpfen sich daran einige naheliegende Gedanken. Wie bekannt, hat ja die längst umdüsterte einstige Glückssonne Roms dessen Ruinen noch einen verklärenden Schimmer gegeben. Man weiß, welch' moralische Bedeutung der Name Roms und die an demselben haftenden Traditionen auf Jahrhunderte hinaus gehabt. Factische Gewalten, wie die jenes Odoaker oder des großen Theoderich glaubten erst mit dem von Byzanz — dem Erben der Weltbeherrscherin — geschenkten Titel volle Garantien ihrer Existenz erlangen zu können. Und zahlreich sind daher die Gesandtschaften germanischer Fürsten an den Hof von Ost-Rom, die wohl mit vollem Bewußtsein der Tragweite ihrer Bitte, um das „Patriciat" ansuchten.

Dabei darf freilich nicht zu weit gegangen und vor allem nicht vergessen werden, daß es keineswegs die Furcht vor Rom gewesen, die zu diesem Schritte trieb Denn

Digitized by Google

nur gar zu gut kannte man dessen Ohnmacht und bereits entstand in kühnen Frankenherrschern, wie in jenem merovingischen Theodebert der Plan, durch die Invasion germanischer Völkerbünde sich Ost-Roms zu bemächtigen, wie einst Odoaker es mit West-Rom gethan (Agathias de b. g. I. 4 in der Bonner Ausgabe der Byzantiner). Und treffend bezeichnet das Bedauern unseres gewaltigen Karl über das ihn von Byzanz trennende „Wässerlein" (Monachus S. Gallensis) die Sachlage. Byzanz fürchteten die germanischen Fürsten nicht mehr, wohl aber respectirten sie die Bedeutung Roms in ihren römischen Unterthanen. Um einen Rechtstitel zur Beherrschung dieser zu gewinnen, suchten sie das Patriciat. Aber auch zum Eintritte in das damalige europäische Staatensystem, das nur aus den Theilen der alten Roma bestand, schien die römische Würde, die Verwandtschaft mit dem Kaiserhause von Constantinopel nothwendig. Das Bewußtsein der Culturübertragung aber, wie oft kehrt es nicht wieder! In der Erneuerung des römischen Kaiserthums, den verhängnißvollen Römerzügen, in der Stellung unserer Kaiser den anderen europäischen Herrschern gegenüber, so wie in dem Humanismus des karolingischen und ottonischen Hofes, der Humanisten des 15., 16. und 18. Jahrhunderts. Mannigfach sind die Gedanken, welche die kleine Schrift anregen, bedeutend und dankenswerth genug, um einer größeren geschichtsphilosophischen Schrift Inhalt und Interesse zu verleihen.

Zaranski, St.: Weltgeschichte in Annalen-, Chroniken- und Historienweise (mit einer sinnbildlich-chronologischen und geographischen Geschichtskarte). Zweiter Band, umfassend die Zeit vom Jahre 1000 bis 1500 der christlichen Aera. Wien 1865. Zamarski u. Dittmarsch. 540, IV S. und als Beilage fünf Stahlstiche.

Z. Die nothwendigen Aufschlüsse über die eigenthümliche Behandlungsweise, welche der historische Stoff in dem genannten Buche erfährt, verschafft die von demselben Verfasser gleichzeitig veröffentlichte Broschüre: „Der Geschichtsunterricht auf Grundlage der Geschichtsschreibung", welche auch für uns den Ausgangspunkt der Besprechung bilden muß. Nachdem der Verfasser in ihr die verschiedenen bisher üblichen Methoden des Geschichtsunterrichtes besprochen, deren Licht- und Schattenseiten genügend hervorgehoben, schlägt er vor, der Geschichtschreibung in ihrer Entwicklung zu folgen, um ihr die einzig richtige Methode abzulauschen, durch welche wie dort im Großen und Ganzen ein Volk zum historischen Bewußtsein, so hier der einzelne Mensch auf der Stufenleiter vom Kinde zum Jüngling in der historischen Erkenntniß vorzudringen vermag. So verlockend diese Parallelisirung zur Aufstellung einer „chronologisch-annalistischen", einer „ethnographisch-chronistischen" und einer „synchronistisch-historischen" Stufe des Unterrichtes sein mag, so scheint dem Verfasser dennoch der wesentliche Unterschied von „Annalen" und „Chroniken" nicht ganz klar geworden zu sein, wenn er diese als zeitlich getrennte Fortentwicklung jener bezeichnet, während doch Annalen und Chroniken schon zu einer und derselben Zeit nebeneinander (man denke an Hieronymus, Prosper, Beda, Isidor u. A.), weil zu ganz verschiedenen Zwecken dienlich, im Gebrauche waren. Nur so konnte es dem Verfasser geschehen, Luitprand, Widukind, Thietmar als Höhepunkte der „chronikartigen" Behandlung der Geschichte zu bezeichnen, die wahren Meister dieser Gattung, einen Freculph von Lisieux, einen Sigbert von Gembloux, einen Hermann von Reichenau, einen Eckhard und vor allem Otto von Freisingen zu übergehen. Auch Martinus Polonus, dessen Methode das ganze spätere Mittelalter beherrschte, vermißten wir unter den als Wendepunkte bezeichneten Namen, die mit Machiavelli in die Neuzeit übergehen. Auch hier vermissen wir unter den epochemachenden Namen Davila, von dem für die Geschichtsdarstellung nach Ranke (s. dessen französische Geschichte, den letzten Band) eine ganz neue Aera anhebt und vor allem Ranke, den Altmeister selbst, was um so uner-

Digitized by Google

klärlicher ist, da doch der Begriff einer „historischen Schule" auf gewonnene Principien deutet, deren Beachtung dem Zweck des Verfassers sehr nahe lag. Im weiteren Verlauf der Broschüre empfiehlt der Verfasser, nachdem er in recht ansprechender Weise die verschiedenen Wege geschildert, auf denen man den chronologischen Theil des Schulunterrichtes zu fördern gesucht, Jazwinski's Idee: das chronologische Viereck, bestehend aus zehn Feldern im Gevierte, so daß das gesammte Viereck ein Jahrhundert, jedes Feld ein Jahr desselben vergegenwärtigt und die symbolischen Zeichen innerhalb der Felder auf die in das betreffende Jahr fallenden Ereignisse hindeuten. Wir überlassen erfahrenen Schulmännern das Urtheil über die Zweckmäßigkeit dieser Tabellen; sie haben bisher von mehreren Seiten Anerkennung gefunden, und auch wir müssen es als einen Fortschritt begrüßen, daß Zaranski die symbolischen Zeichen, die das Kind leicht mit ungehörigen Vorstellungen belasten, zum Theile wenigstens durch Bilder wirklicher Personen und Gegenstände, die mit dem Lernfactum in Zusammenhang stehen, ersetzt hat. Würden statt bloßer Fictionen wirkliche Portraits, Abbildungen von historisch gewordenen Bauten, Oertlichkeiten, Trachten, Orden u. s. f. geboten, so wären wir geneigt, hierin auch eine anderweitige und leicht zu erzielende Förderung unserer jungen Freunde zu erblicken. Aber der Vergleich mit der Landkarte bleibt immer unzulässig; denn diese hat auch eine streng wissenschaftliche Berechtigung, die Geschichtskarte niemals. Nach jener eigenthümlichen Methode ist die erwähnte Weltgeschichte, deren zweiter Band uns vorliegt, ausgeführt, und wir hätten bezüglich derselben nur unsere Bemerkungen zu wiederholen. Sehen wir von der Methode einmal ab, so verfolgt ein Lehrbuch auch den Zweck, die Wissenschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte der Jugend zu vermitteln. Diese zweite, nicht minder wichtige Aufgabe eines Schulbuches ist nicht allseitig gelöst, und das Werk bedürfte einer sehr gründlichen Läuterung, um es von allen Schlacken längst widerlegter Ansichten zu reinigen. Wir führen zum Belege unseres Urtheils nur einige am meisten in die Augen springende Beispiele an. Bei der Geschichte des ersten Kreuzzuges (S. 26) sind v. Sybels Forschungen ignorirt, Peter v. Amiens tritt hier wieder in den Vordergrund. Von Heinrich II. heißt es sonderbarer Weise S. 39: „Er erwarb sich den Ruhm, das Mönchswesen in Deutschland einheimisch gemacht zu haben". Die Babenberger gelangen (S. 47) erst im Jahre 995 in den Besitz der Ostmark, und zwar unter Otto II. (!). Die Fabel von der Seeschlacht zwischen den Venetianern und dem Sohne Friedrich Barbarossa's (S. 111) und von den Weibern von Weinsberg (S. 145) werden wieder als Geschichte mitgetheilt. S. 146 heißt es: „im Jahre 1156 wurde von dem Herzogthume Baiern das Land ob der Enns getrennt und mit der Ostmark vereint zum Herzogthum Oesterreich erhoben". Vergl. dagegen Hubers bekannte Abhandlung, die neuesten Forschungen über das Nibelungenlied von Thanfing und Pfeiffer (S. 184), die Resultate, zu denen die Untersuchungen von O. Lorenz über den ersten preußischen Kreuzzug führten (S. 250), die Untersuchungen Schammels über die Mongolenniederlage bei Olmütz, ja selbst die lange schon bekannte Thatsache, daß der „Sängerkrieg auf der Wartburg" ein Werk des 14. Jahrhunderts und daß Heinrich von Ofterdingen eine mythische Gestalt sei (S. 301), ist übergangen, dagegen die Königinhofer Handschrift (S. 302) für echt gehalten. Wenn (S. 306) die Prachtausgabe des Vincenti Hadlubek vom Jahre 1862 erwähnt wird, so war zu erwähnen, daß diese Ausgabe sehr unzuverlässig ist. Obgleich (S. 360) die Tell-Sage in das Bereich der Mythe verwiesen wird, so sind die Rechtsverhältnisse doch nicht klar besprochen, auch wird der Sturm auf die Burgen am Neujahrstage 1308 noch für historisch gehalten. Schweppermann (S. 362) entscheidet die Schlacht bei Mühldorf, während bekanntlich sein Name sich, wie nun unzweifelhaft erwiesen ist, an die Schlacht bei Gammelsdorf knüpft. S. 364 wird, gegenüber Hubers jüngst so glücklich geführtem Nachweise, die Ehescheidung Margarethens von Johann Heinrich von Kärnten durch Ludwig den Baier angenommen.

Digitized by Google

Petrie, M.: Strength, composition and organization of the army of Great-Britain. London 1864.

S. Das kleine, in der handsamen, gefälligen Form der englischen Manuals erschienene Büchlein des Capitains Martin Petrie, vom topographischen Stabe, ist über Auftrag des Kriegsministers verfaßt worden und enthält eine statistische Darstellung der gesammten brittischen Armee im Vaterlande wie in den Colonieen, der Miliz oder Landwehr und der in der neuesten Zeit entstandenen Freiwilligencorps, der Armeeanstalten, Zeughäuser und Militärspitäler. Wohl keine Armee der Erde hat im letzten Jahrzehnt eine so gründliche Umgestaltung der Organisation erfahren, als die brittische und die theuren Erfahrungen in der Krim und in Indien wurden zu Verbesserungen verwerthet, die der praktische Engländer zwar langsam, aber desto gründlicher durchführt. Zugleich hat aber die Besorgniß eines Einfalles auswärtiger Feinde eine Regsamkeit hervorgerufen, die noch vor wenigen Jahren jedem Altengländer Lachen erregt hätte. An die Seite der berittenen Yeomanry und der ehrenwerthen Artilleriecompagnie der Londoner City sind seit 1858 die unterschiedlichen Corps der Volontaire, Schützen, Artillerie und technische Truppen gekommen, welche zusammen mit Inbegriff der älteren Bürgertruppen die respectable Zahl von 180.000 bilden. Ueber diese Truppen, wie über die neuere Gliederung der brittischen Armee ist aber wenig bekannt und daher Petrie's Büchlein, welches ein gedrängtes, aber klares Bild des großbritannischen Wehrstandes bildet, eine recht gute, brauchbare Erscheinung.

Kirchmann, J. v.: Erinnerungen aus Italien. (Berlin 1865, Verlag von J. Springer.)

G. Man weiß nicht recht, was man aus diesem Büchlein machen soll. Scheint es jetzt, daß wir es mit der unbefangenen Schilderung italienischen Lebens zu thun haben, so tritt uns plötzlich irgendwo ein Pinselstrich entgegen, der etwas anderes sagen will; hier streift der Ton an das Novellistische, dort ist er zu einem tendenziösen Pathos hinaufgeschraubt, das jedem Leitartikel Ehre machen würde. Glauben wir im Titel des Buches, der uns den Verfasser als „kön. preuß. Appellationsgerichtspräsidenten" angiebt, irgend eine Lösung gefunden zu haben, so schleudern uns ein paar Seiten des Textes gleich wieder in das alte Dunkel zurück. Es ist aber auch unbegreiflich! In Rom erbittet sich Kirchmann ein Autograph von Sr. Heiligkeit, in Ischia ein solches von — Garibaldi. Unbegreiflich ist weiter, wie gegenüber der im Abschnitte „Pompeji und der Vesuv" gebrachten vortrefflichen Skizze über die Stellung des antiken und modernen Weibes in der Gesellschaft, von derselben Feder das Urtheil über deutsches Kunstleben in Rom (S. 54 ff.) niedergeschrieben werden konnte! Aber, wie gesagt, das ist einer jener demonstrativen Pinselstriche: „Rom hat einen großen Fehler, es ist noch nicht die Hauptstadt des einigen Italien" (S. 126). Wie gespreizt nimmt sich nicht im Abschnitte „Neapel" die Schilderung des Verfassers aus, wie er die Lazzaroni suchen gegangen und wie er erstaunt gewesen, daß er sie nicht habe finden können. Kirchmann wird doch nicht wollen, daß wir ihn in dem Grade naiv nennen, wie er damit versuchte — witzig zu sein. Aber auch das hält nicht an; er ist gleich wieder sentimental, und er, der die Lazzaroni nicht gefunden, hat es Venedig angesehen, daß es das „unglücklichste Kind der reichen Mutter Italia" sei.

Uebrigens ist das Buch gut geschrieben und lesenswerth, und Freunde novellistischer Stickereien und Pointen werden in einer ganz abenteuerlichen Liebesgeschichte, deren Helden obendrein eine Fischermaid von Capri und ein verwundeter Pole sind, einen sicheren Genuß finden.

Digitized by Google

Coutelle, Karl: Pharus am Meere des Lebens. 7. Auflage. (Iserlohn, J. Bädeker.)

G. Die vielen Auflagen, welche derlei Compilationen in der Regel erleben und die fortwährenden neuen Zusammenstellungen in dieser Richtung weisen auf ein großes Bedürfniß des geistigen, des um das Wesen und die Räthsel seines Lebens sich kümmernden Menschen hin. Wir sind auch überzeugt, daß wir hier ein Mittel häuslicher Erziehung vor uns haben, wie kein zweites — wo es sich nämlich um moralische Veredlung, um etwas anderes als das liebe Brot handelt, und es sollte wohl in jeder Familie zur Hand genommen und systematisch benützt werden. Die siebente Auflage des „Pharus" ist hinter den früheren nicht zurück. Wir zählen 400 Schlagwörter aus allen Gebieten des Lebens, für die sich in der Sammlung Belegstellen finden. Lust und Schmerz wohnen da freundnachbarlich beisammen und — verletzen sich nicht; ja, es ist gewiß, daß Moralpredigten in jedem Sinne von hier aus ihre Wirkung thun werden, besonders da hinter ihnen eine erkleckliche Zahl der achtbarsten und bekanntesten Namen steht.

L. In weniger als Jahresfrist sind die beiden ersten französischen Dichter der Gegenwart mit umfangreichen Monographien über Shakspeare hervorgetreten. Auf Victor Hugo, welcher bekanntlich den dreihundertsten Geburtstag des Britten mit einer dithyrambischen Festschrift von 700 Seiten beging, folgt nämlich soeben Lamartine mit einer nicht minder voluminösen Studie: „Shakspeare et son oeuvre" (Paris, librairie internationale). Wenn indeß Hugo's Kritik mindestens das Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, den Ruhm des englischen Dichters in einer hinreißenden Sprache verkündet zu haben, so ist Lamartine bei noch größerer Oberflächlichkeit des Urtheils in einer hohlen Phrasenhaftigkeit stecken geblieben, die den Verfasser der „Geschichte der Girondisten" auf dem Gipfel der Altersschwäche angelangt zeigt. Es ist wohl bloß pietätvolle Rücksicht für eine gefallene Größe, welche der französischen Kritik bisher Schweigen über dieses Buch auferlegte. Von der Beschränktheit seines ästhetischen Gesichtspunktes wollen wir nichts sagen; zur Charakteristik desselben mag genügen, daß Lamartine die Einführung komischer Scenen in die Trauerspiele als eine verdammenswerthe Concession an den Zeitgeschmack geißelt, daß ihm Racine ein unvergleichlich größerer Künstler ist, als Shakspeare, und daß er von Romeo's Julie wörtlich sagt: „Das Corps der Garde würde erröthen über die Worte und Bilder, deren sich die vierzehnjährige Jungfrau von Verona bedient" (S. 96). Aber daß ein Meister der Rede, wie Lamartine, in einem dicken Bande zum Preise Shakspeare's immer wieder nichts anderes sagen kann, als daß er eine gewaltige Natur gewesen sei, ein solches Zeichen der Erschöpfung und Geistesarmuth muß gewiß jeden Verehrer des Dichters der „Méditations" auf das peinlichste berühren. Uebrigens beschränkt sich Lamartine auf eine Analyse von „Romeo und Julie", „Hamlet", „Macbeth", „Othello" und „Sturm" („Lear" wird mit ein paar beiläufigen Zeilen abgethan!) und in dieser Analyse nimmt die wörtliche Uebertragung ganzer Scenen den größten Raum ein. Einer stärkeren Feuerprobe kann wohl der unsterbliche Dichter nicht unterworfen werden, und doch kann selbst diese schülerhafte, nichts weniger als fehlerfreie prosaische Uebersetzung seine Dichtungen nicht ganz ihres göttlichen Zaubers entkleiden. Bei der Wiedergabe der Rede Mercutio's von der Fee Mab hält Lamartine plötzlich inne und bemerkt entschuldigend: „Die Schamlosigkeit der Bilder zwingt mich hier mit Eckel abzubrechen" (S. 70). Auch wir brechen ab, aber nur, weil wir uns bei dem kläglichen Versuche eines französischen Poeten, sich und Anderen ein Licht über das größte Genie der christlichen Kunst anzustecken, schon viel zu lange verweilt haben.

Digitized by Google

* Das Decemberheft des „Magazins für die Litteratur des Auslandes“ enthält unter anderem folgende lesenswerthe Aufsätze:

Deutschland und das Ausland. Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten. — Eines deutschen Malers Weltreise. — Die Seelenstörungen und die Humanität in ihrer Behandlnng. — Zur Geschichte von Erfurt. — England. Franz Müller und die englische Presse. — Hauptmomente in der Entwicklung der englischen Litteratur. Nach H. Taine. I. Die Litteraturgeschichte, ein Spiegel der Geistesentwicklung. II. Die Zeit der Emancipation des Geistes. — Zur Beurtheilung Miltons. — Frankreich. Deutsche Romane aus französischer Geschichte. Die Dame von Payerne. — Schweiz. Jean Jaquet Porchat. — Italien. Eine illustrirte Beschreibung der römischen Katakomben. — Dalmatien. Dalmatinisches Inselleben. — Ungarn. Ueber den Ursprung der Magyaren. I. Sprachliche Momente nach Paul Hunfalvy. II. Historische Momente. — Böhmen. Böhmische Christus-Sagen. — Nord-America. Zur Geschichte der Abolitionistenpartei. — Der freie Mensch und die freie Arbeit in den Vereinigten Staaten. — Drapers Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's. Einfluß des Klima's auf die Menschen. — Eheliche Verhältnisse der Indianer und Neger America's. — Mexico und seine gemischte Bevölkerung. Charakter der Indianer. — Aegypten. Die Aegypter der Gegenwart. — Persien. Die erotische Poesie bei den Persern. — China. Das Leben in Shanghai. — Japan. Rudolf Lindau's Japan-Fahrt. Zur Geschichte Japans und seiner Verfassung.

Der mäßige Preis des „Magazin“ (wöchentlich 2 Bogen in Quart), begünstigt die weiteste Verbreitung.

S. Von dem bereits in diesen Blättern (Jahrgang 1864) angezeigten statistischen Handbuche von Dr. Konek (Az Austriai birodalom jelesen a Magyar korona országainak statistikai kézikönyve) ist die zweite Lieferung erschienen, welche den Schluß der Bevölkerung und die Production enthält. Fleißig benützte Quellen, von welchen in diesem Theile der Inhalt der Handelskammerberichte und der von der ungarischen Akademie herausgegebenen statistischen Mittheilungen mehr in den Vordergrund treten, und gute Schlußfolgerungen zeichnen auch diese Partie des fleißig gearbeiteten Buches aus.

* Soeben ist im Verlage von Friedrich Tempsky der zweite Band von Paul Josef Šafařiks „Geschichte der südslavischen Litteratur“, herausgegeben aus dessen handschriftlichem Nachlasse von Joseph Jireček, erschienen. Der erste Band dieses umfangreichen und mit außerordentlichem Fleiße zusammengestellten Werkes behandelte bekanntlich die slowenische Litteratur, der zweite Band ist dem illyrischen und croatischen Schriftthum gewidmet. Auch diese Geschichte ist bereits im Jahre 1830 von Šafařik geschrieben worden und mußte deßhalb der Verfasser auf die damals noch existirenden zwei Litteraturen, die illyrische und provinzial-croatische Bedacht nehmen, die aber nun seit fast zwei Decennien zu einer Litteratur mit einer einzigen Schriftsprache verwachsen sind. Der Herausgeber wollte aber trotzdem an der ursprünglichen Eintheilung des Werkes nichts ändern und hegte die gewiß berechtigte Ueberzeugung, daß die Litteraturgeschichte auch jetzt noch freundlich aufgenommen werden wird. In pragmatischer Reihenfolge werden alle bekannten Schriftsteller der beiden Zweige der croatischen Litteratur in gedrängten Biographien vorgeführt, die ein übersichtliches Bild der inneren Entwicklung des gesammten croatischen und illyrischen Schriftthums geben. Hierauf folgt, ähnlich wie in Jungmann's Geschichte der böhmischen Litteratur, die Aufzählung aller Werke jener Litteraturen, und zwar nach den Materien geordnet. Eine gut geordnete Uebersicht der Schriftsteller schließt das Werk, das zugleich sehr splendid ausgestattet ist.

Digitized by Google

* Die soeben für die Monate October und November ausgegebenen „Mittheilungen des historischen Vereins für Krain" enthalten: Die Peutinger'sche Tafel und die Geographie des Ptolomäus in Bezug auf Krain. Von P. Hitzinger. — Ueber Hitzinger's Berichtigung einiger Punkte in Primus Truber's Leben. Von Theodor Elze.

* Zur Erlangung der ausgeschriebenen Prämien für die besten dramatischen Werke in ruthenischer Sprache wurden von verschiedenen Schriftstellern 12 Dramen und 2 Lustspiele, also im ganzen 14 dramatische Werke eingesandt. „Die bedeutende Anzahl dieser durchwegs Originalerzeugnisse unserer wiedergeborenen Litteratur, sagt „Slowo", „ist der beste Beweis, daß die Ruthenen sich herzhaft und fleißig sogar auf dem schwersten Felde üben wollen, wie es die Dramaturgie ist."

* Die zurückgelassenen Schriften des im Jahre 1858 verstorbenen ungarischen Touristen, Anton Reguly, werden im Auftrage der ungarischen Akademie von Paul Hunfalvy herausgegeben. Der 1. Band dieser unter dem Titel „Reguly Antal hagyományai" erscheinenden Vermächtnisse liegt bereits vor, und verbreitet sich über Land und Leute der Vogulen. Der Herausgeber dieses gelehrten Werkes, der mit Lust und Liebe an der Sache gearbeitet, giebt sich der Hoffnung hin, daß die geistige Hinterlassenschaft des berühmten ungarischen Touristen einem über die sprachwissenschaftlichen Kreise hinausreichenden Interesse begegnen werde. Unter den weiteren Publicationen der ungarischen Akademie erwähnen wir das mit Illustrationen versehene 1. Heft des 4. Bandes der von dem archäologischen Comité redigirten „archaeologiai közlemények", das 1. und 2. Heft des 6. Bandes der von Johann Hunfalvy redigirten „Statistikai közlemények", und nebst mehreren fortsetzungsweise erschienenen Heften der anderen wissenschaftlichen Classen auch den Almanach der ungarischen Akademie für das Jahr 1865.

---

* Ueber die Arbeiten des Bildhauers Hähnel wird uns aus Dresden Folgendes mitgetheilt: „Zunächst und besonders ist es das Nationaldenkmal für den hochseligen König Friedrich August, dessen Vollendung man hier mit großem Interesse entgegensieht. Bekanntlich ist Prf. Dr. Hähnel mit der Ausführung betraut, der, das Werk rege fördernd, dasselbe bis auf eine der vier Idealgestalten, welche an das Piedestal zu stehen kommen, beendet hat, so daß man der Aufstellung des Monumentes im Laufe des nächsten Sommers entgegensehen darf. Das Standbild, wie zwei der erwähnten weiblichen Idealgestalten und die Postamenttheile sind bereits in der Erzgießerei zu Nürnberg in gelungener Weise gegossen worden. Ebenso legt Prof. Hähnel gegenwärtig die letzte Hand an die kolossale Reiterstatue des Fürsten Schwarzenberg, die der Künstler für Wien auszuführen hat. Nach Beendigung dieser Arbeiten gedenkt Prof. Hähnel die Körnerstatue in Angriff zu nehmen welche auf dem hiesigen Dohnaplatze vor der neuerbauten Kreuzschule aufgestellt werden soll. Nach dem bereits fertigen Entwurfe spiegelt sich in Haltung und Geberde der jugendlichen Reitergestalt klar und schön die hingebende Begeisterung fürs Vaterland, von welcher der Befreiungskampf getragen ward und als deren typischer Ausdruck uns Theodor Körner gilt".

Digitized by Google

P. (Vom englischen Büchermarkt.) In der Reiselitteratur beschäftigt das Buch des Ungarn Vambéry die Aufmerksamkeit der Lesewelt: „The Adventures of Arminius Vambéry, who, in disguise of a Dervish traversed Central-Asia from Teheran a cross the Turkoman desert, on the Eastern shove of the Caspian, to Khiva, Bokhara, and Samarkand, in 1863". Eine deutsche Uebersetzung wird demnächst hievon erscheinen, und da Herr Vambéry sich unlängst einige Zeit in Wien aufhielt, und seine Abenteuer in der That merkwürdig genug sind, so dürfte man diese Reisebeschreibung bald auch bei uns in vielen Händen finden. Kaum minder interessant ist: „The Siberian Overland route from Peking to Petersburg through the deserts and steppes of Mongolia, Tartary etc., by A. Michie". Der Verfasser hatte von China aus die Wahl, auf dem Seeweg oder zu Land nach Europa zurückzureisen. Im Hinblick auf die furchtbare Hitze, die ihn in den Tropenländern peinigte, und von der ihm noch durch den indischen Ocean und das rothe Meer ein gutes Stück bevorstand, entschied er sich für den Landweg, obgleich derselbe neunzig Tage in Anspruch nimmt, während man zur See etwa die Hälfte der Zeit braucht. Die Europäer, welche in der heißen Zone längere Zeit von dem Klima gelitten haben, scheuen weit weniger die sibirische Kälte, als gewöhnliche Menschenkinder und betrachten eine solche Reise als eine wohlthuende Abkühlung. Sibirien scheint weit besser zu sein als sein Ruf, denn alle neueren Reisenden, welche jene ungeheuren Länderstrecken durchzogen haben, wissen eine Menge guter Dinge von dem vielverleumdeten Lande zu erzählen. Es ist dort schöner und wohnlicher als in dem eigentlichen Rußland, das Volk scheint in weit besserer Lage und die Exilirten befinden sich zum großen Theile so wohl, daß viele gar nicht daran denken, ihr Exil wieder zu verlassen. Da der Verfasser unseres Buches ein Engländer ist, so steht er nicht im Verdacht der Schwärmerei für russische Zustände. Seine Bemerkungen über die Polen in Sibirien verdienen daher Berücksichtigung. Er sprach mit mehreren Polen, die ihm erklärten, sie möchten nicht in ihr Vaterland zurückkehren, wo sie dem Terrorismus jedes politischen Abenteurers und des in Permanenz erklärten Insurrectionskrieges ausgesetzt sind, während sie in Sibirien eine ruhige und sorgenfreie Existenz führen. Außerdem fand Mr. Michie, daß alle Russen vollkommen mit den Maßregeln ihrer Regierung gegen die Polen einverstanden sind. Die ganze Reise durch China, die Mongolei, Sibirien und Rußland bietet sehr viel und verschiedenartiges Interesse.

Von gelehrten Werken erwähnen wir: „Life and times of Cicero, his character, viewed as a statesman, orator and friend; with a selection of his correspondence and ovations, by W. Forsyth", ferner ein neues dickes Buch über Dante von H. Clarke Barlow: „Critical, historical and philosophical contributions to the study of the Divina Commedia". Der Verfasser hat vierzehn Jahre lang die Materialien zu seinen Contributions zusammengetragen und dabei fast alle berühmten Bibliotheken Europa's durchforscht, um die besten Ausgaben Dante's und die bedeutendsten Handschriften zu vergleichen. Die Textabweichungen sind nebeneinander gestellt. Schon ein flüchtiger Blick in das Buch genügt, um einen Begriff zu geben von der außerordentlich mühevollen Aufgabe, die sich der Herausgeber gestellt hat.

Aus der Memoirenlitteratur sind näher zu bezeichnen: „Memoirs of Lieutenant-General Winfield Scott, written by himself", 2 Bände (es ist jener General Scott, der im letzten Kriege der Vereinigten Staaten Nord-America's gegen Mexico das Commando führte), und „Life of General Stonewall Jackson" (der berühmte Conföderirtengeneral, dessen Tapferkeit von Freund und Feind anerkannt wurde, und der auch auf dem Schlachtfelde geblieben ist). Einen weit größeren Leserkreis als diese beiden Bücher findet aber ein dritter Band der „Recollections of Captain Gronow"

Digitized by Google

unter dem Titel: „Celebrities of London and Paris, being reminiscences of the camp, the court and the clubs containing a correct account of the coup d'état". Capitain Gronows Erinnerungen reichen von 1815 bis in die neueste Zeit und weisen eine Menge von Anekdoten und pikanten Bemerkungen, Bonmots u. dgl. auf. die ersten beiden Bände, welche Gronow im vorigen Jahre veröffentlichte, hatten so viel Beifall, daß der Capitain noch einmal genau nachdachte und neuerdings eine Menge Anekdoten in seinem Gedächtniß aufgespeichert fand, die er nun zum Besten giebt. Er ist ein Freund Napoleons III. und wirft sich am Schluß als dessen Vertheidiger gegen die Angriffe auf, welche Kinglake in seiner „Geschichte des Krimkrieges" mit so viel Malice losließ. Man bekommt eine Idee von der schweren Aufgabe des künftigen Geschichtsschreibers, wenn man die Angaben zweier Engländer (Gronows und Kinglake's) über den Staatsstreich einander gegenüberhält und da findet, daß in Thatsachen und Raisonnements ein jeder das vollständige Gegentheil des Anderen — natürlich beide auf die allerzuverlässigsten Angaben von glaubwürdigen Augenzeugen gestützt — über eine Weltbegebenheit behauptet, die so zu sagen noch vor unseren Augen gespielt hat.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 4. Jänner 1865.

Die Commission für Herausgabe österreichischer Weisthümer erhält zugesandt:

a. Von dem löblichen niederösterreichischen Landesausschuß die Mittheilung, daß in den Archiven und Registraturen der in Nieder-Oesterreich gelegenen fürstlich Liechtenstein'schen Güter keine ihren Zwecken entsprechende Urkunden sich vorgefunden haben.

b. Von dem löblichen Magistrate der Stadt Lemberg Abschriften der Bestätigungsdiplome Königs Kasimir des Großen von Polen, von den Jahren 1356 und 1360, des der Stadt Lemberg verliehenen Municipalrechtes und ihrer Plebiscita, nebst einem Berichte über die in den dortigen Archiven vorfindlichen weisthümerähnlichen Urkunden.

Dann werden der Classe vorgelegt.

a. Ein Aufsatz zum Abdruck: „Die ältesten Bewohner und Ansiedlungen auf der nördlichen Karpathen-Terrasse", von Herrn Rudolf Temple.

b. „Sammlung der kalmükischen Mährchen des Siddhi-Kür, mit deutscher Uebersetzung und einem kalmükisch-deutschen Wörterbuch," herausgegeben von Herrn Prof. Jülg in Innsbruck, mit der Bitte, für den Druck dieses Werkes eine Unterstützung der Akademie zu erwirken.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Vahlen legt vor den von Dr. August Reifferscheid, derzeit in Rom, eingesendeten Bericht über die von demselben im Auftrag der k. Akademie der Wissenschaften in Italien gemachten bibliothekarischen Untersuchungen im Gebiete der lateinischen Patristik.

Der Bericht bildet das erste Stück einer Bibliotheca patrum latinorum Italica, welche, in einzelnen Heften erscheinend, ein kritisches Inventar der wichtigsten patristischen Handschriften Italiens, nach den einzelnen Bibliotheken geordnet, enthalten wird. Bei der immensen Fülle des vorhandenen Materials werden in diesen Mittheilungen vollständig nur die Handschriften, welche älter sind als das 11. Jahrhundert, verzeichnet,

Digitized by Google

bei den jüngeren dagegen ein eklektisches Verfahren beobachtet werden, jedoch so, daß am Schluß des Ganzen auch von diesen diejenigen genauer bezeichnet werden sollen, welche Schriften enthalten, die durch ältere Handschriften in Italien nicht vertreten sind.

Der Anfang ist in dem vorliegenden Bericht mit der Capitularbibliothek von Verona gemacht, an welche die übrigen Bibliotheken in einer lediglich durch äußere Umstände bestimmten Reihenfolge sich anschließen werden. Ohne die reichhaltigen Mittheilungen in ein dürftiges Excerpt zusammendrängen zu wollen, sei hier nur hervorgehoben, daß dieselben alte und werthvolle Stücke des Augustinus, Gregorius Magnus, Hieronymus (Epistolae und Polemica), Hilarius Pictaviensis, Sulpicius Severus u. A. enthalten, die zum Theil unbenützt, zum Theil einer neuen und genauen Ausbeutung sehr bedürftig sind, wie sich denn insbesondere herausgestellt hat, daß weder Vallarsi für den Hieronymus, noch Maffei für den Hilarius von den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den dem heutigen Stande kritischer Forschung entsprechenden Gebrauch gemacht haben.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 5. Jänner 1865.

Der Präsident gedenkt in einer Ansprache des Ablebens des ältesten Ehrenmitgliedes der Akademie, Sr. kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ludwig Joseph, und ladet die Versammlung ein, ihr Beileid so wie ihre Verehrung durch Aufstehen kund zu geben.

Sämmtliche Anwesende erheben sich, dieser Einladung folgend, von ihren Sitzen.

Der Secretär legt eine am 28. December eingelangte Bewerbungsschrift um den Jg. L. Lieben'schen Preis vor, betitelt: „Ueber die Bewegung einer tropfbaren Flüssigkeit, welche entweder 1. durch eine kreisförmige horizontal liegende Oeffnung in dem Boden eines Behälters, oder 2. durch eine gerade Röhrenleitung mit kreisförmigem Querschnitt und starren Wänden abfließt.

Herr Karl Moshammer, Lehrer an der k. k. Oberrealschule in Klagenfurt, übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Zur Theorie eines Systems von Varianten der conoidischen Propellerschraube".

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Prof. Dr. Ritter V. v. Zepharovich in Prag übermittelt eine Abhandlung: „Ueber Bournonit, Malachit und Korynit von Olsa in Kärnthen".

Herr J. Loschmidt legt den ersten Theil einer Arbeit: „Krystallographische Bestimmungen von Verbindungen der Oxalsäure und der ihr verwandten Säuren" vor. Die untersuchten Verbindungen sind: Oxalsäure. Oxalsaures Methyl. Oxalsaurer Harnstoff. Oxalsaures Natron, saures. Oxalsaurer Baryt, saurer. Oxalsaures Aethylamin neut Oxalsaures Aethylamin, saures. Oxalsaures Triaethylamin, saures.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. Stricker überreicht eine Abhandlung über die Verhältnisse der capillaren Blutgefäße. Die Untersuchungen wurden an noch lebenden Nickhäuten des Frosches mit Immersionslinsen ausgeführt. Die capillaren Blutgefäße, sagt der Verfasser, seien von Lymphbahnen umgeben, und haben die Grenzflächen der letzteren einen eben so reichlichen Beleg fein granulirter Körper (Kerne) wie die Capillarwände selbst. Die Blutgefäßwände, gehen Formveränderungen ein, in deren Folge das Lumen eines Capillarrohrs stark verengert, ja nahezu aufgehoben werden kann. Die Wände der Lymph-

Digitized by Google

gefäßbahnen folgen den Blutgefäßwänden nicht. Der Lymphraum wird bei solchen Verengerungen auf Kosten des Blutgefäßes weiter.

Dr. Stricker schließt die Möglichkeit, daß die Formveränderungen durch mechanische Einflüsse oder durch Verschiebung der sogenannten Kerne entstehen, aus mannigfachen Gründen aus. Er hat auch beobachtet, daß für Blutkörperchen unpermeable Gefäßlumina wieder wegsam wurden, und zwar zu einer Zeit, wo man mit vieler Wahrscheinlichkeit ein Absterben des Gewebes annehmen durfte.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. H. W. Reichardt übergiebt einen Aufsatz, in welchem ein neuer Brandpilz aus Neu-Seeland beschrieben wird. Er bewohnt die Stengel, Blüthenstiele und Früchte einer Umbellifere, Anisotome geniculata Hook. fil. und gehört der Gattung Aecidium an. Dem entsprechend wurde er von dem Vortragenden Aecidium Anisotomes genannt. Diese neue Art ist dem auf den Blättern von Berberis ilicifolia Forst. lebenden Aecidium magellanicum Berkel, am nächsten verwandt, unterscheidet sich von ihm aber durch die viel längeren, am Rande entweder ungetheilten, oder höchstens stumpf gelappten Becherchen, durch einen anderen Bau des Peridiolums und durch verschiedene Dimensionen der Stylosporen. Das Ae. Anisotomes bildet wegen der langröhrigen Form seiner Peridiolen, so wie dadurch, daß die Zellen derselben, namentlich im oberen Theile der Hüllchen, eigenthümlich verdickt erscheinen, den Uebergang zu der Gattung Rœstelia und rechtfertigt es, wenn man diese beiden Genera vereint.

Aus Neu-Seeland und den antarktischen Inseln sind im Ganzen kaum ein Dutzend Arten aus der großen Classe von Brandpilzen bekannt, und es dürfte daher auch dieser kleine Beitrag zu ihrer näheren Kenntniß nicht unerwünscht scheinen.

Wird einer Commission zugewiesen.

Ueber Antrag der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe hat die Gesammtakademie in ihrer Sitzung am 29. December v. J. dem Herrn Dr. August Vogl, Assistenten an der Lehrkanzel für Naturgeschichte an der k. k. medicinisch-chirurgischen Josephsakademie, zu einer wissenschaftlichen Untersuchung über die Art der Betheiligung der atmosphärischen Luft bei dem Zustandekommen der Gährungsvorgänge und der Entstehung niederer Organismen, eine Subvention von 150 fl. ö. W. bewilligt.

Die in der Sitzung am 9. December v. J. vorgelegte Abhandlung: „Ueber das Auftreten der Foraminiferen in den Mergeln der marinen Uferbildungen (Leithakalk) des Wiener Beckens" von Herrn Felix Karrer wird zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 4. Jänner 1865.

Vorsitzender Herr Director Karl Brunner v. Wattenwyl.

Der Secretär Herr G. R. v. Frauenfeld gab Kunde von dem unersetzlichen Verluste, welchen die Gesellschaft durch das Ableben Se. kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ludwig Josef erlitten.

Die Versammlung drückte ihr tiefes Beileid durch Erhebung von den Sitzen aus.

Ferner las Herr R. v. Frauenfeld ein Schreiben Sr. Excellenz des Herrn Bischofes Stroßmayer, mittelst welchem der Gesellschaft ein außerordentlicher Beitrag von 100 fl. als Stammcapital übermittelt wurde Der Ausschuß hat in seiner letzten

Digitized by Google

Sitzung mit dem lebhaftesten Wunsche, daß dieses hochherzige Beispiel Nachahmer finden möge, beschlossen, den genannten Betrag dem Reservefonde einzuverleiben.

Um den naturwissenschaftlichen Unterricht zu fördern, hat der Ausschuß ferner beschlossen, jenen Lehranstalten, welche die Gesellschaftsschriften gegen Erlag des Jahresbeitrages beziehen, folgende Begünstigungen zu gestatten: Die Jahrgänge 1857 bis 1859, von welchen ein größerer Vorrath vorhanden ist, werden unentgeltlich verabfolgt. Die Jahrgänge 1855, 1856, dann 1860 bis 1863 können um den halben Jahresbeitrag, das ist um je 2 fl. soweit der ganze Vorrath reicht, bezogen werden.

Herr Josef Knapp sprach über die botanische Erforschung des Neutraer Comitates und schilderte in seinem Vortrage die topographischen Verhältnisse so wie die einzelnen Botaniker, welche auf diesem Gebiete gesammelt hatten.

Herr Universitätsprofessor Novicky aus Krakau lieferte Beiträge zur Lepidopterenfauna von West-Galizien; es wurden von ihm namentlich im Tatragebirge mehre neue Arten entdeckt. Ferner theilte der Herr Vortragende mit, daß er eine Eingabe an das hohe Ministerium zu richten beabsichtigte, in welcher um Schonung für die Gemse und das Murmelthier, welche in den Karpathen dem Aussterben nahe sind, nachgesucht werden solle.

Dr. H. W. Reichardt sprach über das Vorkommen des Rübentödters, Helminthosporium rhizoctonum Rbh. in Niederösterreich. Dieser Feind der Runkel- und Mohrrübe ist ein Pilz, von welchem nur das Mycelium bekannnt ist, das im Inneren der einzelnen Zellen dieser Pflanzen lebt, sie zersetzt und eine eigenthümliche Art der nassen Fäule bewirkt. Die Erkrankung tritt bis jetzt in Niederösterreich nur vereinzelt auf, richtete aber in anderen Gegenden bedeutende Verheerungen an.

Herr J. Juratzka legte einen Weidenbastard vor, er wurde von Herr Edinger in Krems eingesendet und Salix Kerneri genannt.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld besprach zwei eingesendete Manuscripte.

In dem ersten wird von Herrn Director Philippi in Santi in Chili eine Reihe von neuen, höchst interessanten Dipteren beschrieben und sehr schön abgebildet.

In dem zweiten giebt Herr Oberst Malinowsky in Tultscha Nachricht über das Auftreten der Wanderheuschrecke in der dortigen Gegend und liefert Beiträge zu der Kenntniß ihrer Lebensweise, welche die bisherigen Beobachtungen vervollständigen.

Herr Dr. Josef Ph. Pick, Assistent bei Herrn Prof. Hebra, theilte die Resultate seiner Untersuchungen über die bei Hautkrankheiten vorkommenden pflanzlichen Parasiten mit. Sie lassen sich kurz folgendermaßen zusammenfassen. Sowohl der Pilz der Faouskrankheit (Achorion Schönleini) als auch jener von Herpes tonsurans können durch Impfen übertragen werden. In manchen Fällen erzeugt die Uebertragung von Achorion Schönleini den Herpes tonsurans. Die Trennung dieser Pilze in mehrere Species läßt sich vom botanischen Standpunkte aus nicht rechtfertigen. Von besonderem Interesse ist der Versuch, das Mycelium von Penicillium glaucum, dem gemeinsten Schimmelpilze, zu impfen. Denn in einem Falle ergab sich ein positives Resultat, indem sich an dem Kranken eine dem persistirenden Herpes tonsurans ähnliche Erkrankung entwickelte.

Herr Prof. J. Lorenz sprach über Acclimatisiren im Allgemeinen und begrenzte diesen Begriff etwas näher, indem er zwischen einfacher Verbreitung, zwischen natürlichem Acclimatisiren und künstlicher Acclimatisation unterschied. Veranlassung zu diesem Vortrage gaben die mit der Baumwolle in Nord-Italien gemachten Culturversuche.

Herr Prof. Molin aus Padua, der der Versammlnng beiwohnte, erwiederte hierauf, daß er die von dem Vor redner gemachten Unterscheidungen nicht gelten lasse und daß die Baumwolle als acclimatisirt anzusehen sei.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Marie Antoinette.

III.

Aus den mitgetheilten Proben wird man die allgemeine Charakteristik des Briefwechsels bereits gewonnen haben. Maria Theresia erscheint durchwegs als der gebende, belehrende, spontane, die Königin als der empfangende Theil. Die Autorität der Mutter tritt sehr bestimmt hervor. Sieht man von der geschichtlichen Wichtigkeit der Briefe ab, so empfängt man vorwiegend den Eindruck eines gewissen treuherzigen, gemüthvollen Gesinnungs- und Meinungsaustausches; es würde schwer sein, ein halbes Dutzend Stellen herauszufinden, denen ohne Rücksicht auf die Personen und Verhältnisse, die sie betreffen, eigentliche geistige Bedeutung zuzusprechen wäre. Nichts von großen Empfindungen, von der Hingebung an philosophische Stimmungen, die gerade dem 18. Jahrhunderte so eigen sind, durchwegs die einfachste, schlichteste Auffassung der Lebensverhältnisse und das schlichteste Wort, sie darzustellen. Dafür stößt man hie und da auf einen Satz, so wahr und innig, daß man sieht, wie er aus dem tiefsten Innern eines reinen und warmen Herzens hervorgequollen ist. „Mit allen erdenklichen Ehren", schreibt Marie Antoinette am 14. Juni 1773, „haben wir unseren Einzug in Paris gehalten, aber all' das, so gut es an sich ist, hat mich nicht so gerührt, als das zärtliche Entgegenkommen dieses armen Volkes, das trotz der Lasten mit denen es überbürdet ist, außer sich vor Freude war, uns zu sehen. Wie glücklich ist man in unserem Stande, die Liebe eines ganzen Volkes mit so Wenigem gewinnen zu können. Es giebt nichts Kostbareres, ich habe es wohl empfunden und werde es nie vergessen."

Vor der Thronbesteigung Ludwigs XVI. bewegen sich die Rathschläge Maria Theresia's in ziemlich allgemeinen Umrissen. Empfehlung einer angemessenen Lectüre, der Mittel die Gesundheit und körperliche Schönheit zu erhalten, sind stehende Punkte in jedem Schreiben; das Reiten und das Hazardspiel veranlassen sogar eine ziemlich lebhafte Debatte zwischen Mutter und Tochter. Zwischendurch versäumt die Kaiserin aber nicht, alles geltend zu machen, was auf die persönliche Stellung der Dauphine Einfluß nehmen könnte. Mit besonderer Eifersucht betrachtet sie, wie schon erwähnt, die Stellung der Provences. Man kennt die zahllosen Machinationen, die gerade von dieser Seite gegen Marie Antoinette in Scene gesetzt worden sind, liest man ihre Briefe, so kann man sich bei ihrer Arglosigkeit, bei ihrer leichtblütigen Geneigtheit, Personen und Verhältnisse im besten Lichte zu betrachten, eines tiefen Mitgefühls nicht erwehren. „Mein Bruder, meine Schwester und wir

Digitized by Google

stehen sehr gut mit einander", schreibt sie am 21. Juni 1771, „und ich hoffe, das wird immer so sein. Meine Schwester (die Gräfin v. Provence) ist sehr sanft, gefällig und heiter. Sie liebt mich sehr und setzt großes Vertrauen in mich. Sie ist durchaus nicht, wie man befürchtet hat, für Frau du Barry oder Herrn de la Vauguyon eingenommen; sie hat mit mir sehr verständig über beide gesprochen und sich an dem Tage von Marly, wo sie an der Seite der ersteren saß, sehr gut gehalten". Obwohl man den Grafen v. Provence sehr allgemein im Verdacht hat, gegen die Partei Marie Antoinettens zu intriguiren und ihm „jede Sorte von Schrecklichkeiten" gegen Choiseul nachjagt, ist sie von der Wahrheit des Gegentheils durchdrungen (Brief vom 18. December 1771). Sie wiederholt, daß zwischen ihr und dem Grafen und der Gräfin von Provence das beste Einvernehmen herrsche. Erst als Maria Theresia darauf dringt, das Benehmen der beiden genau zu beobachten, wird sie aufmerksamer, und bei einem Vorwurfe, den ihr die Kaiserin macht, indem sie auf die Verschiedenheit zwischen ihrem Benehmen und dem der Gräfin der du Barry gegenüber hinweist, geht sie entschiedener mit der Sprache heraus: „Was meine Schwester von Provence anbelangt", antwortet sie am 15. September 1773, „so habe ich ihre Aufführung nie getadelt, aber meine Mutter wird mir erlauben, ihr einige Unterschiede zwischen mir und ihr mit Vertrauen anzugeben: 1. der italienische Charakter bietet ihr Hülfsquellen, die ich nicht habe, und 2. als sie an den Hof kam, war der Graf v. Provence in Intriguen verwickelt, die ihm die von seiner Frau angenommene Haltung wünschenswerth machten; ich meines Theils bin gewiß, daß der Herr Dauphin mit einem entsprechenden Benehmen von meiner Seite unzufrieden gewesen wäre". Nichtsdestoweniger muß Maria Theresia am 16. Juli 1774 die Versicherung erneuern, daß Marie Antoinette sich wiederholt von den Tanten, dem Grafen oder der Gräfin v. Provence habe täuschen lassen. Von da ab ist bei der Königin ein tieferer Zug des Mißtrauens allerdings unverkennbar. Am 30. Juli desselben Jahres antwortet sie zwar etwas leichthin, es sei nothwendig, daß sie dem Grafen und der Gräfin v. Provence ihr Vertrauen bewahre, allein die folgenden Briefe bieten keine Bestätigung dafür. Der „italienische Charakter" der Gräfin steht ihr unzweifelhaft fest. In einem Schreiben vom 14. Juli 1775 wird das Verhältniß eben auf bloß äußerliche Beziehungen zurückgeführt. „Madame ist eine Italienerin an Leib und Seele", heißt es da, „und Monsieurs Charakter dem ihren sehr angemessen; unser Entschluß ist gefaßt, wir werden immer ohne Spaltung und ohne Vertrauen zu einander leben, und ich glaube, der König ist in dem Punkte derselben Meinung mit mir". Zwei Monate später bestreitet sie denn auch ausdrücklich die Gerüchte, daß sie und die Provences sich „broullirt" hätten.

Es liegt, fast möchte man sagen, ein Zug edlen Leichtsinnes in dieser unverwüstlichen Gutmüthigkeit, mit welcher die Königin verzeiht, über Kränkungen hinwegsieht, die Intriguen unbeachtet läßt, denen sie freilich bei der Schwäche des Mannes, an den sie ihr Geschick gekettet, in keiner Weise gewachsen ist. Ein „kleiner Broglie" hat sich unehrerbietig gegen sie gezeigt, sie vergißt es auf ein

Digitized by Google

begütigendes Wort der Kaiserin. Gegen Rohan ist sie von Anfang an auf das Entschiedenste eingenommen, es ist, als ob sie die traurige, für sie so verderbliche Beziehung ahnen würde, in die sie zu ihm treten sollte. Er entehre das Land (Arneth S. 99), er habe die schlechtesten Principien und sei sehr gefährlich in seinen Intriguen (S. 194). Maria Theresia bestärkt sie durchweg in dieser Ansicht (vgl. S. 90, 95, 97). Rohan sei ein Todfeind der Königin, grundsatzlos und verderbt (S. 193). Nichtsdestoweniger finden wir keine Andeutung darüber, daß Marie Antoinette consequent ihren Einfluß aufgeboten hätte, um ihn in den Hintergrund zu drängen und ihm eine Bethätigung seiner schlechten Eigenschaften unmöglich zu machen. Auch hier vermissen wir grundsätzliches, bewußtes Handeln, die Stetigkeit des Thuns und des Lassens. Und welchen Gefahren die Königin dadurch an der Seite eines Mannes wie Ludwig XVI. ausgesetzt war, bedarf wohl nicht erst der ausdrücklichen Hervorhebung.

Die Kaiserin war sich dieses Zuges im Wesen Marie Antoinettens wohl bewußt. Die Aengstlichkeit, mit welcher sie jeden ihrer Schritte controlirt, jede Bewegung am Hofe verfolgt, jede Zeitungsnachricht zum Gegenstande der Besprechung macht, giebt dafür lebhaftes Zeugniß. Das Verhältniß zu Artois macht sie ernstlich besorgt, und in der That muß das Gerede am Hofe nicht gewöhnliche Dimensionen angenommen haben, wenn es bis zur Kaiserin dringen und sie zu ernsten Warnungen veranlassen konnte. Diese Warnungen waren nicht ungegründet. Nicht als ob Marie Antoinetten irgend ein positives Verschulden nachgewiesen werden könnte, ihre Schuldlosigkeit als Gattin ist so unzweifelhaft als ihre Schuldlosigkeit als Mutter, und die Anklage wegen des Grafen v. Artois nicht stichhaltiger als die wegen des Grafen Fersen. Aber es ist nicht in Abrede zu stellen, daß sie die zarte Linie mehr als einmal überschritten, welche die Sitte aller Zeiten und aller Völker, wenn nicht für die echte Weiblichkeit überhaupt, so doch für Frauen in ihrer Stellung gezogen. Die Schäferspiele in Trianon, die idyllischen Vergnügungen, die man vor den Augen und wie zum Hohne eines Volkes aufführte, das nicht hungriger nach Brot sein konnte, als es eifrig war, seinem Groll und seiner Verbitterung neue Nahrung zuzuführen, waren wohl unbedenklicher Natur, aber darauf kam es überhaupt nicht an. Genug, daß niemand widersprach, wenn der Name der Königin durch einen Sumpf von Beschimpfung und Verleumdung gezerrt wurde, niemand Voraussetzungen und Behauptungen entgegentreten konnte, für welche jedermann die Beweise in Händen zu haben vorgab. Geschichtlich genommen, ist die moralische Schuld und Unschuld in diesem Falle gleichgültig, nicht gleichgültig aber ist die zeitgenössische Meinung und ihre Rückwirkung auf die politischen Verhältnisse. Die gesellschaftlichen Neigungen der Königin, ihr Sinn für rauschende Vergnügungen schwächten offenbar die Wirkung der stolzen Verachtung ab, die sie von Zeit zu Zeit der Verleumdung entgegensetzte. Auch in dieser Beziehung verklärt sich ihre Erscheinung erst, als das Unglück mit zermalmender Hand in ihr Geschick gegriffen hat.

Digitized by Google

Der Arneth'sche Briefwechsel wirft manches Streiflicht auf diese Verhältnisse. Zunächst ist es vollkommen begreiflich, daß das freiere und offenere Wesen des Grafen v. Artois die Königin mehr ansprach, als der versteckte und zurückhaltende Charakter des Grafen v. Provence [1]. Noch während seine Erziehung dauert, rühmt sie ihm eine rechtschaffene Gesinnung nach. Maria Theresia ist dem Grafen ungleich weniger geneigt als die Königin. Die Eile, mit der seine Verehelichung vollzogen wird, erfüllt sie mit Mißtrauen, sie sieht eine Verstärkung der feindlichen Partei. „Vom Grafen v. Artois", schreibt sie in einem auch sonst sehr interessanten Briefe bald nach dem Tode Ludwigs XV., „sagt man, daß er dreist sei bis zum Uebermaße. Es schickt sich nicht, daß Sie ihn dulden, und auf die Länge der Zeit muß es zu Ihrem Nachtheile ausfallen. Man muß auf seinem Platze bleiben und seine Rolle zu spielen wissen, dabei fühlt man sich selbst behaglich und setzt alle Anderen in behagliche Stimmung. Alle mögliche Gefälligkeit und Aufmerksamkeit für jedermann, aber weder Familiarität noch Gevatterschaftsdienste. Sie werden dadurch sowohl das Geklatsche als die Empfehlungen vermeiden. Jetzt ist der entscheidende Augenblick, bisher war die Verschwendung groß und fast eine nothwendige Folge des Wechsels. Ich fürchte diesen Punkt mehr als jeden anderen für Sie; es ist durchaus nothwendig, daß Sie sich mit ernsten Dingen beschäftigen, die Ihnen von Nutzen sein werden, wenn der König Sie um Ihren Rath frägt oder freundschaftlich mit Ihnen verkehrt. Verwickeln Sie ihn nicht in außerordentliche Ausgaben". „Meine theure Mutter kann darauf rechnen", antwortet Marie Antoinette, „daß ich den König nicht zu Ausgaben verleiten werde. Er denkt nicht daran, Millionen auf Bauten zu verwenden, das ist eine Uebertreibung, wie bei vielen Dingen und wie bei meiner Vertraulichkeit, welche nur sehr wenig von der Welt bemerkt werden könnte. Es ist nicht an mir, ein Urtheil über mich abzugeben, aber es scheint mir, daß zwischen uns nichts anderes herrscht, als der Ton guter Freundschaft und der Fröhlichkeit unseres Alters. Es ist wahr, der Graf v. Artois ist sehr lebhaft und unbesonnen, aber ich gebe ihm sein Unrecht zu verstehen". Dieselbe Versicherung wiederholt die Königin in einem Schreiben vom 16. November 1774. „Der Graf v. Artois ist ungestüm und bewahrt nicht immer die nöthige Zurückhaltung, aber meine theure Mutter kann versichert sein daß ich Einhalt zu thun weiß, wenn er mit Zweideutigkeiten kommt, und weit entfernt, mich seinen Vertraulichkeiten hinzugeben, habe ich ihm mehr als einmal in Gegenwart seiner Geschwister die kränkendsten Lectionen ertheilt". Maria Theresia giebt sich damit nicht zufrieden, „Ich gestehe Ihnen", heißt es in einem Schreiben vom 5. Juni 1775, „daß ich mit großem Kummer in den Zeitungen

[1] Marie Antoinette selbst macht einmal auf diesen Unterschied aufmerksam (Brief vom 12. November 1775): „Es ist wahr, er (der Graf von Provence) hat nicht die Unbequemlichkeiten des ungestümen Wesens und der Lebhaftigkeit des Grafen v. Artois, aber bei einem schwachen Charakter liebt er es, gleichzeitig dunkle und mitunter recht niedrige Wege (une marche souterraine et quelquefois très basse) einzuschlagen; um seine Geschäfte zu machen und Geld zu haben, wendet er Intriguen an, über die ein rechtschaffener Privatmann erröthen würde".

Digitized by Google

gelesen habe, daß Sie sich wieder mehr als je allen möglichen Fahrten mit dem Grafen v. Artois im Boulogner Wäldchen, unter den Thoren von Paris, hingeben, ohne daß der König dabei ist, und daß Sie in dieser Weise seine Leichtfertigkeiten theilen. Er ist jung und unbesonnen und einem Prinzen mag das allenfalls noch hingehen, aber diese Unüberlegtheiten sind wichtig bei einer älteren Königin, von der man eine ganz andere Meinung hatte. Verlieren Sie dies unschätzbare Gut nicht, das Sie so vollständig besessen haben. Eine Prinzessin muß sich in ihren kleinsten Handlungen Achtung zu verschaffen wissen und weder in ihrem Anzuge noch in ihren Vergnügungen die Modedame spielen wollen. Man säubert genug an uns herum, als daß wir nicht auf unserer Hut sein sollten". Marie Antoinette entschuldigt sich in ihrer gewöhnlichen Weise. „Es thut mir sehr leid, daß meine theure Mutter nach öffentlichen Blättern über meine Promenaden im Boulogner Wäldchen urtheilt, die Zeitungen bringen oft ganz Falsches und übertreiben immer. An den Tagen, wo ich mit dem Grafen v. Artois zusammen war, war der König auf Jagden, die ich unmöglich mitmachen konnte. Ueberdies geschah es immer mit Zustimmung des Königs". Zum Schlusse kommt sie noch einmal auf diese „elenden Zeitungen" zurück, die ihr so viel Kummer machen.

In ähnlicher Weise werden alle Lebensverhältnisse durchgesprochen, insbesondere jene, welche auf die öffentliche Stellung Marie Antoinettens, auf ihren persönlichen Ruf sich beziehen. Maria Theresia läßt es an Ermahnungen mitunter sehr eindringlichen Warnungen nicht fehlen. Sie ist gegen das Reiten, den Besuch der Maskenbälle, gegen übertriebenen Putz, gegen das Hazardspiel. Sie fordert wiederholt zur ernsten Beschäftigung, zu einer geregelten Lectüre auf. Die betreffenden Stellen sind äußerst charakteristisch, wie denn jede Zeile Maria Theresia's den Stempel einer ausgeprägten, markirten Individualität trägt. „Ich kann mich nicht enthalten", schreibt sie am 15. März 1775, „einen Punkt zu berühren, den viele Zeitungen nur zu oft wiederholen, er betrifft Ihre Frisur. Man sagt, sie sei von der Wurzel der Haare an gerechnet 36 Zoll hoch, und ganz überdeckt mit Federn und Bändern! Sie wissen, daß ich immer der Meinung war, man müsse die Mode bescheiden mitmachen, aber nicht sie übertreiben" [1]. „Nichts fürchte ich so sehr für Sie", heißt es ein anderes Mal, „als das Uebermaß von Zerstreuungen. Niemals haben Sie die Lectüre oder irgend eine Beschäftigung geliebt, das hat mir oft Sorge gemacht. Ich war so sehr erfreut, wenn Sie sich der Musik hingaben, ich habe Sie oft um die Angabe Ihrer Lectüre gequält, seit einem Jahre ist weder von Musik noch von Lectüre, sondern nur von Reitpartieen und Jagden die Rede und immer ohne den König und in schlecht gewählter Gesellschaft". Ein drittes Mal macht sie ihr Vorwürfe wegen allzu großer Ausgaben (1. October 1776): „Sie gehen sehr leicht über den Ankauf der Armbänder hinweg, aber

[1] Der nächste Brief Marie Antoinettens ist vom 17. März, da er sich über den von Maria Theresia angeregten Punkt ausspricht, und auch sonst der Connex beider Briefe ersichtlich ist, muß bei dem Datum des einen oder des anderen ein Schreibfehler unterlaufen sein.

Digitized by Google

die Sache verhält sich nicht so, wie Sie sie angesehen wissen wollen. Eine Königin macht sich verächtlich, wenn sie auf den Putz Gewicht legt, und das um so mehr, wenn sie dafür so beträchtliche Summen ausgiebt. Und in welcher Zeit? Nur zu deutlich erkenne ich diesen Hang der Verschwendung, und ich kann nicht schweigen, ich, die ich Sie für Ihr Wohl liebe und nicht um Ihnen zu schmeicheln. Sorgen Sie dafür, nicht durch Leichtfertigkeiten das Ansehen zu verlieren, welches Sie im Anfang erworben hatten, man weiß, daß der König sehr maßhaltend ist, und alle Schuld würde auf Sie fallen. Ich könnte einen derartigen Wechsel nicht überleben."

Diese Stellen, welche sich durch zahlreiche andere vermehren ließen, mögen genügen um das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter nach dieser Seite hin zu kennzeichnen. Marie Antoinette vertheidigt sich, aber ihre Antworten lassen deutlich durchblicken, daß die Anklagen nicht ganz unbegründet waren. Sie versichert fortwährend, man übertreibe, sie hält ihren Ruf für weit besser, als man der Kaiserin glauben machen wolle, indes zeigen Stellen in ihren späteren Briefen, daß sie davon selbst nicht so völlig überzeugt sein konnte. „Wenn ich mir früher einige Versehen zu Schulden kommen ließ, so war das meiner Jugend und meinem leichten Sinn zuzuschreiben, jetzt ist mein Kopf zurecht gesetzt", schreibt sie im August 1779. Sechs Jahre später, im August 1785, gab die öffentliche Meinung der Bevölkerung von Paris bei Gelegenheit der Halsbandaffaire ein freilich ungerechtes und empörendes, aber entscheidendes Votum über diesen Punkt ab.

Das letzte Drittheil des Arneth'schen Briefwechsels wird vornehmlich durch die Besprechung der politischen Verhältnisse in Anspruch genommen. Wie die Kaiserin über die Allianz dachte, welche Erwartungen sie an eine energische Haltung Ludwigs XVI. knüpfte, ist bereits erwähnt worden. Ihr Groll gegen Friedrich den Großen, den Störer der Ruhe Europa's, den persönlichen Feind ihres Hauses und ihres Landes, macht sich in den erbittertsten Wendungen Luft. Das Jahr 1778 mit seinen diplomatischen Winkelzügen, mit den neuen drohenden Gefahren für die Monarchie findet die Kaiserin in fast leidenschaftlicher Aufregung und doch so sehr der Ruhe bedürftig. „Will ich meine Länder vor der grausamsten Verheerung schirmen", schreibt sie am 6. August, „so muß ich, koste es, was es wolle, suchen, mich aus diesem Kriege zu ziehen. Als Mutter habe ich drei Söhne, die nicht nur die größte Gefahr laufen, sondern auch dadurch den furchtbaren Anstrengungen erliegen müssen, ungewohnt, wie sie dieser Lebensweise sind. Schließe ich in diesem Augenblicke den Frieden ab, so ziehe ich mir einerseits den Tadel meiner Kleinmüthigkeit zu, andererseits verhelfe ich dem König zum Wachsthum seiner Größe, und das Gegenmittel müßte rasch bei der Hand sein. Ich gestehe es ein, der Kopf wirbelt mir, und mein Herz ist seit langer Zeit fast gänzlich vernichtet [1].

[1] Es sind dies dieselben Gedanken, wie sie in einem acht Tage späteren Schreiben an den Herzog Albert v. Sachsen Teschen wiederkehren. „Ich ziehe einen kleinen Frieden dem glorreichsten Kriege vor, der mich meiner Kinder, meiner besten Generäle und Soldaten beraubt. Freilich sind das die Gedanken einer alten Frau und Mutter, aber auch einer christlichen Regentin und einer Freundin ihrer Freunde". Wolf, Marie Christine, I, S. 153.

Digitized by Google

Auch in dieser Beziehung wäre eine Fülle von interessanten, zum Theile sehr werthvollen Details aus den Arneth'schen Briefen hervorzuheben, wir müssen uns indeß ein näheres Eingehen auf dieselben billig versagen. Die Kaiserin fühlt das Ermatten ihres Geistes, das Schwinden jenes jugendfrischen Geistes, der einst so rüstig in das Verständniß der Dinge und der Persönlichkeiten gedrungen war. Sie vermag nicht mehr Schritt zu halten mit dem Wechsel der Verhältnisse, die neuen Ideen, die sich zur Geltung emporringen, ängstigen und erschrecken sie. Mehr als einmal hebt sie in gekränktem Tone die Differenzen mit ihrem Sohne Joseph hervor. „Alles vermehrt meine Sorgen und meine Unruhe", sagt sie in ihrem letzten Briefe, „und in meinem Alter bedürfte ich der Unterstützung und des Trostes. Einen nach dem Anderen verliere ich von jenen, die ich liebe, ich bin ganz niedergebeugt". In diesem Briefe thut sie schon ihres eigenen Unwohlseins Erwähnung, wenige Tage darauf war sie eine Leiche.

Es war ihr erspart geblieben, Zeuge des erschütternden Schicksals zu sein, welches sich an der Person ihres jüngsten Kindes vollziehen sollte. „Die Perspective der Zukunft", schrieb sie unmittelbar nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI., „ist groß und schön"; nie hatte sich eine Weissagung trauriger in ihr Gegentheil verkehrt. Wie trübe ihre Ahnungen in den letzten Jahren gewesen sein mochten, auch entfernt konnten sie nicht an das Unglück reichen, welches über ihre geliebte Tochter hereinzubrechen schon begonnen hatte. Niemand vermochte mehr einer Entwicklung Einhalt zu thun, die mit der Gesetzmäßigkeit eines Naturereignisses ihrer Vollendung entgegenging.

Wir waren genöthigt, bei der Gruppirung dieser urkundlichen Züge nach ziemlich äußerlichen Grundsätzen vorzugehen. Einer wissenschaftlichen Darstellung des Lebens der Königin wird es vorbehalten sein, das reiche Materiale, das die Arneth'sche Publication bietet, im Einzelnen zu verwerthen und die zwingende Kraft der äußeren Ereignisse mit der Entwicklung ihres Wesens in geistigen Zusammenhang zu bringen, und wissenschaftlicher Untersuchung wird eben auch die Aufgabe zufallen, die Arneth'schen Briefe als eben so viele Maßstäbe der Kritik an die Publicationen Feuillets de Conches und Hunolsteins anzulegen. Nichtsdestoweniger soll hier einer Anzahl von Bedenken, die sich schon bei flüchtigerer Lectüre aufdrängen, Ausdruck gegeben werden, und das um so mehr, als sich in eine entsprechende Ausführung an einem anderen Orte (Beilage zu Nr. 366 der Allg. Ztg) einige Verwirrung und wohl auch eigentlicher Irrthum eingeschlichen hat.

Aeußerlich werden die Veröffentlichungen Hunolsteins und Feuillets de Conches durch das Arneth'sche Buch nicht berührt; es ist nur ein einziger Brief bei Feuillet de Conches (I., Nr. 62), der bei Arneth (S. 195, Nr. 91) wiederkehrt. Ziehen wir nur die an Maria Theresia gerichteten Briefe Marie Antoinettens zur Ergänzung und Vergleichung heran, so ist die Statistik der Briefe folgende: Vor Arneth I. vom 9. Juli 1770 gehört Hunolstein S. 3 von Ende April 1770, Feuillet de Conches I. vom 8. Mai 1770, Feuillet de Conches II. vom 15. Mai, 1770, Hunolstein S. 5 und gleichlautend Feuillet de Conches III. vom 16. Mai,

Digitized by Google

Hunolstein S. 10 und gleichlautend Feuillet de Conches V. vom 2. Juni 1770. Auf Arneth II. vom 12. Juli desselben Jahres folgt Hunolstein mit einem Briefe vom 27. August und einem vom 13. September, auf Arneth IV. Feuillet de Conches IX., Schreiben vom 27. December 1770, und auf Arneth VI. vom 10. Februar 1771 Hunolstein S. 24 mit einem Brief vom 14. Februar desselben Jahres. Hierauf tritt bei den Franzosen eine längere Pause ein, erst nach Arneth XVII. vom 15. November 1771 wäre ein von Beiden mitgetheiltes Schreiben (Feuillet de Conches XII, Hunolstein S. 29) vom 7. December 1771 einzuschalten. Der Nächste ist Hunolstein mit Briefen vom 30. April, 5., 8. und 11. Mai 1774, nach Arneth XLI. vom 3. April, ferner mit einem Schreiben vom 27. December 1774 nach Arneth LV. vom 17. desselben Monats und vom 16. August 1775 nach Arneth LXI. vom 12. desselben Monats zu setzen. Dieser letzte Brief ist identisch mit einem von Feuillet de Conches mit dem Datum vom 16. April 1778 versehenen (Nr. LXXII.), und würde darnach um drei Tage älter sein, als der bei Arneth Nr. LXIII. befindliche. Endlich enthält Feuillet de Conches den oben erwähnten Brief Nr. 62 gleichlautend mit Arneth Nr. 91.

Diese Statistik der Briefe ist, obwohl sie nur in wenigen Fällen positivere Handhaben für die Präsumtion der Unechtheit einzelner Briefe bietet, nicht ganz unwichtig. Denn es ist jedenfalls auffallend, daß in den Briefen der Franzosen, selbst wenn sie zeitlich mit solchen, die bei Arneth mitgetheilt sind, zusammenfallen, fast nirgends ein innerer Zusammenhang mit den echten Schriftstücken erkennbar ist. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß bei Arneth die Wechselfolge von Rede und Antwort, die Beziehung der einzelnen Briefe zu einander lebhaft hervortritt. Der Einschub der Hunolstein-Feuillet'schen Briefe will, selbst wo er nicht geradezu auszuschließen ist, in keinem Falle so recht passen. Meistens repräsentiren sie sich nur durch das Datum, das ihnen gegeben worden ist, als Mittelglieder, sachlich, durch ihren Inhalt nirgendwo.

Und vielleicht noch weniger durch ihre stilistische Form und durch die äußeren Kriterien ihrer Echtheit. Gerade die Bedenken nach dieser Seite hin werden durch eine Lectüre der Briefe nach der oben angegebenen zeitlichen Folge wesentlich vermehrt. Während bei Arneth gewisse äußere Formen constant wiederkehren und eine zur Gewohnheit gewordene Gleichartigkeit der Redewendungen nicht zu verkennen ist, schwankt die Usance bei den Briefen der Franzosen, und zwar in der Weise, daß gerade die specifischen Formen nicht anzutreffen sind. Darauf ist schon von der „Allg. Ztg." aufmerksam gemacht worden. Einer ziemlich häufigen, weitaus am meisten angewandten Schlußwendung der echten Briefe Marie Antoinettens: „je vous embrasse tendrement" oder „ma chère maman permet-elle que je l'embrasse tendrement?" begegnen wir bei den Franzosen nicht ein einziges Mal. Die Form ist dort ziemlich feststehend: „Je vous baise les mains", „j'offre tous les baise-mains". Drängt sich da nicht die Vermuthung auf, fragt der Referent der „Allg. Ztg." wohl nicht mit Unrecht, daß ein übergescheidter

Digitized by Google

Impostor angenommen habe, die Erzherzogin werde das österreichische „Küß' die Hand" mit nach Frankreich und in das Französische hinübergenommen haben?

Dagegen möchte auf den Umstand, daß bei Arneth die Briefe stets nur mit Antoinette, bei Feuillet und Hunolstein immer mit Marie Antoinette unterzeichnet sind, kein Gewicht zu legen sein, denn gerade der einzige Brief, den Ersterer in wortgetreuer Uebereinstimmung mit Arneth Nr. 91 mittheilt, ist eben auch bei dem Franzosen mit M. Antoinette unterzeichnet. Und damit kommen wir auf einen anderen Punkt. Was die Kritik im Einzelnen durchaus so unendlich erschwert und unsicher macht, ist die Ungenauigkeit und Leichtfertigkeit der französischen Publicationen. Nicht nur, daß sie es mit sehr individuellen Ausnahmen verschmähen, Quelle oder Fundort anzugeben, auch den mäßigsten Anforderungen, die man an ein wissenschaftliches Vorgehen stellen darf, ist nicht Genüge geleistet. Wir wissen aus den bei Arneth mitgetheilten Proben, daß die Dauphine in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes mit der französischen Rechtschreibung mehr als „brouillirt" war. Herr v. Arneth hat die Briefe in dieser Beziehung rectificirt und die Schreibung nach den heutigen Grundsätzen durchgeführt. Die Franzosen publiciren die Briefe mit einer Orthographie, die nicht die heutige, sicher aber noch viel weniger die der Dauphine in jenen Jahren ist. Eines der wichtigsten Mittel zur kritischen Beurtheilung der Briefe ist damit kurzweg eludirt worden.

Das alles trägt nicht dazu bei, das Vertrauen wiederherzustellen, welches durch die Unterschiede des Tones in den Briefen, durch die Verschiedenheit der Anschauungs- — der Ausdrucksweise schon so vielfach erschüttert ist. Im Einzelnen ist hie und da eine gewisse Tendenz, den national-französischen Gesinnungen zu schmeicheln, kaum in Abrede zu stellen. Es würde zu weit führen, die betreffenden Stellen zu verzeichnen, aber von jenen ersten Briefen angefangen, in welchen sich Marie Antoinette die „junge Französin" nennt und ihre Neigung für das französische Volk hervorhebt (Hunolstein S. 4, Feuillet de Conches S. 2, 4 u. f. f.), ist kaum ein größeres von den auch sonst als unecht qualificirten Schreiben, worin sich nicht dafür der eine oder andere Anhaltspunkt fände.

Es ist uns hier, wie gesagt, nicht möglich auf Details einzugehen, die zum Theil auch dem eventuellen Widerspruche vorbehalten bleiben mögen. So viel ist gewiß, daß schon durch die hier angedeuteten Bedenken die innere und äußere Kritik jedes einzelnen Schriftstückes eben so sehr berechtigt als geradezu herausgefordert wird. Wenn ein und derselbe Brief (vom 7. December 1771) bei Hunolstein und Feuillet de Conches ausdrücklich als nach einem Originale publicirt erscheint, Letzterer sogar (S. 18 Anmerkung 1) behauptet, daß das Original respective der autographische Entwurf des Schreibens in seinen Händen sei, und dieser selbe Brief bei beiden nicht unerhebliche Varianten aufweist, wenn in demselben davon die Rede ist, daß Marie Antoinette von der du Barry ihrer Mutter noch nie Erwähnung gethan, während die Favorite und das Verhalten der Dauphine ihr gegenüber schon Monate früher (9. Juli 1770, 13. September, 15. November 1771, um nur die Hauptstellen hervorzuheben) den Gegenstand lebhafter Con-

Digitized by Google

troverse zwischen Mutter und Tochter ist, wenn die Grafen v. Provence und Artois und „Mesdames“ in zahlreichen Briefen in einem ganz anderen Lichte erscheinen, als bei Arneth, wo Maria Theresia immer wieder auf der letzteren nahe Verbindung mit Marie Antoinette Bezug nimmt, so ist es um so schwerer an etwas anderes als an positive Handschriften-Fälschung zu denken, als die autographische Copie, die Feuillet de Conches von einem Briefe Marie Antoinettens im zweiten Bande mittheilt, in der That durchaus mit den Proben übereinstimmt, die sich bei Arneth von der Handschrift der Königin finden. Dazu kommt, daß bei Hunolstein und Feuillet de Conches die Hauptserie von Briefen gerade Begebenheiten und Vorfälle am Hofe, die auch sonst bekannter sind, betrifft. Letzterer hat beispielsweise eine ganze Reihe von Bulletins über die letzte Krankheit Ludwigs XV. Das Interesse der Dauphine an der Krankheit ihres Schwiegervaters, dem sie nach den Arneth'schen Briefen gemüthlich nicht einmal sehr nahe steht, ist mit der legitimistischesten Färbung und überdies mit Details ausgemalt, von denen unterrichtet zu sein, nicht gar so schwer fallen konnte. Und welche Chancen bieten sich, selbst wenn letzteres nicht der Fall wäre, bei einem solchen Gegenstande einem sinnigen Ergänzer der Zeitgeschichte, der sein Geschäft nicht bloß auf das Nachmalen der Schriftzüge beschränkt, sondern mit einiger Phantasie betreibt? Wie schade, daß sich ein echter Brief bei Arneth auf die Bemerkung beschränkt, Mercy, der österreichische Gesandte, werde wohl die Einzelheiten der letzten Krankheit des Königs gemeldet haben. Auch hier wird der alte Satz der wissenschaftlichen Kritik bestätigt, daß es ungleich leichter ist Positives zu erfinden, als der Möglichkeit der Untersuchung in negativer Beziehung aus dem Wege zu gehen.

Entschiedenere Kriterien der Unechtheit in der Zeit, die uns hier zunächst interessirt, bieten die Briefe Feuillets de Conches I., II., XII., XLII., und LXXII., und Hunolstein S. 3, 18, 21, 24, (29), (29); dann die Briefe, den Tod Ludwigs XV. betreffend, endlich, wie erwähnt, der Brief S. 68. Der Leser wird die Gründe dafür dem Vorausgeschickten leicht entnehmen können. Von den gleichzeitigen Briefen an Marie Christine dürfen wohl ganze Reihen als unecht bezeichnet werden. Den einen dieser Briefe (Feuillet de Conches VI.), vom 27. Juli 1770, versetzt Hunolstein in das Jahr 1773; daß er in keinem Falle in dies Jahr paßt, geht schon aus dem Briefe bei Arneth (S. 85) Nr. 35 hervor, wonach Marie Antoinette mindestens kurz nach dem 17. Juli schon in Compiegne sein mußte, während der von Hunolstein mitgetheilte Brief mit den Worten anhebt: „Je pars pour Compiegne“. In einem Briefe vom 26. April 1774 äußert sich Marie Antoinette über die erste Aufführung der Gluckschen „Iphigenie“ und thut ausdrücklich der Gegenwart des Dauphin Erwähnung, der aus seiner natürlichen Ruhe herausgetreten und durch jede Stelle zum Applause hingerissen worden sei. Nichtsdestoweniger findet sich bei Feuillet de Conches S. 53 ein Brief Ludwigs XVI. an den Herzog von Brillière, aus welchem wohl ohne allen Zwang hervorgeht, daß der König der Vorstellung der „Iphigenie“ zum erstenmale am 13. Jänner 1775 beigewohnt habe ꝛc. Daß, um noch eines Punktes zu gedenken, der Brief

Digitized by Google

Feuillets de Conches vom 16. April 1778, den Hunolstein auf den 16. August 1775 verlegt, in beide Jahre nicht paßt, und entschieden als Fälschung zu betrachten ist, hat die „Allg. Ztg." (mit Unrichtigkeiten in den Daten, aber sachlich überzeugend) nachgewiesen.

Aus alledem geht hervor, daß von Herrn Feuillet de Conches sowohl als von Herrn v. Hunolstein Aufklärungen über ihre Quellen auf das dringendste gefordert werden müssen. Daß Einzelnes den Eindruck der Echtheit macht und auch wohl echt ist, soll keineswegs geläugnet werden. Unbedenklich wären z. B. ein Brief, bei Hunolstein vom 2. Juni 1770, worin des Abbé v. Vermond gedacht wird, der in allen echten Briefen bei Arneth eine Hauptrolle spielt (der Schlußsatz: „l'abbé se met à vos pieds" kehrt in den weitaus meisten Fällen wieder), oder ein Brief vom 3. Jänner 1771 (Hunolstein S. 23) an Marie Christine, worin die kleinen Bälle erwähnt werden, von denen Marie Antoinette gleichzeitig ihrer Mutter schreibt (vgl. Arneth S. 16), träten doch auch hier wieder nicht manche fatale Wendungen dazwischen. Im Ganzen wird vor einer umfassenderen Benützung der Publicationen eine Aeußerung von Seite der französischen Herausgeber abzuwarten, inzwischen aber die genaueste und strengste Kritik zu üben sein.

E. v. T.

Der Rechtsstaat.

Eine publicistische Skizze von Dr. O. Bähr, Oberappellationsrath in Kassel.

(Kassel und Göttingen 1864, Georg H. Wigand.)

Die kurze Erwähnung, welche der vorbenannten Schrift unter den Novitäten des deutschen Büchermarktes bereits in dieser Wochenschrift zu Theil ward, kann ein näheres Eingehen auf den Inhalt derselben gewiß nicht überflüssig machen, und es wird eine eingehendere Besprechung derselben in diesen Blättern um so mehr gerechtfertigt sein, als sie sowohl nach ihrem Gegenstande wie nach der Art der Behandlung desselben nicht bloß für ein gelehrtes Publicum, sondern für jedermann, der für die Fragen des öffentlichen Lebens Sinn und Verständniß hat, zugänglich und von Interesse ist. Wer spricht heutzutage nicht vom Rechtsstaate? Und doch, wie Wenige mögen mit diesem Schlagworte einen klaren Begriff verbinden! Zwar hat bereits Stahl die Forderung des Rechtsstaates auf ihren richtigen Sinn, auf ihre wahre Bedeutung zurückgeführt; allein er fand damit wenig Beachtung, wahrscheinlich, weil nach den Ergebnissen seiner Theorie niemand bei ihm den richtigen Begriff des Rechtsstaates suchte. Auch klingt es eben gar zu gut, irgend etwas einfach als Consequenz des Rechtsstaates zu postuliren, als daß man sich über den Begriff des letzteren erst noch viel Kopfbrechens machen möchte.

Digitized by Google

Da kann es denn nicht schaden, an der Hand eines geistvollen und scharfsinnigen Juristen, wie Bähr, sich das Problem des Rechtsstaates einmal näher anzusehen; eines Mannes, der überdies in den Verhältnissen seines engeren Vaterlandes Veranlassung genug fand, darüber nachzudenken. Es dürfte sich dabei zeigen, wo die Lösung zu suchen ist und wie weit wir noch von derselben entfernt sind.

Ueber das Wesen des Rechtsstaates sagt Bähr im Anschlusse an Stahl (S. 2): „Auch wir verstehen darunter nicht etwa, daß der Staat alles in ihm sich entfaltende Leben ausschließlich durch Rechtsvorschriften zu bestimmen und zu beherrschen suchen, und ebensowenig, daß derselbe seine Zwecke auf Verwirklichung des Rechtes beschränken solle. Vielmehr verstehen wir darunter, daß der Staat das Recht zur Grundbedingung seines Daseins erhebe; daß alles in ihm rege Leben, das individuelle sowohl als das der Gesammtheit im Verhältniß zu ihren Gliedern unbeschadet der für dasselbe nothwendigen Freiheit, dennoch in den Grundangeln des Rechtes sich bewege". Für das Privatrecht sei diese Forderung allgemein anerkannt; nicht so für das öffentliche Recht, dessen Entwicklung sich allenthalben noch im Stadium der Kindheit befinde und welches erst zum Charakter eines wahren Rechtes erstarken soll.

Um nun zu zeigen, welchen Entwicklungsgang das öffentliche Recht zu diesem Zwecke zu nehmen habe, macht Bähr im ersten Abschnitte (S. 4 bis 17) „Recht und Rechtsschutz im Allgemeinen" zum Gegenstande seiner Betrachtung. Er zeigt in vortrefflicher Weise [1], wie die für das menschliche Zusammenleben als unab-

[1] Hie und da ließen sich gegen die Darstellung des Verfassers allerdings Einwendungen erheben, ohne daß jedoch dadurch die Schlüssigkeit seiner Deduction betreffs ihrer Zielpunkte beeinträchtigt wird So dürfte es kaum richtig sein, wenn Bähr den Weg des menschlichen Geistes beim Schaffen des Rechts dahin feststellt (S. 5), daß es zunächst der Erkenntniß der Nothwendigkeit einer das menschliche Zusammenleben gestaltenden und beherrschenden Ordnung, ferner einer Scheidung des Rechts von Moral und Sitte u. s. w. bedürfe. Jene Nothwendigkeit wird sich vielmehr geltend machen, jene Scheidung sich vollziehen; ehe die Erkenntniß der Gründe, worauf sie beruht, zum Durchbruch gelangt; mit einem Worte, Recht wird da sein, ehe sich der menschliche Geist davon Rechenschaft zu geben vermag. — Wenn Bähr ferner (S. 12.) behauptet, der Umstand, daß der Regent in monarchischen Staaten der erste Träger der Staatsgewalt ist, schließe nicht aus, „daß er bei solcher in gewissen Beziehungen an die Mitwirkung Anderer gebunden ist"; die Gegenstände, bei denen dies vorzugsweise der Fall sein soll, seien „Schaffung und Verwirklichung des Rechts durch Gesetz und Richterspruch", und die Gesetzgebung sei daher an die Zustimmung der Volksvertretung gebunden, — so stimmen diese Sätze allerdings mit der heutigen Empirie unseres Staatslebens überein; der Verfasser hat sie jedoch weder aus der Natur des Staats noch des Rechts principiell zu begründen versucht, während seine Deduction im übrigen sich ganz auf diesem principiellen Boden bewegt. Ja, indem er den Monarchen als ersten Träger der Staatsgewalt bezeichnet, operirt er mit einem unklaren staatsrechtlichen Begriffe, da dieser Ausdruck offenbar zur Frage nach dem zweiten oder dritten Träger der Staatsgewalt und deren Verhältniß zum ersten Träger führen muß, worüber Bähr keine Auskunft giebt. Auch ist es nichts weniger als zweifellos, daß eben die hier geforderte Theilung der Staatsgewalt die natur- und sachgemäße sei; die erheblichen Einwürfe, welche C. Frantz in seiner „Vorschule zur Physiologie der Staaten" (S. 207 bis 215) und anderwärts dagegen vorbrachte, verdienten mehr Beachtung als sie bis jetzt gefunden zu haben scheinen. Der Umstand, daß sich die verschiedenen

Digitized by Google

weisbare Nothwendigkeit hervortretende Rechtsordnung zunächst die Feststellung des Rechtes in abstracto, der allgemeinen Rechtsnormen verlange, und wie diese unter unseren Verhältnissen immer mehr im Wege der Gesetzgebung stattfinden müsse. Zur Verwirklichung des Rechtes ist aber dann noch die Anwendung des abstracten Rechtssatzes auf den concreten Fall nothwendig, und da dieser Anwendung keineswegs immer zweifellose Evidenz zur Seite stünde, so muß das Recht in concreto durch Rechtsspruch objectivirt werden. Noch weniger als des Gesetzes kann das Recht dieses Richterspruches entbehren; mit demselben tritt es erst in jene vollendete Erscheinung, welche dessen unmittelbar praktische Realisirung gestattet. Zu dieser bedarf es endlich der realen Macht, welche die Gestaltung der Verhältnisse dem Rechtsspruch entsprechend, thatsächlich durchführt — der Vollziehung. „So wie indessen der Begriff des Rechtes von der wirklichen Erzwingbarkeit unabhängig ist, so ist auch der Werth des Richterspruches nicht unbedingt von dem Vorhandensein einer zu dessen Vollziehung bereiten Macht abhängig, weil das bis zur Unbestreitbarkeit festgestellte concrete Recht zugleich mit der Wucht einer sittlichen Macht auf dem ihm Unterliegenden lastet, ein Verhältniß, welches in vielen Fällen völlig ausreichen wird, um dem Rechte zur Realität zu verhelfen". So zeige sich im Völkerrechte, wo es an Gesetzgebung, Richterspruch und Vollziehungsgewalt fehlt, daß ein Gewalthaber, der dasselbe verletzt, sein Vorgehen nicht auf den Mangel einer wirksamen Vollziehungsgewalt stütze, sondern sich stets vor der öffentlichen Meinung den Schein des Rechtes zu wahren suche; er mache sich also vor allem die Unbestimmtheit des Rechtes und den Mangel eines Richterspruches zu nutze (S. 11).

Die Feststellung des Rechtes durch Gesetz und Richterspruch ist nun unzweifelhaft Aufgabe der Staatsgewalt, und der Träger derselben ist hiebei in der constitutionellen Monarchie an die Mitwirkung des Volkes, seiner Unterthanen, gebunden. Zur Gesetzgebung wird die Zustimmung der Volksvertretung erfordert, und die Rechtsprechung ist noch minder geeignet, eine ausschließliche, ja nur überhaupt eine unmittelbar persönliche Thätigkeit des Regenten zu bilden. Es wird vielmehr heutzutage allgemein als eine unerläßliche Garantie der Gerechtigkeit erkannt, daß die Rechtsprechung von dem höchsten Träger der Staatsgewalt nicht in Person, sondern nur durch eigens dazu berufene, ständige, unwiderruflich angestellte Beamte, und zwar, mindestens in den höheren Instanzen, durch eine Mehrheit solcher Beamten — Collegien — auszuüben sei. Keine noch so extreme politische Partei wagt es mehr, diese Anschauung principiell anzugreifen (S. 15). Demungeachtet beschränkt sich diese Anerkennung noch immer auf das Gebiet des Privatrechtes. Das öffentliche Recht hält man zwar für geeignet zur Feststellung in abstracto durch Gesetz; die Feststellung in concreto aber hält man für ein Attribut

Volksvertretungen an den in neuerer Zeit so häufig geforderten und unternommenen Codificationen kaum anders als durch eine en bloc-Annahme zu betheiligen vermögen, wobei ihre legislative Thätigkeit denn doch nur auf eine Fiction hinausläuft, spricht wenigstens nicht dafür, in der Gesetzgebung ihren Hauptberuf zu suchen.

Digitized by Google

der Administrativbehörden, also derjenigen Organe der Staatsgewalt, welche im Gegensatz zu der Rechtsprechung die Regierungsgewalt des Staates vertreten.

Um nun die Unrichtigkeit dieser Anschauung aufzudecken, erörtert Bähr im zweiten Abschnitte (S. 18. bis 44) den „Begriff und die Grundlage des öffentlichen Rechtes". So fein und anregend diese Erörterungen sind, so haben sie doch ein so specifisch juristisches Gepräge, daß hier nur die Resultate hervorgehoben werden können [1]. Darnach bildet das öffentliche Recht, wenn man es wie gewöhnlich gleichbedeutend mit Staatsrecht nimmt, nicht den erschöpfenden Gegensatz zum Privatrecht, sondern nur einen Theil dieses Gegensatzes, welcher vollständig vielmehr im Genossenschaftsrechte liegt. Dadurch nämlich, daß die Unzulänglichkeit ihrer Kräfte die Einzelnen drängt oder bestimmt, ihre gemeinschaftlichen Interessen gemeinsam mit Schaffung eines einheitlichen Wollens und Handelns für dieselben zu verfolgen, wird für sie innerhalb dieser (naturwüchsigen oder gewillkürten) Ver-

[1] Nur das sei hier noch bemerkt, daß diese Erörterungen auch auf das Gebiet des Privatrechtes höchst dankenswerthe Streiflichter werfen. So gewinnt der Begriff des Privatrechts in denselben eine schärfere und befriedigendere Fassung nach positiven Merkmalen, als demselben bisher zu geben gelungen war; so wird die eigenthümliche Stellung des Familienrechts zum oder im Privatrechte in eben so scharfsinniger als befriedigender Weise erklärt; so wird endlich das Wesen der juristischen Person auf seine natürliche Grundlage zurückgeführt und dieser Begriff, den die gemeinrechtliche Theorie wahrhaft in „spanische Stiefel eingeschnürt" hätte, von den Fesseln befreit, die ihn mit den Anforderungen und Gestaltungen des heutigen Lebens in stete Collision brachten, und an denen in letzter Zeit bereits vielfach gerüttelt wurde. Eben deßhalb dürfte auch an dem Ausdrucke „Genossenschaftsrecht" hier kein Anstoß zu nehmen sein; denn der Begriff der Genossenschaft erscheint nur so lange logisch unhaltbar, als man mit demselben ein zwischen der römischen societas und der juristischen Person liegendes Mittelding aufstellen will. Wird aber der Begriff der juristischen Person weiter gefaßt, so daß er den der Genossenschaft deckt, dann ist jener innere Widerspruch beseitigt, und es entspricht gerade der Ausdruck „Genossenschaft" weit mehr dem realen Inhalte des betreffenden Verhältnisses, als das Wort „juristische Person". Minder glücklich ist der Begriff der Persönlichkeit selbst von Bähr gefaßt, wenn er (S. 19) sagt: „Die gesammten Interessen, welche jeder physische Mensch in sich vereinigt, können wir zufolge des einheitlichen Denkens und Wollens, womit er sie beherrscht, als einen ungetheilten Complex ansehen, und als solcher begründen sie seine Rechtssubjectivität, seine Persönlichkeit". Es ist ja doch nicht der Interessen-Complex selbst, sondern nur der darin waltende Wille, dem Persönlichkeit zukommt. — Schließlich möchten wir noch darauf aufmerksam machen, daß die Zurückführung des Gegensatzes zwischen Privat und öffentlichem Rechte auf denselben Grundgedanken wie hier, nur mit Vermeidung des Ausdruckes „Genossenschaft", sich auch bereits in dem Werke eines österreichischen Rechtslehrers findet, welches wir hiermit zugleich der Beachtung des juristischen Publicums empfehlen. Es ist dies Prof. A. Geyer's „Geschichte und System der Rechtsphilosophie in Grundzügen" (Innsbruck, 1863), wo es (S. 200) heißt: „Die Unterscheidung von öffentlichem und Privatrecht beruht auf dem Gedanken, daß sich Rechte vorfinden, bei welchen die Beziehung auf das Interesse und das Wohl einer Gesammtheit von Menschen — sei diese Gesammtheit nun die allseitige Gesellschaft (der Staat selbst) oder eine andere Gesellung — vorwaltet, während ihnen andre Rechte gegenübergestellt werden können, bei denen es sich zunächst und vorwiegend nur um Befriedigung der Bedürfnisse und Interessen eines Einzelnen handelt. Demnach fallen also Staatsrecht und öffentliches Recht keines.wegs zusammen, sondern es giebt auch ein öffentliches Recht der Gesellungen, wie z. B. der Kirche, der Schule, der Gemeinde, ja selbst der Familien."

Digitized by Google

bindung (Genossenschaft) ein eigener Kreis von Rechten und Pflichten begründet, der verschieden ist von jener Rechtssphäre, innerhalb deren der Einzelne seine isolirten Interessen verfolgt, dem Privatrechte. „Jede Genossenschaft lebt gleich dem einzelnen physischen Menschen ein eigenthümliches inneres Leben. Während aber dieses innere Leben bei dem einzelnen physischen Menschen, da es der unbestreitbaren Herrschaft seines einheitlichen Geistes unterliegt, völlig außerhalb des Rechtsgebietes fällt, kann dasselbe bei der Genossenschaft, da hier an ihm wieder verschiedene physische Personen betheiligt sind, nicht ohne äußere Regel bleiben; es bedarf einer gewissen Regelung, welche durch die Zwecke der Genossenschaft und die derselben innewohnende Organisation bestimmt wird, einer Regelung des Rechtes" (S. 31). Dieses Recht ist nun das Genossenschaftsrecht, und da der Staat, so sehr er sich von allen übrigen Genossenschaften unterscheidet, denn doch auch eine solche, obgleich die höchste, darstellt, so erscheint das Staatsrecht nur als ein Zweig des Genossenschaftsrechtes und theilt die Natur des letzteren.

Auf dieser Grundlage erörtert nun Bähr im 3. Abschnitte (S. 45 bis 73) „den auf dem Gebiet des öffentlichen Rechtes zu gewährenden Rechtschutz". Das ganze Streben der Neuzeit geht eben dahin, in den staatsrechtlichen Verhältnissen, welche bei der Unklarheit früherer Anschauungen eine scheinbar privatrechtliche Natur angenommen hatten — Patriarchalstaat, Patrimonialstaat — jene Idee eines Gemeinwesens, in welchem jeder Einzelne seine rechtliche Stellung hat, zum Durchbruch zu bringen, und die Staatsgewalt nicht bloß moralisch, sondern auch rechtlich daran zu binden. „Dies bedeutet es, wenn man den Rechtsstaat begehrt" (S. 47). Als den ersten und wichtigsten Schritt zu diesem Ziele betrachtet man (ähnlich wie bei einer gewillkürten Genossenschaft) die Errichtung eines Grundgesetzes, einer Verfassungsurkunde. Sind nun die so begründeten Rechte auch eines gleichen Rechtsschutzes, wie ihn die genossenschaftlichen Rechte in anderen genossenschaftlichen Verhältnissen (innerhalb der Vereine, Gemeinden u. s. w.) durch die Rechtsprechung bereits finden, bedürftig und fähig? Das Bedürfniß ist unläugbar; nur wie es befriedigt werden soll, ist die Schwierigkeit. Die anderen Genossenschaften erlangen diesen Rechtsschutz sämmtlich vom Staate, also einer über ihnen stehenden Macht; über dem Staate selbst aber giebt es keine höhere Macht, und er kann daher die Befriedigung jenes Bedürfnisses nur in sich selbst suchen (S 49).

Gegen die legislative und richterliche Gewalt des Staates ist eben deßhalb ein weiterer Rechtsschutz gar nicht denkbar; diese höchsten Functionen der Staatsgewalt können ihrer Natur nach keinen weiteren rechtlichen, sondern nur noch moralischen Garantien unterliegen. „Gerade darin steht der Staat unter allen Genossenschaften einzig in seiner Art da, daß er die Rechtsgenossenschaft ist, daß er das Recht als die oberste Regel für das menschliche Zusammenleben für seine Angehörigen endgültig vermittelt" (S. 51). Es kann daher, wenn der Staat selbst einer Rechtsprechung unterworfen sein soll, dies nur seine Regierungsgewalt betreffen. Die Stellung der Regierungsgewalt zu Recht und Gesetz ist nun in der That keine andere, als die des einzelnen Staatsbürgers. So wie dieser in seinem

Digitized by Google

Handeln die Schranken des Rechtes zu beobachten hat, innerhalb derselben sich jedoch frei nach seinen Interessen bestimmt, so hat auch die Regierungsgewalt innerhalb den Schranken des Rechtes das Gemeinwohl in freier Thätigkeit zu fördern. So wie es aber gegenüber dem ersteren, mag er nun sein eigenes Interesse oder das eines Anderen (als dessen Vertreter, Vormund u. dgl.) verfolgen, einer objectiven Feststellung des Rechtes in concreto durch Richterspruch bedarf, so auch gegenüber der Regierungsgewalt; denn auch sie steht in ihrer Function nicht als Vertreter der Rechtsordnung über dem streitigen Rechtsverhältnisse, wie der Richter, sondern als Vertreter eines einseitigen Interesses in demselben.

Ein solcher Richterspruch über die Rechtsgrenze der Regierungsthätigkeit wird aber erst möglich, „wenn die Rechtsprechung von der Verwaltung getrennt und besonderen unabhängig gestellten Staatsorganen übertragen wird. Die hohe Bedeutung der Trennung von Justiz und Verwaltung liegt deßhalb nicht etwa bloß in dem Princip der Arbeitstheilung; sie liegt vor allem in der dadurch gewahrten Möglichkeit, die Verwaltung selbst einer Rechtsprechung zu unterwerfen. Sie bildet daher eine wesentliche Bedingung des Rechtsstaates" (S. 54).

Für die praktische Möglichkeit einer wirksamen Rechtsprechung gegenüber der Regierungsgewalt spricht vor allem der Umstand, daß sie über die privatrechtlichen Beziehungen der letzteren längst in allen civilisirten Staaten stattfindet. „Hier sagt man freilich ist es nicht die Staatsgewalt, welche sich dem Gericht unterwirft, sondern der Fiscus. Als ob das zwei verschiedene Leute wären! Als ob nicht Staatsgewalt und Fiscus sich genau so verhielten, wie der einzelne physische Mensch und sein Geldbeutel!" (S. 55). „Die Lehre, daß die Regierungsgewalt in hoheitsrechtlicher Eigenschaft einer Rechtsprechung nicht zu unterwerfen sei, will hiernach das Gebiet des öffentlichen Rechtes von der Rechtsprechung ausgenommen wissen. Sie hat ihre eigentliche Grundlage in der Nichtanerkennung des öffentlichen Rechtes als Rechtes; welche wieder aufs innigste damit zusammenhängt, daß, wie das Genossenschaftsrecht überhaupt, so auch das Staatsgenossenschaftsrecht, welches wir öffentliches Recht nennen, in der Ausbildung zurückgeblieben ist. Der Gedanke, daß der Unterthan auch seiner Obrigkeit gegenüber Rechte habe, welche nicht minder des Schutzes würdig seien als seine Privatrechte, war zu der Zeit, als sich in den heutigen Staaten die Trennung zwischen Justiz und Verwaltung vollzog, noch nicht reif genug. Es hat sich deßhalb jene Trennung unvollständig vollzogen und die Entscheidung über die Unterthanenrechte auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes ist mehr oder weniger in den Händen der Verwaltungsbehörden zurückgeblieben" (S. 56). Der ganze Lauf der Rechtsentwicklung in den letzten Jahrhunderten zeigt jedoch, daß diese dahin drängt, „auch auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes eine selbstständige und unabhängige Rechtsprechung als Gebot der Gerechtigkeit anzuerkennen" (S. 57).

Bähr sucht nun das Maß dieser Forderung noch näher zu bestimmen. Der Richterspruch soll der „Freiheit der Verwaltung" nur ihre concrete Schranke ziehen. So weit eine Regierungsbefugniß bereits durch Gesetz (d. i durch eine Be-

Digitized by Google

stimmung der Rechtsgrundsätze) normirt ist, so hört jenseits des Gesetzes das Recht der Regierungsgewalt auf. „Die Frage aber, was Inhalt (Vorschrift) des Gesetzes (jus in thesi) sei — also die Interpretation des Gesetzes — ist niemals eine Verwaltungs- (Zweckmäßigkeits-) Frage, sondern stets eine Rechtsfrage" (S. 59). Wo es aber an einem die Thätigkeit der Regierungsgewalt normirenden Gesetze fehlt, wird die Rechtsgrenze nur dadurch aufzufinden sein, daß man das thatsächlich in Uebung befindliche Recht auf eine gewisse Norm zurückführt, eine Aufgabe, der sich der Richter ja auch auf anderen Rechtsgebieten bisweilen unterziehen muß. Die Regierungsthätigkeit wird in solchem Falle nur an der ihr zu Grunde liegenden Idee ihre Norm finden, und nur wo diese ganz aufhört, ihre Rechtsgrenze überschreiten (S. 64).

Kaum gerechtfertigt scheint es jedoch, wenn Bähr die richterliche Anwendung des Gesetzes gegenüber der Regierungsgewalt in dem Falle beschränkt wissen will, als „das Gesetz seine Bestimmungen an Begriffe knüpft, in deren Natur es liegt, daß die Subsumtion der Thatsachen unter dieselben nur nach Verwaltungsprincipien bemessen werden kann" (S. 60). Wenn das Gesetz bestimme, daß das „zu Zwecken des öffentlichen Wohles nothwendige" Grundeigenthum expropriirt, daß Bücher, „welche der Sittlichkeit Gefahr bringen", von der Polizeibehörde confiscirt werden können, so seien „Nothwendigkeit für das öffentliche Wohl" und „Gefahr für die Sittlichkeit" Begriffe, in deren Inneres eine lediglich vom Rechtsstandpunkte ausgeübte Beurtheilung nicht einzudringen vermöge, die vielmehr ihrer Natur nach gerade der Technik der Verwaltungsbeurtheilung anheimfallen. Es müsse deßhalb als Wille des Gesetzgebers unterstellt werden, daß durch Verweisung auf diese Begriffe die Thätigkeit der Verwaltung nur habe bestimmt, nicht beschränkt werden sollen.

Demnach wären die von Bähr supponirten Gesetze so aufzufassen, als hätte der Gesetzgeber in denselben nur ausgesprochen: „Grundeigenthum kann expropriirt", „Bücher können confiscirt werden", nebenbei aber den Verwaltungs- und Polizeibehörden die Instruction ertheilt, jenes nur im Falle der Nothwendigkeit für das öffentliche Wohl, dieses nur im Falle einer Gefahr für die Sittlichkeit zu thun; dadurch wäre allerdings die Thätigkeit dieser Behörden nur „bestimmt", nicht „beschränkt". Es bedarf aber kaum eines weiteren Nachweises, daß eine Auffassung des Gesetzes, welche einen Theil desselben zu einer bloßen Weisung für die Behörden machen will, unstatthaft ist. Auch ist jene mystische „Technik der Verwaltungsbeurtheilung" nur ein Phantom, vor welchem Bähr ganz unnöthiger Weise erschrickt. Oder finden sich nicht in unseren Strafgesetzgebungen Begriffe, wie „Gefährdung der körperlichen, der Eigenthumssicherheit", „Erregung öffentlichen Aergernisses" u. dgl., die zunächst gewiß ebenso polizeilicher Natur sind, als der Begriff „Gefährdung der Sittlichkeit"? Und wird deßhalb jemand behaupten wollen, der Strafrichter vermöge mit seiner „vom Rechtsstandpunkt ausgeübten Beurtheilung nicht in das Innere dieser Begriffe einzudringen" und müsse daher die Entscheidung über ihre Anwendbarkeit auf den vorliegenden Fall der

Digitized by Google

Polizeibehörde anheimgeben? Die gesammte Praxis der Strafgerichte bezeugt das Gegentheil. Bezüglich der Expropriation hält man allerdings noch allgemein daran fest, daß die Frage ihrer Nothwendigkeit nicht der richterlichen Beurtheilung anheimfalle, allein eben nur von dem Standpunkte aus, der eine Rechtsprechung über Verwaltungsacte überhaupt nicht zuläßt. Giebt man aber diese einmal zu, dann muß man ihr auch die Entscheidung jener Frage überlassen, sobald über eine Rechtsverletzung in dieser Richtung geklagt wird, und man kann dies um so unbedenklicher, als der Kläger ja ohnehin beweisen müßte, daß die Expropriation ohne alle Nothwendigkeit stattfinden würde, ein so schwieriger Beweis, daß man denselben wohl nur in den schreiendsten Fällen versuchen wird. Praktisch wird es daher allerdings auf das hinauskommen, was auch Bähr ausspricht, daß sich die Rechtsprechung (der er hiemit doch auch in diesen Fragen wieder ein Hinterthürchen öffnet), hier nur „an der äußersten Grenze jener Begriffe bewegen", d. h nur wenn absolut deren Voraussetzungen fehlen, eine Rechtsverletzung constatiren könne; ein Fall, der kaum so ganz unpraktisch sein dürfte, wie Bähr meint (S. 60).

Es giebt also keine dem Richter unzugängliche „Technik der Verwaltungsbeurtheilung". Es giebt zwar technische Fragen, deren Lösung der Richter allerdings dem Ausspruche von Sachverständigen, von eigenen Commissionen oder Behörden entnehmen muß, wie Bähr selbst weiter (S. 62) ausführt; allein diese Fragen sind nicht verwaltungstechnische.

Zur Beseitigung der praktischen Bedenken gegen die Zulassung einer Rechtsprechung über Regierungsacte führt Bähr in diesem Abschnitte noch aus, daß dieselbe nur als Mittel der Abwehr von Seiten dessen, der sich verletzt erachtet, nicht als Vorbedingung dafür, daß die Regierungsgewalt überhaupt thätig werde, verlangt wird. „Die Regierungsgewalt braucht nicht einem Privaten gleich ihr Vorschreiten, auch wo dies positiv in die Privatrechtssphäre der Unterthanen eingreift, erst durch einen Richterspruch zu legalisiren" (S. 65). Die Regierung kann auch nicht in der Vollziehung ihrer im Interesse des Gemeinwohls zu treffenden Maßregeln durch einen dagegen nachgesuchten Rechtsschutz behindert sein. Ist aber nachträglich das Unrecht derselben durch Rechtsspruch festgestellt, so muß wo möglich das verletzte Recht selbst wieder hergestellt werden, und nur wo dies nicht möglich ist, kann eine Entschädigung des Verletzten an die Stelle treten. „Es ist eine der schlimmsten Lehren, welche jene nur als Nothbehelf an die zeitige Rechtsungewißheit sich anknüpfende Befugniß der Regierungsgewalt, ihre Maßregeln vorläufig zur Vollziehung zu bringen, zu einem definitiven Rechte umwandeln, welche zwar eine Klage wegen des verletzten Rechtes, aber nie auf Wiedereinräumung des Rechtes selbst, sondern immer nur auf Entschädigung gestatten will" (S. 66). Andererseits muß es aber auch der Regierungsgewalt freistehen, die Rechtmäßigkeit ihrer Verfügungen schon vorläufig durch einen Richterspruch feststellen zu lassen.

Glaubt man endlich, den Gerichten, welche sich nur mit Privat- und Strafrecht zu beschäftigen haben, die Entscheidung über Fragen des öffentlichen Rechtes

Digitized by Google

nicht anvertrauen zu können, so schaffe man eigene Gerichte des öffentlichen Rechtes [1], obgleich wenigstens in höchster Instanz die Vereinigung der gesammten Rechtsprechung in einem Collegium immer wünschenswerth bleibt (S. 71). Die Verwaltungsbehörden selbst eignen sich jedenfalls nicht dazu, theils weil sie meist Richter in eigener Sache wären, theils weil ihnen eine andere Grundbedingung der Gerechtigkeit, die richterliche Unabhängigkeit und Selbstständigkeit fehlt. Auch mag für die Fragen des öffentlichen Rechts, soweit die Formen des gewöhnlichen Civilprocesses für dieselben unpassend erscheinen, ein eigenes, entsprechenderes Verfahren eingeführt werden. Wesentlich ist nur, daß collegialisch besetzte, in die Gerichtsorganisation eingereihte Behörden bestehen, welche auf Anrufen über Streitigkeiten des öffentlichen Rechtes eben so selbstständig und unabhängig, lediglich vom Standpunkte der objectiven Rechtsordnung aus, zu entscheiden haben, wie bisher schon die Gerichte über Streitigkeiten des Privatrechtes (S. 72). Nur das glaubt Bähr noch für die Gerichte des öffentlichen Rechtes besonders in Anspruch nehmen zu müssen, daß sie nicht einseitig von der Staatsregierung besetzt werden, sondern die Volksvertretung hiezu in gewissem (allerdings nur nach den besonderen Verhältnissen des einzelnen Landes zu bestimmendem) Maße mitwirke, indem gerade bei Streitigkeiten des öffentlichen Rechts die Stellung der Gerichte nur dadurch als eine unbefangene und unparteiliche erscheinen wird.

Im vierten Abschnitt (durch einen Druckfehler mit VI bezeichnet) prüft und widerlegt Bähr „die Ansichten der Gegner", hauptsächlich Stahl's (S. 74 bis 110). So glänzend und überzeugend diese Polemik durchgeführt ist, und so sehr die vorangegangenen Ausführungen dadurch noch an Licht und Schärfe gewinnen, so müssen wir uns doch versagen, hier auf dieselbe einzugehen, da dies den Umfang dieser Anzeige über die Gebühr anschwellen würde. Uebrigens wird Jeder, der diese Schrift zur Hand nimmt (auch der Nicht-Jurist), gerade diesen Abschnitt gewiß mit besonderem Interesse und Genusse lesen. Ebenso müssen wir bezüglich der sehr interessanten „geschichtlichen Rückblicke" des fünften Abschnittes (S. 111 bis 160) auf die Rechtsprechung in Sachen des öffentlichen Rechtes unsere Leser auf die Schrift selbst verweisen. Auf dieser geschichtlichen Grundlage der Rechtsentwicklung in Deutschland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts wird eben der heutige Stand der Dinge in der hier behandelten Frage erst begreiflich

[1] Aus diesem Gesichtspunkte verwirft Bähr auch den Namen „Administrativjustiz" (S. 71, Note 18). „Es kommt gerade darauf an, zum Bewußtsein zu bringen, daß es sich hier um Schaffung einer Justiz im Gegensatz zur Administration handle." F. Mayer (Grundzüge des Verwaltungsrechts, Tübingen, 1857) ist zwar auch bereit, den Namen, „Administrativjustiz" fallen zu lassen (S. 8, Note), vindicirt aber nichtsdestoweniger das öffentliche Recht als „ein der richterlichen Obhut anerkanntermaßen entzogenes Rechtsgebiet" (S. 2) der Jurisdiction der Verwaltungsbehörden. W Lüders hingegen, der in seinem „Gewohnheitsrecht auf dem Gebiete der Verwaltung" (Kiel 1863) diese Frage nur nebenbei berührt, sagt gleichfalls (S. 20): „Wie für die Strafsachen eigene Gerichtshöfe constituirt worden sind, so müßte die Gerichtsbarkeit in administrativen Streitsachen aus den Händen der Executive genommen und eigenen unabhängigen Gerichtshöfen übertragen werden".

Digitized by Google

und erklärlich. Endlich können wir aus gleichem Grunde auch die im 6. und letzten Abschnitte ausgeführte Anwendung der bisher gewonnenen Principien auf „einzelne Verhältnisse“ hier nicht näher verfolgen, obschon gerade in dieser concreten Behandlung das „hic Rhodus hic salta“ am deutlichsten hervortritt. Nur das eine sei noch hervorgehoben, daß auch die vielleicht für die Gegenwart bedeutsamste und praktisch wichtigste Frage des öffentlichen Rechtes, die Frage über die Grenzen zwischen Gesetzgebung und Verordnungsgewalt und die Stellung des Richters zu der letzteren, hier (S. 185 bis 191) einer gründlichen und schlagenden Erörterung unterzogen wird. Darnach muß es dem Richter zukommen zu beurtheilen, ob eine von der Regierung einseitig erlassene Verordnung nicht über die Grenze der Regierungsgewalt hinaus in das Gebiet der Gesetzgebung übergreife und insoferne keine rechtsverbindliche Norm bilde, — soll nicht das gesammte Recht im Verordnungswege beliebig ungestoßen werden können.

Daß das Bild, welches Bähr in dieser Schrift vom Rechtsstaate und dessen Forderungen entwirft, überall noch der Verwirklichung harrt, wird niemand in Abrede stellen. Wenn Bähr am Ende seiner „geschichtlichen Rückblicke auf die Rechtsentwicklung in Deutschland überhaupt“ (S. 133) den Ausspruch fällt: „Preußen nach seinen dermaligen Institutionen ist noch weit davon entfernt, Rechtsstaat zu sein,“ und sofort in der Note beifügt: „Oesterreich freilich wohl noch viel weiter“; — so mag diese einfach und wie selbstverständlich hingeworfene Bemerkung, um mit Bürger zu sprechen, „den durchlauchtigsten Stolz wohl bekehren“. Wir müssen uns eben mit den „geschichtlichen Rückblicken“ trösten, welche lehren, daß man nirgends mit einem Satze in den vollendeten Rechtsstaat springt, sondern daß der Uebergang aus dem feudalen Patrimonialstaate durch den Absolutismus zum Rechtsstaate ein Werk der Jahrhunderte ist. Wir müssen uns trösten mit den Rücksichten welche nach der Schlußbetrachtung Bährs (S. 193) der „praktische Staatsmann“ auf die bestehenden Verhältnisse seines Landes zu nehmen hat, wonach er „es sich vielleicht wird gefallen lassen müssen, auf das Vollkommenere zu verzichten, um ein Mögliches zu erreichen“. Wir werden uns aber endlich auch trösten mit den herrlichen Schlußworten der Bähr'schen Schrift, die zugleich den Schluß dieser Anzeige bilden mögen: „Der menschliche Gedanke gleicht dem Gletscher, man sieht nicht seine Bewegung; aber er schreitet weiter, und ist in seinem Vorrücken so gewaltig, daß ihm keine Last widersteht“.

Dr. P. Harum.

Kleine kritische Besprechungen.

Wackernagel, Philipp: Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Erster Band. Leipzig 1864 Teubner.

Der vorliegende erste Band dieses groß angelegten Werkes enthält eine Sammlung lateinischer Hymnen und Sequenzen und Ergänzungen zu des Verfassers im Jahre 1855 erschienener „Bibliographie des deutschen Kirchenliedes“. Mit der letzteren zusam-

Digitized by Google

men bildet dieser Band die Quellenkunde für die drei nachfolgenden, die Lieder selbst bringenden Bände.

Wir bedauern, daß der Verfasser den Gesichtspunkt der Quellenkunde nicht in voller Reinheit und Schärfe festgehalten und durchgeführt hat. Diejenigen lateinischen geistlichen Gedichte, welche deutschen zur Quelle dienten, zusammenzustellen und den deutschen vorausgehen zu lassen, war ein Gedanke, den man billigen konnte, auch wenn man die Mittheilung der Originale in Anmerkungen zu ihren Nachbildungen vorgezogen haben würde. Aber der Verfasser verband damit den weiteren Plan, „diese Gedichte in ihrem Verbande mit dem großen Ganzen der lateinischen kirchlichen Poesie darzustellen und von dieser einen Gesammtüberblick zu geben, der zum Verständniß ihres Gegenbildes, der deutschen kirchlichen Poesie, und somit des gemeinschaftlichen, zuerst in der lateinischen Dichtung erschienenen Geistes der beiden mächtigen Offenbarungen dienen könnte". Diese Absicht liegt weder nothwendig in der Aufgabe des vorliegenden Werkes, noch konnte sie so nebenher erreicht werden. Die lateinische kirchliche Poesie besteht nicht bloß aus Hymnen und Sequenzen, und die lateinische kirchliche Poesie des Mittelalters ist keine Sache für sich, sondern kann nur begriffen werden im Zusammenhange mit der geistlichen Litteratur des Mittelalters überhaupt, im Zusammenhange mit der gesammten theologischen und philosophischen Bewegung der Zeit. Das „Verständniß" der deutschen kirchlichen Poesie, wenn es hier angestrebt werden sollte, müßte zur Aufgabe eines Commentars der einzelnen Gedichte oder zur Aufgabe einer Einleitung gemacht werden.

Aber auch als eine Auswahl von Hymnen und Sequenzen angesehen, verdient die erste Abtheilung des vorliegenden Bandes kein unbedingtes Lob. Das Werthvollste und Interessanteste und zum Theile wirklich sehr dankenswerth ist die Auswahl aus der wenig gekannten lateinischen Dichtung der Reformationszeit. In Bezug auf die früheren Perioden heben wir nur Einzelnes hervor. Alcuin ist durch zwei Gedichte vertreten, die nach allem, was wir von der lateinischen Poesie des Mittelalters wissen, unmöglich ihm angehören können, da sie in der Form der Sequenz abgefaßt sind, welche bekanntlich erst ein halbes Jahrhundert nach Alcuins Tode erfunden wurde. Die Annahme der den Sequenzen eigenen paarweisen Strophengleichheit finden wir von dem Verfasser auf Gedichte ausgedehnt, die einer ganz anderen Beurtheilung unterliegen, z. B. auf den Hymnus: „Veri creator spiritus" und auf das wundervolle Abälard'sche Lied: „Mittit ad virginem". Dem Albertus Magnus, der nach seinem Schüler Thomas von Aquino eingereiht ist, wird die Sequenz „Ave præclara" zugeschrieben, obgleich Albertus im 13. Jahrhundert lebte und wir aus dem zwölften bereits eine theilweise deutsche Uebersetzung dieser Sequenz kennen. Eine richtigere metrische Abtheilung desselben Gedichtes würde die leicht erreichbare Melodie gelehrt haben.

Ebensowenig scharf, wie in dem ersten, ist in dem zweiten, bibliographischen Theile ein zweckmäßiger Plan festgehalten. Keineswegs nur die eigentlichen Quellen für die Kenntniß des deutschen Kirchenliedes werden bibliographisch beschrieben, sondern auch so viel anderes, was nur in losem oder in gar keinem Bezuge dazu steht, daß es wenige Werke der theologischen Reformationslitteratur geben wird, die hier nicht mit demselben Recht oder Unrecht Erwähnung und genaue Beschreibung hätten verlangen dürfen. Was gehen die Streitschriften des Nasus und Nigrinus das deutsche Kirchenlied, und was gehen sie selbst die „deutsche kirchliche Liederdichtung im weiteren Sinne" an? Ueber die Zweckmäßigkeit einer so peinlichen Beschreibung, wie sie der Verfasser anstrebt, wollen wir nicht streiten. Aber daß überall sein Geist gewacht habe, wie er sich ausdrückt, „daß der Buchstabe nicht tödte, sondern dem Geiste diene und von ihm gerichtet werde", möchten wir bezweifeln. Welchen vernünftigen Zweck kann es z. B. haben, wenn S. 384 eine 1720 erschienene Schrift über den Dichter Böschenstein mit derselben Genauigkeit beschrieben wird, wie dieses Dichters eigene Schriften? Und ähnliche Beispiele einer alles

Digitized by Google

Maß überschreitenden peinlichen Buchstabengelehrsamkeit trifft man noch mehrere in dem Buche. Mittheilungen über den Dialekt der beschriebenen Werke wünschte man dagegen häufiger, als man sie findet. S. 371, wo uns eine solche Mittheilung begegnet, zeigen anderweitige Anführungen des Verfassers, daß seine Zusammenstellung darüber lange nicht erschöpfend ist.

Die theologischen Ueberzeugungen des Verfassers sind natürlich nicht Gegenstand unserer Kritik. Aber wenn sie ihn dazu verführen, für die Gymnasien die Lectüre lateinischer Hymnen neben dem Horaz zu verlangen, gleichwie man unlängst die christliche Kunstarchäologie in den Kreis des Gymnasialunterrichtes einführen wollte, so müssen wir gegen solche Zumuthungen protestiren.

Wir wünschen unsere Bemerkungen über das vorliegende Werk nicht so angesehen, als ob wir die hingebende und aufopfernde Thätigkeit des Verfassers unterschätzten. Wenn wir die theilweise Unklarheit des Planes mißbilligen, so läugnen wir doch nicht, daß auch aus dem streng genommen Ungehörigen sich manche dankenswerthe Belehrung gewinnen läßt. Und mit Verlangen und Spannung sehen wir der Publication der Texte entgegen.

Hertz, Wilhelm: Aucassin und Nicolette. Altfranzösischer Roman aus dem 13. Jahrhundert. — Schröder, K., Dr.: Meier Helmbrecht, von Wernher dem Gartenäre. Wien 1865, K. Schönewerk.

V. Der treffliche Dichter von „Hugdietrichs Brautfahrt" und Uebersetzer der poetischen Erzählungen der Marie de France, beschenkt uns abermals mit einer reizenden Gabe: „Aucassin und Nicolette. Altfranzösischer Roman aus dem 13. Jahrhundert". Ungewöhnliches poetisches Talent, große Gewalt über die Sprache und gründliche Gelehrsamkeit vereinigen sich bei Hertz so glücklich, daß er für solche Nachdichtungen ganz vorzüglich berufen erscheint. Auch in dem vorliegenden Werkchen ist es ihm in dem Grade gelungen, den naiven Ton der abwechselnd gesungenen und gesagten Erzählung bei dem Umguß in eine unserem Ohr vertrautere Form beizubehalten, daß die „holde Mähre" von Aucassins und Nicolette's treuer, alle widrigen Schicksale überdauernder Liebe in dieser Ausgabe gewiß die wohlverdiente Verbreitung finden wird, welche die früheren Uebersetzungen ihr nicht verschafften. Für die metrischen Abschnitte der Dichtung wählte Hertz anstatt der Assonanz den Reim, hielt sich auch nicht an das Beispiel des Originals im Festhalten entweder männlicher oder weiblicher Endungen, was beides nur Billigung verdient. In dieser Form erinnern die „Tiraden" durchaus nie an die Uebersetzung. Die feinen Bemerkungen über Charakter und Ursprung des Gedichtes und die kritischen und litterarhistorischen Noten, mit welchen der Herausgeber den Text begleitet, werden jedem Leser sehr willkommen sein.

In gleichem Verlage erschien von Dr. Karl Schröder, einem Schüler des Vorigen, eine Uebertragung der Mähre von dem Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre, welche er, einen Ausdruck Pfeiffers sich aneignend, „die älteste deutsche Dorfgeschichte" nennt. Ueber den poetischen und culturhistorischen Werth dieses Gedichtes wäre jede Bemerkung überflüssig, und das Bemühen, dasselbe weiteren Leserkreisen zugänglich zu machen, verdient darum von vornherein allen Dank. Steht in der Beherrschung der Sprache Schröder auch seinem Lehrer, welchem er das Buch widmete, beträchtlich nach, so ist er doch im wesentlichen seiner Aufgabe wohl gerecht geworden, wie aus einer Gegenüberstellung seiner Uebertragung mit dem Original deutlich wird. Wir wählen dafür eine besonders schwierige Episode, den Besuch des entarteten Bauernsohnes in seiner Heimat:

Sprach daz friwip und der kneht:
„Wis willekomen, Helmbreht?"

Als ihn begrüßten Knecht und Magd,
Sie hätten gern zu ihm gesagt

Digitized by Google

Nein, si entâten;
ez wart in widerrâten;
si sprâchen: „Junkherre mîn,
ir sult Gote willekomen sîn!“
„Vil liebe susterkindekîn,
Got lâte juch immer sælic sîn!“
Diu swester gegen im lief,
mit den armen si in umbeswief;
dô sprach er zuo der swester:
„Gratia vester!“
Hin für was den jungen gâch,
die alten zugen hinten nâch,
si enphiengn in beide âne zal.
Zem vater sprach er: „Dêû sal!“
zuo der muoter sprach er sâ
bêheimisch: „Dobraytrâ!“ etc.

Mit bied'rem Gruße schlecht und recht:
„Sei uns willkommen, Helmbrecht!“
Doch nein, ihr Gruß war fein'rer Art,
Wie ihnen schnell befohlen ward;
Sie sprachen: „Edler Junker mein,
Gott heiße Euch willkommen sein!“
„Mien sâutes Hart, mien leiwe Diern,
Godd selp juch ümme good und giern“
Die Schwester ihm entgegen ging,
Und als ihr Arm ihn froh umfing,
Sprach er zu seiner Schwester:
„Gratia vester!“
Derweil er mit den Jungen sprach,
Die Alten kamen hinten nach
Gelaufen schnell mit großer Müh'.
Da sprach Helmbrecht: „Dieu vous salue!“
Und zu der Mutter sprach er so
Auf gut böheimisch: „dobrytro“ ꝛc.

Noch sei erwähnt, daß Schröder mit Pfeiffer die Heimat des Gedichtes in Oesterreich und den Dichter in der Umgebung Friedrichs des Streitbaren (1230 bis 1246) sucht und geneigt ist, die Identität des „Gärtners“ mit dem an Friedrichs Hofe lebenden Bruder Wernher zu vermuthen.

Ficker, Julius, Dr.: Urkunden zur Geschichte des Römerzuges Kaisers Ludwig des Baiern und der italienischen Verhältnisse seiner Zeit. Innsbruck 1864. Wagner.

Unter obigem Titel veröffentlicht Herr Prof. Julius Ficker einen Beitrag zur Kenntniß eines Abschnittes der deutschen Geschichte, welcher durch die Gegensätze, die sich dort bekämpften, auch unser Interesse in Anspruch nimmt. Das Werk umfaßt vom 4. Jänner 1315 bis zum März 1350 nicht weniger als 339 Urkunden oder weist auf solche hin, und enthält die wichtigsten Belege für den diplomatischen Verkehr der deutschen und der italienischen Mächte, wenn wir diesen Ausdruck hier gebrauchen dürfen. Die Fürsten und Städte Italiens, die berühmtesten Condottieri, den Papst, König Johann von Böhmen, den Kaiser und seine Ritter finden wir hier vertreten; viel Raum beansprucht namentlich Florenz, welches dem fleißigen Sammler überhaupt die reichste Ausbeute gewährte, mit seinen endlosen Händeln. Ficker selbst gesteht übrigens, daß er die Sammlung nicht planmäßig durchführen konnte, woran Monsignor Marini, der erste Custode des vaticanischen Archivs, der selbst die bescheidensten Wünsche unseres Landsmannes unerfüllt zu lassen wußte, Schuld trägt. Dessenungeachtet kann J. Ficker mit Recht sagen: „Doch scheint mir, auch wie sie vorliegt, die Sammlung nicht unwichtig für die Geschichte jener Zeit, zumal wenn nicht bloß in Anschlag gebracht wird, was sie für die genauere Feststellung der einzelnen Ereignisse bietet, sondern auch der Einblick, welchen sie uns in die allgemeineren Verhältnisse und Zustände des damaligen Italiens, die Art der Kriegführung und Aehnliches gestattet; zum größten Theile aus Briefen bestehend, welche unter dem unmittelbaren Eindrucke der Ereignisse geschrieben wurden, tritt hier manches hervor, über das wir in anderweitigen Quellen keinen Aufschluß erwarten dürfen“. Diese Urkunden wurden schon vor zehn Jahren gesammelt. Als Ficker damals nach Italien ging, hatte er sich die Aufgabe gestellt, eine umfassendere Darstellung der Reichsgeschichte im Zeitalter Ludwigs des Baiern auszuarbeiten, wobei er in erster Linie weniger an dessen besondere Beziehungen zu Italien dachte, als an die Verwicklungen von weltgeschichtlicher Bedeutung, für welche seine Stellung zum römischen Stuhl den Mittelpunkt bildete. Da sich die Hoffnungen auf die vaticanischen Archive als eitel erwiesen, so wollte sich Ficker auf den Römerzug Ludwigs, die Unternehmungen Johanns

Digitized by Google

von Böhmen und die damit in Verbindung stehenden Ereignisse der italienischen Geschichte beschränken, etwa wie Barthold bei seinem Römerzug Heinrichs VII. Ficker beabsichtigte für diesen Zweck noch einmal nach Italien zu reisen — es unterblieb! So sehr wir die anderen Arbeiten Fickers zu schätzen wissen, müssen wir es doch aufrichtig bedauern, daß er jene Vorsätze nicht verwirklichen konnte.

Scherer, A: Geographie für Schulen und Selbstunterricht. 10. Auflage. Innsbruck 1864. Verlag von Pfaundler.

Z. Das Büchlein, für dessen Zweckmäßigkeit die große Anzahl der Auflagen am besten spricht, hat diesmal eine so fleißige Ueberarbeitung durch Anton Hofer, Amanuensis an der Innsbrucker Universitätsbibliothek, erfahren, daß es allen an ein solches Lehrbuch gestellten Anforderungen in hohem Grade entspricht. Herr Hofer hat mit lobenswerther Gewissenhaftigkeit die neuesten geographischen und statistischen Forschungen und Werke benützt. Dabei verstand er zwischen dem „zu Viel" und „zu Wenig" die rechte Mitte zu halten und bei aller Knappheit der Darstellung die Klarheit und Faßlichkeit doch zu bewahren. Wo er die Eigenheiten eines Landes und Volkes schildert, geschieht es in scharfen, markigen Zügen, so daß der Leser ein recht anschauliches, lebendiges Bild des Gegenstandes erhält. Wir verweisen beispielshalber nur auf die Zeichnungen des deutschen, italienischen und französischen Volkes. Wir sind überzeugt, daß diese neue Aufgabe durch die Richtigkeit des Gebotenen, durch die Anordnung und klare Behandlung des Stoffes sich den Beifall der Lehrer in hohem Maße verdienen werde.

V. Wien wird binnen kurzem zwei slavische Organe in deutscher Sprache besitzen, die politische Wochenschrift „Die Zukunft" unter der Redaction von Julius v. Delpiny und die „Slavischen Blätter", illustrirte Monatshefte für Litteratur, Kunst und Wissenschaften, für öffentliches und gesellschaftliches Leben, für Länder- und Völkerkunde, für Geschichte und Belletristik der slavischen Völker, herausgegeben von Abel Luksić. Die Tendenz des letzteren Unternehmens wird durch den Titel deutlich genug angegeben. Mit der Politik wollen die „Slavischen Blätter" sich nur insoferne beschäftigen, „als diese mit der Völkerentwicklung und dem Volksleben verknüpft ist und ihren Einfluß auf die Wissenschaften ausübt". Ein ausgebreiteter Kreis von Mitarbeitern steht dem Programme zufolge der Redaction zur Seite, die Ausstattung verspricht in Druck und Illustrationen (aus der renommirten xylographischen Anstalt von Waldheim) das Beste. Für das Erscheinen der Zeitschrift in deutscher Sprache wird ein doppelter Grund angegeben. Einerseits will und kann man kein slavisches Idiom bevorzugen, und zieht es deßhalb vor, „in einer Sprache zu schreiben, deren die slavische Intelligenz fast durchgängig mächtig ist", andererseits ist es die Absicht, auch die Deutschen mit dem Culturleben der Slaven vertraut zu machen. Für das erste, Ende Jänner erscheinende Heft werden unter anderem in Aussicht gestellt: Biographieen und Portraite von Jaroslaw Čermak, Bogumil Dawison, Alois Ander, Betkowski, über Slavenreste in Tirol, croatische Ansiedlungen in der Umgebung von Wien, städtische Trachten in Croatien und Slavonien, Reisebilder aus Galizien, das polnische Bühnenwesen der neuesten Zeit, Musik und Gesang, Vereinswesen, Bibliographie, Correspondenzen aus Petersburg, Warschau, Krakau, Lemberg, Laibach, Prag u. s. w.

z. Am 3. Jänner verschied zu Innsbruck Martin Huber, Weltpriester und Lehrer an der k. k. Oberrealschule. Außer seinem allgemein anerkannten Wirken an dieser Anstalt

Digitized by Google

war er auch mehrfach litterarisch thätig. In den Jahren 1851 bis 1856 redigirte er die „Katholischen Blätter aus Tirol", alsdann das „Katholische Repertorium" und die „Allgemeine katholische Chronik für Stadt und Land". Da aber letztere Organe nur kurzen Bestand hatten, entzog er sich längere Zeit der publicistischen Thätigkeit, bis er, nachdem ein rührigeres politisches Leben erwacht war, sich auch öfters veranlaßt sah, bei Tagesfragen mitzusprechen. Er schrieb dann jene Aufsätze in den „Tiroler Boten", die „Augsburger Allgemeine Zeitung" und „Donau-Zeitung", die durch ihre Klarheit und Milde, durch ihre Ruhe und Maßhaltung höchst vortheilhaft sich vor anderen Besprechungen „brennender" Fragen auszeichneten. Tirol hat an ihm einen der tüchtigsten Lehrer, einen der gelehrtesten Priester und einen seiner edelsten Männer verloren. Sein engeres Vaterland Vorarlberg (er war geboren zu Satteins am 17. November 1818) kann mit Recht dieses ausgezeichneten Sohnes sich rühmen.

* Bekanntlich hat Herr Prof. Franz Pfeiffer im Jahre 1863 die Ansicht von der Hagens erneuert, das altdeutsche Gedicht von „Meier Helmbrecht" sei nicht in Baiern entstanden, wie man bis dahin angenommen hatte, sondern in Oesterreich, und die darin erzählten Begebenheiten spielen nicht in Baiern, sondern in Oesterreich. Jetzt wurde durch eine höchst sorgfältige, von Herrn Prof. Konrad Hofmann in München angeregte, durch Herrn Friedrich Keinz geführte Untersuchung der Nachweis zu liefern versucht, daß das Gedicht dem südöstlichen Baiern angehört, und wird damit die frühere durch Herrn v. Karajan begründete Ansicht wieder zu Ehren gebracht. Der Nachweis der Localitäten war durch Prof. Pfeiffers Abhandlung zu dem Angelpunkte gemacht worden, um welchen sich die ganze Frage drehte. Und alle Localitäten: der Hohenstein und Aldenberg, das Dorf Wanghausen, dann der Helmbrechtshof selbst (auf welchen schon 1863 K. Muffat in München aufmerksam machte), der berühmte Brunnen bei Wanghausen, der schmale Steig an der Kienleiten, sind nun durch Herrn Keinz im jetzigen oberösterreichischen Innkreis, d. h. nach älterer Geographie, im südöstlichen Baiern auf einem kleinen Raume dicht bei einander nachgewiesen. Ja, damit nichts zur Bestätigung fehle: eine Reihe von Ausdrücken des Gedichtes, deren Erklärung bisher Schwierigkeiten machte oder fehlging, leben in der Mundart, — die Geschichte von einem davongelaufenen Bauernsohne, der zuletzt gehenkt worden, lebt in der Sage jener Gegend noch heute fort. Und sogar über die Person des Dichters, Wernher des Gärtners, ergiebt sich aus den dortigen Verhältnissen die nicht unglaubliche Vermuthung, er sei Pater Gärtner in dem nahen Kloster Ranshofen gewesen. Wo also in dem Gedichte von Oesterreich die Rede ist, muß dennoch auf den Brauch des Nachbarlandes hingewiesen sein. Von diesem allen hat Prof. K. Hofmann in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie kürzlich die erste öffentliche Kunde gegeben.

* In der letzten Sitzung der „Royal Society of Literature" zu London las Herr Vaux einige Briefe von Herrn George Finlay, in Athen, über neue Ausgrabungen, welche Herr v. Hahn, der österreichische Consul in Syra, bei Bunarbaschi, der muthmaßlichen Stelle des alten Pergamon, oder der Citadelle des homerischen Ilion, veranstaltet hat. Nach der gewöhnlichen Annahme lag Troja auf einer Anhöhe über der Ebene zwischen dem Skamander und dem Simois, etliche 40 Stadien (ein Stadium = 125 Schritte) von der Küste des Hellespont. Hinter der Stadt südöstlich erhob sich ein Ausläufer des Berges Ida, gekrönt von der Akropolis Pergamum, Pergama oder Pergamus, mit Göttertempeln und Palästen. Die Ausgrabungen haben nun viele Mauern zu Tage gelegt, die offenbar aus dem höchsten Alterthum stammen, und zur Gattung der sogenannten cyklopischen Mauern gehören.

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Den beiden im vergangenen Jahr erschienenen Bänden der „Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico", von Baron J. W. v. Müller, folgt soeben ein dritter Band nach, welcher das Werk, das dem erhöhten Interesse, mit welchem die europäische Lesewelt die Entwicklung des neuen Kaiserreiches jenseits des Oceans verfolgt, eine besonders beifällige Aufnahme verdankt, zum Abschluß bringt. Der Inhalt desselben befaßt sich, nachdem die Reiseerlebnisse des Verfassers in den vorhergehenden Bänden dargestellt sind, ausschließlich mit der Geschichte, Statistik und Zoologie Mexico's. Außerdem verheißt der Verfasser noch für die nächste Zeit eine geographisch-statistische Beschreibung des Kaiserreiches Mexico in zwei Bänden und ein großes naturgeschichtliches Werk über die Wirbelthiere desselben Landes in vier Bänden. Da die Litteratur älterer und neuerer Zeit ohnehin reich ist an größeren und anerkannt trefflichen Werken über Mexico, wir nennen nur die Arbeiten von Humboldt, Müllenhofen, Sartori, Heller u. A., so dürften wir bald über kein außereuropäisches Land ein gleich umfangreiches litterarisches Materiale besitzen wie über das jetzt einer neuen Blüthe entgegengehende Reich.

Gleichzeitig erschienen zwei Schilderungen asiatischer Reisen. Die erste derselben: „Meine Wallfahrt nach Mekka", von Heinrich Freiherrn v. Meltzen, 2 Bände, enthält den sehr unterhaltend geschriebenen Bericht über das gefahrvolle, aber von dem Verfasser glücklich vollendete Unternehmen, in der Verkleidung als mohammedanischer Pilger die Religionshauptstadt des Islam und die den Ungläubigen bei Todesstrafe verbotenen heil. Orte zu besuchen, Das andere Reisewerk betitelt sich: „Des Anglo-Afghanen John Campbell (sonst Fering hi-Pascha) Wanderungen und Abenteuer unter den wilden Stämmen Central-Asiens". Diese höchst abenteuerlichen Reiseberichte sind nach mündlichen Erzählungen geschrieben. Der Held des Buches, der Sohn eines englischen Officiers, wurde, nachdem sein Vater in der Schlacht gefallen, von einem Afghanen-Häuptling, der sich des kleinen, auf dem Schlachtfelde verlassenen Kindes erbarmte, als Sohn angenommen und erzogen. Als er dann als Jüngling seine Abstammung erfuhr, entfloh er, um seine Landsleute aufzusuchen, und die Schilderungen der gefahrvollen Irrfahrten bilden den Inhalt des Buches. Daß es nicht geschickt erfundene Mährchen sind, glaubt der Herausgeber durch die eingehenden Examina, die in Indien lebende Gelehrte mit dem Reisenden anstellten, verbürgen zu können.

Das Erscheinen eines neuen Bandes von „Raumers historischem Taschenbuch" wird immer mit Freuden begrüßt werden. Der diesjährige Band enthält Abhandlungen von H. Wuttke: „Der Kampf der Freiheitsmänner und der Geistlichen in Belgien in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts"; von Rud. Köpke: „Römer und Germanen im 4. Jahrhundert"; eine Biographie der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, von Ludwig Oelsner, und eine culturgeschichtliche Untersuchung über die volkswirthschaftlichen Folgen des dreißigjährigen Krieges für Deutschland, von K. Th. v. Inama-Sternegg.

Die zahlreichen populären kunstwissenschaftlichen Hand- und Lehrbücher sind abermals durch einen: „Grundriß der bildenden Künste, eine allgemeine Kunstlehre von Dr. E. H. Riegel" vermehrt worden.

Von der „Oesterreichischen Revue" wurde soeben der erste Band des neuen, dritten Jahrganges ausgegeben, der den Beweis liefert, daß das schöne Unternehmen immer mehr sich einbürgert und eine gesicherte Existenz gewinnt. Aus dem reichen Inhalte dieses Bandes nennen wir die Aufsätze von Ed. Warrens: „Der Ausgang des americanischen Krieges in seinen Wirkungen auf Mexico und die wirthschaftlichen Zustände Europa's", von Dr. H. Orges: „Das Heer in Oesterreich"; von Dr. F. Th. Bratranek: „Ueber das mährische Volkslied" ꝛc.

Digitized by Google

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 11. Jänner 1865.

Das wirkliche Mitglied, der hochwürdige Abt von St. Florian, Herr Jod. Stülz, übersendet der Classe die Karte des hochwürdigen Herrn Pfarrers Johann Lamprecht: „Das Land ob der Enns, dargestellt in seiner politischen und kirchlichen Eintheilung während des 15. Jahrhunderts" — mit dem Ersuchen, für die Herausgabe derselben eine Untersuchung der Akademie zu erwirken.

Das correspondirende Mitglied, Dr. Ed. Freiherr v. Sacken, liest „über die Funde an der langen Wand bei Wiener Neustadt."

Die über ganz Mittel-Europa verbreiteten, auch in allen Ländern der österreichischen Monarchie zahlreich vorfindigen Bronzealterthümer haben der Alterthumsforschung ein weites Feld eröffnet und verdienen die sorgfältigste Beachtung und genaueste Untersuchung, da sie fast die einzige Quelle für die Kenntniß der Culturzustände in vor-römischer Zeit bilden, wobei die Frage, ob sie einheimisches Erzeugniß oder importirtes Fabricat seien, als Kernpunkt erscheint, denn diese giebt den Maßstab für die richtige Würdigung der Civilisationsstufe an die Hand. Der Vortragende berührt die verschiedenen hierüber herrschenden Ansichten und präcisirt den gegenwärtigen Standpunkt der Frage dahin, daß es sich um den Antheil handle, den die südlichen Culturvölker (Phönizier, Etrusker) dabei haben. — Wichtige Beiträge zu dieser Untersuchung liefern die an der langen Wand bei Wiener Neustadt, einem langen, felsigen Berge, an dessen Fuß sich ein Thal, die sogenannte „neue Welt" hinzieht, gemachten Funde. Diese zerfallen in zwei Gruppen. Schon vor ungefähr dreißig Jahren kamen hier Bronzegegenstände der vorzüglichsten Art zum Vorschein: ein reich ornamentirter Dolch von der eleganten Form und vollendeten Arbeit, wie sie an ähnlichen in Macedonien und in groß-griechischen Gräbern gefundenen bemerkt wird, mehrere zum Wehrgehänge gehörige Bestandtheile, zwei Arm- und zwei Fingerringe in Spiralform von der präciesten Ausführung. Es werden für alle diese Objecte Parallelen aus anderen Ländern angeführt, woraus hervorgeht, daß sie zu den trefflichsten Erzeugnissen des sogenannten Bronzealters gehören.

Ganz anderer Art ist der zweite Fund. Ein Hirtenknabe fand im verflossenen Sommer auf einer hoch am Berghange zwischen Felsen gelegenen schwer zugänglichen Stelle im Gerölle eine Anzahl von Gegenständen aus Kupfer: acht große Doppelspiralen — wahrscheinlich Brustspangen, zwei gewundene Armbänder, eben so viele massive Meißel von primitiver Form, viele röhrchenartige Spiralen, die nach Analogie mit den in lievischen Gräbern gefundenen als Hauptschmuck dienten, endlich zwei Scheiben aus Gold (35 und 20 Ducaten im Gewicht), welche den Brustschmuck von Fürsten, Kriegern — ähnlich wie die Phalerae der Römer — oder von Priestern gebildet zu haben scheinen. Das Ganze kann nur ein von den ehemaligen Besitzern vergrabener Schatz sein, den sie, vielleicht bei Annäherung des Feindes, an abgelegener Stelle in Sicherheit brachten. Die Kupfersachen schenkte Herr Karl Zugmayer in Waldeck, dem sie gebracht wurden, dem k. k. Antikencabinete, die Goldplatten wurden von dieser Anstalt angekauft. — Von besonderer Bedeutung ist der Umstand, daß die Objecte der zweiten Fundgruppe (mit Ausnahme der Goldscheiben) aus ungemischtem Kupfer bestehen, somit die Ansicht, daß in unseren Ländern dem Gebrauch der Bronze ein Kupferalter vorausgegangen sei, welches die Legirung noch nicht kannte, zu bestätigen scheint. Es stellt sich nach Untersuchung aller derartigen Gegenstände heraus, daß neben Bronzen in verschiedenen Zeiten einzelne Gegenstände aus reinem Kupfer gefertigt wurden und diese demselben Kreise der

Digitized by Google

Formgebung angehören, wie jene, mitunter sogar aus verhältnißmäßig später Zeit herrühren; nach den vorliegenden Prämissen erscheint sonach ein Schluß auf das Bestehen eines Kupferalters nicht gerechtfertigt und es dürften die erwähnten Vorkommnisse aus dem zufälligen Abgang des seltenen, immer kostbaren Zinns zu erklären sein.

Schließlich wird die Ansicht ausgesprochen, daß die schönen Erzgeräthe von der langen Wand als fremdländisches, oder doch unter directem Einfluß eines der südlichen Cultur-Völker entstandenes Product anzusehen seien, die kupfernen und die Goldscheiben aber, Erzeugnisse der Schmiedearbeit, als eigenthümliche, im Lande gefertigte Arbeiten.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 12. Jänner 1865.

Der Secretär legt vor die soeben erschienene zweite Abtheilung des zweites Bandes des zoologischen Theils des im Allerhöchsten Auftrage unter der Leitung der k. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Novara-Reisewerkes, enthaltend die Lepidopteren, bearbeitet von den Herren Dr. Cajetan Felder und Rudolf Felder.

Herr Dr. W. Tomsa überreicht eine Abhandlung: „Ueber den peripherischen Verlauf und Endigung des Axenfadens in der Haut des glans Penis".

Die Nervenfaser in der Eichelhaut verläuft nach Verlust der Markscheide und Aufnahme von spindligen Kernen in den Faserverlauf unter fortwährender Theilung zu einem gangliösen Endorgane, welches entweder in terminalen Nervenknäueln, oder in den oberflächlichsten terminalen Nervennetzen seinen Sitz hat.

Die Nervenknäuel sitzen fast ausnahmslos den gröberen Nervenzweigen auf. Die Bestandtheile, aus denen sich die Nervenknäuel der Eichel zusammensetzen, sind sehr zahlreiche Verästelungen und Spaltungen der in den Nervenknoten eingehenden Axencylinder und Einschaltungen von kernartigen, körnigen und zelligen Gebilden in den Verlauf und die Astfolge der Axenfäden. Häufig ragen diese Nervenknäuel in die malpighische Schichte hinein und erscheinen dann mit Pigment bedeckt.

Die terminalen Nervennetze sind ebenfalls mit Ganglien besetzt, welche entweder in die Astfolge der Netzbildung oder in ihre Knotenpunkte eingeschaltet sind. Oft bilden auch die gangliösen Körner zahlreich gruppirte, den Nervenfibrillen endständig anhaftende Anschwellungen mit variköfen Ausläufern.

Die Eichel erhält demnach aller Orten innerhalb des Hautgerüstes eine aus Nervenfibrillen genetzte Kappe, welche abwechselnd je nach der Oertlichkeit dichter gewebt und mächtiger oder weitmaschig gestaltet ist.

Die Nervenknäuel sind als gestielte Fortsätze und Auftnäuelungen dieser Nervenhaut aufzufassen, welche den relativen Nervenreichthum am Orte ihres Sitzes durch Einschaltung einer größeren Zahl von gangliösen Endorganen vermehren.

Gewonnen wurden obige Resultate durch ein Untersuchungsverfahren, das es ermöglichte, die collagene und elastische Substanz aus dem Hautgerüste vollkommen zu entfernen.

Folgende Abhandlungen werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt:

„Wird das Saftsteigen in den Pflanzen durch Diffusion, Capillarität oder durch den Luftdruck bewirkt?", von Prof. Dr. Jos. Böhm. (Vorgelegt in der Sitzung vom 9. December 1864.)

„Chemisch-mineralogische Studien. I. Die Feldspathgruppe". von Herrn Dr. G. Tschermak. (Vorgelegt in der Sitzung vom 15. December 1864.)

Digitized by Google

„Krystallmessungen einiger Oxalsäure-Verbindungen", von Herr Jos. Loschmidt. (Vorgelegt in der Sitzung vom 5. Jänner 1865.)

„Aecidium Anisotomes. Ein neuer Brandpilz", von Herrn Dr. H. W. Reichardt. (Vorgelegt in derselben Sitzung.)

„Untersuchungen über die capillaren Blutgefäße in der Nickhaut des Frosches", von Herrn Dr. S. Stricker. (Vorgelegt in derselben Sitzung.)

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 17. Jänner 1865.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Ein Bericht des k. k. Hofrathes und Directors W. Haidinger bringt zur Kenntniß, daß die im abgelaufenen Jahre gewonnenen geologisch colorirten Karten und Druckschriften der k. k. geologischen Reichsanstalt in gleicher Weise, wie im verflossenen Jahre durch Se. Excellenz den Herrn k. k. Staatsminister v. Schmerling an Se. k. k. Apostolische Majestät in tiefster Ehrfurcht geleitet wurden.

Herr k. k. Prof. Dr. F. v. Hochstetter erörterte, unter Vorlage einer Sammlung von Gesteinsstücken, die ihm vom Herrn Prof. Fischer in Freiburg zu diesem Zwecke zugesendet worden waren, die Ansichten des letzteren, denen zufolge die Einschlüsse fremder Gesteine in vulcanischen Gebirgsarten nicht als solche, sondern als Ausscheidungen zu betrachten wären. Prof. v. Hochstetter spricht sich gegen diese Ansicht aus.

Herr k. k. Bergrath Fr. Foetterle legte sehr wohlerhaltene Ueberreste einer großen Schildkröte aus dem Schieferthon von Wies in Steiermark zur Ansicht vor, welche Herr Bergverwalter F. Jereb in Schönegg bei Wies als Geschenk für die Sammlungen der Anstalt eingesendet hatte.

Herr Ant. Hořinek berichtete unter Vorlage der bezüglichen Karte über die geologische Aufnahme der Umgebung von Puchow und Orlowe im Trentschiner Comitate, die er als Mitglied der zweiten Section der k. k. geologischen Reichsanstalt im vorigen Sommer durchgeführt hatte.

Herr Heinrich Wolf übergab Verzeichnisse von barometrischen Höhenmessungen aus Böhmen, welche von den Geologen der ersten Section der k. k. geologischen Reichsanstalt in den Jahren 1861 und 1862 ausgeführt wurden. Dieselben umfassen 501 Nummern und sind zum Abdruck im Jahrbuche bestimmt.

Herr B. v. Winkler schilderte die geologischen Verhältnisse des Tribecs-Gebirges im nordwestlichen Ungarn, an dessen Aufnahme er im Laufe des vorigen Sommers als Mitglied der dritten Section Antheil genommen hatte.

Herr k. k. Bergrath M. V. Lipold legte eine Suite von Petrefacten aus den Brda-Schichten bei Woldruch in Böhmen vor, welche wir Herrn k. k. Bergmeister F. Czerny in Wossek bei Rokitzan verdanken.

Herr k. k. Bergrath Fr. v. Hauer theilt aus einem Briefe vom Herrn k. baierischen Bergrath Guembel in München die Ansichten des letzteren über die bei Bamberg vorgefundenen Alterthümer mit, denen zufolge dieselben nicht als Pfahlbaugegenstände zu betrachten seien.

Noch werden Berichte vom Herrn k. k. Hofrath und Director W. Haidinger vorgelegt, und zwar über:

Digitized by Google

1. Graf v. Marenzi, „Das Alter der Erde". Unter Vorlage dieser neuesten Schrift des hochgeehrten Herrn Verfassers lehnt es Herr Hofrath Haidinger ab im Namen der k. k. geologischen Reichsanstalt eine Beurtheilung von Theorien zu geben, die dem Kreise der wahrhaft praktischen Aufgabe der Anstalt, Ergründung der geologischen Verhältnisse des Kaiserreiches und Förderung aller gleichartigen Arbeiten völlig fern liegen.

2. Die geologische Karte von Schweden von Axel Erdmann, von welcher zwei neue Lieferungen erschienen und uns zugekommen sind, als Beweis eines lebhaften Fortschrittes, den wir mit der anerkennendsten Theilnahme begrüßen.

3. Das erste Heft des in der Herausgabe begriffenen Werkes von C. F. Zincken: „Die Braunkohle und ihre Verwendung", eines Werkes von größter Bedeutung und umfassender Anlage, wie sich schon aus diesem ersten Hefte ergiebt.

4. Mineralien aus Mähren, aufgesammelt von Herrn Adolf Oborny, eingesendet von Herrn Prof. Gust. v. Nießl in Brünn, darunter ein Korundkrystall von einem neuen Fundorte, der Halde der Francisca-Zeche bei Mährisch-Schönberg.

5. A. Knoblich: „Die Zinkographie in ihrer erweiterten praktischen Anwendung", enthaltend eine Reihe von im Buchdrucke ausgeführten Zinkographien nach dem von Herrn F. Tomasich verbesserten Verfahren.

---

* Ungarische Akademie. (Sitzung vom 9. Jänner.) In derselben hielten die Sectionen für Philosophie, Gesetzkunde und Geschichte ihre Sitzungen unter dem Vorsitze des Grafen Emil Dessewffy.

Vor der Sectionssitzung wurden jedoch mehrere Gegenstände der gemeinschaftlichen Sitzung erledigt, unter welchen zuerst die Angelegenheit der für den Teleki-Preis noch am 2. Jänner nachträglich eingelaufenen Preiswerke einen Platz einnahm. Der Schriftführer und provisorische Secretär Anton v. Csengery zeigt an, daß nachträglich noch drei Trauerspiele eingetroffen sind, nämlich: „Válság napjai" (Kritische Tage), „Ilma" und „Erdély vész napjai" (Die Tage des Verderbens für Siebenbürgen) jedes in fünf Aufzügen, welche, da sie zu gehöriger Zeit der Post übergeben worden, gleichfalls zur Concurrenz zugelassen worden. Somit concurriren um den Teleki-Preis dies Jahr im ganzen 17 Tragödien.

Es wurde ein Schreiben des Intendanten des Nationaltheaters, Samuel v. Radnótfay, verlesen, welches der Akademie die Namen der zwei Censoren anzeigt, welche von Seite des Nationaltheaters zur Prüfung der Teleki-Preiswerke ernannt wurden. Es sind dies die Herren Gabriel v. Egressy und Joseph Benedek.

Die k. ungarische Statthalterei übersendet den Ausweis der Urbarial-Regulirung sämmtlicher Gemeinden des Landes so wie der sämmtlichen Commassationen zur Benützung. Ingleichen wird über Antrag des statistischen Comité an die hohe Statthalterei das Ersuchen gestellt werden, dieselbe wolle gütigst veranlassen, daß die Akademie auch den Ausweis über die Hotter der Gemeinden zur Benützung bekomme.

Die hohe Statthalterei übersendet zugleich die Zeichnung der im Hotter der Gemeinde Nagyfalu im Kraßnaer Comitate aufgefundenen Grabsteine.

Herr Gustav Zombory übersendet die Zeichnung jener weißen Marmorsäulen, welche er bei Kis-Czell entdeckt hat und welche ohne Zweifel römische Alterthümer sind, und zwar, seiner Ansicht nach, keine gewöhnlichen Meilenzeiger.

Das correspondirende Mitglied Karl Torma übersendet in einer Copie das von

Digitized by Google

ihm aufgefundene Tagebuch Emerich Tököly's aus der Zeit von 1676 bis 1678, von ihm selbst eingeleitet und glossirt.

Gegenstand der Fachsitzung war der Vortrag des corr. Mitgliedes Franz Szilágyi über das unlängst erschienene Werk des Grafen Dominik Teleki sen., welches den Hora-Aufstand behandelt. Der Berichterstatter behauptet, daß dieses Werk auf Grund romantischer Daten und mangelhafter Traditionen geschrieben wurde und sucht es durch die seiner Ansicht nach allerglaubwürdigsten Quellen, nämlich durch amtliche Urkunden, besonders durch mehrere Handbillete des Kaisers Joseph zu widerlegen.

* Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich. (Ausschußsitzung vom 7. Jänner, unter dem Vorsitze des Präsidenten Sr. Excellenz des Freiherrn v. Pratobevera.) Das Comité zur Berathung der Geschäftsordnung legte einen darauf bezüglichen Entwurf vor, welcher in Berathung genommen und mit mehreren wesentlichen Abänderungen angenommen wurde. Hierauf erstattete das für die Organisation der Sectionen niedergesetzte Comité Bericht. Es wurde beschlossen, die Arbeiten in folgende sechs Hauptsectionen zu vertheilen: 1. Landesbeschreibung, 2. Naturkunde, 3. Statistik und Volkswirthschaft, Verfassung und Verwaltung, 4. Ethnologie (Volkskunde), 5. Geschichte, 6. Kunst und Archäologie — und das darauf bezügliche Statut der Geschäftsordnung einzuverleiben. Hierauf wurde ein Comité zur Feststellung eines Programmes für die Vereinspublicationen, bestehend aus den Herren Schulrath Dr. Becker, Dr. Tschermak und Archivar Weiß, gewählt.

* Archäologische Section des böhmischen Museums. Der Vorsitzende, Herr Prof. Wocel, theilte mit, daß es dem Baumeister in Tauschim, Herrn. Th. Slawicek, gelungen ist, die Spuren des Sommerschlosses Kaiser Karls IV., welches derselbe von dem Herrn v. Michalowic gekauft hatte, und das in der Hussitenzeit zerstört wurde, aufzufinden. Herr Dr. Jicinský legte eine keltische steinerne Streitwaffe vor, die dadurch merkwürdig ist, daß sich an derselben noch der hölzerne Aufsatz erhalten hat. Weiter wurden Zeichnungen der Wälle bei Newesic (Bezirk Mirowic) und photographische Abbildungen der Glasmalereien des Herrn Scheiwl, die derselbe für die h. Geistkirche in Königgrätz verfertigte, vorgelegt. Der Conservator Hr. Benesch hielt einen Vortrag über die heidnischen Alterthümer von Skalsko. die vor Jahren von dem nun verewigten Archäologen P. Krolmus daselbst entdeckt wurden.

* Deutscher Geschichtsverein (Sitzung vom 5. Jänner.) In der heutigen Abendversammlung der Abtheilung für allgemeine Landesgeschichte hielt Herr Prof. Dr. Höfler seinen angekündigten Vortrag über die durch den Druck veröffentlichte Chronik von Dissenhofen. Diese Chronik hat deßhalb eine große Bedeutung, weil in ihr der Kampf des deutschen Kaiserthums mit den deutschen Reichsfürsten zur Zeit des Kaisers Karl IV. vielfach beleuchtet erscheint und so manche Handlung dieses weisen Monarchen erst ihre wahre Begründung und Erklärung findet. Nach Beendigung dieses Vortrages sprach Herr Prof. Höfler über die gegenwärtig gewonnene Einsicht in die Bedeutung des Geleitsbriefes Hussens nach Konstanz als Theilbeitrag zu einer späteren eingehenderen Betrachtung des Werkes „Scriptores rerum Hussiticarum“, von welchem demnächst auch der zweite Band vollendet im Drucke erscheinen wird. Die Auseinandersetzung des Vortragenden führte zu dem Ergebnisse, daß von einem Bruche des Geleitsbriefes Hussens von Seite des Kaisers Sigismund nicht die Rede sein könne, und diesem Monarchen höchstens der Vorwurf, nicht die gehörige Energie zur Rettung des Hus entwickelt zu haben, gemacht werden kann.

* Historisch-statistische Section in Brünn. (Sitzung vom 29. December 1864.) Nach Vorlesung des Protokolls aus der letzten Sitzung theilt der Vorstand,

Digitized by Google

Herr Ritter d'Elvert, die eingekommenen Tauschschriften mit. Ferner wurde mitgetheilt, daß Herr Prof. Biermann in Teschen für die Schriften der Section geschichtliche Beiträge zu liefern zusagte, welche sich auf Schlesien beziehen. Aus dem bald die Presse verlassenden 14. Bande der Sectionspublicationen ist ein Separatabdruck gezogen worden, welcher der Buchhandlung Nitsch in Commission übergeben wurde. Er hat eine für unsere heimischen Kreise besonders anziehende Bearbeitung über die Desiderien der mährischen Stände vom Jahre 1790 und ihre Folgen, von Herrn Christ. Ritter d'Elvert zum Vorwurfe, welche gediegene Arbeit des Herrn Sectionsvorstandes wir freudig begrüßen. Herr Sectionscassier Maresch meldet die Niederlegung seines Ehrenamtes an, welche mit Bedauern aufgenommen wird.

An der Tagesordnung stand der Vortrag des Museumscustos Herrn Trapp über Lichtsäulen in Mähren und über die neuesten archäologischen Funde in Brünn.

Aus dem Vortrage entnehmen wir, daß die Todtenleuchten, Licht- oder, wie sie allgemein im Munde des Volkes genannt werden, Martersäulen, sich zumeist an Kreuz- oder Feldwegen, bei Kirchhöfen, auf gähen Abhängen und vor den Mauern der Städte situirt vorfinden. Sie verdanken ihre Aufstellung gewöhnlich einer tragischen Begebenheit oder einer derlei Sache (?), doch immer auf Grundlage der Pietät des Errichters selbst. Diese Pietät überging sodann auf die späteren Generationen der Landgemeinden, in deren Bann sie stehen.

Der Vortragende zeigte der Versammlung mehrere Zeichnungen von Lichtsäulen, welche er auf seinen Forschungen in Mähren aufnahm, und knüpfte an selbe auch die dazu gehörigen Volkssagen. Ebenso wurden auch viele Zeichnungen von Denk- und Kreuzsteinen, dann Feldkreuzen vorgelegt, wie man sie hie und da auf Kreuzwegen, Feldmarken und Straßen vorfindet und deren Zahl eine sehr große in Mähren ist. Ihr muthmaßlicher Ursprung gehört ebenfalls dem Mittelalter an und sie dürften wahrscheinlich im 9. Jahrhundert durch Mönche aus Irland nach Deutschland verpflanzt worden sein

Zu obigen Steinen gehören, doch anderer Art, die Bannmarken und Grenzsteine, welche ebenfalls gewisse Zeichen vorweisen, die aber einen amtlichen Charakter selbst noch in der Gegenwart haben.

Zum Schlusse berichtete Herr Trapp, mit Vorweisung der betreffenden Objecte, die neuestens in Brünn gemachten archäologischen Funde. Vorerst waren es einige schlanke glockenähnliche Töpfe, welche während der Restaurirung der Treppe zum Redoutensaale im städtischen Theatergebäude, und zwar tief unter dem Fundamente im Lehmboden ausgegraben wurden. Dieselben scheinen aber als Trinkgefäße benützt worden zu sein, da die Glockenform, aufwärts gerichtet, mehr becherähnlich ist. Vielleicht haben sie aber auch große Aehnlichkeit mit jenen glockenförmigen Schalltöpfen, welche in der alten Klosterkirche Oedenbach in Zürich und an der Kirche S. Cecilia in Pisa angebracht sind.

Weiter wurde der unterirdische Gang in der jetzt zu demolirenden Ferdinandsthorbastion Nr. 7 besprochen und die bei der Abgrabung der Erde dortselbst vorgefundene kleine Statue der Mutter Gottes mit dem Jesukinde aus gebranntem Thon vorgezeigt. Leider ist der Kopf der Statue abgebrochen, doch bleibt selbe immer eine, wenn auch wenig künstlerische, doch alterthümliche Arbeit aus der Zeit des 16. Jahrhunderts.

Endlich sind jene Urnen, Schalen, Töpfchen, Reste von Gebeinen, Kohlen, Asche und Bronzestücke vorgelegt worden, welche am 19. December am Fuße des Spielberges ausgegraben wurden. Herr Trapp bemerkte, daß er Herrn Bauverwalter Stolz zu Dank verpflichtet sei, ihn von diesem Funde benachrichtigt zu haben, um weitere Forschungen vornehmen zu können.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Deutschen im ungarischen Bergland und ihr Dialekt.

Eine Skizze von K. J. Schröer.

Ein Gegenstand von hoher Bedeutung, der noch allzu wenig ernstlich ins Auge gefaßt wurde, das ist die Mission des deutschen Elementes in nichtdeutschen oder halbdeutschen Ländern. Naturgemäß sind die Deutschen, namentlich im Osten, die Träger der Cultur. Wissenschaft, Glaube, Gewerbfleiß, Sitte, Geschmack geht von ihnen aus, so sehr, daß die Litteraturen der kleineren Völker, unter denen sie wohnen, bei allem Streben, dem deutschen Einflusse sich zu entziehen, doch immer nur der Nachahmung deutscher Vorbilder verfallen und im deutschen Geiste, ohne es zu wissen, athmen.

Diese Stellung des deutschen Elementes zum Osten ist keine aufgedrungene, sondern eine naturgemäße. Die deutsche Wissenschaft und Cultur beherrscht unser Zeitalter, wir leben in einer germanischen Weltepoche, und wer in dieser Epoche wirklich leben und mit genießen will, der darf sich dem deutschen Geiste nicht entziehen sondern er muß vielmehr — das läßt sich einmal nicht ändern — denselben in sich aufzunehmen trachten Kein Franzose, kein Engländer wird seinen Geschmack, sein Kunsturtheil auf den Höhepunkt unserer Zeit bringen, ohne Winckelmann, Lessing, Goethe, Schiller ꝛc.; kein Volk mag in der Kunst unserer Zeit, in der Musik, sich mit dem deutschen messen, oder in der Philosophie mit den deutschen Philosophen, in der Naturanschauung mit unserem Humboldt ꝛc.

Gab es eine Zeit, wo die Welt vom französischen Geiste beherrscht war, so ist die unsere, und viel tiefer noch, von der welterschütternden Bewegung der Geister, die vor hundert Jahren in der deutschen Litteratur in Fluß kam, in Bewegung gesetzt; das wird kein tiefer Blickender läugnen. Eine solche Bemerkung, die nichts ist, als die Constatirung einer weltgeschichtlichen Thatsache, hat nichts zu schaffen mit dem Wunsche, den man dem nur allzu bescheidenen Deutschen so gerne imputiren möchte, irgend einen Nichtdeutschen zu germanisiren. Haben nicht die Deutschen über ein Jahrtausend dem römischen Geiste, der römischen Sprache, dann dem französischen Geiste und der französischen Sprache gehuldigt und sind doch weder Römer noch Franzosen geworden? Ist denn nicht der Deutsche selbst eben erst zur Selbstständigkeit gelangt, nachdem er sich an allen anderen welthistorischen Culturen geättigt hatte? In einem ähnlichen Verhältniß zur deutschen Cultur, wie einst die Deutschen zur römischen, stehen nothwendig jetzt die jüngeren Völker.

Digitized by Google

Indem diese civilisatorische Bedeutung des deutschen Elementes nun aber einerseits feststeht, indem dieser unvermeidliche und nothwendige Einfluß auf andere Nationalitäten wirkt, steht mit dieser geschichtlichen Stellung das Selbstbewußtsein des deutschen Volkes keineswegs in Einklang. Es ist wahrhaft demüthigend, wie ganze deutsche Landstriche, deutsche Städte und Märkte in Böhmen, Ungarn, Galizien ꝛc. sich der fremden Nationalität unterordnen und statt sich der Vortheile, die sie aus ihrer ihnen angestammten Cultur ziehen könnten, zu bedienen, eine fremde Cultur sich aneignen, die ihnen nur verkümmert wiedergiebt, was sie aus erster Quelle viel besser haben könnten. Man sollte denken, daß es sich von selbst versteht, daß die Aufgabe deutscher Colonieen im Osten darin besteht, daß sie bestrebt sind, die Vorzüge ihres Volkes zu pflegen und als Deutsche ein Vorbild zu sein. So wenig besitzt der Deutsche aber von jenem Selbstgefühl, das Völker groß macht, daß er im Gegentheil auch auf deutschem Boden schon es ganz natürlich findet, wenn seine Brüder, z. B. in Ungarn, Polen, sich entnationalisiren. Kann man ja in deutschen Blättern lesen, wie ein deutscher Prinz als Stockmagyare gefeiert wird, weil er in Ungarn geboren ist. Liebt man es doch Lenau und Karl Beck als Magyaren zu betrachten!

Das Privilegium ist in Ungarn vom Adel übergegangen auf eine Nationalität, die anderen Nationalitäten sind mundtodt und der Verkümmerung preisgegeben, die Deutschen auch! — — — Es sei gestattet, einige Streiflichter zu werfen in unser Ungarland hinein und die Hauptpunkte deutschen Lebens zunächst im ungarischen Berglande (d. i. der Slovakei) aufzuführen, um uns dann am Schluß zu fragen, ob diese Wurzeln deutscher Cultur und deutschen Lebens, von deren thatsächlichem lebenskräftigem Vorhandensein man sich am besten überzeugen wird, wenn man ihre Mundart, von der ich Einiges kurz mittheilen will, hört, eine Mundart, die, Jahrhunderte lang von Deutschland getrennt, sich erhalten und, ohne von ihrem deutschen Charakter etwas einzubüßen, sich in Ungarn erst durch Zuwanderungen zu der Eigenthümlichkeit entwickelt hat, durch die sie von anderen deutschen Mundarten unterschieden ist — ob diese Wurzeln deutschen Lebens bestimmt sein mögen, vertilgt oder nicht lieber gehegt und gepflegt zu werden?

Ich verweile diesmal nur bei den Deutschen des ungarischen Berglandes, die zusammen gehören, um ein Beispiel vorzuführen. Ich gebe damit den Gedanken nicht auf, auch die noch vollreicheren schwäbischen und baierischen Landstriche Ungarns einmal zu schildern.

I. Zusammenhang zwischen den Deutschen des ungarischen Berglandes und den Siebenbürger Sachsen. Versuch, aus der Mundart zu beweisen, worüber die Urkunden schweigen.

„Vor vielen Jahren schon haben Deutsche in Ungarn und Siebenbürgen gewohnt, und was für gemauerte Städte in Ungarn sind, die kommen alle von Deutschen, die sie erbaut haben, als: Gran, Ofen, Pest, Fünfkirchen, Stuhlweißenburg, Kaschau, Eperies, Zeben, Bartfeld, Leutschau, Neustadt und was dergleichen

Digitized by Google

herrlich und prächtig Gebäu mehr sind. Und ehe die Tattern ins Land gefallen und dasselbe erobert haben, vor so viel Jahren, haben die löblichen Deutschen die Bergwerke in Siebenbürgen und vornehmlich in der Rodnau und in der Neustadt ganz gewaltig gebaut. — — Was aber jetzt Deutsche in Siebenbürgen sind, nämlich wir, die sind der löblichen Deutschen Nachkommen, welche König Bela IV. nach Ungarn gebracht hat. — Als nach dem Krieg der König Bela arm war und unseren Völkern ihre Besoldung nicht zahlen konnte, schenkte er ihnen Freithum, daß sie Macht haben sollten im Lande zu bleiben, und des Landes wie sie wollten, nach ihrem Gefallen erblich zu gebrauchen, gab ihnen auch Freithum, gemauerte Städte zu bauen, und daß sie im Lande die dritte Nation sein sollten, auch Ehr und Gewalt zu haben, im Landtag zu raten und Alles wie die andern Nationen zu beschließen und zu vollenden, und daß sie Niemand als dem gekrönten König sollten unterthan sein. Also haben die löblichen Deutschen die Städte gebaut — in Siebenbürgen — die ganze Zips, von Kaschau — unter'm ganzen Gebirge längs Polen, das meiste Theil im Land ist alles deutsch gewesen — —. Es sind in den Städten gar keine Ungern gewesen, sondern diese sind hin und her in den Dörfern gesessen ꝛc. ꝛc." So und ausführlicher noch erzählt die alte siebenbürgische Sage (siehe Müllers siebenbürgische Sagen, S. 210). Und wenn in derselben auch nicht alles wörtlich zu nehmen ist, so weiß doch der mit Land und Leuten Vertraute, wie sehr dieses Bild der Vorzeit, was die Ausbreitung und den Zusammenhang des Deutschthums im nördlichen und östlichen Ungarn und in Siebenbürgen anlangt, thatsächlichen Verhältnissen entspricht, die noch heute vorhanden sind, freilich überall im Zustande des Verfalls, trümmerhafte Reste aus alter Zeit! Ich habe in einer Reihe von Schriften, die der Erforschung der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes gewidmet sind, auf diesen Gegenstand hingewiesen [1], und erlaube mir hier nur einige Thatsachen herauszuheben, die auch vielleicht einem weiteren Leserkreise von Interesse sind.

So wie die Siebenbürger Sachsen schon im 13. Jahrhundert als Ein Volk sich fühlten (unus sit populus), und auf ihrem Boden nur einem Deutschen das Bürgerrecht gestatteten, so fühlten sich die Schemnitzer Sachsen mit den Zipsern, Kaschauern ꝛc. und den deutschen Orten von Schemnitz bis an die Theiß (s. die in der Note angeführte „Darstellung" S. 52) als Ein Volk, so verbot König Bela IV. 1254 den Zipsern von Schmögen (de terra Sumugh) etwas von ihrem Grund und Boden an einen anderen, als an freie Deutsche zu verkaufen, den Neusohlern, den Mitgenuß der bürgerlichen Rechte anderen zu gestatten, als echten Deutschen (extra genuinos Germanos illos). In der Bergstadt Karpfen konnte ein Nichtdeutscher bis 1611 beim Magistrat nicht angestellt werden;

[1] In den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Classe, ein Wörterbuch 1858, Bde. 25, 27, Nachtrag 1859, Bd. 31, Darstellung der Mundarten ꝛc., 1863, Bd. 44; Lautlehre, Bd. 45. Die Sonderabdrücke bei Gerold unter dem Titel: „Schröer, Beitrag zu einem Wörterbuch der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes" und „Darstellung der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes, mit einer Karte". Wien 1864.

Digitized by Google

heutzutage ist der Ort fast ganz slavisch, so wie die Zips und die Bergstädte sich stark — slavisiren (nicht magyarisiren) und jene ihre Nationalität schützenden Vorrechte aufgegeben haben. Der Zusammenhang der deutschen Sprachinseln des ungarischen Berglandes lebt nur in der Sprache, in einzelnen Gebräuchen und Ueberlieferungen [1]. Die Sprachenkarten, in denen die Nationalitäten durch Farben unterschieden sind, geben uns nicht den Begriff von dem Eindruck, den diese Gegenden machen, wenn man sie bereist. Nach der Karte erscheint der ganze Nordrand von Ungarn als eine vorwaltend slavische Gegend. Der Fremde, der dieselbe flüchtig durchreist, wird überall „Magyaren" sehen, denn in allen größeren Orten, wo man halbwegs Unterkunft findet, sind die „Honoratioren", mit denen er in Berührung kommt, meist — Deutsche, die aber für das magyarische Stammesinteresse bekanntlich leben und sterben und die ihn auch über ihre Nationalität vollkommen täuschen werden, obwohl sie nur schlecht ungarisch, jedenfalls besser deutsch und slovakisch reden. Der Eingeborne nur erkennt die thatsächliche Sachlage, daß die auf einer niederen Culturstufe stehende Landbevölkerung wohl meistentheils slovakischen Stammes ist, und daß das Culturelement, der Kern der Bürgerschaft in den Städten, der Gewerbtreibende, der Handelsstand, der Bergmann noch immer im Ganzen deutsch ist, nur zum Theile schon slavisirt. Scheinbar macht der Magyarismus hier Fortschritte, thatsächlich doch nur der Slavismus. Die südliche Grenze, die dieses Gebiet, das unter dem Namen der Slovakei bekannt ist, abgrenzt, sind die Orte: Pressburg, Diószegh, Balassa-Gyarmath, Rima-Szombath (Groß-Steffelsdorf), Kaschau [2]. Höher hinauf ist das magyarische Element, kleinere Schwankungen dieser Grenzlinie abgerechnet, nie vorgedrungen. Wenn wir die Deutschen dieses Gebietes näher ins Auge fassen, so erscheinen uns die in Pressburg, St. Georgen, Pösing, Modern, Groß-Schützen, Freistadtl, Neutra noch von Oesterreich aus eingewandert; hier herrscht noch die österreichisch-baierische Mund-

[1] Ich bemerke ausdrücklich, daß ich diesmal nur von den Deutschen des Berglandes spreche, die eine zusammengehörige Gruppe mitteldeutschen Stammes bilden, indem die deutschen Sprachinseln: 1. von Pressburg bis St. Gothard (die den Neusiedler See einschließt), 2. um Pest und Ofen, 3 von Fünfkirchen bis Szegard, südlich bis Torda, 4. südlich der Maros bis Temesvar, so wie die kleineren deutschen Enclaven, über das ganze mittlere und südliche Ungarn zerstreut, oberdeutschen Stammes sind.

[2] In den äußersten nordöstlichen Gespanschaften werden wohl noch deutsche Ansiedlungen namhaft gemacht (z. B. in Schönborn, Német-Mako, Huszt, Visk, Tecsö u. s. f.), die die Verbindung zwischen Zipsern und Siebenbürger Sachsen herstellen, doch ist mir die Gegend zu wenig bekannt, als daß ich mir über dieselben ein Urtheil erlauben sollte. Belius in seinem „Compendium Hungariae" (editio quarta 1 92) sagt S. 313: „occupant comitatum (Maramarusiensem) Hungari, Rutheni, Valachi —. Hinc inde Saxonum visuntur reliquiae", und zu dem Orte Visk: „civibus Germanis gaudet, qui idiomate nimium corrupto utuntur et linum copiose et cum fructu colun". Vielleicht trügt meine Ahnung nicht, und ist in jener Mundart, die Belius als corrupt bezeichnet, eine Sprache erhalten, die den Uebergang bildet vom Siebenbürgisch-sächsisch zum Zipserischen. Es wäre eine Aufgabe für jene Siebenbürger Sachsen, die der Erforschung ihrer Mundart leben, diesem Zusammenhange nachzugehen.

Digitized by Google

art; von Neutra nördlich und östlich hören wir schon überall einen davon verschiedenen Dialekt, zwar kein Niederdeutsch, wie Häuflers Sprachkarte angiebt, wohl aber ein verschiedenartig schattirtes Mitteldeutsch, d. h. ein Deutsch, dessen Heimat im mittleren Deutschland, am Rhein, zwischen Karlsruhe und Köln, am Westerwald, in Franken, Thüringen, Ober-Sachsen, Schlesien zu suchen ist. Zu dieser mitteldeutschen Bevölkerung gehören auch noch zwei Ortschaften, die südlicher gelegen sind, schon mitten im magyarischen Sprachgebiet, die eine, Lorenzen (Vámos-Mikola), fast völlig schon magyarisirt, die andere Deutsch-Pilsen (Németh-Börsöny), beide im Süden der Honter Gespanschaft gegen Gran zu.

Die Hauptpunkte des ungarischen Berglandes überhaupt, die Bergstädte, das Zipserland und Kaschau, sind (und waren es früher noch mehr) zugleich auch die Hauptstützpunkte des deutschen Elementes. Wie und wann ihre Einwanderung geschehen ist, darüber fehlen alle zuverlässigen gleichzeitigen Zeugnisse; spätere Nachrichten setzen eine Haupteinwanderung von Deutschen nach Siebenbürgen, in die Zips und in die Bergstädte in die Mitte des 12. Jahrhunderts, und gegen das Ende des 12. Jahrhunderts kommen allerdings in Siebenbürgen auch schon Teutonici und Flandrenses vor. Daß diese erste große Einwanderung nach Ungarn und Siebenbürgen im 12. Jahrhundert stattgefunden und daß sie von einer zusammengehörigen Volksmasse geschehen sei, wie jene späteren Nachrichten vermuthen lassen, dies zeigen die lebenden Mundarten und wird sich bei erweiterter Kenntniß namentlich des Siebenbürger Sächsischen immer deutlicher und voller herausstellen. Wenn man nämlich die Mundarten der Siebenbürger Sachsen und die des ungarischen Berglandes mit einander vergleicht, so finden wir: 1. solche Uebereinstimmungen, die auf ein gemeinsames Vaterland (von der Mitte des Rheines bis an seine Mündungen hin [1]) hinweisen; 2. solche Wortbildungen, die zwar ganz deutsch und doch keiner anderen lebenden deutschen Mundart mehr eigen sind, als denen des ungarischen Berglandes und Siebenbürgens.

Die Verfolgung dieser oft überraschenden Erscheinungen ist höchst anziehend. Wenn man z. B. in Pilsen, einem deutschen Orte in der Honter Gespanschaft, der rings von Magyaren eingeschlossen, 24 Meilen von Leutschau entfernt und durch eine Mauer von Magyaren und Slovaken, die dazwischen wohnen, getrennt ist, einem Orte, der von Wein- und Ackerbau lebt und mit der Zips in gar keinem Verkehr steht, wenn man hier eine Mundart hört, deren Erscheinungen nur in der weniger unverständlichen Zipser Sprache ihre Erklärung finden. Wie überrascht es aber vollends, wenn der Pilsener einen Bergrücken, den er bebaut, Hunsrück nennt, so wie der Hermannstädter, der über 60 Meilen weit durch Magyaren und Wallachen von dem Pilsener getrennt ist, seinen rheinischen Hunsrück hat. Aber noch mehr! Der Pilsener erzählt uns, der benachbarte Ort Vámos-

[1] Der niederrheinische Ausdruck die sife, Seife für Bach, der überall auftritt, wo Einwanderungen vom Niederrhein stattgefunden haben, ist z. B. auch in Siebenbürgen, in der Zips, und den ungarischen Bergstädten überall reichlich anzutreffen u. dgl. m.

Digitized by Google

Mikola, „den wir Sachsen (der Pilsener ist der Meinung, wie der Zipser und Siebenbürger, er sei ein Sachse) Lorenzen nennen", habe ehemals eine noch seltsamere deutsche Sprache gehabt als er (jetzt sprechen nur die Alten noch deutsch), dort habe die Suppe das laewert geheißen. Dies Wort kennt selbst der Zipser nicht mehr, nur der Dopschauer an der Grenze der Zips kennt es noch, indem er eine gewisse „belieberte" (geronnene) saure Suppe leebert oder fischleebert, und der Krickerhäuer, der verschiedene Suppenarten laewet nennt. In Siebenbürgen heißt bei den Sachsen die Suppe noch allgemein das laawend, laewend. (Ueber die ähnlich wie in Aachen in dieser Mundart auch sonst vorkommende Verwandlung des ER in EN habe ich ausführlich gesprochen im Nachtrage zu meinem Wörterbuch.) Ausdrücken, die der Zips eigen sind, begegnen wir in Pilsen auf jedem Schritt. Wenn der Pilsener ruft: hano! für ei, sieh' da u. dgl., ganz wie der Schmöllnitzer, Göllnitzer, wenn er für treten sappen sagt, wie der Leutschauer, Käsmarker, oder für zusammen jedesmal zâf, was sich aus dem zipserischen ze houf (zu Hauf) erklärt, das eben so gebraucht wird u. s. f., u. s. f. In den oben in der Anmerkung genannten Schriften sind solche Uebereinstimmungen viel zahlreicher noch nachgewiesen. Aber auch zwischen den anderen von den ungarischen Bergstädten aus colonisirten Orten [1] und der Zips finden sich die zahlreichsten überraschenden Uebereinstimmungen. Wenn der Krickerhäuer z. B. ein seltsames kockê (gockee) überall einschaltet, das zu kockebêr und kockebittener erweitert und aus dem zipser'schen gottge (d. i. Gott gebe!), gottge wer, gottge wittener (wie gethaner) zu erklären ist u. dgl. m. Ueberraschend sind uns solche Entdeckungen von Uebereinstimmungen auf Tritt und Schritt anfangs deßhalb, weil bei oberflächlicher Betrachtung uns diese Mundarten grundverschieden vorkommen, so wie in der That ihre Zusammengehörigkeit früher eher bestritten als behauptet worden ist. Erst bei näherer Betrachtung, auf die hier nicht eingegangen werden kann, bei Vergleichung von Vocalen und Consonanten, Flexionen und Satzbau zeigt sich, daß es sich hier um Mundarten Eines Dialektes handelt, der erst in Ungarn, durch spätere Zuwanderungen zu den ursprünglichen Colonieen, diese Mischung und Färbung erhalten hat, der unter allen deutschen Dialekten am meisten mit dem siebenbürgisch-sächsischen (der gleichfalls in Mundarten zerfällt) gemein hat, obwohl er viel mehr als dieser von seinem niederrheinischen Charakter eingebüßt und durch Zuwanderungen aus verschiedenen Gegenden Mittel-Deutschlands, in geringerem Maße aus Ober-Deutschland, den übrigen mitteldeutschen Dialekten ähnlicher geworden ist, als das der Mundart zwischen Köln und Aachen naheſtehende Siebenbürgisch-sächsisch. Die scheinbar großen Verschiedenheiten der Mundarten beruhen zum Theil darauf, daß sich auf den Dörfern Alterthümliches erhalten, und daß sich dort manches vergröbert hat (wie in den „Gründen" und in den Häudörfern, wo überall W zu B wird), so daß dadurch die äußere

[1] Den Handerburzen, den Häudörflern, Krickerhäuern, Kremnitzern, Dopschauern, Metzenseifnern ꝛc.

Digitized by Google

Physiognomie der Mundart ein verändertes Ansehen gewinnt. Um aber die geschichtliche Wahrheit einer alten Sage, wie die gemeinsame Einwanderung der Siebenbürger, Zipser und Bergstädter aus der Mundart zu beweisen, wird es starker, einleuchtender Beweisgründe bedürfen. Was am meisten dafür spricht, ist der nachweisbare und nun nachgewiesene Zusammenhang der Mundarten. Aber sollte dieser Zusammenhang nicht durch spätere Zuwanderungen hineingetragen sein? Daß dies nicht der Fall ist, scheint daraus zu erhellen, daß, wenn solche Zuwanderungen später (nach dem Tatareneinfall) stattgefunden hätten, dies geschichtlich zu erweisen sein müßte; denn es müßten sehr bedeutende Zuwanderungen auf einmal in die ungarischen Bergstädte, in die Zips und nach Siebenbürgen gekommen sein, die im Stande waren, ein Jahrhunderte überdauerndes Band der Gemeinschaft unter allen den zerstreuten und zerbröckelten Colonieen zu knüpfen, und ein solches Ereigniß nach dem Tatareneinfalle hätte uns die Geschichte aufbewahrt[1]. Man bedenke nur, was dazu gehört, daß sich ein Gemeinsames in der Mundart von Stämmen, die von einander getrennt sind, erhalte, auch noch, wenn deren Sprachen sich schon in ganz verschiedenartiger Weise, abgesondert von einander entwickelt haben[2]. Es dürfte aber lehrreich, ja vielleicht entscheidend sein, zu beachten, welche Wörter diese ungarischen und siebenbürgischen Deutschen mit einander gemein haben. Ich wähle nur einige Beispiele heraus, und zwar diejenigen, die in anderen Dialekten außer Ungarn und Siebenbürgen gar nicht mehr oder nur selten vorkommen.

In allen diesen Mundarten lebt die Erinnerung an das Meer, als ob unsere Deutschen demselben einst näher gewohnt hätten. (Siehe meine Darstellung S. [318] 69); Krickerhäuer, Zipser und Siebenbürger Sachsen nennen einen tiefen See, wie es deren in den Karpathen der Zips und Siebenbürgens viele giebt, Meerauge. Den Acker mißt man in der Zips und in Siebenbürgen — nachweislich seit dem 14. Jahrhundert und so wohl früher schon — nach Ertagen; der Ertag ist beiderorts ein Feldmaß, wie Joch, Tagwerk u. dgl. Die Schwelle des Hauses heißt im ungarischen Bergland und in Siebenbürgen der türpel (Thürpfahl), ein in niederdeutschen und mitteldeutschen Mundarten wohl noch, aber nur entstellt vorkommendes Wort. Ein dem Siebenbürger und dem Zipser Sachsen

[1] Merkwürdig ist, daß die Händörfler, so wie die „Cimbri" sagen, sie seien einst Bergleute gewesen. Ihre Dörfer sind Häne, d. i. Rodungen in den Wäldern der Bergstädte, und sind von den Bergstädten aus colonisirt. Das erklärt den Zusammenhang mit den ältesten ungarischen Bergstädten. Die Uebereinstimmungen dieser Städte mit der Zips und Siebenbürgen scheinen aber aus gleichzeitiger urgemeinsamer Gründung zu erklären.

[2] Wenn die übereinstimmenden Wörter (wie gockè, záf u. dgl.), die der besonderen Mundart eigenen Wandlungen der Laute mit durchgemacht haben, dann ist die Uebereinstimmung gewiß keine solche, die später in den Dialekt hineingekommen ist. Auch letzteres kommt wohl vor. Wenn der Gründner z. B. lucken für lugen (schauen) sagt, im Imperativ Pl. aber léut (sehet!), was eine oberpfälzische Form ist, die sich auch bei den „cimbrischen" Deutschen von Ghiazza findet, so ist dieser Imperativ allerdings ein späterer Eindringling und zeigt von einer späteren Zuwanderung.

Digitized by Google

gleich eigenthümliches Backwerk heißt die handlich oder honklich. Der Holzteller heißt beiderorts die Scheibe. Sich bedrehen bedeutet im ungarischen Bergland und in Siebenbürgen Platz haben (wir bedrehen uns in dem Zimmer); mäzen bedeutet beiderorts küssen, emereng (althochdeutsch umbiring) in der Zips und in Siebenbürgen ringsum. Ich glaube, daß diese Wörter (das Meerange, der Ertag, der Thürpel, die Handlich, die Scheibe, Platz haben, küssen, ringsum), so wie die oben berührten, der Hunsrück und das laewert, laewend, laewet, die sife, gerade solche Begriffe bezeichnen, die gleichsam zur Ureinrichtung der Ansiedler gehören, die die Einwanderer beiderorts mitbrachten und nicht erst später erhalten haben konnten. Daß solche Wörter, wenn sie Colonieen, die seit Jahrhunderten weit auseinander wohnen, gemeinsam eigen sind, für nähere Blutsverwandtschaft derselben zeugen, das beweist auf das Schlagendste, daß keines derselben in den oberdeutschen Sprachinseln (die zum Theile einer oder der anderen unserer mitteldeutschen Colonieen näher liegen, als manche derselben zu einander, ja die selbst oft dazwischen eingeschoben sind) eingedrungen ist. Kein Banater Schwabe, kein Sexarder, kein Pester, Ofner, Wieselburger, Oedenburger, Presburger versteht, was das heißt: sich bedrehen oder was der Türpel, der Ertag, das Meerange, die Handlich, das Leebert ist [1].

Und so beurkunden uns denn die lebenden Mundarten, worüber die geschriebenen Urkunden schweigen und wovon nur die Sage noch eine Erinnerung bewahrt, daß die Haupteinwanderung von Deutschen im ungarischen Bergland und in Siebenbürgen wirklich eine gemeinsame, zusammenhängende ist.

II. Ueberblick der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes.

Wenn wir von allen Einzelnheiten absehen und nur ganz im Großen die Deutschen des ungarischen Berglandes als Ein Volk zusammenfassen, so lassen sich dieselben nach Hauptmundarten in folgender Weise eintheilen und näher bezeichnen. Indem den Presburgern z. B. die Sprache des gebildeten Kremnitzers, Neusohlers, Schemnitzers, Kaschauers, Dopschauers schlechthin „zipserisch" klingt, fühlen die Zipser selbst weniger deutlich das Gemeinsame als das Unterscheidende dieser Mundarten heraus und wollen den Ausdruck „zipserisch" nicht einmal für alle Mundarten der Zipser Gespanschaft gelten lassen. Zipserisch ist ihnen nur die Sprache in und um Leutschau und Käsmark, die jetzige Sprache der ältesten

[1] Unrichtig ist es daher, wenn das Deutsch des ungarischen Berglandes als ungarisch-deutsch oder deutsch-ungarisch bezeichnet wird, wie dies in Grimms Wörterbuch geschieht, wo dasselbe II., 1735, 1752, 1760, 1767 u. ff., mein Wörterbuch der Mundarten des ungarischen Berglandes citirend, das betreffende angeführte Wort einmal als deutsch-ungarisch, einmal als ungarisch-deutsch bezeichnet. Ungarisch-deutsch würde ich das gebrochene Deutsch nennen, das der Nationalmagyar spricht, so wie slovakisch-deutsch, serbisch-deutsch, wallachisch-deutsch das Deutsch der Slovaken, Serben, Wallachen; deutsch-ungarisch das Deutsch des Deutsch-Ungarn (vergl. deutsch-böhmisch und böhmisch-deutsch). Dies aber kann als Mundart nicht zusammengefaßt werden, weil es oberdeutsche und mitteldeutsche Mundarten in Ungarn giebt.

Digitized by Google

Einwanderer in die Zips; im Süden der Gespanschaft, in den Gründen, die erst im 13./14. Jahrhundert, wahrscheinlich größtentheils von den Bergstädten her mit Bergleuten colonisirt sind, spricht man nicht zipserisch, sondern gründnerisch. Diese Sprache ist nun aber für jeden Nicht-Zipser nichts anderes als zipserisch, mit dem Unterschied, daß sie alterthümliche Formen besser bewahrt hat und durch Umwandlung des W in B ein etwas vergröbertes Ansehen gewinnt. Beide Eigenschaften hat das „Gründnerisch" mit der Mundart von Metzenseifen und den ungarischen Bergstädten [1] Dopschau und Kremnitz gemein, deren Sprache wieder den Uebergang bildet vom Gründnerischen zur Sprache der „Häudörfer", die von den ungarischen Bergstädten aus bevölkert, also mit den Gründnern gleichen Ursprungs sind. Wir haben also im ungarischen Berglande Deutsche, die einen gemeinsamen mitteldeutschen Dialekt sprechen, dessen Auseinandergehen in Mundarten etwa in folgender Weise sich darstellt:

Mitteldeutscher Zipser Dialekt.

Mundart der ungarischen Bergstädte (Kremnitz) | Zipser Mundart.

Gründner, Metzenseifner, Dopschauer, Krickerhäuer, Handerburzen oder Häudörfler ꝛc.

Ein Räthsel.

Eine auffallende und räthselhafte Erscheinung ist die Uebereinstimmung der Gründner und noch mehr der Krickerhäuer Mundart mit der der sogenannten Cimbri in Italien. Wenn man die Isolirtheit dieses kleinen Völkchens, die große Entfernung desselben von unseren Mundarten erwägt, so staunt man billig wie über ein Wunder, wenn sich hier Uebereinstimmungen finden, durch die sich beide von allen übrigen deutschen Mundarten unterscheiden. Nur einige Beispiele: Die F und V vor Vocalen werden in den sette comuni durchaus W gesprochen (geschrieben V); die W ebenso durchaus B; das eu spricht man in den sette comuni äü. Das auslautende ich wird och. Seltsam und unkenntlich klingen daher Wörter, wie Feuer, wahr, Attich: wäür, baar, atoch in den sette comuni; in Krickerhäu, Pilsen lauten sie ebenso: waür, baar, âtoch. Ist dies schon auffallend, so läßt sich doch eine Zuwanderung aus dem Süden annehmen, die solche Uebereinstimmungen in einzelne Mundarten des ungarischen Berglandes hineingetragen haben. Unerklärlicher noch wird aber das Räthsel, indem in älteren Sprachdenkmälern auch der Zips (im engeren Sinne) und Siebenbürgens, wo jetzt diese Erscheinungen nicht mehr vorkommen, dieselben zu Tage treten, namentlich das W im Anlaut für F. Dazu kommt, daß die Bewohner der sette comuni ihr Land Sevenperge (Siebenbürgen?) nennen und daß in ihrer Sprache, die im Ganzen

[1] Ich verstehe unter den ungarischen Bergstädten hier die Bergstädte außer der Zips.

Digitized by Google

zu den baierisch-österreichischen Mundarten zu zählen ist, ganz unläugbare mitteldeutsche und niederländische Elemente nachzuweisen sind. (S. darüber meine Darstellung S. 343, 344 u. s. w.)

Neue Werke über Musik und Musiker.

II.

(Karl Maria v. Weber. Ein Lebensbild von Max Maria v. Weber. Zwei Bände. Leipzig bei Ernst Keil. 1864.)

Genau ein Jahr nach Erscheinen des ersten Bandes von Webers Biographie ist nunmehr der zweite nachgefolgt, und damit das „Lebensbild" des von ganz Deutschland so heißgeliebten Meisters abgeschlossen. Ein noch in Aussicht stehender „dritter Band" wird Webers theoretische, kritische und belletristische Aufsätze in vollständiger Sammlung enthalten, eine werthvolle Zugabe, die indeß mit der Biographie selbst in keinem Zusammenhang steht. Wir haben seinerzeit den ersten Band mit freudiger Anerkennung begrüßt; nunmehr können wir mit gleicher Befriedigung berichten, daß der zweite hinter seinem Vorgänger nicht zurückgeblieben ist.

Ob man dem ersten oder dem zweiten Band den Vorzug einräume, wird davon abhängen, wie der Leser sich zu dem Stoffe stellt. Wer vor Allem Neues erfahren will, die erste Lichtung dunkler, bisher undurchdringlich verwachsener Gebiete, der wird den neuen Band kaum so begierig verschlingen, wie den ersten. „Verschlingen" sagen wir nicht ohne Absicht, denn das stoffliche, geradezu novellistische Interesse herrscht im ersten Bande mit einer Gewalt, daß auch der Nichtmusiker sich wie von einem Roman gefesselt fühlt. Oder giebt es ein romanhafteres Leben, einen wunderlicheren Charakter, ein wechselvolleres Schicksal, als das des Fähndrichs, Amtmanns, Stadtmusikanten, Lithographen und reisenden Komödiantenprincipals Anton v. Weber, Karl Marias Vater? Giebt es bewegtere Jugend- und Wanderjahre, als die Karl Maria Webers, merkwürdigere Culturbilder aus Deutschlands jüngster Vergangenheit, als dessen Stellung und Erlebnisse am württembergischen Hofe in den Jahren 1807 bis 1810! Und wie anschaulich weiß Max von Weber dies Alles im ersten Band zu schildern! Auf diese „dunkle Zeit", von der Weber später selbst gegen seine Frau und seine vertrautesten Freunde niemals sprach, folgte als erster Lichtblick die Studienzeit in Mannheim und Darmstadt, wo Weber mit den Herzensfreunden Meyerbeer und Gänsbacher der Lehre des musikalischen Orakelmannes Abbé Vogler lauschte. Hierauf die Aufführungen von Webers ersten Opern, „Abu Hassan" in München und „Sylvana" in Berlin, endlich (1813) das Engagement als Kapellmeister am Prager Theater unter Liebich. Die Prager Epoche, diese schöne Zeit jugendfrischen Kunststrebens und

Digitized by Google

Wirkens, beseeligender Liebe und glücklichen Brautstandes bildete den Schluß des ersten Bandes. Mit dem Antritt der neuen Wirksamkeit in Dresden (Jänner 1817) beginnt der zweite Band der Biographie.

Ein stoffliches Interesse von solcher Fülle und Neuheit hat die zweite Hälfte von Webers Leben nicht zur Verfügung. Es sind einfachere Verhältnisse, bekanntere Thatsachen, die uns hier vorgeführt werden. Mit Ausnahme der drei Reisen Webers nach Berlin, Wien und London (behufs der Aufführungen von „Freischütz", „Euryanthe" und „Oberon") bleibt der Schauplatz, Dresden, nunmehr unverändert derselbe. Die Ereignisse liegen sämmtlich unserem Gedächtnisse näher, namentlich sind von dem Zeitpunkt, da Weber durch den „Freischütz" ein weltberühmter Name geworden, die Schicksale des Componisten und seiner Opern im Wesentlichen allgemein bekannt. Im gleichen Maße aber, als der novellistische Reiz im ersten Band vorwiegt, tritt im zweiten das künstlerische Element mächtig in den Vordergrund. Das Leben des Componisten wickelt sich nicht mehr so romanhaft ab, aber es wird inhaltvoller, bedeutender, ja im strengsten Sinn überhaupt erst bedeutend für die Kunst und somit wichtig für die Nachwelt. Die Schöpfungen, in denen Webers reiche Begabung zum ersten Male sich voll und frei entfaltet hat — „Freischütz", „Preciosa", „Euryanthe" und „Oberon" — sie stammen alle aus der Dresdner Zeit Der Biograph kann somit in diesem Bande kaum einen Schritt vorwärts machen, ohne bereits Bekanntes zu erwähnen, aber auch keinen Schritt, ohne an tausend sympathische Gefühle und Erinnerungen jedes Lesers zauberisch zu rühren. Die Darstellung Max Webers ist sich gleich geblieben; der allseitig gebildete geistreiche Beobachter, der gewissenhafte Forscher, der feine, anmuthige Stilist, den wir aus dem ersten Band der Biographie und mancher belletristischen Arbeit liebgewonnen, hat sich nicht verändert. Einige Hinneigung zur Breite, hin und wieder ein gekünstelter Ausdruck oder Periodenbau sind die einzigen schwachen Flecken, die auf Webers Darstellung haften, ohne jedoch den günstigen Totaleindruck zu schädigen. Die große Ausdehnung seines Werkes und die bequeme Breite mancher allgemeineren Partieen verzeihen wir Max v. Weber weit eher, als jedem Andern. Wir haben uns in jüngster Zeit über die Weitschweifigkeit mancher Musikerbiographien beklagt, die ein geringeres Volumen als Webers „Lebensbild" einnehmen. Hier werden wir höchstens bemerken, was uns dort schon zur Verzweiflung bringt. Es ist eben ein Unterschied, ob ein Mann von Geist und Bildung zu uns spricht, oder ein trockener, von seinem Stoff erdrückter Pedant. Diese überall durchschimmernde und doch niemals sich vordrängende allgemeine Bildung des Verfassers, seine feine scharfe Auffassung und stilistische Kunst verleihen dem Weber'schen „Lebensbild" ein ungemeines künstlerisches Uebergewicht über die meisten Tonkünstlerbiographien, die wir besitzen.

Keine kleine Aufgabe ist es, das Leben und Wirken des eigenen Vaters zu schildern und die strenge Wahrheitsliebe des Historikers mit der liebevollen Pietät des Sohnes zu vereinigen. Max v. Weber hat diese Schwierigkeit mit bewunderungswürdigem Takt bezwungen. Er verschweigt und beschönigt nichts, weder an

Digitized by Google

dem Menschen noch an dem Künstler, und dennoch fühlen wir in jeder Zeile, wie hoch ihm das Herz für beide schlägt. „Ich panzerte mich", sagt er in der Vorrede, „gegen den peinlichen Gedanken, von der Welt hier zu vieler, dort zu geringer Liebe gezogen zu werden, mit dem Bewußtsein, das rechte Maß davon gewiß im Herzen getragen zu haben." In dieser Hinsicht bietet der zweite Band dem Sohne eine ungleich lohnendere Aufgabe, denn während er in Webers Jugendzeit manche Verirrung erwähnen mußte, brachte ihm Webers spätere Zeit fast nur die Lichtseiten dieses Charakters entgegen. Karl Maria v. Weber entfaltet da die ganze Liebenswürdigkeit seiner edlen, warmen, groß und schön ausgebildeten Natur. Wie rührend ist seine aufopfernde Liebe für Frau und Kind, seine echte Freundschaft und selbstverläugnende Collegialität, sein rastloses künstlerisches Streben, seine Bescheidenheit inmitten der berauschendsten Huldigungen! Wie tragisch sein einsames Sterben in fremdem Lande, nach welchem er, allen Bitten und Mahnungen zu trotz, krank und schwermüthig reiste, um durch letzte tödtliche Anstrengungen die Zukunft von Frau und Kind zu sichern!

Der zweite Band von Webers Biographie beginnt mit einer ausführlichen Schilderung Dresdens, des Schauplatzes, auf dem die folgenden Ereignisse sich abspielen sollten, — ein meisterhafter Essai über die äußere Physiognomie, die politischen, socialen und künstlerischen Zustände dieser Residenz zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Wir können uns nicht versagen, einige charakteristische Stellen daraus hier mitzutheilen.

„Die Grenzlinie zwischen den Lebensformen des denkenden, kritischen Norden und dem lebenden und genießenden Süden kann man als durch Dresden liegend annehmen. Beidlebig, ohne ausgesprochene Begabung für eine derselben, ist es auf die Würdigung beider angewiesen, ohne ihrer froh werden, in einer derselben sich charakteristisch entwickeln zu können[1]. Der Umtrieb beider Strömungen schliff den Volksgeist glatt, nahm ihm die Ecken, aber auch die bedeutsamen Formen und bildete ihn umgänglich, nicht leicht nach einer Seite hin offen verstoßend, alles gelten lassend, aber natürlich dabei auf die Schöpfung einer eigenen festen Richtung vergessend." „Eine patriarchalische, wohlmeinende Regierung, an deren Spitze immer geliebte Fürsten standen, hatte das Volk daran gewöhnt, mit blindem Vertrauen den Blick vom Thun und Lassen der Regierung abzuwenden und sich aller Theilnahme am öffentlichen Leben in stillschweigendem Eingeständniß der Bescheidenheit des Unterthanenverstandes zu entäußern. Das Publicum war durch von oben herab ertönende Orakel in dem Glauben erzogen, daß die Blüthe der Kunst in Dresden durch eine mittelmäßige Akademie, die herrliche Capelle, die von Einheimischen so gut wie gar nicht benutzten Sammlungen und besonders die italienische Oper so sicher gewahrt sei, daß es sich völlig berechtigt glaubte, von

[1] Wenn der Verfasser hier von der „böhmisch-slavischen Leichtlebigkeit" spricht, so scheint er uns das böhmische Nationaltemperament mit dem polnischen zu verwechseln. Die Böhmen sind, unseres Erachtens, alles Andere eher, als „leichtlebig".

Digitized by Google

jeder eigenen Bestrebung in dieser Richtung abzusehen." „Mit der Theilung Sachsens trat die Tendenz, alles Geltenlassen des Guten, Neuen und Bedeutenden, das außerhalb Sachsen erschien, als Zeichen unpatriotischer Gesinnung anzusehen, immer mehr hervor; ja das Maß der Vaterlandsliebe jedes Individuums wurde nach dem Wärmegrad des prüfungslosen Lobes abgeschätzt, mit dem es die sächsischen Verhältnisse über alle anderen erhob und die Anschauungen und Gesichtskreise brachen ängstlich in immer kleinere Sphären zusammen." Der Adel war — im vollen Gegensatz zum österreichischen — arm, in Coterien abgeschlossen, ohne geistigen Vortritt in der Nation, beanspruchte aber trotzdem als ein ihm zukommendes Recht alle einträglichen Stellen am Hofe, in der Verwaltung und der Armee. „Eine unglückliche schwankende Politik, die in hundert Jahren Sachsen sechsmal die Partie zwischen dem katholischen Süden und dem protestantischen Norden wechseln ließ, hatte dem Volke jede bestimmte politische Richtung genommen, ihre Spuren auf dem Charakter desselben zurückgelassen. So wurde die Mittelmäßigkeit zum Grundton des öffentlichen Lebens, das „point de zèle" zur Maxime und die Beschränkung des Blickes auf die Grenzen des Landes, die Genielosigkeit zur Bedingung des Genügens im öffentlichen Dienste gemacht. Der Hof war noch nicht das primum, sondern das solum mobile, um das sich das Leben und Denken der Residenz bewegte. Zum Hofe in irgend einer Beziehung zu stehen, einen Titel vor den Namen stellen zu dürfen, in dem das Wort „Hof" vorkam, erschien den meisten Bewohnern Dresdens, vom einfachen Gewerbsmeister an, bis zum stolzen Mitglied einer der eingewanderten italienischen Adelsfamilien hinauf, als eines der wünschenswerthesten Güter." Der Verfasser schildert hierauf den großen Einfluß der Italiener in dem damaligen Dresden, der bald so weit ging, daß der Begriff italienisch fast gleichbedeutend mit höfisch und fein, besonders aber mit geschmackvoll und vornehm gebraucht wurde. „Jeder, der auch nur entfernt zum Hofe in Beziehung stand, glaubte dies nicht besser kundgeben zu können, als daß er sich als Verehrer italienischer Kunst zur Schau trug."

Unter dem Druck dieses vom Hofe bevorzugten Welschthums litt Weber zeitlebens nicht wenig. In Dresden hatte sich der letzte Rest der alten italienischen Hofoper erhalten, die als stabiles Institut in den übrigen deutschen Hauptstädten längst beseitigt war Der sächsische Hof war weit entfernt, mit der Berufung Webers die deutsche Oper an die Stelle der italienischen zu setzen, — allein die erstere neben der letzteren zuzulassen, das war eine vom Zeitgeist geforderte Concession, der man sich nicht mehr entziehen konnte. Die Schöpfung einer deutschen Oper in Dresden und die Berufung Webers an die Spitze derselben ist zum größten Theil das Verdienst des Intendanten Graf Heinrich Vitzthum, eines der gebildetsten, freisinnigsten und edelsten Beamten, die je am sächsischen Hofe wirkten. Vitzthum, der unserm Weber allzeit einer treuen Freund und Beschützer blieb, war aber seinerseits in den wichtigsten Maßregeln gebunden und gehindert durch seinen tyrannischen und engherzigen Chef, den Cabinetsminister Graf Einsiedel. Dieser bildete die Spitze der bureaukratischen und aristokratischen Opposition gegen Weber und die

Digitized by Google

deutsche Oper; das Haupt der künstlerischen war der Capellmeister Francesco Morlacchi. Dieser schlaue Italiener und ganz unbedeutende Componist genoß in hohem Grad die Gunst des Hofes, insbesondere des Königs selbst. Vor Webers Eintreffen war er unumschränkter Beherrscher der Dresdner Oper und Capelle und dadurch so verwöhnt, daß ihm schon die Anstellung des berühmten Geigers Polledro als Concertmeister als eine Beeinträchtigung seiner Macht lästig erschien, und diesem seine Feindschaft zuzog. Obwohl dreißig Jahre lang in Deutschland ansässig, hatte es doch Morlacchi nicht einmal der Mühe werth gefunden, deutsch zu lernen. Es ist traurig, constatiren zu müssen, daß Weber in allen Stücken hinter Morlacchi zurückgesetzt wurde, daß die deutsche Oper, trotz der schönen Blüthe, zu der Weber sie alsbald brachte, stets nur als ein Aschenbrödel neben der italienischen stand, die längst jede künstlerische Bedeutung verloren hatte. Selbst nachdem Weber in ganz Deutschland gefeiert und populär war, konnte man sich in den maßgebenden Kreisen Dresdens nicht entschließen, etwas besonderes in dem kleinen Capellmeister zu sehen. Vitzthums Antrag, Weber mit einem Verdienstorden auszuzeichnen, wurde kurz abgewiesen. Trotz alledem hing Weber mit rührender Anhänglichkeit an Dresden und der königlichen Familie. Die zahlreichen neuen Details, die der Verfasser über Webers amtliche und künstlerische Stellung in Dresden mittheilt, sind von großem Interesse und von Wichtigkeit für die Entwicklungsgeschichte der deutschen Oper in — Deutschland.

Im Jahre 1817 begann Weber die Composition des „Freischütz", ursprünglich von Friedrich Kind „Die Jägerbraut" betitelt, gleichzeitig schrieb er die Musik zu dem Schauspiele „Preciosa". Beide Werke wurden zuerst in Berlin aufgeführt, wo Weber in dem trefflichen Grafen Brühl, diesem Muster von einem Hoftheaterintendanten, einen begeisterten Protector gefunden hatte. Die erste Aufführung der „Preciosa" mit Webers Musik fand am 15. März, die des „Freischütz" am 18. Juni 1821 statt, letztere bekanntlich mit einem Erfolg, den keine deutsche Oper auch nur entfernt wieder erreicht hat.

Weber drängte es nun, sein Talent in noch größerem Rahmen und höherem Stil zu bewähren. Peinlich hatte ihn der von einigen Kritikern ausgesprochene Zweifel berührt, ob der Schöpfer des „genialen Singspiels Der Freischütz" auch ausreichende Kraft und Kenntniß für eine „große Oper" besitzen würde. Wie ein wunderbares Omen erschien es ihm daher, als er im November 1821, eben mit Spohr bei Tische sitzend, einen Brief von Domenico Barbaja, dem glänzenden Impresario des Kärntnerthortheaters empfing, worin dieser für die nächste Saison eine neue Oper von Weber bestellte. Was den Stoff betrifft (Weber hatte natürlich nur einen heroisch-romantischen im Sinn), so dachte er zuerst an den „Cid", den Fr. Kind schon für ihn zu bearbeiten begonnen hatte. Eine zwischen ihm und Kind eingetretene Spannung vereitelte das Unternehmen — „wahrscheinlich zum großen Verluste für die Kunst", wie der Verfasser sehr richtig bemerkt. Auch Rellstabs „Dido" kam in Frage, endlich entschloß sich Weber, zu der zweifelhaften Dichtkunst der Dresdner Poetin Helmine v. Chezy seine Zuflucht zu nehmen, eine

Digitized by Google

Kameradschaft, die ihm viel Sorge, Mühe und Enttäuschung bereiten sollte. Die Schilderung der lebhaften Dichterin und ihres unordentlichen Haushaltes bildet eine wahrhaft ergötzliche Episode des Buches. In seiner Beurtheilung des gänzlich verfehlten „Euryanthe"-Textes [1] erweist sich Max v. Weber sehr einsichtsvoll und unbefangen. Die erste Aufführung der „Euryanthe" fand in Wien im Hofoperntheater am 25. October 1823 statt. Die Bemerkungen des Verfassers über die damaligen Musik- und Theaterzustände Wiens, seine Urtheile über das Publicum, den Adel, die geselligen Formen ꝛc. sind überaus anziehend. (Den Irrthum des Verfassers, von einem Quartett der „Brüder Schuppanzigh" zu sprechen, erwähnen wir im Interesse der Verbesserung gelegentlich einer zweiten Auflage.) Die Aufnahme der „Euryanthe" war eine enthusiastische, hielt aber nicht Stich; das für den Musikgeschmack jener Zeit etwas zu schwere Werk spielte schon bei der achten Vorstellung vor halbleerem Hause und verschwand nach der zwanzigsten vom Repertoir, um erst in viel späterer Zeit den ihm gebührenden Ehrenplatz wieder bleibend einzunehmen.

Inzwischen hatte sich Webers Gesundheitszustand auf bedenkliche Weise verschlimmert. Er täuschte sich nicht über die kurze Lebensfrist, die ihm noch gegönnt war. Diese Spanne Zeit im Interesse seiner Familie möglichst zu verwerthen, bildete nunmehr das unausgesetzte eifrigste Bestreben des Meisters. Aus Fürsorge für die Zukunft der Seinen nahm der kränkliche Meister die Einladung Charles Kemble's, damaligen Pächters des Coventgardentheaters, an, eine Oper für London zu schreiben und sie dort selbst einzustudiren und zu dirigiren. Leider war Weber nicht genug praktisch und rücksichtslos, um aus dem Contract so reichlichen Nutzen zu ziehen, als ein renommirter Italiener oder Franzose ohne Zweifel gezogen hätte.

Webers Name war in London durch den „Freischütz" populär geworden, den man aber dort in verschiedenen Theatern auf das gräulichste verstümmelt, aber stets mit Enthusiasmus aufgenommen hatte [2]. Weber hatte in London mehrere große Concerte im Coventgardentheater zu dirigiren, welche vertragsmäßig immer eine ansehnliche Reihe von Stücken aus dem „Freischütz" enthalten mußten. Diese andauernde Beschäftigung mit der populärsten seiner Opern, die immer und überall ausschließlich besprochen und gerühmt wurde, brachte Weber in einen Zustand verzweifelter Erbitterung, welche schließlich zur entschiedensten Antipathie gegen den „Freischütz" sich steigerte. „Es genügte zuletzt", sagt Max. v. Weber, „die Oper zu

[1] Der Stoff ist bekanntlich einem alten französischen Roman „Histoire de Gérard de Nevers et de la belle et vertueuse Euryanthe, sa mie" entnommen.

[2] Der Verfasser erzählt einige charakteristische Beispiele von den Freiheiten, die man sich in London mit dem „Freischütz" erlaubte. Der berühmte Tenorist Braham hatte z. B. bei der ersten Vorstellung die Geschmacklosigkeit, als Max das alte Lied „Gute Nacht" und eine englische Polacca einzulegen. Miß Stephens (Agathe) scheute sich sogar nicht, das bekannte „War's vielleicht um Eins, war's vielleicht um Zwei" im zweiten Act statt des wegbleibenden Duetts vorzutragen. Auch das Duett zwischen Agathe und Max wurde nach einer andern Composition gesungen. Im Coventgardentheater hatte man sogar neue Figuren, unter anderm eine Nixe aus dem schottischen Hochland, einen Gastwirth ꝛc. in den „Freischütz" hineingedichtet.

Digitized by Google

nennen, um ihn in die übelste Laune zu versetzen und selbst zu heftigen Ausfällen zu reizen". Am 12. April 1826 ging „Oberon" mit außerordentlichem Erfolg in Scene. Leider ließ des Meisters rasch zunehmende Krankheit und Schwäche keine rechte Freude über diesen Triumph in seinem Gemüth aufkommen. „Man erwartet mich", schreibt Weber am 24. April, „den Sommer in Berlin, den „Oberon" aufzuführen. Ich wüßte nicht, was mich dazu bewegen könnte. Ruhe! Ruhe! ist jetzt mein einziges Feldgeschrei und soll es wohl für lange bleiben. Ich habe all' das Kunstgetreibe so satt, daß ich keine größere Herrlichkeit kenne, als wenn ich ein Jahr ganz unbemerkt als Schneider leben könnte, meinen Sonntag hätte, einen guten Magen und heiteren ruhigen Sinn". Die Sehnsucht nach der Heimat wächst auf das schmerzlichste in ihm. „Wie zähle ich", schreibt er seiner Frau am 23. April, „die Tage, Stunden, Minuten bis zu unserem Wiedersehen! Wir sind doch sonst auch getrennt gewesen und haben uns gewiß auch lieb gehabt. Aber diese Sehnsucht ist ganz unvergleichbar und unbeschreiblich!" Webers Zustand erregte die wachsende Besorgniß seiner Freunde. Am 6. Juni sollte der „Freischütz" zu seinem Benefice gegeben werden. Er fühlte sich jedoch am 1. Juni so krank, daß er fest entschlossen war, die Vorstellung nicht abzuwarten und nach Deutschland zurückzukehren. Der letzte Brief an seine Gattin (vom 2. Juni 1826), mit zitternder Hand geschrieben, enthielt das Geständniß, daß er sehr aufgeregt und angegriffen sei. „Guter Gott!" setzte er hinzu, „nur erst im Wagen sitzen! — Nun, Gott wird Kräfte schenken!" Am 5. Juni früh war Webers Zimmer verschlossen. Man öffnete mit Gewalt die Thür und fand ihn in seinem Bette, den Kopf in die Hand gestützt, wie süß schlummernd, die Augen für immer geschlossen. Die Section zeigte ein Geschwür am Kehlkopf, außerdem noch andere an den Lungen. Alle Symptome deuteten auf einen unabwendbaren Tod, den die klimatischen Verhältnisse beschleunigt haben mochten. Webers Leiche wurde in der Moorfields-Capelle feierlich beigesetzt, das Trauergefolge war so zahlreich, daß der Leichenzug fast zwei Stunden bis zur Kirche brauchte. Achtzehn Jahre nach Webers Tode (1844) wurde seine Asche nach Deutschland geschafft und auf dem katholischen Kirchhof zu Dresden bestattet. E. H.

Der historische Hans Kohlhase und Heinrich v. Kleists Michael Kohlhaas.

Nach neu aufgefundenen Quellen dargestellt von **Dr. C. A. H. Burkhardt.**

(Leipzig 1864. F. C. W. Weigel. 8.)

—l— Der Name Kohlhasens ist durch Herrn v. Kleists classische Erzählung unsterblich geworden, sie hat sein Bild dem Gedächtniß aller Gebildeten eingeprägt

Digitized by Google

und für sein Schicksal ein Interesse wach gerufen, wie es einer gewöhnlichen Criminalgeschichte nimmer zu Theil werden könnte. Diese Theilnahme für den Kohlhase des Dichters rechtfertigt unser Interesse für den Kohlhase der Geschichte, auch wenn der Proceß dieses nicht von culturhistorischer Bedeutung für sein Zeitalter wäre, auf dessen freilich traurige Zustände scharfe Schlaglichter fallen; behält es doch immer einen nicht wegzuläugnenden Reiz, zu erfahren, wie ein bedeutender Dichter einen historisch überlieferten Stoff gestaltet, wenn diese Frage auch für das Kunstwerk selbst oft sehr geringe oder gar keine Wichtigkeit hat. Bei Kohlhaas kommt noch dazu, daß Kleists Darstellung in Conversationslexica übergegangen, und von vielen Lesern, wie J. Schmidt es ganz richtig erklärt, ihrer sinnlichen Anschaulichkeit und des warmen Lebens wegen, das darin pulsirt, als die volle historische Wahrheit aufgenommen wurde. Hier gilt es also auch vom Standpunkt der Geschichtsforschung das durch Zeugnisse Beglaubigte von der Phantasie des Dichters zu scheiden. Daher darf die vorliegende Schrift, die mit Hülfe der im weimarischen Archiv neu entdeckten Proceßacten eine streng auf Quellen beruhende Darstellung sich zur Aufgabe macht, wohl mit Recht auf Theilnahme nicht nur der Historiker, auch des größeren gebildeten Publicums hoffen. Nie vielleicht ist ein Dichter mit einem geschichtlichen Stoff freier umgesprungen, nie verwirrendes Detail in schönere künstlerische, leicht übersehbare Ordnung gebracht worden. Das haben Tieck und J. Schmidt bereits ausgesprochen und als Emil Kuh mit seiner Entdeckung. über die Quelle der Kleist'schen Erzählung Michael Kohlhaas hervortrat (in Kolatschek's „Stimmen der Zeit" 1861. 2. Seite 160 ff.) ward das Verhältniß des Dichters zur Geschichte vollends klar; doch ist diese Quelle, die Chronik des Haftitius, weder eingehend genug, noch auch, wie Burkhardt hier nachweist, frei von Ungenauigkeit. Ich darf wohl bei meinen Lesern allgemein voraussetzen, daß sie Kleists Werke kennen und zur Hand haben und kann mich daher gleich zur kurzen Darstellung des historischen Verlaufes der Kohlhase'schen Angelegenheiten wenden.

Hans Kohlhase war ein nicht unbegüterter Kaufmann zu Köln an der Spree, der mit Honig, Speck und Häringen handelte, und für seine Zeit gehörte er zu den Gebildeten. Auf der Reise nach der Leipziger Michaelis-Messe ward er am 1. October 1532 im Krug zu Wellaune von den Leuten des Junker Günther von Zaschwitz angehalten, die Pferde, deren er sich bediente, für gestohlen erklärt, und ihm bei der in Folge dieser Worte entstandenen Rauferei von der Uebermacht weggenommen. Mißmuthig darüber kam er nach Leipzig; die Geschäfte gingen schlecht. Mit einem Empfehlungsschreiben des Hans Blumentrost zu Leipzig an den sächsischen Landvogt versehen kam Kohlhase wieder nach Wellaune, etwa zehn Tage nach jenem Vorfall: der Junker verwies ihn an seinen Richter, der ihm die Pferde gegen Erstattung des Futtergeldes auszuliefern versprach. Darauf ging Kohlhase nicht ein. Die ungünstigen Geschäfte in Leipzig hatten zur Folge, daß er Haus und Hof seinen Gläubigern verpfänden mußte. So vielfach verbittert nahm er doch zunächst die Hülfe seines Landesherrn in Anspruch, der einen Rechtstag zu Düben am 13. Mai 1533 zu Stande brachte. Kohlhase verlangte Ent-

Digitized by Google

schädigung für die Pferde, die er ganz abgetrieben fand, und für den Schaden, den er in Folge verspäteten Erscheinens in Leipzig wollte gelitten haben; der Junker aber wies dies zurück und bestand auf der Forderung des Futtergeldes. Auf Zureden des Landvogtes nahm Kohlhase die Gäule unter dem Vorbehalt, seine Ansprüche demnächst geltend zu machen, aber obwohl er es noch zweimal versuchte und seine Forderung endlich auf 4 fl. herabsetzte, der Junker fand immer Ausflüchte. Darüber wüthend, erließ Kohlhase endlich seinen Fehdebrief gegen den Junker und das Land Sachsen, datirt vom Tage „Schlag zu".

Die Kunde davon und der Schrecken darüber verbreitete sich mit fliegender Eile. Man sandte nach Berlin, in der Hoffnung, der Kurfürst werde den Kohlhase fangen helfen; vergebens, eine arge Verstimmung zwischen den beiden Höfen ließ Brandenburg trotz allem Mahnen unthätig zusehen. Mittlerweile brannte Wittenberg wiederholt und das Dorf Schützberg, man wollte Kohlhase vor den Thoren gesehen haben und sein zufällig mit unschuldigen Gesellen anwesender Schwager sollte von ihm in die Stadt gelegt sein und wurde incriminirt.

In dieser Verwirrung bewog Eustachius von Schlieben den flüchtigen Kohlhase zum friedlichen Austrag und dieser versprach, mit sächsischem Geleit sich zur Verhandlung zu stellen. Aber erst nach langem Drängen ließ sich der Kurfürst dazu herbei, ihm sicheres Geleit zuzugestehen, und so wurde auf den 6. December 1534 zu Jüterbock eine Zusammenkunft festgesetzt. Mittlerweile starb der Junker Günther Anfangs November. Kohlhase reinigte sich durch einen Eid von der Schuld an dem Brande Wittenbergs und die Verhandlungen begannen. Kohlhase verlangte 1200 fl., endlich schloß man nach vielem Hin- und Herreden, da Kohlhase auf sofortigem Austrag bestand, mit 600 fl. ab. Aber die Wittwe des Junkers klagte über die Höhe der Summe und der Kurfürst, gegen dessen Instruction die Räthe gehandelt hatten, verwarf die ganze Abfindung. Die kurze Antwort Kohlhase's erschreckte, man erneuerte sofort die Anstrengungen gegen ihn und setzte 100 Thlr. auf seinen Kopf. Kohlhase hielt sich noch ruhig, obwohl allerlei Gerüchte von Freveltaten, die er begangen haben sollte, umliefen. Auf ihn hatte ein Brief Luthers [1], an den er sich um Rath gewandt und der ihn zur Ruhe und Gerechtigkeit mahnte, tiefe nachhaltige Wirkung gethan. Erst am 14. März 1535 erschien er bei Jüterbock, ängstigte die Bürger und sandte dem Wittenberger Bürgermeister auf einer noch vorhandenen Spielkarte seinen Gruß. Entsetzen verbreitete sich, neue Vorstellungen am Berliner Hofe waren vergebens, und endlich begann der Gefürchtete wirklich, von seiner Verwandtschaft gedrängt, die Fehde, indem er am 26. Mai 1535 die Mühle zu Goming anzündete.

Da weder von Berlin aus Hülfe zu erwarten, noch auf die gegen Kohlhase ausgeschickten Leute ein Verlaß war, wollte man auf Schliebens Betrieb noch

[1] Er ist datirt vom 8. December 1534. Die Vermuthung De Wette's, daß der Brief an Kohlhase sei, verspricht Burkhardt demnächst zu beweisen. Jedenfalls irrt J. Schmidt, dem das Datum nicht damit zu stimmen schien.

Digitized by Google

einmal die friedliche Bahn betreten; auch Kohlhase willigte ein, aber da man immer nicht zur Feststellung eines Tages kam, drohte er wieder. Der Berliner Hof blieb auch nach dem mittlerweile eingetretenen Regierungswechsel auf dem alten Standpunkt. Endlich um die Mitte 1537 kam eine zweite Verhandlung zu Jüterbock zu Stande, aber umsonst, da man von sächsischer Seite auf Entschädigung nicht einging.

Bis Mitte 1538 hielt sich Kohlhase ruhig, da endlich drängte ihn seine Verwandtschaft vom Boden des Rechtes hinweg zur Fehde. Im Juli ritt er nach Storkow, hob dort den Bürger Georg Reiche auf und gab seiner Frau einen Brief mit an den Bürgermeister zu Wittenberg. Die ihm nachstreichenden Boten trafen ihn nicht mehr, er war bereits in Böhmen. Von dort kehrte er nach vierzehn Tagen nach Storkow zurück, wurde aber auf dem Werder Wellatze überfallen und entkam mühsam. Seinen Gefangenen und seinen Knecht mußte er zurücklassen. Dieser kam in die Gerichte des Bischofs von Lebus, jener in die Hände der Edlen v. Birkholz. Vergebens betrieb man lange sowohl die peinliche Inquirirung des einen, als die Freilassung des anderen, Sachsen stieß überall auf Hindernisse. Endlich, 20. September 1538, wurde der Knecht hingerichtet. Mittlerweile hatte Kohlhase den Birkhölzern am 17. August die Fehde angekündigt und an den Bischof von Lebus geschrieben. Wiewohl man ihn zu wiederholten Malen gesehen haben wollte und der Schrecken den aufgeregten Gemüthern überall und in jedem unheimlichen Gesellen einen Kohlhase vorspiegelte, entging er allen Nachstellungen um so leichter, als Brandenburg nicht zu bewegen war, gegen ihn aufzutreten und er nicht, wie Kleist erzählt, mit einer großen Schaar, sondern nur mit wenigen Leuten, drei bis fünf Mann, seine Streifereien machte. Am 7. November plünderte er Marzahna, und durch die Execution an einigen eingefangenen Gesellen empört, schrieb er an Bauern und Pfarrer von Marzahna um Ablieferung der Brandschatzung und verlangte von den Birkhölzern Genugthuung. In der Nacht vom 15. bis 16. December löste er bei Zinna die Hingerichteten von den Rädern, heftete an diese einen Zettel mit der Inschrift: „Recte judicate, Filii hominum“, und ließ sie den Berg hinablaufen.

Indeß erreichte Sachsen von Berlin zu Anfang 1539 doch so viel, daß Joachim II. ein Ausschreiben erließ, zur Einbringung Kohlhasens behülflich zu sein, was aber für diesen nicht viel Gefahr brachte, da ihm die Stimmung des Volkes viel zu günstig war, wie man bei jeder Execution an seinen Genossen sehen konnte. Er rächte sich übrigens für jede solche von neuem; so führte er in der Nacht vom 19. bis 20. Februar den Müller von Stargenhagen bei Blankensee gefangen fort und gab ihn endlich gegen 550 fl. frei. Anfangs Februar wüthete er bei Schlieben, um sich für die halben Maßregeln dieses Herrn zu rächen. Dann wandte er sich nach Brandenburg. Indeß gingen die Executionen fort und er selbst fühlte sich nicht mehr sicher. Schon oben wurde gesagt, daß es vorzugsweise sei Verwandtschaft war, die ihn zur Fehde drängte, er selbst mochte sie bereits haben, und so mit sich im Widerspruche, wandte er sich nach Burkhardts

Digitized by Google

scheinlicher Vermuthung um die Mitte 1539 abermals an Luther. Verkappt, in Begleitung eines Knechtes ging er nach Wittenberg, suchte in der Nacht den verehrten Reformator auf und erzählte ihm in Gegenwart mehrerer Theologen seine Angelegenheit, dann empfing er das Sacrament und versprach, von der Fehde abzustehen, Luther stellte ihm ein gutes Ende seiner Sache in Aussicht. Aber seine Bemühungen scheinen vergebens geblieben zu sein. Kohlhasens Genossen wurden unausgesetzt verfolgt und die brandenburgische Bevölkerung gegen die Sachsen immer erbitterter. Vergebens bat Kohlhasens Frau beim sächsischen Kurfürsten um Gnade, die Executionen gingen fort trotz der Schwierigkeiten, die die Sachsen in Brandenburg fanden, denn Joachim erklärte, das Geleit dem Kohlhase nicht brechen zu können, ob dieser gleich es längst zurückgegeben hatte; doch verlangte er die Namen derer, die er strafen solle, und da war Sachsen rasch zur Hand. Aber recht angelegen ließ es sich Brandenburg doch nicht sein, wenigstens nicht wie Sachsen wünschte, denn obgleich eine Reihe Belasteter, namentlich aus Kohlhasens Verwandtschaft aufgebracht wurden, verschob man den Reinigungstermin und gestattete nur bei wenigen die peinliche Befragung; Competenzconflicte und allerlei solche Hindernisse traten aufs neue den Sachsen in den Weg.

Da betrat Kohlhase selbst einen Weg, der ihn ins Verderben führte. Herabgekommen, in innerer Zerrüttung, harrte er der Erfolge Luthers, und da diese ausblieben, verlor er seine Besonnenheit und ließ sich von Georg Nagelschmidt, einem elenden Gesellen, verleiten gegen den eigenen Kurfürsten aufzutreten, um ihn so gegen Sachsen zu gewinnen, und lauerte mit ihm beim heutigen Kohlhasenbrück dem Factor Konrad Dratzieher auf, der mit Silbersachen aus Mansfeld nach Berlin ging. Das bewirkte einen Umschlag in der Stimmung gegen Kohlhase. Er ward nach Berlin gelockt und bei Todesstrafe verboten, ihn zu bergen. Bald fand man ihn und Nagelschmidt. Kohlhase vertheidigte sich in einer gewandten dreistündigen Rede zum allgemeinen Staunen. Beide wurden verurtheilt zum Tode durchs Rad Die Begnadigung zum Tod mit dem Schwert nahm er nicht an, denn Nagelschmidt sagte: „Sind wir gleiche Brüder gewesen, so ziemen uns auch gleiche Kappen". Nachdem er noch erfahren, daß ihm seine Frau, unter einem Schuppen sich bergend, zwei todte Kinder geboren, endete er am 22. März 1540 auf dem Rade.

Vergleicht man diesen historischen Kohlhase mit dem Phantasiebilde Kleists (denn daß dieses der Geschichte nur sehr wenig verdankt, wird den Lesern klar sein), so ist kein Zweifel, daß dieses hoch über jenem steht. Zwar die Gerechtigkeitsliebe fand Kleist in dem geschichtlichen Helden vor, aber wie schwach ist dieser Kohlhase der Geschichte mit seinem ewigen Schwanken zwischen friedlichem Austrag und furchtbarer Fehde, der nach einem glücklichen Ueberfall sich in die Einsamkeit, mit sich selbst hadernd, birgt, bis ihn seine Verwandtschaft oder ein Nagelschmidt aus [illegible]er Unthätigkeit aufscheucht, gegen den Charakter, den der Dichter schuf, den festen M[illegible]ann der Gerechtigkeit, der, nachdem sein Rechtsgefühl verletzt ist, nur noch bes[illegible]rgt, die Gegner möchten auf halbem Wege einlenken, nachdem er aber in seinem

Digitized by Google

Gewissen von ihrer Schuld überzeugt ist, seine eigene Brust in Ordnung sieht, und unverwandt ein Ziel verfolgt, immer derselbe, bis die Folgen seines Thuns sich gegen ihn wenden und ihm, dem Rechtsuchenden, dem aus Gerechtigkeitsliebe gegen göttliche und menschliche Satzung Verstoßenden, sein Recht wird sowohl dem Junker als dem Gesetze und der Gesellschaft gegenüber. Wie schön und wie edel ist (bei Kleist) das Verhältniß zu seiner Frau, deren Tod ein so schön menschliches und daher auch so wirksames Motiv zu seinem Rachezug wird, während sie in der Geschichte als Mitschuldige eine kümmerliche Rolle spielt. Der Verkauf der Güter und des Hauses bei Kleist ist sehr schön motivirt durch seinen Rachegedanken und höchst wirkungsvoll, in der Geschichte ist er einfach Folge eines ordinären Malheurs. Auch das Verhältniß zu Luther, wo es der Geschichte am meisten verdankt, hat er noch verschönt, und endlich, während Kohlhase in der Geschichte ein Werkzeug in der Hand des verworfenen Nagelschmidt ist und zu dem elendesten Gesindel herabsinkt, wie rein erhält ihn Kleist immer auf einer gewissen idealen Höhe und an eine Abhängigkeit von Leuten wie Nagelschmidt ist bei ihm nicht zu denken. Wir sehen, Kleist hat nichts verloren, daß er die Geschichte nicht mit all' ihren Details und manches nur unrichtig kannte, wie sie ihm Haftitius, der eben nicht sehr ausführlich und, wie gesagt, einigemale ungenau ist, bot. Indeß um auch noch über die nähere Quelle zu sprechen, als die wir Haftitius jedenfalls anzusehen haben, so scheint mir Burkhardt viel mehr das Richtige getroffen zu haben als E. Kuh und nach ihm Wilbrandt, die meinen, Kleist habe sicher nicht nur Schöttgen, sondern auch Leutinger zu Rathe gezogen (a. a. O. 169). Die dafür angegebenen Gründe sind doch nicht stichhältig, Kleists grübelnder Sinn zeigte sich in ganz anderer Richtung, und daß er der historischen sowohl als der mythischen Ueberlieferung gegenüber nicht pedantisch war, zeigt seine Penthesilea und seine Hermannschlacht. Hätte Kleist die Chronik selbst gelesen, so wäre, wie mir Burkhardt richtig zu bemerken scheint, doch nicht abzusehen, warum er den Hans Kohlhase in den Michael umtaufte oder statt aus Köln aus Kohlhasenbrück stammen, oder die Entfernung der Leichen seiner Genossen bei Zinna und den Zettel mit dem Ausruf „recte judicate" unbenutzt ließ, anderer Unterschiede gar nicht zu gedenken, und wenn Kuh für die unselige Kapselgeschichte, die den ursprünglich schönen Plan so grausam verdirbt, Anhaltspunkte in einzelnen Worten der Chronik finden will, worin von Schwarzkünstlern und von der Reue des Fürsten über die Verurtheilung Kohlhasens die Rede ist, und glaubt, daß die Benützung des Phantastischen eine Localfarbe auftragen sollte, so ist zu erwiedern, daß einerseits als Localfarbe das Phantastische, Magische überhaupt ganz anders aufgetragen werden, wenigstens doch nicht den Plan stören mußte[1], andererseits in der Chronik es der brandenburgische, bei Kleist der sächsische Kurfürst ist, der das Urtheil gern rückgängig machte. Die ganze Kapselgeschichte ist jedenfalls von Wilbrandt (S. 335) treffend

[1] Dazu kommt, daß nach Wilbrandt's treffender Vermuthung diese ganze Geschichte gar nicht im ursprünglichen Plane lag, sondern spätere Zuthat des Dichters ist.

Digitized by Google

und höchst geistvoll als poetische Rache für den Landesmuth des sächsischen Kurfürsten im Jahre 1806 erklärt, und daher der Kohlhase in das Capitel „Poesie der Rache" eingereiht worden. Ich stimme nach all diesem mit Burkhardt vollkommen überein, der, ohne Kuh's Ansicht zu kennen, zu der Ueberzeugung gelangt, daß Kleist nur nach der mündlichen Mittheilung Pfuels gearbeitet habe. So erklären sich alle Abweichungen ganz leicht. Haftitius bleibt also allerdings die Quelle, aber nur die mittelbare unseres Dichters; denn warum Pfuel nicht, wenn er die Chronik gelesen, seinem Freunde Einzelheiten, wie den Namen Nagelschmidt oder den Ausdruck Montag nach Palmarum aus dem Gedächtniß soll mitgetheilt haben können, sieht man nicht ein.

Kleine kritische Besprechungen.

Wuttke, Heinrich: Der Kampf der Freiheitsmänner und der Geistlichen in Belgien in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. (In Raumers Taschenbuch, 4. Folge, 5. Jahrgang, 1864.)

R. Mit einer gedrängten Entwicklung jener Veränderungen, welche Belgien im 16. Jahrhunderte erfahren, leitet der Verfasser seine in jedem Betracht gediegene Arbeit ein und beleuchtet die inneren Verhältnisse Belgiens nach der Trennung von Holland bis zum Auftreten Josefs II. Dessen Angriff auf die Kirchenverfassung und bald darauf auch auf die staatlichen Einrichtungen erzeugte jene Gährung, welche zu einem unausbleiblichen Kampfe gegen den Kaiser führen mußte. Josef war von den besten, edelsten Motiven geleitet, und in diesem Bewußtsein suchte er seinen Reformen Eingang zu verschaffen — selbst mit Gewalt. Der Verfasser wird in seiner Beurtheilung Josefs II. der persönlichen Größe dieses historischen Charakters gerecht, ohne zu verschweigen, welche Fehler und Mißgriffe derselbe begangen. Mit nachdrucksvoller Lebendigkeit schildert Wuttke die inneren Kämpfe der Parteien, den Kampf der Vonckisten und Vandernootisten, den belgischen Freistaat, die ständische Waltung und die französische Eroberung Belgiens. Dem Historiker wie dem Gebildeten überhaupt wird die vorliegende Bearbeitung eines in hohem Grade interessanten Gegenstandes zu unschätzbarem Gewinn durch den gediegenen Ernst, durch ehrliche, gründliche, selbsteigene Forschung, der die Kunst der Anordnung sich zugesellt. Wohl ist der Autor darin nicht ohne verdienstvolle Vorgänger wie Lar, Bocgnet (des letzteren Histoire des Belges à la fin du XVIII. siècle in zweiter Auflage 1861), Arendt (Raumers historisches Taschenbuch, 1843) „Le Grand Juste"; allein Vieles erhält in seiner Darstellung eine ganz neue Erklärung. Dem Verfasser kömmt dabei ein glänzendes Erzählertalent zu Hülfe, wie er uns dasselbe erst vor kurzem in „Die Leipziger Völkerschlacht" (in zweiter Auflage, Berlin 1864) bewiesen. Den Dank aller Geschichtsfreunde verdient Wuttke durch die Mittheilungen, welche er am Schlusse des reichhaltigen Litteraturverzeichnisses über das noch unbenützte Materiale bietet: „Die Staatsbücherei in Brüssel besitzt 95 Actenbände, das belgische Staatsarchiv 72 Bände, mit kleinen Schriften aus jener Zeit. Noch sind unveröffentlichte Denkwürdigkeiten aus jener Zeit von Walter (im Besitze Herrn Sauveurs), Gérard (Journal des troubles des Pays-Bas) und Semonville, so wie 500 Briefe von Vonck und seinen Freunden

Digitized by Google

(in der burgundischen Bibliothek zu Brüssel) vorhanden, deren vollständiger Abdruck gewiß über Manches ein helleres Licht verbreiten würde. Das belgische Staatsarchiv besitzt eine geschriebene Sammlung in 4849 kleineren Veröffentlichungen der Jahre 1786 bis 1793 in 27 dicken Folianten. — „Eine weit gründlichere Bearbeitung dieser Zeit ist nach der Benützung solcher Vorlagen von der Zukunft noch zu erwarten."

Caro, Jakob, Dr.: Geschichte Polens. Zweiter Theil. Gotha 1864, Perthes.

A. H. Die Litteratur der Parteischriften und buchhändlerischen Speculationen über die polnische Frage hat ihr Ende gefunden, ohne zum besseren Verständnisse der Entwicklung dieses Volksstammes Bedeutendes geliefert zu haben. Erst in jüngster Zeit treten uns ernste Erscheinungen gelehrten Fleißes entgegen und bringen zur Lösung dieser Frage sehr willkommenes Material herbei.

Auf Bietowski's eben erschienene „Monumenta Poloniæ historica" wurde bereits in diesen Blättern aufmerksam gemacht. Ein zweites, der Beachtung würdiges Werk ist das hier anzuzeigende. Man kennt Roepells musterhafte „Geschichte Polens", die 1840 in der Heeren-Ukert'schen „Sammlung der Geschichte der europäischen Staaten" erschien. Seitdem sind dreiundzwanzig Jahre vergangen, umsonst aber erhoffte man eine Fortsetzung des Werkes. Endlich ward Privatdocent Dr. Caro von dem Herausgeber für diese gewonnen. Dem Verfasser des vorliegenden zweiten Bandes der Geschichte Polens kommt es darauf an, seinen Landsleuten ein treues und wahres Bild des Culturprocesses zu geben, welcher sich in den Weichselgegenden bis auf unsere Zeit vollzogen hat. Caro schildert in streng an die kritisch behandelten Quellen anschließender Darstellung, mit Benützung vieler Archive und der Graf J. Dzialynski'schen Sammlung, die Jahre der böhmischen Herrschaft (1300 bis 1306), sodann die Regierung des Wladislaw Lokietek (1306 bis 1333), Königs Kasimir des Großen (1333 bis 1370), Königs Ludwig (1370 bis 1382), das Interregnum und die Herrschaft Hedwigs (1384 bis 1386). Diese Darstellung der politischen Verhältnisse, für die deutsche (namentlich für die Geschichte des deutschen Ordens) und österreichische Geschichte von großem Interesse, wird aufs beste ergänzt durch die sorgsam gearbeitete Culturgeschichte Polens in jener Zeit (S. 510 bis 578). Wer die unendliche Mühe kennt, welche dazu gehört, um aus der Sammlung und Erklärung zerstreuter und verdorbener Notizen ein nur annähernd ähnliches Bild mittelalterlicher Culturverhältnisse zu gewinnen, wer aus eigener Erfahrung das nicht selten vorliegende peinliche Resultat solcher eingehender Untersuchungen: die Gewißheit, daß man hie und da bisher nichts Sicheres wissen könne, kennt, wird dem Verfasser gewiß Dank zollen für die nach dieser Richtung beigebrachte Fülle anziehenden Stoffes. Namentlich machen wir auf die Forschungen über die Stellung des Adels und dessen nationale Bedeutung gegenüber den deutsch-polnischen Städten, deren Antheil am Staatsregiment dargelegt wird, so wie auf die Erörterungen über den Handel, die geistige Bildung Polens, und auf die litterarhistorischen Essays über Martinus Gallus, Vincenti Kadlubek, Bogufal u. A. aufmerksam. Unter den Beiträgen aber mag der Excurs über die Bisthümer in Galizien hervorgehoben werden. Der Raum gestattet leider keine einläßlichere Besprechung, wir wünschen daher, daß schon dieser dürftige Auszug zur Lectüre des Werkes anregen möge, dessen baldigste Fortsetzung wir erhoffen.

Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meißen 1863,

Digitized by Google

in erweiternder Ueberarbeitung von Dr. H. Steinthal. Berlin 1864, F. Dümmlers Verlag.

A. v. R. In dem Gesammtleben der Wissenschaften nehmen die geschichtlichen Studien eine immer erhöhtere Bedeutung in Anspruch; theils durch den Widerstreit der geschichtsphilosophischen Grundanschauungen, theils durch die Perspectiven, welche einzelne historische Hülfswissenschaften, wie Archäologie, Sprachforschung und Statistik in so frappanter Weise eröffnet haben, ward es nöthig, die Aufgaben der Geschichte immer tiefer zu erfassen und schon wird, wie in der Natur, auch in der Geschichte von ewigen Gesetzen gesprochen. Es ist natürlich daß sich nunmehr verschiedene Analogien der speculirenden Phantasie aufdrängen und beinahe jedes neu erscheinende größere Geschichtswerk liefert den Beweis wie unklar die Principien durcheinander wogen, wenn die Erzählung des nackten Thatbestandes erledigt ist und darauf gebaute Reflexionen beginnen; soll die Geschichtsforschung wahre Forschung und Wissenschaft sein, so muß aber dem subjectiven Belieben und der individuellen Annahme bei der Subsumption der Ereignisse unter leitende Gesetze, die hier so wenig als irgendwo anders in der Welt fehlen können, immer geringerer Spielraum übrig bleiben, indem die Methode der Geschichtswissenschaft immer kategorischer und präciser Forderungen stellt, deren Berechtigung einleuchtend und unumgänglich ist. Einen Beitrag zur Aufklärung und Bestimmung der historischen Methode nun wünscht diese Schrift zu geben und verdient in dieser Hinsicht sicherlich die größte Aufmerksamkeit. Es ist nicht zu wundern, daß der gelehrte Verfasser, der sich um die Bearbeitung der Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft bereits so wesentliche Verdienste erworben, den gesetzlichen Unterbau der Geschichte in der Psychologie findet, und der Ansicht entgegentritt, die, aus noch unzureichend und schief verstandenen Resultaten der Statistik, das Fatum in einem etwas moderneren Aufputz für das Princip der Weltgeschichte hält. Darin hat Buckle Recht, sagt Steinthal, daß bisher die politische Geschichte meist zu ausschließlich bearbeitet wurde, die sogenannte Culturgeschichte wird aber seither auch ohne Buckle's Anregung schon eifrig betrieben, und bei ihm findet sich weiter nichts neues, als die besondere Einseitigkeit, in welcher er den Fortschritt erkennt. Wenn aber Buckle schreibt: „In einem bestimmten Zustande der Gesellschaft muß eine gewisse Anzahl Menschen ihrem Leben selbst ein Ende machen. Dies ist das allgemeine Gesetz", so ist das der Schluß Eines der vor der Statistik die Besinnung verloren hat; denn das ist nicht ein Gesetz, sondern das Ineinanderspielen gar vieler Gesetze, die zu erforschen eben die Aufgabe ist. Daß bei einem gegebenen Zustande der Gesellschaft im Durchschnitt immer dieselbe Anzahl von Verbrechen begangen werden, ist doch wohl nicht überraschend; denn nicht nur die Macht des Zwanges, sondern auch die Macht der freien Entschließung wird dann ungefähr dieselbe bleiben; wird hingegen letztere durch Erziehung, Unterricht, Umgang und Lebensweise gebildet und vermehrt, dann wird sicher auch das ziffermäßige Resultat als ein anderes sich herausstellen; so bedarf also die Statistik schon zu ihrer eigenen Ergänzung der Psychologie; um wie viel mehr, wenn sie eine Stütze der Geschichte werden soll! Die Psychologie hat den Beruf und die Kraft, jene Kluft und Entfremdung zwischen den wissenschaftlichen Anschauungsweisen auszugleichen, weil sie den Geist zum Object hat, der in sich selbst den Gegensatz gesetzlicher Gebundenheit und freier Entwicklung trägt.

Eben so genau und sachgemäß finden wir die Stellung der Philologie und Sprachforschung zur Geschichte erörtert und jene gegeißelt, die aus übertriebener Modesucht nun auf einmal alles zur Naturwissenschaft machen wollen; die Sprache ist ein Naturorganismus und die Sprachwissenschaft eine naturhistorische Disciplin, so lautet die wunderliche Parole der „Glottiker". Sicher hat die Betrachtung der Sprache auch einen physiologischen Theil, der der eingehendsten Pflege würdig ist, aber niemand wird den grammatischen Bau einer Sprache und die etymologische Verwandtschaft der Wörter auf

Digitized by Google

naturwissenschaftliche Gründe im eigentlichen Sinne des Wortes zurückzuführen vermögen, außer wenn er Natur so weit definirt, daß die ganze Welt darin Platz nimmt, dann fällt natürlich alle Wissenschaft mit Naturwissenschaft zusammen.

Zeitteles, Adalbert: Neuhochdeutsche Wortbildung. Auf Grundlage der historischen Grammatik für weitere Kreise bearbeitet.

G. Wenn wir von einem wissenschaftlichen Buche in erster Linie den wissenschaftlichen Ernst verlangen, und daß es die deutlichen Spuren kundiger und liebevoller Vertiefung an sich trage, so muß das vorliegende Werk von A. Zeitteles in hohem Grade befriedigen. Es ist bekannt, wie leicht man sich oft die Sprachwissenschaft denkt, wie Jeder es in sich zu haben meint, was im Herzen des Idioms liegt; wie wenig oft bei dem, was eben Gemeingut ist, die Wissenschaftlichkeit für nöthig erachtet wird: daher nirgends mehr Dilettantismus als auf diesem Gebiete, und zu alledem noch die Fortbewegung der Sprache, die Spannung zwischen den Theorien, das hie und da geschwundene Bewußtsein ihrer geschichtlichen Entwicklung und noch mehr ihrer körperlichen Formen. Man sieht, der Verfasser ist mit Beruf und Ernst an seine Arbeit gegangen. Grundlage waren ihm die Forschungen Grimms; Ziel ist ihm die Darstellung der Entwicklung der neueren hochdeutschen Sprache seit Ende des 15. Jahrhunderts in Hinsicht auf Wortbildung. Das lebendige Wort und die Autoritäten, welche dahinterstehen, sind die Stärke dieses Büchleins und Zeitteles hat es sich da wahrlich nicht leicht gemacht. Der Plan des Ganzen in drei Haupttheile, nämlich 1. Innere Wortbildung; 2. Ableitung; 3. Zusammensetzung, läßt in seinen Untertheilen, besonders was die Ableitung betrifft, den Schwerpunkt des Ganzen erkennen. Es ist hier nicht der Raum, ins Detail einzugehen; wer aber den Geist der Sache und die Gründlichkeit des Verfassers kennen lernen will, der möge z. B. seine Bemerkungen über die Bedeutung der starken Verben für Bildung und Umbildung der Wörter; über Ablautsbildungen, über den Einfluß der Ableitungssilben auf die Wurzeln, u. s. w. lesen.

Wegen der von Zeitteles beobachteten Orthographie wollen wir mit ihm nicht rechten. Der Streit ist ja ein offener und die Acten sind noch lange nicht geschlossen.

Letteris, Max, Dr.: Ben-Abujah. Goethe's Faust in hebräischer Umdichtung. Wien 1864.

—l. Eine hebräische Bearbeitung des „Faust"! Unmöglich, und wenn möglich, wozu? Zu welchem Zwecke die Uebertragung des für alle Zeiten lebenden Meisterwerkes in eine todte, fast nur mehr in specifischen gelehrten Kreisen noch berücksichtigte Sprache? Solche und ähnliche Fragen hörte man gleich bei der ersten Ankündigung des Werkes stellen. Sie beruhten jedoch auf Unkenntniß des eigentlichen Sachverhaltes, zunächst auf der unrichtigen Voraussetzung, daß die hebräische Sprache allen Ernstes zu den todten gehöre. Todt kann aber ein Idiom nicht genannt werden, das Hunderttausenden als Vermittler zur Kenntnißnahme der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Litteratur dient. Die zahlreichen Juden Polens und Rußlands, südslavischer Länder, des europäischen wie des asiatischen Orients, sie lernen die geistigen Erzeugnisse unserer Zeit vielfach, hier und da fast ausschließlich aus Uebertragungen und Bearbeitungen in hebräischer Sprache kennen. Romane und ernste wissenschaftliche Werke der verschiedensten Zungen werden für jene alttestamentarischen Leser in die Sprache des alten Testaments übertragen und auch die ephemere Tagespresse ist vielfach in ihr vertreten. Haben aber nebst so vielem Andern auch Racine's geschraubte Tragödien und im schlagenden Gegensatz wieder der socialistische Roman, „Die Geheimnisse von Paris" in der hebräischen Ueber-

Digitized by Google

setzung zahlreiche Leser gefunden, so ergiebt sich die Berechtigung für die Uebertragung des „Faust“ von selbst und bedarf keiner weitern Apologie.

Und die Möglichkeit? Eine Frage, die nach der hier in Rede stehenden Umdichtung unbedingt und höchst anerkennend in bejahender Weise beantwortet werden muß. Wohl wurde es dem Verfasser — das Werk hat des Originellen so viel, daß der Ausdruck „Verfasser“ mit Recht gebraucht werden darf — wohl wurde es dem Verfasser von vornherein klar, daß er dem Original nicht Schritt um Schritt folgen dürfe, daß er in Berücksichtigung des specifischen Leserkreises auch die specifisch christlichen Elemente in sein Opus nicht aufnehmen könne. Die Faustidee selbst konnte er jedoch ihrem ganzen gewaltigen Umfange nach beibehalten und sein Träger derselben — Ben Abujah, Acher — der Zeit entnommen, in der das alte Heidenthum zerschellt war, und das Judenthum ernste Krisen durchmachte — gehört ebenfalls in den Phalanx jener titanischen Kämpfer, die hinausgreifend über die Ideen ihrer Zeitgenossen, mit glühender Sehnsucht nach der vergeblich gesuchten Lösung eines ewig ungelösten Lebensräthsels ringen.

Und nun die Nachbildung und Umdichtung selbst? Ein Meisterwerk, das selbst jene überrascht hat, denen Letteris' ganz außergewöhnliche Fertigkeit in der Handhabung des Hebräischen längst bekannt ist. Man muß selbst Dichter sein, um so übertragen, man muß ein Orientalist ersten Ranges sein, um unübersteiglich scheinende Schwierigkeiten so glanzvoll besiegen zu können. Wenn auch „Ben Abujah“ des Originellen und selbst Erdachten viel enthält, so bewährt er auch auf jeder Seite fast die Wahrheit des Satzes, daß wie die Wissenschaft so auch die Poesie nicht an die beengende Grenze einer Sprache gebunden ist. Letteris hat sich mit seinem „Ben Abujah“ auf dem Gebiete hebräischer Litteratur große Verdienste erworben. Conception und Nachbildung einzelner Scenen sind fein empfunden und trefflich ausgeführt, die aus eigenem Geist geschöpfte Zuthat dem Urbild sinnig angepaßt.

V Einen sehr reichen und interessanten Antiquarischen Katalog hat soeben die Wallishausserscher Buchhandlung in Wien ausgegeben. Derselbe enthält ungefähr vierthalbtausend Nummern von Staatsschriften, Flugblättern, Zeitungen ꝛc. aus dem 16. und 17. Jahrhundert insbesonders den schmalkaldischen, den dreißigjährigen, den Türkenkrieg betreffend, von katholischen, protestantischen und calvinistischen Streit- und Spottschriften, alchemistischer und Hexenlitteratur, Incunabeln, ersten Original- und seltenen Nachdrucksausgaben von Goethe und Schiller, namentlich auch früheren Bearbeitungen der Stücke derselben für die Wiener Hofbühnen, und litterarischen Curiositäten, Pamphleten ꝛc. der verschiedesten Art.

* Der deutsche Geschichtsverein für Böhmen zählt gegenwärtig 32 stiftende und 1838 beitragende Mitglieder, von denen nicht wenige auch sich außerhalb Böhmens und namentlich in Wien (59 Mitglieder) befinden. Die meisten Mitglieder zählt Prag (360) dann kömmt Reichenberg mit 114, Trautenau mit 82, Budweis mit 81 Mitgliedern u. s. w.

* Die vom Kaiser Napoleon verfaßte Geschichte Julius Cäsars wird bei Moritz Ráth in ungarischer Sprache erscheinen und angeblich für 4 fl. zu erhalten sein.

In Turin hat der Verleger Piomba das Recht zur Herausgabe der italienischen Uebersetzung von Kaiser Napoleons III. „Leben Cäsars“ erhalten und dafür 24.000 Fr. bezahlt.

Digitized by Google

* Während die Blätter der Emigration nicht aufhören, zur Fortsetzung der revolutionären Agitation aufzufordern und mit Eifer daran zu arbeiten, das unglückliche Polen in einen neuen Aufstand zu stürzen, erheben die publicistischen Organe aller Parteien im Lande immer lauter ihre warnende Stimme gegen alle revolutionären Regungen und weisen einstimmig die Nation auf die Nothwendigkeit hin, sich ungestört der friedlichen Arbeit hinzugeben. Der Lemberger „Dziennik literacki" (Litteratur-Zeitung) brachte unlängst einen diesen Gegenstand behandelnden Artikel, „die Polen und die Indianer" überschrieben, der vorzugsweise in Bezug auf die Geistesrichtung der polnischen Litteratur so viel Wahres enthält, daß wir nicht unterlassen können, die darauf bezügliche Stelle dieses Artikels mitzutheilen:

„Unser ganzes Geistesleben — schreibt der Verfasser — ist ausschließlich zwei Richtungen zugewendet; einerseits der Archäologie und Geschichte, andererseits der Poesie und dem Roman. Eine so einseitige Erziehung der ganzen Nation kann unserer Gesellschaft nur nachtheilig sein. Mit der Vergangenheit und Zukunft beschäftigt, übersehen wir die realen Bedürfnisse und Mängel der Gegenwart. In allen unseren Handlungen ist viel Phantasie und wenig Verstand, Industrie und Handel liegen fast brach, und sogar auf geistigem Gebiet fehlt es uns an Fachschriftstellern. In jedem Punkte sind unsere Nachbarn uns überlegen und ihre Hülfe können wir nicht entbehren. Der Unterricht, den wir empfangen, bezweckt mehr uns das Leben zu verschönern, als dem Lande reellen Nutzen zu bringen. Während wir daher dem Vergnügen leben, führen Fremde bei uns die Wirthschaft und die polnischen Güter gehen allmälig in die Hände der fremden Ankömmlinge über. Die Civilisation hat eine Menge künstlicher Bedürfnisse geschaffen; diese Bedürfnisse haben wir uns angeeignet und haben dadurch der Nationalausgabe neue Abzugscanäle eröffnet. Keine einzige der auswärtigen Industrien haben wir uns anzueignen vermocht, selbst solche nicht einmal, die wir keinen Augenblick entbehren können. Auf dem Felde der Industrie und des Handels sind wir Lehensträger der Nachbarvölker geworden. Diesem Lehensverhältniß müssen wir vor allem ein Ende machen. Auf dem Gebiete der Civilisation sind wir wahre Drohnen: wir gebrauchen alle ihre Erzeugnisse, aber wir vermehren diese Erzeugnisse nicht; was Wunder, daß uns das Schicksal der Drohnen droht, d. h. die Vertreibung durch die emsigen und fleißigen Bienen? Die Logik der Thatsachen muß, selbst ohne bösen Willen der Nachbarn, nothwendig dahin führen. Vor diesem Aeußersten kann uns nur eine Reform unserer Erziehung bewahren. Der größte Theil der polnischen Jugend, besonders der reicheren Stände, erhält eine Erziehung, als ob die Bestimmung des Menschen Müssiggang wäre. Gegen die productive Arbeit haben wir, wenn auch nicht Verachtung, so doch Geringschätzung."

* Seit Februar vorigen Jahres erscheint in Florenz unter der Redaction von Guido Corsini ein Giornale del Centenario di Dante Alighieri in vierzehntägigen Lieferungen, welches ausschließlich zu dem Zweck gegründet wurde, dem sechshundertjährigen Jubiläum des Dante'schen Geburtstages, das im Mai dieses Jahres zu Florenz in großartigster Weise gefeiert werden soll, zur Verbreitung zu dienen. Das Journal bringt in seinem officiellen Theil alle, das Publicum selbst betreffende Nachrichten, dermalen aber auch Aufsätze biographischen, erläuternden oder kritischen Inhalts, die sich auf Dante, seine Poesien, sein Leben und Wirken beziehen und die bedeutendsten Danteleuner Italiens, wie Gino Capponi, P. Fraticelli, Bianchi, G. B. Giuliani, G. Carbone u. A., mitunter auch Gelehrte anderer Länder zu Verfassern haben.

Digitized by Google

* Der Magistrat der Stadt Nürnberg hat beschlossen zum Wiederaufbau des jüngst abgebrannten Thurmes der Lorenzer Kirche 25.000 fl. aus städtischen Mitteln beizusteuern. Die Gesammtkosten der Wiederherstellung des Thurmes betragen 50.000 fl.

* Unter den zur Ausschmückung des Maximilianeums in München bestimmten Malereien sind, wie die „Baierische Ztg." berichtet, zwei im Auftrag des höchstseligen Königs von Seibertz in Fresco ausgeführte Wandgemälde vollendet worden. Dieselben befinden sich in zwei einander entsprechenden Räumen der Vorhalle, durch welche man in die großen Hauptsäle gelangt, zu deren Ausschmückung eine Anzahl großer Oelgemälde mit Darstellungen der großartigsten und bedeutungsvollsten Geschichtsacte ausersehen ist. Gemäß dem Platz den sie einnehmen, haben beide die Bestimmung durch Vorführung bedeutender Persönlichkeiten aus der Gegenwart und Neuzeit auf die Versenkung in die epochemachenden Entwicklungsphasen der Vergangenheit in angemessener Weise vorzubereiten, und demgemäß zeigt uns das eine die hervorragendsten Staatsmänner, das andere die namhaftesten Gelehrten, Dichter und Künstler des Jahrhunderts, jenes mit entfernterer, dieses mit näherer Beziehung auf Baiern und auf die Regierungszeit des königlichen Auftraggebers.

* Prof. Kiß in Berlin ist damit beschäftigt, seine Amazonengruppe deren Erzabguß auf der Treppenwange des k. Museums steht, noch einmal und zwar in weißem Marmor auszuführen. Die Arbeit, welche der Vollendung nahe, ist von Belgien bestellt und soll im Innern der Akademie zu Brüssel ihren Platz finden.

Sitzungsberichte.

Auszug aus dem Protokolle

der 14. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 1. December 1864 abgehalten wurde.

Mit Rücksicht auf den Umstand, daß die Sitzungen der k. ungarischen Hofkanzlei regelmäßig an Donnerstagen stattfinden, und daß daher der zum Mitglied designirte Hofrath dieser Centralstelle, Herr Bischof v. Korizmics, verhindert wäre, den Berathungen der Centralcommission beizuwohnen, wenn dieselbe ihre Sitzungen auch fernerhin an Donnerstagen abhalten würde, wird beschlossen, daß diese Centralcommission künftighin an dem ersten Dinstage eines jeden Monats zur ordentlichen Sitzung zusammentrete.

Die Buchhandlung Prandel u. Ewald hat den Antrag gestellt, im Jahre 1865 zu dem früheren, erst für das laufende Jahr aufgegebenen Modus des allmonatlichen Erscheinens der „Mittheilungen" zurückzukehren. Es wird jedoch beschlossen, diese Publicationen auch im nächsten Jahre wieder in stärkeren und dafür in je zwei Monaten auszugebenden Heften erscheinen zu lassen.

Der Conservator für Ost-Galizien Herr v. Potocki berichtet über eine nach Zloczow, Lemberg und Zolkiew unternommene Erforschungsreise. In der Kirche in Zolkiew fand der Herr Berichterstatter die alten Grabmäler des Geschlechtes Sobieski und Zolkiewski in der Restaurirung begriffen, die das beste Resultat verspricht. In Lemberg

Digitized by Google

habe er eine schöne eherne Bildsäule des h. Michael im k. k. Artilleriearsenale, dann in den feuchten Grüften der Dominikanerkirche schöne und reich verzierte Sarkophage aus weißem Marmor gefunden, deren würdige Erhaltung zu hoffen sei.

Diese Anzeige wird zur Kenntniß genommen.

Se. Excellenz der Herr Statthalter von Steiermark theilt mit, daß er eine commissionelle Besichtigung der kunstreichen Reliquienschreine in der Hof- und Domkirche zu Graz veranlaßte, und daß er über diesen Gegenstand auch das Gutachten des k. k. Conservators Scheiger eingeholt habe. Auf Grund jenes Protokolls und im Einverständnisse mit dem fürsterzbischöflichen Ordinariate soll die Herstellung der erwähnten Reliquienschreine dem Diener am Joanneum Franz Borbely, anvertraut werden, welcher die Arbeit unter Aufsicht des Oberingenieurs H. Schaumburg und des Conservators H. Scheiger durchzuführen hätte.

Ueber diesen Antrag wurde das Gutachten des Herrn Sectionsrathes Löhr eingeholt, welcher im Einklange mit der von dem genannten Conservator abgegebenen Aeußerung sich zwar damit einverstanden erklärte, daß Borbely die Reparatur der nicht das eigentliche Kunstwerk berührenden Schäden, dann die Ergänzung der fehlenden ornamentalen Theile nach den in den erhaltenen Verzierungen gegebenen Vorbildern überlassen werde; hinsichtlich der fehlenden Basreliefs und Figuren aber ebenfalls der Ansicht ist, daß eine Ergänzung dieser Abgänge sich doch nur nach der individuellen Idee des restaurirenden Künstlers gestalten würde und daß eine solche Ergänzung daher niemals die verlorenen Originale ersetzen könne, dem Kunstwerke selbst demnach eher abträglich als nützlich wäre.

Der Herr Referent beantragte hienach, die Centralcommission möge sich bewogen finden, dahin zu wirken, daß die Vornahme der figuralen Ergänzungen sistirt und die Restaurirung der Reliquienschreine auf das Constructive und Ornamentale beschränkt werde. Die von dem Conservator Herrn Scheiger zum Schutze der Reliquienschreine empfohlene Anbringung von Glaskästen erachtete Herr Sectionsrath Löhr zwar für zweckmäßig, allein abgesehen davon, daß sie den Anblick des Kunstwerkes einigermaßen behindern würden, keineswegs für unbedingt nöthig.

Die Centralcommission stimmt diesem Gutachten vollständig bei und nimmt die Mittheilung Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten, daß im Sinne desselben dringlichkeitshalber bereits an Se. Excellenz den Herrn Statthalter für Steiermark und an den Herrn Conservator Scheiger geschrieben wurde, zur Kenntniß.

Der Curat in Laag Herr Cyprian Pescosta zeigt an, daß der schöne gothische Flügelaltar in der Pfarrkirche zu Dambel einem marmornen Altar im Zopfstil Platz machen und in das Ausland verkauft werden soll. Ferner seien nach der Mittheilung des Herrn Prof. Vincenz Gredler in dem Friedhofkirchlein zu Primero bedeutende Reste eines prachtvollen gothischen Altarbaues vorhanden, die allmälig ganz verschwinden würden, wenn nicht etwas für ihre Rettung und Aufbewahrung geschehen sollte.

Es wird beschlossen, in beiden Angelegenheiten Se. Durchlaucht den Herrn Statthalter für Tirol um seine Intervention zu ersuchen.

Herr Pescosta, welcher als Mitglied des christlichen Kunstvereines in Bozen, der Centralcommission schon wiederholt schätzenswerthe Mittheilungen gemacht hat und auch in dem vorliegenden Schreiben weitere Berichte zu erstatten verspricht, wird gleichzeitig zum Correspondenten dieser Centralcommission ernannt.

Die Eröffnung Sr. Durchlaucht des Herrn Statthalters für Tirol, daß es dem Herrn Ingenieurassistenten Geppert wegen anderweitiger Beschäftigung erst im Mai 1865 möglich werde, sich nach Schloß Tirol zu begeben, um daselbst die von der Centralcommission gewünschten Erhebungen zu pflegen, wird ebenso, wie die weitere Mittheilung des genannten Herrn Statthalters, daß der Magistrat von Trient die Abände-

Digitized by Google

rung des von Essenwein verfaßten Projects zur Restaurirung des Trienter Domes nun mit dem Projectanten selbst vereinbaren lassen will, und daß der Fürstbischof zu Trient die Bildung eines Vereines zur Herbeischaffung der Mittel für diese Domrestauration vor der Hand aufgeschoben zu haben scheint — eben auch zur Kenntniß genommen.

Herr Oberbaurath Friedrich Schmidt erstattet sein Gutachten über das Project zum Bau neuer Dächer an der Burg Karlstein in Böhmen. Er erachtet die Form der Dächer gerade bei einer Burg, deren äußere Umrisse sich scharf gegen den blauen Himmel abzeichnen, für höchst bedeutungsvoll, und erklärt, daß die nach den Vorlagen beabsichtigte Arbeit nur auf Grund eines reiflich durchdachten architektonischen Entwurfes ausgeführt werden kann Würden die besagten Dächer nach dem vorliegenden Projecte hergestellt, ohne daß zuvor eine kritische Untersuchung der vorhandenen Bautheile vorgenommen würde, so würde dadurch einer späteren, im künstlerischen Sinne durchzuführenden Restauration der Burg selbst jede freie Entwicklung abgeschnitten. Wenn daher der jetzige Zustand der Dächer eine für den Augenblick genügende Reparatur nicht zulassen sollte, so wäre nach Ansicht des Herrn Oberbaurathes ungesäumt eine genaue Anfnahme der ganzen Burg und auf Grund derselben ein umfassender Entwurf zur Restauration derselben anzufertigen. Nach diesem Entwurfe, dem die künftige Bestimmung der Burg zu Grunde gelegt werden müßte, wären sodann, und zwar möglichst bald, sowohl die Dachungen, als auch die am Mauerwerk herzustellenden Arbeiten nach Maßgabe der verfügbaren Mittel auszuführen. In keinem Falle aber wäre an dieser herrlichen Burg künftighin irgend etwas ohne einen vollkommenen Bauplan vorzunehmen.

Die Centralcommission beschließt einstimmig, nach dem Gutachten des Herrn Oberbaurathes Schmidt vorzugehen.

Die vom historischen Verein für Krain und von dem Conservator für Salzburg Herrn Süß eingegangenen Mittheilungen und Vorschläge, betreffend die Durchforschung österreichischer Seen nach Pfahlbauten, sind für die „Mittheilungen" der Centralcommission zu benützen.

Ebenso wird die von dem kärntnerischen Geschichtsverein eingesendete Photographie eines in den Umgebungen der alten Pfarrkirche St. Michael am Zollfelde ausgegrabenen Altarleuchters aus der romanischen Kunstperiode der Redaction der „Mittheilungen" zur Benützung überwiesen.

Das Commissionsmitglied k. Rath Jos. Bergmann bespricht drei von dem Conservator Herrn v. Potocki eingesendete, dem k. k. Münz- und Antikencabinete zur Verfügung gestellte antike Münzen. Die erste dieser Münzen, eine Kupfermünze von Kaiser Gordian III. und seiner Gemahlin Tranquillina (von 238 bis 244 n. Chr.), besitze das k. k. Münz- und Antikencabinet bereits in zwei Exemplaren; die zweite, eine kleine Kupfermünze von Kaiser Arcadius (von 394 bis 408 n. Chr.), in fünfzehn, und die dritte, eine Silbermünze vom syrischen Könige Alexander Balas (von 150 bis 147 v. Chr.), in sieben gleichen Exemplaren. Der Herr Referent beantragt daher, diese Münzen dem Herrn Einsender mit verbindlichem Danke wieder zurückzustellen und ihn nur um die Auskunft zu ersuchen, ob die beiden letztgenannten Stücke in dem nämlichen Orte oder überhaupt in Galizien gefunden worden sind. Dieser Antrag wird angenommen.

Correspondent Herr Dr. Kenner erstattet sein Gutachten über folgende Gegenstände, und zwar:

1. Erklärt derselbe die von dem Correspondenten Herrn Karl v. Torma in Csicso-Keresztur für die Bibliothek der Centralcommission übersandten Exemplare seiner zwei Aufsätze: „Das Vallum romanum an der Nordwestgrenze des alten Dacien" und über die von dem Verfasser veranlaßten Ausgrabungen in den Ruinen des römischen Castrums in Alsó-Gloswa für höchst interessant und empfiehlt deßhalb die Uebersetzung dieser in

Digitized by Google

magyarischer Sprache verfaßten Schriften mit dem Beifügen, daß dem Herrn Einsender der Dank und die Anerkennung der Centralcommission auszudrücken und die Zusicherung zu machen wäre, daß die von ihm in Aussicht gestellte Beschreibung des Bades von Szamos-Ujvár in die „Mittheilungen" aufgenommen werden wird.

2. Empfiehlt er den Bericht des Herrn Conservators v. Potocki über das bei Chorostków aufgefundene, mit Steinplatten ausgelegte Grab und über ein Fundobject von Czatarowka, bestehend in einem Beschwerstück, wie es bei den Webstühlen gebraucht wurde, zur auszugsweisen Benützung für die „Mittheilungen".

3. Bezeichnet Herr Dr. Kenner den in Wörschach bei Liezen an einem Ofen eingemauert gefundenen Römerstein, dessen photographisches Abbild Herr Conservator Scheiger eingesendet hat, als einen neuen, hochinteressanten Beleg für das Vorkommen von römisch-barbarischen Mischehen und die Vermengung der römischen mit der einheimischen Cultur, beantragt, dem Herrn Einsender für seine Aufmerksamkeit zu danken und wünscht, daß dieser Stein, welcher der Zeit nach nicht vor 215 n. Chr. angesetzt werden könne, wohl aufbewahrt werden möge. Die auf demselben befindliche Inschrift liest Dr. Kenner folgendermaßen:

GARMO ADNAMII (keltischer Name)
LIBERTUS SIBI ET IVLIAE
TITI LIBERTAE VXORI
VIVVS FECIT.

4. Bedauert der genannte Herr Referent, daß die von dem Correspondenten Dr. Hönisch angezeigten Fundobjecte aus Ragosnitz bei Pettau, bestehend in einem Bronzestück und einem Armband aus sechs kleinen mit Granaten besetzten Steinscheiben, die durch Kupferdraht verbunden sind, veräußert und so weiterer Untersuchung entzogen worden sind. Beide Objecte seien wohl, wie die am selben Orte im Jahre 1858 gefundenen Grabmonumente aus dem 4. Jahrhundert nach Christi, und wäre der Herr Einsender darauf aufmerksam zu machen, daß nach den bisherigen Anzeichen von der bezeichneten Fundstelle noch manches Object aus der sehr wichtigen altchristlichen Culturepoche zu erwarten stehe.

5. Endlich beantragt Herr Dr. Kenner die von dem Custos des Franzens-Museums in Brünn, Herrn Moriz Trapp, eingesendeten Notizen über die diesem Museum neuestens zugekommenen alterthümlichen Fundobjecte theils ganz, theils auszugsweise in die Correspondenzen der „Mittheilungen" aufzunehmen.

Die Centralcommission tritt in allen Punkten dem Gutachten des Herrn Dr. Kenner bei und beschließt nach demselben vorzugehen.

Ueber die Frage der Conservirung der alten Pfarrkirche zu Liebenthal in Ober-Schlesien wurden zweierlei Berichte erstattet, und zwar einer von Seite des Herrn Conservators der Olmützer Erzdiöcese Grafen Belrupt, der andere von dem Correspondenten in Troppau Herrn W. Merklas; diese Berichte wurden dem Herrn Professor C. Rösner zur vorläufigen Begutachtung übergeben, welcher sich nun in nachstehender Weise ausspricht. Aus den Acten ergebe sich folgender Sachverhalt: die besagte alte Kirche sei für das gegenwärtige Bedürfniß zu klein geworden und es handle sich um den Neubau einer größeren Kirche in der Nähe des alten romanischen Thurmes, welcher erhalten werden soll, während beabsichtigt werde, das alte Gotteshaus abzutragen. Dagegen spreche sich Herr Merklas für die Erhaltung der alten, seiner Ansicht nach aus dem Jahre 1249 stammenden Kirche aus, weil dieselbe eines der ältesten Bauwerke des an Denkmalen ohnehin armen Schlesiens sei, und beantrage, dieselbe, wenn thunlich, zu erweitern oder neben der neu zu erbauenden Kirche als Friedhofkirche zu benützen.

Unter diesen Umständen und bei dem Abgange verläßlicher Aufnahmen des dermaligen Bestandes könne in Uebereinstimmung mit dem letzteren Antrage des Herrn

Digitized by Google

Merklas nur empfohlen werden, daß die neue Kirche auf einer anderen Stelle erbaut und mit dem alten freistehenden Thurme in irgend eine Verbindung gebracht werde, und daß dieser Thurm seinerzeit mit einem stilgemäßen Helme zu versehen wäre.

Die Centralcommission beschließt, sich im Sinne dieses Gutachtens auszusprechen.

Hiemit wurde die Sitzung geschlossen.

---

* Ungarische Akademie. (Sitzung der philologischen und ästhetischen Abtheilung unter dem Vorsitze des B. Joseph Eötvös vom 16. Jänner.) Paul Hunfalvi hielt einen Vortrag über das „die Antiquitäten der finnischen Race" betitelte Geschichtswerk des finnischen Schriftstellers Koszkinen. Dieser zählt am Anfang seines Werkes den ganzen altaischen Volksstamm zur finnischen Race und geht schließlich besonders auf die Geschichte der finnisch-ugorischen Völker über. Er sucht die ältesten Spuren der Finnen und ihrer Brüder oder für Brüder gehaltenen Völker in Asien, so auch die der Hunnen, welche er für ein Volk mit ugorischer Sprache hält, nur mögen ihre Herrscher Mongolen gewesen sein. (Unter den Ugoren begreift er die Magyaren, Mordinen, Ostniken und Wogulen.) Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß der Verfasser dem Ursprunge der Magyaren nachforscht und selbe gänzlich bis nach Ungarn begleitet, wo dann bei Begründung des ungarischen Reiches die alte Ungewißheit aufhört und die sichere Geschichte beginnt.

Hierauf verliest der Schriftführer jenen Punkt des Protokolls des sprachwissenschaftlichen Comité, welcher von dem Manuscripte weil. Joseph Machovsky's spricht. Die Bibliothekare, dann auch die Comitémitglieder fanden in diesen auf verschiedene kleine Papierstreifen geschriebenen Notizen, besonders in den Wortzusammenstellungen, mancherlei brauchbaren Stoff, weßhalb an die Sitzung das Ersuchen gestellt wird, diese Notizen den Redacteuren des Wörterbuches zur Benützung zu übergeben.

* Deutscher Geschichtsverein für Böhmen. (Sitzung vom 18. Jänner.) Von Herrn Gradl in Eger sind zwei neue Arbeiten eingesendet worden, „Die beiden Minnesänger Spervogl" und „Sagen und Sitten der Egerländer", von denen der erstere Aufsatz zur Mittheilung gelangte. Bereits im Jahre 1232 tritt die Familie Spervogel als ein einflußreiches Patriciergeschlecht Egers auf, welches später noch zu größerer Macht gelangte. In auswärtigen Urkunden erscheint der Name „Spervogel" schon 1210. In den Gedichten der beiden Dichter tritt überall strenge Sittlichkeit und ernster religiöser Sinn hervor, der überhaupt einen Charakterzug der Familie bildete. Beide Spervogel machten als fahrende Sänger weite Reisen und kamen bis an den Rhein. Die Versammlung beschloß, die Arbeit dem Redacteur der Vereinszeitschrift zur allfälligen Aufnahme oder Benützung zu übermitteln. Hierauf hielt Herr Stoklöv seinen angekündigten Vortrag über die Weihnachtsspiele des Erz- und Mittelgebirges. Diese Weihnachtsspiele theilen sich eigentlich in dreierlei Spiele. 1. „Zembera" als Vorspiel, stammt wohl vom Worte December her, in welchen Monat das Spiel fällt, welches in der Gegend von Duppau zu Hause ist 2. „Boren Kinnl" als Hauptspiel (geboren Kindlein.) 3. „Heilige drei Könige" als Nach- oder Schlußspiel. Die Lieder, welche bei diesen Weihnachtsspielen gesungen werden, zeichnen sich durch Ursprünglichkeit und naive Sprache aus und sind recht anziehend. Der Aufsatz wird veröffentlicht werden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Unterrichtswesens in den Jahren 1861 bis 1864.

I.

Es dürfte von allgemeinem Interesse sein, eine Uebersicht desjenigen zu erlangen, was von dem Zeitpunkte an, mit welchem das Staatsministerium die Leitung des Unterrichtswesens in den sogenannten deutsch-slavischen Ländern der Monarchie übernommen hat, auf diesem Gebiete geleistet worden ist.

So wenig auch die Periode 1861 bis 1864 für Organisirungen überhaupt, insbesondere aber für jene in den Partieen des Unterrichtes geeignet gewesen ist, weil sie legislative Grundlagen vorfand, deren theilweise Aenderung von Vorbedingungen abhängt, die in anderen Gebieten auf verfassungsmäßigem Wege ihre Erledigung finden müssen, und weil überdies durch die Aufhebung des Unterrichtsministeriums und durch die gleichzeitig in Aussicht gestellte Activirung eines Unterrichtsrathes ein Uebergangsmoment geschaffen und dem Staatsministerium einige Zeit hindurch eine zuwartende Stellung aufgenöthigt worden ist, so dürften die folgenden Nachweisungen der Wirksamkeit der Unterrichtsleitung in den nicht-ungarischen Ländern Oesterreichs immerhin eine über die Besorgung laufender Amtsgeschäfte hinausreichende Thätigkeit zur Anschauung bringen.

Selbst während dieser Periode wurde manche organisatorische Arbeit, welche gegenwärtig für den erst seit dem 2. März 1864 fungirenden Unterrichtsrath ein Object der Begutachtung abgiebt, vorbereitet. Nicht minder sind, so weit es für zulässig und durchführbar erkannt worden ist, mehrfache und wichtige Aenderungen und Erweiterungen an Hoch-, Mittel- und Elementarschulen ins Werk gesetzt worden.

Zu den umfangreichsten Erweiterungen dieser Art gehört die Vervollständigung der Universität zu Graz durch die im vorigen Jahre erfolgte Errichtung der medicinischen Facultät mit neun ordentlichen und zwei außerordentlichen Professoren.

Auch an den Universitäten zu Lemberg und Innsbruck sollen medicinische Facultäten ins Leben gerufen werden, deren Errichtung angebahnt wurde. Dagegen ist die chirurgische Lehranstalt zu Krakau aufgelassen worden, und es wird die Aufhebung der noch zu Innsbruck, Lemberg, Olmütz und Salzburg bestehenden chirurgischen Lehranstalten angestrebt, worüber Verhandlungen im Zuge sind

Digitized by Google

Mittlerweile sind zur besseren Ausbildung der Studirenden der Chirurgie regelmäßige Vorträge aus der pathologischen Anatomie eingeführt worden.

Die durch die Ereignisse des Jahres 1859 unterbrochene Reform der Universitätsstudien in Padua wurde wieder aufgenommen und so weit durchgeführt, daß hiefür die Allerhöchste Genehmigung erwirkt worden ist.

Die Verhandlung über das von dem Unterrichtsrathe angeregte definitive Statut der Wiener Universität ist im Zuge, und über eine weitere Initiative des Unterrichtsrathes, betreffend die Grundzüge einer Rigorosenordnung der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät, wurde dahin gewirkt, daß diese Regelung auch auf die medicinische und philosophische Facultät ausgedehnt werde, wobei zugleich das Staatsministerium die Revision des rechts- und staatswissenschaftlichen Studienplanes vom Jahre 1855 in Angriff nahm.

Neue, den Hochschulen zur Seite stehende Institute wurden in mehreren Universitätsorten ins Leben gerufen. Insbesondere waren es die Medicin und die Naturwissenschaften, welche diese Vorsorge erfahren haben. Das schon in früherer Zeit begründete pathologisch-anatomische und pathologisch-chemische Institut in Wien wurde, nachdem die feierliche Eröffnung des im großartigen Stile ausgeführten Institutsgebäudes am 24. Mai 1862 stattgefunden, durch Erhöhung der Dotation und durch die Systemisirung eines zweiten Assistenten wesentlich erweitert. Eine Bereicherung der hiesigen Hochschule ist ferner das neu errichtete zootomische Institut. Für das Gedeihen des hiesigen botanischen Gartens wurde durch eine mit bedeutenden Kosten verbundene Herstellung einer Wasserleitung gesorgt. Das chemische Laboratorium in Graz wurde vollständig eingerichtet und sind die dortigen zoologischen und mineralogischen Museen in außerordentlicher Weise bereichert worden.

In Innsbruck wurde der botanische Garten eigentlich erst geschaffen und dort auch für die Errichtung eines zoologischen Cabinetes und für Bereicherung der mineralogischen Sammlung gesorgt.

In Krakau ist bei der medicinischen Facultät durch die Errichtung eines pathologisch-chemischen Institutes einem lang gefühlten Bedürfnisse entsprochen worden. Die physiologische Lehranstalt dortselbst erhielt eine feste Jahresdotation und einen Assistenten. Das gleiche Institut zu Padua wurde in ähnlicher Weise bedacht. Ohne derlei einzelne Aufbesserungen weiter zu summiren, bleibt noch zu erwähnen, daß für die ornithologische Sammlung, welche Graf Wodzicki der Krakauer Universität zum Geschenke machte, ein Conservator systemisirt, und daß der botanische Garten zu Krakau durch ein Alpinarium vervollständigt worden ist.

Neben der Gewinnung neuer Lehrkräfte durch die erwähnten Erweiterungen der Unterrichtsanstalten, bleibt noch die Vorsorge für Vermehrung der Vorträge an einigen Universitäten überhaupt zu verzeichnen. So wurden an der Lemberger Universität für Lehrgegenstände der judiciellen Staatsprüfung in ruthenischer Sprache, zu Prag für die gleiche Gruppe mit böhmischer Vortrags-

Digitized by Google

sprache, an der Universität zu Innsbruck aber für Fächer der rechtshistorischen Staatsprüfung in italienischer Sprache Vorträge eingeführt.

Unter den Besetzungen von Lehrkanzeln auf dem Gebiete der medicinisch-chirurgischen Studien verdient jene der gerichtlichen Medicin und Staatsarzneikunde in Padua durch Dr. Lazaretti aus Florenz, einen Mann von bedeutendem Rufe, hervorgehoben zu werden.

An der Wiener Universität wurden die Lehrkräfte dadurch vermehrt, daß das Fach der österreichischen Geschichte und das der Zoologie doppelt besetzt wurde. Durch die Lehrkanzeln für Zootomie, für höhere Physik und für Geologie fand gleichfalls eine wesentliche Vermehrung der Lehrkräfte statt.

Die Prager Universität hat eine vierte Lehrkraft für Geschichte erhalten.

Zu Graz wirkt nun ein zweiter Professor im Fache der classischen Philologie, ein zweiter Professor für Physik, und das historische Fach erhielt eine Vermehrung durch einen ordentlichen Professor für österreichische Geschichte. Auch für die Mineralogie wurde eine bleibende Lehrkanzel errichtet.

An der Universität zu Innsbruck wurde der naturgeschichtliche Unterricht durch Theilung der Aufgabe und Bestellung eines Professors der Zoologie gefördert.

Die Lemberger Universität erhielt einen zweiten Professor der classischen Philologie und auch dort wurden die Fächer der Zoologie und Mineralogie getrennt.

Bei Berufung anerkannter Capacitäten, unter Zugeständnissen, welche den Lehrkanzeln nicht minder als den Berufenen selbst namhafte Vortheile gewähren, sind inländische Kräfte ganz besonders berücksichtigt worden.

Nicht ohne Erfolge blieb das Bestreben des Staatsministeriums, die Lage der Universitätsprofessoren nach Thunlichkeit zu verbessern, ohne daß hier die zahlreichen dem Verdienste zu Theil gewordenen Ehrenauszeichnungen oder die Höherstellung der Genüsse oder Gehaltszulagen einzelner in Anschlag gebracht werden wollen.

Wenn es auch bisher noch nicht gelungen ist, die Gehaltunterschiede an den Universitäten zur Ausgleichung zu bringen, so ist doch schon einerseits die Erhöhung der mit Abstufungen systemisirten Gehalte für die ordentlichen theologischen Professoren an der Universität zu Wien auf 1600, 1800 und 2000 fl., zu Prag auf 1300, 1550 und 1800 fl. und zu Lemberg und Graz auf 1000, 1200 und 1400 fl erwirkt worden, andererseits aber fanden die Rücksichten, welche bisher für eine ausnahmsweise Pensionsbehandlung der Lehrer an Mittelschulen zur Geltung gekommen waren, auch den Universitätsprofessoren gegenüber die vollste Beachtung, und mit der Allerhöchsten Entschließung vom 16. August 1862 wurde den Professoren sämmtlicher Facultäten, ja selbst der chirurgischen Lehranstalten für den Fall der Dienstuntauglichkeit der Anspruch auf den vollen Activitätsgehalt nach dreißig Dienstjahren zugestanden.

Auch die Professoren der griechisch-orientalischen theologischen Lehranstalt zu Czernowitz werden in gleicher Weise behandelt.

Digitized by Google

Eine schwere Aufgabe fiel nach dem Jahre 1860 dem Staatsministerium zu durch die ihm zur Pflicht gemachte Unterbringung der disponibel gewordenen Professoren und Lehrer aus den östlichen Ländern der Monarchie. Es ist jedoch gelungen, in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit die meisten dieser verfügbar gewesenen Lehrer theils auf systemisirte Plätze sogleich definitiv unterzubringen oder wenigstens durch Zutheilung an Lehranstalten meist ohne Schmälerung ihrer früheren Genüsse wieder thätig zu machen.

Die mit den Hochschulen in Verbindung stehenden Bibliotheken waren seit Jahren ein Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit des Ministeriums, und finanzielle Rücksichten allein waren es, die es bisher nicht thunlich machten, diese Institute in gewünschter Weise zu heben. Dennoch konnte auch in neuerer Zeit etwas für die Erhöhung der Dotation dieser Anstalten in der Weise geschehen, daß gemäß der unter dem 15. Juli 1862 ertheilten Allerhöchsten Genehmigung sowohl die angesammelten als auch die currenten Matrikelgelder den Universitätsbibliotheken als eine Vermehrung der Bücherankaufssumme zugeführt worden sind. Ueberdies wurde den Bibliothekaren gestattet, die Vergütung des Silberagio für die aus dem Auslande bezogenen Bücher zur Schonung der regelmäßigen Dotation in Anspruch zu nehmen, welche letztere in der Gesammtsumme für alle Universitäts- und den ihnen gleichgehaltenen öffentlichen Studienbibliotheken 24.613 fl. beträgt, ein Betrag, der den raschen Fortschritten der Wissenschaft und dem Bedürfnisse des Unterrichtes gegenüber für unzureichend erkannt worden ist. Auf Grund der Berichte der Bibliotheksvorsteher und des Gutachtens des Unterrichtsrathes sah sich das Ministerium veranlaßt, für die meisten der Universitätsbibliotheken eine Erhöhung der ordentlichen Dotation anzustreben. Die Verhandlungen hierüber sind noch nicht geschlossen.

Durch den Ankauf der wichtigsten Werke aus dem Gebiete der Theologie, des Kirchenrechtes und der Kirchengeschichte für die theologische Lehranstalt zu Czernowitz wurde an derselben ein wissenschaftliches Studium ermöglicht.

Da von den Bibliotheken im ausgedehnten Maße immer mehr Gebrauch gemacht wird, so mußte, wo es eben leicht thunlich war, für die Erweiterung des Raumes gesorgt werden. Ueberdies wurden die Lesestunden vermehrt, so daß auch Abendstunden benützt werden können. Zum Schutze und zur Ordnung dieser kostspieligen, sich rasch mehrenden Sammlungen trägt die im Jahre 1862 erlassene Vorschrift wegen Scontrirung der Bibliotheken bei, und werthvolle Elaborate liegen vor, welche die Vervollständigung der Bibliotheksinstruction zum Ziele haben. Das Institut der Bibliotheken kann neben der materiellen Unterstützung nur durch die Männer gehoben werden, welchen es anvertraut ist. Für ihre Leistungen waren die Bibliotheksbeamten, die nicht in einer schnellen und ergiebigen Beförderung eine Entschädigung finden, bisher nur gering entlohnt. Auch handelt es sich darum, jüngere Kräfte, an welche höhere Ansprüche als bisher gestellt werden sollen, für diesen Dienstzweig zu gewinnen. Aufbesserungen der Gehalte

Digitized by Google

Einzelner haben im Laufe der letzteren Jahre stattgefunden; wegen einer durchgreifenden Erhöhung der Bezüge ist die Verhandlung eingeleitet.

Die Interessen der Industrie auf wissenschaftlichem Wege zu fördern sind die polytechnischen Institute berufen. In ihrer bisherigen Organisation erkennen sie sich selbst nicht mehr für vollkommen geeignet, ihre Mission zu erfüllen. Die Reorganisation derselben nach dem Systeme der Fachschulen wurde in Angriff genommen.

Ueber erfolgte Beschlüsse der Landesvertretungen haben die Organisationsstatute für das polytechnische Institut in Prag und das Joanneum in Graz, nach vollzogener Prüfung durch den Unterrichtsrath und das Ministerium, bereits die Allerhöchste Genehmigung erhalten. Nach diesem neuen Statut wirkt das Prager Institut seit dem Studienjahre 1864/5; die Durchführung des neuen Systems am Joanneum wird mit dem nächsten Studienjahre beginnen

Mit der Ausarbeitung des Planes für das Polytechnicum in Wien wurde das Professorencollegium dieser Anstalt betraut. Der vorgelegte Entwurf und das vom Unterrichtsrathe darüber abgegebene Gutachten werden, sobald die Verhandlungen hierüber mit den dabei betheiligten Ministerien zum vollen Abschlusse gelangt sein werden, Sr. Majestät zur Allerhöchsten Schlußfassung unterbreitet werden.

Auch die technische Lehranstalt in Brünn ist angewiesen worden, einen Plan zur Reorganisirung dieses Institutes zu entwerfen.

Um den Anforderungen der Gegenwart gerecht zu werden, wurden inzwischen an dem polytechnischen Institute in Wien einige wichtige und eingreifende Verbesserungen eingeführt. Ueber Allerhöchste Genehmigung vom 6. October 1861 ist die Lehrkanzel des Maschinenbaues mit einer Lehrmitteldotation von 1000 fl. errichtet worden Mit der Allerhöchsten Entschließung vom 20. August 1861 erfolgte die Trennung der Lehrkanzel der Naturgeschichte in die beiden Lehrkanzeln für Botanik und Zoologie. Auch das Lehrfach der Chemie wurde im Jahre 1862 in zwei selbstständige Lehrkanzeln getrennt und dadurch die chemische Technologie als eine eigene Disciplin, mit einer Dotation von 840 fl. und der Bestellung eines Assistenten und Laboranten, zur Geltung gebracht. Aus der allgemeinen Bauwissenschaft wurde die Partie über den Hochbau abgesonderten Vorträgen zugewiesen und für dieses Fach in demselben Jahre ein eigener Professor systemisirt. Endlich wurde, um den angehenden Techniker auch mit dem wichtigen Material der Combination bekannt zu machen, eine Lehrkanzel der Statistik im Jahre 1863 errichtet und die Verfügung getroffen, daß über Verfassungs und Verwaltungslehre Vorträge gehalten werden.

Der für die Organisirung der commerciellen Abtheilung der Handels- und nautischen Akademie in Triest vom Staatsministerium ausgearbeitete Plan erhielt am 21. Februar 1864 die Allerhöchste Genehmigung.

II.

Für das Gedeihen der Mittelschulen spricht die vermehrte Frequenz und die Reife, welche die Studirenden für die höheren Lehranstalten mitbringen. Die

Digitized by Google

Vermehrung und Erweiterung (Classenvermehrung) der Gymnasien wurde nothwendig. Den in dieser Beziehung von Landtagen, Communen und geistlichen Corporationen kundgegebenen Beschlüssen ließ die Regierung die eifrigste Unterstützung angedeihen, sowohl durch Verleihung des Oeffentlichkeitsrechtes, als dadurch, daß in neuester Zeit unter Mitwirkung des Unterrichtsrathes an einigen dieser Anstalten ein Lehrplan für den combinirten Unterricht der Real- und Gymnasialclassen festgesetzt, und sonach ein gesicherter Gang dieses Unterrichtes eingeleitet worden ist. Auf diese Weise sind 13 neue Gymnasien (Tabor, Triest, Duppau, Chrudim, Schlackenwerth, Prachatitz, Ungarisch-Hradisch, St. Pölten, Baden, Kolomyja, Drohobycz und zwei in Wien) entstanden, zu deren Erhaltung kein Beitrag aus Staatsmitteln geleistet wird. Andererseits hat die Regierung dort, wo sich ein unabweisliches Bedürfniß dafür kundgab, Gymnasien auf Staatskosten zu errichten (Krainburg, Cattaro, Trevi so, Rovigo, Venedig, Brzezany, Lemberg) oder aus öffentlichen Fonden zu dotiren nicht unterlassen (wie es bei dem griechisch-orientalischen Obergymnasium zu Suczawa geschehen ist). Auch ist an mehreren Staatsgymnasien die Zahl der Classen durch Theilung derselben in Doppelcurse vermehrt worden (Pisino, Brünn, Olmütz).

Da zur Sicherung eines gedeihlichen Fortschrittes an den Gymnasien die Tüchtigkeit der Lehrer verhilft, und eine freie Concurrenz ihnen den Weg zu ihrem Posten erleichtern muß, so wurden die Gymnasien zu Linz und Salzburg, an welchen die Besetzung von je acht Lehrstellen von dortländigen geistlichen Orden abhängig war, als Staatsgymnasien erster Classe (höchster Gehaltskategorie) eingerichtet, und die Besetzung sämmtlicher Lehrerposten von der Regierung übernommen. Auch für das Staatsgymnasium zu Verona wurde eine höhere Gehaltsclasse erwirkt.

An den Gymnasien zu Laibach, Graz und Troppau, an welchen das dauernde Bedürfniß von vier Parallelclassen constatirt wurde, sind vier Lehrerstellen extra statum systemisirt und mit vollständig qualificirten, praktisch bewährten Lehrern besetzt worden, wodurch die einem fortwährenden Wechsel unterworfene Verwendung von Supplenten für immer beseitigt erscheint. Diese Maßnahme, deren Ausdehnung auch auf andere Gymnasien in Aussicht genommen wurde, förderte nebenbei die Unterbringung der in den östlichen Kronländern disponibel gewordenen Lehrer, und es gelang in der That, dieser Sorge in vollem Maße ledig zu werden. Die wenigen, welche bisher noch in provisorischer Verwendung sich befinden, haben in nächster Zukunft eine gesicherte Stellung zu gewärtigen.

Lehrern, deren anerkanntes wissenschaftliches Forschen dahin gerichtet ist, litterarische Werke zu Tage zu fördern, zu welchen Leistungen sie bei ununterbrochener Bethätigung an der Schule, welche die volle Kraft eines Mannes erheischt, nicht gelangt sein würden, wurden längere Urlaube bewilligt. (Während der letzten vier Jahre erhielten zwölf Lehrer derlei Urlaube.)

Die Obsorge für die Heranbildung eines genügenden Nachwuchses von Lehrern mußte vorzugsweise dorthin gerichtet werden, wo der Bedarf noch nicht

Digitized by Google

vollständig gedeckt ist. Für Galizien und Krakau wurden im Jahre 1862/3 18 Candidaten mit 5775 fl., 1863/64 24 Candidaten mit 7237 fl. für diesen Zweck unterstützt. In der Bukowina findet das griechisch-orientalische Gymnasium zu Suczawa eine ähnliche Unterstützung aus dem bezüglichen Religionsfonde. Um für Dalmatien eine genügende Zahl von Lehrern aus der Mitte der Landeseingebornen zu sichern, werden jährliche Unterstützungen von 1800 bis 1900 fl. verwendet. Für das lombardisch-venetianische Königreich wurden, um tüchtige Philologen zu erziehen, im verflossenen Studienjahre 14 Candidaten mit 3970 fl. unterstützt, und für das laufende Jahr werden 18 Candidaten die Unterstützung von 5900 fl. erhalten.

Die Gymnasialschulbücherlitteratur ist um mehr als 50, der wissenschaftlichen und didaktischen Prüfung unterzogene Werke bereichert worden.

Beiträge und Dotationen für Lehrmittelsammlungen wurden gewährt, wo es die Nothwendigkeit erheischte. Der Aufwand hiefür war nicht selten sehr namhaft. (Das zweite Gymnasium zu Venedig erhielt ein physikalisches Cabinet. Die Cabinette zu Udine und Vicenza, dann das des St. Annen Gymnasiums zu Krakau wurden bedeutend subventionirt.)

Der Unterricht im Zeichnen, Turnen und im Gesange wurde durch die Ertheilung von Remunerationen an die Lehrer gefördert.

Um die Lage der Gymnasiallehrer in einer bleibenden und ausreichenderen Weise zu bessern, wurden neun Gymnasien der niederen Gehaltsclasse in eine höhere Kategorie erhoben, wodurch der einzelne Gehaltsbetrag um 105 fl. erhöht worden ist. Die Prüfungstaxe für Privatisten wurde höher gestellt, und ist das Schulgeld um 50 pCt. erhöht, der Mehrbetrag aber zur Vertheilung unter die rangsältesten Lehrer des Gymnasiums bestimmt, und hiedurch das Einkommen der participirenden Lehrer namhaft, an einzelnen Gymnasien um mehrere hundert Gulden vermehrt worden.

Geistlichen Orden, welche aus eigenen Mitteln ein Gymnasium erhalten, wurde das Schulgeld, welches sie bis dahin an den Studienfond ablieferten, überlassen, und dadurch nicht nur ein Act der Gerechtigkeit geübt, sondern auch das Mittel geboten, für das Bedürfniß des Unterrichtes an derlei Anstalten in ausgiebigerem Maße zu sorgen.

Endlich sind zehn Fälle zu verzeichnen, in welchen eine Allerhöchste Auszeichnung für Mitglieder des Gymnasiallehrstandes erwirkt wurde.

Obwohl sich ein befriedigender Fortschritt auch an den selbstständigen Realschulen kundgiebt, so muß doch bei diesen Schöpfungen der neueren Zeit das fortbildende Element ganz besonders zur Geltung gelangen. Der Unterrichtsrath ist daher mit der Ausarbeitung eines Planes zur Reorganisirung dieser Schulen beschäftigt, so wie auch mit der Umarbeitung des Organisationsplanes für nautische Schulen.

Die Realschulen vermehren sich fortan theils als Staatsanstalten, theils als Landes- und Communalschulen. Zu den ersteren gehören aus jüngster Zeit:

Digitized by Google

die Oberrealschule zu Spalato, die vervollständigten Realschulen zu Laibach und Salzburg, dann zu Czernowitz. An den Unterrealschulen zu Curzola, Sebenico und Steyer hat der Studienfond die Besoldung der Lehrer übernommen, und die Oberrealschulen zu Rakonic und Reichenberg wurden nicht unbedeutend subventionirt. Die Oberrealschule zu Venedig erhielt ein chemisches Laboratorium.

Die Oeffentlichkeitserklärung wurde für 4 Ober- und 4 Unterrealschulen der Gemeinden und für 4 Unter- und 3 Oberrealschulen, die aus Landesmitteln erhalten werden, ausgesprochen.

Zu den bis zum Jahre 1861 für Realschulen zugelassenen 41 Lehrbüchern in deutscher Sprache sind in neuerer Zeit noch 12 hinzugekommen. Auch für Lehrbücher in anderen Landessprachen wurde vorgesorgt.

Der gewerbliche Unterricht für Handwerker und Gesellen an Realschulen in eigenen Cursen wird mit steigendem Antheile gesucht. Die gewerblichen Fachschulen fallen den Corporationen anheim.

Gleichzeitig und übereinstimmend mit den Bestimmungen über die Wiederholungs- (Fortbildungs-) Schulen wurde vom Staatsministerium unter Mitwirkung des Unterrichtsrathes eine Vorschrift über die Einrichtung der gewerblichen Fachschulen für Lehrlinge erlassen.

III.

Was das frühere Unterrichtsministerium auf dem Gebiete der Volksschule Gutes geschaffen, wurde im Laufe der letzteren Jahre zu erhalten und fortzuentwickeln getrachtet.

Im legislativen Wege durch Mitwirkung der Landtage ist das Schulpatronatsverhältniß und die Concurrenz zu den Kosten für Schullocalitäten so weit geregelt worden, daß für die Mehrzahl der Kronländer diese Gesetze bereits zustandegekommen sind. Mit der nächsten Session der Landtage dürfte diese Angelegenheit vollkommen zum Abschlusse gelangen.

Zur Feststellung der Einflußnahme der Gemeinden auf die Volksschulen und zur Regelung der Schulaufsicht ist ein Gesetzentwurf ausgearbeitet worden. Ein für Böhmen erlassenes Landesgesetz regelt die Zahlung des Schulgeldes durch die Gemeinden. Die Regulirung der Dienststellung der Schulräthe wurde zum Gegenstande einer besonderen Verhandlung gemacht.

In allen diesen Anordnungen sind auch die Grundbedingungen für die weiteren Reformen im Schulfache zu finden.

Die Vermehrung der Schulen hält mit dem Andrange zu denselben noch immer Schritt. Ohne daß gegenwärtig noch die Daten des letztverflossenen Schuljahres zur Hand liegen, kann doch beispielsweise die Vermehrung der Schulen von 1861 bis 1862/63 in Steiermark, Tirol, Böhmen, Mähren, Schlesien, Bukowina, Venetien, im Küstenland und Galizien mit circa 200 beziffert werden. In Dalmatien wurden im verflossenen Schuljahre 1863/64 allein 87 Volksschulen errichtet. In Ländern, in welchen ein geordnetes Schulwesen besteht, wird nunmehr weniger auf die Vermehrung als auf die Verbesserung und Hebung der Schulen

Digitized by Google

durch Erweiterung hinsichtlich ihres Lehrzieles hingewirkt. In der That hat sich auch die Zahl der Hauptschulen vom Jahre 1861 bis 1862/63 um 49 und jene der abgesonderten Mädchenschulen um 94 vermehrt.

Auch die unselbstständigen Unterrealschulen haben sich seit 1861 um 12 vermehrt, ungeachtet mehrere derselben zu selbstständigen Realschulen umgestaltet worden sind. Vervollständigt wurden 20 Unterrealschulen, und mehrere Privatschulen erhielten das Oeffentlichkeitsrecht.

Die Reorganisirung des Taubstummeninstitutes in Wien zu einer Musterreichsanstalt ist eingeleitet.

Im Küstenland, Tirol, Galizien und Lombardo-Venetien wurden neue Lehrerbildungsanstalten errichtet, bestehende in anderen Kronländern vervollständigt.

Neue Lehrtexte (Bücher) wurden in den letzten drei Jahren zu Stande gebracht:

in deutscher Sprache . . .	6	in slovenischer Sprache . .	2
„ italienischer „ . . .	9	„ ungarischer „ . .	3
„ böhmischer „ . . .	9	„ rumänischer „ . .	9
„ ruthenischer „ . . .	8	„ hebräischer „ . .	1
„ croatischer „ . . .	6		

Aeltere Schulbücher wurden einer Revision unterzogen und sind diese Arbeiten zum Theile Commissionen in den Kronländern übertragen worden.

Die Lehrbücher werden entweder aus dem Wiener Schulbücherverlage bezogen, oder es wird in den betreffenden Ländern dafür vorgesorgt. Seit 1861 ist das Verlagsprivilegium der Universitätsbuchdruckerei in Ofen wieder hergestellt worden. Der Absatz von Schulbüchern nach Ungarn hat damit aufgehört. Die romanischen Schulbücher für griechisch-orientalische Schulen werden in der Hermannstädter griechisch-orientalischen Diöcesanbuchdruckerei in Druck gelegt; dadurch hat der Absatz von Büchern in romanischer Sprache und für Schüler des erwähnten Bekenntnisses nach Siebenbürgen eine namhafte Schmälerung erfahren. Die Folgen dieser Maßregel machen sich in Bezug auf den Totalabsatz des Wiener Schulbücherverlages bemerkbar. Dagegen hebt sich der Verschleiß nach den der Verwaltung des Staatsministeriums zugewiesenen Ländern zusehends, so daß im Wiener und Prager Verlag im Jahre 1863 allein an 1,800.000 Exemplare verkauft worden sind. Als Armenbücher abgegeben wurden im Jahre 1863 328.000 Exemplare. Die Abgabe dieser Bücher steigt mit jedem Jahre; ihr Werth beträgt jährlich zwischen 58.000 bis 60.000 fl.

Seit dem Jahre 1863 führt der Schulbücherverlag Gebahrungsüberschüsse an die Schulfonde ab. Diese erhielten vom Wiener Verlag (1863) 92.379 fl., (1864) 32.985 fl. Der Prager Verlag brachte an die Schulfonde Böhmens, Mährens und Schlesiens (1863) 18.999 fl. in Abfuhr Im Ganzen

Digitized by Google

stellt der Schulbücherverlag voraussichtlich an 50.000 fl. jährlich zur Verfügung der Schulfonde.

Aber auch eine freiere Bewegung und eine Concurrenz im Schulbücherverlagsgeschäfte ist angebahnt worden. Die Allerhöchste Entschließung vom 16. December v. J. hat das Privilegium auf die Herausgabe und den Vertrieb von Schulbüchern für die zweiclassigen Unterrealschulen aufgehoben und gestattet, daß auch außerhalb Wien Schulbücherverläge errichtet werden dürfen. Durch Ausdehnung der Abgabe der Armenbücher auf die vierte Hauptschulclasse wurde die Wohlthat, die in dieser Betheilung liegt, wesentlich erweitert.

Auf Verbesserung der materiellen Stellung der Lehrer wurde hingewirkt. Neben den Mitteln der zur Erhaltung der Volksschulen berufenen Gemeinden sind aus öffentlichen Fonden namhafte Beiträge für diesen Zweck geleistet worden,

Regulirt und erhöht wurden die Lehrergehalte an 6 höheren Volksschulen, durch Beiträge ergänzt an 9 derlei Schulen. Dotations- (Congrua-) Ergänzungen wurden für 391 Schulen bewilligt.

Um für Dalmatien, das Küstenland und die Bukowina tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen, wurden an Lehramtscandidaten dieser Länder ausreichende Stipendien verliehen, welche sie in den Stand setzten, ihre Curse in Wien und Prag zu hören. Die für Galizien bewilligt gewesenen 24 Stipendien für Präparanden wurden um acht Plätze vermehrt.

Die Zahl der Lehrer ist im steten Zunehmen; sie ist innerhalb der letzten drei Jahre um 788 gestiegen, eine Folge der Vermehrung der Schulen und deren Erweiterung durch neue Schulzimmer.

Der Unterricht im Turnen, im Zeichnen und in der Pflege landwirthschaftlicher Zweige findet immer mehr Aufnahme.

Um Erfahrungen zu erwerben und um Oesterreich auch im Auslande vertreten zu wissen, wurden Fachmänner zur Weltausstellung nach London und zu den deutschen Lehrerversammlungen entsendet.

Das Unterrichtswesen der Evangelischen augsburgischer und helvetischer Confession ist in neuerer Zeit einer ausgedehnten Reform unterzogen worden, welche, durch das k. Patent vom 8. April 1861 und die zufolge Allerhöchster Ermächtigung am 9. April 1861 erlassene Verordnung des Staatsministeriums ermöglicht, den Betheiligten zur großen Befriedigung gereichte und nicht verfehlte, eine erfolgreiche Selbstthätigkeit auf dem Gebiete des Unterrichtes anzuregen.

Die aus Staatsmitteln dotirte, vom Ministerium geleitete und für das ganze Reich bestimmte evangelisch-theologische Facultät in Wien schien noch im Jahre 1861 der Auflösung nahe. Gegenwärtig erfreut sie sich eines Zustandes, der ihr Hörer zuführt, welche früher an Hochschulen des Auslandes ihre Bildung gesucht haben. Die Frequenz ist fast auf das Doppelte gestiegen. Dieser Aufschwung wurde mit keinem bedeutenden Kostenaufwande erzielt; die Zahl der Lehrkanzeln ist nicht vermehrt worden, eine derselben ist sogar unbesetzt. Die wohlaccreditirten

Digitized by Google

Lehrkräfte sind es, die, theilweise aus dem Auslande berufen, zur Hebung dieser Anstalt vor allem beitragen. Diesen zunächst wirkt die Reorganisirung des Stipendienwesens in erwünschter Weise. Die bestandenen 30 Handstipendien von 12 bis 105 fl., 10 bis 84 fl. und 8 bis 52 fl. 50 kr. wurden über Allerhöchste Genehmigung vom 15. October 1862 auf 15 Stipendien reducirt und hievon 7 auf 200 fl. erhöht, 8 mit 100 fl. festgesetzt, und 20 Freitische mit dem Kostenaufwande von 85 fl. errichtet. Diese Einrichtung hat zur Hebung der Frequenz unzweifelhaft beigetragen. Durch die Uebertragung der Chr. Braunfalk'schen Stiftung, welche bisher bei der Statthalterei in Graz verwaltet worden ist, an die evangelisch-theologische Facultät wurde der Absicht des Stifters entsprochen und der Facultät ein Beweis des Allerhöchsten Vertrauens gegeben.

Durch die Allerhöchste Genehmigung des Statuts der „k. k. evangelisch-theologischen Facultät in Wien" (1861), dem zufolge diese die evangelisch-theologischen Würden zu ertheilen berechtigt ist, wurde das Ansehen dieser Hochschule wesentlich gehoben.

Anlangend die Mittelschulen ist das Staatsministerium eben jetzt bemüht den gedeihlichen Fortbestand des k. k. Gymnasiums in Teschen für Evangelische durch Erhöhung der Lehrergehalte zu sichern.

Die evangelische Unter-Realschule zu Bielitz in Schlesien, welche ohne eine materielle Unterstützung seitens der Regierung errichtet worden ist, erhielt im Jahre 1862 das Recht, staatsgültige Zeugnisse auszustellen.

Auf dem Gebiete des Volksschulunterriches ist in erster Linie der Bemühungen, eine evang. Lehrerbildungsanstalt in Bielitz für die deutsch-slavischen Länder zu errichten, zu gedenken. Bei einem Beitrage von 9000 fl. aus dem Staatsschatze, ist dem ganzen Bauaufwande von 80.000 fl. gegenüber, der Opferwilligkeit der Gemeinde Bielitz und der Glaubensgenossen von nah und ferne noch ein weiter Spielraum offen geblieben.

Außer der vierclassigen Hauptschule in Bielitz-Biala ist die Errichtung einer gleichen Schule in Czernowitz in Angriff genommen worden, ohne daß hieraus dem Staatsschatze Kosten verursacht worden sind. Die raschen Fortschritte des evangelischen Volksschulunterrichtes seit Februar 1861 ergeben sich aus den sicheren Daten, daß seitdem von den Evangelischen augsburgischer Confession 25, von jenen helvetischer Confession 21, zusammen 46 neue Volksschulen errichtet und mindestens 20 neue Schulhäuser erbaut worden sind. Zur Erzielung dieses, für die Volksbildung so günstigen Ergebnisses hat das Staatsministerium insofern beigetragen, als es aus dem durch Allerhöchste Entschließung vom 14. April 1861 bewilligten Unterstützungspauschale nicht nur armen Pfarreien, sondern auch armen Schulen Subventionen gewährte und darauf hinwirkte, daß Intercalarien, welche sich aus der unterm 14. Mai 1862 Allerhöchst angeordneten zeitweiligen Herabminderung der Bezüge der Superintendenten ergeben, theilweise dem Volksschulwesen zugutekommen. Aus diesen Fonden wurden innerhalb der Periode, welche diese Nachweisung umfaßt, 50.167 fl. 77 kr. den Volksschulen und Kirchen-

Digitized by Google

gemeinden zugewendet, und der Antheil der ersteren dürfte mit einem Drittel (circa 17.000 fl.) nicht zu hoch gegriffen sein.

Aus demselben Fonde wurden auch Stipendien für Candidaten des Schul- und Kirchendienstes, wenn sie ausländische Hochschulen besuchen, errichtet. Gegenwärtig bestehen 9 solche Stipendien à 500 fl. Durch die auf Grundlage des §. 23 des k. Patentes vom Jahre 1861 mit Bewilligung des Staatsministeriums constituirten Orts- und Zweigvereine der Gustav-Adolf-Stiftung wurde der Schule eine ergiebige Quelle der Unterstützung erschlossen. Das Ergebniß der Sammlungen dieser Vereine in den deutsch-slavischen Kronländern war ein verhältnißmäßig günstigeres als das der gleichnamigen Vereine des Auslandes; es betrug seit 1861 bis Ende 1864 39.830 fl., wovon beiläufig ein Drittel den Schulen zugutekam. Dieser Eifer belebte die Theilnahme des Auslandes, welche sich in sehr namhaften Liebesgaben und in der Baseler-Stiftung, zunächst für Mähren kund gab. Dessenungeachtet wird bei jeder Subvention aus Staats- oder Vereinsmitteln darauf gesehen, daß die zu unterstützenden Gemeinden das Mögliche aus eigenen Kräften bereits geleistet haben. So wurden während eines Zeitraumes von weniger als vier Jahren Fortschritte erzielt, wie solche früher nicht in zwanzig Jahren gethan worden sind. Die Forschung nach der Genesis dieser Erfolge führt immer auf die Regelung der staatsrechtlichen und kirchlichen Verhältnisse der Evangelischen zurück.

Noch beziehen zwar zum größeren Theile die neugegründeten deutschen Schulen dieser Confessionen ihre Lehrkräfte aus dem Auslande, was mit der Zeit eine Aenderung erfahren wird, sobald eine evangelische Lehrerbildungsanstalt ins Leben gerufen sein wird.

Der mit Allerhöchster Entschließung vom 6. Juni 1864 über Antrag des Ministeriums genehmigte Verein evangelischer Schulmänner und Schulfreunde in Schlesien hat sich die Förderung des Volksunterrichtes zur Aufgabe gestellt. In größeren Städten, namentlich in Wien, schließen sich die Evangelischen den zumeist aus katholischen Mitgliedern bestehenden Vereinen für Förderung der Schulen an.

Die noch fehlenden Lehrbücher, namentlich für Hauptschulen, sind beigestellt worden.

In den Volksschulen ausschießlich für Israeliten war das Bestreben, alles den Unterricht Fördernde sich anzueignen, stets wahrnehmbar. Auch schlossen sie sich bereitwillig an die bei katholischen Schulen beobachteten Vorgänge an, so daß von ihnen dasselbe gilt, was über die Volksschulen im Allgemeinen gesagt worden ist. Auch an diesen Schulen sind die Fortschritte unverkennbar. Außer denjenigen Schulbüchern, welche sie mit den übrigen Volksschulen gemein haben, wurden von dem Wiener und Prager Schulbücherverschleiße im Jahre 1863 allein 26.406 Exemplare von Schulbüchern, die nur für Israeliten bestimmt und unter Mitwirkung der Fachmänner ihres Glaubens zustandegebracht worden sind, abgesetzt.

Die Verhandlung wegen Ueberwachung der israelitischen Schulen durch

Digitized by Google

Glaubensgenossen dort, wo es von den Cultusgemeinden gewünscht wird, ist im Zuge.

IV.

Dem Staatsministerium ist die Gelegenheit geboten worden, die Wünsche, welche sich für die Hebung der Kunst in Oesterreich seit einer Reihe von Jahren kundgegeben haben, würdigen und nach Zulaß der Verhältnisse erfüllen zu können, wobei auch Kunstzweige Beachtung fanden, welche bisher in den Kreis der behördlichen Pflege nicht einbezogen waren.

In dem Finanzgesetze für das Jahr 1863 war zum ersten Male eine Summe von 10.000 fl. zu dem Zwecke bewilliget worden, um einige mittellose Künstler von Talent, verschiedener Kunstzweige, mit Staatsstipendien zu unterstützen.

Zur Beurtheilung der Ansprüche der sehr zahlreichen Bittsteller auf die Betheilung aus dieser Dotation wurde eine ständige Commission im Staatsministerium eingesetzt, in welcher jeder Kunstzweig seine Vertreter findet. Nach dem Ausspruche dieser Commission erhielten 2 Tonkünstler, 1 Dichter, 6 Historien-, 1 Landschaftsmaler, 6 Bildhauer mit Einschluß eines Modelleurs, im Ganzen 16 Künstler der verschiedensten Nationalität, Unterstützungen von 400 fl. bis 1000 fl. für Kunstzwecke.

Bei Berathung über diese Stipendien wurde der Wunsch ausgedrückt, daß die Möglichkeit geboten werde, nicht nur jugendliche hoffnungsvolle Talente durch Zuwendung von Stipendien, sondern auch bereits bewährte Künstler durch directe Aufträge zu fördern, und solchen Künstlern, die durch die Ungunst der Zeitverhältnisse in ihren Bestrebungen gehemmt sind, durch Ertheilung von Pensionen die verdiente Unterstützung zuzuführen.

Mit der Allerhöchsten Entschließung vom 26. September 1863 haben Se. Majestät zu bewilligen geruht, daß die durch das Finanzgesetz für das Jahr 1863 sichergestellte, zu Ankäufen aus der projectirten akademischen Ausstellung für die Galerie im Belvedere gewidmete Dotation von 10.500 fl. ö. W., bei dem Unterbleiben dieser Ausstellung, zur Unterstützung österreichischer Künstler, theils durch Bestellungen, theils durch Zuschüsse behufs der Ausführung größerer Werke verwendet werde.

Nach den Anträgen des hiefür bestellten Comité wurden 2 Historien-, 3 Genre,- 2 Landschaftsmaler, 2 Bildhauer und 2 Kupferstecher, im Ganzen 11 Künstler mit Beträgen von 600 bis 1500 fl. unterstützt.

In dem Finanzgesetze für 1864 ist, entsprechend den von der ständigen Ministerialcommission ausgesprochenen Wünschen, der Betrag von 25.000 fl. theils für Stipendien, theils für Pensionen, theils zur Effectuirung von Aufträgen auf dem Gebiete der bildenden Künste bestimmt worden. Ueber Vorschlag der Commission wurde die erwähnte Dotation theils zu Aufträgen, theils zu Pensionen, Zuschüssen, Aushülfen und Stipendien für 30 Künstler in Anspruch genommen, und zwar für 6 Schriftsteller und Dichter, 1 Tonkünstler, 2 Kupferstecher, 5 Bildhauer, 1 Portrait-, 2 Landschafts- und 13 Historienmaler, fast allen Nationalitäten Oesterreichs angehörig.

Digitized by Google

Als es im Laufe des Jahres 1864 zu Eröffnung der Ausstellung an der Akademie der bildenden Künste in Wien gelangte, waren nebst den präliminirten 10.500 fl. noch von der Ausstellung vom Jahre 1859 unverwendet gebliebene 1934 fl, im Ganzen daher 12.434 fl. verfügbar, welche, entsprechend der Allerhöchsten Entschließung vom 23. August 1857, zum Ankaufe ausgezeichneter Gemälde von Künstlern des In- oder Auslandes zu verwenden waren. Um die hieraus entspringenden Vortheile vorzugsweise österreichischen Künstlern zuzuwenden, haben Se. Majestät allergnädigst zu bewilligen geruht, daß nicht bloß für die Galerie des Belvedere sondern auch zur Ausschmückung der k. Lustschlösser in Schönbrunn und Laxenburg Ankäufe gemacht werden. Bei diesen wurden 15 Inländer und 3 Ausländer berücksichtiget.

Die Gesammtsumme der aus den angeführten Anlässen für Kunstzwecke von 1861 bis 1864 erfolgten Beträge erreichte die Höhe von 57.934 fl. Da nun auch die aus früherer Zeit datirende jährliche Dotation von 3000 fl. für außerordentliche Stipendien fortbestand, so ist für Kunstzwecke in der angedeuteten Richtung in Oesterreich, während der letzteren drei Jahre, ohne Einrechnung des Aufwandes für die Akademien in Wien und Venedig und das Museum für Kunst und Industrie, die Summe von 70.000 fl. verwendet worden.

Die Kunstschulen betreffend war das Staatsministerium darauf bedacht, die an diesen Anstalten wirkenden Lehrer möglichst sorgenfrei zu stellen und deren Zahl in Erledigungsfällen durch Berufung ausgezeichneter Kräfte zu ergänzen.

Mit der Allerhöchsten Entschließung vom 7. Februar 1862 wurden über Antrag des Ministeriums zu den systemmäßigen Gehaltsstufen der akademischen Professoren in Wien von 1000 bis 1600 fl. C. M. jährliche Gehaltszulagen von je 400 fl. ö. W. bewilligt. Auch der Kanzleivorstand wurde dabei mit einer Zulage von 300 fl., der Bibliothekar gleichfalls mit 300 fl., der Professor der Anatomie, der Galeriecustos und der Kanzlist mit 200 fl. bedacht.

Mit der Allerhöchsten Entschließung vom 4. März 1863 ist die Gleichstellung der für Kunstfächer bestellten Professoren der Vorbereitungsschule und der ihr beigeordneten Fachschulen der Wiener Kunstakademie im Range und Gehalte mit den Professoren der höheren Studienabtheilungen dieser Lehranstalt bewilligt worden. Seit dem Jahre 1858 war die Professorsstelle für die Kupferstecherschule an dieser Akademie unbesetzt. Für solche ist Louis Jacoby aus Berlin und für die durch das Ableben des Prof. Kupelwieser erledigte Meisterschule für Historienmalerei ist der Wiener Künstler Karl Rahl berufen worden.

Auch wurde, um der stark besuchten allgemeinen Malerschule dieser Akademie die erwünschte Beihülfe zu gewähren, ins Auge gefaßt, die vierte Meisterstelle der Malerei aufzulassen und dafür eine weitere Professur an der allgemeinen Malerschule zu systemisiren. Diese Intention fand neuestens die Verwirklichung und ist der Director der Prager Akademie E. Engerth auf diese Stelle berufen worden.

Die Errichtung einer provisorischen Ornamentenschule als Vorbereitung

Digitized by Google

für Architekten und Techniker wurde für nothwendig erkannt, und ist für Ertheilung des Unterrichtes für solche eine geeignete Lehrkraft bestellt.

Der Unterricht in der Perspective und Anatomie für Zöglinge der Malerei und Bildhauerei wurde als obligat erklärt. Die Zöglinge der Landschaftsschule sind gleichfalls zum Besuche der Vorträge über Perspective verpflichtet worden. Die Einführung des Zeichnens nach der Antike bei Beleuchtung wurde veranlaßt.

Die Lehrmittel stammten größtentheils noch aus der Zeit Kaiser Leopolds I. her. Für den Ersatz der schadhaft oder stumpf gewordenen Gipsabgüsse und für die Anschaffung derjenigen Statuen und plastischen Werke, welche seit der erwähnten Zeit erst aufgefunden worden sind, wurde Sorge getragen. Eine Commission prüfte das Vorhandene und beantragte das Nachzuschaffende. Im Jahre 1862 wurden 2000 fl. für diesen Zweck bewilligt. Das Staatsministerium ordnete zugleich an, ein Museum für Gipsabgüsse zu begründen, wofür ein Local mit dem Aufwande von 9417 fl. hergestellt worden ist. Für das Jahr 1863 erfolgte zu diesem Behufe abermals eine Anweisung von 2000 fl. und sind nebstbei aus der Münchner Glyptothek Abgüsse im Preise von 303 fl. angekauft worden. Im Jahre 1864 sind Gipsformen von Desachy aus Paris für 3500 Fr. bezogen worden.

Die Einführung des weiblichen Kopfmodelles, die Wiedereinführung des von dem Kriegsministerium gestatteten Vorganges, das männliche Modell aus der Reihe der Militärmannschaft auszuwählen, die Anschaffung zweckmäßiger Gliedermänner und erforderlicher werthvoller Requisiten in reichlicher Zahl sind ebensoviele Vermehrungen der Lehrmittel.

Die Verfassung eines Kataloges der Gemäldesammlung dieser Akademie wurde angeordnet und ist solcher bereits vollendet. Copirplätze sind daselbst hergerichtet, und wird der Restaurirung der Gemälde eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Für die Bibliothek sind aus dem Nachlasse des Professors L. Kupelwieser und des Malers Friedr. Gauermann werthvolle Acquisitionen im Betrage von 5251 fl. 20 kr. gemacht worden. Der Nachlaß des Malers A. Koch in Rom wurde um 2500 Scudi angekauft, und ist die Einleitung getroffen, daß die Akademie nach und nach in den Besitz von Handzeichnungen hervorragender deutscher Meister gelange. In dieser Richtung ist mit dem Ankaufe einer Zeichnung bei Genelli in Weimar der Anfang gemacht worden.

Eine ständige Commission übernahm die Sorge für die Ergänzung der Bibliothek. Den Mitgliedern des akademischen Lehrkörpers wurde die Entlehnung von Büchern aus der Universitätsbibliothek unter den gleichen Modalitäten, unter welchen dieses Recht den Professoren der Universität zugestanden ist, gestattet.

Neben den Preiszuerkennungen und regelmäßigen Stipendienverleihungen ist zu Gunsten eines befähigten jungen Künstlers im Jahre 1861 vorübergehend ein fünftes Stipendium verliehen worden.

Die Studienreisen der Landschaftsschüler mit ihrem Professor waren seit

Digitized by Google

Jahren außer Uebung gekommen. Im Jahre 1861 wurden sie wieder zugegeben, die Reisegelder angewiesen, und diese Excursionen auch auf die Architekturschule ausgedehnt. Um die während solcher Reisen ausgeführten Zeichnungen älterer Bauwerke auch denjenigen Schülern, welche sich bei deren Aufnahme nicht betheiligen konnten, zugänglich zu machen, wurde deren Vervielfältigung bewilligt Hievon werden 50 Exemplare an Kunst-, technische und Realschulen vertheilt.

Um der Wiener Akademie für bildende Kunst ihren früheren Charakter wieder zurückzugeben, dem zufolge sie nicht nur als Lehranstalt, sondern auch als eine Kunstgesellschaft berufen war, die Verbindung der hervorragendsten Vertreter der Kunst in Oesterreich zu vermitteln, sind vom Staatsministerium Verhandlungen eingeleitet worden.

An der Akademie der schönen Künste in Venedig ist die seit 1857 unbesetzt gebliebene Professur der Ornamentik einem ausgezeichneten Künstler (Lodovico Cadorin) verliehen worden. Die Lehrkanzel der Anatomie wurde getheilt, so daß die anatomische Plastik und Zeichnung die Professoren der Sculptur und Malerei gegen eine Remuneration vortragen, während der streng anatomische Theil einem Doctor der Medicin übertragen worden ist.

Die Professur der Landschaftsmalerei war seit dem Jahre 1852 unbesetzt. Im Laufe des Jahres 1864 wurde dahin ein tüchtiger Landschaftsmaler berufen.

Was hinsichtlich der Kenntniß der Perspective, des Studiums nach der Natur und der Studienreisen an der Wiener Akademie für zweckmäßig erkannt worden ist, wurde auch an jener zu Venedig eingeführt,

Die Trennung des Secretariates von der Professur der Kunstgeschichte wurde mit Allerhöchster Genehmigung durchgeführt.

Die Auflösung des aus drei Professoren bestehenden Präsidiums dieser Akademie und Uebertragung der Leitung dieser Anstalt an eine hiezu geeignete Persönlichkeit ist veranlaßt worden.

Die Dotationen dieser Anstalt sind geregelt. Zu größeren Anschaffungen für die Bibliothek ist im Jahre 1861 ein Betrag von 1000 fl. bewilligt worden.

Eine neue Schöpfung, bestimmt auf die Geschmacksbildung in den Kunstgewerben einen veredelnden Einfluß zu üben und für die Bedürfnisse des Zeichnenunterrichtes an den Mittel- und Gewerbeschulen vorzusorgen, das Museum für Kunst und Industrie, ging, nachdem mit Allerhöchster Entschließung vom 31. März d. J. die Sr. Majestät vorgelegten Statuten die Allerhöchste Genehmigung erhalten hatten, in den Ressort des Staatsministeriums über. Für den raschen Aufschwung, den dasselbe nahm, spricht vor allem die Theilnahme, mit welcher jene Kreise dem Museum entgegenkamen, für deren specielle Bedürfnisse vorzusorgen die Aufgabe desselben ist. In dem kurzen Zeitraume von der Eröffnung, welche am 21. Mai v. J. erfolgte, bis zum Schlusse des Jahres 1864 betrug die Anzahl der Besucher nahe an 70.000. Aber auch für die Kronländer wurde das Museum durch Veranstaltung von Filialausstellungen und regen

Digitized by Google

Verkehr wirksam gemacht und es sind alle Einleitungen getroffen, daß diese Wechselbeziehungen in nächster Zukunft die erwünschte Erweiterung erfahren.

Im Verlaufe dieser Darstellung ist bereits eines oder des anderen Baues für Unterrichtszwecke erwähnt worden. Die seit Jahren immer dringender gebotene Rücksicht für die Schonung des Staatsschatzes und der öffentlichen, meist aus ihm unterstützten Fonde, hieß manchen Plan, dessen Ausführung zur Hebung und Vervollständigung einzelner Unterrichtsanstalten wesentlich beigetragen haben würde, zurückziehen. Dessenungeachtet fällt in die letzten drei Jahre mancher zum Theil schon früher angeregte Bau.

Die Aufzählung der vielen Schulbauten auf dem flachen Lande, wozu öffentliche Fonde beigetragen haben, kann hier nicht ihren Platz finden, wenn darunter auch Objecte vorkommen, welche einen bedeutenden Aufwand erheischten [1].

Für Normalhaupt- und Realschulen geschah manches Erwähnenswerthe. In Graz wurde für eine Anstalt dieser Art nebst dem Ankaufe des Grundes pr. 16.000 fl. ein Gebäude mit dem Aufwande von 65.036 fl. 94 kr. aufgeführt. Im Civilmädchenpensionate in Wien wurden dringende Herstellungen im Betrage von 18.405 fl. veranlaßt.

Das Obergymnasium zu Brünn mit Einschluß eines chemischen Laboratoriums wurde mit einem Aufwande von 146.778 fl. 22 kr. hergestellt, und anerkannten Künstlern und Fachmännern ist Gelegenheit geboten worden, sich an der Ausführung, Einrichtung und Ausschmückung dieses Gebäudes zu betheiligen.

Nahe der Vollendung ist das hiesige akademische Gymnasium, ein Bau, der von einem der ersten Architekten Wiens geleitet wird und einen Aufwand von mehr als 400.000 fl. erfordert.

Das Gymnasium zu Böhmisch-Budweis erhielt durch den Erweiterungsbau bei einer Kostensumme von 26.306 fl. 31 kr. eine dem Lehrzwecke vollkommen entsprechende Unterkunft.

Die Erweiterungsprojecte für das akademische Gymnasium in Prag mit einer Kostensumme von 18.251 fl., für den Neubau des Obergymnasiums zu Linz mit dem Aufwande von 121.700 fl. und die bereits ausgeführten Herstellungen am Gymnasium zu Graz mit 4050 fl. fallen gleichfalls in diese Periode.

Zur Erweiterung des technischen Akademiegebäudes in Lemberg sind wegen des Ankaufes eines geeigneten Baugrundes bereits Einleitungen getroffen worden.

[1] Von den 58 Fällen, in welchen Patronatsbeiträge geleistet wurden, verdienen hervorgehoben zu werden:

die Schule in	Waldenstein	(Nieder-Oesterreich)	mit 3190 fl.
„ „ „	St. Anna	(Steiermark)	„ 5206 „
„ „ „	Römerstadt	(Mähren)	„ 5647 „
„ „ „	Pocatek	(Böhmen)	„ 4000 „ u. a. m.

Digitized by Google

Die wachsenden Anforderungen der Wissenschaft und die Zunahme ihrer Hülfsmittel nehmen an den Universitäten größere Räume als es früher der Fall gewesen in Anspruch, und wenn für die Universität in Graz wegen Erweiterung derselben durch die medicinische Facultät nur eben das dringend Gebotene gethan worden ist, so sind die Absichten, welche in dieser Beziehung mehreren anderen Universitäten gegenüber gehegt werden, noch weiter gehend.

An der Krakauer Universität wurde für den Ausbau des Collegium Jagellonicum ein Betrag von 91.075 fl. bewilligt. Um die Universität zu Padua mit der Zeit zu erweitern, wofür bereits Pläne vorliegen, ist zum Ankauf von Realitäten im Werthe von 17.500 fl., mit Vorbehalt der verfassungsmäßigen Behandlung dieser Ausgabspost, geschritten worden. Auch das von der Prager Universität vorgelegte Bauproject ist in Verhandlung genommen und die vorgesehene Summe von 40.000 fl. in das Präliminare für 1866 eingestellt worden.

Die Verhandlungen über den Neubau der Wiener Universität, bisher zumeist noch im Lehrkörper selbst gepflogen, nähern sich dem Abschlusse.

Das theologische Studium betreffend, sind in jüngster Zeit in den gesammelten Erträgnissen einer Abtei die Mittel gefunden worden, um in Zara dem lang gehegten Bedürfnisse eines Priesterseminars für Dalmatien durch einen Centralbau abzuhelfen, der auf 60.618 fl. präliminirt ist.

Auch haben Kunst und Alterthum durch Bauvornahmen Beachtung gefunden. So wurde in Pola der Tempel des Augustus vor Verderben bewahrt; der Dogenpalast in Venedig mit der Gesammtsumme von 98.337 fl. restaurirt, und zur Herstellung des monumentalen Gebäudes Fondaco dei Turchi in Venedig ist von Sr. k. k. Apostolischen Majestät ein Beitrag von 80.000 fl. in vier Jahresraten bewilligt und angeordnet worden, daß eine von dem Bildhauer Ferrari auszuführende Büste des Marco Polo in diesem Gebäude aufgestellt werde.

Derlei Bauführungen können für sich allein einen Maßstab für die Wirksamkeit der Unterrichtsleitung nicht abgeben. Allein, abgesehen davon, daß diese Bauten auch die Gelegenheit zur Förderung der Architektur darbieten, lassen diese Ziffern die Größe des Bauobjectes erkennen und geben Anhaltspunkte für den Umfang der Anstalt, für deren Würdigung und für deren materielle Pflege.

Und nun zum Schlusse einige Ziffern über die Frequenz an den Unterrichtsanstalten, so weit die Daten eben zur Hand liegen.

An den Universitäten befanden sich im Wintersemester 1860/61 ordentliche und außerordentliche Hörer 6204, im Wintersemester 1863/64 7415. (Die theologischen Studien allein zeigen im Ganzen eine größere Frequenz, ungeachtet der Abnahme in Galizien bei dem griechisch-katholischen Clerus und im lombardisch-venetianischen Königreiche Vom Jahre 1861 stieg die Zahl der Theologen von 2651 auf 3407, sonach um 756 oder 28 pCt.)

Die Promotionen vermehrten sich von 470 auf 508 und die Staatsprüfungen (nach der Zahl der Geprüften) von 1503 auf 1587.

An den deutsch-slavischen Gymnasien (ohne Galizien und Krakau) vermehrte

Digitized by Google

sich die Zahl der Schüler innerhalb des oft erwähnten Triennums um 2526, jene der geprüften Abiturienten um 337. In Galizien und Krakau stieg die Zahl der Gymnasialschüler von 5107 auf 5928 und jene der Abiturienten von 244 auf 258.

An den technischen Instituten zeigt sich eine Zunahme von 2450 auf 2665, sonach um 8·1 pCt.; an selbstständigen Realschulen von 8679 auf 9674, somit um 10·3 pCt.

An der nautischen Akademie in Triest von 100 auf 105, in den nautischen Schulen von 51 auf 80.

Die Wiener Akademie der bildenden Künste hatte im zweiten Semester 1860 189 Akademiker, gegenwärtig zählt sie 218.

Da für alle diese Daten keine Auskünfte aus den Kronländern eingeholt worden sind, so fehlen gegenwärtig die Nachweisungen über den Besuch der Volksschulen. Gleichwohl kann neben der nachgewiesenen Vermehrung der Schulen auch als eine verläßliche Probe für die Schulfrequenz dienen, daß nach vorliegenden Daten der Schulbesuch in der Bukowina um 7·4 pCt. und im lombardisch-venetianischen Königreiche um 10·5 pCt. zugenommen hat.

Die Deutschen im ungarischen Bergland und ihr Dialekt.

Eine Skizze von K. J. Schröer.

III. Zur Charakteristik der Mundarten des ungarischen Berglandes.

1. Die Honter Gespanschaft

In der Honter Gespanschaft sind die bedeutendsten deutschen Ansiedlungen: Schemnitz, Diln, Karpfen, Pilsen, Lorenzen. In den ersteren drei Orten ist das slavische Element der Umgebung schon so stark in die Stadt eingedrungen, daß selbst der handwerktreibende Bürgerstand schon zum großen Theil slovakisch spricht. Die Deutschen in Schemnitz sprechen, da sie doch mehr die Gebildeteren repräsentiren, keine eigentliche Mundart, sondern eine Art Zipser Deutsch, das sich stark der Schriftsprache nähert, hin und wieder mit einem Anflug von Slavischem. Lorenzen ist fast völlig magyarisirt, nur Pilsen (magyarisch Börsöny) ist ganz und rein deutsch, hat auch seine eigene Mundart, die in Vielem von den Mundarten der Häudörfer abweicht. Es ist ein höchst merkwürdiger Ort. Ein altes Kirchlein des Ortes, ein Rundbau von Quadersteinen aus dem 11. Jahrhundert, erinnert an die ähnlichen Rundbauten in Heimburg, Deutsch-Altenburg und Petronell. Von allen diesen, auch von der Pilsener, geht die Sage, König Stephan habe sie gebaut. Wahrscheinlich ist sie älter als der Ort selbst. Ein zweites gothisches Kirchlein, wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert, trägt das Zeichen der Bergleute

Digitized by Google

(Schlägel und Eisen) und deutet auf Bergwerke, die früher hier gebaut wurden. Jetzt beschränkt sich Pilsen auf Wein- und Feldbau. Es hat außerdem noch zwei moderne geräumige Kirchen, eine katholische und eine protestantische; die protestantische Gemeinde ist etwas größer, auch wohlhabender als die katholische. Die Gesammteinwohnerzahl beträgt über 1400 Seelen. Die Tracht der Pilsener ist sehr kleidsam und eigenthümlich. Die Mädchen tragen rothe Stiefel, ein Bördlein (eine Art Krone) auf dem Haupte und breite seidene Bänder an den Zöpfen. Einen sehr angenehmen Eindruck macht es auf den Fremden, daß sie jedermann auf der Gasse freundlich grüßen, und dies mit so reiner Aussprache des A in „Guten Tag", daß man gleich fühlt, daß man unter „Sachsen" ist. An Volksliedern ist Pilsen reich. Nie klangen mir Volkslieder so tief ergreifend und naiv zugleich, als in Pilsen, wo ich einen Nachmittag über von sechs Mädchen eine ziemliche Anzahl singen hörte. In seltener Vollständigkeit und Reinheit hörte ich das herrliche Lied von dem Mädchen und der Hasel [1]; ebenso das Lied von der Nachtigall [2].

Aber hören wir eine kleine Mundartprobe:

„Harr, harr, wlugs bil e de nidepaschen, wlugs bil e de mucken, wlugs bil e de betappen! (Warte nur, gleich werde ich Dich niederschlagen; gleich werde ich Dich durchprügeln, gleich werde ich Dich erhaschen!)

Hanô, môte! bir haben wisch bekom wo Gânoch (ein Dorf); weimwzen backere, grobe wischal! (Ei, Mutter, wir haben Fische bekommen von Ganoch [Ganád], fünfzehn gute, große Fische); bir schulln se packen! dei äipelsupp häft sich mir nicht. (Wir sollen [werden] sie backen; die Aepfelsuppe häuft sich mir nicht, d i. sättigt nicht.) Die Fastnacht heiß gottetag; Gesträuch gauschach; kränklich ist lideloch; zusammen zâf (zu hauf) u. dgl. m.

2. Häudörfler, Krickerhäuer.

Mehr als die Bergstädte in der Houter Gespanschaft ist Kremnitz vor Entnationalisirung geschützt. Kremnitz ist noch ganz deutsch. Es ist auch umgeben von deutschen Orten, die zum Theile auf dem Gebiete der Stadt, von der Stadt aus, colonisirt sind, d. h. die Stadt verlieh einem Bürger eine silvam extirpandam (einen auszuhauenden Wald) als scultetia hæreditaria. Eine solche Waldausrottung hieß ein häu, früher höu (in Urkunden oft geradezu übersetzt extirpatio i. e. höu), und solche Häue erhielten dann oft nach dem Namen des Gründers (des Schulzen, Sculteten) Namen wie Hanneshäu, Kuneschhäu, Glaserhäu (der Gründer hieß Glazir oder Glaser, falsch ist daher die slavische Benennung Skleno, als ob sich der Name auf Glasbereitung bezöge), Prochetzhäu, Neuhäu u. s. f. Man nennt diese Orte die Häudörfer, ihre Bewohner Häudörfler, und zu ihnen rechnet

[1] Siehe mein Wörterbuch Seite 125 (231), bei Herder Stimm. der Völk., II. Abtheil, 5. Buch; Wunderhorn I, 192 u. s. f.

[2] Wunderhorn I, 93. In meinem Wörterbuch der Mundarten des ungarischen Berglandes vollständig Seite 233.

Digitized by Google

man auch diejenigen, die nicht mit häu zusammengesetzt sind, z. B. Deutsch-Litte, Blosuß, Stuben, Perg, Turz, Paulisch, Hochwies u. a. Der bedeutendste Ort der Art ist Krickerhäu (der Gründer hieß urkundlich Gricker, und falsch ist die Ableitung von Krieger!) in der Neutraer Gespanschaft, von dem gemeinhin alle Häudörfler Krickerhäuer genannt werden. Die Bewohner dieses ausgedehnten Marktfleckens, der nahe an 3000 Einwohner zählt, nennen ihn „die Stadt", aber nicht leicht wird ein zweiter Ort von solchem Ansehen Stadt genannt werden, es sei denn etwa bei americanischen Hinterwäldlern Wildromantisch fließt ein zum Theile tiefer Wildbach mit steilen Ufern und unter überhängenden großen Bäumen, durch diese „Stadt" und weit über eine Meile dehnen sich die einzeln auf felsigem und waldigem Grunde stehenden schwarzen, hölzernen, stockhohen Blockhäuser aus, aus denen diese Stadt besteht. Körperkraft, Ehrlichkeit, Sittenreinheit, Fleiß sind die Eigenschaften, durch die die Krickerhäuer sich von ihren slovakischen Nachbarn vortheilhaft unterscheiden. Sie haben eine große alte Kirche mit ursprünglich gothischer Anlage (gothische Kirchen finden sich überall bei den Deutschen des ungarischen Berglandes, die zu Leutschau und Kaschau sind berühmt), waren Protestanten und sind in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit Gewalt zur katholischen Kirche zurückgeführt worden. Seit der Zeit befinden sie sich in einem Zustande halber Wildheit, ohne Zusammenhang mit deutschem Culturleben, ohne guten Schulunterricht, mitten unter Slaven, selbst in der Tracht ihnen ähnlich; der Stuhlrichter von Privitz sagte aber (1858) von ihnen: Nie käme eine Klage aus Krickerhäu an sein Ohr. Sie schlichten alle Rechtshändel unter sich selbst. In Krickerhäu befindet sich kein Dieb, kein gefallenes Mädchen. Daß sie dem großen deutschen Volke angehören, ahnen sie wohl kaum; sie sind eben arme Krickerhäuer. Krickerhäu wurde erst 1364 — wohl von den Bergstädten her — gegründet.

Der Hauptstützpunkt für die deutschen Colonieen war hier das alte Kremnitz, weiter nordwestlich die auch schon im 13. Jahrhundert mit Freiheiten ausgestattete terra Prouna, worauf Deutsch- und Windisch-Praben liegt.

Deutsch-Praben, ein Städtchen mit 3000 Einwohnern, ist noch jetzt ganz deutsch und unterscheidet sich von den Häudörfern schon dadurch, daß seine ganze Anlage zeigt, daß es eine ältere Niederlassung ist. Indem die Häudörfer in Berg, Wald und Fels angelegt sind, während das flache Land schon Slovaken inne hatten, scheint Praben angelegt, als das Land noch öde war. Es ist bezeichnend, daß hier jedes Haus sein Lahn (Lehen) oder seinen Lehenacker hat, wie dies auch in der Zips gefunden wird; auch ist bemerkenswerth, daß in Praben eine Gasse, so wie in Kremnitz eine Vorstadt, Legendel heißt. Praben hat schon einen Marktplatz (Ring), bemörtelte Häuser und macht den Eindruck eines freundlichen, geräumigen Städtchens.

Um Praben herum gruppiren sich nun wieder die Häudörfer: Schmidshäu, Fundstollen, die Zeche, Brestenhäu, Hedwig, Geidel, Windisch-Praben, Beneschhäu,

Digitized by Google

Käserhäu, Betelsdorf [1]. Nördlich im Gebirg liegt noch der große Ort Münichwies, dessen Bewohner mit Wurzeln und Kräutern handeln, daher, wie ich vermuthe, der Name Handerburz, der auch als Spottname auf die anderen Häudörfler angewendet wird. Ich zweifle nicht, daß noch einige Häudörfer, die mir bisher als deutsche Orte entgangen sind, entdeckt werden dürften.

Köß, das heute für slovakisch gilt, hieß ehedem Andreasdorf und war im vorigen Jahrhundert noch deutsch. Ich habe den Ort nicht aufgesucht und nichts Bestimmtes darüber erfahren können.

Wenn wir nun diese in Neutra, Trentschin, Thurocz, Bars, Hont zerstreuten Deutschen von Seite ihres nationalen Lebens ins Auge fassen, so können wir auch hier nur bestätigen, daß, wenn auch jeder Zusammenhang mit dem deutschen Culturleben unterbrochen scheint, und die „Honoratioren" insgesammt sich entnationalisiren, die Volksdichtung doch auch hier nicht erloschen ist und in allen Zweigen kräftig blüht. Ein Kremnitzer Weihnachtsspiel habe ich schon im weimarschen Jahrbuch (III./I. Theil, Seite 391 bis 419) mitgetheilt. Krickerhäuer Weihnachts- und Dreikönigslieder stehen in meinem Büchlein: „Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn" (mit Unterstützung der der k. Akademie gedruckt, Wien 1858, Braumüller), S. 155 ff. Aber auch weltliche Volkslieder (Balladen und Vierzeilen) fand ich überall bei einer Bereisung der Gegenden und habe davon nähere Mittheilungen gemacht in meinem oben angeführten „Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes" (S. 364, 374, 399 ff., 404). Ich will hier nur eine höchst interessante Erscheinung hervorheben. Der altheidnische Gebrauch, den Kampf des Sommerriesen mit dem Winterriesen zur Frühlingsfeier dramatisch darzustellen, eine altheidnische Sitte, die J. Grimm in seiner „Mythologie" ausführlich besprochen, findet sich noch jetzt in Kuneschhäu. Die Dorfjugend zieht mit dem Sommer und Winter vor das Pfarrhaus; der Winter in Stroh gekleidet, sein Gesicht mit Ruß schwarz gemacht [2], der Sommer als Mädchen mit Bändern und Blumen, einen Tännling in der Hand. Ein Haiducke

[1] Ein großer Theil dieser an Ort und Stelle üblichen ursprünglichen und echten Namen ist zum ersten Mal in meinen Schriften gedruckt zu lesen. Auf Landkarten und in statistischen Schriften auch deutscher Schriftsteller findet sich gewöhnlich nur der slavische oder magyarisirte Name, der deutsche entweder gar nicht oder (zum Theil entstellt) höchstens in der Klammer. Die fremden Namen sind: Vriczko (Münichwiesen, ein slovakisches Dorf [sic!] Korabinsky), Briesztga (Brestenhäu), Hadwiga (Hedwig), Majzel (Beneschhäu), Jassenova (Käsehäu), Solka (Betelsdorf), Németh-Próna, Fót-Próna (Deutsch-, Windisch-Praben), Tussina (Schmidshäu), Czach (die Zeche), Chvoinice (Fundstollen), Skleno (Glaserhäu), Kunosó (Kuneschhäu), Honcsay oder Lucska (Hanneshäu), Turcsek (Turz), Handlova (Krickerhäu), Kaproncza (Deutsch-Litte), Jono-Lehota (Trexelhäu), Uj-Lehota (Neuheu), Prochot (Procheteshäu), Pila (Paulisch), Welko-Pole (Hochwies.)

[2] Der Winter ist zugleich der Tod. Knecht Ruprecht mit der Birkenruthe und geschwärztem Gesicht, wie er zuweilen auftritt (z. B. Vernaleken Mythen, 284), ist auch ein verkappter Wintergott. Vgl. Grimm Mythol. 482. Winter und Tod sind Gestalten der dunklen Unterwelt wie der Teufel.

Digitized by Google

begleitet sie. Hier muß nun der Pfarrer zum Fenster heraussehen, so daß sie vor seinen Augen nun das Schauspiel aufführen. Der Text ist abgedruckt in meinem Nachtrag zum Wörterbuch der Mundarten des ungarischen Berglandes S. 47 ff.

Ganz eigenthümlich ist aber unseren Häudörflern eine Art von Naturdichtung, wie man wohl bei Esthen, Letten, Wogulen, aber bei deutschen Stämmen wohl kaum sonst wo mehr finden mag, und die bei all' ihrer Einfachheit ihre große Wirkung doch selten verfehlt.

Dies sind die Klagelieder, Todtenklagen oder „Beklagungen" bei Leichenbegängnissen. Als ich 1858 nach Krickerhäu kam, erzählte man daselbst viel von einer Beklagung eines Mädchens. Es war eine Mutter von zwölf Kindern gestorben, deren Gatte schon vorausgegangen war, und die zwölf Waisen weinten am Grabe. Da erhob sich die älteste Tochter und stimmte eine Beklagung mit lauter Stimme an, die so herzerschütternd war, daß Alles weinte und die Umstehenden sich förmlich stritten um eines oder das andere der Waisen, es zu sich zu nehmen. So wurden alle untergebracht. Ich setze einige nach dem Leben aufgezeichnete Beklagungen gleich als Sprachproben her. Aus Beneschhäu bei Deutsch-Praben:

Die Mutter beklagt ihr Kind.

Ach Engala mains! Kinn (Kind) mains!
du schêna Plûm (schöne Blume) mainâ!
olla Plûm sain ofgapluet (aufgeblüht),
ont nje (und nur) tû pist mir zûgapluet!
ach tu mai Goot, mai Goot, mai Goot!

Ein anderes.

Ach Pâl'la (Paulchen) mains, trâi-jatzegs (treuherziges, d. i. trautes) kenn mains! bî sel e de wogessen? — — — Der Raumersparniß wegen lasse ich eine längere Stelle weg.

Benn e be anhâm kuma bel e (will ich, werde ich) mai Pâl'la sichen (suchen) oder njent (nirgend) wenna (finden)!

Ach tu trâi-jatzega plûm maina, bo du mir (wo Du mir, d. i. die Du mir) asû schir (sobald) pest wopluet!

Zwischen den Abschnitten muß man sich lautes Weinen und Schluchzen denken und man wird das Rührende dieser einfachen Lyrik, in der sich doch auch ein gewisser Stil, eine poetische Diction ausgebildet hat, nicht verkennen.

Aus Kuneschhäu habe ich nur einzelne Floskeln aus Todtenklagen angemerkt, die ich, um die Verschiedenheit der Mundart zu zeigen, mittheile.

Die Mutter.

Péob, loibe (Bube lieber), péob moina,
loibs keind moins, heazige soil moine!

oder;

Tu heazige tochter, mai mâdel!
tu loibs keind, loibs keind! u. dgl. m.

Digitized by Google

Als Probe der Mundart von Krickerhäu stehe hier noch ein Bruchstück des Liedes von der Hasel in Krickerhäuer Mundart.

's gêt a mâdl haselnöss klauben
wrüs schia am tâ (morgen früh im Thau)
bos hot se gewonna (gefunden) neben bêg
ann grün'n hoselnössstrauch.
Ei hoselnoss, ei hoselnoss
Zwê (warum) pest tu asû grün?
ech stê inda (immer) am külen tâ
jessbeng pe ech asû grün.

Die ü, ö, äu, eu werden in Krickerhäu deutlich ausgesprochen und nie mit i, e, ei verwechselt.

Viel wäre zu sagen von den Mythen und Mährchen der Häudörfler, was hier zu weit führen würde. Nur der Eingang einer Variante des Mährchens Hänsel und Gretel (Grimm, Hausmährchen Nr. 15) stehe hier aus Praben, damit wir die erzählende Prosa unserer deutschen Hinterwäldler auch etwas kennen lernen.

De oälde krooscha (die alte Großmutter, alte Frau). Amoäl boa a krooscha; unt ja (jene) krooscha hot gahot zwa kender: a pibala (ein Büblein) unt a mâdala, unt hot si sa an en kosten aigaspert (und hat sie dieselben in einen Schrank eingesperrt) unt hot sa met nusskjen (mit Nußkernen) gawittet (gefüttert). Amoäl hot sa gasogt: reckt rauss 's wengala (das Fingerlein), e be schâ ore schu pasch sait (ich werde schauen, ob ihr schon fett seid) unt hon sa rausgareckt a héälzala. — Das Weitere meine Darstellung S. 165.

3. Die Handerburzen. Die Frage der Entnationalisirung.

Eine Mundart, die im Ganzen den Mundarten der Häudörfer beizuzählen ist, durch einzelne Eigenheiten aber einen Einfluß der gebirgisch-schlesischen Mundart beurkundet, ist die der Münichwieser, die wie die „Aberanten" (Laboranten) in Schlesien mit Heilkräutern („Burzen") umherziehen und für Heilkünstler gelten. Ich glaube, daß der Name Handerburz, den ihnen die Slovaken beilegen, diesem ihren „Handel mit Wurzeln" seinen Ursprung verdankt.

In dem Wörterbuche der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes Seite 4 (214) und 125 (231) ist aus einem lateinischen Werke von 1808 und den vaterländischen Blättern Einiges über sie mitgetheilt. Daß ihr Deutsch so unverständlich ist [1], und daß sie den hochdeutsch Redenden nicht verstehen, wie

[1] Dort wird ihre Mundart eine sehr widrig klingende und sehr faul gesungene Sprache genannt. Aehnliche Urtheile hört man überall im Lande über Depschauer, Krickerhäuer, Pilsener, Gründener u. s. f., so daß man sich eine ganz ungünstige Vorstellung von diesen Deutschen macht. Man ist daher nicht wenig überrascht, wenn man die Orte besucht und von dem Fleiß, der Reinlichkeit, der Freundlichkeit dieser Leute und ihrer Mundart, die jedenfalls viel feiner klingt als baierisch-österreichisch, ganz eingenommen wird.

Digitized by Google

daselbst angegeben wird, ist unwahr. Daß sie aber slovakisch zu beichten genöthigt werden, und daß die wenigsten verstehen, was sie slovakisch vorbringen müssen, ist buchstäblich, so wie damals, auch heute noch an Ort und Stelle die allgemeine Klage.

Als ich im August 1858 von Kloster (Znio Vâralja) aus nach Münichwies kam, versammelte der Notar von Kloster die Aeltesten des Ortes (der nun über 1700 Seelen zählen soll) und veranlaßte sie, sich über ihre Lage auszusprechen. Der Ort ist, wie andere „Häudörfer"- auch, auf gebirgigem, steinigem Boden angelegt; die vereinzelt stehenden, dunklen Blockhäuser dehnen sich in Wald und Fels, zum Theile rechts und links an dem Bache Britza, unübersehbar lang aus. Die Aecker sind meist auf Anhöhen angelegt, wenig ergiebig und außerordentlich schwer zu pflegen. Die Erde muß zum Theile hinaufgetragen werden in Bütten, und „dann kömmt oft ein Wolkenbruch und schwemmt die Kartoffeln sammt der Erde und allem Erntesegen wieder herunter". „Unsere Weiber sind unsere Rößlein", klagten sie, „sie müssen den Pflug ziehen". Einige Greise versicherten, daß sie, so alt sie geworden, doch nie Fleisch gegessen haben. Selbst die Hühner (und Eier), die sie ziehen, tragen sie zu Markte, aus allzugroßer Armuth. Die Männer gehen im Sommer zum großen Theile ins Ausland und überlassen die Feldwirthschaft den Weibern. Sie handeln mit Heilkräutern, die sie auf den Bergen sammeln und gelten für Heilkünstler, wie die Aberanten oder Laboranten in Schlesien. Der große Ort gehört dem fundus studiorum, und doch haben sich die Armen zu beklagen, daß sie, wie sie versicherten, seit 80 Jahren ihre Kinder in die slavische Volksschule der benachbarten Orte schicken müssen, wo der Lehrer kein Wort deutsch zu ihnen spricht. Der Unterricht geht für sie dadurch fast ganz verloren, denn sie lernen ihre Muttersprache weder lesen noch schreiben, slavisch lernen die Männer wohl im Verkehr, die Mädchen erlernen es gar nicht. Was sie lernen ist die slavische Beichtformel und slavische Gebete, die sie nicht verstehen; selbst der Pfarrer ihres Ortes verkehrt mit ihnen nur slavisch, betet und predigt slavisch („discant slavice!") Die Folge davon ist, daß sie in allen religiösen und sittlichen Begriffen vollständig verwildert sind. Treu und gutmüthig sind sie noch immer; ad furandum ineptissimi, sagt Belius von ihnen, grundehrlich, aber ihr ganzes Wesen macht den Eindruck eines auf der Kindheitsstufe zurückgebliebenen Stammes, wie etwa die Wilden auf den Freundschaftsinseln.

Vor städtisch gekleideten Menschen fallen sie, wenn sie etwas bitten, auf die Knie, streicheln einem die Wangen, wollen einen küssen u. dgl. Dabei besteht aber in den geschlechtlichen Beziehungen (um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen) eine ganz unerhörte Naivetät unter den Weibern, die eben nur aus der gänzlichen Verwahrlosung der Volkserziehung zu erklären ist, da doch z. B. bei Krickerhäuern im Punkte der Keuschheit eine Reinheit der Sitte herrscht, die kaum ihres gleichen finden dürfte. So war es in Münichwies 1858. Es besuchten mich im Herbste dieses Jahres noch drei Münichwieser in Presburg, die mich ersuchten, bei der Statthalterei für sie Schritte zu thun, daß sie eine deutsche Schule bekommen.

Digitized by Google

Es geschahen deßhalb auch, so viel ich weiß, Nachfragen an maßgebender Stelle, und da wurde denn erwiedert: das Deutsch, das dort gesprochen werde, sei so schlecht, daß es leichter ist, mit den Münichwiesern slavisch zu verkehren; übrigens sei, wie ein beifolgendes Namensverzeichniß ausweise, die Bevölkerung der Mehrzahl nach slavisch. Das Namensverzeichniß gestattete allerdings eine solche Vermuthung, aber die Behörden und Pfarrämter schreiben eben seit vielen Jahren den Namen Krabeß Rák, Neupauer Nowisedliak u. s. f. und die Träger der Namen können nicht schreiben. Auch dieser Umstand wurde amtlich constatirt, so viel ich weiß, aber mit sehr geringem Erfolge für das Wohl der Münichwieser! Entnationalisiren konnte man sie wohl nicht und wahrscheinlich wird das auch künftig nicht gelingen, aber man entzieht sie der Theilnahme an ihrer nationalen Cultur und richtet sie sittlich zu Grunde.

Das ist ein vereinzelt herausgehobener Fall, den ich vorbringen zu müssen glaubte, damit man es begreiflich finde, wie die Nationalität ganzer Orte verläugnet und verborgen bleiben kann (Münichwies heißt bei Korabinsky ganz kurz „ein slovakisches Dorf"), und weil die Folgen solcher und ähnlicher Verhältnisse, wenn auch nicht so grell hervortretend in Bezug auf alle Deutschen in Ungarn, aber doch im Wesen dieselben sind.

Wenn man selbst zugeben wollte, daß es wünschenswerth wäre, daß die Deutschen in Ungarn sich entnationalisiren, dort Slaven, da Magyaren, dort Wallachen werden, so müßte doch früher die Frage beantwortet werden, ob dies wahrhaft und nicht nur zum Schein durchzuführen ist.

Ersteres muß aber entschieden verneint werden; es ist nicht durchzuführen, auch wenn es die Deutschen selbst wollen. Eine deutsche Gemeinde von einigermaßen größerem Umfange kann, wenn nicht besondere Umstände einwirken, nicht entnationalisirt werden. Man kann beinahe sagen, daß alle unsere Kinder der Wohlhabenden in den deutschen Städten vor der Schulzeit durch magyarische Kindsmägde magyarisch erzogen werden; wie sie aber in die Schule kommen, wo die Lehrer doch in der Regel der magyarischen Sprache günstig sind, verlernen sie wieder in der umflutenden deutschen Bevölkerung das Ungarische vollständig und werden deutsch. Das habe ich als Lehrer an vielen hunderten von Beispielen beobachtet.

Kann aber die Entnationalisirung nicht durchgeführt werden, dann ist es ein doppelt schweres Vergehen gegen unsere Deutschen, wenn sie dem Culturelemente entfremdet werden, das ihnen naturgemäß alle geistige Nahrung zuführen müßte; sie versinken haltlos in sittliche Verwahrlosung und sind schlimmer daran als Nationen, die der deutschen Cultur ferner stehen. Ich wage es nicht, mich noch weiter von meinem Gegenstande zu entfernen, sonst könnte ich noch eine andere Seite des Bildes, das uns eben vor den Augen stand, hervorheben und eine Reihe von wahrhaft erhebenden Charakterzügen vorführen, durch die die übrigen Häudörfler, wenn auch fast Halbwilde, sich von ihrer Umgebung unterscheiden. Ihre geistige Begabung, das Talent zur Selbstverwaltung, das sich in ihrem Gemeindeleben

Digitized by Google

zeigt, ihr außerordentlicher Fleiß, ihre Besonnenheit und Biederkeit weisen auf die großen Eigenschaften ihres Stammes hin, wenn sie auch kaum mehr wissen, daß sie Deutsche sind! Siehe meine Darstellung ꝛc., S. 12 ff. (Schluß folgt.)

Kleine kritische Besprechungen.

Holland, Sir Henry: Essays, wissenschaftlichen und litterarischen Inhalts. Aus dem Englischen von Bernhard Althaus in London. 3 Bde. Hamburg 1864, bei M. H. W. Lührsen.

A. v. R. Sir Henry Holland bekleidet den angesehenen Posten eines Leibarztes Ihrer Majestät der Königin von England und genießt auch als Consultationsarzt einen ausgebreiteten Ruf. Er pflegt allherbstlich zur Erholung von seinem schwierigen Berufsleben Ausflüge nach nahe gelegenen Theilen von America, Africa und Asien zu machen, und hier, umgeben von großartigen Naturschönheiten, auf der einsamen Wanderung durch noch jungfräuliche, blühende Gefilde, sinnt er der Erhabenheit der Welt nach, und den kühnen, jedoch sicheren Schritten menschlicher Wissenschaft, sie allmälig zu begreifen. Aus solchen ernsten und dabei doch in hohem Grade poetischen Ueberlegungen sind vorliegende Abhandlungen gleichsam als kleine Skizzen großer und weiter Gedankengeflechte hervorgegangen. Das kolossale Aufsehen, das diese Essays in England gemacht, der ungeheure Beifall, den sie gefunden, so daß binnen wenigen Monaten mehrere Auflagen derselben nöthig wurden, rechtfertigt das Unternehmen einer deutschen Uebersetzung derselben eben so sehr, als der mannigfache, obzwar in keinem Punkte besonders neue, doch in allem gediegene Inhalt. Mit gutem Gewissen können wir die Worte aus dem Vorbericht des Uebersetzers bestätigen, daß diese für ein größeres Publicum bestimmten Aufsätze „doch überall den streng wissenschaftlichen Ernst des tiefen Forschers verrathen und nirgends jene Frivolitäten und Fadaisen erblicken lassen, die sich manche der neuen, gern populär sein wollenden „wissenschaftlichen" Schriftsteller zuschuldenkommen lassen".

Die Zahl der Essays von Sir Holland beträgt zwölf, von denen uns jetzt sieben in zwei Bändchen vorliegen, die übrigen sind in nächste Aussicht gestellt. Der erste Theil erörtert drei sehr interessante Themen naturwissenschaftlichen Inhalts, wie denn überhaupt das unermeßliche, in unseren Tagen mit so lobenswerthem Eifer betriebene und glücklicher Weise von so schönen Erfolgen gekrönte Gebiet der Naturforschung auch Sir Holland mit besonderer Vorliebe durchstreift; die ersten drei Essays also behandeln: Die menschliche Langlebigkeit (was wohl besser Lebensdauer heißen sollte), Geist und Fortschritt der Physik und Leben und Organisation. Es ist gewiß eine höchst interessante Frage, um die gründliche Forscher sich in neuerer Zeit, angeregt durch die Ergebnisse der Statistik, vielfach bemühten, auf wie lange Zeit eigentlich der menschliche Körper zum Dasein angelegt sei oder welche bestimmte Lebensdauer, die günstigsten Lebensumstände vorausgesetzt, abgesehen von allen zufälligen Krankheiten und Schwächungen, dem Plane der menschlichen Organisation entspreche? Nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch, bei den verschiedenen Lebensversicherungsgeschäften drängt sich die Wichtigkeit dieser Frage auf, doch dürfte es kaum so bald möglich sein, sie vom physiologischen Standpunkte zu beantworten, und man wird sich lange noch an die Durchschnittszahlen halten müssen, die die statistische, freilich wenig durchsichtige Methode gewährt; nach diesem allen erscheint die Angabe Flourens, daß die natürliche Lebensfrist hundert Jahre beträgt, jedenfalls viel zu

Digitized by Google

hoch gegriffen. Die beiden folgenden Artikel dieses Theiles geben ebenfalls ein klares, schönes Bild der modernen Bestrebungen um die Erforschung der natürlichen Wahrheiten, ohne jedoch in jenem schwindelnden, marktschreierischen Tone zu schmettern, der in derlei Schriften nunmehr gewöhnlich ist und die im Publicum die lächerliche Ansicht verbreiten, als hätten wir schon alle Weltgeheimnisse enthüllt oder als stünde dies wichtige Ereigniß wenigstens in unmittelbarster Nähe, während wir thatsächlich im bändereichen Buche der Natur kaum noch über die ersten einleitenden Sätze hinweggekommen sind.

Der zweite Band enthält: Römische Geschichte (Julius Cäsar), Physikalische Geographie des Meeres, Das mittelländische Meer, Meteore, Aerolithen, Sternschnuppen; ohne hier näher eingehen zu können, vermögen wir nur kurz der vielen anregenden Vortrefflichkeiten zu gedenken, die die Lectüre desselben eben so lehrreich als unterhaltend machen. Durch Reflexion auf eben erschienene bedeutende wissenschaftliche Werke giebt der geschätzte Verfasser seinen in loserer Form hingestellten Gedanken stets einen tiefen, wissenschaftlichen Hintergrund und weiß so nicht nur den Laien, für den aus dem großen Füllhorn noch ungesehene frische Blüthen fallen, sondern auch den Mann der Wissenschaft, dem am Ende alles hier Enthaltene bekannt ist, durch die Anmuth der Darstellung zu fesseln.

Soeben erhalten wir auch das dritte und letzte Bändchen, worin über nachstehende Titel gehandelt wird: Humboldts „Kosmos", Australien, Leben Daltons, Neuere Chemie und schließlich über die Naturgeschichte des Menschen; hievon interessirt den deutschen Leser sicherlich der erste Aufsatz zumeist, da er ein Werk bespricht, das uns allen lieb und werth geworden; der Uebersetzer hielt es für nothwendig, in der Einleitung einige Worte der Entschuldigung bezüglich dieses Essays vorzubringen, und wir finden dies wohlgethan, denn an dies Werk reicht der ehrenwerthe Sir nicht hinan. Gleich der Name „Kosmos" kann ihm nicht eingehen, er findet ihn zu unbestimmt, zu metaphysisch — nun in Deutschland ist er längst für „Weltgebäude" eingebürgert und daher bei einem Entwurf einer physischen Weltbeschreibung metaphysisch recht schön anwendbar; übrigen beweisen eben die so kleinlichen Ausstellungen, die Holland an diesem großen Werke macht, daß er den gewaltigen Geist, in dem es concipirt ist, auch nicht im entferntesten fassen kann: es ist, als wenn jemand einen gothischen Dom nicht gelungen fände, weil die Schnauzen an einigen aus dem Mauerwerke hervorlugenden Hundsköpfen nicht vollkommen naturgetreu ausgemeißelt seien. Die übrigen Themen sind wieder recht ansprechend ausgeführt, besonders das Leben Daltons, der zuerst die Atomgewichte bestimmte, ist warm beschrieben. Die Uebersetzung endlich kann in Anbetracht der mancherlei Schwierigkeiten, die wissenschaftlich gefärbte Schriften bieten, als genügend bezeichnet werden; jedenfalls liegen etwaige Mängel nur in einzelnen Ausdrücken, denn das Ganze ist leicht und fließend.

Gedichte von Stephan Milow. Eingeführt und mit einer Vorrede versehen von Dr. Karl Alexander Freiherrn v. Reichlin-Meldegg, ö. o. Professor der Philosophie an der Hochschule zu Heidelberg. Heidelberg 1865. G. Weiß.

φ. Durch einen Philosophen sich beim Publicum einführen zu lassen bleibt für den Lyriker unter allen Umständen eine mißliche Sache. Wenn dann der Philosoph bloß Allgemeinheiten vorbringt (wie: Wissenschaft und Kunst stehen in unzertrennlicher Wechselwirkung; der höchste Ausdruck der Wissenschaft und Kunst ist in der Philosophie und Poesie vorhanden; nirgends zeigt sich darum auch die Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Kunst inniger, als in der Philosophie und Poesie; in unserer Zeit ist der Realismus überwiegend; die Philosophie hat die Productionskraft der Vergangenheit nicht; auch in der Dichtkunst fehlt die tiefe schaffende Kraft), so sieht das, und nament-

Digitized by Google

lich die letzte Wendung, nicht so aus, als wenn die Einführung eine Anempfehlung sein sollte. Das Mißtrauen wird aber vollends wachgerufen, wenn den Gedichten nachgesagt wird, daß: „ein warm fühlendes, wenn auch nicht immer auf der richtigen Bahn sich bewegendes Gemüth, Begeisterung für das Schöne . . . die Gabe der rhythmischen Form sich bei manchen sonstigen Mängeln von dem unbefangenen Leser in vielen dieser Dichtungen nicht verkennen lasse; . . . daß seine erotischen Dichtungen nicht selten eine anziehende Seite haben . . . so daß in manchen Natur- und Liebeleben in einander wie verschmolzen erscheint". Das alles sieht eher wie eine Entschuldigung aus für die vorstehenden Gedichte. Und wir mußten uns überwinden, nach solcher Vorrede an die Gedichte selber zu gehen. Wir fanden uns aber schon auf dem zweiten Blatte (S. 5 „Im Frühling") angenehm enttäuscht durch eine Tonweise, welche den rechten Sängern ansteht. Sind auch nicht alle Dichtungen Milows der angeführten am Werthe gleich, so haben wir doch auch keine ganz schlechte in der Sammlung gefunden; nur zuweilen läßt er sich gerne etwas zu breit ergehen, als daß der lyrische Schwung vorhalten könnte. Wo er dagegen (wie S. 17 IV., S. 18 V., S. 21 VII., S. 61 „Selbstermunterung", S. 102 „Frieden") sich zusammenzufassen versteht, da gelingt ihm die echte, vom Herzen zum Herzen gehende Liedesweise. Die Sonette zwar, die einen ziemlichen Theil des Büchleins ausmachen, lassen das dialektische Spiel der Quatrains und Terzinen meist zu wenig oft oder gar nicht hervortreten, dafür sind aber die antiken Metra am Schlusse des Gegebenen tadellos gehandhabt. Aus allen Dichtungen weht uns endlich die Atmosphäre der Erlebnisse entgegen, und so können wir dem Büchlein wohl manchen Freund versprechen.

---

* Im Februar erscheint in Klagenfurt die Fortsetzung der kärntnerischen Geschichte von Prof. Dr. Karlmann Tangl. Es steht zu erwarten, daß von dem unermüdlichen Historiker die ganze Partie der kärntnerischen Geschichte, welche bis jetzt unbearbeitet war, übernommen und zu Ende geführt werde.

* Wie aus Nienburg an der Weser gemeldet wird, befindet sich Dr. H. A. Oppermann daselbst, der Geschichtsschreiber des „Hannoverischen Verfassungskampfes", im Besitz einer Anzahl noch ungedruckter Briefe aus dem Nachlaß jenes Justus Erich Bollmann, von dem Varnhagen von Ense im ersten Bande seiner „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" ein so interessantes Bild entworfen hat; Bollmann war, wie Varnhagen ihn schildert, ein höchst bedeutender Kopf von seltenem politischen Scharfblick und unerschütterlicher Charakterstärke; besonders bekannt machte er sich zuerst durch seine Theilnahme an dem verunglückten Fluchtversuch Lafayette's aus der österreichischen Gefangenschaft zu Olmütz; die in Rede stehenden Briefe sind von Bollmann an seinen Vater geschrieben und fallen zum größeren Theile in die Jahre 1791 bis 1796 und sind aus Paris, London, Berlin, Breslau, Newyork und Philadelphia datirt; ein Theil stammt auch aus Wien aus der Zeit des dortigen Congresses. Außerdem existirt noch in Nordamerica eine bedeutende Sammlung an Bollmann gerichteter Briefe, die von ausgezeichneten Zeitgenossen, wie Frau von Staël, Narbonne, Lafayette, Lally-Tollendal, Goethe, Gentz, Adam Müller, Huber, Graf Stadion ꝛc. herstammen. Auch diese letztere Sammlung hat Dr. Oppermann Aussicht in seinen Besitz zu bringen, und beabsichtigt er dann aus beiden eine Auswahl zu veranstalten, die ohne Zweifel als eine wesentliche Bereicherung unserer Memoirenlitteratur zu betrachten sein wird. (D. M.)

Digitized by Google

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 18. Jänner 1865.

Die Commission für Herausgabe österreichischer Weisthümer erhält zugesandt von dem hochw. Herrn Gottfried Frieß, Conventualen der Abtei Seitenstätten, drei Original-Panthaidinge der bischöflich Freising'schen Herrschaft Waidhofen an der Ybbs aus den Jahren 1543, 1553 und 1587 zur Benützung.

Herr v. Karajan erstattet als Referent der historischen Commission der Classe einen motivirten Bericht über die bei der Herausgabe ihres „Archivs" vorzunehmenden Aenderungen, und stellt folgende Anträge, die von der Classe zum Beschluß erhoben werden:

1. Der Titel soll künftig lauten: „Archiv für österreichische Geschichte, herausgegeben u. s. w."

2. In dasselbe sollen künftig auch alle in den Sitzungen der Classe gelesenen oder vorgelegten Arbeiten über österreichische Geschichte aufgenommen werden, mit Ausnahme der von ihr für die Denkschriften oder von den betreffenden Commissionen für die „Fontes" und die „Monumenta Habsburgica" bestimmten, endlich der vorwiegend archäologischen, kunst- und litteraturgeschichtlichen Abhandlungen, auch wenn sie Oesterreich betreffen.

3. Die aufgenommenen Arbeiten sind bezüglich ihrer Ausdehnung, des Druckes und Honorars nach den Normen zu behandeln, welche für die Abhandlungen und die Mittheilungen von Materiale bei den Sitzungsberichten zu gelten haben.

Bei dieser Gelegenheit beschloß die Classe, auch den „Fontes" beigegebene Abhandlungen bezüglich ihrer Honorirung jenen in den Sitzungsberichten gleichzustellen.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 19. Jänner 1865.

Herr Heinrich Schramm, Lehrer der Mathematik an der Landes-Oberrealschule zu Wiener Neustadt, übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Discussion der höheren Gleichungen von beliebigem Grade."

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr A. J. Koch übermittelt eine Abhandlung, welche den Titel führt: „Kritische Bemerkungen über die bisherigen Toulehren und Andeutungen zu Reformen".

Wird einer Commission zugewiesen.

Das wirkliche Mitglied Herr Bergrath Fr. v. Hauer legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung „Ueber die Gliederung der oberen Trias in den lombardischen Alpen" vor.

Derselbe führt an, daß die Nothwendigkeit, für die in der Herausgabe begriffene geologische Uebersichtskarte der österreichischen Monarchie die in den verschiedenen Theilen der Alpen gemachten Beobachtungen unter gleichförmige Gesichtspunkte zu bringen, ihn veranlasse, auf einen Gegenstand zurückzukommen, bezüglich dessen seine in früherer Zeit publicirten Anschauungen von Seite der verdientesten Geologen der Lombardie einen eben so lebhaften als bestimmten und andauernden Widerspruch fanden.

In der vorliegenden Abhandlung sucht Herr v. Hauer den Nachweis zu liefern, daß allen von den Herren Stoppani und Curioni gegen diese Anschauungen ins

Digitized by Google

Feld geführten Argumenten eine überzeugende Beweiskraft nicht innewohne und rechtfertigt damit sein Beharren bei denselben.

Dr. Alb. Schrauf überreichte eine Abhandlung, betitelt: „Beitrag zu den Berechnungsmethoden der Zwillingskrystalle."

Das allgemeine Problem der Zwillingsberechnung besteht in der Aufgabe: aus der Kenntniß der Zwillingsfläche und den morphologischen Elementen der Species die Winkel jeder Fläche des Individuum (II) gegen jede Fläche des Individuum (I) zu berechnen.

Die allgemeine Lösung dieser Aufgabe hat der Verfasser in einfacher Weise dadurch gegeben, daß er die Gleichungen ermittelte, welche sowohl die Krystallaxen (X' Y' Z') als auch die Indices (u' v' w') als Functionen von (X Y Z) (u v w) darstellen. Durch die Kenntniß dieser Functionen ist es möglich, alle Rechnungen, welche Zwillinge darbieten, so zu transformiren, daß der Zwillingscharakter vernachlässigt und die für einfache Krystalle geltenden Formeln angewendet werden können.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr F. Unferdinger legt eine mathematische Abhandlung vor, mit dem Titel: „Die Auflösung des sphärischen Dreieckes durch seine drei Höhen."

Wird einer Commission zugewiesen.

Dr. Ed. Weiß übergiebt eine die Bahnbestimmung des Asteroiden (66) Maja betreffende Abhandlung.

Der am 9. April 1861 von Herrn H. Tuttle auf der Sternwarte in Cambridge (U. S.) entdeckte Planet Maja ist gegenwärtig der einzige, welcher seither nicht wieder aufgefunden werden konnte, weil mehrere Umstände zusammenwirkten, die Wiederauffindung zu erschweren. Der Planet war nämlich gleich Anfangs so lichtschwach, daß man ihn in America nur in den starken Refractoren von Cambridge und Clinton beobachtete und überdies bereits in der Abenddämmerung verschwunden, als eine genauere Kunde des Fundes Europa erreichte, da seine Entdeckung erst nach der Opposition erfolgt war. Dazu kommt noch, daß man auf der Sternwarte in Clinton in den meisten Fällen statt Maja einen anderen bisher unbekannten Planeten (Feronia) beobachtete, welcher um jene Zeit der ersteren zufällig optisch so nahe stand, daß er leicht mit ihr verwechselt werden konnte, und diese Verwechslung erst lange nachher sich herausstellte. Dadurch wird es erklärlich daß Maja im Ganzen nur an 12 Abenden, die über einen Zeitraum von 48 Tagen zerstreut sind, beobachtet wurde. Dieses geringe Beobachtungsmaterial, welches noch dazu bisher keiner genügenden Discussion unterzogen worden war, ist die Ursache, daß der Planet weder bei der Opposition des Jahres 1862, noch bei der für die Sichtbarkeitsverhältnisse desselben äußerst günstigen des Jahres 1863 wieder gesehen wurde. Obwohl nun die im Februar dieses Jahres bevorstehende Opposition allerdings keine großen Chancen für die Wiederauffindung desselben darbietet, allein hiezu immer noch weit geeigneter ist, als die beiden in den Jahren 1866 und 1867 folgenden, hat der Verfasser sich die Aufgabe gestellt, die vorhandenen Beobachtungen zu einer Bahnbestimmung so gut als möglich zu verwerthen, um für die Nachsuchungen nach dem Planeten die sicherste unter diesen Umständen erreichbare Basis zu schaffen.

Zu diesem Zwecke rechnete der Verfasser zuerst aus vier einzelnen Beobachtungen ein Elementensystem, verglich mit demselben die vorhandenen (12) Beobachtungen, und vereinigte sie hierauf zu 5 Normalorten. Dann wurde durch die beiden äußersten Orte und zwei der mittleren eine Bahn gelegt, welche die Längen aller und die Breiten der äußersten genau darstellt.

Mit diesem Elementensysteme, welches von jenem, das Hall in den astronomischen Nachrichten gegeben, erheblich abweicht, wurden die Störungen berechnet, welche Jupiter seit 1861 auf den Planeten ausgeübt, und wegen der nicht unbedeutenden Größe derselben der Osculationspunkt auf den 27. Jänner 1865 verlegt.

Digitized by Google

Folgende Abhandlungen werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt:

„Zur Theorie eines Systems von Varianten der conoidischen Propellerschraube", von Herrn Karl Moshammer. (Vorgelegt in der Sitzung vom 5. Jänner 1865.)

„Ueber Bournonit, Malachit und Korynit von Olsa in Kärnten", von Herrn Prof. Dr. V. Ritter v. Zepharovich. (Vorgelegt in derselben Sitzung.)

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 31. Jänner 1865.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Herr Anton Rücker berichtet über die Lias- und Juragebilde in der Umgebung von Pruszka in Ungarn und schließt seinen Vortrag mit einigen Worten des Dankes an den Director und die sämmtlichen Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt, so wie an die Herren Oberbergrath Freiherr v. Hingenau und Prof. Sueß, da er nach wenigen Tagen aus dem Verbande der Anstalt wieder in das praktische Leben zurücktrete.

Herr k. k. Bergrath Franz Foetterle macht eine Mittheilung über die älteren secundären Gebilde im Trentschiner Comitate zwischen Tepla, Zljechow, Prusina und Waag-Bistritz, namentlich die der Grauwackenformation zuzurechnenden Quarzite, Trias-, Kössener- und Liasschichten.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer legt von eingelangten Werken vor: die zweite bis fünfte Lieferung der „Fossilen Cephalopoden der Kreideschichten von Süd-Indien", von Dr. Ferdinand Stoliczka, die in den „Memoirs of the Geological Survey of India" erscheinen; die dritte Serie der „Matériaux pour la Paléontologie Suisse", welche wir dem Herausgeber Herrn F. J. Pictet verdanken; dieselbe enthält den zweiten Band der Beschreibung der Fossilien der Kreideschichten von St. Croix, von Pictet und Campiche, und die Beschreibung der fossilen Reptilien und Fische aus dem Jura von Neufchatel, von Pictet und Jaccard.

Weiter theilt Herr v. Hauer aus einem Briefe von Herrn Bergrath Guembel in München Nachrichten über die Alterthümer aus den sogenannten Hünengräbern in Franken, denen das gleiche Alter zukommt, wie jenen der Pfahlbauten der Schweiz, und über die Auffindung an phosphorsaurem Kalk sehr reicher Knollen im Jura von Mittel-Deutschland, mit.

Vorlagen und Berichte von Herrn k. k. Hofrath und Director W. Haidinger werden vorgelegt, und zwar:

1. Eine Reclamation von Herrn A. v. Morlot in Lausanne gegen die Herren D. Stur und Bergrath F. Foetterle, bezüglich ihrer Auffassung der krystallinischen Schiefergebirge auf dem Gebiete seiner geologischen Karte der Umgebungen von Leoben und Judenburg. Herr Hofrath Haidinger constatirt, daß die Beobachtungen der genannten Herren eigentlich mit jenen des Herrn v. Morlot übereinstimmen und daher kaum genügender Grund zu dieser Reclamation vorliegt.

2. Eine Mittheilung des Herrn k. k. Oberverwesers Ferdinand Schliwa in Reichenau über die alte Strecke im dortigen Bergbaue, in welcher Malachittropfsteine vorkommen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die höchstgelegenen Quellen unserer Alpen.

Von A. Kerner.

Die „Väter der deutschen Pflanzenkunde", welche im 15. und 16. Jahrhundert die Gewächse ihrer Heimat beobachteten und ihre dicken Kräuterbücher schrieben, waren durch geraume Zeit von der Meinung befangen, daß die Flora sich allerwärts so ziemlich gleich bleibe und daß die Pflanzen, welche um tausend Jahre früher von den griechischen und römischen Botanikern im Süden unseres Continentes aufgefunden und beschrieben worden waren, auch in Deutschland vorkommen müßten. Oft aber wollten die alten griechischen und lateinischen Beschreibungen nicht recht auf die Pflanzen der deutschen Flora passen, und das machte unseren gewissenhaften Vätern viel Kopfzerbrechen und gab oft zu vieler Schreiberei und mitunter zu sehr lebhafter Polemik Veranlassung. Erst nach und nach entwickelte sich die Vorstellung verschiedener abweichender Floren und allmälig entstand dann auch eine Disciplin, die man mit dem Namen „Pflanzenozeographie" belegt hat. Man spürte jetzt den Gegensätzen der verschiedenen Vegetationsgebiete und den Verbreitungsgrenzen gewisser Pflanzen nach. Man verglich die Polargrenzen der Bäume und Sträucher mit den Grenzen, welche dieselben Bäume und Sträucher an den Abhängen unserer Gebirge zeigen, wies die Analogien dieser beiden Grenzen nach und suchte sich die Gründe für das Aufhören des Baumwuchses so gut als möglich zurecht zu legen Hiebei verfiel man aber richtig wieder in einen Fehler, welcher demjenigen sehr ähnlich war, dessen sich die Väter der Botanik schuldig gemacht hatten und dessen ich eben früher erwähnt habe. Man war nämlich durch geraume Zeit von der Meinung befangen, diese Baumgrenzen müßten sich an den Abhängen unserer Gebirge überall gleich bleiben. Nachdem der berühmte Schwede Wahlenberg im Jahre 1813 die ersten genauen Angaben über die Höhengrenzen der Bäume in den Alpen, und zwar in den nördlichen Zügen der Schweizer Alpen, publicirt hatte, erschien fünf Jahre später die für die damalige und auch noch für die gegenwärtige Zeit sehr wichtige Schrift des schweizerischen Försters Kasthofer, in welcher die Lebensbedingungen der Bäume im Berner Hochgebirge mit großer Sorgfalt erörtert wurden, in welchem aber der Verfasser eine viel höhere Lage der Baumgrenzen nachwies, als sie Wahlenberg in der Nord-Schweiz gefunden hatte. Statt nun diesen Abweichungen nachzuforschen und ihren Zusammenhang mit anderen Verhältnissen zu ermitteln, beschuldigte Kasthofer seinen Vorgänger Wahlenberg der oberflächlichen Beobachtung

Digitized by Google

und glaubte, es müßten Wahlenbergs Bestimmungen auf einem „Mißverstand“ beruhen.

So währte es geraume Zeit. Die Beobachtungen aus verschiedenen Theilen der Alpen häuften sich, zeigten aber nicht die gewünschte Uebereinstimmung und jeder spätere Beobachter war immer der Ansicht, sein Vordermann habe leichtfertig gearbeitet und unrichtige Angaben in die Welt hinausgeschleudert. Schließlich meinte man wohl gar, alle einschlägigen Beobachtungen seien unbrauchbar und die oberen Grenzen der Bäume an den Abhängen unserer Berge ließen sich überhaupt mit Sicherheit gar nicht feststellen.

Aehnlich wie mit den Baumgrenzen war es aber auch mit vielen anderen Erscheinungen in den Alpen gegangen. Man hielt die Abweichungen in den von verschiedenen Forschern herstammenden Angaben über Luft- und Bodentemperatur, über Quellenwärme, Schneegrenze u. dgl. für die Folge ungenauer Beobachtungen, und erst nachdem man aus fernen Welttheilen die Erfahrung mit in die Heimat gebracht hatte, daß alle diese Verhältnisse durch die allgemeine Massenerhebung des Bodens wesentlich modificirt werden, fielen den Forschern auch in der Heimat die Schuppen von den Augen; sie sahen jetzt, daß auch in unseren Alpen die Pflanzengrenzen, die Schneelinie, die Isothermen und Isogeothermen einen unzweifelhaften Parallelismus zur allgemeinen Erhebung des Gebirges zeigen, und daß die früher auf Rechnung muthmaßlich ungenauer Beobachtungen gebrachten Abweichungen zum größten Theile nur als die einfache Folge dieses Parallelismus anzusehen seien.

Das Verdienst, diesen Parallelismus für unsere Alpen in großen Zügen klar und deutlich nachgewiesen und richtig gedeutet zu haben, müssen wir jedenfalls den Gebrüdern Schlagintweit zugestehen. Mag man auch sonst über die Genauigkeit der von diesen Forschern aufgestellten Zahlen mitunter begründete Zweifel haben, die allgemeinen Resultate, welche sie ermittelten, wurden durch spätere Beobachtungen und Untersuchungen in der Regel nicht nur nicht widerlegt, sondern wohl der Mehrzahl nach als richtig befunden.

Eine unlängst vorgenommene Zusammenstellung der von mir nun seit eilf Jahren in den verschiedenen Theilen der Alpen systematisch ausgeführten Messungen der Quellentemperaturen hat mir das eben Gesagte nur wieder neuerdings bekräftiget. Meine auf viele hunderte von Quellen basirten Resultate stimmen nämlich mit jenen, welche A. Schlagintweit aus kaum hundert Quellen abgeleitet hat, der Hauptsache nach ganz überein, und vor allem fand ich den von Schlagintweit festgestellten Satz: „Die Höhe der Gebirgszüge hat einen entschiedenen Einfluß auf die Temperatur des Bodens; wir finden bei gleicher Höhe über dem Meere die wärmeren Quellen da, wo die mittlere Erhebung größer ist; es erleiden daher die Isogeothermen eine Biegung analog der Erhebungslinie des Gebirges“ auf das glänzendste bestätigt.

Es ist wohl nicht angezeigt, hier detaillirte Erörterungen über diesen Gegenstand zu geben; ein Resultat aber scheint mir doch ein allgemeineres Interesse zu

Digitized by Google

beanspruchen und dürfte darum dessen Publication auch in diesen Blättern vielleicht nicht unwillkommen sein. Ich meine nämlich „die obere Grenze der Quellen in unseren Alpen und insbesondere die Lage des höchstgelegenen überhaupt bis jetzt im Gelände der Alpen aufgefundenen Quellwässerchens". So wie es, abgesehen von der wissenschaftlichen Bedeutung, einen eigenen Reiz hat, die Höhe aufzusuchen, in welcher auf unseren Gebirgen die letzten Pflanzen ihre Blüthen dem Sonnenstrahle öffnen und in welcher Höhe dort noch Thierformen ihr Leben zu fristen im Stande sind, ebenso liegt gewiß auch in der Beantwortung der Frage: in welcher Höhe das letzte frische, klare Quellwässerchen den öden Felsklippen entspringt und die traurige Hochgebirgslandschaft belebt, etwas eigenthümlich anziehendes, und ich will es daher versuchen, die Antwort, welche mir die zahlreichen Messungen ergeben haben, nachfolgend in Kürze mitzutheilen.

Durchstreifen wir zunächst die nördlichen Kalkketten und suchen wir hier die Höhe, aus welcher die letzten Quellen aus dem Boden hervorrieseln, näher festzustellen. In den Kalkalpen im Osten des Ennsflusses werden Quellen in der Höhe von 5000 Fuß [1] schon sehr selten. Das höchstgelegene dort von mir beobachtete Quellwässerchen, im Tulwitzkar am obersteirischen Hochschwab, mit einer Temperatur von 2·8 Gr., liegt 5280 Fuß hoch und ist demnach von der Gipfelhöhe um 1895 Fuß in vertikaler Richtung entfernt. Bedeutend höher rückt die obere Quellengrenze in den weiter westlich liegenden Berggruppen. In den Zügen zwischen der Enns und dem Inn finden sich noch zwischen 5500 und 6000 Fuß mehrere sehr reichliche Quellen und als höchstgelegene Quelle ist dort jedenfalls jene anzusehen, welche von Simony in der Seehöhe von 7600 Fuß mit einer Temperatur von 0·9 Grad am Dachsteingebirge beobachtet wurde und welche demnach um 1713 Fuß unter der Gipfelhöhe des Dachsteingebirges zu liegen kommt. In den Kalkalpen zwischen dem Inn und dem Lech ergeben sich fast dieselben Verhältnisse, wie in dem zuletzt besprochenen Abschnitte. In der Seehöhe von 6000 Fuß sind dort von Schlagintweit, Sendtner und mir im Ganzen noch zehn Quellen aufgefunden worden. Ueber dieser Höhe fand Sendtner noch eine Quelle am Almspitz bei 6885 Fuß mit 1·4 Grad, Schlagintweit ein Quellwässerchen an der Zugspitze bei 7353 Fuß mit 0·9 Grad und ich eine Quelle am Hafelekar in der Solsteinkette bei 7382 Fuß mit 0·8 Grad, so daß man also hier die obere Quellengrenze in runder Zahl auf 7400 Fuß festsetzen kann. Die drei zuletzt genannten Quellen liegen im Mittel 1400 Fuß unter den höchsten Gipfeln jener Ketten, aus welchen sie hervorquellen. Westlich vom Lech sinkt die obere Quellengrenze wieder in ein bedeutend tieferes Niveau herab. Wahlenberg führt in der nördlichen Schweiz noch eine Quelle bei 6758 Fuß, Heer im Canton Glarus eine Quelle bei 6819 Fuß an; die höchste westlich vom Lech bis jetzt aufgefundene Quelle aber scheint die von Sendtner auf der Mädelegabel beobachtete zu sein, welche in der Seehöhe von 6842 Fuß, also 1510 Fuß unter der Gipfelhöhe entspringt und eine Temperatur von 0·85 Grad besitzt.

[1] Es sind in den folgenden Zeilen immer Wiener Fuß und Reaumur'sche Grade gemeint.

Digitized by Google

Ueberblickt man diese in den nördlichen Kalkalpenzügen gewonnenen Resultate, so stellt sich recht deutlich heraus, daß die obere Quellengrenze, gerade so wie die Schneegrenze oder die Baumgrenzen, sich entsprechend der Massenerhebung des Bodens erhebt und senkt. In dem Gebiete zwischen Enns und Inn, in welchem die Berge meist großartige Kalkstöcke mit ausgedehnten Plateaubildungen darstellen, kommt die obere Quellengrenze am höchsten zu liegen. Nur wenig niedriger fällt sie in dem durch zahlreiche hohe, wenn auch weniger massige und mehr zerrissene Gipfelbildungen ausgezeichneten Kalkzügen zwischen dem Inn- und Lechflusse, und am tiefsten stellt sie sich in den beiden seitlichen Flügeln, welche sich einerseits in westlicher Richtung in die Nord-Schweiz, andererseits in östlicher Richtung nach Unter-Oesterreich zu Gipfeln von 6000 bis 7000 Fuß herabsenken.

Daß nun auch in den centralen Schieferalpen ein ähnliches Anschmiegen der oberen Quellengrenze an die Plastik des Bodens sich werde nachweisen lassen, kann im vorhinein erwartet werden. A. Schlagintweit hat auch bereits darauf hingewiesen, daß die Quellen in den Umgebungen des Jaufen, also dort, wo die Gipfel und Kämme der Centralkette sich um 2000 Fuß herabsenken, niedrigere Temperaturen zeigen, als die Quellen gleicher Höhe in den Hochtauern. Leider sind aber die Angaben über die höchstgelegenen Quellen in den centralen Schieferalpen noch zu spärlich, um diesen Parallelismus der oberen Quellengrenze mit der mittleren Erhebung der Gebirge längs dem ganzen Zuge der Centralalpen verfolgen zu können. Das, was mir aus diesem Gebiete vorliegt, läßt sich kurz in folgender Weise zusammenfassen.

In den Tauern finden sich bei 7000 Fuß Seehöhe noch ziemlich viele und reichliche Quellen. Die Höhe der höchstgelegenen zu Tag gehenden Quelle wurde dort von A. Schlagintweit bei der Salmshütte im Glocknerstock mit 8450 Fuß bestimmt. Noch höher fand derselbe Forscher dort ein Grubenwasser im Stollen der Goldzeche auf der großen Fleuß im Möllthale bei 9102 Fuß, mit einer Temperatur von 0·6, und dieses Wässerchen galt bis jetzt zugleich als das höchste Quellwasser der Alpen überhaupt. Aus den westlich von den Tauern gelegenen centralen Schieferalpen, und zwar speciell aus dem Stubaier und Oetzthaler Stocke, sind mir in der Höhenzone von 7500 bis 8500 Fuß noch vier Quellen bekannt. Die höchste Quelle aber entdeckte ich dort am Plerchner Kamm, zwischen Stubai und Selrain, in der Seehöhe von 9230 Fuß, also noch um 128 Fuß höher als das bisher für die höchste Quelle gehaltene Grubenwasser der großen Fleuß in der Tauernkette. Diese höhere Lage kommt jedenfalls wieder auf Rechnung der größeren mittleren Erhebung, welche der zwischen Brenner und Nauders liegende Gebirgsstock im Vergleiche mit den hohen Tauern zeigt, und es läßt sich darum auch annehmen, daß noch weiter westlich, in dem westlichen Flügel des Oetzthaler Stockes und in der Umgebung der Ortlesspitze die obere Quellengrenze noch um ein gutes Stück hinaufgerückt sein wird. Leider fehlt es aber aus diesem Gebiete ebenso wie

Digitized by Google

aus den südlichen Alpenzügen [1] an jenen Beobachtungen, welche uns zu weitergehenden Schlüssen berechtigen würden.

Uebersichtlich ließe sich nach den bisherigen Mittheilungen der Verlauf der oberen Quellengrenze in folgender Weise darstellen:

Nördliche Kalkalpen.

Im Osten des Ennsflusses . .	5280	Fuß
Zwischen Enns und Inn . . .	7600	„
Zwischen Inn und Lech . . .	7382	„
Im Westen des Lechflusses . .	6842	„

Centrale Schieferalpen.

Tauern	9102	Fuß
Im Westen des Brenners . .	9230	„

Nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse ist also die von mir am Plerchner Kamm bei 9230 Fuß aufgefundene Quelle als die höchstgelegene Quelle der österreichischen Alpen, ja sogar als die höchstgelegene Quelle der Alpen überhaupt und wahrscheinlich des ganzen europäischen Continentes anzusehen. Ich muß hier ausdrücklich erwähnen, daß diese Quelle nicht etwa das Schmelzwasser eines Schneefeldes oder eines Gletschers darstellt. Sie entspringt nämlich merkwürdiger Weise ein gutes Stück, etwa 200 Fuß, über dem Niveau des sogenannten Plerchner Ferners, eines kleinen Gletschers, welcher etwas östlich von der großen Eismasse des Lisenser Ferners, zwischen dem Fernerkogel und Plerchner Kamm hinzieht. Die Kuppe des Plerchner Kammes, an deren Westseite sie entspringt, stellt eine breite felsige Schiefermasse dar, welche eine absolute Höhe von 9470 Fuß erreicht, bei meinem Besuche am 26. Juli ganz schneefrei war und die an der Südseite bei 9208 Fuß noch zusammenhängende Grasflecken zeigte. Bemerkenswerth ist der geringe, nur 240 Fuß betragende vertikale Abstand des Quellenursprunges von der höchsten Kuppe des Berges, und zwar um so mehr, als die Quelle nicht etwa bloß ein schwaches Sickerwässerchen darstellt, sondern in reichlicher Menge ihr klares Wasser spendet. Daß sie den ganzen Sommer über reichlich fließt, wurde mir auch von den Sennern in Alpein, welchen das „Bründel" der eigenthümlichen Lage über dem Gletscher wegen längst aufgefallen war, auf das bestimmteste versichert; ob sie aber auch in den Wintermonaten hervorquillt, wage ich nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. Uebrigens ist mir auch das sehr wahrscheinlich; denn selbst für den Fall, als die zu Ende Juli beobachtete Temperatur von 0·8 Grad R. das jährliche Maximum gewesen wäre, so würde nach meinen anderweitigen Quellenbeobachtungen zu schließen, das Minimum der Temperatur wohl auf 0·4 oder 0·3 Grad, aber schwerlich bis auf den Gefrierpunkt herabsinken, und es dürfte demnach das eisige Wässerlein selbst unter der gewaltigen Schneedecke des Winters in einem beständigen Flusse sein, wenn auch höchst wahrscheinlich die Menge des Wassers in den Wintermonaten auf ein Minimum reducirt ist.

[1] Aus den Alpen von Piemont, Wallis und Savoyen wurde von Schlagintweit eine Quelle noch bei 7200 Fuß angegeben. Sie ist aber gewiß nicht die höchstgelegene Quelle jenes Gebietes.

Digitized by Google

Daß die Quelle des Plerchner Kammes eine conſtante iſt, ſcheint mir auch durch ihre Flora beſtätigt zu werden. Ich fand nämlich das ganze Rinnſal des eiſigen Wäſſerleins mit einer ſmaragdgrünen Alge, nämlich der eben ſo reizenden als intereſſanten Prasiola Sauteri Ktzg., erfüllt. Dieſe Pflanze, welche bisher nur in Spitzbergen, dann in einer Quelle der Salzburger Alpen und in Liſens in Tirol gefunden worden worden iſt, würde gewiß nicht in einem Rinnſale wuchern, welches nur durch ein paar Monate des Jahres mit Waſſer überflutet iſt.

Zum Schluſſe ſei hier auch noch bemerkt, daß durch dieſe Alge die Flora unſerer Hochalpenregion eine ſehr beachtenswerthe Bereicherung erfahren hat. In der Seehöhe über 9000 Fuß iſt nämlich in den öſtlichen Alpen die Zahl der Pflanzenarten ſchon eine ſehr ſpärliche und insbeſondere die Alpenflora war in dieſer Höhe nur durch einzellige Formen repräſentirt geweſen. Durch die Auffindung der Prasiola Sauteri in der Quelle am Plerchner Kamm iſt daher die Flora jener Region, in welcher das pflanzliche Leben nur mehr in ſo wenig Typen pulſirt, noch um eine Art vermehrt worden, und zwar um eine Art, für welche wir eine um ſo größere Pietät haben, als ſie den Namen eines vaterländiſchen Botanikers trägt, welcher ſich um die Erforſchung unſerer Alpenflora ſo hohe Verdienſte erworben hat.

Mémoires du Cardinal Consalvi,

Secrétaire d'État du Pape Pie VII.

Avec une Introduction et des Notes par Crétineau-Joly.

(Paris 1864. 2 vol. 8.)

Eine Anzeige von L. Neumann.

Die Denkwürdigkeiten eines Mannes wie Conſalvi, vierzig Jahre nach deſſen Tode an das Tageslicht tretend, ſind an und für ſich nicht nur ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte unſeres Jahrhunderts, ſondern ihr Inhalt ſelbſt ein geſchichtliches Ereigniß, ob auch von der Publiciſtik und dem großen Publicum einer nur oberflächlichen, vorübergehenden Beachtung gewürdigt. Auch der Name des Herausgebers, ſo ſchätzenswerth ſein Fleiß und ſeine Geſinnungstreue, dürfte ſchwerlich dazu beitragen, dem Buche Eingang in weitere Kreiſe zu verſchaffen. Die Auffaſſungsweiſe, die leidenſchaftlich aufgeregte Sprache des Herrn Crétineau-Joly paßt mehr zum Klopffechterſtil der extremen Parteien als zum erhabenen Ernſt der Geſchichte. Die große Geſtalt Conſalvi's bedarf fürwahr keines Apologeten wie Herr Crétineau-Joly, noch des Troddelwerkes, mit dem er ſie behängt. Die Teſtamentsvollſtrecker Conſalvi's hätten unſeres Bedünkens beſſer daran gethan, die Herausgabe dieſer Denkwürdigkeiten anderen Händen anzuvertrauen. Offenbar ſind die Ricordi, obgleich davon keine Erwähnung gemacht wird, aus dem italieniſchen

Digitized by Google

Original ins Französische übersetzt worden. Die Pietät gegen einen solchen Verfasser hätte die Beibehaltung des ursprünglichen Textes empfehlen sollen, zumal da das Testament von keiner Uebersetzung spricht, und es, wie eben Herrn Crétineau's Beispiel zeigt, ohnehin an guten Uebersetzungen nicht gefehlt hätte. Es wäre zweifellos von nicht geringem Interesse, einen Mann wie Consalvi in seiner Muttersprache sprechen zu hören. Ein Wort, eine Redewendung malt einen Charakter wie Consalvi, und seine antik einfache Diction mag nicht selten unter der glatten Feder des Franzosen mehr als wünschenswerth verschliffen worden sein. Das Werthvollste in der Einleitung des Herausgebers sind die zahlreichen, wenn auch ganz planlos aneinander gereihten Briefe von Monarchen, Staatsmännern, Gelehrten an den gefeierten römischen Staatssecretär. Der Prinzregent von England, der König von Preußen, die Fürsten v. Metternich und Hardenberg, Niebuhr und Wilhelm v. Humboldt, der große Maler Lawrence, wie Canova, der Papst, Cardinale und berühmte Kriegsmänner, ein ganzer Chor europäischer Illustrationen umgiebt in geistigem und gemüthlichem Verkehr den Cardinal Consalvi, ist einstimmig in der Bewunderung seiner großen Eigenschaften, seines edlen Charakters, seiner liebenswürdigen Persönlichkeit. Die bedeutendsten Männer der Zeit machen ihn zu ihrem Vertrauten, sind stolz und glücklich seine Freunde sein zu können. Der Kronprinz von Baiern, Ludwig, macht, wie Niebuhr, dem kunstsinnigen Manne, dem Freunde und Beschützer eines Cimarosa, eines Canova, eines Lawrence, Mittheilungen über Kunst und Alterthum. Der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, schickt ihm, dem Blumenfreunde, der seine einzige, süßeste Freude und Erholung in der Natur sucht, seltene Pflanzen. Lord Ellenborough, der eine heißgeliebte Gattin verliert, schüttet seinen Schmerz in den Busen Consalvi's aus. Die Herzogin von Devonshire, Lord Castlereagh und so viele andere hervorragende Persönlichkeiten des Auslandes sehen in Consalvi weit mehr als einen interessanten Bekannten, einen Rathgeber, einen Freund der Familie. Einen wahren Reiz gewähren diese Briefe. Die sie schrieben, sind längst heimgegangen, aber es weht ein frisches Leben aus diesen Briefen, welche die Vergangenheit wie in die Gegenwart hineinrücken. Die meisten fallen in die Epoche, die unmittelbar auf den Sturz Napoleons folgt. Ein gewisser Uebermuth, eine Siegestrunkenheit spricht aus den Zeilen der deutschen, russischen und englischen Staatsmänner. Die Familie des gewaltigen französischen Imperators irrt flüchtig in ganz Europa umher. Ganz Europa, das einst vor dem Imperator gezittert oder im Staube gelegen, schließt ihnen die Thüren. Nur der Papst, der Gefangene Napoleons, öffnet den verbannten Napoleoniden ein gastliches Asyl in Rom. Die Mutter aller Schmerzen, wie sich die alte Lätitia selbst nennt, dankt gerührt dem Cardinal Consalvi, ebenso der Graf von St. Leu. Er verwahrt sich voll Entrüstung gegen die Beschuldigung, daß seine Familie gegen den Papst, seinen und ihren größten Wohlthäter conspirire. Kaum ein Jahrzehnt später kämpften seine Söhne mit den Insurgenten gegen die päpstliche Regierung. Der eine fiel, der andere rettete sich mit knapper Noth auf österreichisches Gebiet und in die Schweiz. Dieser andere sitzt jetzt auf dem Throne Frankreichs; in seiner Hand

Digitized by Google

liegt jetzt das Geschick der weltlichen Herrschaft des Papstes. Europa's Blicke sind, banger Erwartung voll, auf sein Thun und Lassen, seine Worte und Thaten gerichtet. Wer von allen den Potentaten und Ministern und Feldherren, die sich damals im süßen Siegerrausche wiegten, hätte solchen Wechsel der Dinge geahnt, nur für möglich gehalten? Aber von großem Interesse dünkt uns allerdings das Zusammentreffen des Erscheinens dieser Denkwürdigkeiten, welche die Gefangenschaft und das Märtyrerthum zweier Päpste, die dem römischen Stuhle seit mehr als einem Jahrtausende verhängnißvollste Katastrophe schildern, mit der jetzigen Convention zwischen Ludwig Napoleon und Victor Emanuel, jener räthselhaften Vereinbarung, die Freunde und Feinde des Papstthums nach ihrem Sinne und Wunsche auslegen, die aber in letzter Auflösung und gegen die Absicht des schlauen Urhebers, eher ein Nessusgeschenk für das junge italienische Königthum werden, als zum Verderben des Papstthums ausfallen dürfte. Das Papstthum hat schon so manche Dynastie, deren Name die Welt erfüllte, und die mächtigsten Reiche überdauert. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Haus Savoyen und der durch die Gnade Frankreichs rasch zusammengewürfelte italienische Staat, nicht den einzelnen Papst, sondern das Papstthum überleben werden. Die ewige Stadt eignet sich zur Capitale des weltbeherrschenden Rom, urbi et orbi, wie zum Sitze des Papstes; für Victor Emanuel ist sie viel zu groß und zu herrlich, das Gewand eines Riesen für einen Pygmäen. Eine Frage liegt vor, bei der man von allen Parteiungen und Privatansichten absehen kann und muß, die objectiv aufzufassen ist. Jene naiven Exaltados, welche eine welthistorische Institution mit dem Feldgeschrei: „Roma delenda est", vernichten zu können glauben, können wir eben so füglich bei Seite lassen, als gewisse Freunde, vor denen Gott die Kirche bewahren möge, jene Clique, welche sich so gerne mit der Kirche identificirt, das Monopol der Rechtgläubigkeit affectirt und jeden, der nicht unbedingt zu ihren Parteiansichten schwört, als Ketzer und Revolutionär der ewigen Verdammniß preisgiebt. Es ist hier nicht der Ort, zu beweisen, wenn es eines Beweises bedürfte, daß man ein treuer Anhänger der Kirche sein, und doch oder vielmehr eben deßhalb Ausschreitungen ihrer Würdenträger mißbilligen kann, daß wahre Religiosität mit den Forschungen der Wissenschaft, mit der geistigen und sittlichen Entwicklung der Menschheit unmöglich im Widerspruche stehen kann. Aber einsichtsvolle Männer aller Confessionen müssen zugeben, daß die großartige Institution der katholischen Kirche, die man doch als ein Gegebenes, als ein geschichtliches Factum nicht wegdisputiren kann, ohne den Papst als Mittelpunkt der Einheit nicht gedacht werden kann, daß dieses Oberhaupt einer über den Erdball verbreiteten, nicht nationalen oder staatlichen Kirche von fremder Gunst oder Willkür unabhängig, souverain sein muß, daß die weltliche Unterlage dieser Souverainetät nicht Sache des Zufalls oder der Usurpation, sondern eben in innerer Nothwendigkeit und der geschichtlichen Entwicklung begründet ist. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, haben, vereint mit Oesterreich, England, Rußland und Preußen im Jahre 1814 die weltliche Herrschaft des Papstes restaurirt, während merkwürdiger und doch erklärlicher Weise

Digitized by Google

die größten Dränger des Papstthums in neueren Zeiten katholische, vorzugsweise romanische Fürsten, unter diesen vor allen, wie einst Philipp der Schöne, die Herrscher Frankreichs waren. Ohne den Papst in Rom keine Einheit der katholischen Kirche, und die katholische Welt dürfte schwerlich zugeben, daß diese Einheit der italienischen Unification zu Liebe geopfert werde. Auch ohne die Bergfestung der savoyischen und tirolischen Alpen ist die italienische Einheit nur eine precäre. Jene hat Victor Emanuel seinem Protector preisgegeben, diese, wie die östlichen Gestade der Adria wird er wohl nie erobern. Der Papst in Rom ist ein Hemmniß der italienischen Einheit. Aber der bedrängte, verfolgte, gefangene Papst ist, wie die Geschichte zeigt, eine nicht minder große und imponirende Macht als der alte Mann im Vatican, der ohne Gold und Eisen, wie Johannes Müller sagt, der mächtigste der Monarchen ist, weil er über die Gewissen, nicht über die Leiber von Millionen herrscht.

Consalvi's Denkwürdigkeiten sind der eindringlichste Beleg für diese Behauptung. In ihrer schmucklos einfachen Sprache, dem Ausdrucke einer tief inneren Ueberzeugung, eines fertigen, in sich abgeschlossenen, zum vollen Bewußtsein seiner Aufgabe gelangten Charakters, wirken sie mit unwiderstehlicher Kraft auf den Leser, ganz anders als die Declamationen zelotischer Scribenten, Herrn Crétineau nicht ausgenommen, dessen weitläufige, mit Tiraden gegen den bösen Zeitgeist und die Philosophie erfüllte Einleitung wir ihm bis auf die mitgetheilten Briefe gerne erlassen hätten.

Die Denkwürdigkeiten des Cardinals Consalvi bilden kein fortlaufendes Ganzes. Sie zerfallen in mehrere Bruchstücke: über die Wahl des Papstes Pius VII. im Conclave zu Venedig, über das Concordat, das Consalvi in Paris im Jahre 1801 mit Napoleon abschloß, über die Heirat Napoleons mit Marie Louise, über verschiedene Epochen aus dem Leben des Verfassers, endlich über sein Ministerium. Der Cardinal schrieb diese Denkwürdigkeiten während seines Exils in Rheims in den Jahren 1811 und 1812 nieder. Er schrieb sie ohne irgend einen anderen Behelf als sein Gedächtniß; denn seine Briefschaften und Urkunden waren ihm beim Zusammensturz der Verhältnisse im Jahre 1809 theils abhanden gekommen theils gewaltsam genommen worden. Auf losen einzelnen Blättern wurden von ihm die Erinnerungen verzeichnet, denn er mußte sie vor den Argusaugen der napoleonischen Polizei sorgfältig verwahren. Diese Aufzeichnungen gehen nur bis zum Jahre 1812. Daß sie nicht bis zur Zeit des Wiener Congresses reichen, auf welchem Consalvi eine so große Rolle spielte, ist ein Verlust für die Geschichte. Gewiß gebrach es dem vielbeschäftigten Manne, der sich kaum die nothwendigste Zeit zur Ruhe gönnte, während seines Ministeriums, von der Wiedereinsetzung des Papstes Pius VII. in seine weltliche Herrschaft bis zu dessen Tode, an der erforderlichen Muße zur Fortsetzung der Denkwürdigkeiten. Als Glanzepoche im Leben Consalvi's wird gewöhnlich die Zeit des Wiener Congresses angesehen. Uns erscheint er zu keiner Zeit erhabener und edler, als im Kampfe mit der Uebermacht und dem Uebermuthe Napoleons. Einfach groß steht er da vor unseren Augen, der

Digitized by Google

vir fortis cum adversa fortuna compositus, doppelt groß, weil er, um sein Individuum unbekümmert, für ein Princip kämpft und leidet, weil er zu einem verfolgten, unglücklichen Greise hält, während die übrige Welt vor dem gekrönten Glücke im Staube liegt. Und wie anspruchslos ist seine Schilderung! In jeder Zeile liegt das innere Gepräge der Echtheit. So konnte nur ein Consalvi, so nur die Wahrheit schreiben.

Cardinal Hercules Consalvi wurde am 8. Juni 1757 zu Rom geboren. Seine Familie, die ursprünglich Brunacci hieß und zu dem angesehensten alten Adel Pisa's gehörte, war vor anderthalb Jahrhunderten in den Kirchenstaat übersiedelt. Der Großvater des Cardinals, Georg Brunacci, wurde von Hercules Consalvi, dem Letzten einer achtbaren, aber nicht altadeligen römischen Familie, unter der Bedingung zum Erben eingesetzt, daß er den Namen Consalvi annehmen mußte, welcher durch den Cardinal erst zu eigentlichem, auch die locale Berühmtheit des ursprünglichen Familiennamens weit überstrahlendem Glanze gelangte. Ueberzeugt, daß es keinen höheren Adel als den des Herzens und der Thaten gebe, verschmähte es Consalvi in späteren Zeiten, als die römischen Patricier ihm seine niedere Herkunft vorwarfen, seine Adelstitel zu produciren. Eine durchaus edle, im wahren Sinne des Wortes aristokratische Natur, wie er war, stand er gleich hoch über den Lächerlichkeiten des vornehmen wie des gemeinen Pöbels. Frühzeitig des Vaters beraubt, wurde er nebst seinen zwei Brüdern Jakob und Andreas von seinem Vormunde, dem Cardinal Negroni, dem Collegium der Piaristen oder Scolopii in Urbino zur Erziehung übergeben. Der eine der Brüder, Jakob, verfiel zufolge der brutalen Behandlung eines geistlichen Präfecten in eine schwere Krankheit, die auch seinen Tod nach sich zog, und die anderen Kinder wurden auf den Wunsch der erzürnten Mutter nach Rom zurückgebracht. Zu derselben Zeit hatte der Prinzcardinal von York, Sohn Jakobs III., der letzte Stuart, ein Knabenseminar in Frascati errichtet, in welchem die beiden jungen Consalvi ihre Studien fortsetzten. So kam unser Consalvi in Berührung mit dem Cardinal von York, der ihm bis zu seinem 1807 erfolgten Tode die aufrichtigste Freundschaft widmete. Nach vollendetem Cursus der Theologie übertrat er mit seinem Bruder in die von Papst Pius VI. eben gegründete geistliche Akademie, in welcher er noch sechs Jahre hindurch Kirchenrecht und Kirchengeschichte studirte. Er trat nun in den geistlichen Stand oder, wie der technische Ausdruck in Rom lautet, in die Prälatur. Vorerst empfing er nur die niederen Weihen. Erst lange nachher, als er schon Cardinal war, erhielt er aus den Händen Papst Pius' VII. das Subdiaconat und das Diaconat. Die Priesterweihe hat er gleich manchen seiner Vorgänger und Nachfolger im Staatssecretariate nie genommen. Im Jahre 1784 zum päpstlichen Hausprälaten ernannt, ward er anfangs bei Gerichtsbehörden, dann im Dienste der inneren Verwaltung verwendet und frühzeitig mit den Geschäften vertraut. Nebenher verwaltete er das Amt eines Secretärs des Hospitals S. Michele, einer großartigen humanitären Anstalt, welcher er zeitlebens, auch als er auf dem Gipfel der Macht stand, die fürsorglichste Theilnahme schenkte. Im Jahre 1790

Digitized by Google

wurde er zum Votanten der Segnatura, zwei Jahre später zum Auditor der Rota ernannt. Um so erwünschter schien ihm diese zu den höchsten Würden führende Stellung, als die langen Gerichtsferien der Rota ihm, der ein leidenschaftlicher Freund vom Reisen war, nicht weniger als fünf Monate jährlich frei ließen.

Um dieselbe Zeit ernannte ihn der Cardinal von York zu einem seiner Fiduciarerben und bestimmte ihm ein Legat von 6000 Scudi. Die Weigerung, dieses Legat anzunehmen, zog ihm beinahe den Zorn seines königlichen Freundes zu, und als derselbe Cardinal ihm das von seiner Verleihung abhängige Vicariat der Peters-Kirche übertragen wollte, während der Papst selbst einem anderen Prälaten diese einträgliche Pfründe zudachte, beeilte sich Consalvi mit seinem Takt und der ihm eigenen seltenen Uneigennützigkeit den Mitbewerber dem verleihenden Cardinal anzuempfehlen.

Als die Truppen der französischen Republik siegreich in Nord-Italien vordrangen und die wachsende Gefahr die Nothwendigkeit einer Vermehrung der päpstlichen Armee mit sich brachte, wurde der neue Befehlshaber derselben unmittelbar dem Souverain untergeordnet, ihm zur Seite jedoch eine aus Officieren zusammengesetzte militärische Congregation mit einem Prälaten als Beisitzer errichtet, zu welcher Stelle ebenfalls Consalvi berufen ward. Vergebens waren die Gegenvorstellungen und Bitten Consalvi's, der bei dieser, wie bei jeder folgenden Ernennung von einer ihm ganz eigenthümlichen Scheu gegen jede Verantwortlichkeit geleitet wurde, während er dazu bestimmt war, in den schwierigsten Perioden des Kirchenstaates die Summe aller Verantwortlichkeit in der höchsten amtlichen Stellung auf seine Schultern zu nehmen.

Rasch nahte indessen die für den Kirchenstaat entscheidende Katastrophe. Nach vergeblich wiederholten Versuchen, das päpstliche Regiment durch eine innere Revolution zu stürzen, warf sich unter den frivolsten Vorwänden ein französisches Corps auf die zum Schutze des päpstlichen Territoriums gegen die cisalpinische Republik aufgestellten päpstlichen Truppen, und dem von allen Seiten gedrängten Oberhaupte der Kirche blieb nichts übrig, als im Frieden von Tolentino, dem kein Krieg vorhergegangen war, die Legationen und die Grafschaft Avignon abzutreten. Gegen das Ende desselben Jahres, 1797, erfolgte der Tod des französischen Generals Duphot, welcher, als er an der Spitze eines Volkshaufens ohne irgend eine Provocation eine Caserne päpstlicher Soldaten stürmte, durch einen Schuß aus der Caserne hingestreckt wurde. Alsbald ließ das Directorium eine Armee nach Rom marschiren. Vergebens waren alle Vorstellungen, daß niemand Befehl ertheilt hatte, zu schießen, daß gerade der einzige Schuß, der gegen den anstürmenden Haufen zur Vertheidigung gefallen, den Mann getödtet, der wider alles Völkerrecht in fremdem Lande an der Spitze von Rebellen eine bestehende Regierung angriff. Consalvi wurde als Mitglied der Militärcommission verhaftet und in die Engelsburg abgeführt. Wenige Tage darauf ward die improvisirte und ephemere römische Republik proclamirt und vom französischen Befehlshaber General Berthier in pomphaft lächerlicher Weise inaugurirt, obgleich Bonaparte, wie aus

Digitized by Google

dem ersten Bande seiner Correspondenz erhellt, ihm ausdrücklich befohlen hatte, keinerlei Excesse zu dulden und französische wie italienische Straßenjungen, welche sich als Patrioten par excellence geberden wollten, nicht zu bedrohen, sondern einfach ins Gefängniß zu stecken. Der Papst wurde gewaltsam erst nach Siena, dann in die Karthause von Florenz, endlich trotz seines hohen Alters und seiner physischen Leiden nach Frankreich geschleppt, wo er zu Valence am 29. August 1799 starb. Consalvi wurde nach Civita Vecchia geführt, um mit mehreren Prälaten nach Cayenne deportirt zu werden. Der Fürbitte angesehener Freunde gelang es zwar, dies harte Schicksal von ihm abzuwenden. Aber kaum nach Rom zurückgebracht, wurde er auf Befehl der römischen Machthaber des Augenblicks neuerdings in das Gefängniß geworfen, um erst nach Wochen neuerdings, jetzt nach Neapel deportirt zu werden. Mit achtzehn Galeerensclaven, denen dasselbe Los bestimmt war, und wenigen ehrbaren Männern ward er nach Terracina instradirt, dessen Commandant, ein alter Soldat Namens Leduc, der später im Kampfe gegen einen den Umsturz der römischen Republik bezweckenden Aufstand fiel, ihn mit besonderer Güte behandelte. Mit schwerer Mühe erlangte er einen Paß nach Neapel, noch schwerer kam er von Neapel fort, weil Acton, der allmächtige Günstling des Königs, gerne den ganzen römischen Hof vor allem den Papst in Neapel gehabt hätte, um eine Contrerevolution anzuzetteln oder wenn der hochbejahrte und kranke Papst stürbe, das Conclave in Neapel zu versammeln. Endlich gelang es Consalvi nach langen Irrfahrten, den greisen Papst in Florenz zu sehen. Kaum wurde die Sache ruchbar, mußte er Florenz verlassen, worauf er sich nach Venedig begab. Bald darauf starb Pius VI. und das Conclave versammelte sich in Venedig im Benedictinerkloster auf der Insel San Giorgio Maggiore. Zum Secretär des Conclave wurde trotz allen Widerstrebens Consalvi gewählt. Hiemit beginnt seine große politische Laufbahn. Ueber dies denkwürdige Conclave hat Consalvi, wie oben erwähnt, eine eigene Aufzeichnung, das wichtigste, fast einzige historische Material von einem Augenzeugen, hinterlassen. Rasch wurde alles ins Werk gesetzt um zur Wahl des neuen Papstes zu schreiten. Vierunddreißig Cardinale versammelten sich im Conclave. Durch die bald darauf von Wien aus erfolgte Ankunft des Cardinals und zugleich kaiserlichen Gesandten Herzan ward die Zahl um einen vermehrt. Mit Spannung sah die katholische Welt der Wahl entgegen. Aber das Conclave dauerte nahezu vierthalb Monate. Das erlauchte Collegium war in zwei Parteien gespalten, die sich das Gleichgewicht hielten. Die österreichische Regierung drang ungestüm auf Ernennung des Cardinals Mattei, dem die andere Partei den Cardinal Bellisomi entgegenstellte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Deutschen im ungarischen Bergland und ihr Dialekt.

Eine Skizze von K. J. Schröer.

(Schluß.)

4. Die Gründener.

Die Seitenthäler an der Kunnert[1], dem gegen Kaschau zufließenden Flusse, in der Zips, werden die Gründe, ihre Bewohner die Gründner genannt. Die Bergstädte daselbst, die hier die Mittelpunkte des deutschen Elementes sind, mögen von den älteren ungarischen Bergstädten (Neusohl, Karpfen, Schemnitz, Kremnitz ꝛc.) aus gegründet sein; Göllnitz schon im 13. Jahrhundert, Schmöllnitz erst 1332. Zu ihnen gehört der Mundart nach auch das in der Gömörer Gespanschaft gelegene benachbarte Dopschau, das 1326 wirklich von Schemnitz aus gegründet und mit dem Karpfener Recht begabt zu sein scheint. Ebenso gehört der Mundart nach zu den Gründen das gegen Kaschau zu gelegene Metzenseifen, das gleichfalls eine spätere Gründung des 14. Jahrhunderts ist.

Die Mundart der Gründe verräth ihre nähere Verwandtschaft mit der der Häudörfer auf den ersten Blick; sie hat auch jene Verwandlung aller W in B (die die Zipser Sprache nicht hat). Bemerkenswerth ist, daß sie eine Eigenschaft der Häudörfer-Mundart nicht theilt, die Verwandlung des anlautenden F in W (Weuer für Feuer). Im Wortschatz und der Diction ist wieder ein engerer Anschluß an die Zipser Sprache zu bemerken, was wohl aus den nachbarlichen Beziehungen zu erklären ist.

Eine kleine Sprachprobe aus den Gründen mag uns vom Klange ihrer Sprache eine Vorstellung geben.

Aus Dopschau.

J. Bu gêst, Mechel? (Wo gehst Du hin?)

M. Ber kraischt ov mich? (Wer ruft mir?) Bos bilst, nochpar? (Was willst Du Nachbar?)

J. Nischt. Ich froug nour. Bos host en tonister?

M. Brout, Speck ond Fleesch.

J. Ess dei motter derheem?

M. Jou.

J. Ond der Vooter?

M. Ess en hoomer (in den Hammer, das Eisenhammerwerk) gongan.

J. Bos macht er dou?

M. Oaberten (arbeiten).

[1] Der Fluß Hernád heißt deutsch Kunnert und wird auch von den Zipsern immer so benannt. Er hieß ehedem Conrada, aber schon 1299 „Conrada germanice Chunnerth".

Digitized by Google

5. Die Zipser im engern Sinn. Bemerkung über mundartliche Dichtung. Ein mundartlicher Dichter in der Zips.

Wie die Siebenbürger Sachsen haben die Zipser Sachsen ihre Privilegien, hatten ehedem ebenso ihren Grafen und ihr Landrecht (die Zipser willekur) das (1370) in deutscher Sprache abgefaßt ist. Das letztere beginnt so:

„Von êrsten an hab wir die genâde unde daz recht von allen kunigen von Hungern von anbeginne, daz uns Zipser keinman oder nîmant umb keinerlêi sach zu hove hât zu laden, sondern er soll sîn recht sûchen vor dem lantgrôven unte vor den richtern unde vor den eldesten dî zû dem rechten gesworn haben: einem îclichen manne ein rechtes recht zu tûn ân fêlde nâch unserm lantrecht als wir haben von alters als der Zips gestift ist unde als uns di kunige von alders unde bizher begenôt (begenadet) haben". Dieses Landrecht ist in dieser Fassung aus dem 14. Jahrhundert, etwa hundert Jahre jünger als das (ebenfalls deutsche) Schemnitzer Stadt- und Bergrecht.

Erhebend ist die Anerkennung, die 1312 König Karl Robert den Zipsern in einer Bestätigungsurkunde ihrer Freiheiten werden läßt: „dârumbe daz wir haben erkant ir trûwe (ihre Treue), die sie uns erwîset haben, beidez dêmûteclîchen unde begirlîchen in strîten (streitbegierig!). Da sie menlîch strîten unde schoneten nicht ir güeter noch eigener persôn, sonder sich vor unser kuneglîcher majestât dârgeben haben in fertikeit unde blûtvorgîzen biz in den tôd!"

Das sind doch Documente, auf die die Zipser stolz sein sollten und die einen schönen Hintergrund bilden zu ihrer Geschichte. Ueber ihre älteste Ansiedlung sind gleichfalls keine Nachrichten vorhanden. König Bela IV. gab den größeren Städten der Zips, so wie auch Kaschau und Schemnitz u. a. Freiheiten, wobei wiederholt auf ältere Rechte derselben hingewiesen wird, ja selbst Hindeutungen späterer Könige auf Briefe des Königs Geysa I. für unsere Colonisten fehlen nicht.

Es wird jemanden nicht so leicht sonst wo deutsche Civilisation so überraschen, als wenn man durch slavische Landstriche hindurch auf einmal in die Zips kommt, in die Städtchen des Oberlandes: Felk, Georgenberg, Deutschendorf ꝛc., endlich nach Käsmark, Leutschau. Verschieden von dem derberen Gründner und dem halbwilden Krickerhäuer, finden wir hier schon einen ganz urbanen Bürger, feiner in den Sitten als selbst etwa ein Städter der bairisch-österreichischen Gegenden. Die vielen gothischen Kirchen (worunter die in Leutschau eine so hervorragende Stelle einnimmt), der Spitzbogen und das Maßwerk von Stein auch in Privathäusern, der „Ring" in jeder Stadt mit den Laubengängen rundherum, alles das giebt den Zipser Städten einen eigenthümlichen Charakter. Eine gewisse flandrische Urbanität und Freundlichkeit, die sich im Benehmen des gemeinen Mannes ausspricht, klingt uns auch aus der Zipser Mundart entgegen, die jeder gerne hört. Ueber die Mundarten des Oberlandes, Niederlandes, über die „Garstvogelsprache", über die ganz eigene Sprache von Hopgaard habe ich an anderen Orten gesprochen.

Digitized by Google

Wir wollen hier nur eine Erscheinung hervorheben, die uns Gelegenheit giebt, auch die Mundart kennen zu lernen. Die Zips hat nämlich auch einen mundartlichen Dichter, dessen Poesieen zum Theile gewiß den besseren mundartlichen Dichtungen an die Seite gestellt werden können; man wird sich überzeugen, daß dieses Lob nicht übertrieben ist.

Der Zipser liebt Dichtungen in seiner Mundart. Das bekannte Zipser Lied [1] und ähnliche Versuche findet man überall. Seit etwa zehn Jahren nun verbreiten sich handschriftlich einzelne mundartliche Dichtungen von Lendners Eernst (Ernst Lindner), die mit erstaunlichem Eifer überall (selbst in Kaschau, Eperies u. s. f.) abgeschrieben und vorgetragen werden. Lendners Eernst [2], ein geborner Käsmarker, ist eine in der Zips entschieden populäre Person.

Vergangenes Jahr nun erschienen von ihm eine Reihe von fliegenden Blättern, die zuletzt in Wien in einem Bändchen [3] erschienen sind, die uns nun gestatten, den bisher außer der Zips völlig unbekannten mundartlichen Dichter näher zu betrachten.

Excurs über mundartliche Dichtung überhaupt.

Eine Bemerkung über mundartliche Dichtung überhaupt ist vielleicht gestattet vorauszuschicken. Man nennt — wenn auch nicht in der Litteratur, so doch in der

[1] E jeeder léubt (lobt) sain vooterland
drom léub ichs mer halt éuch
und ess es aich noch nech bekont
so kend ers an der spréuch etc. Meine Darstellung. S. 28.

[2] 1854 kam, „en der Leutsch“ (in Leutschau) „ein zepsersches Gedicht: der karfunkelturm von Lendners Eernst“ als fliegendes Blatt im Druck heraus und fand reißenden Absatz. Andere circulirten handschriftlich in der Zips; ich erinnere mich namentlich an eines: „der méun en der Popper“ (der Mond im Popradflusse) das ich in mehreren Orten antraf.

[3] Fliegende Blätter in Zipser Mundart von Ernst Lindner. Wien 1864. Tendler u. Comp. 100 Seiten. Einzelne mit höchst ansprechenden Ueberschriften z B. „frischblihndijer und schéinrichendijer zepserscher Liederpuschen, en verflizten Jong (Jünglingen) und verscheemten Jonkfern vor die Brost gestochen von Lendners Eernst von Kéisenmark!“ oder „en éignen Geertchen oopgefleckt, vil tausendméul ons Herz gedreckt, dann en di liebe Zeps gescheckt“ oder „Liederpuschen, wooser (d. i. welcher) durch alle dirren stéit (Städte) tschweschen Gebierich und der kundert en selten schéin Geroch verbréitt dass alst derqueckt ess und verwundert. En éignen Geertchen oopgefleckt, en Jongern med en Grisschen, en Jonkfern med en Kisschen von Wien aus en di Zeps gescheckt“ ꝛc. — Auch die Siebenbürger Sachsen haben ihren mundartlichen Dichter, Victor Käftner (seine Gedichte erschienen in Hermanstadt 1862). Der Unterschied zwischen Käftner und Lindner ist mit von der Situation bedingt, aus der sie herausgewachsen sind. Indem Käftner emporgetragen ist von dem nationalen Selbstgefühl des Siebenbürger Sachsen, auch von der Liebe seines Volkes sich gehoben fühlen konnte und daher einen höchst wirksamen Ernst und rhetorisches Pathos entwickelt, muß Lindner sich beschränken auf die Wirkung, die die Dichtung an und für sich auszuüben vermag, Er huldigt selbst der Richtung seiner Stammgenossen, die insgesammt Magyaren scheinen wollen, indem er ihnen Petöfy'sche Dichtungen übersetzt, in denen selbst der Schnörkel des magyarischen Rhythmus ganz gut nachgebildet ist.

Digitized by Google

Conversation — mundartliche Dichtung gar so gerne „Volksdichtung" und mundartliche Dichter „Volksdichter". Dagegen ist nun gleich im vorhinein zu erinnern, daß das Volkslied in der Regel aus der Mundart hinaus und die Schriftsprache anstrebt; daß der gemeine Mann in der Regel gegen mundartliche Dichtung einen gewissen Widerwillen an den Tag legt. Zu dichterischem Ausdruck der Empfindung scheint ihm doch nur der Sonntagsrock der Schriftsprache geeignet, und wie er in Hemdärmeln nicht zur Hochzeit einladen geht, wird er es auch mindestens seltsam finden, wenn man absichtlich in der Mundart beharrt, auch in der Dichtung. Nur in den Vierzeilen der Aelpler lebt die naive Mundart ihr ungetrübtes Leben, als ob es keine Schriftsprache gäbe, und das Plattdeutsch hat hin und wieder eine Schriftsprache ausgebildet.

Mundartliche Dichtung, die den Namen wahrer Dichtung verdient, ist nur auf den Höhen der Cultur aufgeblüht. Voß hat unmittelbar von Homer gelernt, die Idylle aller Unnatur zu entkleiden und im Volksmäßigen, wie es ist, dichterische Anschauungen zu gewinnen. Seinen plattdeutschen Idyllen schließen sich unmittelbar Hebels Dichtungen an (wie schon Gervinus bemerkte). Diese schlicht und einfach scheinenden Dichtungen sind Erzeugnisse eines auf der Höhe unserer Cultur geläuterten Geistes, der, vom Heimatgefühl ergriffen, zu der Sprache und den Eindrücken seiner Jugend zurückkehrt.

Nicht gerne höre ich neben Hebel den in seiner Mundart sich gefallenden Klempnermeister Grübel [1] genannt, dessen Manier doch über den localen Schwank, in dem die Mundart weiter nichts als eine possirliche, wenn nicht possenhafte Wirkung bezweckt, nicht hinausreicht. So dürfen wir Castelli noch weniger neben Hebel nennen. Wohl aber Holtei, der in seinem, wohl auch zum Theile schwankhaften Erzählerton doch höhere Wirkungen erreicht, die aber eben auf der Grundlage einer höheren Bildung entspringen.

Nach diesem möchte ich nun (ohne auf die bedeutenderen Mundartdichter Seidl, Stelzhammer, Kobell, Groot ꝛc. weiter einzugehen) Lindner in einzelnen seiner mundartlichen Dichtungen neben Hebel, in anderen neben Holtei eine bescheidene Stelle immerhin einräumen, wenn er auch durch eine gewisse schwungvolle Rhetorik sich wieder namentlich von ersterem unterscheidet. Wir haben in Lindners mundartlichen Dichtungen aus der Zips ein Zeugniß höherer deutscher Bildung vor uns, das uns für die Zips als bezeichnend und als von dort kommend doppelt erfreulich erscheinen muß, und in diesem Sinne sei hier ein Gedicht von ihm mitgetheilt.

[1] Goethe hat durch seine Besprechung der Grübel'schen Gedichte, die mit denen Hebels nichts gemein haben, als daß sie auch im Dialekt geschrieben sind, etwas zu viel für ihn gethan. „Daß er mit Bewußtsein ein Nürnberger Philister ist", möchte ich fast bestreiten. Er erscheint mir vielmehr als ein Philister, der sich nicht etwa mit einer gewissen Frische des Gemüths zur Selbstironie erhebt, sondern der mit seinem bischen „Aufklärung" sich über das Niveau des Philisterthums hinausgehoben erscheint, aber nicht darüber hinaus kömmt; womit übrigens seiner wackern Natur alles Lob immerhin gegönnt sei. Nur stelle man ihn nicht als Pendant zu Grübel

Digitized by Google

Loblied auf's Kleine (Léublied ows kléine).

Fort (immer) tuun di Lait nar 's Grusse léuben,
es Kléine dos léubt Niemond, néin!
and doch ess 's (iſt das) Herrlichste ow Eerden
es Herrlichste en Himmel — kléin.

Kléin ess di Perrel, kléin der Deemant,
der allerschenste Eidelstéin,
und kléin best duu, main kloore Perrel,
main heller Deemant, du best kléin!

Kléin sain di heeren Himmelskender,
di lieben Engelchen sain kléin,
And duu, der Engelchen alnschenstes,
main goldich Engelchen, best kléin!

Kléin said ich dich, du kleine Maus hoo,
est éuch di Welt, der Himmel main;
denn maine Welt, main alst, main Himmel,
Best duu jo, goldje Grimmel main!

Seogoor der Gott, der aus dem Himmel
lenkt all main senn and all main Sain,
der allergresste von allen Gettern,
der Gott der Lieb est klein!

Der äigelt en dain lieben Äugen,
Der lächelt ow dain lieben Mund
and schisst déu heern di sissen Tfail mer
tiff en main Herzens tiffsten Grund!

Es iſt ſchwer, Lindner mit Einem Gedichte zu charakteriſiren. Obiges kann nur dazu dienen, uns die Mundart hören zu laſſen und Lindners Formgewandtheit zu zeigen. Einige andere erlaube ich mir nur namhaft zu machen, da die Gedichte nun gedruckt vorliegen: Der méun en der Popper (Der Mond im Popradfluß), ein echt volksmäßiger Schwank S. 5, Früjoors fraaiden (ebenſo), S. 25, Märzenliedchen S. 39, Rain waain (ein friſch-übermüthiges Weinlied) S. 49, Liebesposschens sissigkeit (eine ſehr gelungene Paramythie) S. 70, Der waldtaaibel (ebenſo) S. 98.

Noch manches Gedicht von Lendners Eernst verdiente mitgetheilt zu werden. doch müſſen hier wohl dieſe wenigen für die Zipſer Mundart und für den Zipſer Dichter charakteriſtiſchen Proben genügen. Was letzteren anlangt, will ich nicht verſchweigen, daß manchem ſeiner fliegenden Blätter das nonum prematur in annum zugutegekommen wäre; doch glaube ich und wünſche, daß er noch recht Erfreuliches hervorbringen und dereinſt, mit einer bereicherten und geſichteten Sammlung vor das große Publicum tretend, auch in weiteren Kreiſen nicht unbemerkt bleiben dürfte.

Zum Schluß.

Ich will nicht ſchließen ohne den mit allgemeinen Betrachtungen eingeleiteten Aufſatz auch mit einer allgemeinen Bemerkung zu ſchließen. Zerſtückt, wie abgehauene Glieder eines Körpers, erſcheinen die deutſchen Colonien des ungariſchen Berglandes. Daß ſie Theile Eines Körpers ſind, hatte man bereits vergeſſen; ich ſuchte es in obiger Skizze kurz nachzuweiſen, nicht ohne den Wunſch, daß die Stücke ſich wieder zum Ganzen zuſammenfügen möchten, und durch wiederhergeſtellten Blutumlauf die verkümmernden Theile ſich wieder beleben!

Die ungariſche Frage iſt eine der vielen ungelösten Fragen unſerer Zeit. Sie wird von ungariſchen und öſterreichiſchen Staatsmännern viel erwogen. Die Forderungen der Slovaken, Serben, Walachen werden dabei nicht mehr unbeachtet bleiben können. Dies dürfte aber den Deutſchen geſchehen, daher mag es mir, als einem Deutſchen aus Ungarn, geſtattet ſein, wieder und wieder auf unſere Colonien,

Digitized by Google

einst die Vororte der Cultur für weite Landstrecken, eindringlich hinzuweisen Jedermann kennt unter dem Namen der ungarischen Emigration diejenigen Personen, die, von der Bewegung der Jahre 1848, 1849 fortgerissen, zu den Interessen der österreichischen Monarchie in einen Gegensatz getreten sind, so daß sie bei Wiederherstellung des Friedens auswanderten, um zum Theil nicht mehr zurückzukehren. Weniger bekannt ist eine andere, stille Auswanderung aus Ungarn, die Auswanderung derjenigen Deutschen, die seit Jahrzehnten, einer um den andern, ihr Vaterland verlassen haben, weil für sie in ihrer Heimat kein Bleibens war. Die ich hier im Auge habe, sind Theologen, Philologen, Historiker, Mediciner, Journalisten; auch eines Juristen entsinne ich mich. Die Privilegien des Adels sind dort allmälig auf eine einzelne Nation des Landes übergegangen, und zwar eine Nation, die, selbst der Kopfzahl nach, die Minorität im Lande bildet; die gebildeten Stände nicht magyarischer Nation haben nur eine Wahl: sich zu magyarisiren oder — auszuwandern. Es ist wahr, daß durch die Herrschaft der magyarischen Nation, die auch gegenwärtig fortbesteht, ein großer Theil der Slaven und Walachen, der größte Theil der Deutschen sich weniger bedrückt fühlt, als man denken sollte. Daß die politische Mündigkeit davon abhängig gemacht ist, daß man sich der magyarischen Nationalität anschließt und unterwirft, das ist ja doch nur für diejenigen empfindlich, die das Bedürfniß politischer Mündigkeit fühlen, und deren Anzahl ist nicht so groß. Eine große Zahl derselben aber schließt sich einfach der herrschenden Minorität an — um mit zu herrschen; man wird Magyare und fühlt sich schon allein durch diesen Entschluß geadelt. Darauf schlechterdings nicht einzugehen, werden wir nur diejenigen entschlossen finden, in denen ein nationales Selbstgefühl erwacht ist oder — und dies ist bei einzelnen Deutschen der Fall — deren Beruf sie auf höhere geistige Gebiete hinweist, und die daher mit der ihnen angestammten Cultur ihres Mutterlandes in innigere Beziehung getreten sind. Ihnen ist nicht mehr zuzumuthen, ihre Nationalität umzutauschen wie ein Kleid, und bleibt daher nichts übrig als — auszuwandern. Ja, ihre Rückkehr in die Heimat ist — wie die Verhältnisse bis jetzt sind — vielleicht unwahrscheinlicher als die jener anderen Auswanderung.

In welchem Widerspruche ein solcher Zustand zu der offenbar welthistorischen Sendung des deutschen Elementes steht, liegt auf der Hand. Es entsteht nun aber die Frage, ob es denn möglich und räthlich ist, die Deutschen in Ungarn von der Unterordnung unter eine andere Nation zu befreien, zumal da die Majorität der ungarischen Deutschen sich — wie man behauptet — magyarisiren will?

Dagegen ist nun zu bemerken, daß es schwer zu sagen ist, was ein durch Gewohnheit und Verfassung in Unmündigkeit erhaltenes Volk will; gerecht beantworten läßt sich die Frage nur mit einem Hinweis auf die Siebenbürger Sachsen, die, frei von solchen Fesseln, ihre Nationalität hochhalten und durch Pflege ihrer nationalen Cultur eben zu einem unschätzbaren Culturelemente werden für das ganze Land. Die Zahl der Deutschen in Ungarn ist dreimal — wenn nicht vier-

Digitized by Google

mal so groß als die der Siebenbürger Sachsen. (Häufler zählte in Ungarn 986.000, in Siebenbürgen 250.000 Deutsche.)

Der erste Schritt — wenn die Gleichberechtigung der Nationalitäten auch für die Deutschen in Ungarn eine Wahrheit werden soll — wäre offenbar der, daß man — unbeschadet der magyarischen und slavischen Unterrichtsanstalten — gute deutsche und in deutschem Geiste geleitete Schulen (Volksschulen, mittlere und höhere Schulen) in solcher Anzahl ins Leben rufe, als für eine solche Bevölkerungszahl hinreichend sind. Es würde gewiß nicht fehlen, daß die deutsche Jugend zur Erlernung der Landessprachen immer auch abwechselnd slavische und magyarische Schulen besuchen würde, und ganz bestimmt würden in ähnlicher Absicht Magyaren und Slaven ihre Kinder auch für ein oder zwei Jahre die deutsche Schule besuchen lassen! — Doch das sind Träume, auf deren Verwirklichung zu hoffen, wir durch kein Vorzeichen berechtigt sind. Es wäre ein Vorzeichen einer Aera, in der jene stillen Auswanderungen, die einen so eigenthümlichen Schatten auf unser freiheitliebendes Ungarn werfen, aufhören würden.

Deutsche Romane.

(Das Lesebedürfniß. — „Beaumarchais" von Brachvogel. Leipzig 1865. — „Der Hungerpastor" von Wilhelm Raabe. Berlin 1864.)

Wenn man die Fruchtbarkeit der Gegenwart auf dem Gebiete des Romans, und zwar nicht bloß in Deutschland, sondern auch bei den übrigen Culturvölkern betrachtet, so kann man sich die überreiche Production nur mit der Variante eines bekannten Sprüchworts erklären: Wer gerne liest, dem ist leicht geschrieben. In der That, je weniger in den meisten Fällen über Form und Inhalt dieser Erzeugnisse geistiger Industrie zu sagen ist, um so lebhafter regt das Bedürfniß, welches die letztere fortwährend in Thätigkeit erhält, zum Nachdenken an: das Lesebedürfniß. Oberflächlich betrachtet, müßte man deßhalb unserer Zeit den Vorrang vor der ganzen geschichtlichen Vergangenheit einräumen, Bildung und Gesittung in der Mehrzahl der Menschen unserer Tage, also in Kreisen voraussetzen, wohin früher niemals eine Unterhaltung drang, welche nicht unmittelbar den Sinnen schmeichelte.

Vergleicht man jedoch diese schöne ideale Voraussetzung mit den statistischen Tabellen, nach welchen Armuth und Unwissenheit und die daraus erfolgenden Gebrechen in und Verbrechen an der Gesellschaft mit einer Consequenz in gleichem Verhältnisse bleiben, daß man schon den Satz aufstellte, die Zahl der Unglücksfälle und Missethaten in beziehungsweise stets gleicher Höhe wäre eine Nothwendigkeit, die sich nach einem verborgenen Gesetz erfüllt; so wird man sich das kolossale Lebensbedürfniß anders denn aus den Segnungen zunehmender Cultur erklären müssen. Ja, wenn man den Beruf hat, nachzusehen, womit es sich

Digitized by Google

befriedigt, so wäre man versucht, es für eine der trübsten Schattenseiten derselben Cultur auszugeben.

Es befriedigt sich außer mit Zeitungen zunächst mit Romanen, insoferne die letzteren nicht schon in jenen enthalten sind. Nun ist es nicht damit abgethan, wenn man von diesen Romanen bloß behauptet, daß sie aus ästhetischem Gesichtspunkte einen schauderhaften Eindruck machen. Das haben sie mit schlechten Romanen aller Zeiten gemein. Die besondere Signatur des heutigen Lebens erhalten sie von der Charakterlosigkeit ihres Genre's. Eben so geschmacklos, ungebildet und in jeder Beziehung verwerflich, wie es einst die Ritter-, Räuber-, Geisterromane waren, haben sie nicht einmal den Vortheil, von klar zu bezeichnender Richtung zu sein und das Verlangen des gemeinen Lesers nach Emotionen und Erschütterungen, wenn auch wohlfeiler Art und wenn auch durch im voraus bekannte Mittel zu stillen. Die schlechte Lectüre unserer Väter bekommt doch immer etwas Ehrwürdiges von dem Bewußtsein, daß sie Tausenden in Wahrheit das Leben erheiterte. Sie war gleichsam darauf berechnet, von Leuten gelesen zu werden, die nicht lesen können; sie machte erst das Lesen zum Bedürfniß, während es heutzutage das Bedürfniß des Lesens ist, welches die Romane macht.

Denn in der That, etwas anderem als dem bloßen Lesen im rein mechanischen Sinne scheinen unsere schlechten Romane nicht dienen zu wollen. Sensationsromane, wie sie England dem gemeinen Mann in Handschuhen bietet — und es ist unglaublich, welche Lächerlichkeiten er ernsthaft in Empfang nimmt — sind in Deutschland längst dagewesen in Criminalgeschichten aller Art, von den neuesten und trotzdem bereits wieder veralteten Bestrebungen Temme's in dieser Beziehung nicht zu sprechen. Betrachtet man also die verwaschenen Bilder aus dem bürgerlichen Leben in unseren schlechten Romanen, Bilder, die in ihrer empirischen und psychologischen Unwahrheit selbst keinen ungebildeten oder mittelmäßig gebildeten Menschen interessiren, erschüttern oder belästigen können, so muß man auf den Gedanken kommen, das viele Lesen ohne Genuß und Zweck ist unserer Zeit ein nur ihr nothwendig gewordenes Mittel zu einer bequemen Geistesabwesenheit gegenüber den häufiger als jemals in einer früheren Zeit sich aufdrängenden Zumuthungen, ernsthaft und gründlich zu denken.

Wäre das Lesen im guten Sinne, wenn auch nur zum Zwecke der Unterhaltung, das Lesen mit Ernst und Hingebung eine Leidenschaft unserer Zeit, die Welt hätte eine andere Physiognomie, und vor allem würde gerade das rechte Lesen eine geringere Anzahl neuer Bücher bedürfen und hervorrufen, weil es sich mit lebhaftem Antheil, mit größerer Nachfrage der guten älteren Belletristik zuwenden würde. Tausende, welche begierig nach dem „Neuesten" forschen, glauben sich mit der früheren Litteratur genugsam vertraut, wenn ihnen die Bedeutung der Autornamen nicht ganz unbekannt geblieben ist, wobei immer nur von der Unterhaltung, von Romanen die Rede sein soll. Achim v. Arnim, E. T. A. Hoffmann, Walter Scott, Benjamin Constant mit seinem merkwürdigen „Adolfe", Frau v. Staël, Steffens, Tieck, Spindler, Döring, Hauff gehören bereits zu den Ungelesenen, und

Digitized by Google

die „Gebildeten", welche vor der Zumuthung, sich in diese „alten Sachen" wieder oder meistentheils zum ersten Male zu vertiefen, wie ein träger Schüler vor dem Unterricht schaudern, sie ahnen nicht, daß sie damit gerade jene Unterhaltung und in ihrer reizendsten Art verschmähen, die sie so begierig suchen. Allein mit dieser alten Lectüre kann man der Zeit nicht „Rechnung tragen", es ist nothwendig, das „Neueste" zu kennen, und darum kauft man so bereitwillig den Katalog der — Leihbibliothek.

Ein frappantes Beispiel für das Gesagte liefert „Beaumarchais". Wer liest heutzutage noch Beaumarchais, obgleich er wenigstens in Deutschland nicht einmal mehr in seinem eigentlichen Geiste von der Bühne herab kennen zu lernen ist? Die Opernfreunde wissen mehr von ihm als die oberflächlichen Freunde der schönen Litteratur; jene wissen, daß seine dramatischen Erfindungen von Mozart und Rossini in die musikalische Unsterblichkeit versetzt wurden, die modernen Vielleser aber werden Brachvogels neuen Roman „Beaumarchais" lesen. Und doch ist der Roman so sehr des Esprit und des Humors beraubt, so unlebendig, so ganz und gar nicht im Geiste seines Helden geschrieben, daß man mit den Werken des letzteren weniger Zeit verbringen würde, als mit den vier Theilen des Romanes, schon weil sie, mit dem Autor von „Figaro's Hochzeit" verbracht, bei weitem rascher dahinfliegt. Die geladenen Batterien dieses Stoffes so gänzlich unter Wasser zu setzen, daß sie nicht losprotzen können, den elektrischen Strömungen so hartnäckig den Anlaß zum Funkengeben zu entziehen, das ist ein Meisterstück der Mittelmäßigkeit, wie es selbst von Brachvogel ungeachtet der vielen Enttäuschungen, die er schon früher als Novellist dem Lesepublicum bereitete, nicht zu erwarten war, weil der Roman dieselbe Epoche behandelt, welche der Verfasser in seinem „Narciß" dramatisch wirksam zu machen wußte. Was würden die Franzosen zu diesem Roman sagen, der sie das Unerhörteste lehren würde: — Beaumarchais langweilig zu finden! Möchte Brachvogel doch endlich einen neuen dramatischen Erfolg erreichen, damit ihn dieser veranlassen könnte, seine schriftstellerische Thätigkeit fortan ausschließlich der Bühne zu widmen.

Gierig hascht der ausgehungerte Diener des Don Ranudo de Colibrados nach den genießbaren Brosamen, die zufällig auf den Rockklappen seines Herrn liegen blieben. Mit ähnlicher Hast und Gier muß die Kritik im Dienste der schönen Litteratur die Finger spitzen, wenn sie die Spur von etwas Genießbarem bei der bettelstolzen Armuth wahrnimmt, unter der sie selbst zu leiden hat. „Der Hungerpastor" von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus) ist ein deutsches Buch, wenn nicht im besten, doch im innigsten Sinne des Wortes, und hat man die drei Bände dieses Romanes gelesen, so macht die Bemerkung auf dem Titelblatt: „Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten" fast einen komischen Eindruck. Wer sollte im Stande sein, dieses Buch in eine fremde Sprache zu übersetzen, wenn damit gemeint ist, es dem Verständniß eines Fremden zu vermitteln? Dazu reicht die Sprache nicht aus; sie redet von Dingen und Begriffen, das innerste Persönliche aber drückt sie nicht aus, und wie dieses im Individuo

Digitized by Google

verschlossen bleibt, so bleibt die innerste Persönlichkeit einer Nation auch nur ihr selbst verständlich.

Im zweiten Bande wird erzählt, wie der Held des Buches zum ersten Male Mozarts „Don Juan" zu hören bekommt. „Wenn der Mensch mit Mühe und Noth in dunklen engen Stuben, hinter wackelnden Tischen, in Kälte und Hunger, großem Hunger aufgewachsen ist, und es endlich, endlich zum Candidaten der Theologie gebracht hat; wenn der Mensch dazu noch gar so viel im Innern und so wenig nach außen hin erlebt hat, dann ist es ein merkwürdig Ding, wenn er, zum ersten Male in das Schauspielhaus tretend, sich diesem Bruchstück menschlicher Ewigkeit gegenüber findet".

Mit diesen wenigen Worten ist eigentlich der Inhalt der drei Bände erzählt. Denn ob auch den Eindrücken der Kunst auf den Helden die der Gefühle folgen, die als Liebe, Freundschaft, Haß, Erschütterung durch sociale Verhältnisse und ihre Zerrüttungen eben so gut „Bruchstücke menschlicher Ewigkeit" sind; immer ist es doch dasselbe Geschöpf einer dürftigen und äußerst beschränkten Kleinwelt, immer ist es der in und von Hunger und Kälte erzogene Candidat der Theologie, auf welchen jene Eindrücke wirken und dadurch im Leser die poetische Vorstellung wecken, daß all' der reiche Kram, die buntgestaltete Fülle einer lärmenden Außenwelt, die sich für so unendlich wichtig hält, in nichts zerschellt an dem gesunden Sinn, an dem stillbewegten Innenleben eines einfachen, armen Menschen.

Ueberall giebt es arme Jünglinge, die sich unter den härtesten Entbehrungen eine Stellung erkämpfen müssen, und Franzosen und Engländer haben sich eine so ergiebige Veranlassung, Abenteuer und seltsame Schicksale zu erfinden und zu einem Roman zusammenzustellen, ebenfalls nicht entgehen lassen. Nur legten sie dabei das Hauptgewicht auf die interessanten Combinationen der Verhältnisse, durch welche der Held sich seiner ursprünglichen Lage entreißt. Diese kann demgemäß nicht abschreckend genug dargestellt werden, damit nur die Nothwendigkeit, ihr zu entkommen, und die Spannung auf die Mittel, die dazu dienen sollen, recht lebhaft gefühlt werde. Was die Behandlung des Gegenstandes zu einer ausschließlich deutschen macht, ist, daß sie den Schwerpunkt des Interesses nach der entgegengesetzten Seite verlegt: nicht das Glück des Helden und wie er es erringt, sondern sein Unglück und wie er es erträgt, macht den Reiz des Buches aus.

Solche Darstellungen sind in Deutschland nicht neu, wenn auch unter den Schriftstellern, die sich darin gefielen, nur die Meister bewirkten, daß andere daran Gefallen fanden. Man weiß, was Jean Paul gerade in dieser Specialität leistete. Die traumhaften Wonnen des Kinderherzens auszudrücken, das Unsagbare, was nur dem Kinde und keinem Lebensalter weiter die Buden auf dem Markte und die wiedergrünte Wiese sind, klar zu bezeichnen; die Gratisfreuden zu schildern, welche das von Hunger und Noth feindlich umstellte Leben eines jungen Menschen dennoch in der Welt zu finden glaubt, weil er nicht weiß, daß sie nur aus seinem eigenen Gemüthe emporblühen; die von Tausenden zertretene Poesie der Alltäglichkeit aus dem Staube aufzulesen, das versteht auch Wilhelm Raabe. Er malt

Digitized by Google

Stillleben und weiß uns z. B. sonderbar angenehm zu machen, mit ihm zuzusehen, wie der wandernde Handwerksbursche, im Sonnenschein auf dem Steinhaufen der Landstraße sitzend, seinen Stiefel auszieht und sich durch das Loch desselben gelassen und vergnüglich die Welt betrachtet.

Wilhelm Raabe hat keineswegs die Gedankenfülle Jean Pauls. Modernen Lesern dürfte er jedoch diesen Mangel hinlänglich durch etwas anderes ersetzen, was ihm im Vergleich mit Jean Paul ebenfalls mangelt, durch den negativen Vorzug, nicht im Stile des Pudels zu schreiben, der spazieren läuft, nicht die weitesten Excursionen vor- und rückwärts und rechts und links zu machen, ohne doch auf dem Wege der Erzählung wesentlich weiter zu kommen. Wilhelm Raabe hat auch nicht die Tiefe, ja nicht einmal die eigentliche Art des Jean Paul'schen Humors. Nicht minder aber dürfte er moderne Leser dafür reichlich entschädigen, indem sich sein Humor mehr dem englischen und namentlich dem von Boz nähert. Bei solchen Vorzügen im Sinne der modernen Lesewelt ist es nur zu beklagen, daß dem Roman „Der Hungerpastor" doch ein wesentliches Erforderniß abgeht, um heute allgemein zu gefallen: das Moment der Spannung. Man hat mehr als die Hälfte des Buches gelesen und noch immer könnte der Held jeden Augenblick vom Schauplatz abtreten, ohne daß eine Verwicklung ungelöst bliebe, irgend eine Beziehung zwischen den handelnden Personen gewaltsam abgebrochen wäre. Zu dieser Mißachtung des Interessanten in der Kunst ist unter Umständen das dramatische und auch das epische Gedicht im eigentlichen Sinne, aber am wenigsten der Roman berechtigt, während sich durch diesen Fehler gerade der deutsche Roman in der Mehrzahl so unliebenswürdig macht. Vornehme Naturen unter den Schriftstellern fragen nicht viel nach dieser weltlichen Mitgift ihrer Muse, nach dem Unterhaltenden in der gewöhnlichen Bedeutung. Allein man kommt ohne diese Beisteuer nicht aus, wenn man nicht bloß in dem kleinen Kreise der Kunstkenner, sondern, wie man mit einem Roman beansprucht, mitten in der großen Lesewelt leben will.

Hieronymus Lorm.

Heinrich Hermann.

Der am 29. Jänner d. J. nach kaum fünftägigem Krankenlager zu Klagenfurt erfolgte Tod des Gurker Domherrn Heinrich Hermann hat auch über die Grenzen seines engeren Vaterlandes, dem der Verstorbene mit rührender Treue ergeben war, lebhafte Theilnahme erregt; denn Viele, auch aus weiter Ferne, waren mit dem stets gleich freundlichen Manne in nähere Berührung gekommen und hatten sich seines stets anziehenden und belehrenden Umganges erfreut. Wer immer aber mit den Schicksalen und Verhältnissen des kleinen, aber zauberisch schönen und mannigfaltigen Alpenländchens Kärnten aus Vergangenheit und Gegenwart sich bekannt machen wollte, der mußte in kurzem auf

Digitized by Google

Hermann als den verläßlichsten Führer stoßen und durfte gewiß sein, von ihm alle nur möglichen Aufschlüsse in liebenswürdigster Weise zu erhalten.

Heinrich Hermann kam am 1. November 1793 zu Klagenfurt, ein Sohn des dortigen ständischen Zeichnenmeisters, zur Welt. Aus seiner Jugend ist nichts Besonderes zu berichten, als daß ihn die Schicksale seiner Heimat, die wiederholt der Schauplatz blutiger Kämpfe und endlich (1809) zur Hälfte die Beute der Franzosen wurde, recht eigentlich zum Geschichtsstudium hintrieben. Hier spähte er den Wegen der Vorsehung nach, an die ihn seine frommen Eltern früh glauben gelernt hatten, und das erste Resultat dieser Combination war, daß er sich mit wahrem Berufe dem geistlichen Stande widmete. Wie segensreich er in demselben, und zwar theils in der Seelsorge, theils in verschiedenen höheren geistlichen Aemtern (als Consistorialkanzler, Domherr und Pastoralprofessor) gewirkt hat, kann nur der ermessen, welcher wußte, in welch' hohem Grade Hermann gleichzeitig mit der reinsten, jedem Zelotismus abholden Frömmigkeit die feinste Weltsitte und eine tiefe und vielseitige wissenschaftliche Bildung verband. Damit war ihm der Eingang bei den verschiedensten Persönlichkeiten von vornherein gesichert. Namentlich der geistvolle Cardinal-Fürstbischof von Gurk, Graf Niklas v. Salm, dem in den „Lebensbildern aus der Vergangenheit" („Carinthia" und „Abendstunden" des österreichischen Vereines zur Verbreitung von Volksschriften) so schöne Denkmäler gesetzt sind, und der um Kärnten hochverdiente Freiherr Albin v. Herbert, so wie dessen Gattin Marie, geb. Edle v. Gröller, erkannten den seltenen Werth der Persönlichkeit Hermanns. Jener bewies sein Vertrauen durch verschiedene wichtige Aufträge, diese zogen ihn freundlich in ihren engsten Familienkreis, dem Hermann auch noch unter dem Sohne, dem Freiherrn Paul v. Herbert, bis in die letzten Tage zugezählt wurde. So waren ihm, dessen Hirtentreue und Menschenfreundlichkeit ihn zu jeder Zeit in die Hütten der Armen führte, auch die Häuser der Großen erschlossen und damit viele unschätzbare Gelegenheiten gegeben, seine Welt- und Menschenkenntniß zu mehren und sein Urtheil zu schärfen. Mit wahrer Begeisterung warf er sich auf die Geschichte seines Vaterlandes, dessen neueste Schicksale er mitgetragen, dessen Volk er in Leiden und Freuden belauschte, dessen Führer und Lenker ihm so nahe standen. Welche Quellen waren unserem Hermann eröffnet! An dem reichen Urkundenschatz des Landes durfte er sich weiden, die leider so Vielen immer verschlossen bleibenden Geheimnisse der Pfarrarchive lagen offen vor seinem verstehenden Blicke, der Charakter seiner Landsleute in allen Stufen der Gesellschaft war ihm leicht zu entziffern, dazu kam eine genaue Kenntniß der physischen Lebensverhältnisse Kärntens, erworben durch eigene Anschauung und durch vertrauten Umgang mit den einheimischen Größen des Adels und der Industrie.

Dr. v. Wurzbach datirt (Biographisches Lexikon 8. Bd., S. 384 und 385) Hermanns historische Arbeiten vom Jahre 1820; sie währten also, da er bis kurz vor seinem Ableben nicht rastete, weit über vierzig Jahre. Wer nun Hermanns vielseitige Lebensaufgaben erwägt, muß ihm zugestehen, daß er auch als Historiker in jenen vierzig Jahren ungewöhnlich viel und — Gutes geleistet hat. Wir begegnen ihm als Verfasser reichhaltiger geschichtlicher Monographieen in Mayers „Kärntnerischer Zeitschrift", in der „Carinthia", in Pletz' „Theologischer Zeitschrift", in Hormayr-Riedlers „Archiv", in den „Abendstunden", in Springer und Waldheims „Kirchlichen Baudenkmälern"; außerdem als Verfasser recensirender Anzeigen in der „Linzer theologischen Quartalschrift", im „Salzburger Kirchenblatt" und in der „Katholischen (jetzt „allgemeinen") Litteraturzeitung". Zu Wagners „Album von Kärnten" (100 Lithographien, bei Leo in Klagenfurt) lieferte er den überaus datenreichen, historisch-topographischen Text. Vor allem muß aber sein Hauptwerk: „Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten in Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern" (Klagenfurt 1843 bis 1860, bei Leo, drei Bände) genannt werden. Dasselbe sollte sich an des Freiherrn v. Ankershofen:

Digitized by Google

„Geschichte des Herzogthums Kärnten vor und unter der Römerherrschaft und im Mittelalter" anschließen. Allein nicht nur, daß Ankershofens Tod eine kaum durch Regesten ausgefüllte Lücke von zwei Jahrhunderten zurückließ, so hätten auch beide Werke dem Tone nach so wenig zu einander gepaßt als deren Verfasser, so hochachtbar auch jeder in seiner Art gewesen. Bei Ankershofen wiegte der gelehrte, unerbittlich strenge Urkundenforscher, bei Hermann die drängende Rücksicht auf den Geschichtsbedarf der Mitwelt vor. Daher bei jenem oft zaudernde Bedenklichkeit, während diesen die Lust, unmittelbar einschlagend zu wirken, zuweilen fortriß. Das gab denn manchmal zu gegenseitigen Vorwürfen Anlaß, ohne daß bei der Verschiedenheit des Naturells eine dauernde Uebereinstimmung hätte erzielt werden können. Jeder ging seine eigenen Wege, und jedes der beiden Werke muß auch ferner für sich betrachtet werden. Hermann kommt dabei durchaus nicht zu kurz. Denn sind die zwei ersten (bis 1518 und 1780 reichenden) und gleich dem dritten in je zwei Abtheilungen für politische und für Culturgeschichte untergetheilten Bände reich nicht bloß an jenen biographischen und Culturskizzen, welche derartigen Werken erst Farbe und Leben geben, sondern auch an manchen Resultaten mühsamer urkundlicher Forschungen, so kommt dem dritten überdies der ganze Vortheil der Autopsie zu statten. Trotz der manchmal etwas schwerfälligen Ausdrucksweise, an welcher zu feilen sich Hermann niemals Zeit nahm und die mit den Jahren nicht gefälliger wurde, kann doch gerade diese letztere größere Arbeit nicht verfehlen, überall den lebendigsten Eindruck hervorzubringen. Vollends aber das Schlußheft: „Culturgeschichte von 1790 bis 1857" durch Herrn v. Wurzbach von seinem Biographenstandpunkte aus als „wahre Fundgrube litterar-historischer und biographischer Mittheilungen" bezeichnet, enthält das anschaulichste Bild von Kärntens neuester Geschichte nach Land und Leuten, vermehrt durch höchst schätzbare und verläßliche statistische Daten.

Dieses Werk, das Hermann mit rührender Einfachheit im ersten Bande „dem Vaterlande" gewidmet hat, vollendet, und zwar in der Heimat vollendet zu haben, war ihm eine große Befriedigung. Als 1857 in Folge der zwischen Gurk, Lavant und Seckau mit kais. und Apost. Bewilligung vollzogenen neuen Diöcesaneintheilung das Lavanter Bisthum, in dessen Domcapitel der durch und durch deutsche Hermann über Slomsceks, des angeblichen Panslavisten, Berufung eingetreten war, aus dem Lande ganz nach Steiermark hinüberzog, da zitterte Hermann dem Momente des Scheidens aus dem geliebten Kärnten entgegen. Allein der gegenwärtige Gurker Fürstbischof, der Hermanns Bedeutung mit Liebe erkannte, wußte ihn auch dem Lande zu erhalten und zog ihn in sein Domcapitel nach Klagenfurt. Schreiber dieses verwahrt hierüber aus jener Zeit mehrere briefliche Aeußerungen des Geschilderten, welche dessen jubelnde Freude, in Kärnten bleiben zu dürfen, ausdrücken. Diese feurige Hingabe unseres Freundes an seine engere Heimat darf aber betont werden, ohne ihn gegen den Verdacht engherziger Provinzialanschauung verwahren zu müssen. Jedes Heft seines Werkes zeigt vielmehr von seiner großherzigen österreichischen Gesinnung.

Welche Opfer Hermann noch anderweitig, nicht bloß mit Zeit und Arbeit, ohne je dafür Lohn zu nehmen, dem Vaterland im Großen und Ganzen wie dem einzelnen darbenden Mitbürger gebracht, das zu erzählen, wäre gegen seinen Sinn; die ihm näher standen, wissen davon. Aber nur als Beweis mehr, wie lebhaft er bis zuletzt bemüht war, zu nützen, möge erwähnt werden, daß die 1861 bei Tendler u. Comp. in Wien erschienenen „Ausgangspunkte für die Finanzfrage in Oesterreich, von einem Veteranen", ihn zum Verfasser hatten. Obwohl in der Broschürenflut der jüngsten Tage fast spurlos verklungen und begreiflicher Weise überhaupt ohne das Ei des Columbus, das wir in dieser Frage brauchten, zu bringen, zeigt sie doch neuerdings von des Verfassers eben so vielseitiger Bildung als von seinem durch keine Standesrücksichten beengten feurigen Patriotismus. Und eben darin, in dieser Bürgertugend, so groß auch seine sonstigen guten

Digitized by Google

Eigenschaften waren, überragte Hermann die meisten seiner Zeitgenossen, war er glänzendes Vorbild für Alle. Als er daher am Schlusse des Jahres 1864 aus Anlaß seines Priesterjubiläums von Sr. k. k. Apost. Majestät mit dem Ritterkreuze des Franz Joseph-Ordens ausgezeichnet wurde, da fühlte nicht nur das ganze Land, daß die rechte Brust das Ehrenzeichen erhielt, sondern es bildete auch den äußern würdigen Abschluß eines Lebens für das Vaterland. Hermann war ungemein erfreut. Noch am 14. Jänner schrieb er darüber dem Verfasser dieses: „Was ich in und für die Kirche that, gehört in ein anderes Capitel, d. i. in das, welches ich im Buche des Lebens enthalten wünsche; pro patria habe ich, so weit es meine Kräfte und Mittel gestatteten, aus voller Seele gewirkt, obwohl ich mich keines solchen Lohnes werth halte; genug, wenn meine Ansichten seinerzeit gelten". Wenige Tage später, die er, wie gewöhnlich, in eifriger Arbeit zubrachte, am 24. Jänner, befiel ihn heftiges Erbrechen, dem allmälige Lähmung der Gedärme und am 29. der Tod folgte. Hermann hatte seit Jahren an gichtischen Magenzufällen gelitten, die wahrscheinlich auch sein Ende herbeiführten. Dr. v. H.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die wenigen neuen Erscheinungen, die uns heute als das Ergebniß der jüngst vergangenen Wochen vorliegen, bezeugen einen so niedrigen Stand der litterarischen Production, wie wir ihn sonst nur von der Zeit der Hundstage, nicht von der der langen Winterabende gewohnt sind.

Die Tochter Schillers, Frau Emilie v. Gleichen-Rußwurm, veranstaltete einen authentischen Abdruck einer interessanten in ihrem Besitz befindlichen Reliquie, der von Schiller während der Jahre 1795 bis 1805 zu seinen täglichen Notizen benützten Kalender. In bunter, durch fortwährenden Gebrauch gegebener Reihenfolge finden wir kurze Aufzeichnungen über den Fortgang seiner Arbeiten, Lectüre, die Ereignisse in dem Umgang mit Freunden, die Darstellungen der weimar'schen Bühne, neben häuslichen und wirthschaftlichen Notizen, die, am häufigsten wiederkehrend, eine große Ordnungsliebe und Pünktlichkeit bekunden. — Hermann Grimm, der Biograph Michel Angelo's, veröffentlicht die erste Lieferung eines in monatlichen Zwischenräumen erscheinenden Kunstblattes: „Ueber Künstler und Kunstwerke". Das Unternehmen, welches fast ausschließlich nur Arbeiten des Herausgebers bringen wird, soll nicht zu Besprechungen und Kritiken neuer Kunstschöpfungen und Leistungen lebender Künstler dienen, sondern hauptsächlich Material zur Geschichte der neueren Kunst durch historische Untersuchungen und Aufsätze liefern. — Gleichzeitig wird das baldige Erscheinen von „Neuen Essays über Kunst und Litteratur" angekündigt. Von J. E. Wessely erschien im Verlag von W. Braumüller eine dem ersten bedeutenden Meister der Schabkunst gewidmete Monographie unter dem Titel: „Wallerant Vaillant, Verzeichniß seiner Kupferstiche und Schabkunstblätter".

Johannes Scherr ließ eine abermalige Sammlung von litterarischen, geschichtlichen und politischen Studien erscheinen. Aus dem Inhaltsverzeichniß heben wir hervor: Das Theater im Mittelalter; Ninon de Lenclos; Beaumarchais; Das rothe Buch; Weimar und Paris; Fichte; Der Decemberschrecken.

Von den wissenschaftlichen Publicationen der Novara-Expedition erschien ein Band der zoologischen Abtheilung: „Lepidoptera, von Dr. C. und Rud. Felder", gleich seinen Vorgängern sich durch vortreffliche Ausstattung auszeichnend.

Seitdem es bekannt geworden, daß der Kaiser Napoleon seine „Geschichte Julius Cäsars" zum Druck gegeben habe, wird dem Erscheinen überall mit der größten Erwar-

Digitized by Google

tung und Spannung entgegengesehen. Natürlich sind Herausgeber und Verleger bemüht, nicht einzelne Capitel vorher in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, gewiß aber wird man nicht irregehen, wenn man dem interessanten Werke eine große Bedeutung für die weitesten Kreise beilegt und sein Erscheinen als ein Ereigniß von großer Tragweite auch für die Geschichte des Tages ansieht. Daß gleichzeitig mit dem französischen Original eine von Prof. Ritschl in Bonn besorgte Uebersetzung im Verlage von C. Gerolds Sohn erscheinen wird, haben wir schon erwähnt.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Unter den zahlreichen Nachschlagebüchern, welche man in neuer Zeit in Frankreich herausgab, ist das Buch des Abbé Martigny hervorzuheben: „Dictionnaire des antiquités chrétiennes contenant le resumé de ce qui est essentiel de connaitre sur les origines chrétiennes jusqu'au moyen-âge exclusivement". Es handelt sich also hier um Dinge, die auf die ersten Anfänge des Christenthums Bezug haben, und zwar: 1. Sitten und Gebräuche der ersten Christen, Kämpfe, Bestrebungen, Institutionen, Schulen, Bibliotheken u. s. w.; 2. Monumente, Architektur, Ikonographie, Epigraphie, Numismatik; 3. Kleidung und Geräthe, christliche Gewänder, Instrumente, liturgische Utensilien u. s. w. Das Buch bildet einen starken Octavband mit 270 in den Text gedruckten Holzschnitten und stützt sich besonders auf die Forschungen, die Cavaliere Rossi in neuerer Zeit in Rom unternommen hat und womit dieser Gelehrte die Kenntniß des urchristlichen Lebens wesentlich förderte. Abbé Martigny war mit seiner Arbeit schon zu weit vorgeschritten, um das Werk Rossis: „Roma sotterranea cristiana", das kürzlich erschien und wieder viel Neues brachte, benützen zu können. Indeß ist Martigny's Buch immerhin in seiner compakten, lexikalischen Form für den praktischen Gebrauch sehr geeignet.

Vom Grafen Escayrac de Lauture erschien ein hübsches illustrirtes Werk über China: „Mémoires sur la Chine" in fünf Heften. Die erste Abtheilung enthält eine allgemeine Einleitung, die Geschichte des chinesischen Feldzuges, persönliche Erinnerungen und eine Erläuterung der „chinesischen Frage", das zweite Heft: die Regierung in China, das dritte: Sitten und Gewohnheiten der Chinesen, Unterricht, Theater u. s. w., das vierte: Geschichte, das fünfte: Religion. Alle diese Abhandlungen sind mit Holzschnitten nach chinesischen Originalabbildungen ausgestattet und bilden ein ganz ansehnliches Buch.

Die „populäre Wissenschaft" (science popularisée) scheint in Frankreich immer mehr Boden zu gewinnen, und wenn wir unsere Zimmermänner, Hartmänner u. s. w. aufzuweisen haben, so kann der Franzose auf eine ganze Reihe von Jahrbüchern hindeuten, mittelst der ihm jetzt besonders die Naturwissenschaften zugänglich gemacht werden. Von der „Année scientifique", von L. Figuier, erschien soeben der neunte Jahrgang, von dem „Annuaire scientifique publ. par Dehérain" der vierte Jahrgang, ebenso von den „Petites chroniques de la science, par H. Berthoud" und von den „Causeries scientifiques, par H. de Parville", der vierte Jahrgang. Außerdem tauchte ein ganz neues gleichartiges Unternehmen auf: „La science et les savants en 1864, par Meunier". Das „Annuaire du Cosmos", vom Abbé Moigno gestiftet, verfolgt ähnliche Tendenzen und erschien ebenfalls für 1865.

Ein neuer Band, der bei Lévy publicirten „Oeuvres complètes de Henri Heine" enthält: „Drames et phantaisies". Es sind Uebersetzungen des „Almanser"

Digitized by Google

„Radcliffe", der „Heimkehr", des „Neuen Frühlings" und des „Rabbi von Bacharach". Im Ganzen sind in der französischen Ausgabe Heine's jetzt acht Bände erschienen.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 1. Februar 1865.

Die Classe erhält zugesandt von Herrn Mathias Koch das Manuscript des dritten Bandes seiner mit Unterstützung der Akademie erscheinenden „Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinand's III."

Herr Prof. v. Miklosich legt vor eine Abhandlung für die Denkschriften: „Ueber die verba impersonalia im Slavischen."

In der Abhandlung wird vor Allem nachzuweisen versucht, daß die Eigenthümlichkeit jener Sätze, deren Verba ein alter Gebrauch unpersönlich nennt, in der Subjectlosigkeit derselben gegründet ist; wenn dessenungeachtet in der Ueberschrift der alte Name beibehalten wurde, so liegt der Grund davon in dem Wunsche des Verfassers, über den Inhalt der Abhandlung jeden Zweifel zu beseitigen. Auf diese Darlegung des Wesens der sogenannten verba impersonalia folgt eine Darstellung der Lehren der Grammatiker über diesen Gegenstand seit Quintilian, woran sich eine kurze Erwähnung der Ansichten der Philosophen Herbart und Trendelenburg, sowie Steinthals anschließt. Den Kern der Untersuchung bildet die Betrachtung der verba impersonalia in den slavischen Sprachen, wobei analoge Erscheinungen anderer Sprachen berücksichtigt werden.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 3. Februar 1865.

Herr Dr. Aug. Vogl dankt mit Schreiben vom 16. Jänner für die ihm bewilligte Subvention von 150 fl.

Herr Prof. E. Mach von Graz übersendet eine Abhandlung: „Untersuchungen über den Zeitsinn des Ohres." Dieselbe giebt, auf zahlreiche Beobachtungen nach verschiedenen Methoden gestützt, einige Erfahrungssätze über die Zeitunterschiedsempfindlichkeit des Ohres. Den Schluß bilden physiologisch-psychologische Betrachtungen über den Zeitsinn.

Wird einer Commission zugewiesen.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Czermak in Prag übermittelt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mittheilung: „Nachweis der Erscheinung der sogenannten Pulsverspätung beim Frosch und das Verfahren, dieselbe wahrzunehmen", in welcher die Thatsache mitgetheilt wird, daß der Puls in den Gekrösarterien des Frosches merklich später auftritt, als er am Herzen und an den großen aus dem Bulbus hervorgehenden Schlagaderstämmen entsteht, daß somit die Pulswelle beim Frosch sich entweder mit absolut

Digitized by Google

geringerer oder mit viel rascher gegen die Peripherie hin abnehmender Geschwindigkeit fortpflanze, als beim Menschen.

Das Verfahren, diese Thatsache zu constatiren, beruht auf der gleichzeitigen Beobachtung des Blutstromes in einer Gekrösarterie und der Bewegungen des Herzens und der pulsirenden, aus dem Bulbus hervorgehenden großen Arterienstämme, was dadurch ermöglicht wird, daß das eine Auge durchs Mikroskop auf den Blutstrom der Gekrösarterie, das andere aber gleichzeitig auf das Herz und die großen Arterienstämme gerichtet wird.

Herr Th. Zawarykin sendet eine vorläufige Mittheilung über die Aufbewahrung von Blutkrystallen mittelst Aether ein.

Herr Dr. G. Tschermak legt eine Fortsetzung seiner chemisch-mineralogischen Studien vor, welche die Untersuchung einiger Kupfersalze betrifft.

Der Vortragende bespricht seine Beobachtungen am Devillin, welchen vor kurzem Pisani als ein neues Mineral beschrieb, das ein wasserhaltiges Kupfer- und Kalkerdesulfat sei. Er weist nach, daß der Devillin bloß ein Gemenge von Langit und Gips darstelle. Fernere Beobachtungen haben den Olivenit von Libethen in Ungarn zum Gegenstande, welcher daselbst mit Euchroit vorkömmt. Das Verhältniß der beiden Mineralien zu einander ließ erkennen, daß der Olivenit aus dem Euchroit entstanden sei, wenngleich keine Pseudomorphose vorliegt. Eine Untersuchung des Atacamitsandes aus Chili ergab das Resultat, daß neben dem Atacamit auch geringere Mengen von Brochantit darin auftreten. Endlich führte die Analyse eines grünen Sandes, welchen Herr Dr. Karl v. Scherzer von der Novara-Reise aus Sydney mitgebracht hatte, zu dem Ergebniß, daß das grüne Mineral Brochantit sei, welchem eine geringe Menge Atacamit beigemengt ist.

Wird einer Commission zugewiesen.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe hat in ihrer Sitzung vom 5. Jänner l. J. einstimmig beschlossen, dem Herrn Ingenieur und Mechaniker Siegfried Marcus eine Remuneration von 2500 fl. gegen dem zu bewilligen, daß derselbe die genaue Beschreibung der Construction der von ihm erfundenen Thermosäule der Akademie zur Veröffentlichung überlasse, so daß dieselbe überall verfertigt und frei benützt werden könne. Die weitere Mittheilung hierüber wird erfolgen, wenn den an die obige Bewilligung geknüpften Bedingungen genügt sein wird.

Diese Classe hat ferner in ihrer Sitzung vom 19. Jänner den Beschluß gefaßt, ihrem wirklichen Mitgliede Herrn Prof. C. Ludwig zur theilweisen Deckung der Kosten für die unter seiner Leitung im vorigen Jahre ausgeführten und in den akademischen Schriften veröffentlichten physiologischen Arbeiten eine Subventien von 400 fl. zu bewilligen.

Diese Beschlüsse wurden von der Gesammtakademie in ihrer Sitzung am 26. Jänner genehmigt.

Folgende in der Sitzung vom 19. Jänner 1865 vorgelegte Abhandlungen werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt:

„Beitrag zu den Berechnungsmethoden der Zwillingskrystalle", von Herrn Dr. A. Schrauf.

„Die Auflösung des sphärischen Dreieckes durch seine drei Höhen", von Herrn Fr. Unferdinger.

Digitized by Google

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 7. Februar 1865.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Der folgende Erlaß Sr. Excellenz des Herrn k. k. Staatsministers wird vorgelesen:

„Se. k. k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 1. d. M. die mit dem Berichte der k. k. Direction vom 15. v. M., Z. 33, anher vorgelegten Druckschriften und Karten als weitere Resultate der erfolgreichen Thätigkeit der geologischen Reichsanstalt mit Wohlgefallen allergnädigst entgegenzunehmen geruht.

Es gereicht mir zur wahren Befriedigung, die k. k. Direction von diesem erfreulichen Erfolge der Leistungen während des Jahres 1864 in Kenntniß zu setzen.

Wien am 4. Februar 1865. Schmerling m. p."

Herr k. k. Bergrath Fr. v. Hauer erstattet einen kurzen Bericht über die am 5. Februar vorgenommene feierliche Enthüllung der Büste W. Haidingers und verweist bezüglich ausführlicher Nachrichten über dies schöne Fest auf die wohlwollenden und eingehenden Schilderungen desselben in unseren geachtetsten Tagesblättern.

Herr k. k. Bergrath M. V. Lipold legte die geologische Karte der Umgebungen von Scheibbs vor, welche von Herrn Bergingenieur A. W. Stelzner aus Freiberg als freiwilligem Theilnehmer an den Arbeiten der ersten Section der k. k. geologischen Reichsanstalt im verflossenen Sommer aufgenommen worden war.

Herr Dr. G. Stache erläuterte die von ihm unter Mitwirkung des Herrn Jos. Čermak im verflossenen Sommer aufgenommene geologische Karte des oberen Neutragebietes oder der Umgebungen von Priwitz und Bajmocz, dann von Oszlan, Ban, Valaska Bjela, Deutsch-Proben und des Gebietes der k. Bergstadt Kremnitz.

Herr Dionys Stur legt eine Mittheilung vor über ein Vorkommen obersilurischer Petrefacten am Erzberge bei Eisenerz.

Herr K. Paul erläuterte die geologische Zusammensetzung der Beskiden durch einen Durchschnitt aus dem Waagthale in Ungarn bis Teschen in Schlesien, welcher ungarischerseits eine muldenförmige, wenn auch später wieder stark gestörte Einlagerung eocener Sandsteine zwischen zwei parallelen Kreidezügen erkennen läßt

Herr Ferd. Freiherr v. Andrian besprach die geologischen Verhältnisse des Weterny holy und des Klein-Kriwan-Gebirges in Ungarn, welche er im vorigen Sommer aufgenommen hatte.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 1. Februar 1865.

Vorsitzender Se. Durchlaucht Fürst Joseph Colloredo-Mannsfeld.

Herr Dr. J. E. Polak sprach über Acclimatisation und die der Baumwolle insbesondere. Er hob hervor, daß die Definition des Wortes Acclimatisation schwer sei und unterscheidet drei Grade. 1. Acclimatisation durch Probe der einfachen Uebertragung eines organischen Wesens in eine andere Gegend. 2. Acclimatisation vermöge der Analogie

Digitized by Google

des Klima's nach geographischer Breite und Meereshöhe; 3. Acclimatisation durch Zucht und freie Wahl des Samens. Alle diese drei Arten müssen als Acclimatisation gelten, weil sie auf ein Resultat hinauslaufen. Er wies nach, daß wir bis jetzt, bei den nothdürftigen Erfahrungen, noch nicht über die Gesetze der Acclimatisation, sondern nur über Daten derselben sprechen können. Die Acclimatisation für gewisse Wesen habe einen weiten Spielraum, doch habe sie sowohl für Mensch, Thier und Pflanzen ihre Grenzen, die oft sehr nahe liegen. Der Herr Vortragende besprach die größten Hemmnisse für Acclimatisation des Genus homo und ging dann auf die Pflanzen über, welche sich per analogiam vorzüglich zur Acclimatisation in südlicheren Theilen der Monarchie eignen und erwähnte die Baumwoll-, Ricinus-, Sesamölpflanze, Carthamus tinctorius Pistazien, Krapp, Saffran vielleicht auch Indigo (von welcher Cultur er jedoch nicht viel hofft).

Hierauf ging Herr Dr. Polak speciell auf Acclimatisation der Baumwollpflanze ein. Die Araber haben sehr viel für Ausbreitung der Cultur gethan. Die Baumwolle hat in Persien sowohl in Bezug auf Breitengrade als auch Meereshöhe eine große Acclimatisationssphäre von 25 bis 39 Grad nördlicher Breite von 0 bis 4500 Fuß Meereshöhe; es gilt als Grundsatz, daß, wo die Ricinuspflanze gedeiht, dort gedeiht auch Baumwolle. Die Bewässerung ist in Persien und Aegypten eine künstliche. Die persische Baumwolle ist zwar kurzstapelig, eignet sich jedoch vorzüglich zu vielen Geweben, besonders Nankingstoffen, übrigens ist ihre Verwendung sowohl im Inlande als zum Export mannigfaltig. Hierauf wurden kurz die Baumwollculturverhältnisse Aegyptens erwähnt und der Einfluß besprochen, welchen sie auf die Agricultur und Socialverhältnisse ausüben.

Herr Prof. Dr. Rudolf Kner sprach über das Vorkommen von Hybriden in der Familie der Salmoniden. Er zeigte, daß die Maiforelle, welche Siebold für eine sterile Lachsforelle hält, nach den Erfahrungen des Herrn Helblinger in St. Wolfgang ein Blendling zwischen dem männlichen Salbling und der weiblichen Lachsforelle sei.

Nach dem Herrn Vortragenden bietet die künstliche Fischzucht das geeignetste Mittel, um künstlich ganze Reihen von Hybriden zu erzeugen. Dies durchzuführen, wäre wissenschaftlich von hohem Interesse.

Herr Dr. H. W. Reichardt sprach über die auf Schmetterlingsraupen lebenden Arten von Cordyceps, schilderte den Bau und die Lebensweise dieser merkwürdigen Pilze näher, und zeigte den in Neuseeland vorkommenden Cordyceps Robertsii so wie sinensis vor.

Herr A. Rogenhofer besprach, anknüpfend an Dr. Reichardts Vortrag, das schöne Werk Scotts über australische Schmetterlinge und legte eine von Herrn W. Schleicher in Gresten eingesendete Abhandlung über die Land- und Süßwasserconchylien des Oetscher Gebietes vor. In ihr werden gegen 90 Arten aufgezählt.

Herr Dr. August Vogl lieferte Beiträge zur Kenntniß der Entstehung krystallinischer Bildungen im Inhalte von Pflanzenzellen. Der Herr Vortragende kam nämlich zu dem Resultate, daß die Krystalle häufig im Innern von Bläschen, möglicher Weise in dem Zellkerne entstehen.

Herr Dr. Johann Schiner sprach über Miastor Metraloas Meinert. Der Herr Vortragende hatte Gelegenheit, durch Herrn v. Siebolds Vermittlung Exemplare dieser Fliege, welche durch ihre Fortpflanzung sehr interessant ist, zu untersuchen. Als Resultat stellte sich heraus, daß Miastor eine mit Heteropeza zunächst verwandte, von ihr vielleicht nicht zu kennende Fliegengattung bilde.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld legte folgende zwei eingesendeten Mittheilungen vor.

a. Ueber die Familie, welcher Epornis maximus angehört, von Bianconi. Nach genauen Untersuchungen gelangte der Herr Autor zu dem Resultate, daß dieser Riesen-

Digitized by Google

vogel in der Familie der Geier und speciell im Condor seine nächsten Verwandten besitze.

b. Eine von Herrn Leinweber eingesendete Notiz über einen sehr alten Baum von Cornus mas. Derselbe findet sich bei Türnitz, sein Stamm mißt 15 Schuh im Umfange und er liefert in guten Jahren 3 bis 4 Metzen Früchte.

---

* Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich. (Ausschußsitzung am 22. Jänner 1865.) Se. Excellenz der Herr Präsident Freiherr v. Pratobevera theilt eine Zuschrift Sr. Excellenz des Herrn Statthalters von Nieder-Oesterreich mit, wonach die löblichen niederösterreichischen Bezirksämter angewiesen wurden, den Verein und seine wissenschaftlichen Zwecke möglichst zu fördern. Hierauf wird die Wahl der Obmänner für die einzelnen Sectionen vorgenommen. Gewählt wurden für die 1. Section, Landesbeschreibung: Herr Eduard v. Pechmann, k. k. Oberst; für die 2. Section, Naturkunde: Herr Dr. Gustav Tschermak; für die 3. Section, Statistik: Herr Dr. Hugo Brachelli, k. k. Professor; für die 4. Section, Ethnologie: Herr Dr. M. A. Becker, k. k. Schulrath; für die 5. Section, Geschichte: Herr Dr. Andreas v. Meiller, k. Rath und k. k. geheimer erster Staatsarchivar; für die 6. Section, Kunst und Archäologie: Herr Karl Weiß, Archivar der Stadt Wien.

In Betreff der Publicationen wird beschlossen, von der Zeit ab, wo die Geldmittel des Vereines es gestatten, ein größeres Jahrbuch herauszugeben; bis dahin aber monatliche Mittheilungen erscheinen zu lassen. Diese werden den Titel führen: „Blätter für Landeskunde von Nieder-Oesterreich", und gediegene Aufsätze interessanten Inhalts, kleinere Notizen, eine fortlaufende Chronik von Nieder-Oesterreich und zeitweise Berichte aus dem Vereinsleben enthalten. Die abgedruckten Aufsätze werden honorirt

Eingelaufen sind Arbeiten von Herrn Joseph Egger: „Geschichte der Pfarre und des Schlosses Rapottenstein" und „Geschichte des Dorfes Kammern am Kamp."

* Deutscher Geschichtsverein für Böhmen. (Sitzung vom 25. Jänner.) In der gestrigen Abendversammlung der Abtheilung für Geographie, Statistik, Handel und Gewerbe hielt Herr Prof. Krautschneider seinen angekündigten Vortrag über die Darstellung der statistischen Verhältnisse Böhmens von Dr. Adolph Ficker, welcher vielfaches Interesse erregte. Er hob in seiner Besprechung namentlich hervor, daß die kartographische Methode die beste Darstellungsweise statistischer Verhältnisse sei und Ficker eine wesentliche Verbesserung in dieser Darstellung dadurch eingeführt habe, daß er in zweckmäßigster Weise bei der Darstellung nur eines einzelnen statistischen Verhältnisses auf je einer Karte die Auswahl vom richtigsten Standpunkte getroffen und beantragte, da bisher die Ernennung von Ehrenmitgliedern nach der Vereinssatzung nicht ausführbar erscheine, wenigstens einstweilen dies Werk der Vereinsbücherversammlung einzuverleiben. Der Vorsitzende Herr Dr. Banhans beantragte in einem eigenen Schreiben des Ausschusses, Herrn Ficker für seine Arbeit, welche ebensowohl für den Verein, wie für Böhmen überhaupt eine große Wichtigkeit besitze, den Dank des ganzen Vereins auszusprechen. Herr Urban von Urbanstedt sandte der Abtheilung neuerdings eine ganze Reihe von Arbeiten ein, welche sich auf die Stadt Eger und verschiedene Verhältnisse derselben beziehen. Es wurde beschlossen mehrere Mitglieder mit der Berichterstattung hierüber zu beauftragen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Neuere Lyrik.

Erster Artikel.

Sie haben mich aufgefordert, über das, was auf dem Gebiete der Lyrik in jüngster Zeit geleistet worden, für die „Wochenschrift“ zu schreiben. Als Sie dies thaten, dachte ich bei mir: Du sprichst ein großes Wort gelassen aus. Und als ich die dreißig bis vierzig Bände und Bändchen überschaute, welche sich auf meinem Bücherschranke eingefunden, sammt und sonders mit der Prätension: für lyrische Gedichte gehalten zu werden, da wurde mir schlimm zu Muthe. Wie sollte es auch nicht! Auf viele Verfasser, welche die Bezeichnung Poeten verdienen, durfte ich zum voraus nicht rechnen, wohl aber auf eine Anzahl Menschen und Leute — um mit Bogumil Goltz zu unterscheiden — die mir allerlei von sich und über sich zu sagen haben, das ich nicht zu erfahren wünsche und das die mißtrauische und furchtsame Stimmung, in der ich an die Sänger herangetreten, zu einer trostlosen oder erzürnten steigern wird.

Nirgends in der Poesie hat das Wohlwollen des Betrachters einen so harten Stand, wie in der Lyrik; kein Kreis der Kunst nöthigt dem ehrlichen Kritiker so strenge Forderungen ab, wie der lyrische. Denn die Lyrik, als der Ausdruck des vorzugsweise Persönlichen im Dichter, erweckt, sobald dieses Persönliche nur mäßig anmuthet, oder beleidigt, oder gar abstößt, leicht jenen Mißmuth, jenen Widerwillen in uns, welche die Wirklichkeit erzeugt, und läßt uns solcher häßlicher Regungen um so schwerer Meister werden, als wir uns zugleich sagen: warum mußt du vom sogenannten schönen Schein das nämliche erdulden, woran du schon im täglichen Leben zur Genüge hast, warum dort mit Individuen verkehren, denen du gewiß auf der Straße ausweichen, die du niemals ohne Noth besuchen würdest!? Ja die Wirklichkeit, wenn sie uns einen langweiligen Schwätzer, einen Heuchler, einen Gecken zuführt, bietet uns dabei oft Ersatz durch einzelne Züge, die unsere Menschenkenntniß bereichern, und das tägliche Leben, das uns mit Diesem und Jenem, der uns unangenehm oder lästig, in Berührung bringt, ist dabei stets naiv und gestattet uns den Widerspruch, die Ablehnung und Zurechtweisung. Die unzulänglichen und mittelmäßigen Lyriker dagegen mahnen uns nur durch das Gewöhnliche und Platte ans Wirkliche, durch Affectation und Unwahrheit an ihre Beziehungen zur Kunst, und zwingen uns obendrein, stumm zu bleiben wie die Fische, bis uns als Recensenten das zweifelhafte Glück zu Theil wird, unserem Aerger Luft zu machen. Am wenigsten verdrießlich stimmen uns die harmlosen

Digitized by Google

Lyriker, denen es ein Bedürfniß zu sein scheint, in Versen auszusprechen, wie gut und wie schlimm es ihnen durch eine Reihe von Jahren ergangen, welche Wonne der Frühling überhaupt gewährt, welches besondere Vergnügen eine Mondnacht, wie eindringlich der Anblick des Sternenhimmels die göttliche Allmacht verkündet, wie erhebend ein Gewitter, namentlich in den Alpen, zu wirken vermag. Insolange wir diese Wahrnehmungen und Empfindungen ohne Umschweife vortragen hören, ist die Sache noch ganz leidlich; weitaus mißlicher aber wird sie, wenn wir uns dabei plagen müssen: wenn wir den landläufigsten Einfall hinter einem scheckigen Kleide zu suchen, das schwächlichste Gefühl in seiner Vermummung von Bildern und Vergleichen zu entdecken, wenn wir der Trivialität so zu sagen auf den Maskenball zu folgen haben. Diese schlauen Lyriker können einen mit aufrichtiger Betrübniß erfüllen. Eine dritte Abtheilung bilden die Lyriker der „Richtungen", der philosophischen, religiösen, politischen, „modernen". Was unter der letztgenannten verstanden wird, weiß ich nicht genau, aber sie soll sehr wichtig und in allen Fächern der Kunst vertreten sein, wie mehrere Litterarhistoriker der Neuzeit, ich wollte sagen der „Jetztzeit", meinen.

Ist es erlaubt, so zu spötteln? Es ist erlaubt, denn auch die Lyriker haben nichts gelernt und nichts vergessen. Und wenn irgendwo die Aeußerung August Wilhelm Schlegels: „Die Kritik ist die Kunst, die Scheinlebendigen in der Litteratur zu tödten" volle Berechtigung hat, so hat sie sie angesichts des Verfahrens der unerbittlichen Kritik gegen die lyrischen Halbtalente. Diese allein tragen zumeist die Schuld an der Theilnahmslosigkeit, mit der jetzt das Publicum alle Lyrik zu betrachten und die Folgen des Nachahmens und Stümperns in ihr mit den Wirkungen der Gattung selbst zu verwechseln anfängt.

Des Lebens Leid und Lust, das Jauchzen und das Bangen des glücklichen und des unglücklichen Herzens, die Heiterkeit, der Zauber und das Unheimliche der Jahreszeiten und Naturereignisse: von der schönsten, mannigfaltigsten Lyrik, deren ein Volk sich rühmen kann, ist es in Deutschland bald einfach, bald prächtig, hier spielend, dort tiefsinnig, ist es ernsthaft, pathetisch, mystisch, lachend, tändelnd und muthwillig gesungen und besungen worden. Mit der Orgel hat die Lyrik um die Wette gebraust, mit dem schmuckloseren Glauben der Protestanten hat sie gen Himmel geschaut und sich mit der namenlosen Sehnsucht der Romantiker an den katholischen Gottesbegriff wieder angeschmiegt. Im Lehrhaften hat die unreife philosophische Lyrik gestottert, zum abstract Erhabenen ist sie langsam emporgestiegen, um von der Fülle der Anschauung getränkt in Schiller ihre höchsten Triumphe zu feiern. In holdseliger Unbeholfenheit hat das Liebeslied lange sein Dasein gefristet, zu einer künstlichen Kunst ward es später ausgebildet, zum volksthümlichen Handwerk dann herabgedrückt, um nach vielfachen Wandlungen bei Goethe, unter dem Schutze der verklärenden Musen, die ursprüngliche Anmuth wiederzuerlangen. Bieder und nützlich war die Lyrik bei Haller, rührend, fromm und sänftlich bei Hölty, derb sinnlich und etwas schlüpfrig bei Bürger, kriegerisch gelaunt bei Gleim, idyllisch philisterhaft bei Voß. Religiös und speculativ in Einem Athem trat sie in

Digitized by Google

Novalis hervor, einen erschlichenen Volkston schlug sie bei Brentano an, einen halb einfältigen, halb leidenschaftlichen bei Achim v. Arnim, und in einer Mischung von Schwung und Grübelei gefiel sie sich bei Hölderlin. Lateinische Gewichte hängte ihr Platen an, in orientalische Gewänder kleidete sie Rückert. Mährchenhaft bannend, süß umstrickend, in jüdischen Lauten winselnd und französische Weisen trällernd klang sie bei Heine, während sie sich mit männlicher Keuschheit hinter Uhland versteckt hatte, schämig und schalkhaft mit Mörike sprach, dunkel und gespenstisch aus Justinus Kerner tönte. Aber damit waren die Spielarten der Lyrik nicht erschöpft. Das geziert Buccolische hatte sie neben der Frömmelei aufzuweisen, den echten Freiheitsgesang neben den falschen Kaiser- und Fahnenliedern. Die verschiedenen Gaue Deutschlands entwickelten ihre eigenthümliche Lyrik; Ost- und Nordsee plauderten lyrisch ihre Geheimnisse aus, die großen und kleinen Ströme erzählten lyrisch von ihren Reizen, Haideland, Schilf und Moor von ihren grausigen Schönheiten, ihrer fesselnden Monotonie; den Krähen in Westphalen lieh Annette Droste eine so beredte Zunge, wie Mörike den Störchen in Schwaben und was die Woge am Helgolander Felsen gemurmelt, das verrieth Heine so wunderbar, wie Uhland das Rauschen des Weißdorns im Württemberger Land gedeutet. Und wo Lücken sich zeigten im landschaftlichen Bilde der deutschen Lyrik, da waren rasch die Dialektdichter da und bevölkerten die leeren Stellen mit allemanischen und plattdeutschen, niederschlesischen und oberösterreichischen Figuren. Den „Stimmen der Völker" schlossen sich gleichsam die Trachten der Nationen an. Hatte uns Herder die Seelen herübergebracht, ein wahrer litterarischer Charon, so holte nun Freiligrath die Felle, die Brokate und Teppiche aus fremden Zonen und ließ es dabei nicht bewenden: in Bälde athmete unsere Lyrik die feuchte Wärme eines Treibhauses voll exotischer Blumen und Sträucher. Aber ehe man sich's versah, hatte sie aufs Neue ihre Physiognomie verändert, hatte zur Trompete und zum Zeitungsblatte gegriffen, war bei Herwegh und Anastasius Grün, Dingelstedt, Hoffmann v. Fallersleben politisch, bei Karl Beck und Freiligrath socialistisch geworden und nahm bei Nikolaus Lenau die Doppelgestalt der ewigen Klage und des religiösen Zweifels an, welcher den Tendenzen der Zeit zu dienen weiß. Müde, überreizt griff die erschlaffte Lyrik nach den Stoffen zurück, welche man in den erregten Tagen vor dem Jahre 1848 und während der Stürme der Revolution offen und stillschweigend als überwunden erklärt hatte. Und es fingen die mehr oder minder gelungenen Wiederholungen jener Lyrik an, welche in den großen Poeten zu harmonischem Abschluß gediehen war und in den Specialitäten die Stufenleiter des Eigenthümlichen durchlaufen hatte. Eine vorwiegend weibische Lyrik kam aufs Tapet und nur Friedrich Hebbel, der Dramatiker, reichte uns eine lyrische Sammlung dar, wo ein bedeutender und origineller Mensch sein innerstes Wesen nach allen Seiten entfaltet. Die Repetitionslyrik der nachmärzlichen Epoche erinnert an dieselbe Erscheinung zu Ende des 18. Jahrhunderts, als die Göttinger und Berliner Musenalmanache eine Lyrik ausstellten, deren Unsicherheit, beim Alten zu verharren, und deren Bemühen, Neues hervorzurufen, das einzig Ergötzliche

Digitized by Google

wär, das sie zu Tage förderte. Tieck hat mehrere der erwähnten Bücher besprochen und allgemeine Wahrheiten an seine Urtheile geknüpft, welche sich gewisse Lyriker der Gegenwart einprägen sollten, vorausgesetzt, daß sie neben dem Singen noch Muße behalten, sich mit den Schriften unserer hervorragenden Autoren zu beschäftigen. Eine der Schlagstellen bei Tieck lautet:

„Wenn wir die lyrische Dichtkunst der Neuern, vorzüglich aber der Deutschen betrachten, so glauben wir beim ersten Anblick ein höchst verworrenes, seltsames Gemisch zu erblicken, das sich aber bald bei näherer Untersuchung in wenige Bestandtheile zerlegen läßt. Größe und Würde sind fast gänzlich verschwunden, und aus dem großen Gebiete haben wir nur das Lied zurückbehalten. Wenn man die Sammlungen von Gedichten aufschlägt, so findet man, daß es jedem Dichter auferlegt ist, über Liebe, Wein, Trennung, Wiedersehen u. dgl. zu singen. In diesen Darstellungen der Empfindung herrscht zum Theile triviale, unpoetische Allgemeinheit oder uninteressante Sinnlichkeit. Viele Trinklieder enthalten nichts als Anrufungen an das Vergnügen und den Wein, Beschreibungen der Götter, die da sind oder kommen sollen, und man wird durch die Maske des Dichters seine Nüchternheit gewahr, und daß er nichts thut, als in einem Anstoß von Reimsucht ein Pensum ausarbeiten, oder man fühlt wirklich die thierische Begierde des Verfassers nach dem edlen Naß oder dem Pokal, dem Humpen ꝛc., und wir haben dasselbe Gefühl, als wenn wir uns in einer ungesitteten Gesellschaft befänden. Die Liebe wird entweder als Sehnsucht verarbeitet, oder der Dichter fingirt eine Trennung, oder daß er sich nicht entdecken will u. dgl. Andere, um uns recht das Absichtliche ihrer Maske empfinden zu lassen, wollen auf der einen Seite in Melancholie sterben, weil die Schöne ungetreu ist, und in demselben Almanache treffen wir sie wieder, wie sie damit umgehen, den Sorgenbrecher oder die Morgenröthe zu besingen, ohne daß sie des vorigen Gelübdes ihres Todes eingedenk sind. Wenn man Schillers und Goethe's Gedichte im Sinn behält, die alle eine freie Natur und edle Individualität aussprechen, die unser schönstes Gefühl wecken, ohne uns einzuschränken, die sich in jedem Moment ihrer verklärten Existenz so ganz hingeben, mit ihrer Musik unsere innersten Gedanken und dunkelsten Empfindungen ansprechen und begrüßen, die das Ferne mit dem Naheliegenden, das Seltene und Hohe mit dem Gewöhnlichen verbinden, und uns so unser eigenes Wesen lieb und theuer machen: dann weiß man nicht, zu welcher Gattung man die meisten dieser undichterischen Dichter rechnen soll. Man lachte, als Withöft statt der gewöhnlichen Weinlieder Lieder auf den Kaffee machte, aber mich dünkt, sehr mit Unrecht. Es ist wunderbar, daß das schöne Lied an die Freude nicht mehr auf die übrigen Dichter gewirkt hat, nicht, daß ich verlange, sie sollten diesen Ton nachahmen, daß alle Freudenlieder diesem ähnlich klingen sollten; ich wundere mich nur darüber, daß sie nicht darauf kommen, seit sie das Beispiel vor sich haben, sich und ihr Glück, die Begeisterung, die sie zum Singen treibt, auf eine edlere Art zu empfinden. Aus einem einzelnen Scherze im Anakreon hätte nicht müssen eine Gattung gemacht werden; weil er so wie Horaz den Wein lobt, so folgt daraus

Digitized by Google

noch nicht, daß der Wein an sich etwas Dichterisches sei, oder daß jeder, der gern Wein trinkt, es uns auch in Versen sagen müsse, oder sich gar nur so anstellen, um nicht ohne Trinklieder aufzutreten, damit er als ein completer Dichter erscheine.

In der neuesten Zeit hat man das Gebiet der poetischen Ergötzung noch weiter ausgedehnt, weil man die Einförmigkeit empfand. Bischof, Punsch, Thee sind auch dichterisch gewürdigt, und man sollte Withöfts Kaffeelieder von neuem auflegen; wir sind aber nicht bloß bei den Getränken stehen geblieben, sondern viele Arten Braten, so wie Kartoffeln, mehrere Obstsorten können sich rühmen, besungen zu sein. Restaurateurs, so wie Kaffeeschenker können aus unseren geschätzten und gelesenen Dichtern Verse auf ihren Tafeln brauchen. Wir sollten ja nicht die alten nun vergessenen Lieder zum Lobe des Tabaks, des Bieres und Branntweines verachten; dann sind wir wenigstens sehr inconsequent.

Die Dichtkunst hat sich aber daran nicht begnügt, sondern ist noch einen Schritt weiter gegangen. Es könnte wohl neugierige Leute geben (und ich bin sogar überzeugt, daß es deren giebt), die gerne wissen möchten, wie einem Milchmädchen beim Melken zu Muthe wäre, was eine Bleicherin auf der Bleiche dächte, wie ein Bauernjunge oder ein Küster seine Liebesempfindungen ausdrückte; allen diesen Leuten kommt unsere Dichtkunst mit vollen Taschen entgegen."

Beinahe siebenzig Jahre sind verflossen, seit Tieck dies geschrieben. Schon damals litt die Lyrik an den Krankheiten, die wir heute als Modificationen der Gesundheit gelten lassen sollen; schon damals mußte ein Dichter, bei dem man die liebevolle Pflege des Guten, wo immer er es in der Kunst antraf, wahrlich nicht vermissen wird, die Waffen der Ironie, der Satyre gegen die „Producenten" kehren. Was würde er zu den jetzigen Bestrebungen sagen, die darauf hinzielen, der Lyrik den ihr ureigenen Boden zu rauben, ihre specifische Form zu zerbrechen — was „sie erweitern" genannt wird — und die Kunstgattungen zusammen zu schmelzen, was vielleicht eine „moderne Errungenschaft" heißt. An diesem Punkte eben steht unsere Lyrik. Für Emanuel Geibel, den begabtesten Vertreter der nachmärzlichen Lyrik, war nach der überschwänglichen Verehrung, die man ihm gezollt, kein Enthusiasmus mehr vorhanden, Otto Roquette's Gedichte, die erst überschätzt worden, theilten hierauf das Schicksal eines abgestandenen Maitranks und Oskar v. Redtwitz' geistliche Lyrik, die anfangs zu Parteizwecken benützt worden, erschien auch den weniger Einsichtigen binnen kurzem als ein Singsang.

Der Drang nach dem Unerhörten, nie Dagewesenen, der das Schwinden des schöpferischen Geistes in der Poesie gewöhnlich begleitet, erhielt willkommene Nahrung, als Hermann Lingg auftauchte, mit so viel Talent ausgerüstet, um auch die Gebildetsten und Vorsichtigsten zu blenden und über das Gefährliche des Weges, den die Lyrik in ihm eingeschlagen, zu täuschen. War es auch mit der Neuheit der Lingg'schen Darstellungsweise, was ich vor Jahren an einem anderen Orte nachzuweisen suchte, nicht ganz so beschaffen, wie es rechts und links geglaubt und verkündet wurde, so war doch in Lingg der Grundzug entschieden neu, die ganze Welt- und Naturgeschichte lyrisch zu verwerthen, die Lyrik zum Organ der unpersönlichen

Digitized by Google

Gedanken und Empfindungen hinaufzuschrauben. Die Lyrik soll plötzlich im schlimmen Sinne objectiv werden, indeß das neuere Drama (bei Hebbel und Otto Ludwig) zu tief ins individuell Erlebte sich versenkt hat, und das neuere epische Gedicht verschwenderisch mit lyrischen und dramatischen Mitteln arbeitet. Ich kenne eine Production von J. L. Klein, „Babiana" betitelt, welche in Hinsicht auf poetische Grenzverwirrung das Außerordentliche leistet, und ich kenne eine Anzeige dieser Production, welche, „Die Tendenzidylle" überschrieben, es dem Poeten zum ungemeinen Verdienste anrechnet, daß er „die Idylle zu einem großartigen culturgeschichtlichen Bilde erhoben", daß „seine Intentionen, dem Geiste unserer Gesammtentwicklung entsprechend, überall die traditionelle Kunstform durchbrechen", da wir „hier kein ruhiges Epos erwarten dürfen, wo der Dichter die Unruhe der Zeit in sich aufgenommen hat". Daß der Einbruch in die Kunst nicht nur in der Poesie geschehen, sondern auch in der Musik und Malerei, wie Theorie und Praxis Richard Wagners, wie die Fresken Kaulbachs im neuen Museum zu Berlin bezeugen, ist aller Welt bekannt. Als ob Lessing für die Wilden seinen „Laokoon" veröffentlicht hätte.

Unter den lyrischen Novitäten, denen meine nächsten Artikel gewidmet sind, gehören die meisten den harmlosen und den schlauen Sängern an, die ich im Beginne meines Aufsatzes charakterisirt habe, wenige rühren von bewährten Dichtern her, die bereits ihren Platz an der lyrischen Tafelrunde sich erobert, und einzelne nimmt man wahr, die bei ihrer Unfertigkeit im Ganzen und Großen merkwürdige Elemente veranschaulichen, denen man, wenn nicht stets ein künstlerisches, so doch ein menschliches Interesse entgegenbringt.

Emil Kuh.

Mémoires du Cardinal Consalvi,

Secrétaire d'État du Pape Pie VII.

Avec une Introduction et des Notes par Crétineau-Joly.

(Paris 1864. 2 vol. 8.)

Eine Anzeige von L. Neumann.

(Fortsetzung.)

Oesterreich hatte sich im Jahre 1799 in den Besitz der Legationen gesetzt, während neapolitanische Truppen Rom und seine nächste Umgebung besetzt hielten. Dem Cabinet Thugut lag alles daran die Legationen zu behalten, selbst die Neapolitaner aus Rom zu verdrängen. Ein Spiel der ausgesuchtesten Intriguen ward im Conclave gespielt, bis es dem feinen Cardinal Maury gelang, die Wahl auf einen dritten Cardinal zu lenken, und so kam nach zahllosen Umtrieben endlich am 14. März 1800 die Wahl des Cardinals Chiaramonti zu Stande, der als Pius VII. in dem fremden, jetzt österreichischen Venedig, nicht in der Markuskirche, sondern,

Digitized by Google

weil die österreichische Regierung es untersagte, in der Georgskirche gekrönt wurde. Mit tiefer Bitterkeit spricht Consalvi von den damaligen Machthabern in Wien Auch wir finden ihr Benehmen unwürdig, ohne es, wie die Glosse des Herausgebers, dem verschrieenen Josephinismus in die Schuhe zu schieben. Die Thuguts und Consorten wollten die Legationen nicht herausgegeben, duldeten nicht die Krönung in der Basilika des h. Markus, welche eine feierliche Anerkennung der weltlichen Herrschaft des Papstes gewesen wäre. Man ging so weit, erst durch den Cardinal Herzan, dann durch einen eigenen Gesandten, den jungen bolognesischen Marquis Ghisilieri vom Papste förmlich die Abtretung der Legationen zu verlangen. Erzürnt mahnte Pius VII., der Kaiser solle kein fremdes, kein kirchliches Gut verlangen, es könnte dieses Gewand leicht in die kaiserliche Garderobe Motten hineinbringen. Durch die Legationen nach Rom zu ziehen, welches die Neapolitaner jetzt bereitwillig zurückstellten, um den Kirchenstaat wie eine Mauer vor Oesterreichs Andringen zu schieben, wurde dem Papste verwehrt. Er wäre auf der Durchfahrt im Triumphe als der wahre Souverän empfangen worden. Auf einem alten, schlecht gerüsteten und bemannten Fahrzeuge mußte das Oberhaupt der Kirche die Reise antreten, welche bei argem Wetter zehn Tage statt wie gewönlich einen dauerte. Endlich landete der Papst in Pesaro, dem ersten Orte, außerhalb der Legationen, welcher ihm geblieben war. In Ancona angelangt erfuhr er die Nachricht von der Schlacht von Marengo. In einem Tage hatte Oesterreich nicht nur die Legationen, sondern auch die Lombardie bis an die Etsch verloren. Gewiß war der Josephinismus, das bequeme Schlagwort des Herrn Crétineau und anderer Leute, an all' diesen Unglücksfällen eben so unschuldig, als an den kleinlichen Nergeleien gegen den neugewählten Papst, die doppelt unanständig erschienen, da er auf österreichischem Boden, ein Verbannter, Schutzbedürftiger, gewählt wurde. Am 3. Juli 1800 hielt der Papst seinen feierlichen Einzug in Rom. Ihm zunächst fuhr Consalvi bewegten Herzens und über den Wechsel menschlicher Dinge nachsinnend. Vor kaum zwei Jahren hatte er die Stadt in Gesellschaft von Galeerensträflingen verlassen. Nur den Bitten mächtiger Freunde war es damals gelungen zu verhindern, daß er auf einem Esel reitend von den Sbirren durch die Straßen gepeitscht wurde. Wahrlich ruft er aus, es gilt:

Tu quamcunque Deus tibi fortunaverit horam
Grata sume manu.

Jetzt war Consalvi in Wahrheit, nicht nur in partibus Staatssecretär. Förmlich ward ihm die Stelle vom Papste ertheilt, und im nächsten Consistorium, er mochte noch so inständig die gehäuften Gunstbezeugungen von sich abwehren, der Cardinalshut verliehen. Auch der alten Sitte der Cardinale, zu ihrer Ernennung von Freunden und Verehrern mitunter höchst werthvolle Geschenke entgegen zu nehmen, wollte er, der Mann unbeugsam strenger Grundsätze, sich nicht fügen. Sein hohes Amt machte ihm, wie er überzeugt war, mehr als irgend jemanden die größte Unabhängigkeit in jeder Beziehung zur ersten Pflicht.

Mit einer die gewöhnliche Kraft übersteigenden Thätigkeit machte sich Consalvi

Digitized by Google

an die Wiederherstellung der durch die vorhergegangene Revolution umgestürzten Verwaltung. Kaum vier Stunden nächtlicher Ruhe gönnte er sich nach 17 oder 18 Arbeitsstunden des Tages. Groß war der Schmerz des gefühlvollen, mit dem feinsten Kunstsinn begabten Mannes, bald nach dem Antritte des Ministeriums, seinen überaus theuren Freund Cimarosa zu verlieren, den er für den ersten der Compositeure, wie Raphael für den ersten der Maler hält. Aber den größten Kummer bereitete ihm sein Amt selbst. Alles sollte neu geordnet, tausendfache Uebelstände beseitigt, die Wunden, welche die Revolution geschlagen, geheilt werden. Und die ganze Last zahlloser Arbeiten ruhte auf dem einen überbürdeten Haupte des Mannes, der, allen Anforderungen zu genügen, sonder Ruh und Rast thätig war. Consalvi war Cardinal und erster Minister des Kirchenstaates. Die Interessen der Kirche gingen ihm über alles. Geschmeidig und taktvoll im Kampfe mit collidirenden Mächten, war er, wie sein Leben zeigt, unbeugsam, wo es sich um die großen Principien der katholischen Kirche, um die Souveränetät des Papstes handelte. Aber dieser Mann, dem sein persönliches Wohl verglichen mit seiner Pflicht nichts galt, war ein erleuchteter weitblickender Geist. So weise die Institutionen der päpstlichen Regierung nach Consalvi's Ansicht im Ganzen erschienen, fand er es doch zweifellos, daß einzelne derselben entartet waren, daß viele den Bedürfnissen und Anschauungen einer neuen Zeit nicht mehr entsprachen. Die Wirkungen und Tendenzen der Revolution selbst erheischten, um uns seiner Worte zu bedienen, gewisse Rücksichten, nicht nur im Interesse des wieder herzustellenden päpstlichen Thrones, sondern auch zum Besten des Volkes. Es handelte sich nach seinem Plane um Wiedereinsetzung der päpstlichen Regierung auf den alten Grundlagen, aber mit Ausmerzung der Fehler und Mißbräuche, die sich im Laufe der Zeiten allmälig eingeschlichen, und im Einklange mit den neuen Verhältnissen. Aber im römischen Patriciat selbst, im Schooße des heiligen Collegiums fand Consalvi die erbittertsten Gegner der beabsichtigten Reformen. Die Freiheit des Getreidehandels war nicht nach dem Geschmacke jener Personen, die bei dem Monopol, bei den Zwangseinkäufen des Kornes, das man dem Volke zum Nachtheile des Schatzes um billiges Geld abließ, mittelbar oder unmittelbar ihren Vortheil fanden. Cardinal Braschi, der als Camerlengo die Bewilligung zu den Getreideankäufen zu ertheilen hatte, machte mit seiner ganzen Clientel die heftigste Opposition, ward zum heftigsten Feinde Consalvi's. Dieser aber, so betrübt er persönlich ist, den Zorn Braschi's, des Neffen seines Wohlthäters, des verstorbenen Papstes auf sich zu ziehen, setzt die große Maßregel durch, welche gar bald ihre segenreichen Folgen bewährte. Die zerrütteten Finanzen des Staates, der seine schönsten Provinzen verloren, den die Verschwendung der Revolution, die Forderungen der nimmersatten französischen Befehlshaber mit Schulden und Papiergeld überhäuft, mußten durch strenge Oekonomie geordnet werden, und in wenigen Monaten war das Papiergeld eingelöst, Gold und Silber in Circulation gesetzt. Der römische Adel ward zur Theilnahme an wichtigen, besonders mit äußern Ehren verbundenen Aemtern berufen, den Gemeinden ein erweiterter Wirkungskreis einge-

Digitized by Google

räumt. Und gleichzeitig wurden unter Canova's Leitung neue Ausgrabungen in Rom's Umgebungen vorgenommen, die ehrwürdigsten Denkmäler alter Bau- und Bildhauerkunst, vorab das Coliseum vom Schutt frei und zugänglicher gemacht, die herrliche, unvergleichliche Galerie des Vaticans, welche in unermeßlichem Corridor zum Museo Pio Clementino führt, eröffnet und mit Meisterwerken gefüllt. Es gehört zu den Traditionen des päpstlichen Regiments, daß jeder Papst irgend ein großartiges Denkmal seiner Regierung, der eine einen Riesenbau, der andere ein Museum hetrurischer Kunst, der dritte eines für christliche Archäologie, der vierte einen Aquäduct und alles in großem Stile hinterläßt. Denn dieses Rom verträgt keine anderen als großartige Dimensionen, Erinnerungen, und Objecte.

Consalvi dachte auf alles, und Pläne, wie sie nur er fassen konnte, beispielsweise die vollständige Freilegung des erhabenen Baues des Pantheons, hätte auch er vollzogen, wenn die Ereignisse des Jahres 1809 und die zweitmalige Vernichtung der weltlichen Herrschaft des Papstes nicht dazwischen gekommen wären. Nicht auf die eigene Glorie, nur auf die Verherrlichung der Regierung des geliebten Pius VII. war sein Trachten gerichtet. Und über das Grab hinaus reichte diese Liebe. In seinem Testamente verordnete er, daß auf seine Kosten, aus eigens dazu gewidmetem Betrage, Pius VII. in der Basilica des h. Peter von Thorwaldsens Hand jenes Grabesmonument errichtet werde, das die Nachwelt und mit ihm untrennbar den Papst, den Cardinal und den Künstler bewundern wird.

Und während im Innern alles zu ordnen, neu zu schaffen war, waren die auswärtigen Angelegenheiten nicht minder geeignet, die volle Thätigkeit und gespannteste Aufmerksamkeit Consalvi's in Anspruch zu nehmen. Der Geist der neuen Zeit, die Veränderungen, die in Folge der französischen Staatsumwälzung an der Neige des vorigen und im Beginne des 19. Jahrhunderts in den romanischen Staaten wie im Herzen Europa's in Deutschland in territorialen und politischen Zuständen eingetreten waren, mußten vielfach auf das Verhältniß der römischen Curie zu den Regierungen zurückwirken. Wen mag es wundern, daß das Oberhaupt der Kirche gegen gewaltsame Eingriffe in seine Rechte fort und fort protestirte? Thun dies nicht auch weltliche Mächte, wenn durch einseitiges Vorgehen vertragsmäßige oder durch den Besitz der Jahrhunderte geheiligte Rechte geschädigt werden? Von seinem Standpunkte aus, und da es sich nicht um private Rechte einer Dynastie oder um persönliche des einzelnen Papstes handelt, kann Rom keinem seiner Rechte, auch nicht dem scheinbar geringfügigsten vergeben. Der puritanische Zelot, der in dem Papste den Antichrist sehen will, mag dies verdammen, oder mit dem Gegner jeder positiven Religion lächerlich finden und mit ihm sein Roma delenda est anstimmen, ja man kann es vom Standpunkte der Klugheit und im Interesse der Kirche selbst oft beklagen, wenn das starre Festhalten an äußerlichen und zufälligen Dingen dem Wesen Eintrag thut. Aber begreiflich und jedenfalls nicht kleinlich wird man es finden, wenn die älteste Macht Europa's, die so viele Dynastien überlebt, beim Zusammensturze aller Verhältnisse, Kronen und Staaten unerschütterlich für ihre Rechte in die Schranken tritt. Man kann aber

Digitized by Google

das Papstthum nur vom objectiven Standpunkte, mit dem ihm eigenen Maßstabe messen, wenn man es verstehen und unbefangen beurtheilen will. Die Regierungen haben deßhalb nicht minder das Recht wie die Pflicht, Prätensionen, welche, ohne das Wesen der Kirche und ihre innere Freiheit zu berühren, in das Gebiet der staatlichen Gewalt eingreifen, entgegen zu treten. Date Cæsari quæ Cæsaris sunt. Das Heil der Kirche wie des Reiches beruht auf dem Frieden zwischen beiden.

Wir übergehen die vielfachen Differenzen zwischen dem römischen Stuhle und den katholischen Höfen von Neapel, Oesterreich, Baiern, Spanien, um rasch zu dem Hauptthema der Denkwürdigkeiten Consalvi's, dem Verhältnisse zu Frankreich zu gelangen. Merkwürdig ist es allerdings, daß zu derselben Zeit die nichtkatholischen Regierungen der Curie am wenigsten zu schaffen machten. Preußen schickte sogar zuerst unter den protestantischen Mächten einen Gesandten, den berühmten Freiherrn Wilhelm von Humboldt nach Rom, und der phantastische Czar Paul I., welcher die Großmeisterschaft des Malteser Ordens angenommen, bat sogar den Papst den Orden der Jesuiten in Rußland wieder herzustellen.

Eine Bemerkung drängt sich unwillkürlich dem aufmerksamen Leser der Denkwürdigkeiten auf. Die Ausdrucksweise Consalvi's, in dessen Charakter sich in seltenster Weise unbeugsame Festigkeit der Grundsätze mit Sanftmuth und Weichheit des Herzens vereinigt, ist eine rücksichtsvolle, in hohem Grade gemäßigte. Er liebt es, wo nur möglich die Ausschreitungen der Menschen, selbst seiner Feinde, mehr der Schwäche als Böswilligkeit zuzuschreiben. Selten läßt er sich von Zornesaufwallungen hinreißen, z. B. wenn er von dem gewaltthätigen Abenteurer Acton in Neapel, dem Haupturheber der blutigen Reaction des Jahres 1799 spricht. Auch manchen Regierungen gegenüber führt er eine strenge, ja harte Sprache. So findet er nur herbe Worte, wenn er, von den josephinischen Verordnungen und den Ministern in Oesterreich wie in Baiern spricht. Aber jenem gewaltthätigsten und rücksichtslosesten aller Machthaber, jenem Napoleon gegenüber, der wie kein Zweiter seit den Zeiten der Longobarden und Philipp des Schönen die Kirche bedrängt und den Papst entthront hatte, wahrt er wie selbst der Papst, sein Gefangener und Märtyrer, im Innersten des Herzens immer eine merkwürdige Sympathie. Auf den Papst übte, wie Consalvi selbst sagt, Napoleon eine Art von magischer, hinreißender Einwirkung, welche weder öffentliche noch persönliche Bedrängnisse aufheben konnten. Eine Mischung von Bewunderung und Furcht, von väterlicher Zärtlichkeit und frommer Dankbarkeit konnte man dieses Gefühl nennen. Das Concordat Napoleons war das Werk seiner besonderen Vorliebe, ein Act des Friedens und des Glaubens, welcher Frankreich mit der Kirche versöhnt, die ganze Menschheit vor einem allgemeinen Schisma oder einem gewaltsamen Bruche mit der Kirche gerettet hatte. Selbst die Ermordung des armen Herzogs von Enghien konnte die innerste Hinneigung des Papstes zum französischen Imperator nicht vertilgen. Consalvi bemerkt weiter, daß er als praktischer Mann, der die Menschen nur zu oft von ihrer bösen Seite kennen gelernt, diese Gefühle des Papstes für den Kaiser nicht unbedingt theilte. Er hatte ihn in der nächsten Nähe kennen

Digitized by Google

gelernt. Er bewunderte die Macht dieses Genies, die überraschend schnelle Auffassung, die wunderbare Fruchtbarkeit dieses Geistes an Hülfsmitteln, welche ihn zu einem Wesen außer allem Vergleich machten. Aber er verkannte nicht, daß so glänzende Eigenschaften mit großen Schatten und zahllosen Fehlern vermengt waren, welche der Rausch des Erfolges über alles Maß emportrieb. Mit Stolz konnte Consalvi sagen, er sei einer der Wenigen in Europa, die Napoleon die Stirne gewiesen und sich nie unter seinen eisernen Willen gebeugt haben. In den Ausbrüchen seines Zornes — und in der ersten Zeit zumal war dieser Zorn häufig nur ein verstellter — drohte er oft, insbesondere mehr als einmal auch Consalvi mit dem Erschießen. Aber in seiner unausrottbaren Neigung für Napoleon beeilt sich der von ihm verfolgte, mißhandelte, exilirte Cardinal gleich hinzuzufügen, er sei überzeugt, den Befehl zur Ausführung einer solchen Drohung hätte der Kaiser nie unterschrieben. Selbst der Mord des Herzogs von Enghien soll, wie Consalvi gerne glaubt, mehr eine Ueberraschung als ein Willensact gewesen sein. Im tiefsten Grunde des Herzens liebten Consalvi wie der Papst Napoleon. Trotz der unerhörtesten Brutalitäten übte so dieser außerordentliche Mann auf sie einen eigenthümlichen Zauber. Aber auch die Landsmannschaft und die in ihm höchst potenzirte italienische Natur mag zu diesem merkwürdigen psychischen Phänomen beigetragen haben.

Bald nachdem Pius VII. in Rom eingezogen war, erfolgte die Aufforderung des ersten Consuls, einen Abgeordneten nach Paris zu schicken, um behufs der Wiederherstellung der Religion in Frankreich und des Abschlusses eines Concordats zu unterhandeln. Alle Vorschläge der Curie wurden aber verworfen. Denn der Papst sollte die Religion in Frankreich einzig in der Art und Form herstellen, die dem ersten Consul beliebte. Und als die Curie remonstrirte, mußte der französische Bevollmächtigte in Rom, Cacault, ein gewiegter, dem römischen Stuhle geneigter Diplomat, eine officielle Note überreichen, welche peremptorisch die Annahme des französischen Entwurfes binnen fünf Tagen verlangte, widrigenfalls Cacault Rom verlassen und den Bruch erklären sollte. Cacault sah kein anderes Auskunftsmittel, als daß der erste Minister des Papstes selbst nach Paris reise und dem ersten Consul die Gründe auseinandersetze, warum der Papst den vorgelegten Entwurf unmöglich annehmen könne. Binnen vierundzwanzig Stunden reiste Consalvi in Cacaults Gesellschaft ab, um allen Gerüchten Uebelwollender zu begegnen, und vierzehn Tage später traf er in Paris ein und trat alsbald mit dem Abbé Bernier, dem Vertrauensmanne Napoleons, einst einer vendée'schen Berühmtheit, der zur Pacification des heroischen Ländchens wesentlich beigetragen hatte und später zum Bischof von Orleans ernannt wurde, in Verkehr.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft wurde er zum ersten Consul beschieden, mit dem Bedeuten, er solle en Cardinal le plus possible erscheinen. Im vollsten Staate, umgeben von allen Ministern, Generalen, Senatoren und den repräsentativen Körperschaften empfing ihn Bonaparte. Es war ihm eine Lust, in solcher Umgebung einen Cardinal, den ersten Minister des Papstes zu empfangen. Er

Digitized by Google

vermeinte Consalvi durch Glanz und Pomp zu imponiren, und mit schlauer Berechnung wollte er dem von der Reise erschöpften Manne keinen Augenblick Zeit lassen, sich zu orientiren, sein Terrain zu erforschen. Mehrere Tausende von Personen waren in den riesigen Sälen versammelt, aber inmitten all' dieser betäubenden Pracht und Herrlichkeit behielt Consalvi seine überlegene Ruhe. Im Hintergrunde standen drei Männer. Es waren die drei Consuln. Ein Mann, von dem Consalvi später erfuhr, daß es Talleyrand war, begleitete ihn. Aus der Mitte der drei trat ein Mann einige Schritte vorwärts, Consalvi erwartend. Aus dieser Bewegung schloß Consalvi, daß es der erste Consul sei. Bonaparte ließ ihm keine Zeit zu begrüßenden Worten. Er kenne den Zweck seiner Reise, sagte er kurzweg ohne Höflichkeit wie ohne Unhöflichkeit, die Unterhandlungen müßten gleich beginnen, denn es sei keine Zeit zu verlieren. Er bewillige dazu fünf Tage; wäre binnen dieser Zeit der Vertrag nicht abgeschlossen, so könne der Cardinal nichts besseres thun als nach Rom zurückkehren, da sein, Bonaparte's, Entschluß für diesen Fall schon gefaßt sei. Auf diese sonderbare Bewillkommnung erwiederte Consalvi, er hoffe, in dem festgesetzten Zeitraum werde alles zur gemeinschaftlichen Befriedigung geordnet werden. Hierauf nahm Bonaparte wieder das Wort zu einem langen Monolog über die Angelegenheit und, halb französisch, halb italienisch sprechend, ging er, sich zu einer unglaublichen Lebhaftigkeit erhitzend, in die kleinsten Einzelheiten ein. Mit einer gnädigen Kopfbewegung entließ Bonaparte unseren Cardinal, den Talleyrand, immer schweigsam, zurückgeleitete. Unbeschreiblich war die Sorge und Seelenangst Consalvi's wegen der unberechnenbaren Verantwortlichkeit, die jeder Schritt in einer Angelegenheit von solcher Bedeutung ihm auferlegte. Daß die Unterhandlung trotz der angestrengtesten Thätigkeit in fünf Tagen nicht beendigt wurde, braucht kaum erwähnt zu werden. Bernier berief sich immer auf die Befehle und Instructionen Bonaparte's, während man Consalvi unter dem Vorwande unbeschränkter Vollmacht, die er weder besaß, noch in Anspruch nahm, nicht einmal gestattete, einen Courier nach Rom abzusenden. Endlich gelang es nach zwanzig mühevollen Tagen, ein Concordat zu Stande zu bringen, das sich von dem in Rom amendirten Entwurfe nur durch die Wahl geeigneterer Ausdrücke, nicht im Wesen unterschied. Am 13. Juli 1801 sollte die förmliche Unterzeichnung durch den Bruder des ersten Consuls, Joseph, den Staatsrath Cretet und Abbé Bernier Namens der französischen Regierung, durch Consalvi, den Prälaten Spina und den Theologen Caselli Namens des Papstes erfolgen. Joseph, der eben mit Graf Cobenzl den Friedenstractat mit Oesterreich unterhandelte, war, ohne mit dem Gegenstande des Concordates vertraut zu sein, einzig zur Unterzeichnung desselben vom Lande nach Paris gekommen. Zwei Copieen des Vertrages lagen vor. Aber wie groß war das Erstaunen Consalvi's, als er, das ihm überreichte Exemplar ins Auge fassend, einen ganz verschiedenen Text und Veränderungen erblickte, die von den vertragsmäßig festgestellten Bestimmungen wesentlich abwichen. Entrüstet wandte er sich gegen Bernier, der beschämt und verwirrt eingestand, er habe im Auftrage des ersten Consuls so gehandelt, nach dessen Ausspruch ein noch nicht

Digitized by Google

unterzeichneter Vertrag noch immer geändert werden könne. Die denkwürdige Thatsache, die wir hier anführen, ist unseres Wissens zuerst von Consalvi ans Tageslicht gebracht worden. So was läßt sich nicht erfinden. Die Bezeichnung einer solchen „Ueberraschung" überlassen wir den Lesern Joseph Bonaparte war, wie Consalvi meint, nicht in die Intrigue eingeweiht, aber seine Verlegenheit deßhalb um so größer. Am nächsten Tage, dem 14. Juli, dem Jahrestage der Erstürmung der Bastille, sollte der erste Consul bei einem großen officiellen Mahle die Unterzeichnung des Concordates verkündigen, dessen Abschluß der „Moniteur" der Welt mitgetheilt hatte. Consalvi, dem so von allen Seiten in die Enge Getriebenen, der diesem Gewebe von List und Gewalt nicht ohne das größte Aufsehen entrinnen konnte, erübrigte nichts, als nach dem Rathe Joseph Bonaparte's sich alsbald an eine neue, wo möglich beide Theile zufriedenstellende Redaction zu machen. Die ganze Nacht und bis zur Mitte des nächsten Tages wurde unter der erschöpfendsten Anstrengung und Seelenqual daran gearbeitet. Nur ein Artikel konnte nicht vereinbart werden, weil Consalvi unbeugsam war. Er betraf die Oeffentlichkeit des Cultus. Die Freiheit der Religion hatte man durchgesetzt, in ihr ein Gegengewicht gegen das grundsätzlich gleiche Recht aller Confessionen suchend, welches nach Consalvi's Meinung, über die wir mit ihm, dem römischen Cardinal, nicht rechten wollen, nur zur Knechtung der katholischen Kirche im katholischen Staate führe, wie dies schon vor der Revolution, in deren Gefolge Gottlosigkeit und Verachtung alles Heiligen über Frankreich hereingebrochen, die verdammenswerthen Gesetze Kaiser Josephs II. hinlänglich bewiesen haben sollen. Unsere Bewunderung für einen Charakter wie Consalvi kann der Umstand nicht schmälern, daß wir in manchen und wesentlichen Dingen seine Ansichten nicht theilen können. Aber wir verstehen wohl, warum er die Oeffentlichkeit des Cultus nicht an die vorgeschlagene Beschränkung: „Le culte sera public en se conformant aux réglements de police" knüpfen wollte und konnte. Vergebens stellten ihm die französischen Unterhändler vor, man könne nach einem Kataklysmus, wie der der Revolution war, selbst nicht ohne Gefahr für die Kirche unmittelbar und überall unbeschränkte Oeffentlichkeit des Cultus gewähren, es handle sich nur um eventuelle, örtlich etwa nothwendige Beschränkungen im Interesse der Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Er erwiederte, man möge nur diese Beschränkung der Beschränkung, diese präcisirte Bestimmung der Polizeireglements aufnehmen und er werde zustimmen. Die vage Unterordnung eines so wesentlichen Rechtes der Kirche unter den so überaus dehnbaren Begriff der Polizeigewalt des Staates konnte Consalvi nicht zugeben, ohne das große Werk preiszugeben, und wenn man erst die französische Staatspolizei, zumal die napoleonische kennt, wenn man weiß, mit welch' eigenthümlicher Mischung verschlagenster Tücke und brutalster Gewalt Napoleon sich vermaß, selbst geistige Dinge zu tractiren, wird man Consalvi's scharfer Einsicht und Consequenz in diesem Punkte nur Anerkennung zollen. Joseph Bonaparte eilte zu seinem Bruder, den Stand der Unterhandlung zu melden. Der einzige streitige Punkt solle ausgesetzt, die Willenserklärung des Papstes abgewartet

Digitized by Google

werden, in allen übrigen Punkten sei das Concordat fertig. Nach einer Stunde kehrte er bestürzt zurück. Wüthend, so berichtete er, habe der erste Consul erklärt, das Concordat müsse ganz unterzeichnet oder die Unterhandlungen abgebrochen werden; sein, des ersten Consuls Entschluß sei gefaßt. Eine Stunde später erschien Consalvi bei dem Festmahle. Angesichts aller Gäste überhäufte Napoleon den Cardinal mit den bittersten Vorwürfen. Maßlos, unwürdig war seine Sprache. Immer und ewig der schamloseste Mißbrauch der Macht, ein Eigenwille, der keine Grenzen und Schranken anerkennt, für den es weder ein höheres Wesen, noch einen denkenden und fühlenden Menschen giebt. „Sie wollen den Bruch", schrie er zornschnaubend dem Cardinal entgegen, „Sie sollen ihn haben. Rom wird blutige Thränen weinen. Ich werde wie Heinrich VIII. Frankreich von der Kirche losreißen, ganz Europa mitreißen. Unterzeichnen Sie alles oder Sie können abreisen. Wann wollen Sie reisen?" Augenblicklich und ruhig antwortete der Mann, an dem alle Einschüchterungs- und Schreckmittel abprallten: „Nach Tische". Napoleon machte einen förmlichen Satz nach rückwärts und ließ Consalvi endlich zum Worte kommen, der ihm bemerklich machte, er könne ohne Vollmacht, ohne seine Pflicht zu verrathen, in wesentlichen Dingen nicht selbstständig vorgehen. Graf Cobenzl, der in der Nähe befindliche österreichische Gesandte, an den Napoleon hierauf seine leidenschaftlichen Expectorationen richtete, ging mit äußerst feinem Takte in die Sache ein, gab zu verstehen, wenn er es auch nicht sagte, der erste Consul, der Frankreich und Europa den Frieden geben wolle, sollte auch dazu die Hand bieten. Scheinbar besänftigt erklärte Napoleon, man möge noch ein letztes Mal am folgenden Tage unterhandeln, aber an demselben auch abschließen, widrigenfalls solle Consalvi abreisen. Man unterhandelte neuerdings, aber Consalvi blieb unerschütterlich gerade in dem entscheidenden Artikel, obgleich Napoleon noch schließlich erklärt hatte, er müsse wörtlich wie er laute, oder gar nicht angenommen werden. Alle Drohungen waren Consalvi gegenüber wirkungslos. Und der erste Consul? Nach lebhaften neuerlichen Ausbrüchen und Vorwürfen gab er den Bitten und Vorstellungen seines Bruders Joseph nach und unterzeichnete mit Vorbedacht. Der leidenschaftliche, übermüthige Gewaltmensch hatte seine Mentalreversationen trotz irgend einem Schüler Busenbaums. Er wußte, warum er unterzeichnete. Zehn Monate nach Unterfertigung und Ratification des Concordats ward es erst publicirt, mit einem sehr umfassenden Anhange, der unter dem bescheidenen Namen loi organique und sich in den allgemeinen Titel Concordat hüllend, es in sehr wesentlichen Punkten alterirte, jedenfalls die Macht des Staates, vor allem der Staatspolizei, alles zur besseren Durchführung des Concordates, in einem der römischen Curie und ihren Intentionen sehr unliebsamen Sinne betonte. Als Consalvi von dem ersten Consul Abschied nahm, wurde er in auffallend freundlicher Weise empfangen, Fragen über den Kirchenstaat, das Befinden des Papstes an ihn gerichtet. Consalvi vermuthete gleich einen Hinterhalt und er hatte recht geurtheilt. Napoleon erklärte, er werde nicht umhin können, auch einige von den ehemaligen constitutionellen Bischöfen, welche seinerzeit die Civilconstitution des

Digitized by Google

Clerus beschworen, zu den jetzt zu besetzenden Bisthümern zu ernennen. Er werde sie früher zur Annahme des Concordates verhalten, worin implicite eine Retractation der Civilverfassung des Klerus liege. Consalvi konnte dieser Ansicht nicht beipflichten, weil das Concordat jene von Rom mißbilligte Verfassung nicht ausdrücklich erwähne, daher ein ausdrücklicher Widerruf seitens der constitutionellen Bischöfe unumgänglich nothwendig erscheine. Später erklärten die trotz dieser Verwahrung Consalvi's wirklich ernannten constitutionellen Bischöfe, sie hätten die von den Bischöfen von Vannes und Orleans ihnen vorgelegte, von ihnen ausgesprochene Retractation nie vollzogen. Ein neuer Scandal drohte im Schooße der kaum wiederhergestellten französischen Kirche auszubrechen, und erst nach Jahren gelang es dem persönlichen Einflusse, der väterlichen Autorität Pius VII. als er zur Krönung Napoleons nach Frankreich kam, den förmlichen Widerruf der renitirenden Bischöfe zu erhalten.

Während der langen Unterhandlungen, die zum Concordate führten, hatte, die römische Curie nicht ein Wort über den Verlust eines großen Theiles der weltlichen Besitzungen des Kirchenstaates fallen lassen. Sie hielt es unschicklich mit dem erhabenen Acte der Wiederherstellung der Kirche in Frankreich irgend eine andere Rücksicht zu vermengen, die nur den Schein des Eigennutzes haben könnte Doppelt würdig war solches Benehmen durch den Vergleich mit der unwürdigen Handlungsweise deutscher Fürsten, die um dieselbe Zeit in Paris um die Gunst eines Talleyrand und selbst der Kammerdiener französischer Machthaber buhlten, um nur einige Fetzen säcularisirten geistlichen Gutes ihrer Mitstände zu erwischen.

Charakteristisch ist auch der Umstand, daß die Regierung des ersten Consuls sich entschieden weigerte, die veralteten, mit dem neuen Völkerrechte unvereinbaren Privilegien, welche die großen Mächte in Rom besaßen, namentlich das der Gerichtsbarkeit über das ganze Stadtviertel, in welchen sich das Gesandtschaftshotel befand, auf die Vorstellungen Consalvi's aufzugeben. Die römische Republik hatte diese Privilegien aufgehoben. Der restituirte Papst fand keinen Grund dieses sogenannte Recht wieder aufleben zu lassen. Alle Mächte mit Ausnahme Spaniens leisteten auf dieses Privilegium, das sich nur in Rom herausgebildet und erhalten hatte, Verzicht. Frankreich wollte diese Reliquie des Mittelalters unter keiner Bedingung fahren lassen. Erst nach der zweiten Restauration im Jahre 1814 wurde dieser Unfug bleibend abgestellt. Consalvi kehrte nach zwei Monaten mühevoller Arbeit nach Rom zurück, wo er, vom Papste mit liebevoller Aufmerksamkeit empfangen, alsbald die wichtigen Geschäfte des Staatssecretariates wieder aufnahm.

Kaum war das Concordat abgeschlossen, veranlaßte die Heirat, welche Hieronymus Bonaparte, der nachmalige König von Westphalen, in America ohne Zustimmung der Mutter und des Bruders mit einer gewissen Miß Patterson eingegangen, neue Differenzen mit dem päpstlichen Stuhle. Napoleon verlangte gebieterisch ihre Auflösung. Der Papst erwiederte, nach kanonischem Rechte sei die mangelnde Zustimmung der Aeltern kein trennendes Ehehinderniß. Mit größtem Nachdrucke machte Napoleon den Umstand geltend, daß die Gemahlin seines Bruders

Digitized by Google

eine Protestantin sei, daß es dem Papste schlecht anstehe, eine Ketzerin in einer durchaus katholischen Familie belassen zu wollen. Vergebens replicirte der Papst daß die Kirche die Ehen der Katholiken mit Protestanten zwar mißbillige aber nicht für ungültig erklären könne. Der stets bereitwillige Erzbischof von Paris annullirte nichtsdestoweniger die Ehe, und bald darauf verheiratete derselbe Napoleon, dem die Mischehen ein solcher Gräuel waren, seinen Bruder mit einer protestantischen Prinzessin von Württemberg.

Inzwischen hatte der erste Consul die kaiserliche Würde angenommen und nichts lag ihn mehr am Herzen als dem neuen Throne und der neuen Dynastie die Weihe des Papstes zu verschaffen. Im vertraulichen Wege wurde dem Papste geschrieben, der Kaiser könne, da er eben nach einer großen Krise den Thron bestiegen, nicht selbst nach Rom kommen, um aus den Händen des Oberhauptes der Christenheit das Diadem zu empfangen. Der Papst möge, wie es mehrere seiner Vorgänger gethan, selbst nach Paris kommen, den Kaiser zu krönen. Er werde von dieser Reise über alle Erwartung hinaus befriedigt werden, der Religion daraus die herrlichsten Vortheile erwachsen. Willige der Papst ein, werde die officielle Einladung mit aller des Einladenden und seines Gastes würdigen Feierlichkeit erfolgen. Einer förmlichen Uebereinkunft wegen des Ceremoniells beim Empfange und während des Aufenthaltes in Paris könne sich der Kaiser nicht unterwerfen, aber die Curie könne sich verlassen, es werde alles, wie in früheren Zeiten gehalten werden, und der Kaiser, der nur dem Zuge seines Herzens folgen wolle, weit mehr thun, als man römischer Seits nur hoffen könne. In Rom herrschte große Aufregung, als die überraschende Zumuthung anlangte. Nach langen Unterhandlungen und Berathungen im Schooße des Cardinalcollegiums ward die Reise des Papstes beschlossen. Die extremen Parteien, welche, wie Herr Crétineau meint, folgerecht die allein wahren sind, eine Behauptung, die eben nur ein Extremer richtig finden mag, während die Wahrheit weder in den Extremen, noch in ihrer Mitte, sondern außerhalb derselben liegt, die alten Royalisten, de Maistre an der Spitze, vereinigten sich mit den Jakobinern in wüthenden Angriffen gegen den Beschluß des Papstes. Wie wohlthuend tönt solchen Ansichten gegenüber die schöne Aeußerung Consalvi's, man müsse, um inmitten so großer Schwierigkeiten den rechten Weg zu finden, nur mit größter Reinheit der Absicht vorgehen. Der Papst brauche nur die Interessen der Religion, den Charakter seines Apostolats in's Auge zu fassen, sich von irdischen Rücksichten und Motiven nicht leiten zu lassen. Und in der That, würdevoll und edel war das Auftreten des Papstes im Verlaufe der ganzen Angelegenheit. An Lockungen und Schmeicheleien hatte man es nicht fehlen lassen. Selbst die Modification der organischen Gesetze, auch die Rückgabe eines Theiles der Legationen hatte Talleyrand in Aussicht gestellt. Zwischen dem Empfange, der Pius VI. in Wien zu Theil geworden und dem Pius VII. in Paris werde der ganze Unterschied bestehen, der zwischen Joseph II. und Napoleon I. bestehe. In der That ein himmelweiter Unterschied zwischen dem auch von Consalvi hart geschmähten, weil nicht gekannten Joseph II. und jenem gekrönten Sohne der

Digitized by Google

Revolution, in dem die abgefeimteste List mit dem brutalsten Mißbrauche der Gewalt wie noch nie in einem Menschen verkörpert war. Und dieser gemißbrauchte, gehöhnte, tausendfältig verletzte, mit Hintansetzung jeder Schicklichkeit behandelte Greis ließ während seines ganzen Aufenthaltes in Paris auch nicht ein Wort fallen über die weltliche Herrschaft und sein gewaltsam verkürztes Gebiet. Die Behandlung des Papstes in Paris ist in ihrer Art ein ebenbürtiges Seitenstück zu den Scenen von Bayonne. Hier wie dort nichts als List und Gewaltmißbrauch. Schon die Anordnung der Reise des Papstes nach Paris im Spätherbste mit schonungsloser, unanständiger Eile und Hetze, dem kränklichen, hochbejahrten Papste nicht einmal die nöthige Rastzeit gönnend, ihn wie auf Commando vorwärts treibend, war auch ein Scandal, eine lange Reihe von Scandalen inaugurirend. Von der Jagd kommend, wie zufällig begegnete Napoleon in Fontainebleau dem Papste, fuhr nächtlicher Weile mit ihm nach Paris, damit nicht bemerkt werde, daß er seinem ehrwürdigen Gaste zur Linken sitze. Fortan aber setzte er selbst diese Rücksicht zur Seite und nahm keinen Anstand, gegen alles Herkommen, wenn er mit dem Papste erschien, die rechte Hand zu behaupten. Auch darin unterschied er sich, wie in manchen Dingen, von Joseph II. An der Krönungstafel nahm der Papst die dritte Stelle ein. In der Kirche von Notre-Dame mußte er, es klingt unglaublich, eine und eine halbe Stunde auf Napoleon warten. Bevor er noch Zeit hatte, die Krone vom Altar zu nehmen, hatte sie Napoleon rasch ergriffen und sich selbst aufs Haupt gesetzt. Zahllose Demüthigungen der kleinlichsten Art wurden mit raffinirtem Vorbedacht dem Papste, den man so sehnsüchtig erwartet, so hinterlistig herbeigelockt, bereitet, von allen den goldenen Versprechungen, die man gemacht, auch nicht eine erfüllt, ihm höchstens vage, nichtssagende Versicherungen gegeben. Der Papst, dessen würdiges und mildes Wesen ihm in Paris allgemeine Sympathieen erwarb, durfte eben deßhalb nie eine öffentliche Ceremonie in Paris vollziehen, konnte selbst am Christtage nur eine stille Messe in einer kleinen Pfarrkirche lesen. Auch auf der Rückreise mußte er zu Ostern in Macon anhalten, um nicht am höchsten Feste der Christenheit in Lyon einzutreffen. Und während der Papst noch in den Tuilerien wohnte, wählte Napoleon gerade diesen Zeitpunkt, die cisalpinische Republik in das Königreich Italien umzugestalten, so zu sagen unter den Augen des Papstes die Legationen mit diesem Königreich zu vereinigen, und wie zum Uebermaße des Hohnes die päpstlichen Schlüssel in das neue königliche Wappen aufzunehmen. Und alsbald eilte Napoleon nach Mailand, sich die eiserne Krone aufzusetzen. Ja er verließ ohne die geringste Rücksicht auf seinen ehrwürdigen Gast Paris zuerst, vor dem Papste. Der Papst reiste hinterdrein, und man hatte es so eingerichtet, daß er stets auf die vom Kaiser schon benützten Postpferde warten mußte. Bis in die geringfügigsten Einzelheiten ging die Berechnung dieses Napoleon, der das Größte wie das Kleinste mit weittragendem Geiste umfaßte. Anstaunen und bewundern muß die Nachwelt diesen außerordentlichen Geist des Feldherrn und Staatsmannes; die Liebe und Verehrung der besseren Menschen kann nicht sein Theil sein. Groß im rein echten Sinne war er nicht, fremd war

Digitized by Google

ihm der Adel der menschlichen Natur, und sein Haß gegen die Ideologen war nur ein plumper Vorwand, seine Menschenverachtung, sein Nichtverständniß aller höheren und idealen Motive zu verbergen. Ihm fehlte, um wahrhaft groß zu sein wie ein Epaminondas, ein Marc Aurel, ein Washington, vor allem das harmonische Maß des Charakters, die Selbstbeherrschung und der Glaube an das Höhere. Alles war ihm nur Mittel zu seinen Zwecken. Seine Selbstvergötterung war nicht geringer als die Vergötterung durch seine Soldaten und die hündischen Schmeicheleien seines Senates, den er so gründlich wie einst Tiberius den römischen verachtete. Nur sein Ende und die gräuliche Wirthschaft, die unmittelbar nach seinem Falle in Frankreich eintrat, versöhnt uns mit dem gewaltigen Manne, und die Lobeshymnen seiner feilen Hofpoeten gehören schon längst der Vergessenheit an, während der herrliche Grabesgesang Manzoni's durch Jahrhunderte fortklingen wird. (Schluß folgt.)

Vermischte Schriften.

„Die Aufgeklärten" von Konrad von Bolanden (Mainz 1864). — „Das Buch der Liebe" von Friedrich Friedrich (Wien 1865). — „Schöne Frauen" von Elise Polko (Wien 1865). — „Das Buch vom Lebensglück" von Karl Stugau (Wien 1865).

Wem die Kunst eine so ernsthafte Angelegenheit ist, daß er die Spuren einer wahren poetischen Erhebung auch auf dem Boden aufsucht, der ihm zufällig ein verhaßter ist, auf dem der Tendenz, läßt sich durch die letztere weder vom Kunstwerk abschrecken, wenn er die Tendenz verabscheut, noch für dasselbe gewinnen, wenn er sie theilt. Das Buch von Konrad v. Bolanden „Die Aufgeklärten" nennt sich „Zeitroman" und trägt in einem grellen Motto aus den Schriften Proudhons und in einer grimmig polternden Vorrede den Stempel einer der Gedankenfreiheit und den Fortschritten der Wissenschaft feindseligen Tendenz auf der Stirne. Das darf eine gewissenhafte Kunstkritik so wenig im voraus gegen das Buch einnehmen, als sie sich hindern läßt, die zahlreichen Tendenzromane, welche sympathischer predigen, wenn sie künstlerisch werthlos sind, mit dem Spottruf Heine's zu verurtheilen: „Kein Talent, doch ein Charakter".

Nimmt man „Die Aufgeklärten" zur Hand, so verleidet der schön ausgestattete, prachtvoll gedruckte Band, eine äußere Erscheinung, die der deutsche Buchhandel sonst nur der bewährten Würdigkeit angedeihen läßt, zu dem Glauben, man werde ein umgekehrtes Urtheil fällen müssen: Keine Gesinnung, wie man sie liebt, aber ein Talent. Senkt sich doch dieses zuweilen auf Köpfe nieder, in denen das wirkliche Leben einer sehr beschränkten Anschauung unterliegt, auf Herzen, die, wenn nicht gerade der Instinct des talentirten Schaffens sie leitet, mit Haß, Wuth,

Digitized by Google

Verleumdung für das Ziel ihrer Interessen und Leidenschaften kämpfen. Durchschimmern dann die persönlichen Mängel des Geistes und des Gemüthes auch zuweilen das Kunstwerk, so war es doch eben die Macht des Talentes, welche sie milderte, unterjochte, daß sie dem künstlerischen Zweck sich unterordneten und den Effect des Werkes zuletzt nicht beeinträchtigen konnten. Die Inspiration führt eben alles mit sich, was der Künstler braucht, auch wenn er es sonst nicht besitzt, zuweilen sogar eine sittliche Läuterung, die freilich nur so lange währt, als es für die künstlerische Absicht erforderlich ist.

Auf den Zeitroman „Die Aufgeklärten" kann man aber weder den Heineschen Spottruf, noch das Umgekehrte anwenden, man muß einfach sagen: der Roman hat keinen Charakter und kein Talent. Der Versuch, das letztere zu ersetzen, scheitert an stumpfsinniger Ungeschicklichkeit. So wenig weiß sich der Fanatismus des Grolles gegen das ganze moderne Leben zu mäßigen, daß er überall dort durch wilde Ausbrüche die Fäden selbst zerstört, die sich zu einem ihn verhüllenden Romangewebe ansetzen wollen. Für die Partei, welcher der Verfasser angehört, ist das Buch ein Unglück; der Romanleser aber, welchem die schöne Ausstattung einen Wechsel auf gute Unterhaltung auszustellen schien, findet den Verfasser „unzahlfähig", wie er in seiner sonderbaren Ausdrucksweise statt zahlungsunfähig zu sagen beliebt.

Wollten wir die Schranke des hier gebotenen Ernstes überschreiten, so könnten wir durch Beleuchtung der theoretischen Argumentationen des Verfassers, die nicht zur Erzählung selbst gehören, den Leser höchlich belustigen. Zu allen Zeiten hat es Leute gegeben, welche, von ihren subjectiven Tendenzen und Absichten befangen, wenn die Welt im Ganzen dieser Einseitigkeit zufällig nicht entsprach, die Welt für alt und schlecht genug hielten, um zum Untergange reif zu sein. So jung war die Welt niemals, daß nicht Einzelne eine allgemeine Verderbtheit in ihr wahrgenommen hätten und zu der Ueberzeugung gekommen wären, auf diesem Wege müsse die Welt zu Grunde gehen, und dieser Meinung war vielleicht schon Adam im Paradiese, da die Welt doch noch jung und unschuldig genug war, als es zum ersten Male regnete. Es gehört aber zur beschränkten Menschennatur, das eigene Ziel für das der Welt zu halten, und wo jenes nicht erreichbar scheint, diese für verloren zu achten. So viel aber sollte das 19. Jahrhundert durch seine rege wissenschaftliche Thätigkeit und namentlich auf dem Gebiete der Culturgeschichte schon gelehrt haben, einzelne Erscheinungen der Zeit, sie mögen der individuellen Anschauung noch so anstößig erscheinen, nicht für willkürlich und zufällig gewordene zu halten, die durch menschliche Schuld entstanden und durch menschliche Anstrengung zu beseitigen wären, sondern als Resultate zu betrachten, welche der Fatalismus des Weltprocesses nothwendig hervorbrachte. Das hindert gar nicht, daß man sie von seinem persönlichen Standpunkt aus beklage, denn dadurch wird dieser kenntlich und klar gemacht, was nicht minder von weltgeschichtlicher Bedeutung ist. Dazu aber gehört vor allem, daß das Auge des Einzelnen mit objectiver Gelassenheit auf den Erscheinungen der Zeit ruhe. Mit Antheil und

Digitized by Google

Aufmerksamkeit wird jeder Gebildete, welcher religiösen oder politischen Genossenschaft er auch angehöre, sich belehren lassen, wie die Erscheinungen der Gegenwart sich im Gewissen eines besonderen Dogma's spiegeln, vorausgesetzt, daß sie sich demselben in unverzerrter Gestalt darstellen. Manches von Görres und Brentano, von Chateaubriand und Montalembert, selbst vom halbvergessenen Romanschreiber der Restauration, d'Arlincourt, ist theils philosophirend, theils belletristisch im Sinne einer specifisch religiösen Anschauung geschrieben, und bleibt doch den Gebildeten jeder Richtung ein ewig werthvolles Zeugniß der Denkkraft und Genialität. Wo aber existirt die Richtung, die Partei, die Schule, die nicht in Spott und Gelächter ausbräche, wenn man, wie es Herr Konrad v. Bolanden unternimmt, die Aufklärung kurzweg und nicht bloß figürlich, sondern thatsächlich mit dem Verbrechen identificirt und einen „Aufgeklärten" als wirklichen Giftmischer darstellt, der zu einem solchen in Folge der Aufklärung geworden wäre!

Ist es überhaupt nicht erfreulich, sich in deutschen Romanen umzusehen, obgleich auch die schlechtesten darunter zu arg beschimpft wären, wollte man sie mit den in ihrer Art einzigen „Aufgeklärten" vergleichen, so mag man mit Hoffnung und Genugthuung auf jene in Deutschland verhältnißmäßig noch seltenen Schriften blicken, die sich mit gewissenhafter Treue, aber auch mit Verzichtleistung auf rein künstlerische Wirkung dem unmittelbaren Leben anschließen. Von nüchterner Beobachtung eingegebene Skizzen unserer Sitten und Zustände, des modernen Treibens verschiedener Stände werden auch einem mittelmäßigen Talent zu größerem Dank von Seite der Leser verhelfen, als wenn es in Romanen und Novellen sein zu kurzes Maß peinlich offenbart. Aufzuzeigen, daß die Täuschungen des Lebens die Wahrheit nicht enthalten, ist leichter, als mittelst der holden Täuschungen der Poesie die Wahrheit, die dem Leben fehlt, auszusprechen. Wird jene leichtere Mission nur mit einigem Geschick erfüllt, so entspringt daraus wie von selbst der Humor.

Zu dieser Bemerkung leitet ein in Wien erschienenes und in Nord-Deutschland geschriebenes Büchlein: „Das Buch von der Liebe. Nach Stand und Beschäftigung. Lustige Bilder von Friedrich Friedrich". Dem alten Ovid wird damit nicht Concurrenz gemacht, denn es handelt sich hier nicht um die Poesie der Liebe selbst, noch um irgend eine Kunst, nicht einmal um die, zu lieben. Es ist vielmehr von der Natur des Liebewerbens die Rede, wie sich dasselbe in der bestimmten Norm eines Berufes nicht mehr nach der Individualität verschieden, sondern typisch gestaltet. So liebt und so wirbt der Commis, der Candidat, der gemeine Soldat, der Officier, der Bauer, der Schuster, der Künstler, der alte Junggeselle, der Buchdrucker, der Student, der Schriftsteller. So oft der Verfasser bei der Wirklichkeit bleibt und sich nicht im Bestreben komisch zu sein, zur Caricatur versteigt — und das ist zum Glück in den meisten dieser Skizzen der Fall — wirkt er außerordentlich ergötzlich und entwickelt einen in deutschen Schriften selten gewordenen Humor, den ungesuchten und wie unwillkürlich sich ergebenden Humor, der weniger aus der Begabung des Verfassers als aus der ruhigen Betrachtung der Dinge, wie sie sind, zu entspringen scheint. In dieser Beziehung sind

Digitized by Google

die Soldaten-, die Candidaten- und die Bauernliebe besonders hervorzuheben. In der letzteren wird das Lachen von einem unbefangenen, aber von Wahrheit funkelnden Ernst begleitet, welcher vielen in der Litteratur hochberühmten Idyllen ein Ende machen könnte, wenn man ihren Werth eben nur in der realistischen Treue suchen wollte. Das Büchlein ist im Ganzen ein Beweis, wie gut manchmal ein Talent der Welt nachzuerzählen weiß, was in ihr selbst geschieht, welchem es sehr mißlingen würde, ihr vorzudichten, was niemals in ihr geschah. Wie es aber dem Verfasser einfallen mochte, sich in dem Capitel „Die Officiersliebe" eines der reizendsten Gedichte Chamisso's in der Weise anzueignen, daß er den Inhalt desselben als eine von ihm erfundene oder belauschte Geschichte in Prosa erzählt, wäre nur durch den Umstand erklärlich, daß Friedrich Friedrich einer der fleißigsten Uebersetzer französischer Theaterstücke ist, und diese Herren sich nach und nach zu gewöhnen pflegen, fremde Schöpfungen ganz unbefangen als ihr geistiges Eigenthum anzusehen und unter ihrem Namen ohne weitere Quellenangabe auf die Bühne zu bringen. Der Verfasser des „Buch von der Liebe" besitzt selbst Talent genug, um so traurige Behelfe verschmähen zu können. Sein äußerlich und innerlich hübsch ausgestattetes Büchlein gehört zu den Mustern pikanter Lectüre, die auch einen gebildeten Mann unterhalten können, während sonst in diesem Genre so Trauriges, sittlich und geistlich Verwahrlostes zu Tage tritt.

Zwischen Leben und Kunst, etwas vom Schmerze und vom Glanze beider anmuthig wiederstrahlend, ohne dem einen oder der anderen entschieden anzugehören, steht das Buch: „Schöne Frauen", von Elise Polko, wenn nicht eine der begabtesten, doch gewiß die geschmackvollste unter den deutschen Dichterinnen. Geschmack aber gehört vor allem dazu, wenn das Genre, in welchem diese Schriftstellerin glänzt, nicht unleidlich werden soll. Sie hat ihre Stärke in der novellistischen Einkleidung des Lebens berühmter Künstler, und bisher waren es vorzüglich Musiker, deren Schicksale oder auch nur einzelne Abenteuer sie zu reizenden Bildern abrundete, zuweilen sogar mit der Ausführlichkeit eines Romanes darstellte. In ihrem oben genannten neuesten Buche nimmt sie auch Maler und Poeten hinzu. Nun giebt es keinen Gegenstand, welcher sich einer wirklichen künstlerischen Behandlung durch den Roman oder die Novelle widerstrebender entgegensetzt, als eben — der Künstler selbst. An der allgemein menschlichen Wahrheit, die das Herz instinctiv mitempfindet, auch wenn es nichts dem Fall, der ihm erzählt wird, ähnliches erlebte, mißt der Leser den Werth des Gedichtes. Von diesem allgemein Menschlichen ist das Incommensurable, Unermeßbare der Künstlernatur eine Ausnahme; in ihr mag wahr sein, was sonst nirgends möglich ist, ihr mag unmöglich scheinen, was überall sonst als das Natürliche gilt.

Fehlt somit dem Künstlerleben die Norm, nach welcher man die Tauglichkeit eines künstlerischen Vorwurfes bestimmt, so kann es doch andererseits wieder nur von einem Künstler richtig verstanden und angemessen beschrieben werden. So balancirt das Genre zwischen Wahrheit und Dichtung, Leben und Kunst, und es zwischen diesem schwankenden Wechselspiel in seiner sicheren Eigenthümlichkeit zu

Digitized by Google

erhalten, dazu bedarf es neben Takt und Grazie des artistischen Instinctes, der zu außergewöhnlichen Handlungen und Vorgängen im Künstlerleben nicht ein gemeines Maß mitbringt. Damit ist auch auf den hauptsächlichsten Vorzug der „Handzeichnungen" von Elise Polko hingewiesen.

„Die Prinzessin Visconti" eröffnet den Reigen. Eine blendende Schönheit von siebenzehn Jahren, eine Waise, wird sie von ihrem Oheim aus Mailand, das die kriegerischen Wirren zu Anfang des 16. Jahrhunderts am meisten bedrohten, in das Haus eines Freundes nach Florenz gebracht. Hier beginnt der Mönch Fra Bartolomeo, ein bereits berühmter Maler, ihr Bild. Die inneren Kämpfe aber, die er dabei zu bestehen hat, und die wunderbare Schönheit des Mädchens lassen ihn zweifeln, das Bild vollenden zu können. Da besucht ihn sein Freund aus Rom, der Maler Rafael Sancio. Dieser vollendet das Bild und durch den wunderbaren Adel seiner Erscheinung und die Macht seines Genies, die eben so sehr aus seinen Augen wie aus seinen Händen spricht, vollendet er auch die Reife des Mädchens zum Weibe, in der vollsten lebenglühenden und zugleich idealen Bedeutung. Sie soll nach Mailand zurückkehren, eine verhaßte Ehe eingehen, sie verschwindet aber im Moment der Abreise spurlos. Niemand ist ihr nahe genug verwandt, um sich lange zu grämen oder sie im kriegerischen Aufruhr der Zeit lange zu suchen. Sie ist vergessen, verschollen. Allabendlich aber sprengt Rafael auf schnellem Pferde aus Rom hinaus nach einer nahen Villa. Die Prinzessin Visconti hat ihm eine Liebe zu Füßen gelegt, wie sie dem Herrscherzauber des Genies gebührt, eine Liebe, die alles verlangt, was das Herz, und nichts, was die Welt giebt. Früh verzehrte dieses Feuer das Wesen, in dem es brannte. Das in Florenz gemalte Bild der Prinzessin Visconti befindet sich jetzt in der Sammlung eines Kunstfreundes in Aarau. In einigen Bildern Rafaels aus einer späteren Zeit, nämlich als er bereits die Fornarina malte, findet man Aehnlichkeit mit jenem Antlitz auf der Holztafel des Fra Bartolomeo.

„Augenzauber" erzählt, wie Guido Reni dazu kam, Beatrice Cenci zu malen. Die lieblichste Leistung des Buches ist vielleicht die Geschichte der Barbarina, der schönen Tänzerin, welche Friedrich II. von Venedig nach Berlin kommen ließ. Die Geschichte der berühmten deutschen Malerin Angelika Kaufmann, das erste Auftreten des Compositeurs Händel in Berlin am Hofe des großen Churfürsten, endlich ein Abenteuer des Prinzen Louis Ferdinand bilden die vorzüglichsten Arbeiten des übrigen Inhaltes, während die Geliebte Ariosts, das erste Erscheinen Goethe's in Leipzig, so wie „Das versunkene Schloß", ein Nachtrag zur „Angelika Kaufmann" füglich entbehrt werden könnten. Das künstlerische Verständniß und die zierliche Ausarbeitung machen „Schöne Frauen" von Elise Polko zu einer wahren Boudoirlectüre auch für — Herren, wenn sie zufällig im Boudoir allein gelassen werden.

Gar nichts mit der Kunst, nicht einmal mit der wahren Lebenskunst hat „Das Buch vom Lebensglück" von Karl Stugau zu thun. Es soll vereinzelte Anerkennung gefunden haben, entzieht sich aber nach Form und Stil, Gesichtspunkt

Digitized by Google

und Gedanken gänzlich einer wissenschaftlichen oder überhaupt litterarischen Kritik. Zum Glück enthält es eine Fülle guter Citate aus berühmten Schriften, so daß man in das Urtheil des Knaben einstimmen möchte, dem der Kuchen nicht mundete: die Rosinen, die darin stecken, wären ohne den Kuchen auch sehr gut.

Hieronymus Lorm.

Kurze kritische Besprechungen.

M. Matter: Le mysticisme en France au temps de Fénélon. Paris 1865. (424 p.)

Dr. B. Nie stand in Frankreich die Autorität der katholischen Kirche mächtiger da als im 17. Jahrhundert. Der befreiende Geist der Reformation war unterdrückt, das Scepter der hierarchischen Macht beherrschte unbehindert das Leben. Selbst der philosophische Gedanke, so sehr ihm das Bewußtsein der Freiheit und der Reform innewohnte, hatte sich der Autorität gebeugt. Schon Descartes hatte jeden Versuch, sie zu erschüttern, behutsam vermieden. Pascal, Huet, Foucher, Lamothe-Levayer waren beflissen die Erkenntnißfähigkeit der Vernunft herabzusetzen, um die Wissenschaft um so sicherer der Autorität zu unterwerfen. Der fromme Sinn des Zeitalters suchte Belehrung in dem Leben und den Werken der h. Therese, welche französisch in wiederholten Auflagen erschienen: pour acheminer les âmes à la parfaite union avec Dieu. (Vgl. die Pariser Auflage von 1621.) Auch die Werke des h. Franz von Sales waren eine beliebte Lectüre der Zeitgenossen des Descartes, Mallebranche und Spinoza. Dieses Zeitalter entwickelte eine eigene Art von Mystik, die dem äußern erstarrten Kirchenthum entgegentrat. Ihr Charakter war nicht wie der der älteren französischen Mystik der Victoriner und des h. Bernhard speculativ und contemplativ, sondern ekstatisch, visionär. Die Hauptrepräsentantin dieser Mystik ist Madame Guyon. Die Wirkungen, die von diesem Weibe ausgingen dehnten sich auf weite Kreise aus. Selbst Männer wie Fénélon und Bossuet standen unter ihrem Einflusse. Mächtig widerstand sie den kirchlichen und staatlichen Gewalten Frankreichs, den Erzbischöfen von Paris, Ludwig XIV. und der Frau von Maintenon. Mit kräftiger Resignation ertrug sie das über sie verhängte Martyrium des Kerkers. Diese merkwürdige Persönlichkeit, ihr Leben, ihre Lehren und ihren Einfluß im Zusammenhange mit ähnlichen Erscheinungen und mit der Culturgeschichte der Zeit zu schildern, ist die Aufgabe des vorliegenden Werkes. So wenig wir den vom Verfasser im Eingange versuchten Begriffsbestimmungen in der Mystik und der Theosophie beistimmen können, so sehr müssen wir den Reichthum des zeit- und litteraturgeschichtlichen Materials, das der Verfasser in seinem Buche niedergelegt, anerkennend hervorheben. Was die Darstellung betrifft, so ist sie theilweise klar und wohlgeordnet, theilweise confus. Nicht immer gelang es dem Verfasser, des Stoffes Herr zu werden. Die besten Theile des Buches sind zunächst die, welche der Schilderung der Persönlichkeit der Guyon gewidmet sind, dann diejenigen, welche die durch die Guyon hervorgerufenen bekannten Verhandlungen der französischen Theologen über die reine Liebe zu Gott, an welcher auch Leibnitz lebhaft Antheil genommen, zum Gegenstande haben. Ganz oberflächlich und ungenügend ist die Nachweisung der Quellen, aus denen die Guyon ihre mystischen Ansichten geschöpft haben soll. Das Verhältniß der Guyon zu Fénélon hätte nicht an vielen zerstreuten Stellen des Buches, sondern in einem Zusammenhange abgehandelt werden sollen.

Digitized by Google

Zimmermann, L. R.: Erinnerungen eines ehemaligen Brigantenchefs. Erster Theil. Wien 1864. Im Selbstverlage des Verfassers.

H. M. Die officiösen Darstellungen der Turiner Regierung haben bisher die tiefer liegenden Ursachen des Brigantaggio nachzuweisen entweder verfehlt oder, was noch wahrscheinlicher, vermieden, und auch der Bericht der vor länger als zwei Jahren niedergesetzten Parlamentscommission hat zur Erklärung dieser Erscheinung nichts beigetragen, weil er den politischen Grund zu verschweigen und dem Gegenstande bloß eine sociale Seite abzugewinnen sucht, dem Uebel daher auf allerhand Umwegen, durch Vermehrung der Straßenarbeiten in den neapolitänischen Provinzen, durch Freimachung des Grundes und Bodens, durch Beförderung von Creditinstituten für Ackerbau und Industrie, durch möglichste Ausdehnung des öffentlichen Unterrichts u. dgl. beizukommen sich die Miene giebt. Kurz man hat in Turin viele Worte gebraucht, um das Eigentliche und Wahre zu verheimlichen.

Die vorliegende Schrift soll nun vorzugsweise dazu dienen, das größere Publicum in das Wesen eines Krieges einzuweihen, der bisher nicht diejenige Aufmerksamkeit und gerechte Beurtheilung erfahren hat, welche er verdient. Der Verfasser, der theils durch jugendliche Abenteuerlust, theils aber auch durch aufrichtige Begeisterung für die gerechte Sache des Königs Franz II. sich bewegen ließ, in die Reihen der Briganten zu treten, bringt, wie er sagt und wie wir im Allgemeinen ihm gern glauben wollen, wahrheitsgetreue Schilderungen von Thatsachen nach persönlicher Erfahrung oder nach Mittheilungen von competenter, glaubwürdiger Seite.

Der Grund zu dem raschen Falle des Thrones Franz II. findet der Verfasser mit Recht in dem einfachen Umstande, „daß hier eine gute Sache schlecht, und eine schlechte Sache nur allzugut bedient worden". Auch er ist, wie noch jeder Unbefangene gesagt hat und wie die Thatsachen in diesem Augenblicke unwiderlegbar darthun, der Ueberzeugung, daß es nie der Wille des neapolitanischen Volkes gewesen, einem sogenannten Königreiche Italien einverleibt zu werden. Volk und Armee waren vielmehr entschieden für Franz II., und hätte es in den höheren Kreisen nicht so sehr an Muth und Redlichkeit gemangelt, so wäre die Invasion blutig zurückgewiesen worden. Aber es fehlte die Anregung von oben, um die allenthalben sich kundgebende Bewegung zu concentriren. Vereinzelte Beispiele, wie die Erschießung des verrätherischen General Briganti durch seine eigenen Soldaten bei Mileto in Calabrien, örtliche Erhebungen der Bevölkerung in Molise, Terra di Lavoro und in den Abruzzen, die pflichtgetreue Haltung der Commandanten von Civitella del Tronto, und der Citadelle von Messina u. s. w. vermochten die Entwicklung der Katastrophe nicht mehr zu hemmen.

Als dann das Lilienbanner bloß noch auf Gaeta, Civitella del Tronto und auf der Citadelle von Messina wehte und der Widerstand daselbst nur mehr als ein der Waffenehre gebrachtes Opfer, als ein donnernder Protest gegen Verrath und Gewaltthat anzusehen war, da begann das Volk aus seiner Betäubung oder Täuschung zu erwachen und es entwickelte sich nun jener Kampf in Wäldern, Bergen und Schluchten, welcher bereits gegen vier Jahre lang eine Streitmacht von 80.000 Mann ermüdet und decimirt, ohne in seinem Feuer nachgelassen zu haben, jener Kampf, welcher „ein Sühnopfer für die alte Schmach und ein — leider so sehr mißverstandener — Appell an das civilisirte Europa" ist: der Brigantaggio. Diesen Kampf der Vaterlands- und Königstreue gegen hundertfache Uebermacht, diesen Kampf der Verzweiflung gegen ein furchtbares Blutregiment, des Volkswillens gegen ein fremdes Princip, diesen Kampf hat man von Turin aus der Welt als „Räuberunwesen", als eine „vorübergehende Störung in der Gesellschaft, veranlaßt durch einige Wenige, die sich außerhalb der Gesetze stellen", darzustellen sich bemüht.

Digitized by Google

Die der vertriebenen Dynastie am meisten ergebenen Provinzen sind: Terra di Lavoro, Abruzzo ulteriore 1. und 2., Abruzzo citeriore, Molise, Capitanata und Basilicata. Dort versuchten sogleich nach erfolgtem Einmarsche der Piemontesen die Bewohner im Vereine mit kleineren Militär- oder Gendarmerieabtheilungen dem eindringenden Feinde Widerstand zu leisten. Der Uebertritt des größten Theiles der neapolitanischen Armee auf römisches Gebiet führte den bereits vorhandenen kleineren Guerillabanden bedeutende Verstärkungen zu, indem viele Soldaten vor Ueberschreitung der Grenze die Truppe verließen, und mit ihren Waffen die heimatlichen Gebirge aufsuchten.

Der Verfasser verzeichnet die bedeutendsten, auf solche Weise gebildeten Guerillaschaaren. Eine ausführlichere Schilderung giebt er von der Schaar des zu seiner Zeit vielgenannten unglücklichen Chiavone, in welche er zuerst eintrat. Aus der Erzählung der Thatsachen geht hervor, daß Chiavone, der früher im abhängigen Verhältnisse Tüchtiges geleistet, seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen war, sobald er die Rolle eines selbstständigen „Generals", wie er sich später nannte, zu spielen sich vermaß, ja daß die Sucht nach äußerem Glanze der erste Anlaß seines Unterganges ward.

Noch mit anderen interessanten Persönlichkeiten wie mit mancherlei denkwürdigen Zuständen macht uns das Buch bekannt, und die folgenden Theile werden vielleicht noch mehr des Anziehenden und Bemerkenswerthen bringen. Der Verfasser besitzt einen lebendigen Vortrag, beurtheilt mit Einsicht, findet schnell den passenden Ausdruck und läßt es auch an witzigen und pikanten Stellen nicht fehlen. In letzterer Beziehung möchten wir ihm sogar ein gewisses Maßhalten anempfehlen. Ein sparsameres Gebahren mit romantischen und erotischen Episoden, in welche der Verfasser gern seine Person einflicht, ein strengeres Fernhalten von den Fußtapfen eines Casanova würde dem Buche zu noch größerem Vorzuge gereichen. Die Sache, als deren Geschichtsschreiber er auftritt, ist eine ernste; sie verlangt auch in der Darstellung ihren Ernst.

Oesterreichisches Eisenbahnjahrbuch für das Jahr 1865. Wien 1865, Geitler.

S. Eine verdienstliche Leistung, welche in anspruchlosem Kleide vieles nicht bloß für Eisenbahnbeamte, sondern im Allgemeinen Interessantes bietet. Der Inhalt bietet eine Geschichte und Statistik sämmtlicher in Oesterreich bestehenden Einbahngesellschaften, Biographien (Ghega, Brunel, Gerstner, Stephenson, Francesconi, Lapeyriere, Engerth), technische Mittheilungen, eine statistische Schilderung der 1863 vorgekommenen Eisenbahnunfälle und ein Personalschematismus sämmtlicher Bahnen, bis Ende November 1864 richtiggestellt. Eine erwünschte Beigabe bildet die nett ausgeführte Eisenbahnkarte, welche durch Farben die Tracen der verschiedenen Gesellschaften, und durch die Schraffirung weiters unterscheiden läßt, ob die Bahnen mit ein oder zwei Geleisen versehen, im Betrieb oder Bau befindlich, für den Bau bewilligt oder in den Vorarbeiten begriffen sind. Das Jahrbuch entspricht sohin allen Anforderungen und wird in weiten Kreisen willkommen sein.

Berlepsch, H. A.: Schweizerkunde. Land, Volk und Staat, geographisch-statistisch dargestellt. Braunschweig 1864, bei Schwetschke.

S. Mit dem abgelaufenen Jahre ist auch die letzte Lieferung dieses umfassenden, über 900 Druckseiten zählenden Werkes erschienen, das schon durch längere Zeit in Heften ausgegeben wurde. Der Verfasser schildert in dem Vorworte, wie ihm seine Materialien im Verlaufe der Arbeit anwuchsen, bis sie kaum zu bewältigen waren, und so der Abschluß des Buches erst lange nach der anberaumten Frist und durch die Beihülfe mehrerer Mitarbeiter erfolgen konnte. Mancher Leser mochte darüber so ärgerlich sein, wie der Verleger, mit dem es über die Verzögerung förmlich zum Bruche kam, die Arbeit selbst hat hiedurch nichts verloren und ist desto umfassender und gründlicher geworden,

Digitized by Google

Es zerfällt, wie der Titel anzeigt, in drei Abtheilungen, deren erste das Land und seine Natur, die zweite das Volk und sein Leben und die dritte den Staat und seine Zustände behandelt. Jede Abtheilung umfaßt wieder mehrere Capitel, im Ganzen 29, welche in der ersten Abtheilung Geographie, Terrain, naturhistorische Beschreibung und klimatische Verhältnisse, in der zweiten Statistik, Lebensweise, Trachten, Wohnung, Wirthschaft, Industrie und Handel, Sprache, sittliche und geistige Zustände, in der dritten einen historischen Rückblick, Bundes- und Cantonalverfassung, Verwaltung, Rechtswesen, Finanzen und Eisenbahnen umfassen. Jeder dieser Abschnitte ist mit Fleiß und Sachkenntniß gearbeitet und die reichliche Litteratur, welche zu jedem Capitel aufgeführt wird, auch thatsächlich zum Besten des Buches verwerthet. Hiedurch gestaltet sich dasselbe in der That zu einer Landeskunde, welche in jeder Beziehung über die Schweiz klare Auskunft giebt, ein Land, welches zwar, wie der Verfasser bemerkt, eine größere Broschüren- und Monographienlitteratur als irgend ein anderes Land gleichen Umfanges aufweist, aber diese seltener in das große Publicum dringen läßt, so daß es eines langjährigen, eifrigen Sammelns bedurfte, um das Material in solcher Vollkommenheit zu gewinnen. Unter den durchweg gut geschriebenen Capiteln dürften der Natur der Sache nach jene des zweiten Abschnittes über die Körperbeschaffenheit, die Nationaltrachten, die Wohnungsverhältnisse, die Sitten, und Gewohnheiten und die sehr gründliche Abhandlung über die Sprachen mit den interessanten Dialektproben am allgemeinsten ansprechen, aber auch in jedem übrigen Theile bringt das Buch Gediegenes und es ist ein guter Prüfstein für ein derlei Sammelwerk, daß Berlepsch's Schweizerkunde nicht allein als Nachschlagewerk ihren Zweck vollkommen erfüllt, sondern den Leser auch im Zusammenhange durch das Interesse des Gegenstandes und die Art der Darstellung fesselt.

Eyth, Max: Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht. Zweite Ausgabe. Leipzig 1865. F. W. Grunow.

φ. Einer athenischen Gesandtschaft wurde einst in Sparta bedeutet, man habe über der Erwartung des Endes den Anfang ihrer Rede vergessen und könne darum dieselbe nicht würdig beantworten. In ähnlicher Weise ist es uns ergangen mit obigem Werke. Es ist uns ob der Formenmannigfaltigkeit der Inhalt beinahe ganz abhanden gekommen. Zwar sind wir durch die lyrische Virtuosität unserer Tage endlich dahin gebracht worden, von einem erzählenden Gedicht nicht gar zu pedantisch die Wiedergabe einer ausgeglichenen Stimmung in der Gleichförmigkeit des Metrums zu verlangen. Hier ist uns des Guten doch etwas zu viel geboten. Da wechseln nicht bloß nach den Nummern jambische und trochäische Maße, Hexameter und Terzinen, sogenannte Nibelungen- und gar Doppelnibelungenstrophen, sondern es wird uns innerhalb derselben Nummer häufig zugemuthet, etwa aus dem Schnaderhüpfelton in pathetische Weisen zu überspringen, Verse von 7, 8, 9, 10, 11 Silben einander correspondiren zu lassen und ernsthaft zu bleiben, wenn „gefangen, gefangen; vergessen, vergessen; gerettet, gerettet" variirt wird, und der Accent der Strophe in einem schließlichen „gewesen" gipfelt. Auch die Reime lassen uns nicht zu einem homerischen Schläfchen gelangen, wir werden immer wieder durch: „ras'te — Gaste, Walde — kalte, Gewerbe — Schärpe, bunter — Wunder, träumerischen — zischen, gekleidet — angeläutet, steht er — Ceder ꝛc. ꝛc." aufgerüttelt, und da finden wir denn auch andere absonderliche Wortformen und Satzbauten, wie: „bleichender Mund, Wände schwarz getäfert, im Schlamme versaufend, sie wollen mich verhungern, die Thür stößt auf, des Feuers leis' Geglester" u. s. w. „Wegen dem Bissel", pflegte Nestroy zu sagen, und wir können nicht anders als es wiederholen, denn von der anderen Seite werden uns großartigst ungewohnte Schauernisse vorgeführt; wir wandeln über „öde Cactusmatten, durch Haine der granitenen Palmen", wir sehen „steinerne Thränen demanten blitzen", und dann wieder „die Augen blitzen wie Smaragd" (schade, daß sie dann grün

Digitized by Google

sind), wir hören „wie in Verließen mit einsamem Klopfen — Langsam die Mauern zur Erde tropfen“ und erreichen die reinen, d. h. gedankenlosen Gefühlstiefen, indem uns gesagt wird: „Hätt' nicht der Baum aus dem grünen Wald — Die morschen Steine getragen“ oder „Griff Ludwig nach den Blitzen aus Steinen und Demant“. Und weil wir schon in die Gefühlssphäre eingetreten sind, so fügen wir noch hinzu, daß am Ende nach Kämpfen und Festlichkeiten Hochzeit und Versöhnung begangen wird.

Donner: Die Lustspiele des Plautus. Deutsch, in den Versmaßen der Urschrift. Leipzig und Heidelberg. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

H. Tlr. Die Deutschen sind nicht bloß ein Volk von Dichtern und Denkern, wie man sie wohl zuweilen genannt hat, sie sind auch ein Volk von Uebersetzern. Denn wer auch nur ein wenig auf dem Gebiete dieser, Litteratur Umschau halten will, der wird sich von der Wahrheit des Gesagten leicht überzeugen, ja er wird hier eine Thätigkeit entfaltet finden, die, wenn sie auch zuweilen des Guten zu viel thut (ich erinnere hier nur beiläufig an die 10 oder 12 Verdeutschungen der Frithjofsage), dennoch im Ganzen der Sache, der sie dient, nicht abträglich ist. Und diesem Eifer, der mit achtungswürdiger Selbstbeherrschung sein poetisches Talent auf diesem Felde verwerthet, begegnen wir nicht allein bei den Erzeugnissen der modernen Litteratur, auch die antiken Dichterwerke der Griechen und Römer erfreuen sich in zahlreichen Uebertragungen würdiger Vertreter. Vor allen Andern jedoch zieht Donner, dem sich Minkwitz wetteifernd zur Seite stellt, unsere volle Aufmerksamkeit auf sich, sowohl durch die Zahl, als die Gediegenheit seiner Leistungen, die mit Recht auf den Namen Nachdichtungen Anspruch machen können. Sein Sophokles, der bereits in fünfter Auflage erschien, ferner Homer, Pindar, Aristophanes legen dafür ein rühmliches Zeugniß ab.

In letzter Zeit hat sich Donner auch der lateinischen Dichtung zugewandt, und zwar waren Terenz und Plautus die Erstlinge seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete. Von Letzterem liegt uns ein Band vor; irren wir nicht, so stehen noch drei andere in Aussicht. Um nun von der Uebersetzung selbst zu reden, so ist sie treu und fließend, und sind die verschiedenen Maße des Dichters mit großer Gewandtheit im Deutschen wiedergegeben. Gleichwohl lassen sich einige Bedenken nicht unterdrücken. Die Verdeutschung ist nämlich für einen Plautus zu fein, zu elegant, ein Tadel, der nur denen auffallen wird, die das Original nicht kennen. Den man dürfte nicht ohne Grund behaupten, daß das Talent Donners weit leichter den zarten, klang- und ideenreichen Chorliedern eines Sophokles oder den erhabenen Feierklängen einer pindarischen Ode sich anzuschmiegen vermöge als der handgreiflichen, burlesken und nicht selten gemeinen Komik eines Plautus, der für ein Publicum schrieb, das für attische Feinheiten nicht eben sehr empfänglich war. In seinen Stücken herrscht der ungebundene Volkston; aus ihnen lacht uns ursprüngliche Frische, gesunder kerniger Humor und Mutterwitz entgegen und es ist gewiß bezeichnend, daß der deutsche Reformator des 16. Jahrhunderts, der dem natürlichen, derben Witze nicht abhold war, sich im Falle einer Kerkerhaft nur zwei Bücher wünschte: Die Bibel und den Plautus, um so beiden Richtungen des menschlichen Gemüthes Rechnung zu tragen. Aber gerade diese Eigenschaften, die naive oft kühn bereicherte Sprache mit eingerechnet, wie sie die Lectüre des Dichters angenehm machen, erschweren die Aufgabe des Uebersetzers, und eine vollendete Wiedergabe wird nur dem gelingen, der zu diesem Werke selbst eine Ader plautinischen Witzes mitzubringen vermag

Ferner dürfte auch folgende Bemerkung nicht am unrechten Orte sein. Während nämlich der Vers des Originales sich mit vieler Freiheit bewegt, hat uns Donner ganz regelrecht klingende Maße gegeben und dadurch zwar das Urbild verfeinert, jedoch keines-

Digitized by Google

wegs die Lebendigkeit und Beweglichkeit plautinischer Sprache zur Anschauung gebracht. Es ist hier nicht der Ort sich des breitern in Einzelnheiten zu ergehen, aber einige Andeutungen werden zeigen, daß unsere Behauptung nicht grundlos sei. Schon der Titel des ersten Stückes miles gloriosus ist durch das Wort „Großsprecher" nicht richtig wiedergegeben; das Wort „Bramarbas" faßt treffend Beides zu Einem zusammen. Ex hostibus fartum facere (so liest Donner) lautet: den Feind in Stücke hauen; treuer und witziger dagegen bei Rapp: aus den Feinden Wurstsalat machen. Des Parasiten Worte: ne dentes mihi dentiant übersetzt Donner: daß mir die Zähne nicht klappern; während doch der Sinn und Wortlaut der Stelle der ist: daß mir vor Hunger die Zähne nicht lang werden, weil sie nichts zu beißen haben. Diese Ausstellungen, die sich vermehren ließen, werden vielleicht kleinlich erscheinen; sie würden es mit Recht, wenn sonst der Geist des Dichters sich in der ganzen Uebersetzung treu wiederspiegelte; das aber ist unseres Erachtens nicht der Fall. Daß sie trotzdem manches Gelungene biete und lesbar sei, ist von einem Donner zu erwarten. Doch darf eine gewissenhafte Beurtheilung nicht verhehlen, daß Epik und Tragödie für den erprobten Meister stets ein dankbares Ziel war und bleiben wird.

---

* Napoleon's „Julius Cäsar" soll auch in čechischer Sprache erscheinen. „Die „Umělecká Beseda" hat nämlich den Dr. Ed. Grégr eingeladen, die Herausgabe der čechischen Uebersetzung dieses Werkes zu unternehmen und ihm „all ihre geistige und moralische Unterstützung" zugesichert. Finden sich bis zum 25. d. wenigstens so viel Subscribenten auf das Werk, daß ein Theil der Kosten gedeckt würde, so soll das erste Heft 14 Tage nach der Ausgabe des Originals erscheinen. Der allenfällige Reinertrag soll der „Umělecká Beseda" zufallen.

* Von dem mährischen Landeshistoriographen Beda Dudik wird in kürzester Zeit der vierte Band seiner Geschichte Mährens erscheinen. Demselben wird eine von Dr. Jireček acquirirte Landkarte Mährens aus dem 12. Jahrhundert beigegeben werden.

* Ladislaus Szalay hat in der letzten Periode seines Lebens ein geschichtliches Werk in zwei Bänden für den Druck bereit gemacht, dessen Erscheinen er leider nicht mehr erleben konnte. Dies Werk, aus der Zeit Franz Rákóczy's II., enthält die Selbstbiographie eines berühmten Generals desselben, Alexander Károlyi, und dessen Tagebuchsnotizen, ferner das gleichzeitige Werk von Johann Pulay über den die Rákóczy'schen Kämpfe beschließenden Szatmárer Frieden. Der erste Band enthält die Einleitung, Károlyi's Lebensgeschichte und dessen Tagebuchsnotizen bis zum Jahre 1730; der zweite Band mit dem übrigen Theile der Notizen und dem Werke Pulay's wird gleichfalls demnächst im Verlage von Heckenast erscheinen.

* Die bisher zerstreut gewesene, reiche und kostbare musikalische Bibliothek Meyerbeer's ist nunmehr in Berlin vollzählig vereinigt worden und wird, den letztwilligen Verfügungen des Meisters gemäß, für einen seiner musikalischen Enkel, respective für die königliche Bibliothek aufbewahrt. Dieselbe enthält einen sehr großen Schatz namentlich alter, seltener, zum Theil sogar verloren geglaubter Partituren von den ersten Zeiten der Oper an, sowie andere werthvolle Drucke und Manuscripte aus allen Epochen der Musik.

Digitized by Google

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 8. Februar 1865.

Es werden der Classe zur Aufnahme in die Schriften der historischen Commission vorgelegt:

a. Von dem hochwürdigen Herrn Beda Schroll, Capitularen des Benedictinerstiftes St. Paul in Kärnten „das Lehensverzeichniß dieses Stiftes aus dem 15. Jahrhundert";

b) von Herrn Karl Oberleitner ein Aufsatz: „die Finanzlage in den deutschen österreichischen Erbländern während des siebenjährigen Krieges".

Der Haushalt eines Staates giebt ein klares Bild seines geistigen und materiellen Aufschwunges; er weist die Vorzüge seiner inneren Verwaltung oder den Mangel an zweckmäßigen und freisinnigen Reformen nach und legt die Wunden bloß, die ihm Kriege, Elementarereignisse oder die schlechte Gebahrung mit dem Nationalvermögen schlugen.

Die einzelnen Ausgaben zergliedern den Bau des Staatskörpers und zeigen, welcher Aufwand von Arbeitskraft zu seiner Erhaltung erfordert wird; — aus den Einnahmen hingegen ersehen wir, ob durch die innige Verbindung und Wechselwirkung der geistigen und physischen Kräfte die naturgemäße Entwicklung und wohlberechnete Benützung aller Hülfsquellen des Staates erreicht wurde.

Wir ermitteln durch die Mauth- und Zolltarife den Productenreichthum, den industriellen Fortschritt des Landes, und wie neben den Ackerfurchen die schiffbaren Ströme und Eisenstraßen die Wege zur Steigerung des Volkswohlstandes bahnten; wir prüfen an den Steueransätzen die Muskelkraft, den Fleiß und die Intelligenz des Arbeiters, und erkennen aus den verschiedenen Arten der Steuern und ihres Ertrages den socialen Charakter der Bevölkerung.

Der Haushalt der deutschen österreichischen Erbländer vom Jahre 1761 erklärt uns die schwierige Lage, in der sich während des schlesischen Krieges die Kaiserin Maria Theresia befand und wie unzureichend die Staatseinahmen waren, um dem Heere Friedrichs II. das fruchtbare Schlesien wieder zu entreißen.

Der Militäretat erforderte allein 41 Millionen Gulden, und zwar bei der Armee im Felde 18,809.214 fl.; für die Garnisonen in den deutschen Erbländern und in Ungarn, für die Artillerie und Ausrüstung von 40.000 Recruten 5,400.000 fl.; dann für den Transport von 1,000,000 Ctr. Mehl, von 4,000,000 Ctr. Hafer und für die Bäckerei, Magazinsrequisiten 14,000.000 fl.

Zur Bedeckung der Armeeauslagen waren veranschlagt: die Militärcontribution der sämmtlichen deutschen und ungarischen Erbländer mit 14,200.000 fl., die doppelte Militärcontribution der deutschen Erbländer und der Stadt Wien mit 10,200,000 fl., der Beitrag von der Hof- und Staatskanzlei mit 6,000.000 fl., die Darlehen von den Capitalisten in den Erbländern mit 3,000.000 fl., der Beitrag von dem Wiener Stadtbanco mit 6,000.000 fl. und die Einziehung der Gratispensionen mit 1,456.000 fl., die später vom Aerar wieder vergütet werden sollten.

Unberührt blieben in diesem Voranschlage die Auslagen pr. 1,500.000 fl. auf die Belagerungsrequisiten und die stipulirte Rückzahlung der Darlehenssumme von 1,500.000 fl. an den Banquier v. Fries, und da einige Präliminaransätze jeder sicheren Grundlage entbehrten, so war es überhaupt zweifelhaft, ob mehr als zwei Drittheile der Armeekosten aufgebracht werden könnten.

Digitized by Google

Die deutschen österreichischen Erbländer mit einer Bevölkerung von 6,424.069 Seelen und mit 990,527 Häusern wurden allein mit einer Militärcontribution von 20,398.484 fl. belastet, und es war eine schwere Auflage, da die Erbländer vom Jahre 1749 bis 1758 bereits 104,000.000 fl. an Militärcontributionen bezahlt und ärarische Schuldposten im Betrage von 22.900.000 fl. getilgt hatten.

Die jährliche Contributionsquote von 10,376.500 fl., die auf die deutschen österreichischen Erbländer fiel, beleuchtet im Vergleich mit jener von Ungarn im Betrage von 3,218.113 fl., von Siebenbürgen mit 721.852 fl. und des Temescher Banates mit 355.000 fl., zusammen 4,294.945 fl., hinlänglich den Culturzustand, die Kraft und die Bedeutung der deutschen Erbländer für den Gesammtstaat.

Nach den Staatsrechnungen vom Jahre 1761 belief sich die Bruttoeinnahme der deutschen Erbländer auf 4,440.456 fl., und zwar:

in Böhmen	auf	476.960 fl.
„ Mähren	„	205.484 „
„ Schlesien	„	36.549 „
„ Nieder-Oesterreich	„	1,537.287 „
„ Ober-Oesterreich	„	10.074 „
„ Steiermark	„	45.010 „
„ Kärnten	„	3.693 „
„ Krain	„	102.399 „
„ Görz und Gradisca . . .	„	8.540 „
„ Tirol	„	803.244 „
„ den österreichischen Vorlanden	„	247.970 „

Ferner von der Erbschaftssteuer auf 257.229 fl., von dem Stempelgefälle 233.669 fl. und von dem Postgefälle der sämmtlichen Erbländer 472.348 fl.

Die Gesammtauslagen dagegen betrugen 6,942.664 fl., und zwar:

für den kaiserlichen Hofstaat	1,416.987 fl.
für die Hofstellen	2,019.541 „
für die Pensionen	533.619 „
für die Landämter, Postämter und Siegelämter	2,972.517 „

und es ergab sich demnach ein Deficit von 2,502.208 fl., das vornehmlich durch den Ausfall der Cameralgefällserträgnisse von Schlesien pr. 1,409.186 fl. und durch den Abgang einiger an Staatsgläubiger verpfändeten Cameralgefälle hervorgerufen worden war.

Die Erhaltung des Hofstaates erforderte 1,416.987 fl., und zwar wurden: für die Besoldungen der 1465 Hofbeamten und Hofdiener 747.598 fl., nämlich: bei dem Hofstaate des Kaisers und der Kaiserin 577.993 fl., des Kronprinzen Erzherzogs Joseph und der Kronprinzessin 50.012 fl., der Erzherzogin Marie Antoinette 10.948 fl. und der vier Erzherzoginnen 108.645 fl. verausgabt.

Besonders gut besoldet waren die Mitglieder der Hofcapelle, für welche jährlich 25.960 fl. angewiesen wurden; dann die acht Lehrer der Erzherzoginnen, welche zusammen 11.300 fl. bezogen, und der Vorstand des Theatralstabes, der Dichter Metastasio, der jährlich mit 3000 fl. honorirt wurde.

Bei der besonderen Vorliebe des Kaisers für die Jagd verwendete man 40.827 fl. zur Erhaltung der Wildgehäge und 21.776 fl. für die Falknerei, bei welcher ein Reiger- und Milanenmeister, ein Reviermeister, ein Krähmeister, 16 berittene Jäger und 8 Falkenjungen angestellt waren. Nebstdem bezahlte man für inländische Falken, Reiger, Milanen, Elstern, für Hauben und Schellen 4861 fl., und wurden zum Ankauf und zur Erhaltung von niederländischen Geierfalken 4000 fl. verausgabt. Das Küchenmeisteramt war mit 382.000 fl. dotirt, und es entfielen von den Ausgaben auf die Lichtkammer 40.000 fl., auf die Zuckerbäckerei 27.000 fl., auf den Hofkeller 30.000 fl. und auf

Digitized by Google

die Hofküche, bei welcher 31 Köche 1 Bratmeister und 3 Bratköche beschäftigt wurden, 145.000 fl.

Der Besoldungsetat der 30 Hofstellen und 1098 Staatsbeamten betrug 1,784.667 fl., die Amtsauslagen beliefen sich auf 234.874 fl., An Besoldungen wurden angewiesen z. B. bei dem Reichshofrathe 77.040 fl., bei der Staatskanzlei 74.949 fl., für die Bot- und Gesandtschaften 510.610 fl., bei der ungarischen Hofkanzlei 80.750 fl., bei der böhmischen Hofkanzlei 136.822 fl., bei der Hofkammer 90.995 fl., für den Hofkriegsrath 108.010 fl., bei dem Hofkriegscommissariate 205.356 fl. und bei der obersten Justizstelle 109.520 fl.

Die höchsten Staatsbesoldungen bezogen: der Staatskanzler Graf Wenzel v. Kaunitz-Rittberg 36.000 fl., der Botschafter in Rom 24.000 fl., der Gesandte in Turin Graf Sigmund v. Khevenhiller 14.000 fl., der Botschafter in Spanien Graf Franz v. Rosenberg 33.000 fl., der Minister in England 24.000 fl., der Botschafter in Paris Graf Georg v. Stahremberg 60.000 fl., der Resident in Moskau Graf v. Mercy 43.000 fl. der ungarische Hofkanzler Graf Franz Esterházy de Galantha 20.000 fl. und der oberste Hofkanzler Graf Rudolf v. Chotek 24.000 fl.

Die Kosten für 70 Landesstellen und für 1276 Beamten betrugen 2,632.903 fl., für 9 Stempelämter (Siegelämter) 81.831 fl. und für 19 Hauptpostämter und 334 Postämter 257.783 fl.

Von den Gesammtkosten der Wiener Universität mit 38.610 fl. entfielen auf die Besoldungen der 16 Professoren 28.410 fl., für das Laboratorium 800 fl. und für die Erhaltung des botanischen Gartens 6353 fl.

Die theresianische Ritterakademie erforderte für 57 Angestellte, für die Tafelkosten mit 15.037 fl. im Ganzen 50.266 fl., die aus den Einkünften des Taxamtes der böhmischen Hofkanzlei von 6886 fl., durch einen Beitrag des Wiener Stadtbanco von 10.000 fl., durch die herzoglich-savoyischen Stiftungsgelder von 16.000 fl., durch die Kostgelder verschiedener Cavaliere von 17.578 fl. und durch die Interessenbezüge von Stiftungscapitalien gedeckt wurden.

Einen interessanten Beitrag zur Beurtheilung der geselligen Verhältnisse der Stadt Wien inmitten des siebenjährigen Krieges, wie der Schaulust und Kunstliebe der Wiener Bürger gewähren die Aufzeichnungen über die Einnahmen und Ausgaben der Theatercasse. Die Gesammteinkünfte der Theatercasse betrugen 219.352 fl., und zwar von den deutschen Komödien 34.600 fl., von den französischen Komödien 16.049 fl., von den italienischen Opern und musikalischen Akademien 30.600 fl., an Abonnementsgeldern 26.400 fl., von den Spielgeldern im Theater 88.300 fl., für 22 Redouten im Fasching 11.997 fl. und für „auswärtige Spektakel" 285 fl.

Die Ausgaben dagegen von 195.317 fl. berechneten sich für die Besoldungen des Theaterdirections- und Arbeiterpersonales (im Ganzen 58 Personen) mit 13.000 fl., für die Besoldungen der Komödianten, Tänzer, Tänzerinnen und Figuranten, Virtuosen des Orchesters und für die Balletcomposition mit 114.522 fl., für die Decorationen mit 17.600 fl., für das Vestiarium mit 14.900 fl., für die Illumination mit 12.500 fl., für Druckereiauslagen mit 3200 fl., für die Remunerationen der Komödianten, Tänzer und Tänzerinnen mit 6300 fl.

Ingleichen wurden aus den Einnahmen des Theaters jährlich 1200 fl. dem Wiener Zuchthausfonde abgeführt.

Das Deficit im Staatshaushalt mit 2,502.208 fl., die verringerten Erträgnisse aus den Cameralgefällen, die hohen Auslagen von 41 Millionen für den Feldzug im Jahre 1761 zwangen die Kaiserin Maria Theresia, die umfassendsten Creditoperationen zu unternehmen. Doch die edle Herrscherin ging dabei mit weiser und mütterlicher Vorsorge für das Wohl ihrer Staaten zu Werke; — man huldigte in Oesterreich nicht

Digitized by Google

einer Finanzpolitik, wie sie in Frankreich bereits unter Ludwig XV. sich nach machiavellistischen Grundsätzen ausgebildet, ohne Scheu das Eigenthumsrecht der Unterthanen verletzt und den öffentlichen Credit untergraben hatte. Die größeren Darlehen wurden unter der Garantie der Stände abgeschlossen und nur die dringenden Auslagen durch Vorschüsse von dem Wiener Stadtbanco gegen Verpfändung von Cameralgefällen bestritten. Auch im Jahre 1761 übernahmen die Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien und der österreichischen Erbländer bei der Ausgabe von 277.000 Stück Creditspapieren im Werthe von 18 Millionen Gulden die Bürgschaft und entlehnte man zur Beischaffung der Kriegsbedürfnisse bei dem Wiener Stadtbanco 11 Millionen Gulden.

Dann legt das wirkliche Mitglied Herr Prof. Siegel vor:

a. Für die Commission für Herausgabe österreichischer Weisthümer, Abschriften von 38 österreichischen Panthaidingen aus dem Nachlasse Jacob Grimms, welche auf Veranlassung des Herrn Dr. Schröder in Bonn, als Fortsetzers der Grimm'schen Weisthümersammlung, und mit Zustimmung der historischen Commission in München der Akademie zum Geschenke gemacht worden sind;

b. Eine von Herrn Prof. Maassen in Graz mitgetheilte, bisher ungedruckte Mailänder Synode vom Jahre 863.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 9. Februar 1865.

Herr Paul Reinsch, Lehrer der Naturwissenschaften in Erlangen, legt durch Herrn Prof. F. Unger der k. Akademie der Wissenschaften seine Untersuchungen über einige neue Algen und Pilze unter dem Titel: „De speciebus generibusque nonnullis novis ex Algarum et Fungorum classe" zur Aufnahme in deren Schriften vor.

Es werden in dieser Abhandlung 43 Algen und eine Pilzart beschrieben und auf 21 Tafeln abgebildet. Die ersteren gehören größtentheils der Familie der Desmidiaceen und einigen anderen Fmilien an, der Pilz bildet eine neue Gattung der Hyphomyceten. Der Verfasser beschränkt sich in der in lateinischer Sprache geschriebenen Abhandlung bloß auf die Beschreibung dieser neuen Gattungen und Arten mit Beifügung der Standorte. Er bemerkt nur brieflich noch, „daß einige wenige der neuen Algenarten bereits in getrockneten Exemplaren in der Rabenhorst'schen europäischen Algenflora publicirt worden, aber noch nicht durch genaue Diagnosen und Abbildungen von den angrenzenden Arten bestimmter unterschieden worden seien". Alle diese Pflanzen sind in den Wässern des fränkischen Florengebietes gefunden worden.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. Boué spricht über die Abwesenheit der Aërolithen in geologischen Formationen, die älter sind, als die ältesten goldführenden Alluvialgebilde; ferner über die Möglichkeit der Existenz des Polareises während der Kreidezeit, wenigstens im Winter, mit Rücksicht auf die im Sommer auf Treibeis vom Nordpole heruntergeschwemmten Steinblöcke; weiteres über den Löß und sein Nichtvorkommen in älteren Gebilden und endlich über die Ackererde und deren wahrscheinlichen Ursprung.

Die in der Sitzung am 3. Februar vorgelegte Abhandlung: „Untersuchungen über den Zeitsinn des Ohres", von Herrn Prof. Dr. Ernst Mach, wird zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Mémoires du Cardinal Consalvi,

Secrétaire d'État du Pape Pie VII.

Avec une Introduction et des Notes par Crétineau-Joly.

(Paris 1864. 2 vol. 8.)

Eine Anzeige von L. Neumann.

(Schluß.)

Pius VII. kehrte, nachdem er daß Maß der Demüthigungen geleert, in seine Hauptstadt zurück. Er hatte dem kaiserlichen Hofe, weit über die Kräfte seines Schatzes, reiche Geschenke gespendet. Die Gegengaben waren ausgesucht unbedeutend. Nur eine Tiara von seltenem Werthe machte davon eine Ausnahme, aber diesen Werth erhielt sie einzig durch einen kostbaren Edelstein, der einst aus der Tiara Pius VI. herausgerissen worden, um den Franzosen die Contribution von Tolentino zu bezahlen. Aber immer näher rückte der entscheidende Bruch zwischen dem päpstlichen Stuhle und Frankreich. Cardinal Fesch, der Onkel des Kaisers und sein Botschafter in Rom, ein eitler, sich selbst überhebender Mann, der blinde Vollstrecker der kaiserlichen Befehle, war der erbittertste Feind Consalvi's. Gerade die vornehme Ruhe und die Festigkeit Consalvi's erhöhte den Haß seines Gegners. In den schwärzesten Farben schilderte er in seinen Berichten das Wirken und den Einfluß Consalvi's. Mitten im Frieden besetzten französische Truppen, die ohnehin durch römisches Gebiet wie auf einer offenen Heerstraße fortwährend hin und her zogen, die Citadelle und Stadt Ancona. Den Vorwand bot die Anwesenheit englischer Schiffe in den Häfen des Kirchenstaates. Der Papst, als Oberhaupt der katholischen Christenheit, war stets bedacht die strengste Neutralität zu beobachten. Er durfte die Verbindungen mit den fremden Höfen im Interesse der Kirche nicht abbrechen. Die Reclamationen wegen der Besetzung Ancona's erhielt Napoleon, während er sich in Wien befand. Die russische Armee war im Anzuge, der Ausgang des Krieges trotz aller bisherigen Erfolge noch ungewiß. Aber der große Sieg von Austerlitz und der für Oesterreich so verderbliche Friede von Preßburg entschied für Napoleon, dessen Herrschsucht und Uebermuth fortan keine Schranken kannte. Die kühnsten Träume der Universalherrschaft schienen ihm in Erfüllung zu gehen. Mit den Bourbonen war es wie einst mit den Merovingern für immer abgethan. Wie Karl der Große, mit dem er sich so gerne verglich, war der gewaltige Kaiser der Neufranken berufen eine neue Aera zu gründen. Jetzt wartete er nicht mehr seine Rückkehr nach Paris ab, um den eigenhändigen Brief des Papstes

Digitized by Google

zu beantworten. Er bedeutete ihm, daß, wie der Papst Souverain von Rom, er, Napoleon, der Kaiser von Rom sei, daß der Papst ihm gegenüber wie einst die Päpste zu Karl dem Großen sich zu verhalten habe, daß in weltlichen Dingen der Kaiser, wie der Papst in geistlichen maßgebend sei, daß Rom in das Föderativsystem des französischen Kaiserreiches eintreten, fortan mit diesem dieselben Freunde und Feinde haben müsse. Habe der Papst gewagt mit der Fortsendung des Cardinals Fesch zu drohen, — was übrigens ganz falsch war, da der Papst nur erklärt hatte, er werde, wenn Ancona besetzt bleibe, seine Beziehungen zum französischen Gesandten abbrechen, — so werde er diesen durch einen weltlichen Gesandten ersetzen. Gleichzeitig, als ob er befürchtete, man werde diesen Brief in Rom nicht in seiner ganzen Tragweite auffassen, richtete Napoleon noch ein Schreiben an den Cardinal Fesch, mit dem Auftrage, es dem Papste und Consalvi vorzulesen. Darin kam unter andern die Stelle vor: „Sagen Sie dem Cardinal Consalvi, wenn er die Religion und sein Vaterland liebt, hat er nur einen von beiden Wegen einzuschlagen, entweder immer alles zu thun, was ich will, oder das Ministerium zu verlassen." Zwei andere Privatschreiben an Fesch, die Crétineau wörtlich anführt — und sie sind ihrem Tone und Inhalte nach zweifellos echt napoleonisch, obgleich die Quelle nicht angegeben wird — muß man im Original lesen. Die Feder sträubt sich, die kaiserlichen Rohheiten, die eines asiatischen Despoten würdig wären, wiederzugeben. Die Antwort, welche der Papst nach langer und reiflicher Ueberlegung mit dem Cardinalcollegium ertheilte, war eine umständliche und sehr bestimmte. Es handelte sich um die Unabhängigkeit des Oberhauptes der Kirche, um Zurückweisung von Suprematieansprüchen, die nur auf nackter Gewalt beruhten. Alle Cardinale, darunter ein Franzose, Bayane, der einzige, der auch dafür rieth, sich dem Willen Napoleon's zu fügen, nahmen an der großen Berathung Antheil, alle, bis auf einen, den Cardinal Fesch, dessen Anschauung von vornherein bekannt war, der als Gesandter Frankreichs doch nicht zu einer Discussion berufen werde konnte, die durch seine Anwesenheit unfrei gewesen wäre. Er selbst sah dies ein, und trotz dem machte man dem Papste später aus der Nichtzuziehung des Gesandten ein Verbrechen. Der Papst, hieß es in der Antwort, erkenne Napoleon als Kaiser der Franzosen, aber nicht als Kaiser von Rom. Karl den Großen habe der damalige Papst nie als seinen Souverain erkannt. Der Papst sei ein souverainer, unabhängiger Fürst, und selbst wenn Karl des Großen zeitliche Herrschaft über Rom zugegeben würde, so haben zehn Jahrhunderte unbehinderten freien Besitzes die Frage längst entschieden. Diese Souverainetät werde der Papst ohne Veränderung um jeden Preis seinen Nachfolgern überlassen. Auf die Neutralität könne der Papst, im Interesse der Religion ebensowenig als auf seine Unabhängigkeit verzichten. Sollte Napoleon, uneingedenk der zahlreichen Beweise der aufrichtigsten Anhänglichkeit, die ihm der Papst gegeben, so klaren und gerechten Gründen nicht nachgeben, so sei der Papst bereit, eher alles zu leiden, als seinen Pflichten und Eiden untreu zu werden. Das päpstliche Schreiben blieb ohne Antwort. Statt dieser erklärte eine Note Talleyrands, der Kaiser weigere sich persönlich zu antworten, weil der Papst

Digitized by Google

den Brief des Kaisers dem Cardinalcollegium vorgelegt habe. Der Papst also hätte, wie es doch jeder Souverain thun darf und thut, in so wichtiger, entscheidender Angelegenheit seinen einzigen und höchsten Rath nicht befragen dürfen. Zwei neue Gründe wurden in der Note geltend gemacht. Erstlich, daß der römische Staat allenthalben von italienischem, dem Machtgebote des Kaisers unterworfenem Gebiete enclavirt sei, als ob dieses schon an sich die Herrschaft über die Enclave rechtfertige. Zweitens berief man sich auf das Beispiel so mancher Päpste, die sich an Bündnissen und Kriegen thätig betheiligt hatten. Aber ein zeitliches Eingehen in politische Combinationen ist sehr verschieden vom Eintritte in ein permanentes sogenanntes Föderativsystem. Zudem war jene Theilnahme einzelner Päpste an Ligueu und Feldzügen, wie Consalvi freimüthig bemerkt, eben nicht das Beste, was jene Päpste thaten, und hätten sie, deren Benehmen deßhalb mit Recht getadelt wird, vielmehr als Väter der Christenheit und Diener des Friedens sich von politischen Händeln fernhalten sollen. Zudem schaltete ja Napoleon thatsächlich nach Gutdünken im Kirchenstaate, aber er begnügte sich nicht damit, er wollte obendrein auch äußerlich als Souverain von Rom erscheinen. Unterdessen hatten französische Truppen, ohne daß früher nur eine Anfrage oder Ankündigung vorhergegangen wäre, die päpstlichen Enclaven im Neapolitanischen, Benevent und Pontecorvo, unbekümmert um den Protest des Souverains, auf Napoleons Befehl in Besitz genommen. Die Nergeleien und Vexationen häuften sich von Tag zu Tag. Und alle Schuld der Widersetzlichkeit Roms ward auf den verhaßten Staatssecretär gewälzt. So weit ging Fesch, daß er alle Franzosen ohne Ausnahme, die sich in Rom befanden, der päpstlichen Jurisdiction entziehen wollte, um die alten Mißbräuche der sogenannten franchise de quartier, die in allen Staaten längst aufgehoben waren, nur noch in Rom behauptet wurden, zu verewigen. Zwei Italiener, welche die französische Cocarde trugen, ermordeten in einem Streithandel einen Pastetenverkäufer, den sie nicht bezahlen wollten. Fesch entblödete sich nicht, zu sagen, Consalvi habe den Mord angestiftet, um den Pöbel gegen die Franzosen aufzuhetzen. Frankreich verlangte, der Papst solle den König von Sardinien, Victor Emanuel, der als Flüchtling in Rom lebte, vertreiben. Das Verlangen wurde in einem Tone gestellt, der einem Befehle gleich klang. Dennoch weigerte sich der Papst standhaft, solchem Begehren nachzukommen. Sonderbare Wandlung der Dinge! Heute drängt ein anderer Victor Emanuel, der den Papst und die Bourbonen beraubt hat, auf die Vertreibung des Königs von Neapel aus Rom. Es scheint, wie Herr Crétineau richtig bemerkt, daß den meisten heutigen Monarchen das Gefühl des Schicklichen, der Rücksicht für das Unglück abhanden gekommen ist. Viele Sünden mag man der Curie, und nicht mit Unrecht vorwerfen, Sünden gegen das eigene und das noch höhere Interesse der Kirche. Aber gewiß ist, daß in diesem Rom die Stuarts, die Napoleoniden, wie die Bourbonen, also die verfolgten und verjagten Fürsten ohne Unterschied stets ein gastliches Asyl gefunden haben. Der hochmüthige Diener seines noch hochmüthigeren Herrn, der Cardinal Fesch, ward nach dem Sturze des Neffen von demselben Papste und

Digitized by Google

demselben Minister mit liebevoller Vergessenheit des Vergangenen aufgenommen. Und merkwürdig ist der Zauber, den Rom auf jede bessere Natur ausübt. Der Nachfolger des Cardinals Fesch, Alquier, ein Conventionnel régicide, ein Mann aus der Schreckenszeit, ein geriebener Diplomat, ward aus einem Feinde der Curie, in Berührung mit ihr, mit Rom und seinen Traditionen, zum wärmsten Anwalt des Papstes. Was er vermochte, that er, die Härte der von Paris kommenden Befehle zu mildern. Aber Consalvi konnte er trotz aller Bemühungen nicht erhalten. Er fiel dem Zorne Napoleons, den Verleumdungen des Cardinals Fesch zum Opfer. Der Papst entließ den treuen Freund, als dieser ihm wiederholt vorstellte, man müsse den Minister opfern, um zu zeigen, daß man alles beseitige, was einen Vorwand zu Gewaltschritten gegen den römischen Stuhl biete. Die Welt dürfe nicht glauben, daß der Papst aus Vorliebe für seinen Minister die Interessen des Staates und der Kirche opfere. Napoleon solle sehen, daß die Handlungsweise des Papstes seine eigene, nicht Consalvi's Eingebung sei. Er werde die Entfernung des Ministers vielleicht als eine persönliche Genugthuung ansehen. Am 17. Juni 1806 verließ Consalvi, vom Papste mit Güte überhäuft, von den angesehensten Personen, vorab dem diplomatischen Corps mit der schmeichelhaftesten Theilnahme begleitet, den Quirinal, um eine bescheidene Privatwohnung zu beziehen. Der Verlust des Amtes war ihm gleichgültig, ihn schmerzte nur, den Papst, seinen väterlichen Freund, in so schwerer Conjunctur zu verlassen.

Consalvi's Rücktritt konnte Napoleons Groll augenblicklich beschwichtigen, den Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes nicht aufhalten. Noch zwei bis drei Jahre fristete Rom ein staatliches Scheinleben. Selbst der Schein verschwand, als im Beginne des Jahres 1807 französische Truppen Rom besetzten. Und noch ließ man das päpstliche Regiment siebenzehn Monate dahinschmachten, bis am 20. Juni 1809 die entscheidende Krise zum Ausbruche kam, die Souverainetät des Papstes aufgehoben, der Kirchenstaat Frankreich einverleibt wurde. Ein Haufe von Soldaten, mit Galeerensclaven und berauschten Leuten aus dem Pöbel vermengt, erstürmte den Quirinal. Der Papst ward im Bette überrascht. Kaum ließ man ihm Zeit sich anzukleiden, um ihn zu verhalten, entweder sich unbedingt in den Willen des Kaisers zu fügen oder allsogleich abzureisen. Als er sich des ersten weigerte, ward er genöthigt in einen Wagen zu steigen, auf dessen Bock sich ein französischer General setzte, und so wurde der Greis ohne Ruhe und Rast mit Blitzesschnelle bis nach Grenoble, von dort nach Savona geführt. Fünf Monate nach der Abreise des Papstes blieb Consalvi, tief betrübt, noch in Rom. Viele höhere französische Beamte und Generale, unter ihnen Miollis, der Commandant von Rom, kannten ihn und waren ihm in Achtung und Freundschaft zugethan. Er mußte, wenn es ihm auch persönlich weh that, sie streng meiden, um nicht den falschen Schein einer Connivenz mit den Machthabern des Augenblicks auf sich zu laden. Selbst Murat, der als Statthalter Napoleons auf einige Zeit nach Rom kam, besuchte er nicht, obgleich er gerade an ihm von früherer Zeit her mit besonderer Vorliebe hing, von ihm stets nur Liebes und Freundliches erfahren. Er konnte und wollte die

Digitized by Google

Unterscheidung zwischen dem Amte und der Person den Feinden des Papstes gegenüber, selbst auf die Gefahr hin, die Empfindlichkeit vielleicht zu weit zu treiben, nicht zugeben. Dem General Miollis ertheilt Consalvi das höchste Lob. Crétineau will aber in ihm nur ein serviles Werkzeug der Befehle seines Herrn erblicken, der aus schnöder Wohldienerei diese Befehle weit überschritt. Wir meinen, der Servilismus seiner Generale und Minister ist nur eine schwache Entschuldigung für Napoleon. Aber unverkennbar ist der Herausgeber der Denkwürdigkeiten Consalvi's bemüht, wahrscheinlich nicht ohne liebäugelnden Hinblick auf den jetzigen Napoleon, den Onkel nach Thunlichkeit zu purificiren, glauben zu machen, seine pensée catholique sei von untergeordneten Organen nicht verstanden worden. So weit trieb Consalvi die Consequenz des Principes, daß er, um mit der französischen Regierung nicht in amtliche Berührung treten zu müssen, seine Stelle als Vorstand des St. Michael-Hospitals zurücklegte, und er that es, ohne dem Gouvernement davon Anzeige zu machen. Man gebot ihm, das Amt wieder zu übernehmen oder die ganze Strenge des Gesetzes zu gewärtigen. Er aber erwiederte, er könne, da die Quelle seiner Autorität, die Regierung des Papstes aufgehört habe, als Cardinal ein Amt nicht länger behalten, das er nur ihr verdanke. Man ließ ihn unbehelligt, man forderte auch von ihm keinen Unterthaneneid, dessen Verweigerung mit Deportation und Gütereinziehung gestraft wurde. Man lese über diesen Gegenstand die interessanten zwei Senatsprotokolle, welche S. 146 u. ff. im zweiten Bande dieser Denkwürdigkeiten abgedruckt sind. Selbst an den Kindern sollen nach Napoleons und des willfährigen Senates Ansicht die Sünden der Väter gestraft werden. Die Eidesweigerung ist gleichbedeutend mit Rebellion. Die Senatoren überbieten sich in sclavischer Wohldienerei. Selbst die schüchternen Versuche der wenigen Männer, die noch einen Rest von Scham- und Gerechtigkeitsgefühl wahrten, den cynischen Eifer ihrer Collegen zu dämpfen, verbergen sich vor dem Zorn des fränkischen Sultans in gewundenen Phrasen. Um den Preis solcher Erniedrigung ist wohl der glänzendste Kriegsruhm zu theuer erkauft.

Am 21. November 1809 erhielt Consalvi von dem Cultusminister aus Paris ein Schreiben mit dem Befehle des Kaisers, sich nach Paris zu begeben. Er werde, da jetzt Rom eine französische Stadt sei, gleich den französischen Cardinalen einen Gehalt von 30.000 Francs erhalten. Consalvi erwiederte, wie sein gleichgesinnter College, der Cardinal di Pietro, er dürfe ohne Erlaubniß des Papstes Rom nicht verlassen. Den Gehalt könne er wegen päpstlichen Verbotes nicht annehmen, sei übrigens für das Anerbieten dankbar. Wüthend befahl Napoleon den beiden Cardinalen, sich alsbald seinem Befehle zu fügen, und als sie es nicht thaten, wurden sie mit Gewalt zur Abreise verhalten. Inzwischen war die Erlaubniß des Papstes für die beiden und andere Cardinale angelangt, die Reise, auch wenn sie das militärische Geleite auf dem Wege verließe, fortzusetzen. Nach einer langen Fahrt, damals brauchte man noch Wochen und Monate dazu, kam Consalvi in Paris an. Seine persönliche Stellung bereitete ihm auch hier manche Verlegenheit. Als Unterhändler des Concordates hatte er die bedeutendsten Männer Frankreichs nahe

Digitized by Google

kennen gelernt, manche sehr werthe Freunde, wie einen Cambacérès, einen Fouché, gewonnen. Er ward mit Beweisen des Wohlwollens, mit Einladungen und Besuchen überhäuft. Aber er legte sich das unverbrüchliche Gesetz auf, nur die unumgänglich nothwendigen Höflichkeitsbesuche zu machen, durchaus keine Einladungen anzunehmen. Ihm war es unmöglich, nicht wie vielen seiner Amtsbrüder — war doch fast das ganze Collegium der Cardinale in Paris anwesend — sich bei Gastmählern und Abendgesellschaften zu erlustigen, während die Kirche in Trauer, der Papst in Gefangenschaft war. Die Anweisung auf den Jahresgehalt, die ihm der Cultusminister zuschickte, brachte er diesem zurück. Er beschuldigte keinen der Collegen, die den Gehalt angenommen, er erklärte die Gründe seiner Weigerung: das Verbot des Papstes, das eigene Gefühl. Er sprach in höflichster Form sein Bedauern aus, so handeln zu müssen, aber er blieb unerschütterlich fest trotz aller Bitten und Vorstellungen des Ministers. Die härteste Probe stand Consalvi noch bevor. Fünf Cardinale, die gleichzeitig in Paris angelangt waren, sollten dem Kaiser vom Cardinal Fesch vorgestellt werden. Consalvi hatte einen richtigen Takt zu glauben, daß der Kaiser ihn gut empfangen werde. Der erste Eindruck, den Consalvi auf Napoleon gemacht hatte, als er zum Abschlusse des Concordates nach Paris kam, war ein günstiger. Die Umgebung Napoleons, Fesch ausgenommen, sprach stets in vortheilhaftester Art von Consalvi. Napoleon selbst war der Ansicht, Consalvi sei kein Fanatiker, sondern, wie er sich ausdrückte, ein politischer Kopf. Nach Consalvi's Austritt aus dem Ministerium hatten sich die Dinge in Rom nach Napoleons Auffassung eher verschlimmert als gebessert. Lauter Gründe, die Consalvi einen guten Empfang seitens des Kaisers befürchten machten. Mit diesem Stachel im Herzen — denn Consalvi wünichte nichts weniger als dem allmächtigen Manne genehm und gefällig zu erscheinen — begab er sich am bestimmten Tage zur kaiserlichen Audienz. Zuletzt unter den Cardinalen kam die Reihe an Consalvi. Bevor ihn noch Fesch genannt hatte, rief Napoleon aus: „Cardinal Consalvi, wie mager sind Sie geworden. Ich hätte Sie beinahe nicht erkannt". Indem er diese Worte im Tone besonderen Wohlwollens an ihn richtete, blieb er stehen, die Antwort zu erwarten. „Sire", sagte Consalvi, „die Jahre häufen sich, und zehn sind verflossen, seit ich die Ehre hatte, Eure Majestät zu begrüßen". „So ist es", erwiederte er, „es sind bald zehn Jahre, seit Sie wegen des Concordates hergekommen sind. Wir haben es in diesem Saale gemacht, aber wozu hat es genützt? Alles ist in Rauch aufgegangen. Rom hat alles verderben wollen. Ich muß gestehen, ich habe Unrecht gehabt, Sie vom Ministerium zu entfernen. Hätten Sie Ihren Posten behalten, würden die Dinge nicht so weit gekommen sein". Diese Worte ergriffen Consalvi. Die Welt hätte glauben können, Consalvi würde Napoleon zu Liebe seine Pflicht verrathen haben. Das außerordentliche Geständniß eines solchen Mannes, daß er Consalvi gestürzt, so schmeichelhaft es war, beirrte den Cardinal keinen Augenblick, und er beeilte sich zu sagen: „Sire, wäre ich auf meinem Posten geblieben, so hätte ich meine Pflicht gethan". Napoleon richtete auf ihn einen festen Blick, dann fing er, hin und her im Halbkreise

Digitized by Google

gehend, einen langen Monolog an über seine Beschwerden gegen den Papst, blieb plötzlich neben Consalvi stehen und wiederholte: „Nein, wären Sie auf Ihrem Platze geblieben, würden die Dinge nicht so weit gekommen sein". Der unerschrockene Cardinal aber wagte auch zu wiederholen: „Eure Majestät möge überzeugt sein, daß ich meine Pflicht gethan hätte". Noch stierer blickte ihn Napoleon an, fing neuerdings an über Rom zu klagen, worauf er, das Wort an den Cardinal di Pietro wendend, zum dritten Male ausrief: „Wäre Cardinal Consalvi Staatssecretär geblieben, würden die Dinge nicht so weit gekommen sein". Jetzt trat Consalvi, jede Rücksicht auf Klugheit seiner Ehre hintansetzend, aus dem Halbkreise heraus, ging bis zum anderen Ende desselben auf den Kaiser los, faßte ihn beim Arme und sagte: „Sire, ich habe Eure Majestät schon versichert, daß ich meine Pflicht gethan hätte, wenn ich auf meinem Posten geblieben wäre". Bei dieser dritten Erklärung konnte sich der Kaiser vor Zorn nicht mehr fassen. „Ich wiederhole Ihnen", schrie er, „Ihre Pflicht hätte Ihnen nicht erlaubt, Geistliches dem Weltlichen zu opfern". Hierauf kehrte er Consalvi den Rücken, fragte die auf der anderen Seite stehenden Cardinale, ob sie seine Rede gehört haben, und sagte hierauf, da das Cardinalcollegium fast vollzählig in Paris versammelt sei, so sollten die Cardinale über einen Vorschlag zur Regelung der kirchlichen Angelegenheiten Berathung pflegen, alle oder die vorzüglichsten unter ihnen, das ist, wie er erläuternd hinzufügte, die in theologischen Fragen am meisten bewanderten. Aber der Cardinal Consalvi soll dabei sein, bemerkte er, zu di Pietro gewendet, „denn, wenn er gleich, wie ich meine, von Theologie wenig versteht, so kennt und versteht er ganz gut die Politik". So endigte diese Audienz. Der männliche Freimuth Consalvi's ward bald in Paris und in ganz Frankreich bekannt. Das Herz erquickt sich, wenn es den Mann dem allgewaltigen Despoten gegenüber ungebeugt auftreten sieht. Man kennt aus der Geschichte ein berühmtes Zwiegespräch Napoleons mit einem gefeierten Staatsmanne. Aber dieses Zwiegespräch fand unter ganz anderen Umständen, in ganz verschiedenem Zeitpunkte statt, wo weit weniger Muth dazu gehörte, Napoleon entgegenzutreten. Als Consalvi seinen kühnen Widerspruch inmitten der glänzendsten Versammlung laut erhob, stand Napoleon auf dem Höhepunkte seiner Macht. Und nicht für irdischen Vortheil, für seine Ehre und Manneswürde erhob er, unbekümmert um die Folgen, den Widerspruch. Solchem Muthe wird die Nachwelt ihre Bewunderung nicht versagen.

Die Cardinale weigerten sich in irgend eine Berathung über kirchliche Dinge ohne Auftrag des gefangenen Papstes einzugehen. Am wenigsten, sagten sie, stünde es ihnen zu über Fragen, die der Papst schon endgültig entschieden, neue Vorschläge zu machen. Fesch war bemüht Consalvi als die Seele dieser Beschlüsse, als den einzig Schuldigen zu schildern. Nichtsdestoweniger sprach Napoleon den Cardinal bei einer neuerlichen Vorstellung mit Wohlwollen an, fragte ihn um sein Befinden, sei es, weil er noch immer den Aufhetzungen des Onkels nicht traute, sei es aus Verstellung, welche er, wie künstlichen Zorn, meisterhaft zu üben verstand

Digitized by Google

Aber die Katastrophe nahte für Consalvi aus Anlaß der Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Maria Louise. Die Officialität von Paris hatte, unbekümmert um das Recht des Papstes in Fürstenehen ausschließlich selbst, oder durch Delegirte über Nullitätsfälle zu entscheiden, die Ungültigkeit der ersten Ehe mit Josephine Beauharnais ausgesprochen, und dieser Ausspruch war vom Metropoliten, das ist vom Cardinal Fesch, bestätigt worden. Dreizehn Cardinale, unter ihnen Consalvi, fanden dieses Verfahren ungesetzlich und ungültig. Andere vierzehn Cardinale, an ihrer Spitze Fesch, der sechs Jahre zuvor mit päpstlicher Erlaubniß die kirchliche Ehe Napoleons mit Josephine eingesegnet hatte, waren der entgegengesetzten Ansicht. Die dreizehn exponirten ihre Gründe den dissentirenden Collegen, insbesondere thaten sie's durch Vermittlung des Decans Cardinal Mattei mit aller Offenheit und Festigkeit gegenüber dem Cardinal Fesch, der bei der neuen Ehe fungiren sollte. Sie erklärten im vorhinein, daß sie bei der Trauung nicht anwesend sein würden, um nicht durch ihre Gegenwart das, was sie für Unrecht hielten, gewissermaßen zu legitimiren. Man möge sie aus leicht aufzufindendem Vorwande, z. B Unzulänglichkeit des Raumes, nicht einladen, man werde sie, da doch so viele Cardinale zu erscheinen bereit seien, nicht vermissen. Allerdings begriffen diese Männer die ganze Schwierigkeit ihres Vorhabens. Es galt den Kaiser auf das allertiefste zu verletzen, die Legitimität der neuen Ehe und mit ihr die der ganzen künftigen Dynastie in Frage zu stellen. Sie werden es nicht wagen, rief Napoleon wuthentbrannt aus, als er von dem was im Zuge war, benachrichtigt wurde. Fesch beeilte sich das fürchterliche Wort den renitirenden Cardinalen zu hinterbringen, aber vergebens waren alle seine Bitten und Drohungen. Die dreizehn waren entschlossen, das, was sie als ihre Pflicht erkannten, es koste was es wolle, zu erfüllen. Zum vierten und letzten Male sah Consalvi den Kaiser wenige Tage nach dieser Unterredung mit Fesch. Kein Wort ward ihm zu Theil, Napoleon blieb vor ihm stehen, um ihn mit wahrhaft zornblitzenden Augen zu fixiren. Und wie um zu zeigen, was dieser Blick bedeute, wandte sich der Kaiser alsbald mit heiterstem Antlitz zum Cardinal Doria, dem er die liebenswürdigsten Dinge sagte. So machte er die Runde der Cardinale, kehrte plötzlich wieder um, stellte sich abermals Consalvi gegenüber, warf ihm wie früher vernichtende Blicke zu. Justum et tenacem propositi virum — Non vultus instantis tyranni — Mente quatit solida. Passender als auf diesen Fall dürften die Worte des römischen Dichters noch nie angewendet worden sein.

Consalvi wußte, was ihm bevorstand. Das Aeußerste war zu befürchten. Allen Ernstes sprach Napoleon, dessen Wuth keine Grenzen mehr kannte, der so tief und empfindlich in dem theuersten seiner Wünsche verletzt wurde, davon, er wolle drei von den dreizehn füsiliren lassen. Gleich darauf concentrirte er all' seinen glühenden Haß auf dem einen Haupte Consalvi's und nur der Fürsprache Fouché's scheint es gelungen zu sein, den tödtlichen Entschluß abgewendet zu haben. Vier Einladungen waren für das Vermählungsfest angeordnet. Bei der ersten Festlichkeit in St. Cloud sollte der Kaiser seiner Gemalin gleich nach ihrer Ankunft die

Digitized by Google

hohen Staatsbeamten vorstellen; hierauf sollte ebenfalls in St. Cloud die bürgerliche Ehe stattfinden; die dritte Festlichkeit, die der kirchlichen Ehe, war für die Tuilerien bestimmt; bei der vierten eben daselbst großer Empfang vor den auf dem Throne sitzenden Majestäten anberaumt. Nach langer Berathung beschlossen die dreizehn, nur bei der ersten und letzten Ceremonie zu erscheinen. Bei der Trauung konnten sie nach ihrer feststehenden Ansicht unmöglich anwesend sein. Consalvi rieth, da er den Kaiser kannte und das unvermeidliche Aergerniß einer öffentlichen Scene gerne vermeiden wollte, nur das erste Mal zu erscheinen. Aber die Betrachtung überwog, daß man alles, was man ohne Abbruch des Princips aus Höflichkeit thun könne, auch thun solle, daß man ja das Nichterscheinen bei den zwei anderen Festlichkeiten zufälligen Ursachen zuschreiben dürfe, daß dies äußerlich Annehmbare auch so anzunehmen, in Napoleons eigenem Interesse lag. Die Cardinale begaben sich somit am ersten Festtage nach St. Cloud. Noch nie hatte man eine glänzendere Versammlung von Königen, Fürsten, Cardinalen, hohen Würdenträgern vereinigt gesehen. Fouché, der Consalvi persönlich in hohem Grade zugethan war, eilte auf ihn zu, bestürmte ihn mit allen erdenklichen Gründen, von seinem Vorhaben abzustehen. Er stellte ihm mit aller Energie seines seltenen Talentes die schrecklichen Folgen vor, die zu befürchten wären, wenn Consalvi nicht nachgeben wolle. Er mache sich eines Staatsverbrechens schuldig, wenn er die Legitimität der neuen Ehe, die der ganzen Succession in Frage stelle. Frankreich selbst, jetzt durch den Schrecken der Autorität zusammengehalten, könnte späterhin in maßlose Verwirrung gestürzt werden. Consalvi hatte eine bestimmte Antwort für jedes Argument, und so schmerzlich er bewegt war, so sehr Fouché in ihn drang, gerade in ihn, weil er im Vordergrunde stehe, in der Wagschale so bedeutend wiege, den festen Mann zu beugen, war unmöglich. Mit den Worten, dies ist der Cardinal, der das Concordat gemacht hat, mit Wohlwollen in Blick und Ton, stellte Napoleon, als die Reihe der Vorstellung an die Cardinale kam, Consalvi der Kaiserin vor. Alle verbeugten sich, niemand sprach außer dem Kaiser. Die dreizehn erschienen nicht bei der bürgerlichen Verbindung und selbstverständlich ebensowenig bei der kirchlichen Trauung. Die für sie bereitstehenden Sessel mußte man vor der Ankunft des Kaisers rasch entfernen. Der Kaiser aber bemerkte beim Eintritte in die Capelle augenblicklich die Abwesenheit der Renitenten, und sein Gesicht erglühte vor Zorn. Die dreizehn verließen während der beiden Tage nicht ihre Behausung, sie harrten der Dinge wie zur Opferung bestimmte Wesen. Endlich kam der vierte, verhängnißvolle Tag. Mit bangem Herzen harrten die Cardinale im großen Vorzimmer, umgeben von dem ganzen officiellen Frankreich, des Empfangs. Nach langen drei Stunden begann der Empfang. Plötzlich erscheint ein Adjutant mit dem Auftrage des Kaisers, die Cardinale, welche bei der Vermählung nicht anwesend gewesen, sollen sich augenblicklich entfernen, weil der Kaiser sie nicht empfangen wolle. Kaum hatte Napoleon von der Höhe des Thrones den Befehl ausgesprochen, als er den Adjutanten zurückrief, ihm bedeutend, er solle nur die Cardinale Opizzoni und Consalvi fortschicken. Der Officier, sei es aus Furcht oder Verlegen-

Digitized by Google

heit, verstand den zweiten Auftrag nicht genau und glaubte, Napoleon habe die zwei Cardinale nur namhaft gemacht, um sie ganz besonders zu kränken. Durch die Menge davongejagt, gedemüthigt, durch den Purpur um so mehr bemerkbar, kehrten die Cardinale in ihre Wohnungen zurück. Während die zurückgebliebenen Cardinale vorgestellt wurden, ergoß sich Napoleon, aufrecht vor dem Throne stehend, in einer Flut von Invectiven gegen die dreizehn. Vor allem galt seine Wuth Consalvi. „Die andern", sagte er, „haben mich insultirt, weil sie von theologischen Vorurtheilen befangen sind; aber Consalvi hat diese Vorurtheile nicht. Er hat mich aus politischen Gründen beleidigt. Er ist mein Feind. Er will sich dafür rächen, daß ich ihn vom Ministerium herausgedrängt habe. Deßhalb hat er es gewagt, mir eine so tief als möglich berechnete Falle zu legen, indem er gegen meine Dynastie den Einwand der illegitimen Thronfolge ersann, einen Einwand, dessen meine Feinde nicht ermangeln werden sich zu bedienen, wenn mein Tod die Furcht, welche sie heute niederdrückt, entfernt haben wird". So vergingen zwei Tage nach jener letzten Festlichkeit Am dritten erhielt jeder der dreizehn Cardinale eine Aufforderung des Cultusministers, sich um neun Uhr des nächsten Tages bei ihm einzufinden, um von ihm die Befehle des Kaisers entgegenzunehmen. Diejenigen unter ihnen, welche Bischöfe waren, mußten auf der Stelle ihren Verzicht auf ihre Diöcesen schriftlich abfassen. Sie thaten es unter dem Eindrucke der Ueberraschung und der Androhung, als Staatsgefangene behandelt zu werden, jedoch unter dem Vorbehalte der päpstlichen Genehmigung, die jedoch vom Papste verweigert wurde. Die Vorgeforderten erschienen gleichzeitig im Cabinet des Ministers, wo sich auch Fouché, wie er behauptete, zufällig einfand. Der Cultusminister erklärte ihnen, sie seien eines Complottes gegen den Kaiser schuldig, und der Kaiser habe somit befohlen, daß alle ihre geistlichen und privaten Güter ihnen genommen und unter Sequester gestellt werden; daß sie fortan ihre Cardinalinsignien und alle Zeichen ihrer Würde abzulegen haben; daß Se. Majestät sich schließlich vorbehalte über ihre Personen zu bestimmen. Eine sonderbare Art zu complottiren, wäre es, wie die Cardinale richtig bemerkten, ihr Vorhaben, wie sie es thaten, früher dem Onkel des Kaisers laut und deutlich mitzutheilen. Nie hätten sie ihren Collegen ein Geheimniß aus ihrem Vorhaben gemacht, niemanden zu verführen gesucht; der Vorwurf der Rebellion sei eben so unbegründet als des Charakters der betroffenen Männer unwürdig. Ein Brief, den die Cardinale auf den Wunsch der beiden Minister an den Kaiser richteten, enthielt die Auseinandersetzung der Gründe ihres Verfahrens, die Versicherung der tiefsten persönlichen Ergebenheit. Er konnte, da der Kaiser Tags darauf in der Früh nach St. Quentin abgereist war, nicht mehr übergeben werden, und der Cultusminister hielt sich nicht für berechtigt, den Vollzug der kaiserlichen Befehle auszusetzen. Die dreizehn legten ihre Cardinalsinsignien ab und zogen schwarzes Gewand an. Fortan unterschied das Publicum die noirs und die rouges unter den Cardinalen. Jene waren die Helden des Tages, der Gegenstand allgemeiner Achtung und Sympathie. Ihre Einkünfte flossen in den Staatsschatz, selbst ihre Möbeln wurden mit Beschlag belegt Sie waren genöthigt von Almosen frommer Personen oder von den Beiträgen

Digitized by Google

ihrer Freunde zu leben. Consalvi war in der Lage, den Credit, den ihm sein römischer Banquier in Paris eröffnet und großmüthig belassen hatte, zu benützen. Die rothen aber, an ihrer Spitze der eitle Fesch, als sie sahen, wie die Welt das schwarze Priesterkleid der Geächteten, Beraubten viel höher achtete als ihren Purpur, baten den Kaiser, den Unterschied des Costüms verschwinden zu machen, und befürworteten nicht so sehr die Sache der Schwarzen als ihr eigenes Interesse. Der Kaiser aber antwortete nur in brüsken Worten und that nichts. Endlich, es war am 11. Juni 1810, wurden die Schwarzen, je zwei von ihnen, so zuerst Consalvi und Brancadoro zu gesonderten Stunden zum Cultusminister berufen. Sie erhielten die Weisung, binnen 24 Stunden abermals je zwei an die ihnen bestimmten Orte der Verbannung abzureisen. Consalvi erhielt mit Brancadoro Reims zum Aufenthaltsorte. Mit raffinirter Bosheit hatte man die näher Befreundeten von einander getrennt. Das Reisegeld von 50 Louisd'or und die monatliche Aushülfe von 250 Francs wies Consalvi dankbar zurück. Die meisten Cardinale folgten seinem Beispiele. Als aber mildthätige Seelen einen Fond gründeten, um die aller Mittel entblößten Cardinale zu unterstützen, wurden sie einzeln vor die Sousprăfecten der verschiedenen Departements, in denen sie lebten, vorgefordert, und mußten ein detaillirtes Verhör über die Quellen ihres Unterhaltes, die Personen, von denen sie Unterstützung bekamen, ob dies durch die Post, durch eigene Vermittler geschah u. s. w., bestehen.

Consalvi lebte in Reims in tiefster Zurückgezogenheit, mit der Redaction seiner Denkwürdigkeiten beschäftigt. Nachdem Napoleon am 25. Jänner 1813 mit dem in Fontainebleau gefangenen Papste ein neues Concordat geschlossen, es vielmehr dem geängstigten, von aller Verbindung mit dem Cardinalcollegium abgeschnittenen Kirchenoberhaupte entrissen, erhielten, um den Schein der Freiheit zu wahren, die vornehmsten Cardinale, darunter Consalvi, die Erlaubniß, sich zum heiligen Vater zu begeben. Als aber das vereinigte Europa im Beginne des nächsten Jahres gegen Napoleon loszog, als seine riesigen Pläne nach einander scheiterten, beschloß er, den Papst nach Rom zurückzuschicken. Die Abreise des Papstes fand am 23. Jänner 1814 statt. Aber gegen Consalvi blieb Napoleon unversöhnlich. Am 25. Jänner 1814 erhielt er von dem Polizeiminister Savary den Befehl, sich im strengsten Incognito in Begleitung eines Gendarmerieofficiers nach Béziers im Departement de l'Hérault zu verfügen. Wenige Monate später schlug dem hart geprüften, edlen Manne die Stunde der Befreiung.

Wir haben das Lebensbild des Mannes, seine Denkwürdigkeiten an der Hand, in raschen Zügen entworfen, aber wir hoffen, deutlich genug, die Bedeutung dieser seltenen Persönlichkeit zu erkennen und zu würdigen. Freilich wird seine Größe noch bemerkbarer durch die Unbedeutendheit der Mehrzahl der Cardinale, die Lauterkeit seines Wesens durch die gründliche Schlechtigkeit der Zeit, sein Mannesmuth durch die feige Kriecherei der Mächtigen der Erde vor dem Götzen jener Zeit. Das Andenken und zum großen Theile die Einrichtungen Consalvi's, wir fürchten leider nicht sein hoher Geist, leben fort in Roms Traditionen. Unbeugsam in den großen

Digitized by Google

Grundsätzen, war er klug und geschmeidig in Behandlung der Menschen und Sachen, streng gegen sich, mild in Beurtheilung der ersten. Er war eine reformatorische Natur, und deßhalb haßte ihn das Patriciat und ein Theil des hohen Klerus. Er würde, dessen sind wir überzeugt, der Curie manche Maßregel der neueren und jüngsten Zeit nicht gerathen haben, die das Gewissen der besten Katholiken nur verwirrt, der Kirche nicht zum Frommen gereicht, ihren Feinden nur Waffen in die Hand giebt.

Consalvi war ein einfach großer Charakter, im Cardinalsgewande eine antike Natur Die seltenste Gewissenhaftigkeit und Festigkeit war in dieser Natur mit einer fast rührenden Weichheit des Gefühls vereinigt. Dankbar wie man es nur sein kann für Anhänglichkeit und Freundschaft, wußte er sie in vollstem Maße zu erwiedern.

Mit der zärtlichsten Liebe hing er an seinem Bruder Andreas, der ihn, wie er sagt, mehr als sich selbst liebte, der ein Spiegel aller Tugenden, fromm, demüthig, bescheiden, uneigennützig, mildherzig, talentvoll, fein gebildet wie Wenige, seine einzige Stütze, sein Glück, sein Trost war. Reichlich flossen Consalvi's Thränen am Grabe des Unersetzlichen, Unvergeßlichen. Wie ergreifend ist für ein Menschenherz der Nachruf des Ueberlebenden:

Tu mea, tu moriens fregisti commoda, frater,
Tecum una nostra est tota sepulta domus!
Omnia tecum una perierunt gaudia nostra,
Quæ tuus in vita dulcis alebat amor!

Consalvi, durch das Machtgebot eines Despoten verfolgt und verbannt, lebt in der Erinnerung an theure Verstorbene. Seinem königlichen Gönner, dem Herzogcardinal von York, seinem väterlichen Freunde und Vormunde, dem Cardinal Negroni, der liebenswürdigen, in der Blüthe des Lebens dahingerafften Fürstin von Ruspoli widmet er ein Andenken der Liebe, das in fühlenden Seelen lauten Anklang erweckt. Mit kindlichem Danke erwähnt er die Lehrer seiner Jugend in Frascati und in Rom. Aber, was uns am innigsten rührt, ist die tief gemüthliche Erinnerung, die er treuen verstorbenen Dienern schenkt, und inmitten der großen Welthändel und all' der großen Figuren von Staatsmännern, Monarchen und Feldherren, die in seinen Denkwürdigkeiten handelnd auftreten, kann er jene treuen Seelen nicht vergessen, die ihm, dem Menschen, im Leben nahe standen. Schon im Eingange dieser Darstellung gedachten wir des feinen Sinnes für Kunst, der Consalvi's mit Staatsgeschäften erfülltes Leben erheiterte und verschönerte. Canova und Cimarosa gehörten zu seinen nächsten, liebsten Freunden. In dem Umgange mit edlen Frauen und Männern fand er die einzige, nur zu kärgliche Erholung von den anstrengenden Arbeiten seines Berufes. Ein gütiger Herr seiner Untergebenen, voll Hingebung für seine Freunde, ungekünstelt, kindlich einfach in seinem Benehmen und Wesen, streng und gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflicht, erschien er am größten, kühn und würdevoll im Unglücke. Sein Leben, seine

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten sind sprechende Belege des Charakterbildes, das wir in diesen Zeilen entworfen haben.

Don Carlos.

Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen.

Von L. A. Warnkönig.

(Stuttgart 1864. 8.)

Die unvergänglichsten Kränze des Ruhmes windet die Dichtung; umsonst versucht es die Geschichte mit ihr zu ringen; denn mächtiger als die Wahrheit fesselt uns die Schönheit. Diese ist fürwahr eine Königin nach den Worten des Dichters: „Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß weil sie sich zeigt.“ Dies war es, was der große Sieger Asiens lebhaft fühlte, als er Achilles um seinen herrlichen Sänger beneidete. Alexander, der ein Weltreich gründete, ist durch Klio nicht so berühmt geworden, als Achill, der Hektor bezwang, durch die goldenen Verse Homers. Ebenso kann man sagen, die Egmont und Wallenstein, Don Carlos und Maria Stuart u. A. danken in Deutschland den Glanz ihrer großen Popularität nicht der Geschichte, sondern der Poesie. Eines dieser Dramen gewinnt an einem Abend ein zahlreicheres Publicum, als das gelungenste historische Werk in Jahren. Wie viel lebhafter sind die Farben des poetischen als des historischen Stils, wie lebendiger die Zeichnung des Verses! Wie mit eherner Festigkeit prägen sich uns die Charakterzüge ein, welche die Hand des Dichters seinen Gestalten verleiht. Ja, das Leben, mit dem er sie erfüllt, wirkt so überzeugend, daß der Ungelehrte ahnungslos die Dichtung mit der Wahrheit verwechselt. Und wie weit steht diese doch zuweilen den Schöpfungen des Dichters fern! Der historische Egmont, die geschichtliche Maria Stuart gleichen mehr minder ihren poetischen Portraiten nicht; im Tell ist die ganze Situation eine poetisch erfundene, der Held ein Mythus. Und wer endlich kann unähnlicher sein jenen schimmernden Farben und edlen Contouren des Schiller'schen Idealismus, wer ferner stehen jenem dramatisirten Freiheitshymnus und feurigen Proteste gegen den rohen Druck des geistlähmenden Despotismus, als der historische Don Carlos?

Im dramatischen Don Carlos beruht die gesammte Verwicklung auf der rasenden Liebesleidenschaft des Prinzen zu seiner Stiefmutter Elisabeth von Valois; der geschichtliche Carlos verehrte wohl diese seltene Frau, und sein rauhes Gemüth empfand den sittigenden Einfluß ihrer edlen Weiblichkeit, aber seine Empfindung, die stete Aeußerung unwandelbarer Achtung, die er der Königin bewies, war doch noch weit entfernt von Liebe und Leidenschaft. Er hat es dem Könige, seinem Vater, sehr übel angerechnet, daß dieser seiner Heirat mit Anna von Oesterreich

Digitized by Google

unabläſſig neue Verzögerungen bereitete, er dachte mit Wärme an dieſe ſeine Couſine, zeigte nicht am wenigſten von ſeiner Freigebigkeit gegen ſie und fing um ihretwillen an die deutſche Sprache zu lernen. Daß aber Eliſabeth, die pflichtgetreueſte Gattin, deren zärtliches Verhältniß zu Philipp ſich immer ungetrübt erhielt, einer Liebesneigung gegen den Prinzen fern geweſen, iſt nun noch gewiſſer. Von allem abgeſehen würde ein Vergleich, den eine Dame zwiſchen der perſönlichen Erſcheinung des Königs und des Prinzen angeſtellt hätte, ſicher nicht zu Gunſten des letzteren ausgefallen ſein. König Philipp war eben kein Greis, kein welker Mann von ſechzig Jahren, wie in Schillers Verſen, und Don Carlos nicht jener blühende Jüngling, geſchmückt mit allen Vorzügen des Geiſtes und der Jugend, wie das Drama ihn ſchildert. Der ſpaniſche Monarch ſtand in ſeinem 34. Lebensjahre und wenn ſein Haar auch ſchon einen grauen Anflug nahm, war er noch immer im Beſitz eines Aeußeren, deſſen Wohlgeformtheit manches Lob erfuhr; auch trug ſich der Hof von Madrid mit vielen Erzählungen von den galanten Abenteuern, denen der König nachzuhängen noch nicht die Luſt verlor. Der Prinz hingegen, der zur Zeit der dritten Vermählung ſeines Vaters noch nicht 15 Jahre zählte, war überdies geiſtig und leiblich in ſeiner Entwicklung zurückgeblieben, von krankhaftem Ausſehen, mißgeſtaltet und des Gebrauches ſeiner Zunge noch nicht recht mächtig Dabei dienten die Erzählungen, die über ſeine Heftigkeit und Neigung zur Grauſamkeit, ſeinen Hochmuth und häufige Zügelloſigkeiten aller Art umliefen, nicht dazu, die Gemüther für ihn einzunehmen. Die Königin nahm den Antheil an dem Prinzen, den ein mitleidiges weibliches Herz an dem mutterloſen, leidenden und verzogenen Kinde ihres Gemahls nehmen mußte.

Ein Ferment von ungeheurer Wirkung, ein Motiv voll der größten Spannung, eine Quelle des lebendigſten Intereſſes tritt in das Drama ein durch den Zug ſchwärmeriſcher Freundſchaft, welche den Prinzen und den Marquis Poſa bis zum Tode verknüpft. Daß der Prinz ſo lieben könne, daß ein Mann wie Poſa ihn wieder über alles liebt, erwärmt unſer Herz für den Prinzen ungemein. Sein Unglück und dieſe Freundſchaft machen ihn uns vor allem theuer. In der Geſchichte iſt nun Don Carlos nach der ganzen Heftigkeit ſeines Charakters nicht unempfänglich für Anhänglichkeit Anderer, er erwiedert ſie auch wohl mit Ungeſtüm, aber ſie ſchlägt bei dem leichteſten Anlaſſe in ihr häßliches Gegentheil um; unendlich kurz iſt die Brücke zwiſchen Liebe und Haß in dem Brauſen ſeines Jähzorns. Aber was vor allem wichtig iſt, leider iſt die Geſtalt des Marquis Poſa keine geſchichtliche. Einen Freund, wie dieſen Roderich, einen Freund von den Knabenſpielen an bis zu dem frühen Tode durch die Mörderhand eines gehaßten Vaters beſaß Don Carlos nicht. Poſa iſt nicht etwa nur ungeſchichtlich, weil er nicht war, er iſt ungeſchichtlich, weil er unmöglich iſt. Wenn es ſchon ſelten ſein mochte, in Spanien Katholiken zu finden, welche die blutige und flammende Ermordung von Ketzern als unmenſchlich verwarfen, in Spanien Patrioten zu finden, welche allem Nationalhaſſe fremd, den Leiden der Niederländer unparteiiſch gerecht wurden, ſo gab es doch niemand, nicht nur in Spanien, ſondern

Digitized by Google

auch außerhalb desselben nicht, der jenen Kreis freisinniger, alles umfassender, toleranter Ideen besaß, der die Flamme der Humanität so rein und geläutert in sich trug, wie jener Marquis Posa, als er in der berühmten Audienz bei König Philipp, den Henker der Niederländer um Gedankenfreiheit bittet. Die Sprache in jenen edlen Scenen ist die Sprache des 18. Jahrhunderts, die Sprache des Zeitalters der Revolution. Und wie man sagen muß, König Philipp habe nie eine solche gehört, so muß man auch sagen, er, in dessen Rathe ein Alba saß, würde sie nie haben hören können. Einer so monströsen Aufwallung von Edelmuth und geistiger Entfesselung war der erste Monarch Europa's nicht fähig. Es ist eine jetzt manchmal zu hörende Aeußerung, daß die neueren Arbeiten und Forschungen den König Philipp II. in einem günstigeren Lichte erscheinen lassen, als man bisher aus Mangel gewisser Documente ihn habe erblicken können. Dieses Urtheil kann sich aber gewiß nicht auf alle Charakterzüge beziehen. Religiösen Fanatismus und rücksichtsloses Streben nach absoluter Gewalt werden auch seine wärmsten neueren Freunde nicht läugnen können. Und wer übersieht jenes Gemisch von systematischer Falschheit und Verstellung, unergründlicher Heuchelei und Unehrlichkeit, wie von unversöhnlicher Rachsucht, von endloser Zauderei und maschinenartiger Pedanterie, von kläglicher Gedankenlosigkeit und Unselbstständigkeit im Urtheil. War das der Mann, dessen Ohren man Gedankenfreiheit bieten durfte? Der Mann, der die geringfügigste Angelegenheit nicht anders als durch endlose Schreiben erledigen konnte, der Zögerungen als das Fundamentalprincip seiner Staatsweisheit liebte, der alles jahrelang abspann, bespähte und in geheimen Correspondenzen fortzog, konnte nicht in einem Augenblicke der Freund eines Schwärmers werden.

Wenn nun schon der eine Theil der Ursachen, aus welchen der Conflict des Prinzen mit seinem Vater hervorbricht, nämlich seine verbrecherische Liebe, nicht geschichtlich ist, so ist es ebensowenig der andere, der im dramatischen Gedichte die Katastrophe herbeiführt: wir meinen die Vorliebe des jungen Thronfolgers für die aufständischen Niederlande, die staatliche und religiöse Freigeisterei des Schiller'schen Infanten. Dieser ist zu allen Zeiten ein guter Katholik gewesen und eine Opposition gegen seines Vaters Maximen in dieser Hinsicht ist nirgends zu bemerken. Wohl sann er, und dies führte seinen Ausgang herbei, auf Empörung. Doch diese hatte nur im Auge seine eigene Befreiung aus König Philipps Autorität, aus einer ihn drückenden Aufsicht am spanischen Hofe und die Befriedigung seines ungesättigten Ehrgeizes durch eine besondere unabhängigere Stellung. Jene edlere Entrüstung, welche einer Parteinahme für ein leidendes Volk entspringt, welche sich erhebt, um das Elend der Welt zu erleichtern, diese war dem geschichtlichen Don Carlos fremd. Der Prinz war nicht jener „Karl, dem das Feuer durch die Wangen lief, wenn man von Freiheit sprach". Im Gegentheil erwartete man sich auch in Spanien von seiner unüberlegten Wildheit, von der geringen Schonung der Rechte Anderer, wie sie sich vornehmlich gegen Diener und Hofstaat häufig erwiesen hatte, gar nichts gutes, ja Viele prophezeiten eine härtere

Digitized by Google

Tyrannei, als unter seinem Vater Und vollends die Niederlande hingen nicht an ihm, „die vierzehn Provinzen sanken nicht weinend an seine Brust", sie achteten seiner nicht und setzten auf den schwächlichen Enkel Karls V. keine Hoffnung.

Auch die Parteiung am Hofe, wie sie das Drama zur Steigerung seiner Effecte vor Augen führt, einerseits die edle Partei der Freiheitsfreunde, Marquis Posa, die Königin, Don Carlos, andererseits das wilde Paar ihrer grimmigen Hasser, die Alba und die Domingo, ist ideal gesteigerte Conception des Dichters. An der letzteren Gruppe von Feinden der niederländischen Glaubensempörung fehlte es am Hofe König Philipps wohl nicht, aber jene warme Partei der Freunde wurde im spanischen Rathe nicht vernommen, denn diejenigen, welche gegen Alba's blutige Sendung sich aussprachen, riethen nur aus Parteiabneigung gegen diesen zu einiger Milde, einer Milde, welche man dann richtig beurtheilt, wenn man nicht vergißt, daß es dieselbe ist, welche durch den Flammentod von Tausenden, durch die beharrliche Durchführung der Inquisition denselben Aufstand hervorgerufen hatte. Wenn aber dieser Inquisition in den Scenen der Verhaftung des Prinzen eine Rolle zugetheilt wird, so wissen wir jetzt, daß dem nicht so war, und daß die Verhaftung vom Könige selbst durchgeführt, auch von jenem priesterlichen Nimbus nicht begleitet wurde, den ältere Geschichtsdarstellungen hiebei verwendeten und den sich das Drama als ein vortreffliches Effectmittel nicht entgehen ließ.

So ist das Drama Schillers seiner ganzen Auffassung nach von dem geschichtlichen Stoffe, wie er jetzt vorliegt, verschieden; aber es bleibt die Frage, ob der große Dichter, wenn er sein Sujet auch nicht aus jenem Romane St. Reals entlehnt hätte, mit dem geschichtlichen Don Carlos überhaupt hätte zurechtkommen können, ob diese Geschichte in der jetzigen Gestalt nicht ganz und gar undramatisch ist. Vielleicht würden die neueren Biographen des spanischen Prinzen Schillern die Idee, ihn zu dramatisiren, überhaupt nicht nahegelegt haben, er würde an dem Stoffe, den er unsterblich gemacht, vorübergegangen sein, oder er würde die spröde Masse dennoch wieder in den Schmelztiegel eines völlig verändernden poetischen Processes haben werfen müssen.

In keinem andern Lande hat die Dichtung den Kreis der Vorstellungen über Don Carlos bei Gebildeten und Ungebildeten so sehr bestimmt, als in Deutschland; und dies hauptsächlich darum, weil die Geschichtsforschung, mit einer einzigen bedeutenden Ausnahme, diesen Gegenstand sehr vernachlässigte. Nur Ranke hat über die Fragen, welche sich an das vielgenannte Thema knüpfen, eine Reihe umsichtig erwogener und geistreich ausgedrückter Antworten gegeben, die aller späteren Forschung die sicheren Linien vorzeichneten, innerhalb deren sie sich halten müsse. Seit seinem im Jahre 1829 in den Wiener Jahrbüchern für Litteratur niedergelegten Aufsatze hat man in Deutschland, abgesehen von einigem minder bedeutenden, das Raumer dazu gethan hat, nichts wesentliches mehr in dieser Frage geleistet. Diesem Stoffe sich mit Hingebung gewidmet und die Summe der Hauptfragen gelöst zu haben, ist ein Verdienst des romanischen Auslandes. Denn nur wenige Züge des traurigen Gemäldes bedürfen noch einer lebendigeren Beleuch-

Digitized by Google

tung, einer helleren Farbe. Namentlich sind es aber zwei Werke, welche die Menge des weitläufigen Details in einen Rahmen zu sammeln gestrebt haben, Mouy und Gachard. Wir stehen nicht an Gachard den Preis zuzuerkennen; es ist die bei weitem vollständigste Darstellung, sie ist mit großer Liebe behandelt und trotz dem bedeutenden Umfange nicht durch Weitschweifigkeit ermüdend. Gachard hat überall aus den reichsten Quellen geschöpft, aber er verarbeitet den Stoff in schlichter Erzählung, ohne durch breite Anführung der Quellen sich die Mühe der Formgebung zu erleichtern.

Die Urtheile zeigen von seiner stets bewiesenen Unparteilichkeit und Ruhe, sein Hinblick auf Vorgänger athmet eine liebenswürdige Bescheidenheit. Der Geschichtsforscher kann sein: „Don Carlos et Philippe II." in dieser Partie nicht umgehen, wenn er auch noch anderwärts manches berücksichtigenswerthe findet. Bei dem größeren deutschen Publicum wird aber dieses Werk wie auch das von Charles de Mouy unter demselben Titel schon wegen der Ausdehnung derselben nie populär werden, und wenn es auch an Journalaufsätzen nicht gefehlt hat, welche die Ergebnisse der neueren gelehrten Arbeiten geschmackvoll und in angenehmer Kürze zusammenfaßten, so hat man doch bisher eine allgemein ansprechende, zugleich gründliche und ungelehrte Monographie über Don Carlos im Deutschen vermißt.

Man kann es daher nur sehr willkommen heißen, daß L. A. Warnkönig es unternahm, diese Aufgabe zu erfüllen. Waren die Schwierigkeiten derselben auch nicht besonders bedeutend, so ist doch das Geschick zu loben, mit dem er seines Stoffes Herr geworden. In schlichter treuer Nacherzählung hält er sich an seine beiden Hauptschriftsteller, unterläßt es aber nicht, auch anderem Berücksichtigungswerthen gerecht zu werden.

Nur eine Bemerkung, die Manchem sogar zu geringfügig erscheinen könnte, mögen wir nicht unterdrücken, nämlich, daß wir wünschten, die Revision der Handschrift des Werkes sowohl vor dem Druck, wie während desselben möchte eine genauere gewesen sein. Manche Eilfertigkeiten, die einer corrigirenden Hand bedurften, treten zu Tage. So stoßen wir z. B. S. 8 der Vorrede auf die Worte: „Die Werke Mouy's und Gachards führen den gemeinschaftlichen Titel Don Carlos et Philipp (sic!) II. Das des ersten besteht aus zwei Bänden von 736 SS., das des letzteren aus einem Bande von 336 SS." Hier sind die Ausdrücke ersterer und letzterer verwechselt. Das Todesjahr der Königin Isabella von Castilien wird in das Jahr 1536 statt 1504 versetzt u. s. w. Dahin gehören auch die zahlreichen Verstöße gegen die Orthographie der fremden, namentlich der spanischen Namen. Ich unterlasse es nicht, diesen Umstand zu rügen, weil wir in Deutschland im Hinblick auf Nachbarvölker nur zu häufig den Satz von der deutschen Gründlichkeit im Munde führen. Wir müssen daher jene strenge Genauigkeit in der Namenschreibung, welche selbst die auswärtigen Nationen in der Wissenschaft beobachten, bei uns am allerwenigsten geringschätzen. So ist die Orthographie Prescotts, Gachards u. A., die dem Verfasser des Lebens von Don Carlos vorlagen, auch in den Eigennamen eine musterhafte. Aber nicht nur, daß Herr

Digitized by Google

Warnkönig in spanischen Wörtern die Laute c und k selbst in demselben Worte vermischt, z durch tz giebt (z. B. Gatztelu für Gaztelu, Nunnetz für Nuñez), jetzt Louis schreibt, dann wieder Luis u. s. w., so wird auch das spanische Zeichen der Tilde (ñ = nj) stets entfernt und zuweilen nach Belieben durch eine Verdoppelung falsch übertragen.

Wird nun gar ein spanischer Büchertitel citirt oder erscheint irgendwo die Anführung eines spanischen Wortes (ein in einem populären Werke ohnehin ganz überflüssiger Prunk), so häufen sich die Fehler des Druckes wie der sprachunkundigen Feder. Wir erwähnen beispielsweise S. 3, 47, 60, 108. Consequent erscheinen ajuti di camera statt ayudas de camara. Der spanische Stadtname Coruña erscheint als Korunna, Corunna und „in der Corogna!" Auch dem deutschen Stil fehlt es nicht an gelegentlichen Unaufmerksamkeiten; wir haben die folgende Stelle ausgehoben, weil wir auch mit deren Inhalt nicht übereinstimmen (S. 78): „Es ergiebt sich aus den Schilderungen, daß Philipp ein die Gerechtigkeit über alles liebender, sie aber nach seiner Weise auffassender und ausübender, die meisten Lebensfreuden sich versagender, den Staatsgeschäften Tag und Nacht mit unermüdlicher Thätigkeit obliegender, ja auch minder wichtige Angelegenheiten selbst entscheidender Monarch war".

Wir hoffen, eine zweite Auflage werde die erwähnten Licenzen aus einem Buche entfernen, dem eine reiche Verbreitung so aufrichtig gewünscht werden darf

E. Roesler.

Romänische Dichter [1].

Romänische Poeten. In ihren originalen Formen und metrisch übersetzt von **Ludwig Adolf Staufe.**

(Wien 1865, Druck und Verlag von A. Pichlers Wittwe u. Sohn. XVI und 195 S. 8.)

Berichterstatter über Erzeugnisse der neuesten Litteratur kommen in eine nicht geringe Verlegenheit, wenn sie selbst mit ähnlichen Arbeiten vor die Oeffentlichkeit getreten sind. Ist ihre Kritik eingehend und scharf, so erscheint sie leicht als die Ausgeburt neidischen Mißbehagens; ist sie dagegen nur oberflächlich, so kommt ihr Verfasser in den Verdacht eines vornehmen und geringschätzigen Herabsehens auf seinen Nebenbuhler.

In dieser Lage sieht sich der Verfasser der nachstehenden Mittheilungen über das vorliegende Werk. Seit Jahren hat er selbst sich mit romänischen Studien beschäftigt, und außer einigen kleinen Abhandlungen über interessante Sagen und

[1] Auf wissenschaftlichem Standpunkt hält Referent aus Gründen, deren Erörterung nicht hieher gehört die Schreibung: Romänen, romänisch für die richtige.

Digitized by Google

Legenden dieses Volkes auch eine kleine Sammlung romänischer Volkslieder in metrischer Uebersetzung herausgegeben. In dieser sowohl als auch in einer kleinen 1852 zum Besten der Ueberschwemmten in Siebenbürgen veröffentlichten Blumenlese romänischer Gedichte und Sprüchwörter begegnet er sich mit Staufe dann und wann in der Uebersetzung eines und desselben Gedichtes. Dasselbe ist auch der Fall mit dem von Kretzian verfaßten Lied „In der Fremde", dessen Uebersetzung in dem Feuilleton der „Hermannstädter Zeitung" erschienen ist.

Referent weiß sich von den erwähnten Schwächen aber ganz frei und findet daher auch, daß seine Arbeiten auf diesem Gebiete von Staufe weit überschätzt worden sind, während dagegen W. v. Kotzebue, dessen Uebersetzungen romänischer Volksdichtungen (Leipzig 1857) in Deutschland sehr bekannt sind, nur in einer Anmerkung S. 194 ganz einfach genannt wird.

In der Vorrede spricht sich der Verfasser über den Charakter der romänischen Poesie und die vorzüglichsten romänischen Dichter der neueren und neuesten Zeit aus und entwickelt darin Ansichten, mit welchen wohl auch tiefere Kenner der romänischen Litteratur, als Referent ist, einverstanden sein dürften.

Indem er die Armuth an originalen dramatischen Dichtungen betont, macht er auf den Reichthum an lyrischen Gedichten in der kunstmäßigen und der Volkspoesie und auf den Balladenschatz aufmerksam, welcher in den früher wenig beachteten mythischen und geschichtlichen Sagen des Volkes eine noch lange nicht erschöpfte Quelle findet. Mit vollem Rechte hebt er auch die sogenannten Drinen und Horen hervor. Jene sind Lieder der tiefsten Wehmuth, diese dagegen heitere Tanzlieder. Beide gehören recht eigentlich der naturwüchsigen Volksdichtung an, sind aber auch von Dichtern, wie Basil Alexandri u. a. m. beachtet und in künstlerische Form gebracht worden.

Was den Verfasser zur Bearbeitung und Herausgabe seines Werkes bestimmt hat, das war der in der Vorrede deutlich ausgesprochene Wunsch, der romänischen Dichtkunst ihre verdiente Stelle in der Litteraturgeschichte der Culturvölker zu verschaffen. Für diesen Zweck hat er eine Blüthenlese aus zwanzig Dichtern gegeben. Wie zu erwarten war, sind in dieser Auswahl Basil Alexandri (S. 1 bis 46), Demeter Bolintinian (S. 55 bis 98) und Georg Sioa (S. 132 bis 165) am stärksten vertreten. Wir bedauern, darunter nicht auch Gedichte von Zacharias Boiu zu finden, dessen in Hermannstadt erschienene „Sunete si aesunete" (Klänge und Widerklänge) eine entschiedene Begabung verrathen.

Ein zweiter Abschnitt des Werkes ist den Volkssagen und Volksliedern gewidmet und eine Reihe erläuternder Anmerkungen beschließt das Ganze.

Referent kennt aus eigener Erfahrung die großen Schwierigkeiten, mit welchen der deutsche Uebersetzer romänischer Gedichte zu kämpfen hat. In den meisten Fällen hat sie der Verfasser — manchmal mit Meisterschaft überwunden, und eine treue und künstlerisch vollendete Nachbildung des Originals geliefert, und wir sind daher auch überzeugt, daß seine Arbeit beifällig aufgenommen und seinem Zwecke

Digitized by Google

entsprechen wird. Dabei fehlt es eben auch nicht an Stellen, welche viel zu wünschen übrig lassen.

So ist, um uns hier auf Einzelnes zu beschränken, in dem rührenden Gesange „In der Fremde" von Kretzian (S. 110) ganz wortgetreu zu übersetzen:

Von dem Ofen fern, dem warmen,
Friert im fremden Land es mich;
Trauernd lebe ich; mir Armen
Näßt das Brot mit Thränen sich.

Dasselbe ist auch der Fall bei der vorletzten Strophe der „Hori" von Basil Alexandri S. 19:

Die Uebersetzung:

Bin schon satt der schweren Gaben
Und der Boten, und der Knechte,
Mag nicht ackern mehr und graben,
Bin in meinem Rechte.

läßt kaum ahnen, daß der Träger, der das Lied singt, an die schwere Last von allerlei Frohndiensten denkt, und der Gedanke der letzten Zeile kommt im Originale gar nicht vor. Reime, wie „still" und „Mitgefühl" u. s. w. sind sehr hart, Formen, wie „des Abend" statt „des Abends", S. 59 um des Reimes „labend" willen, eben so sprachwidrig, als der seltsame Ausdruck:

erfaßt vom Hungerkralle

S. 160, und Satzfügungen, wie

Wer weiß, da ich vom Herde
Ward' verstoßen vom Geschick,
Um zu küssen deine Erde,
Ob ich jemals kehr' zurück.

S. 8 statt „wer weiß, ob ich jemals zurückkehre, um" u. s. w. ganz undeutsch. In der Strophe:

Komm zum frohen Kusse, Kind und süßes Leben,
Will dafür Dir freundlich Schmuck und Kleidchen geben.

des Gedichtes „Fürst Radul und sein Kammerfräulein", geht die ganze nationelle Färbung dadurch verloren, daß der romänische Ausdruck „Saalbe", Halsschmuck, mit Gold- und Silbermünzen, durch den Gattungsnamen Schmuck ersetzt wird.

Bei allen diesen und ähnlichen Mängeln müssen wir doch das vorliegende Werk als eine höchst dankenswerthe Arbeit betrachten, und können nur bedauern, daß der Verfasser laut der Vorrede S. 13 bei der „Herstellung" desselben viele, nicht näher bezeichnete „Anfechtungen" gehabt hat. Die von ihm angesprochene „wissenschaftliche Berechtigung" hat die Blumenlese jedenfalls und wird wesentlich dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der deutschen gebildeten Welt auf die beachtenswerthe romänische Poesie zu richten. Schuller.

Digitized by Google

Kurze kritische Besprechungen.

Reinisch, Dr. S.: Die ägyptischen Denkmäler in Miramar. Mit 43 lithographirten Tafeln, 29 in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer Titelvignette. Wien 1865. Wilhelm Braumüller.

-r. Die Aegyptologie, die Erforschung des vor einem Menschenalter erst wieder erschlossenen ägyptischen Alterthums, ist bis auf die jüngste Zeit in Oesterreich ein völlig brachES Feld geblieben, und doch luden die Sammlungen von Inschriften, die hier zu Lande so bedeutend sind als anderwärts, genug dazu ein. In diese Bahn zuerst eingelenkt, die bedeutenden Schwierigkeiten, die allem Anfange, zumeist aber auf so schwierigem Gebiete, entgegenstehen, überwunden zu haben, dieser Ruhm gebührt dem Verfasser des obgenannten Werkes.

Nachdem derselbe durch eine Reihe von Aufsätzen auf ägyptologischem Gebiete den Beifall der bedeutendsten Fachkoryphäen, eines Rougé, Birch, Lepsius, Brugsch u. A. erworben hatte, hat er mit dem neuesten Buche eine ungleich größere Manifestation seines Fleißes und seiner Gelehrsamkeit gegeben, die nicht verfehlen wird, auch in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit zu erregen, wäre es auch nur darum, weil die Denkmäler von Miramar an einen Namen mahnen, der mit wichtigen Ereignissen des letzten Jahres auf das innigste verknüpft ist.

Die Veranlassung zu dem besprochenen Werke gab, wie wir der Vorrede desselben entnehmen, der wissenschaftliche Eifer eines hervorragenden Gliedes des österreichischen Kaiserhauses, des jetzigen Kaisers Maximilian von Mexico, dem diese Publication auch gewidmet und zugeeignet erscheint. Es ist selbst Fachgelehrten bisher verborgen geblieben, daß das reizende Meerschloß an der wogenden Adria, daß Miramar, die geliebte Schöpfung desselben Monarchen, der hier die Regierung seines überseeischen Reiches antrat, eine ansehnliche Sammlung ägyptischer Alterthümer in seinen schönen wohnlichen Räumen einschließe. Reinisch war es, der diese Sammlung für die Wissenschaft entdeckte, wie er auch nicht ruhte, bis er diese Trümmer einer geheimnißvollen Vorzeit völlig zu ihrem geistigen Eigenthum gemacht hatte. Die genannte Sammlung aber ging zuerst aus Ankäufen hervor von dem ehemaligen österreichischen Generalconsul in Aegypten, A. v. Laurin. Ihre werthvollsten Schätze aber erhielt sie in Folge einer Reise des natur- und kunstsinnigen Prinzen im Jahre 1855. Wie an allen orientalischen Höfen besteht auch in Aegypten die althergebrachte Sitte, daß fremden Souverainen und Prinzen, wenn sie in das Land kommen, vom Vicekönig Geschenke an edlen Pferden, kostbaren Waffen u. dgl. gemacht werden. Da der kaiserliche Prinz aber bei seinem Aufenthalte in dem alten Wunderlande einen höheren Werth auf Gegenstände legte, welche der wissenschaftlichen Forschung neue Grundlagen bieten konnten, so lehnte derselbe die dargebotenen Geschenke ab und erbat sich dafür vom Vicekönig die Erlaubniß, aus dem ägyptischen Museum zu Cairo einige Alterthümer auswählen zu dürfen, eine Erlaubniß, welche bereitwilligst zugestanden wurde.

Reinisch, dem durch die erleuchtete Theilnahme des hohen Besitzers die freieste Benützung des ungekannten Schatzes gestattet wurde, stellte sich nun die Aufgabe, die Denkmäler, als da sind: Sarkophage, Statuen, Stelen (Grabsäulen), Siegel u. s. w. zu beschreiben, die Texte der ägyptischen Inschriften herauszugeben und mit Anwendung der bereits gewonnenen sicheren Methode der Entzifferung zu übersetzen und kritisch zu erläutern. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens werden am besten von den Aegyptologen von Fach gewürdigt werden können. Aber Reinisch begnügte sich damit nicht: er benützte den Anlaß, der ihm geboten war, in umfassenderer Weise. Die Reli-

Digitized by Google

gion ist die Atmosphäre des alten Nillandes, in ihr leben und weben, aus ihr entspringen und fließen alle Ideen jener großartigen theokratischen Cultur, ihr dienen alle jene Monumente, die seit Jahrtausenden das Staunen der Welt und seit einem Jahrhundert das Studium der Gelehrten bilden. So verdanken auch die meisten der Antiquitäten in unseren ägyptischen Cabinetten, wie in der Sammlung von Miramar ihre Entstehung dem geheimnißvollen religiösen Glauben der Aegypter; der Stein, der zu uns spricht, redet von dem Wirken ihrer Götter, die Bilder, die er zeigt, sind reich an Symbolen ihres vielgestalten Wesens. Dennoch ist diesem Theile der Wissenschaft seit der Wiederbelebung der Hieroglyphen nicht jene eingehende Thätigkeit zugewendet worden, die man ihm im Interesse der Religions- und Culturgeschichte wünschen muß. Aus diesem Grunde hat Reinisch sowohl in längeren Beleuchtungen, als durch eine ungemeine Menge von einzelnen Bemerkungen gerade die Religion Aegyptens zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht. Diese gelehrten Mittheilungen, geschöpft an den echten Bornen der ägyptischen Religionslehre, den Denkmälern und dem berühmten Todtenbuche, bezeichnen einen wesentlichen Fortschritt auf diesem Gebiete und müssen, wie sie auch in weiteren Gelehrtenkreisen ansprechen werden, dazu beitragen, unkritische Theorien, phantastische Combinationen, wie die Bunsens und Röths, außer Curs zu bringen. Es sind auch diese Arbeiten nur einzelne Bausteine zu einem künftigen Gebäude der ägyptischen Glaubens- und Cultusgeschichte, aber sie sind vortrefflich und erregen den Wunsch wie die Hoffnung, daß uns dieselbe gelehrte Feder noch mehr bieten wolle. Unter den behandelten Stoffen ragt aber vor allem hervor durch umfassende Untersuchung und klare Darlegung die ägyptische Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und dem Leben im Jenseits, und wir machen die Leser auf diesen Abschnitt besonders aufmerksam (S. 5 bis 86).

Aus dem Gebiete der Sprachwissenschaft liegt gleichfalls ein Excurs vor, die Frucht bedeutender Anstrengungen und fortgesetzter emsiger Beobachtung der Lautverhältnisse der wieder an das Licht gebrachten altägyptischen Sprache unter dem Titel: „Beiträge zur Feststellung eines Hieroglyphen-Alphabetes". Das heutige Koptisch, der Haupthebel zur Lection der Hieroglyphentexte steht nämlich zur alten Sprache der Ramses und Sesostris etwa in dem Verhältnisse des jetzigen Deutsch zum Gothischen, oder wenn wir seine Erfüllung mit einer Unzahl fremder griechischer Elemente in das Auge fassen, ungefähr in dem Verhältnisse der vom Arabischen völlig durchdrungenen neupersischen Sprache zum Zend und Alt-Baktrischen. Wir erkennen also in dem heutigen koptischen Dialekte eine in den Lauterscheinungen degenerirte, in seinem Wortschatze verarmte Tochtersprache. Das verachtete schmutzige Völkchen der heutigen Kopten unterscheidet sich nicht minder grell von seinen Vorfahren, welche die Pyramiden bauten, als sein verkümmerter Jargon von dem alten Idiome, in welchem die großen Priester von Theben und Memphis ihre theosophischen Mythen verewigten. Nun hatte man es seit Champollion, dem Begründer ägyptischer Alterthumswissenschaft im Gebrauche, die altägyptischen Laute, deren wahren Klang man nicht kannte, durch die modernen koptischen vertreten zu lassen, ein Verfahren welches der keimenden Wissenschaft große praktische Vortheile bot, aber durchaus unwissenschaftlich war und der jetzigen sprachforschenden Methode nicht genügt, weil einerseits die abgeschliffenen koptischen Wortformen mit den entsprechenden altägyptischen sich nicht decken, andererseits aber unter den letzteren sehr viele Ausdrücke begegnen, welche die koptische Sprache längst zu den Todten gelegt und durch neu erstandene Bezeichnungen ersetzt hat. So weichen auch Worte, die beiden Sprachperioden angehören, wie sich dies erwarten läßt, doch oft sehr wesentlich in ihren Bedeutungen von einander ab. Diese und andere Umstände erklären es, daß eine Umschrift der Hieroglyphen durch koptische Bezeichnungen zu unzähligen Irrthümern und Ungenauigkeiten Anlaß geben müsse. Es ist nun die Absicht der strengeren ägyptischen Sprachwissenschaft, die alten Laute in ihrer ursprünglichen Form und Farbe, befreit von der Trübung des modernen Koptendialektes

Digitized by Google

wiederherzustellen. Einen wichtigen Beitrag zur Lösung dieses großen sprachgeschichtlichen Problems, welche ein neuer Triumph des gelehrten Scharfsinns werden muß, bieten nun die Untersuchungen des Herausgebers der „Denkmäler von Miramar" (S. 261 bis 314).

Noch ist zu erwähnen, daß die Ausstattung des Werkes eine vorzügliche zu nennen sei; es sind keine Kosten gespart worden, so daß es auch eine typographische Zierde des österreichischen Verlages bildet. Gelungene Holzschnitte nach den besten Abbildungen illustriren den mythologischen Theil, und der beiliegende Atlas, welcher die Texte der Inschrift enthält, darf sich an Reinheit und Schönheit der Ausführung den besten ähnlichen Erscheinungen, wie der großen Publication von R. Lepsius, an die Seite stellen. Es verdient dies um so mehr Anerkennung, als dies die erste Probe von Hieroglyphendruck in Oesterreich ist. Wie man vernimmt, soll das Ministerium daran denken, sämmtliche ägyptische Denkmäler der österreichischen Monarchie zu veröffentlichen. Die „Denkmäler von Miramar" werden gewiß dazu beitragen, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, und die Wahl des Herausgebers, welche auf Reinisch gelenkt worden sein soll, darf nach dem Vorliegenden als die glücklichste bezeichnet werden.

Wiese, Dr. L.: Das höhere Schulwesen in Preußen. Historisch-statistische Darstellung. Berlin 1864, Wiegand und Grieben.

S. Das dickleibige, 740 Seiten Großoctav umfassende Buch des geheimen Oberregierungsrathes Dr. Wiese ist im Auftrage des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten herausgegeben worden, um dem Bedürfnisse eines Nachschlagebuches über alle an den Mittelschulen bestehenden Normen und Einrichtungen abzuhelfen. Von 5 zu 5 Jahren soll demselben ein periodischer Bericht folgen, welcher alle inzwischen eingetretenen Aenderungen umfassen wird, der erste Bericht aber mußte, um den gegenwärtigen Bestand des Schulwesens in seiner Entwicklung darzustellen, weiter zurückgreifen und auch die Geschichte der einzelnen Anstalten umfassen. Das Buch behandelt jene Lehranstalten, welche in Oesterreich unter dem Namen Mittelschulen begriffen werden, die Gymnasien, Progymnasien, Realschulen und höheren Bürgerschulen in höchst eingehender Weise. Der erste Abschnitt enthält die Unterrichtsverwaltung, der zweite die einzelnen Arten der Anstalten nach den allgemeinen Studiennormen, der dritte die geschichtliche Entwicklung jeder einzelnen Schule, der vierte die Statistik der Schulen, der fünfte Geschichte und Statistik der Maturitätsprüfungen, der sechste Geschichte und gesetzliche Bestimmungen des Lehramtes, woran sich ein Anfang über die Geldgebarung und eine Auswahl der wichtigsten Gesetze, Instructionen und Reglements schließt. Schon diese gedrängte Inhaltsangabe zeigt, daß das Buch nicht zur Lectüre, sondern als Sammelwerk aller gesetzlich und geschichtlich bemerkenswerthen Momente der Mittelschulen verfaßt ist, und diesen Zweck erreicht es durch fleißige Bearbeitung des massenhaften Materials, durch Vollständigkeit und lichtvolle Anordnung in hohem Grade. Oesterreich kann diesem Buche so gut wie nichts entgegenstellen, denn Ungers treffliche: „Gesetze über die höheren Studien" sind völlig veraltet, Matauschek's gutes: „Normalien-Nachschlagebuch" umfaßt nur die Gymnasien, in geschichtlicher Hinsicht aber sind nur einzelne dieser Lehranstalten bisher in den schwer zu erlangenden Jahresprogrammen behandelt worden, Elvert hat die Studienanstalten Mährens gründlich bearbeitet, für das ganze Reich aber fehlt noch immer eine solche, freilich mühevolle Leistung. Es ist daher sehr zu wünschen, daß Wiese's gediegenes Buch, das auch in anderen Richtungen, wie bezüglich der eben angeklungenen Umgestaltung der Realschulen hohe Beachtung verdient, zum Sporne werde, diese Lücke würdig auszufüllen.

Digitized by Google

Köchy, K.: Das neue Leben. Hannover 1865, E. Kniep.

V Ein mehr als Halbvergessener bringt sich mit einem Bändchen Romanzen der Lesewelt wieder in Erinnerung. Der Freund Heine's und Grabbés, durch Liebe zur Poesie und Kunst frühzeitig von der Advocatenlaufbahn weggelockt, hat sich seinerzeit auf allen erdenklichen Gebieten dichterischer Production versucht und auch viel Anerkennung gefunden; er schrieb Lyrisches und Episches, Dramatisches und Dramaturgisches, redigirte „Horen", „Mitternachtszeitung", „Rheinische Theaterzeitung", war Dramaturg und Theaterdichter in Mainz und lebt jetzt in seiner Vaterstadt als Intendanturrath des Hoftheaters. Ein rechtes Dichtertalent ist stets in ihm erkannt worden, hat ihm aber doch nicht einmal zur Namensnennung in den sonst nicht exclusiven Geschichten der neuen Litteratur verholfen. Ob ein Werk des Vierundsechzigers glücklicher sei als die Novellen, das Trauerspiel „Rochester" und die anderen Schau- und Lustspiele, welche er als Jüngling und Mann veröffentlichte? In einem Briefe an Tieck vom Jahre 1831 macht Köchy auf eine Reihe Romanzen aufmerksam, auf welche er selbst „einigen Werth lege". Auch in dem vorliegenden Büchlein behandelt er diese Form mit großer Gewandtheit, es enthält viel Sinniges und Tiefempfundenes, aber ein mystischer Zug und Beziehungen, welche nur Eingeweihten verständlich sein können, verkümmern anderen Lesern den Genuß.

V. Die „Blätter für litterarische Unterhaltung", für welche der Tod Hermann Marggraffs ein schwerer Verlust war, haben seit Neujahr in Rudolf Gottschall einen neuen Redacteur erhalten. Die Wahl darf als eine glückliche bezeichnet werden. Ob Gottschall nach allen Richtungen hin seinen unermüdlichen und von der tüchtigsten Gesinnung geleiteten Vorgänger ersetzen kann, muß die Folge lehren; im Allgemeinen lassen seine bisherigen litterarhistorischen Arbeiten ihn als die geeignete Persönlichkeit erscheinen, zur Leitung dieses ältesten kritischen Organs in Deutschland, welches sich von jeher die Aufgabe gestellt hat, nicht sowohl die gelehrte als die allgemein gebildete Welt mit den Bewegungen und Erscheinungen in der Litteratur bekannt zu machen. Die frühere Thätigkeit des Herausgebers leistet uns dabei bessere Bürgschaft als das Programm desselben. Denn Sätze, wie: „Ehre den berufenen Talenten, die diesem Ideale (der modernen, vom Geiste des Jahrhunderts getragenen und nach künstlerischen Zielen strebenden Dichtkunst) nacheifern; doch Krieg dem nachahmenden Dilettantismus . . ., Krieg gegen den flachen Realismus . . . u. s. w." erhalten doch erst durch die Anwendung Inhalt. Die Neigung, die dichterischen Leistungen der Gegenwart gutmüthig zu überschätzen, hat Gottschall schon in der zweiten Auflage seiner Litteraturgeschichte zum Theil überwunden, und wird derselben hoffentlich immer mehr Herr werden, ohne dadurch dem eben citirten Wahlspruch zu nahe zu treten. Im wesentlichen soll an der bisherigen Einrichtung der „Blätter" nichts geändert werden, mit der Beurtheilung soll auch ferner die Reproduction Hand in Hand gehen; daß die Notizen jetzt „Feuilleton" genannt werden, ändert nichts am Wesen der Sache. Eine richtige Bemerkung und im Sinne Marggraffs macht Gottschall über das gegenseitige Ignoriren der kritischen Blätter im Gegensatz zu dem förderlichen Kampf der politischen Organe.

Auch ein anderes Brockhaus'sches Unternehmen, die Monatsschrift zum Conversationslexikon, „Unsere Zeit", wird jetzt von Gottschall redigirt. Solche encyklopädische Zeitschriften sind längst ein Bedürfniß geworden, sie füllen die Lücken zwischen den Tagesblättern und den Conversationslexiken aus, und namentlich die genannte erfreut sich einer verdienten Verbreitung. Das erste Heft der neuen Folge behandelt die Darstellungen des Lebens Jesu von Renan, Strauß und Schenkel, die neue Aera des Zollvereins, das Rettungswesen zur See, das deutsche Theater der Gegenwart, den Reisenden Vambery ꝛc.

Digitized by Google

* Der Künstlerverein für Geschichte und Alterthümer in Bremen hat aus Anlaß des 100jährigen Todestages des Ansgarius, Erzbischofs von Hamburg und Bremen, Apostels des Nordens, einen Preis von 400 Thlr. Courant für die beste Geschichte der Mission in den nordischen Ländern ausgesetzt. Concurrenzschriften sind bis 3. Februar 1867 an das Schriftführeramt des Künstlervereines für Bremen einzusenden.

---

* Aus Murau wird der Grazer „Tagespost" geschrieben: Bei einer Maurerkeusche in Triebendorf wurde vor kurzem beim Umgraben des Gartens ein Römerstein mit folgender Aufschrift ausgegraben:

C : ANNIVS
LVCIVS VI
FEC. SIB : EAN
NIAE : SEDA † N
AE ♀ VXORII

Die Eigenthümerin des Steines, eine arme Inwohnerin, die denselben ausgegraben hatte, wäre erbötig, ihn gegen eine billige Vergütung zu verkaufen In der Keusche derselben befindet sich noch ein anderer Römerstein mit der Inschrift:

COTTAIIO
ANNI SENE
CAE & SER / V / F
S - ET - IVST. AE
CONI ♀ OPT

* Eine den Kunstfreunden Wiens wohlbekannte Persönlichkeit, Herr J. E. Wessely, hat im Verlage der Hofbuchhandlung W. Braumüller in Wien ein Verzeichniß der Kupferstiche und Schabkunstblätter des Wallerant Vaillant herausgegeben. Der Verfasser, welcher mit dieser Schrift sich in die Kunstlitteratur einführt, zeigt durch den Gesichtspunkt, von dem er sich bei der Abfassung derselben leiten ließ, daß er mit dem richtigen, kunsterfahrenen Verständnisse an seine Aufgabe ging. Er bemerkt nämlich, daß es bei Forschungen über einzelne Künstler vor Allem auf eine kritische Zusammenstellung ihrer Werke ankomme. Vaillant (geb. 1623 zu Lille) war der erste Künstler, welcher sich der Schabmanier bedient, ohne sie jedoch erfunden zu haben. Das Verdienst der Erfindung gebührt einem Deutschen Namens L. v. Dingen. Wessely verzeichnet 206 Schabkunstblätter v. Vaillant und nur 7 Radirungen. Erstere gehören theilweise zu den besten Leistungen dieses Kunstzweiges.

* Aus London schreibt man, daß Layard in der „Lambeth Society of Arts" einen Vortrag über Kunstgeschichte gehalten, der großen Anklang gefunden habe. Wie von dem Entdecker und Beschreiber der assyrischen Alterthümer zu erwarten war, suchte er die ganze griechische Kunst wesentlich auf orientalische Ursprünge zurückzuführen.

* Aus der archäologischen Section in der Krakauer wissenschaftlichen Gesellschaft sind verschiedene Commissionen hervorgegangen, welche, jede speciell, mit der Restaurirung der Denkmäler, Einrichtung von Museen, Abfassung einer Monographie der Cistercienserabtei in Mogila betraut sind. Eine neuerdings hinzugekommene Delegation wird sich mit der Aufzeichnung der in Krakau und Umgegend in Kirchen, Klöstern, Instituten und Privatarchiven aufbewahrten polnischen Gemälde beschäftigen. Das Register soll: Bilder polnischer Notabilitäten, Portraits, die werthvoll in

Digitized by Google

Beziehung ihres Alterthums oder interessant in Betreff der Costüme und Anzüge, oder endlich sich als Kunstwerke empfehlen, und dies sind Oelbilder, Aquarelle, Stiche oder Holzschnitte von den ältesten Zeiten bis Ende vergangenen Jahrhunderts. Die Arbeit soll schon in kurzem in so weit vollendet sein, daß sie ein gewisses allmälig sich erweiterndes Ganzes bilden wird.

* Director Schnorr v. Carolsfeld hat den Auftrag erhalten, die Cartons zu den Glasmalereien anzufertigen, mit denen sieben Fenster der Paulskirche in London ausgeschmückt werden.

D. (Vom deutschen Büchermarkte.) Auf keinem Gebiete der Litteratur zeigt sich eine solche Bewegung als auf dem der Theologie; jede neue Bücher-sendung bringt uns zahlreiche Novitäten von größerem oder geringerem Interesse, während die durch die gegenwärtig besonders ventilirten Fragen hervorgerufenen Streitschriften und Broschüren nicht zu zählen sind. Renans vielbesprochenes Buch ist schneller vergessen und unbeachtet geworden, als es der große Lärm, den sein Erscheinen hervorrief, erwarten ließ, während die gegen dasselbe gerichteten Schriften noch immer neue beachtenswerthe Verstärkungen erhalten; so eine aus jüngster Zeit aus der Feder des Prof. H. Ritter in Göttingen, die den Titel führt: „Ernst Renan über die Naturwissenschaften und die Geschichte, mit den Randbemerkungen eines deutschen Philosophen". Von David Friedrich Strauß erschien soeben: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte. Eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu". Anlaß zu dem Erscheinen dieses Buches bot das im vergangenen Jahre erst nach dem Erscheinen der neuen Ausgabe von Strauß' „Leben Jesu" nach Nachschriften seiner Vorlesungen edirte „Leben Jesu" von Schleiermacher. Auch von dem Tübinger Baur erschienen in den letzten Wochen vorigen Jahres: „Vorlesungen über neutestamentliche Theologie", aus dem Nachlaß des verstorbenen Verfassers von seinem Sohne herausgegeben. Gegen die von den genannten Theologen vertretenen Ansichten, mehr noch gegen den Materialismus der Naturwissenschaft richtet sich das nachstehende Werk des Professors der Theologie F. W. Schultz in Breslau: „Die Schöpfungsgeschichte nach Naturwissenschaft und Bibel", das der Verfasser als einen Beitrag zur Verständigung bezeichnet. Wir erwähnen noch, daß der neueste geistvolle Hirtenbrief Sr. Eminenz des Herrn Cardinal-Fürsterzbischofes von Wien v. Rauscher jetzt auch im Buchhandel erschienen ist, und daß auch eine Uebersetzung der Schrift des Bischofs von Orleans über die Convention vom 15. September und die Encyclika erschien. Von dem Original liegt uns bereits die fünfzehnte Auflage vor.

In völlig umgearbeiteter Auflage erschien von Kuno Fischers großem Werk: „Geschichte der neueren Philosophie" der erste Theil des ersten Bandes; seinen Inhalt bildet: Descartes und seine Schule. Es ist bekannt, welches Talent Kuno Fischer besitzt, innerhalb der engen Grenzen eines Vortrages ein schön abgerundetes Bild und eine Fülle anregender Ideen wiederzugeben; der neueste dieser Vorträge beschäftigt sich mit Bartschs „Spinoza's Leben und Charakter".

Ein halb kunstgeschichtliches, halb novellistisches Werk erhalten wir von W. Bergmann: „Tizian. Bilder aus seinem Leben und seiner Zeit". Eine lose zusammenhängende Reihe von culturhistorischen Charakterbildern, beruhend auf eifrigen Studien der historischen Quellen, aber wo diese nicht ausreichen ergänzt durch die nachhelfende Hand der Phantasie, will der Verfasser in dem Lebensbild des großen Venetianers bieten, das recht geeignet ist, einem zahlreichen Leserkreis Interesse abzugewinnen.

Digitized by Google

Außer sehr zahlreichen litterarischen Eintagsfliegen, brachten uns die vergangenen Wochen auch einige historisch-politische Novitäten von größerer Bedeutung, unter anderen eine neue Schrift des Berliner Publicisten C. Franz: „Die Wiederherstellung Deutschlands", ein starker Octavband, den üblichen Umfang einer politischen Publication bei weitem überschreitend. Im Verlage von Karl Czermak in Wien erschien: „Fünfzig Jahre nach dem Wiener Congresse von 1814 bis 1815. Mit besonderem Hinblick auf die neuesten österreichischen Zustände", von J. A. Freiherrn v. Helfert, und eine vom Verfasser autorisirte Uebersetzung der: „Idées Napoléoniennes".

Wir können heute die Ueberschriften der einzelnen Capitel des ersten Bandes der „Geschichte Julius Cäsars" mittheilen. Dem sehr interessanten Vorworte folgen als einleitende Capitel: Rom unter den Königen, Gründung der Republik unter den Consuln, Eroberung Italiens, Wohlstand der Länder des mittelländischen Meeres vor den punischen Kriegen, die punischen Kriege in Macedonien und Asien, die Gracchen, Marius und Sulla. Es führt dann der erste Band die Geschichte Julius Cäsars bis zum Jahre 695 p. u. c.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 15. Februar 1865

Es wird der Classe vorgelegt:

a. Von Herrn Prof. Kvičala in Prag: die zweite Abtheilung seiner „Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles."

b. Von Herrn Prof. Mussafia: sein Aufsatz „Il Codice Eugeniano ed il Codice della R. Biblioteca di Stoccarda della Divina Commedia".

Um den Text der „Göttlichen Komödie" nach kritischen Grundsätzen festzustellen, ist es unabweislich nothwendig, zu den Handschriften zurückzukehren. Vor allem muß die Forschung sich bestreben, das wechselseitige Verhältniß der Handschriften zu ergründen, dieselben in Classen einzutheilen und so nach und nach deren übergroße Menge auf eine gewisse Anzahl der besten und ältesten Vertreter der einzelnen Familien zurückzuführen. Karl Witte hatte bekanntlich gehofft, dieses Ziel zu erreichen; trotz jahrelanger Bemühungen gelang dies ihm nicht, wie es überhaupt niemand gelingen wird, die Arbeit zu einem Abschlusse zu bringen, der nicht längere Zeit hindurch in italienischen Bibliotheken wird verweilen können. Witte begnügte sich daher, aus vier Handschriften, die er für besonders vorzüglich hielt, einen Text zu redigiren, welcher nichts enthält, was nicht wenigstens von einer der zu Grunde gelegten Handschriften urkundlich beglaubigt wäre. Ein derartiger Versuch, an der Ueberlieferung streng festzuhalten und den benutzten kritischen Apparat vollständig mitzutheilen, ist äußerst verdienstvoll; Witte's Aufgabe kann mit Recht als epochemachend bezeichnet werden, nur muß man sich hüten, dabei als bei einer abgeschlossenen Arbeit stillstehen zu wollen; vielmehr ist es dringend geboten, jetzt, wo der Anfang gemacht worden ist, auf dem richtig eingeschlagenen Wege fortzufahren und an Witte anknüpfend die größtmögliche Anzahl von Handschriften bekannt zu machen.

Digitized by Google

Vorliegende Studie beschäftigt sich mit der Handschrift der k. k. Hofbibliothek in Wien — Codex Eugenianus — und jener der kön. Bibliothek in Stuttgart, welche in inniger Wechselbeziehung zu einander stehen. Nach einer Beschreibung ihres Aeußern folgen einige Bemerkungen über die Beschaffenheit dieser Handschriften, ihre mundartliche Eigenthümlichkeit und die Art, wie sie die Metrik behandeln, worauf der Versuch gemacht wird, so weit die spärlich vorhandenen Mittel ausreichen, deren Verhältniß zu anderen Handschriften annähernd zu bestimmen.

Diesen kurzen allgemeinen Bemerkungen folgt eine genaue Collation der ganzen Komödie, wobei von Witte's Ausgabe ausgegangen wird und alle Stellen angeführt werden, in welchen die zwei untersuchten Handschriften von dieser Ausgabe abweichen. Zugleich werden jene zahlreichen Stellen hervorgehoben, wo die von der Vulgata abweichenden Lesarten Witte's von den Wiener und Stuttgarter Handschriften bestätigt werden. Auch offenbare Versehen, Schreibfehler u. s. w. werden verzeichnet, da sie dazu verhelfen können, das Verhältniß der Handschriften zu beurtheilen; nur werden diese von den eigentlichen Varianten getrennt und am Fuße der Seite mitgetheilt. Als Probe der Orthographie und der Behandlung der grammatikalischen Formen folgt am Schlusse in diplomatisch getreuer Wiedergabe je ein Gesang aus beiden Handschriften.

c. Von Herrn Prof. Dr. J. A. Tomaschek: sein Aufsatz über „Die höchste Gerichtsbarkeit des deutschen Königs und Reiches im 15. Jahrhundert".

Dieses Jahrhundert, das an der Markscheide zweier Zeitalter steht, ist wesentlich eine Periode des Ueberganges. Schwankend und unfertig in seinen eigenen Bildungen, sieht es die alten Formen des mittelalterlichen Rechts- und Verfassungslebens nach und nach absterben, ohne noch die Kraft zu besitzen, dauernde Institutionen an ihre Stelle zu setzen. Derselbe Charakter drückt sich in der Gerichtsverfassung des Reiches aus, aber auch die Grundlagen zu den festen Gestaltungen der späteren Zeit sind bereits deutlich wahrnehmbar. Wendet sich nun überhaupt die wissenschaftliche Forschung mit Vorliebe den Ursachen der Erscheinungen zu, um das Wesen des Gewordenen aus seinen Keimen und Entstehungsgründen zu begreifen, so kann auch eine tiefer eingehende Untersuchung dieser Verhältnisse für die Geschichte des deutschen Reiches und Rechtes nicht überflüssig sein.

Als Erbstück früherer Zeiten hatte das 15. Jahrhundert in dem kön. Hofgerichte eine gerichtliche Institution übernommen, die in den verfassungsmäßigen, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ihr durch freien Entschluß des Königs gegebenen Schranken als eine Uebertragung und Verkörperung seiner obersten Gerichtsgewalt erschien. Aber weder aus dem Bewußtsein der Könige noch aus der Erinnerung des Reiches war die Idee einer Jurisdiction des Königs verschwunden. Schon in der zweiten Hälft des 14., noch entschiedener aber im 15. Jahrhunderte fingen die Könige an diese Schranken gering zu achten, den Kreis ihrer eigenen persönlichen Jurisdiction willkürlich zu erweitern, neben der Gerichtsbarkeit des Hofgerichtes entwickelte sich immer üppiger die Cabinets-, oder wie man es damals nannte, die Kammerjustiz. Sie trat allmälig mit einer solchen Ueberwucherung auf, daß um die Mitte dieses Jahrhunderts das k. Hofgericht nach mehr als zweihundertjähriger Dauer spurlos unterging und das k. Kammergericht an seine Stelle trat. Aber dem neuen obersten Gerichtshofe mangelte es noch an einer festen Organisation, und während der langen Regierung Kaiser Friedrichs III. ist seine Geschichte nichts als ein Ringen nach einer solchen.

Bald trat eine abermalige Abscheidung der k. Hofgerichtsbarkeit von dem k. Kammergerichte ein. Wahrscheinlich wäre dieses binnen kurzem einem ähnlichen Schicksale anheimgefallen, wie das k. Hofgericht, hätte es nicht im Reiche selbst an den Reichsständen eine Stütze gefunden. Aber nur dadurch, daß es auf einer ganz anderen Grundlage umgestaltet wurde, als auf der es ursprünglich geruht hatte, konnte sein Bestand auch für die

Digitized by Google

kommenden Jahrhunderte gesichert werden. In der ihm durch den Reichstag von Worms im Jahre 1495 gegebenen Organisation tritt es uns am Schlusse des Jahrhunderts als ein die oberste Gerichtsbarkeit des Königs und des Reiches repräsentirender ständiger Reichsgerichtshof im „kaiserlichen und des heiligen Reichs Kammergerichte" entgegen, während auch die andere Idee, die der persönlichen obersten Jurisdiction des Königs, bald nachher zur Schöpfung des Reichshofrathes führte.

Diese Wandlungen in der höchsten Gerichtsbarkeit des Königs und des Reiches werden nun, soweit sie dem 15. Jahrhundert angehören, im Einzelnen durchgeführt.

Im Anhange wird eine interessante, bisher unbekannte Rechtsaufzeichnung aus dem Anfange dieses Jahrhunderts mitgetheilt.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 16. Februar 1865.

Herr Prof. Hlasiwetz berichtet über die Fortsetzung seiner Arbeit über die Harze, die er in Gemeinschaft mit Dr. v. Barth ausgeführt hat.

Die Oxydation mit schmelzendem Kali lieferte

aus der Benzoë:
- Paraoxybenzoësäure,
- eine Doppelverbindung dieser mit Protocatechusäure,
- Oxyphensäure;

aus dem Drachenblut:
- Paraoxybenzoësäure,
- die vorige Doppelverbindung,
- Phloroglucin.

Beide Harze gaben außerdem einen krystallisirten Körper von großer Aehnlichkeit mit einem, unter denselben Verhältnissen mit Berberin erhaltenen, dessen Menge aber zu klein war, um eine genaue Untersuchung zuzulassen.

Aus der Aloë:
- Paraoxybenzoësäure,
- Orcin.

Die Verfasser sind mit der Fortsetzung dieser Untersuchung beschäftigt.

Herr Prof. Dr. Ed. Fenzl übergiebt zur Wahrung seines Prioritätsrechtes vorläufig die Diagnosen von 5 neuen Pflanzenarten aus dem östlichen Sudan und behält sich die nähere Besprechung derselben bei der Ueberreichung der größeren, für die Denkschriften bestimmten Abhandlung vor. Die gedachten Arten sind: 1. Lamprodithyros Russeggeri aus der Ordnung der Commelinaceen, mit L. rivularis und lenceolatus verwandt: 2. Valisneria æthiopica, die kleinste aller bisher bekannten Arten; 3. Cadalvena spectabilis, eine Zingiberacee, den Typus einer neuen, mit Kæmpferia zunächst verwandten Gattung bildend, welche sich durch ihren zweifächerigen, bloß zweieiigen Fruchtknoten und den Mangel der verkümmerten Nebengriffel von allen übrigen Gattungen dieser Ordnung unterscheidet; 4. Adenium spebiosum, aus der Ordnung der Apocyneen, von A. Honghel durch die Art ihrer Behaarung und den traubenartigen zweigabeligen Blüthenstand verschieden; 5. Maërva (Niebuhria) æthiopica, aus der Ordnung der Capparideen, mit Niebuhria oblongifolia DC. einigermaßen verwandt und die Einbeziehung der Gattungen Niebuhria und Streblocarpus in die ältere, von Forskol aufgestellte Gattung Maërva rechtfertigend.

Digitized by Google

Prof. Schrötter legt eine Probe des von den Herren Professoren F. Reich und Th. Richter in Freiberg entdeckten Metalles, des Indiums, vor, welches demselben durch gefällige Vermittlung des Herrn Meusel, Drd. phil. aus Dresden, zugekommen ist. Prof. Schrötter bespricht die Eigenschaften dieses interessanten neuen Metalles, das durch zwei blaue Linien, die es im Spectrum zeigt, ausgezeichnet ist. Die intensivere dieser Linien, eine α-Linie, befindet sich neben der stärkeren Linie des Cäsiums eben so weit von dieser entfernt, als die feine Cäsiumlinie, während die mehr violette β-Linie des Indiums dicht neben den Rubidiumlinien und zwar ebenfalls gegen den violetten Theil des Spectrums hin liegt. Der Vortragende hebt hervor, daß das Indium der vierte Grundstoff sei, welcher im Laufe weniger Jahre mit Hülfe der Spectralanalyse entdeckt wurde und zeigt das Indiumspectrum mittelst einer Lösung von Indiumchlorid, die er aus den gerösteten Blenden, in welchen das Indium zuerst aufgefunden wurde, selbst dargestellt hat.

Der zur Demonstration dienende Spectralapparat, auf welchen Pr. Schrötter die Aufmerksamkeit der Classe zu lenken wünscht, wurde in der Werkstätte des k. k. polytechnischen Institutes unter der Leitung des Herrn Starke ausgeführt und eignet sich besonders für Chemiker, da er bei Anwendung von zwei Prismen und einer nur sechsfachen Vergrößerung die Spectrallinien weit auseinander bringt, so daß mehrere derselben, die bei den Apparaten mit einem Prisma nur einfach gesehen werden, doppelt erscheinen und doch auch noch alle schwächeren Linien deutlich wahrnehmbar sind.

Herr Dr. Gustav C. Laube spricht über einen neuerlich aufgefundenen Encrinus aus den Schichten von St. Cassian, der sich von allen jetzt bekannten Arten wesentlich unterscheidet. Während nämlich die Zahl der Arme bei allen andern Encriniten zehn oder zwanzig ist, hat die betreffende Art deren vierzig. Im Baue stimmt dieselbe vollkommen mit Encrinus bis zum vorhandenen zweiten Axillare, von da ab wird jedoch eine große Abweichung bemerkbar, indem sich nämlich auf die innere Gelenksfläche des Axillares ein einfacher Ast setzt, während sich auf die äußere ein Radial und drittes Axillare auflegt, oberhalb dessen sich die eben beschriebene Theilung in einen einfachen und einen gegabelten Arm abermals wiederholt, so daß also jede Seite der Patina acht nach beiden Seiten in der Richtung nach außen sich verkürzende Arme trägt, die sonst im Umfang und Bau einander völlig gleich sind.

Da die Krone ringsum frei und sehr wohl erhalten ist, läßt sich die geschilderte Anordnung der Arme auf allen Seiten beobachten, und da die Theile überall eine vollkommene Ebenmäßigkeit zeigen, ist an eine monströse Bildung wohl nicht zu denken, vielmehr liegt die Vermuthung nahe, daß die aufgefundene Krone der Typus eines neuen Encriniten-Genus sein dürfte. Für den Augenblick glaubt jedoch Herr Laube für die bemerkte Krone den Namen E. tetarakotadactylus aufstellen zu sollen, bis ein neuerlicher Fund den Charakter vollkommen constant erwiesen hat.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 21. Februar 1865.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Mittheilungen von Herrn k. k. Hofrath und Director Wilhelm Ritter v. Haidinger werden vorgelegt.

1. Worte des Dankes an alle wohlwollenden Gönner und hochgeehrten Freunde von nah und fern, die an der Feier des 5. Februar Antheil genommen hatten.

Digitized by Google

2. Ueber Rutil und Apatit von einem neuen Fundorte, dem Speckkogel auf der Saualpe, die von Herrn Bergverwalter Ferdinand Seeland zu Lölling in Kärnten eingesendet worden waren.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer schilderte die geologischen Verhältnisse der isolirten Kalkberge in der nächsten Umgebung von Neutra.

Herr k. k. Bergrath Fr. Foetterle theilte aus einem Schreiben des Herrn Prof. Dr. A. Haupt an Herrn Hofrath v. Haidinger weitere Nachrichten über die Culturschichte bei Bamberg mit.

Weiter legte derselbe Grubenrisse der Oberharzer Grubenrevier, eingesendet von dem k. hannover'schen Berg- und Forstamte zu Klausthal, dann eine Flötzkarte des Saarbrücker Steinkohlenrevieres, eingesendet von dem k. preußischen Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten zur Ansicht vor.

Herr Dionys Stur legt die geologische Karte der nordöstlichen Kalkalpen zwischen Wien und Gmunden vor, wie dieselbe in Folge der von der ersten Section der k. k. geologischen Reichsanstalt in dem Sommer 1863 und 1864 durchgeführten Untersuchungen berichtigt wurde.

Herr Heinrich Wolf erläuterte einen geologischen Durchschnitt vom Lago di Garda über den Monte Baldo und das Etschthal bei Ala bis zur Höhe der Monti Lessini.

---

* Ungarische Akademie. (Philosophische, rechtswissenschaftliche und historische Classe). Cyrill Horváth differirte über das Grundprincip der Cartesianischen Philosophie, und Emer. Henßlmann über das Prachtwerk „Serbiens byzantinische Monumente" von Franz Kanitz. In der darauf folgenden allgemeinen Sitzung wurde die durch Se. Excellenz den k. Statthalter erfolgte Bestätigung der Wahl des Grafen E. Miko zum Verwaltungsrathe und J. Arany's zum Secretär des Instituts angezeigt und über die auf 4 Preisfragen, deren Termin am 31. Jänner abgelaufen war, eingegangenen Arbeiten berichtet. Um den Gorovépreis (30 Ducaten) concurriren drei Arbeiten; für den naturwissenschaftlichen Preis aus der Vitéstiftung (40 Ducaten) ist eine einzige, für die beiden Preisaufgaben aus der Damenstiftung aber (Geschichte Griechenlands 20 fl. pr. Druckbogen und Geschichte der neueren Entdeckungsreisen 300 fl.) gar keine Arbeit eingereicht worden.

* Deutsch-historischer Verein. (Sitzung der Section für allgemeine Landesgeschichte vom 9. Februar.) In derselben theilte der Obmann Herr Prof. Höfler ein Schreiben mit, das vor kurzem an die Geschäftsleitung des Vereines eingelangt ist. In demselben wird aus der Vorrede zu Palacky's Geschichte Böhmens die Stelle citirt: „Die eigenthümlichen Schwierigkeiten einer Darstellung des Volkslebens der Böhmen rühren zunächst von der Verschiedenheit der Elemente her, welche sich darin abspiegeln, des allgemein slavischen, das ursprünglich vorherrschte (also nicht ausschließlich bestanden hat, bemerkt der Schreiber), des deutschen, das vorzüglich seit dem 10. Jahrhundert immer größeren Eingang fand, und endlich eines besonderen böhmischen, das sich zum Theil aus der Vermischung beider erzeugte" Weiter sagt Palacky, „daß die deutschen Alterthümer lange nicht vollständig aufgeklärt sind und die slavischen fast noch im gänzlichen Dunkel liegen". Der Schreiber stellt auf Grund dieses Ausspruches den Antrag, der Verein möge, allenfalls durch Ausschreibung eines Preises eine eingehende Abhandlung über „diesen Ausspruch Palacky's" veranlassen. Nach dem Beschlusse der Section wird diese Frage einem aus drei Herren bestehenden Comité übergeben, das seiner Zeit

Digitized by Google

dem Vereine die geeigneten Vorschläge erstatten soll. Hierauf ergriff der Obmann das Wort, um den Antrag zu stellen, daß auf Kosten des Vereines eine befähigte Persönlichkeit nach Dresden geschickt werden möge, um daselbst die im geheimen königlichen Staatsarchive befindliche (753 Stück umfassende) Urkundensammlung, welche auf Karl IV. (und zwar 1360 bis 1361) Bezug hat, einer genauen Forschung zu unterziehen. Ueber diesen Antrag entspann sich eine längere Debatte, nach welcher die Section den Beschluß faßte, daß der Ausschuß des Vereines diesen Antrag in weitere Erwägung ziehen möge. Hierauf hielt Herr Prof. Höfler einen historischen Vortrag welcher den Proceß des Magister Johannes Hus betraf.

In der Section für Sprache, Litteratur und Kunst hielt Herr Professor Grueber einen höchst interessanten Vortrag „Ueber die Denkmale zu Mühlhausen am Neckar". Mühlhausen ist ein ganz unbedeutendes Dörfchen, zwei Stunden von Canstatt; die Wand- und Tafelgemälde in der kleinen Veits-Kirche daselbst nehmen unter den in Deutschland befindlichen Malerwerken des 14. Jahrhunderts einen sehr bedeutenden Rang ein und sind gleich wichtig für die Geschichte und Verbreitung der durch Karl IV. gegründeten Kunstschule, wie für die allgemeine Cultur- und Landesgeschichte. Dr. Grüneisen hatte zuerst auf diese Kirche aufmerksam gemacht und die in derselben befindlichen Gemälde beschrieben, welche nach seiner Vermuthung von einer böhmischen Familie gestiftet und auch von böhmischen Künstlern ausgeführt worden sind. Die an sich einfache, in schönem gothischen Style gebaute und gut erhaltene Kirche birgt einen reichen Schatz von Kunstwerken des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, die mit Geschick und künstlerischem Takte vertheilt sind. Das Schiff wird von zwei unter der Decke über einander hinlaufenden Reihen von Wandmalereien biblischen Stoffes umzogen, die obere Reihe enthält Scenen aus dem alten, die untere aus dem neuen Testamente. Das ganze Arrangement erinnert an die Marienkirche in Karlstein. Das am besten erhaltene Wandgemälde ist das jüngste Gericht an der dem Altare zugewendeten inneren Seite des Scheidebogens. Es ist mit Gewißheit nicht festzustellen, ob dieses Bild von einem Kölner Maler oder von einem Schüler Wurmsers angefertigt wurde. Die Kirche enthält neben 23 Bildern aus dem Leben des h. Veit, deren Schule und Entstehungszeit vollständig nachgewiesen werden kann, fünf Tafelgemälde, bestehend in zwölf einzelnen Bildern. Die drei Hauptbilder des h. Wenzel, Veit und Sigismund sind von Theodorich von Prag gemalt. Auf den zwei Deckflügeln an den Seiten sind die Bildnisse der Stifter, der Brüder Reinhard und Eberhard von Mühlhausen. Kuglers hartes Urtheil, daß die böhmischen Malereien sich durch übergroße Nasen, niedrige Stirnen und einige Plumpheit in den Verhältnissen bemerkbar machen, sei, meinte Herr Prof. Grueber, in Beziehung auf Theodorich nicht unbegründet. Unter allen Schöpfungen dieses Meisters sei der Kopf des h. Wenzel am freiesten von diesen Fehlern. Die Bildnisse der Stifter haben unverkennbare Familienähnlichkeit. Die Rückseiten der Bilder sind von Schülern Theodorichs gefertigt, von welchen auch die sämmtlichen Wandmalereien herrühren. Der Rahmen um das Hauptbild wird von 24 Wappenschildern geziert, darunter ist viermal der böhmische Löwe und viermal der Adler, das Wappen Prags, die Wappen der Familie Lobkowitz, Salm und Rechberg. Der neuere Altar ist ein schönes Meisterwerk der schwäbischen Kunstschule.

Berichtigung. In dem Nekrologe über H. Hermann ist S. 216 Z. 16 von oben zu lesen anstatt: „Niklas Salm", „Franz X. Salm".

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Erwerbungen des k. k. Münz- und Antikencabinetes im Jahre 1864.

Das abgelaufene Jahr muß als ein für die kaiserlichen Antikensammlungen sehr günstiges bezeichnet werden. Wie es bei Museen zu gehen pflegt, daß in einem Jahre sich eine Fülle von günstigen Gelegenheiten zu Erwerbungen darbietet, in einem anderen wieder weniger von Bedeutung vorkommt, besonders an Fundgegenständen, die meistens der Zufall zu Tage fördert, so hat auch das kais. Antikencabinet in letzter Zeit rasch nacheinander fast in allen seinen Partieen ansehnliche Bereicherungen erfahren. Nicht nur daß die allerdings im Verhältniß zu dem Kaufwürdigen äußerst schmal bemessene Dotation großentheils auf Objecte von hervorragender Bedeutung verwendet werden konnte, so sind auch namhafte Geschenke zu verzeichnen und es muß der Gemeinsinn der Besitzer und Finder von Alterthümern anerkennend hervorgehoben werden, die im Interesse der Wissenschaft dieselben an eine Anstalt abgaben, wo sie der allgemeinen Besichtigung zugänglich sind und durch Vergleichung mit anderen ähnlichen für das Studium den rechten Nutzen gewähren können. Obwohl die Geschenke und auch die Auszeichnungen, welche Se. k. k. Apostolische Majestät für solche verliehen haben, von Fall zu Fall in der „Wiener Zeitung" angezeigt wurden, so entledigt man sich doch einer angenehmen Pflicht, indem man die Namen derjenigen, welche sich in dieser Weise ein besonderes Verdienst um die kaiserliche Sammlung erwarben, zur öffentlichen Kenntniß bringt.

Ein allgemeineres Interesse beanspruchen vor allem die dem Gardasee nächst Peschiera bei Gelegenheit von Baggerungen enthobenen Bronzegegenstände, welche Herr J. Kostersitz, k. k. Hauptmann, und Herr R. Freiherr v. Türkheim, k. k. Oberstlieutenant im Geniestabe, dem Cabinete verehrt haben. Es sind verschiedene Geräthe, als: Sicheln, Keile, Messer, Rasirmesser, Nähnadeln, Angeln, Harpunen und Fischgabeln, Bohrer und Meißel, ferner Waffen, Dolche, Lanzenspitzen, endlich Schmucksachen, meistens verschiedenartig verzierte Nadeln, Armbänder und Spiralen, im Ganzen 220 Stücke, alle von schöner, goldfärbiger Bronze und trefflicher Erhaltung Sie rühren von einem Pfahlbaue, dem ersten in den österreichischen Ländern entdeckten, her, was aus der Untersuchung, welche Referent an Ort und Stelle vornahm, fast zweifellos hervorgeht; es wurden nämlich in derselben Schichte verschiedene Töpfe, Kohlen und Küchenabfälle gefunden, die in

Digitized by Google

Verbindung mit den Metallgeräthen über die Lebensweise und Culturstufe der ehemaligen Pfahlbaubewohner Aufschluß geben. Auch sechs zugespitzte Eichenpfähle, fast in Lignit verwandelt und schwarz wie Ebenholz, wurden eingesendet.

Ein zweiter interessanter Fund rührt von der langen Wand bei Wiener-Neustadt her. Ein Hirtenknabe fand im Gerölle auf bedeutender Höhe des Berges acht große Doppelspiralen, wahrscheinlich Brustspangen, zwei massive Meißel, zwei gewundene Armbänder und eine Anzahl von Spiralröhrchen, die an Fäden gefaßt, als Hauptschmuck gedient haben dürften, sämmtliche Gegenstände aus reinem Kupfer; er brachte sie in die Fabrik des Herrn Zugmayer in Waldeck, welcher sie dem Cabinete zum Geschenke machte. An derselben Stelle kamen aber auch zwei Goldscheiben zum Vorschein, zusammen 55 Ducaten im Gewichte, mit je drei Buckeln und Perlenreihen verziert, vermuthlich der Brustschmuck von Vornehmen oder Priestern; sie wurden um mehr als der Goldwerth beträgt angekauft. Diese ohne Zweifel von der keltischen Bevölkerung stammenden, im Lande erzeugten Gegenstände geben einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Culturentwicklung in unseren Ländern. Das Novemberheft 1864 der Sitzungsberichte der historisch-philosophischen Classe der k. Akademie wird über die Pfahlbaufunde von Peschiera, das Jännerheft 1865 über die Funde von der Wand ausführliche Besprechungen bringen [1].

Denkmale der ältesten Culturepoche sind die im oberen Waagthale und bei Bartelsdorf in Mähren gefundenen Steinwerkzeuge — Legat des Malers Leander Ruß und Geschenk des Herrn Ritter v. Schröckinger — und die zierlichen Steinwaffen von Eggenburg in Nieder-Oesterreich; interessante Parallelen dazu bilden drei von Dr. Stoliczka aus Madras eingesendete, sehr primitive Waffen aus Quarzit, welche die Aehnlichkeit, ja fast völlige Uebereinstimmung der Producte niederer Culturstufen in den verschiedensten Ländern der Erde bekunden.

Die von dem jubilirten Bergmeister Georg Ramsauer mit so glücklichem Erfolge betriebenen Ausgrabungen beim Rudolfs-Thurm in Hallstatt setzte der k. k. Bergrath Schuberth daselbst fort; obgleich das keltische Leichenfeld schon ausgebeutet schien, wurden doch noch dreizehn Gräber theils mit verbrannten, theils mit begrabenen Leichen aufgedeckt, welche 91 Gegenstände, meist Schmucksachen aus Bronze, Keile, Lanzenspitzen und Messer aus Eisen, nebst dazu gehörigen Wetzsteinen, Ketten aus Bernstein und Glasperlen, Plättchen von Gold, auf Bronze aufgelegt, verschiedene Knöpfchen zum Besatz der Kleider u. dgl. als Beigaben enthielten. Wenn auch keine wesentlich neuen Formen vorkamen, so zeichnen sich doch manche Stücke durch treffliche Erhaltung, andere durch Varietäten im Detail, namentlich in den Ornamenten aus.

Bei Gelegenheit der am Donauwirbel vorgenommenen Sprengungen fand man vor einigen Jahren eine Menge von Geräthen, Waffen und Münzen aus allen Zeiten, vom Steinalter bis zur Gegenwart, wahrscheinlich von untergegangenen

[1] Auszugsweise finden sich dieselben in diesen Blättern 4. Bd. S. 1592 und 5. Bd. S. 123.

Digitized by Google

Schiffen herrührend; sie sind im k. Antikencabinete aufgestellt. Neuerlich wurde noch eine Partie davon erworben, bestehend aus Werkzeugen des Bronzealters, Münzen und einer kleinen Amor-Statuette.

Eine werthvolle Sammlung, meist von Terracotten (155 Stücke), erhielt das Cabinet als Vermächtniß des Hofrathes Karl Hillmann; darunter befinden sich sehr graziöse Venus-Figürchen, Köpfe und sitzende Figuren von archaistischem Charakter, zwei kleine Gliederpuppen, die wahrscheinlich als geliebtes Spielzeug Kindern ins Grab mitgegeben waren, Gefäße des ältesten, dorischen Stiles, mit langgezogenen Thiergestalten bemalt, eine Schale, die in sehr interessanter Weise den Uebergang zum alten Stile mit schwarzen Figuren darstellt, mehrere Lekythen mit heroischen Scenen in schwarzen Figuren, äußerst zierliche kleine Kännchen und Balsamarien von der geschmackvollsten Form, römische Badegeräthe, ein attisches Marktgewicht von Blei, endlich eine sitzende Cybele und eine griechische Grabtafel mit einer Abschiedsscene aus Marmor.

Zwei griechische Gefäße, welche der hochw. Herr Stadtpfarrer in Graz, Richard Knabl, schenkte, sind sowohl durch ihre Form ausgezeichnet, als wegen der Darstellungen merkwürdig, dabei von musterhafter Erhaltung; ein Krug zeigt das Abwägen von Waaren im alten Stile, der zweite, von einer seltenen Form, ohne Ausgußschnabel und Fuß, ein Mädchen mit dem Brautschmuck im schönen Stile.

Die zwar nicht sehr zahlreiche, aber durch auserlesene Werke bedeutende Sammlung von Marmorsculpturen wurde durch den Ankauf eines Portraitkopfes des Scipio mit der charakteristischen Narbe vermehrt; er ist von trefflicher Erhaltung und erhebt sich durch scharfe Charakteristik und elegante Behandlung weit über die häufig vorkommenden Werke der Alltagsplastik. Die inschriftlichen Denkmäler erhielten einen Zuwachs an einem zu Mitrowitz gefundenen Grabsteine, der nebst eigenthümlichen Reliefs eine merkwürdige metrische Inschrift enthält, einer byzantinischen Tessera mit silberner Aufschrift und einem jener seltenen Aliptensteine, welche die römischen Augenärzte zum Stempeln ihrer Pflaster und Salben gebrauchten. Der angekaufte gehörte dem gallischen Arzte Attius Divirtus, die Inschriften geben die Krankheiten an, gegen welche die damit gestempelten Arzeneimittel dienen sollten.

Die Glanzpartie des kais Antikencabinetes bildet bekanntlich die Sammlung geschnittener Steine, anerkannt die erste in der Welt, besonders in Bezug auf antike Caméen. Auf ihre Vermehrung wird immer besonders Bedacht genommen, nur sind selten Werke von hervorragender künstlerischer Bedeutung käuflich zu haben; zwei antike Steine ersten Ranges, die der Sammlung zur wahren Zierde gereichen, befinden sich unter den im verflossenen Jahre erworbenen. Einer ist ein Onyxcamée, in dessen weiße Lage ein knieender Faun geschnitten ist, der eine Schale in einen schön geformten Mischkrug ausgießt; die treffliche Modellirung, das reine Ebenmaß der geschmeidigen Glieder, die fein empfundene Charakteristik erinnern an die bekannte Statue des Ilioneus in der Glyptothek zu München;

Digitized by Google

das Figürchen mit seinem träumerischen Gesichtsausdruck, der Elasticität seiner weichen Formen erscheint ebenso vom Hauch des griechischen Genius durchweht. Der zweite Stein, ein Carneol-Intaglio zeigt einen bocksfüßigen Satyr, der mit einem Böckchen um die Wette springt, von einer Lebendigkeit der Bewegung und Harmonie der ganzen Gestalt, als ob der Künstler eine solche Zwittergestalt leibhaftig vor Augen gehabt hätte. Das vollendet durchgeführte Werk wird durch die Großartigkeit der Auffassung scheinbar kolossal und giebt wichtige Winke über die der Idee gemäße Behandlung von Phantasiegebilden.

Nebst den erwähnten zwei Goldscheiben von der langen Wand bildet eine Anzahl von kleinen griechischen Bijouterien, die aus der Sammlung des Consuls Mihanovics in Salonichi herrühren, eine werthvolle Bereicherung der antiken Goldschmiedearbeiten; verschiedene Figürchen sind in sehr sinnreicher Weise zu Geschmeiden verwendet und in technischer Beziehung interessant; ein goldenes, mit Bandzügen bedecktes Goldbeschläge und eine prächtige, mit färbigen Glaspasten besetzte Silberschnalle aus Siebenbürgen zeigen die originelle, phantastische Ornamentik des heidnisch-germanischen Alterthums, des sogenannten Eisenalters. Der römisch-germanischen Technik in eigenthümlicher Mischung der beiden Elemente gehört der Goldfund von Wulzeshofen in Nieder-Oesterreich an, bestehend aus verschiedenen Schmuckgegenständen, zu einem früher schon von dorther gekommenen Halsring von Gold gehörig.

Unter den Acquisitionen von Münzen sind wieder mehrere Geschenke zu verzeichnen, die in verschiedener Beziehung Interesse bieten. Se. Majestät der Kaiser geruhten dem Cabinete einige große Goldmedaillen zu übergeben, so wie 100 römische Silbermünzen von Trajan bis Commodus (größtentheils Antoninus Pius und Marc Aurel), die in einem Walde bei Borynia im Samborer Kreise Galiziens gefunden wurden und eben deßhalb wichtig sind, da sie den ausgebreiteten Verkehr der römischen Münze auch nach Ländern, in welche die Römer nicht kamen, bezeugen. Einen anderen merkwürdigen Fund überließ Se. Durchlaucht der Oberstkämmerer Fürst Auersperg dem Cabinete zur Auswahl. Im Schlosse Slatina in Böhmen fand man nämlich 126 an einer Stelle vergrabene Silbermünzen von verschiedenen deutschen Münzherren und schweizerischen Städten aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts bis zum Jahre 1621, darunter 15 Gulden und halbe Gulden vom Winterkönig, woraus hervorzugehen scheint, daß der Schatz einem Anhänger dieses unglücklichen Fürsten angehörte, was noch durch den Umstand bestätigt wird, daß das einzige dabei befindliche Guldenstück von Kaiser Ferdinand II. deutliche Spuren gleichzeitiger, absichtlicher Beschädigung zeigt, indem das Brustbild und der kaiserliche Adler fast bis zur Unkenntlichkeit durch gewaltsame Schläge zerstört sind. Für die Geschichte des Münzverkehres ist auch das Vorkommen einer großen Anzahl von älteren Prager Groschen, besonders von Wladislaw II. (1471 bis 1516) von Belang, denn es scheint, daß diese Münzen auch noch später, nach der Einführung einer anderen Währung Curs hatten. Zwei sehr seltene Münzen von Hermann, Herzog von Ale-

Digitized by Google

mannien und König Hugo von Italien, welche Herr Director Bergmann von Herrn Landammann v. Schindler erhielt, machte derselbe dem Cabinete zum Geschenk. In anderer Beziehung von hohem Interesse ist eine Sammlung von 187 Münzen und Medaillen, ein Geschenk des fürstlich reußischen Geschäftsträgers Herrn Georg Schwarz. Der Mehrzahl nach sind es Denkmünzen der ersten und zweiten französischen Revolution, welche die Tagesereignisse gleich Flugblättern vor Augen führen; wir sehen hier die Barrikadenkämpfe und Arbeiterversammlungen mit entsprechenden Mottos und die verschiedenen Phasen der Bewegung in oft sehr roher, primitiver Weise dargestellt. Insbesondere läßt sich an der Hand dieser Jetons der Lebenslauf des jetzigen Kaisers von Frankreich von den Ereignissen von Caen und Ham an bis auf den heutigen Tag verfolgen. Diese Medaillen, die meist nur eine ephemere Bedeutung hatten, sind jetzt zu Seltenheiten geworden; bemerkenswerth sind auch die Proben zu den Münzen Napoleons II. vom Jahre 1816.

Bei dem großen Reichthume der gegen 130.000 verschiedene Stücke aller Länder und Zeiten umfassenden Münzsammlung können in der Regel nur solche Münzen angekauft werden, die durch ihre künstlerische Ausführung ausgezeichnet oder von historischer Bedeutung und großer Seltenheit sind. In ersterer Beziehung ist besonders ein Dekadrachmon von Syracus hervorzuheben, welches unbedingt zu den schönsten Werken der griechischen Stempelschneidekunst gehört und bei seiner tadellosen Erhaltung die hohe Vollendung derselben in glänzender Weise zur Anschauung bringt; dasselbe gilt von einem goldenen Triobolion dieser Stadt. In letzterer Richtung bedeutend sind ein unedirter goldener Diocletian mit dem Revers: Marti propugnatori und ein höchst seltener Aureus von Procopius, Gegenkaiser des Valens, von dem er nach achtmonatlicher Regierung im Jahre 366 besiegt wurde; wie Hohn klingt die Legende des Reverses: Reparatio felicis temporis. Weiter sind ein silberner Pertinax, eine unedirte Bronzemünze von Claudius II., eine des bosporischen Königs Phareanses, ein Konrad der Friedfertige, König des transjuranischen Burgund, zu nennen.

Auch die ägyptische Sammlung erhielt ein namhaftes Geschenk von dem Consularagenten in Luxor, W. Rühl, bestehend in einigen trefflichen Bronzefiguren (darunter besonders ein Osiris und ein Apis ausgezeichnet), Terracotten und einer Grabstele; angekauft wurde ein großer Sperber von Bronze, ein schönes Beispiel echter Stilistik bei lebendiger Auffassung der Natur und getreuer Wiedergabe derselben in allgemeinen großen Zügen, welches die Bedeutung und Höhe der ägyptischen Kunst recht deutlich macht.

Nicht unerwähnt kann eine Erwerbung der k. k. Ambraser Sammlung bleiben; es ist ein Hautrelief in Holz, darstellend den h. Eligius, wie er einem abgenommenen Pferdefuß das Eisen aufschlägt, aus dem 15. Jahrhundert, voll feiner Empfindung und von dem eigenthümlichen ritterlichen Geiste durchdrungen, der die Bildwerke dieser Zeit oft so anziehend macht. Es stammt aus dem Zunfthause der Schmiede zu Nürnberg

Digitized by Google

Die angeführten Erwerbungen der kaiserlichen Sammlungen, so wie die reichen Schätze derselben überhaupt sind selbstverständlich nicht nur an den öffentlichen, für den Besuch des Publicums bestimmten Einlaßtagen jedermann zur Besichtigung zugänglich, sondern werden auch an anderen Tagen den Freunden der Kunst und Wissenschaft bereitwilligst gezeigt.

E. Freiherr v. Sacken.

Zur Litteratur der deutschen Befreiungskriege.

I

Hardenbergs Leben und Wirken. Mit Bezug auf F. Arndt's gleichnamige Schrift. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege. (Berlin 1864. Fahlisch.)

H. M. R. Das Jahr 1863 brachte als Erinnerung an die große Völkerschlacht vor 50 Jahren, welche den Anfang zur Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft gemacht, eine wahre Flut mannigfacher Schriften hervor, mit denen die Deutschen ihren Patriotismus wie ihr fruchtbares Talent bekundeten. Jedoch waren es zumeist litterarische Leistungen, an denen nur die Leselust des großen Publicums sich labte; an denen ferner mehr guter Wille und patriotischer Eifer als die wissenschaftliche Kritik Antheil hatte. Das eben abgelaufene Jahr dagegen hat einige Werke an das Licht der Oeffentlichkeit treten lassen, welche nach Anlage und Behandlung das Urtheil der Wissenschaft herausfordern und darum auch strenger behandelt werden müssen. Das im Titel angegebene Werk gehört dem Stoffe nach in diese Kategorie. Es hat sich zur Aufgabe gestellt uns über Hardenberg, den preußischen Staatsmann, welcher vielfach in die Geschicke Preußens und mittelbar auch in die Deutschlands zur Zeit seiner verhängnißvollsten Epoche eingriff, aufzuklären. Die Zeit, in welcher jener Staatskanzler gewirkt, liegt eben nicht so ferne, als daß wir annehmen könnten, die vorurtheilsfreie Forschung über diesen Gegenstand sei abgeschlossen und so mußten wir freudig eine Erscheinung begrüßen, die doch lediglich nur den Zweck haben konnte, neue Materialien der Geschichte zuzuführen oder wenigstens nach mancher Richtung neue Gesichtspunkte aufzustellen. Wiewohl der Verfasser anspruchsvoll dem Titel seines Buches die Worte „nach authentischen Quellen" beigefügt, müssen wir dennoch gestehen, daß wir in keiner Partie desselben eine Bereicherung der schon verbreiteten Kenntnisse zu erkennen vermochten. Ja es fiele uns schwer, auch nur irgend ein Moment auffinden zu können, welches besser als in Gervinus', Häussers und Klose's Darstellungen behandelt erschiene, wozu wir nur beiläufig bemerken wollen, daß der Verfasser selbst über die authentischen Quellen ein beredtes Schweigen bewahrt. Wenn Pertz als Biograph Steins den Vorwurf erfahren mußte, er sei „mit dokumentarischer Ein-

Digitized by Google

seitigkeit" vorgegangen, so kann man den Verfasser dieser Lebensbeschreibung von solcher Anschuldigung freisprechen. Wir lassen es dahin gestellt ob Arndt in der Biographie Hardenbergs auf einem künstlerisch höheren Standpunkte steht als jener, aber Eines bleibt klar, der Verfasser liebt seinen Helden, fast zu viel möchten wir sagen, und übersieht darum Vieles an der Persönlichkeit. Er verletzt darum auch die schon von Tacitus an, dem mustergültigen Biographen, geltenden Grundsätze, welche den Autor einer Lebensbeschreibung leiten sollen. Arndt bewegt sich in einer irrthümlichen Auffassung von Hardenberg, wenn er ihn gewaltsam mit dem Freiherrn v. Stein in eine Linie stellt, an dessen heldenhafte reformatorische Größe Hardenberg nicht hinanreicht. Hardenberg war ein bedeutendes Talent, er verwendete dasselbe auch zum Nutzen Preußens und hat sich die dankbare Erinnerung in der Geschichte dieses Staates verdient; jedoch fehlt ihm der leidenschaftlich schöpferische Drang, die hinreißende Gewalt Steins, in dem der preußische Beamte den deutschen Patrioten auch nicht einen Augenblick lang verdrängen konnte. Die tausend Conflicte und Irrungen zu überwinden, das Wohl des ganzen Deutschland stets als festen Mittelpunkt anzusehen und die individuellen Formen des eigenen Geistes in allen Handlungen zu zeigen — hat niemand so wie Stein durch die That bewiesen. Stein bleibt eine moralische sittliche Größe, Hardenberg eine zufällige.

Viele günstige Factoren wirkten mit, um ihm eine würdige Stellung unter den Männern aus Deutschlands großer Zeit der Erhebung zu verschaffen und nicht einer der geringsten ist wohl der, daß Stein, welcher ihn von den diplomatischen Leisetretern und auch von den Diplomaten feiler Gesinnung, welche zu jener Zeit den König umgaben, wohl zu unterscheiden wußte, seine Fähigkeiten zu verwerthen trachtete, ihnen eine bestimmte Richtung gab. So lange Stein, gleich einem guten Genius, sein Handeln begleitete, stand auch Hardenberg auf der Höhe seiner Aufgabe, nicht vorher zur Zeit des Baseler Friedens, nicht nachher, wo Stein seine Hoffnungen getäuscht sah [1]. Wie Hardenbergs Privatleben so manchen Makel bot, so befleckte er auch seine politische Vergangenheit und bewies damit, daß er nicht den Beruf hatte, den Bau politischer Freiheit, den Schiller bekanntlich „das vollkommenste aller Kunstwerke" nennt, als Meister zu vollführen. So wie wir nach der einen Seite den Liberalismus Steins höher stellen als den Hardenbergs, trotz Arndt, welcher uns gern das Gegentheil glauben machen möchte, in eben demselben Maße gilt uns die nationale Gesinnung Steins mehr. „Heil vom Auslande erwarten — welche Narrheit; ich freue mich über den Krieg", rief Stein, indeß Hardenberg beim Kaiser Napoleon Gebietsvergrößerungen für Preußen erstrebte und dafür die Allianz Preußens mit Frankreich bot. „Eine politische Immoralität" nennt es mit Recht Häusser (vergl. Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen, 2. Bd., S. 475) und fügt hinzu: „Wir möchten nicht, daß jemals Zeiten wiederkehrten, wo solch' einer Staatskunst das große Wort gehörte". Stein

[1] „Halb Bock, halb Fuchs" pflegte dann Stein von ihm zu sagen, wenn er das seltene Gemisch von Zähigkeit und Schlauheit derb und doch zutreffend bezeichnen wollte.

Digitized by Google

fühlte eben die Erniedrigung Deutschlands, in Hardenberg sprach nur der specifisch preußische Mann. Die preußische Politik kennzeichnet Häusser treffend: „Sie vermochte sich weder jetzt noch nachher bis zur Katastrophe von 1806 zu einem rechten Entschluß nach der einen oder anderen Seite hin zu entscheiden; sie strebte mit beiden kämpfenden Parteien in leidlichem Frieden zu sein und versicherte damit das Vertrauen beider".

Die Folgen blieben nicht aus und am Ende von 1803 stand Preußen, ein Opfer der eigenen Neutralitätspolitik, welche Deutschland geopfert hatte, isolirt da. Ueber Oesterreich war großes Unglück hereingebrochen: die Schlacht bei Austerlitz und die Capitulation von Ulm. Zu dieser Zeit erklärte Hardenberg (vgl. Häusser 2., 514): „die Neutralität ist ein System, das der König nie aufgeben wird". Wenn Häusser nicht finden kann, daß Hardenberg die bedenklichen Geleise seines Vorgängers Haugwitz verlassen oder höhere Principien und einen festeren planmäßigen Gang verfolgt hätte, so ist Arndt in diesem Punkte ganz anderer Meinung, wiewohl er (S. 90) Hardenberg sagen läßt: „Meine Schuld war es nicht, daß im Jahre 1805 Preußen sich nicht mit Frankreich verband".

Die Prophezeiung des edlen Prinzen Louis Ferdinand traf ein, der längst geäußert hatte: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung ein und wird einmal in derselben von einer Macht schonungslos überstürzt werden, wenn dieser der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hülfe und vielleicht auch gar ohne Ehre" (vgl. Karl v. Nostitz' Leben und Briefwechsel S. 79). So folgten die Tage von Saalfeld, Jena und Auerstädt. Napoleon hatte das preußische Heer zersprengt, Kleist Magdeburg den Franzosen übergeben, Berlin fiel ohne Schwertstreich in die Hände des Feindes. Stein hatte die Cassen gerettet, und so waren die Mittel vorhanden zur Fortsetzung des Krieges bis zum Tilsiter Frieden.

In diese Periode fallen Steins großartige Reformen, er suchte den municipalen Geist zu beleben, die Verwaltung zu verbessern, das Steuerwesen zu regeln. Hardenberg verweilte um jene Zeit in Riga, die Schmach Preußens mußte auch ihn tief ergreifen. Zu mächtig war jedoch des deutschen Volkes Geist, um trotz all' dieser Umstände zu erlahmen. Wiederum trat Oesterreich in die Kriegsarena (1809), während man in Preußen den Sieger durch allerlei Zugeständnisse bei gnädiger Laune zu erhalten suchte. Man löste den Tugendbund auf, verlegte das Hoflager nach Berlin. Stein war entlassen (20. December 1808). Man frug bei Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon Bonaparte bescheiden um die Bewilligung an, Hardenberg ins Ministerium rufen zu dürfen, und erhielt darauf den gnädigen Bescheid: Se. Majestät habe durchaus nichts gegen die Wahl desselben einzuwenden und würde es selbst mit Vergnügen sehen, wenn ihm auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertragen würde. So ward Hardenberg am 6. Juni 1810 zum Staatskanzler ernannt. Angesichts dieser Umstände fragen wir: Welcher Art war die Thätigkeit Steins? Er hatte, „der Mensch ohne Menschenfurcht", wie ihn Scharnhorst nannte, das Programm aufgestellt, welches allein zum Siege

Digitized by Google

verhelfen konnte und auch wirklich verhalf. „Herbeiziehung des Volkes zum Befreiungswaffenwerk, Herbeiziehung aller bisher Dienstfreien zum Dienst, Gleichheit der Rechte und Pflichten Aller, Beförderung ohne Rücksicht auf Geburt, militärische Durchbildung der ganzen Nation durch körperliche Uebungen in allen Schulen, mit einem Worte: Wehrhaftmachung des ganzen Volkes". Diesem Programme war der Geist Fichte's verwandt, es sprach die Wünsche Jahns aus und Boyens, Scharnhorsts Verlangen. Es war der große Feldzugs- und Erhebungsplan gegen die Fremdherrschaft. Hardenberg hatte darin die Rolle des Diplomaten, welcher den Gegner zu täuschen die Aufgabe hat. Weiter sagt Stein: „Allianz mit Oesterreich ist vorzuschlagen, England muß Geld geben. Alle Acquisitionen und Abrundungen müssen schweigen! Es kom mt bloß auf Erhaltung der Staaten mit ihren Dynastieen an; — eine kleinliche Eifersucht hat die Staaten Europa's ins Verderben geführt; nur Vertrauen und Einigkeit im Glück und Unglück kann sie wieder herstellen! Landwehr und Landsturm!" Mehr finden wir in „Steins politisches Testament" ausgesprochen. Es ist nun ein Fehler des Biographen, daß er die Umkehr Hardenbergs, wie sie sich seit dem Vertrage von Bartenstein in ihm vollzogen, nicht motivirt und so die verschiedenen Perioden seiner Thätigkeit unvermittelt aneinander reiht.

Die Niederlage Hardenbergs vor der Notabelnversammlung 1811 ist bei Arndt sehr einseitig erfaßt und dargelegt. Ebenso ist die Oekonomie des Buches geradezu verunglückt zu nennen. Der Denkschrift Hardenbergs über die Betheiligung Preußens an der Unternehmung Napoleon's gegen Rußland widmet der Verfasser einen unverhältnißmäßig großen Raum, während er die Ereignisse der Jahre 1812 bis 1822 nur obenhin berührt. In Prag erhielt der geächtete Stein (19. Mai 1812) ein Schreiben des russischen Kaisers, mit der Einladung, ins Hauptquartier zu kommen. Und Stein ging, doch „als ein Deutscher, der an den deutschen Angelegenheiten, die sich im Laufe der kriegerischen Ereignisse entwickeln würden, auf eine seinem Vaterlande nützliche Art Antheil zu nehmen". Von nun ab haben wir die wahre Leitung der Erhebung in Rußland zu suchen. Den Abfall der Preußen nahm Stein in gewisse Aussicht und York ging wirklich zu den Russen über und verließ die französischen Adler. Gneisenau, Justus Gruner und Münster waren für Missionen in Schweden, Deutschland und England ausersehen Man kennt aus der Geschichte den unsäglich kläglichen Ausgang des Feldzuges nach Rußland. Die Wirkung zeigte sich bald in Preußen. Am 3. Februar 1813 erschien endlich nach Jahren der schmachvollsten Zauderpolitik der „Aufruf an die freiwilligen Jäger", er trug Hardenbergs Namen am Schlusse. Sechs Tage später erfloß jene Verordnung, welche alle Jünglinge von 17 bis 24 Jahren, mit Ausnahme der Freiwilligen, zum Militärdienste verpflichtete. Scharnhorst wurde Generalquartiermeister, Gneisenau kehrte aus England zurück. Die Ursache zu all' dem — sie ist von Arndt übergangen — war: Stein traf am 22. Jänner als Commissär der kaiserlichen russischen Majestät, welche den glänzendsten Sieg erfochten, in Königsberg mit den ausgedehntesten Vollmachten ein und vollführte als kaiserlich

Digitized by Google

russischer Commissarius, was dem königlichen preußischen Minister nicht gelingen konnte. Mit York wurde die Wehrhaftmachung des Landes besprochen und trotz aller Competenzeinwendungen decretirte der russische Commissarius Stein am 25. die Berufung einer Ständeversammlung, welche den ihr von York vorgelegten Landwehrplan mit Begeisterung annahm. Einige Wochen später erschienen Hardenbergs Aufrufe, deren wir oben gedachten. Das Vorgehen des Verfassers, welcher solche Thaten ignorirt, richtet sich selbst. Stein selbst übernahm nun den König zum Beitritte zu bewegen, und am 17. März erschien der Aufruf: „An mein Volk!"

Es kann nur unsere Aufgabe sein, die Jahre der Vorbereitung der großen Action, entgegen den falschen Darlegungen des besprochenen Buches, zu beleuchten. Der weitere Verlauf der Ereignisse gehört fast nur der Kriegsgeschichte an, die Diplomaten haben daran geringen Theil. Die Erfolge dieses Kampfes bilden die schönsten Capitel unserer Geschichte, die Erinnerung an diesen Kampf erfüllt das deutsche Volk heute, nach 50 Jahren, mit stolzer Freude. Erst der Pariser Friede und noch mehr der Wiener Congreß führte die Diplomaten in den Vordergrund. Nöthigt die schönfärbende Darstellung Arndts, welcher seinem Buche zur Verbreitung das nöthige Salz von Ausfällen auf Metternich und die Dynastie verliehen, zur Flucht in das Reich gesunder kritischer Forschungen, so ist jener Theil des Buches, welcher die Beleuchtung der Ereignisse von 1815 bis 1822 (20 Seiten) behandelt, geradezu dürftig. Hardenberg nahm auf dem Congresse neben dem tiefen, gehaltvollen Humboldt keinen vortheilhaften Platz ein und wurde nicht bloß von Stein weit überragt, sondern stand an Geschick auch Metternich, Kapodistrias und Anderen weit nach. Gervinus (Bd. 2, S. 544) bespricht in wohlwollender Weise Hardenbergs Reformthätigkeit, kann jedoch nicht umhin (S. 549 u. ff.), zu bemerken. „Ihm ging bei den ausgezeichnetsten menschlichen und politischen Anlagen die beherrschende Kraft, die in einem kräftigen sittlichen Grundsatze, wie in einer festen unverbrüchlichen Maxime des politischen Handelns gelegen ist, gleichmäßig ab. Er hatte mit edlen Naturanlagen nach allen Seiten und zu allen Zeiten die bedauerlichen Blößen jener Edelleute des altfranzösischen Schlages gegeben, mit denen ihn Merlin v. Thionville verglich". Nach einigen treffenden Bemerkungen über Hardenbergs lockeres Leben sagt Gervinus: „Ein selbst gestecktes Ziel mit hartnäckigem Eigensinn rücksichtslos zu verfolgen, in dem Streite der Interessen und Parteien auf einer Meinung zu bestehen — niemanden lag dies ferner, als Hardenberg, und wenn er seine Meinung nicht durchsetzen konnte, so wechselte er sie".

Arndt macht Hardenberg zum Freiheitsapostel, und doch war er nichts weniger als ein solcher. So wenig er im Stande war, auf dem Wiener Congresse die preußischen Vergrößerungsgelüste zu zähmen, und also Steins: „Keine Acquisitionen, keine Abrundungen!" vergessen hatte, so wenig es ihm gelang, solche Pläne zur Ausführung zu bringen — ebensowenig Fähigkeit hatte er, die Ansprüche der Feudalen in ihre Schranken zurückzuweisen. Arndt preist (219 u. ff.) Hardenbergs

Digitized by Google

Verdienste um die Sache Preußens am Wiener Congresse, besonders wegen der Einverleibung Sachsens in Preußen, allein es erscheint keine Partie seiner Thätigkeit so vielfach angegriffen, als gerade die hervorgehobene. Ja selbst wenn wir vom Standpunkte des rein preußischen Vortheiles seine Thätigkeit ins Auge fassen, erscheint dieselbe geradezu mit dem Stempel der Verkehrtheit behaftet. Häusser und Gervinus stimmen damit überein und verweisen wir diesmal nur auf Arndt (Erinnerungen aus dem äußeren Leben), welcher, indem er auf die Forderungen Preußens hinweist (S. 232), die Politik des Staatskanzlers verurtheilt. Beitzke (Geschichte des Jahres 1815) findet, daß Hardenberg auf dem Wiener Congresse „Charakter und Zähigkeit völlig vermissen ließ". Auf Hormayrs verdächtigendes Zeugniß (Taschenbuch für 1839) wollen wir an dieser Stelle nicht näher eingehen. Schleiermacher, Niebuhr, Gneisenau, Stein, Humboldt versuchten umsonst, ihm moralisches Selbstgefühl, deutsche Gesinnung einzuflößen. „Geben Sie Acht", sagt Justus Gruner zu Varnhagen, „er hat eine Schlappe hingenommen, nun wird man ihm eine nach der anderen bieten und er wird eine nach der anderen hinnehmen". Der Artikel 13 der Bundesacte hatte allen deutschen Staaten landständische Verfassungen zugesagt. Am 22. Mai 1815 erschien auch in Preußen die Verheißung einer Verfassung. Wann und wie hat Hardenberg dies Versprechen eingelöst? Dieselbe Zaghaftigkeit äußerte Hardenberg gegenüber der österreichischen und baierischen Politik (Varnhagen Denkwürdigkeiten Bd. 9), der Ministerresident in Karlsruhe, dessen Dankbarkeit gegen Hardenberg durch Verleihung dieser Stelle gerechtfertigt erscheint, äußert sich gleichwohl wegwerfend über dessen Politik. Hardenberg fehlte eben die durchdringende Kraft. „Warum that Preußen", frägt einmal Varnhagen, „nicht einmal so viel am Bunde, als Luxemburg und Nassau (Gagern) oder Bremen (Smidt)?" Warum fand Stein, der auf Verfassung in Preußen drang, kein Gehör? Nahm nicht Hardenberg gern den Titel eines Freisinnigen für sich in Anspruch? Das Uebergewicht Preußens sollte erstrebt werden, die Welt harrte der Thaten von Seite des Staatskanzlers, und als Entgelt bot derselbe den Patrioten — den Plan für ein preußischen Interessen gewidmetes Journal in Frankfurt. — Zeigte sich in der inneren Verwaltung Preußens Trieb und Thätigkeit? Troxler, Luden, Görres, Oken, Oelsner — Journalisten, wie die freisinnige Partei in Deutschland nie vorzüglichere hatte — fanden sie den preußischen Staatskanzler auf ihrer Seite? Hardenberg schuf einen Staatsrath und dieser begann seine Thätigkeit mit einer den alten Fürsten-Staatskanzler erschöpfenden Opposition. Vollends Wilhelm v. Humboldt, scharf und kühn in der Rede, schien ihm gefährlich, und anstatt es ihm gleich zu thun oder sich mit ihm zu verbinden, suchte er sich vielmehr seiner zu entledigen, versetzte ihn als Gesandten nach London und entfernte Schleiermacher aus der Ministerialbehörde. Still und behaglich blickte Hardenberg auf die ruhmvolle Zeit zurück, nicht bedenkend, daß seine Aufgabe nicht beendet sei. Trotzdem genoß Hardenberg noch ein gewisses Ansehen unter der liberalen Partei Am 12. Jänner 1818 übergab Görres dem in Coblenz anwesenden Hardenberg die Adresse der Stadt Coblenz und

Digitized by Google

Landschaft [1] mit den Worten: „Der Staatskanzler steht auf der Höhe, wo die Massen und die großen Verhältnisse vor ihm ausgebreitet liegen, er weiß, welche Stunde die Weltuhr ausgeschlagen, er versteht, was Preußen gebührt und ziemt, wo die Gefahren drohen und wo die Mittel sie zu beschwören liegen. Die That allein kann die tief gesunkene Hoffnung von neuem beleben und den entblätterten Baum des Vertrauens wieder frisch und grünend machen". War Hardenberg geeignet, solche Erwartungen zu befriedigen? Das höchste Staatsamt bekleidend, war er gleichwohl ohne Einfluß, zum Kampfe unvermögend, waren die härtesten Angriffe nicht geeignet, ihn zum Abtreten zu zwingen. Nicht in den Kreisen, wo der „Alte im Barte" (Jahn) tonangebend war, nicht unter den freisinnigen hochgestellten Männern aus der Ruhmesepoche fand er Unterstützung.

Treffend erscheint das Urtheil Wilhelms von Württemberg († 1864) vom preußischen Staatskanzler: „der setze nichts mehr durch, könne den Einfluß von Rußland und Oesterreich nicht abwehren". Als die Ermordung Kotzebue's durch Sand erfolgte, welche kleinliche Angst durchzitterte den preußischen Staatskanzler! „Nun ist die Verfassung unmöglich" rief er (Gervinus S. 633). Alles rief nach Gewaltmaßregeln gegen die Universitäten, den Herd der Umsturzpartei, wiewohl Männer wie Rotteck, Thibaut u. A., Männer der Wahrheit und des Rechtes, Lehrer an diesen Anstalten, an der Spitze des Volkes standen. In solcher aufgeregten Zeit, wo die Verhältnisse des Staates neue Gestalt zu gewinnen suchten, war der alte Hardenberg fahrlässig, nicht geeignet das Staatsruder zu lenken. Als Humboldt seine Schrift über Einführung einer Verfassung in Preußen veröffentlichte, hatte man so gerade zu rechter Zeit staatsgefährliche Umtriebe entdeckt. Unter dem Ministerium Hardenberg wurde Jahn verhaftet und nach Spandau gebracht, Arndt, beide Welcker, Schleiermacher, Reimer ihrer Papiere beraubt! Hardenberg hatte Stein, Humboldt, Gneisenau, Savigny, Niebuhr, Eichhorn zu offenen Gegnern — er wich nicht und verknüpfte seinen Namen mit den Conferenzen von Aachen, Karlsbad, Laibach, Troppau, Verona. Wenn Arndt in Hardenberg einen Gegner reactionärer Grundsätze sieht (S. 262) und ihn gewissermaßen als Opfer der Majorität ansieht, so ist dies am besten durch ein eigenhändiges Schreiben des preußischen Staatskanzlers (Hardenberg an Castlereagh 30. December 1819) widerlegt, worin er seine Freude über die Treue, mit welcher Alexander an der Reaction festhält, ausspricht. Wahrhaft lächerlich ist es, wenn wir lesen (S. 257): „Humboldt hätte seinen Rath unter vier Augen ertheilen sollen" u. s. w. Auf der Rückreise von Verona erkrankte er und starb 72 Jahre alt. Vergebens wird Arndt durch seine Panegyrik das Publicum Deutschlands in seinem Urtheil über Hardenberg irre zu führen suchen. Die Forderung der Wissenschaft läßt er unbefriedigt. Die Biographie soll das Bild des inneren Menschen, die kleinen aber für das Seelenleben wichtigen Züge kennzeichnen, uns den Helden in allen seinen Lebensbeziehungen vorführen, dem Urtheil nicht vorgreifen — diese Bedingungen hat

[1] Im Druck erschienen 1818, 8., 60 S.

Digitized by Google

Arndt nicht erfüllt. Die Biographie Hardenbergs harrt noch eines auf der Höhe des Könnens stehenden Unternehmers!

Neuere Lyrik.

Zweiter Artikel.

Ich wende mich in diesem und dem folgenden Artikel ausschließlich den Deutsch-Oesterreichern zu, die während der jüngsten Zeit mit lyrischen Productionen und Versuchen hervorgetreten sind. Daß es hier nicht auf Vollständigkeit abgesehen ist, leuchtet gewiß jedermann ein, denn ich habe mich nicht anheischig gemacht, eine Geschichte der deutschen Lyrik in den fünfziger und sechziger Jahren zu schreiben. Auch muß ich voraus bemerken, daß ich die Leistungen auf dem epischen und sogenannten lyrisch-epischen Gebiete mir für einen abgesonderten Artikel vorbehalten habe.

Ein Blick auf die Lyrik der Deutsch-Oesterreicher belehrt uns, daß zwischen ihren Liedern, Balladen und didaktischen Gedichten und einer früheren Epoche und der gegenwärtigen kein merklich großer Unterschied besteht. Die mannigfachen Wandlungen, welche die deutsche Lyrik überhaupt durchgemacht, sind an den Deutsch-Oesterreichern ohne auffallende Spuren vorübergegangen, und es bedarf eines sehr scharfen Auges, wenn man die Veränderungen wahrnehmen will, die sich an ihrer lyrischen Empfindungs- und Ausdrucksweise im Laufe einiger Jahrzehnte vollzogen haben. Seit Johann Gabriel Seidl zu singen aufgehört hat, sind die Sorgen und das Glück des Herzens, die hübschen kleinen Naturscenen von den ihm verwandten Nachfolgern nicht wesentlich verschieden geschildert worden; ein sehr begrenzter Gedanken- und Gefühlskreis, den eine gemüthliche Anschauung der Menschen und Dinge beherrscht, und weichliche Verse, die das Begleitende einer Guitarre haben, das findet sich z. B. bei Josef Pollhammer wieder, wenn auch nicht die sauber ausführende Hand des Dichters der „Bifolien". Und seit der Poet, der die „Todtenkränze" geflochten, im diplomatischen Schriftsteller entschlafen ist, haben die ihm ähnlichen Talente keine originelle Physiognomie gezeigt; so traten bei Robert Hamerling Farbenpracht und Beredsamkeit kaum anders hervor als bei Zedlitz. Wie der „vormärzliche" L. A. Frankl seine Stoffe zu behandeln pflegte, so behandelt sie der „nachmärzliche" noch immer, und was der unreife Rollett der lyrischen Besprechung für werth erachtet, das dünkt auch noch dem reifen Rollett der Rede werth. Sogar Friedrich Halm, der sich im Drama stetig und eigenartig weiterbildete, verschmäht es nicht, hie und da Accorde, die er vor Decennien angeschlagen, zu wiederholen. Weder Platen noch Emanuel Geibel gelang es in der Regel, auf das Reinhalten der Contouren des Gedichts bei den Oesterreichern maßgebenden Einfluß zu üben, nicht Uhlands züchtige Zurückhaltung und nicht Heine's anmuthiger

Digitized by Google

Leichtsinn der Form waren vermögend, die Lyriker in unserem engeren Vaterlande über das Mißliche des Tropenluxus und über das Verletzende der steifen Satzfügungen ernstlich — aufzuklären. Unruhig, unsicher sind unsere heimischen Lyriker jetzt allerdings geworden, aber meist zum Schaden des Naiven und nur in geringem Grade zu Nutz und Frommen der künstlerischen Gestaltung; den vielfachen Strömungen der deutschen Lyrik, wie ich dieselben in meinem ersten Artikel angedeutet, haben unsere modernen Sänger immerhin die Organe erschlossen, aber mehr neugierig als empfänglich und eher zum äußerlichen Nachahmen geneigt, als zum selbstständigen Verwerthen des ihnen Gebotenen fähig. Im Ganzen und Großen ist den Oesterreichern ein namhafter Gewinn an poetischen Gegenständen, Wendungen, technischen Hülfsmitteln und Kunstgriffen für ihre Lyrik nicht erwachsen, in Bausch und Bogen genommen ist sich die ehemalige Manier derselben gleich geblieben. Das könnte man zuletzt als ein gutes Zeichen ansehen, wenn es eben zähe Beharrlichkeit wäre, die vom eingebornen Charakter nicht lassen will, wenn es rechthaberische Kraft bekundete, die das beirrend sich Nahende abwehrt oder das eingeschlichen Fremde ausstößt. Doch dem ist nicht so. Die Lyrik in Oesterreich hat, offen gestanden, einen unselbstständigen Zug, der mit einer gewissen Ungelehrigkeit Hand in Hand geht; Eigenschaften, die sich auch im sittlichen Leben gerne zusammenfinden. Denn der selbige Mangel an Energie der Natur, auf den die schwankende erste Anlage zurückzuführen ist, muß auch als die Ursache der schwerfälligen, widerhaarigen Entfaltung bezeichnet werden. Je stärker das Individuum, je tiefer in einem festen Kern wurzelnd, desto entschiedener wird es das ihm Dienliche an sich ziehen, ohne dadurch seine Ursprünglichkeit einzubüßen. Und je schwächer das Individuum von vornherein beschaffen, je bestimmbarer seinem innersten Wesen nach, desto leichter wird es der Gefahr des Anempfindens und Anlernens ausgesetzt und dabei selten und dann nur mit Mühe im Stande sein, das Fehlende glücklich zu verdecken, das Gute möglichst zu vervollkommnen.

Will man das Grundgebrechen der Lyrik Deutsch-Oesterreichs in Ein Wort fassen, so lautet es: sie ist nicht autochthon. Dies gilt vor allem von Wien und den rein deutschen Provinzen. Sie riecht nicht, sie schmeckt nicht nach dem Boden, dem sie entstammt, sie ist nicht getränkt mit den Sagen des Landes, nicht durchwirkt von dessen landschaftlichen Reizen. Sie erzählt nichts oder doch blutwenig von dem fröhlichen Völklein, das sich am Fuße des Kahlenberges angesiedelt, von den erinnerungsreichen Burgen und anheimelnden Klöstern, die sich in der Donau spiegeln, von den lieblichen und dunklen Seen, die zwischen den Alpen lachen und grinsen. Der leichtlebigen Stimmung der Kaiserstadt verdankt sie keine seligen, dem heiteren Aberglauben der Gebirgsbewohner keine schalkhaften Lieder. Von den vielen tausend grünen Zeigern, die im Viertel unter dem Wiener Walde zum Kruge laden, steckt sie kaum jemals einen aus, und die sanften Linien wie der Duft der Hügel Nieder-Oesterreichs spielen nicht oder doch nur unmerklich in ihre lyrischen Gemälde hinein. Gerade das liebenswürdige, lockere Temperament, das den Oesterreicher, den Wiener charakterisirt, das Kecke, frisch Zugreifende im Er-

Digitized by Google

fassen der Eindrücke, das vanitas vanitatum vanitas, das in unserem gesellschaftlichen Leben durchklingt, wenigstens durchgeklungen hat: das ist in unserer Lyrik gar nicht, höchstens als schwache Mahnung anzutreffen. Darum ist sie im schlimmen Sinne allgemein. Unnatürlich losgelöst von dem Boden, dem sie angehört, gefällt sie sich in unnatürlichen Vergleichen, den Erscheinungen entfremdet, aus denen jede echte Lyrik die beste Nahrung schöpft, bestrebt sie sich, ihre Kräfte durch eine ungebührliche Steigerung des Ausdrucks zu erhöhen und ruft häufig den Schwulst zu Hülfe, den Erb- und Todfeind der lyrischen Empfindung. Würde Jemand aus der Lyrik Deutsch-Oesterreichs sich eine Vorstellung von der geographischen Beschaffenheit des Landes und von den Sitten des Volkes machen, so müßte ein wahres Phantasieungethüm zu Stande kommen. Und würde sich dagegen jemand aus der Betrachtung von Land und Leuten ein Wahrscheinlichkeitsbild von ihrer Lyrik entwerfen, so müßte diese unbefangen und einfach, sinnlich und nicht selten zu Schelmenstreichen aufgelegt sein. Diese Thatsache des schneidenden Widerspruches zwischen der wirklichen Atmosphäre und der lyrischen Poesie Wiens und der Provinz Oesterreich ist nicht wegzuläugnen. Den Schlüssel zu der merkwürdigen Erscheinung möchte ich in der Vermischung der Racen suchen, die sich in Wien nicht bekämpften, sondern mit einander verschmolzen. Wo die vielen Stammeseigenthümlichkeiten sich gegenseitig abschliffen oder gänzlich aufhoben, indem sie sich zu einer einzigen Familie vereinigten, dort konnte das starke Natur- und Heimatsgefühl, dessen vorzugsweise die Lyrik bedarf, nie und nimmer ungebrochen hervortreten. Wir sehen daher an jenen Punkten Oesterreichs, wo die deutsche Nationalität sich in der Reibung mit einer fremden zu behaupten, dem Andringen derselben Widerstand zu leisten strebt, also in Ungarn, Böhmen und Tirol, lyrische Productionen auftauchen, denen gerade das autochthone Element Farbe und Leben verleiht; ich erinnere an Lenau's und Karl Becks Pußten- und Zigeunerlieder, an Alfred Meißners „Ziska", an Moriz Hartmanns „Böhmische Elegieen", an Adolf Pichlers und Hermann v. Gilms Tiroler Bilder und Gesänge. Wäre Stelzhammer kein Dialektdichter, mithin nicht wieder zu speciell, so müßte ich auch ihn, ja ihn allein noch zur Bekräftigung dessen, was ich über das Autochthone gesagt, nennen. Denn Joh. Nep. Vogl, den jetzt vielleicht mancher Leser auf der Lippe hat, fällt nicht schwer ins Gewicht, da er zwischen dem volksthümlichen und dem Kunstdichter in bedenklicher Mitte schwebt. In seinen halb rohen, halb gebildeten Weisen habe ich von dem autochthonen Zuge nicht viel, was erfreulich wirkte, wahrnehmen können. Er ist trotz all' seiner in Reime gebrachten österreichischen Sagen und Legenden ein falscher Nieder-Oesterreicher, in dem Sinne, wie es falsche Tiroler giebt und falsche Savoyarden.

Selbstverständlich schließen diese Bemerkungen, die ich an die ganze Erscheinung der Lyrik Deutsch-Oesterreichs geknüpft, nicht die stillschweigende Forderung in sich, daß lyrische Gedichte ethnographisch genauen Bescheid geben müssen, in welchem Walde eine Drossel gesungen, an welchem Weiher ein Liebeslied entstanden. Noch weniger wollen diese Bemerkungen irgendwie die Meinung erwecken, als

Digitized by Google

unterschätzte ich die Bedeutung jener Lyrik, welche man die reflectirende zu nennen übereingekommen ist, und welche in Oesterreich manche prächtige Blume hervorgelockt hat. Gegen solchen Verdacht möchte ich mich nachdrücklich verwahrt wissen. Die mittelmäßigen Poeten und die kurzsichtigen Aesthetiker haben die Reflexionslyrik in Verruf gebracht; erstere, weil sie die unfertige Verstandesarbeit für unmittelbares Anschauen halten, letztere, weil sie das unmittelbare Produciren des Gehirns, das ohne die Mitwirkung der Einbildungskraft unmöglich wäre, mit dem gemeinen Denkproceß des logischen Kopfes verwechseln. Ein Reflexionsgedicht wie „das Glück" von Schiller steht für mich so hoch, daß ich eine Legion „unmittelbarer" Triller dafür hingebe, und ein paar kluge Strophen von Friedrich Bach, dem verschollenen Autor der „Sensitiven", wiegen zehn Bände „naiver" Lieder von August Silberstein auf. Vortrefflich sprach einst Hieronymus Lorm in einem Briefe über das Wesen der Reflexionslyrik: „Die Berechtigung hängt davon ab, auf was der Reflex fällt. Fällt der Wiederschein des Geistes auf sinnliche Objecte, so erscheinen sie in einem künstlichen und frostigen Licht, das willkürlich und unerquicklich mit ihnen spielt. — — Die unreflectirte Lyrik ist den sinnlichen Objecten gegenüber allein berechtigt, sie ist das natürliche Auge, das die Gegenstände mit unwillkürlichem Freudenstrahl begrüßt und abspiegelt zugleich. Fällt aber die Reflexion auf das Uebersinnliche, auf das tiefe Urgewässer des Gemüthes, aus dem alles Feste, Gegenständliche erst geworden ist, dann hebt sie das sonst Gestaltlose, Unfaßbare bis nahe zu einem sinnlichen Anschauen empor, wie der Mond die Flut hebt. Und wie sich die Naturgeschichte gefallen lassen muß, daß eine ganz andere Behandlung der sinnlichen Objecte von der unreflectirten Lyrik ausgehe, so muß auch die Philosophie ertragen, auf dem Wege zum Uebersinnlichen der reflectirten Lyrik zu begegnen."

Unter den Lyrikern Deutsch-Oesterreichs, bei welchen das autochthone Band nicht nur nicht gelockert, sondern von seltener Festigkeit ist, nimmt Hermann v. Gilm eine der hervorragendsten Stellen ein. Die nach seinem kürzlich erfolgten Tode erschienene Sammlung Gedichte (Erster Band. Wien Verlag von Karl Gerolds Sohn) enthält Stücke von ausgemacht großem Werthe. Ein Liederbuch, worüber man das sagen kann, mag auch viel des nur mäßig Guten und des Zweifelhaften bringen, denn es läuft nicht mehr Gefahr, den Namen seines Urhebers zu gefährden. Der feinere Leser wird sicherlich, wenn er einmal mehrere ausgezeichnete Gedichte von einem bestimmten Poeten empfangen hat, die minder hervorstechenden und die verfehlten Gedichte desselben gleich anders beurtheilen, als indem er kurzweg über sie den Stab bricht; er wird seinen Tadel in das Gewand des Bedauerns hüllen und wahrscheinlich auch dem Menschen im Dichter warmen Antheil schenken. Wenn aber einer der neueren Lyriker innerhalb wie außerhalb Oesterreichs zu diesem Antheil auffordert, so ist es Gilm. Man fühlt sich gedrängt, auch die poetischen Sünden des genannten Dichters in dessen Schicksale zu verflechten und das, was ihm künstlerisch mißrathen, an seinen krausen und traurigen Lebensfügungen zu messen. Eben weil ein Mensch aus Gilms Lyrik zu uns redet,

Digitized by Google

antwortet ihm auch der Mensch in uns. Seid nur wirkliche Individuen, die etwas rechtes zu bieten haben, schmeichelt uns nur eure Freuden und Leiden ins Herz mit rein empfundenen Tönen und wir werden auch dann einen eingebildeten Schmerz, eine gezierte Wonne, ja sogar die Grimassen an euch ertragen, falls ihr diese nicht allzu entsetzlich schneidet. Der klare Lessing und der helle Goethe wußten schon, warum sie ein verworrenes Drama einem kalten vorzogen.

Es ist ein seltsamer Mensch, der in Gilms Gedichten athmet; ich möchte sagen anspruchslos seltsam, und deßhalb um so fesselnder. Wäre er kein Tiroler, er wäre vielleicht ein confuser Poet geworden nach dem Schlage Zacharias Werners, an den er mich eindringlich mahnt; auch so fieberhaft sinnlich, wie der Dichter der „Söhne des Thals", auch so weichen Gemüthes, auch so gerne abirrend zu bizarren Hyperbeln Aber die scharfe Luft Tirols hat Gilm die ärgsten Schrullen fortgefegt und die derbe Gefühls- und Denkart des Bergvolkes saß ihm zu sehr im Blute, als daß er sich den entnervenden Einflüssen seiner eigenen Phantasie ohneweiters hingegeben hätte. Gilm liebt Tirol mit der leidenschaftlichen Anhänglichkeit der Alpenbewohner. Und zwar spürt man diese Neigung Gilms am wohlthuendsten, wenn der Dichter in Versen, die etwa seinem Mädchen gewidmet sind, Tirol nur ahnungsvoll hereinschauen läßt oder beiläufig der Heimat Erwähnung thut; da erst offenbart sich sein Vaterlandsgefühl als eine Angelegenheit seines Herzens.

Die von Tiroler Vorgängen und Zuständen angeregten Lieder haben den Saft und die Fülle einer üppigen Südfrucht — wie denn überhaupt die Gesänge Gilms im Gegensatze zu jenen Adolf Pichlers und Johann Senns, welche die Herbe des Nordens hauchen von dem milderen Himmel Wälich-Tirols angeweht scheinen. Mit welcher Innigkeit beklagt Gilm das trübe Los der Winzer in dem Liede „Die kranken Trauben", wie duftig ist der Landstrich an der traubenreichen Etsch gemalt, wie zollen wir momentanes Mitleid den eingebrochenen Trauben, die versengt, verkohlt und ohne Most am Stocke hängen, denn „draußen warten fünfzig Wochen mit leerem Krug und mag'rer Kost". Wie muthet es uns freundlich an, wenn der Dichter in dem Liede „Der Graf von Meran" uns durch den Schützensaal führt und an der „schmächtigen" Fahne, die schon in Schlachten gewesen, mit Zärtlichkeit verweilt, und wie begreifen wir die kindisch-männliche Lust an dem blanken Gewehr, die das Lied „Der Kaiserstutzen" schwellt!

Doch nicht bloß diese Stimmungen sind in Gilms Gedichten ausgedrückt, auch solche finden sich, welche Goethe meinte, als er der Freundin schrieb, er danke den Göttern, daß sie ihm die Gabe gegeben, in nachklingende Lieder das eng zu fassen, was in seiner Seele immer vorgeht.

Zu diesen „nachklingenden Liedern" zählen in Gilms Sammlung: „Unentschieden" S. 75, „Es liegen Veilchen dunkelblau" S. 90, „O Pöstlingberg du Landeshort" S. 93, und das nachstehende Lied:

„Ist das bald?
Ueber hundert bange Stunden,

Digitized by Google

Ueber hundert frische Wunden —
Unterdessen kann der Wald,
Kann die Wiese sich entfärben,
Können alle Blumen sterben,
Ist das bald?"

Das ist eines der Lieder, die man, einmal vernommen, nicht wieder vergißt und die darin mancher Heilquelle ähneln, daß sie sich wie diese der chemischen Analyse entziehen. In dem Gedicht: „O Pöstlingberg" apostrophirt Gilm denselben „Akropolis von Linz!" und man zuckt kaum ob des überschwänglichen Vergleichs, als man sich auch schon darüber aufrichtig freut, weil man das geistige Anschmiegen des Poeten an den Hügel, der ihm theuer, rasch nachempfindet. Gilm schämt sich nicht der geringen Objecte, die ihm just den holden Zufall des Liedes gebracht. Da er vorläufig in Linz hocken muß, wirft er seinen Empfindungen kein venetianisches Mäntelchen um, und thut nicht vornehm mit einer Staffage, die ihn nichts angeht. Voll Anmuth ist die Schilderung einer Fahrt im Omnibus, der durch den Schnee knarrt und lauter verdrießliche Menschen beherbergt. Ein Mann, der, eine Düte sorglich haltend, in der Ecke kauert, erregt die Neugierde der Passagiere, die durch ein aufgeblühtes Veilchen, das jener aus dem Papier holt, befriedigt wird.

„Und wie es nun von Hand zu Hand,
Ein Gruß des Frühlings geht,
So ist's, als hätt' der Freude Hauch
Sie alle angeweht."

Wie schön, weil unwillkürlich, wird da das schlichte Bild ein tiefsymbolisches! Leider zerstört es der Dichter plötzlich, indem er allerlei auslegende Gedanken nachschickt. Er verfährt aber nicht nur in dem Falle so: eine Unzahl seiner Gedichte wird kurz vor dem Schlusse verpfuscht, und zwar geschieht dies bald durch eine erkältende Reflexion über die Stimmung, bald durch einen überflüssigen Zuschuß an sinnlicher Malerei. Oft auch kommt der poetische Gedanke bereits verkrüppelt zur Welt, oft ist die Anschauung nebelhaft oder ist der Ausdruck heftiger als die jeweilige Empfindung begehrt. Ueberhaupt neigt sich Gilms Form sehr zur sinnlichen Ausschweifung; insbesondere behagt es ihm, dem Gemüths- und Naturleben den Pomp religiöser Vorstellungen und Bräuche aufzubürden: blaue Wiesenglocken müssen den Sonntag einläuten, Bienen müssen beten, Erde und Himmel müssen Altar und Sammtbaldachin sein, die Sonne eine Hostie, das Lied ein singender, das Mädchen ein weiblicher Johannes u. s. w. Desgleichen überträgt Gilm häufig Anschauungen aus dem Gebiete der verfeinerten Cultur auf Bäume und Blumen: der Regen fällt aus Blüthentassen ins Moos, die Fichten sind mit Tressen behängt, die Tulpe reicht einen Amethistenbecher hin, der Haselfichte kracht das knappe Mieder aus weißem Atlaß. Und umgekehrt verwandelt Gilm das Auge der Geliebten in einen blauen Alpensee, die Küsse der Angebeteten in Himbeereis, die volle Schulter in unbefleckten Schnee. Ein solcher Bilderaustausch wird

Digitized by Google

entweder geschmacklos, wie man bei Gilm sieht, oder frivol, wie man sich bei Heine überzeugen kann. Geradezu unleidlich werden die Schattenseiten der Gilmschen Poesie in der Abtheilung der Gedichte: „Lieder eines Mädchens"; schlüge man diese Blätter des Buches zuerst auf, man wäre leichthin versucht, den Poeten für unwahr zu erklären und ihm den Rücken zu wenden, noch ehe man den eigentlichen Gilm kennen gelernt. Da geschähe ihm gewiß bitter Unrecht und der Voreilige brächte sich selbst um einen poetischen Genuß und um die Bekanntschaft mit einer Menschennatur, die aus gesundem Holze geschnitten, aber nichtsdestoweniger verurtheilt ward, ein ewig wünschendes — wer weiß, ob nicht sogar ein zermartertes Dasein zu führen. Ich zum mindesten habe von den Gedichten Gilms diesen biographischen Eindruck empfangen, obwohl sie niemals jammern, nur zuweilen leise seufzen und sich im Hinblick auf die intimsten Schmerzen recht schweigsam verhalten. Gilm ist einer von den Männern, denen man es nicht augenblicklich anmerkt, daß sie der unscheinbarste Anlaß zum Weinen bringen kann, seine Seele ist eingeschüchtert, so sinnlich keck sie auch um sich tastet. Das Gepräge dieser inneren Gebundenheit hat auch die äußere Form der Gedichte Gilms; beinahe durchgehends vierzeilige jambische oder trochäische Strophen, deren Mannigfaltigkeit sich darauf beschränkt, daß sie hier einen kürzeren, dort einen längeren Faden spinnen. Der Vers ist mehr melodisch als rein gebaut. Unter den Sonetten sind einige mit unverzeihlichen Reimen, dagegen ist das Sonett: „Du sollst mir bei den Sternen nichts versprechen", S. 181, nach Gehalt und Form geradezu vollendet. Daß die 320 Seiten nur äußerst spärlich mit Titeln gesegnet sind, gereicht dem Buche gewiß auch zum Lobe — in einer Zeit, da die Ueberschriften der Gedichte darauf erpicht sind, mit Genialität und Tiefsinn zu prahlen.

Emil Kuh.

Statistisches Jahrbuch der österreichischen Monarchie für das Jahr 1863.

(Herausgegeben von der k. k. statistischen Centralcommission. Wien 1864)

S. Eben vor einem Jahre hat diese „Wochenschrift" (3. Band, Seite 225 des verflossenen Jahrganges) die Uebersichtstafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie 1861 und 1862 zur Anzeige gebracht. Es wurde diese Erstlingspublication der statistischen Centralcommission mit Wärme begrüßt und zugleich die Hoffnung ausgesprochen, daß das Jahrbuch, als dessen Vorläufer jenes Buch zu gelten hatte, auch in den Partieen Gediegenes bringen werde, wo jene Tafeln zu wünschen übrig ließen.

Digitized by Google

Das nun erschienene Jahrbuch für 1863 hat diesen Anforderungen wirklich in der Mehrzahl seiner Abschnitte entsprochen, wie schon sein äußerer Umfang erweist, welcher mit 500 Druckseiten den Uebersichtstafeln gleich geblieben ist, dabei aber die Ergebnisse eines einzigen Jahres umfaßt, während in jenen zwei Jahre behandelt wurden. Noch mehr stellt sich die Vergleichung zu Gunsten des Jahrbuches bei Betrachtung des Inhaltes, der sowohl Bereicherung als Erweiterung erfahren hat.

Betrachten wir zunächst die Leistung im Ganzen, so ergiebt sich eine eben so bemerkenswerthe als erfreuliche Thatsache. Schon mit diesem ersten Jahrgange hat die statistische Centralcommission einen erheblichen Schritt zur Erreichung ihres höchsten und wichtigsten Zieles gethan, es ist ihr gelungen, sämmtliche oberste Verwaltungsbehörden zu einigem Zusammenwirken für die Herstellung einer Reichsstatistik zu gewinnen. Dies beweisen jene völlig neuen Partieen des Buches, zu welchen das Material bereitwillig von Behörden geliefert wurde, die vor nicht langer Zeit statistische Erhebungen sorgfältig geheim hielten, wie jener höchst instructive Abschnitt über die Armee und Marine, und auch in den übrigen Tafeln schwindet die in der vorausgehenden Publication fast allenthalben erscheinende Note: „ohne die ungarischen Kronländer" zusehends. In der wichtigen Tafel der Rechtspflege fällt für 1863 nur mehr Siebenbürgen aus, bei den Lehranstalten sind die Ergebnisse dieser Länder mit allem Detail gegeben, nur die Volksschulen Ungarns und Siebenbürgens fehlen, dafür ist eine interessante Tafel der Bürger-, Privat- und Arbeitsschulen des erstern Landes beigefügt. Es läßt sich demnach mit Zuversicht erwarten, daß der seit 1860 und theilweise schon früher eingetretene Ausfall der ungarischen Länder aus den Tafeln der Statistik in nicht allzu langer Zeit völlig behoben, und damit den officiellen Nachweisungen jener Werth wiedergegeben sein wird, der denselben im abgelaufenen Jahrzehnt von den kundigsten Beurtheilern allseitig und mit Grund zuerkannt wurde.

Tafeln, welche in den Uebersichtstafeln fehlten, sind in dem Jahrbuche sechs enthalten. Die erste bringt den Flächenraum der Königreiche und Länder in österreichischen und geographischen Quadratmeilen, wobei noch die Ergebnisse des jüngsten Vermessungsjahres benützt, und die ungarischen Länder nach der wiederhergestellten alten Eintheilung aufgeführt sind, in vielfacher Hinsicht eine brauchbare Tafel, da über diese Gliederung die Angaben der besten Nachschlagebücher, die Eintheilung der Organisation von 1854 und 1855 enthaltend, nunmehr antiquirt sind. Die nächste Tafel enthält die Bevölkerung von 1857 bis zum Schlusse des Solarjahres 1862. Sie geht von der Zählung des erstgenannten Jahres aus und berechnet den Stand für jedes folgende Jahr durch den Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen. Da seit jenem Jahre in der Monarchie keine Zählung zur Ausführung gelangte, so ist mit der durchgeführten Berechnung, deren Genauigkeit und Wahrheit schon durch das Uebereinstimmen der gleichen, auf dem Zählungsoperate 1850 aufgebauten, mit dem Zählungsoperate 1857 erhärtet ist, ein sehr nothwendiger Ersatz geboten und es ist interessant zu erfahren, daß der mit Abtre-

Digitized by Google

tung der Lombardie erfolgte Ausfall von dritthalb Millionen durch die Zunahme der Bevölkerung schon zu Ende 1862 fast völlig ersetzt ist.

Neu im Jahrbuche ist ferner der Organismus der Staatsverwaltung, nach den einzelnen Centralstellen mit allen dependirenden Unterbehörden und Anstalten, so wie die Uebersicht des Beamtenstandes nach Gehaltsclassen; der erstere bildet ein klares Spiegelbild aller Zweige der Staatsverwaltung, die letztere eine bisher nirgends zu findende Gliederung des gewaltigen, 52,838 Köpfe zählenden Heeres der Civilstaatsdiener nach den Kategorien ihrer Bezüge, nach Verwaltungsbranchen und Ländern.

Die nächste der im Jahrbuche neu gebrachten Tafeln ist die bereits erwähnte über die Armee und Marine, welche in die Abschnitte über Stand, Heeresergänzung, Rechtspflege, Krankenbewegung und Todesfälle, über Zahl und Qualification der aus den Bildungsanstalten in den activen Dienst Getretenen, und endlich über Personalstand und Schiffszahl der Marine zerfällt. Auf die Ergebnisse dieser ungemein interessanten Tafel näher einzugehen, gebricht uns der Raum, doch werden dieselben, zumal die Angaben über die zum Heeresdienst Berufenen, die aus verschiedenen Gründen davon Befreiten, über die Maßverhältnisse und den Bildungsgrad der Recruten, und Anderes, worüber bisher in Oesterreich so gut als nichts vorlag, ohne Frage in mehr als einem Buche als erwünschtes Material Verwerthung finden. Endlich erscheint das Jahrbuch auch durch eine Tafel des Sanitätspersonales, der Kranken- und Irrenhäuser, Versorgungs- und Armeninstitute bereichert, wobei Ungarn und Siebenbürgen ausfällt, Croatien-Slavonien aber mit den übrigen Provinzen der Monarchie bereits vertreten ist.

Die übrigen, schon in den Uebersichtstafeln gebrachten Abschnitte, Bevölkerungsbewegung, Rechtspflege, Landwirthschaft, Bergbau, Handel, Communicationen, Schifffahrt, Credit- und Versicherungsanstalten, Lehr- und Erziehungsanstalten, Vereinswesen und Staatshaushalt sind im Jahrbuche mit gleicher Sorgfalt vertreten und, wie bemerkt, sowohl durch Beigabe neuer Erhebungen als durch Einbeziehung früher nicht inbegriffener Landestheile erweitert. Und hiebei ist wohl der passende Anlaß, auch die zweite Grundbedingung des Werthes dieser statistischen Mittheilungen, die Raschheit der Veröffentlichung zu betonen. Das Jahrbuch umfaßt 27 Abschnitte, und hievon schließen außer der Tafel über den Flächeninhalt, welcher keine Zeitbestimmung zuläßt, 9 derselben mit Ende des Solarjahres 1862 ab, da sie theils an länger andauernde Vorerhebungen geknüpft sind, wie Bevölkerungsbewegung, theils anderer Vorarbeiten bedürfen, wie die Finanzgebarung, deren Abschluß vor der Veröffentlichung die Zustimmung der Reichsvertretung erhalten muß. 16 Tafeln dagegen führen ihre Angaben bis zum Ende des Solarjahres 1863 fort und eine, die Darstellung des Beamtenstandes, ist nach dem Voranschlage 1864 entworfen. Wird nun ins Auge gefaßt, daß das Jahrbuch in den ersten Tagen des verflossenen Decembers der Oeffentlichkeit übergeben wurde, so erübrigt für die Einsammlung des Materials, dessen Prüfung und Berichtigung, für die Zusammenstellung der Reichssummare und die Drucklegung kaum ein Zeitraum

Digitized by Google

von neun Monaten. Wahrlich das Aeußerste, was in Bezug der Raschheit in einem Staate geleistet werden kann, dessen vielgliedriger, nach verschiedenen Grundprincipien eingerichteter Organismus die zeitige Ansammlung des Materials mehr als irgendwo erschwert. Nehmen wir beispielsweise eine Erhebung aus Ungarn. Auch wenn deren Anordnung und Durchführung alle Stadien glücklich überwunden hat und wirklich zustandegebracht ist, so geht das Elaborat von dem Stuhlrichteramte an die Comitatsbehörde, von da an die Statthalterei und weiter an die Hofkanzlei, welche es erst der statistischen Centralstelle zuführt, wo dann in gar nicht seltenen Fällen Nachträge und Berichtigungen gefordert werden und diese den ganzen Weg ab- und aufwärts wieder zu machen haben. Wir haben diesen Punkt nicht ohne Absicht beleuchtet, denn der Tadel wegen Verspätung der statistischen Arbeiten in Oesterreich wird öfter ausgesprochen, als die Schwierigkeit erwogen, welche solcher Beschleunigung von mehr als einer Seite erwächst. Die ehrliche Beurtheilung hat überhaupt neben dem, was geleistet wird, zu ermessen, was mit den gegebenen Mitteln geleistet werden kann. Wenn die Landwirthschaft im österreichischen Jahrbuche Mängel hat, so ist zu erwägen, daß keine Hülfsbehörden zu Gebote stehen, wie das Landesökonomiecollegium und die landwirthschaftlichen Regierungsabtheilungen in Preußen, deren Berichte das dortige Jahrbuch ohne Weiteres abzudrucken vermochte. Und wenn noch immer die Industrie in unserem Jahrbuche die Achilles-Ferse bildet und das meiste zu wünschen übrig läßt, so muß betrachtet werden, daß die Zeit eines Jahres zu kurz ist, um das, was die Centralcommission in Bezug der Industriestatistik vorbereitete, als vollendetes Product zu bieten. Jene Formulare, welche den Handelskammern zum Modelle gegeben wurden, werden erst mit dem laufenden Jahre Anwendung finden, und so fehlt es noch immer an Vorlagen, die Industrie Oesterreichs in dem Daguerrotypbilde, wie es das statistische Jahrbuch über alle Momente des socialen Lebens sein soll, würdig zu repräsentiren. Das Jahrbuch hat aber seinen Vorläufer, die Uebersichtstafeln, vielfach übertroffen; erwarten wir, daß der zweite Jahrgang auch in dieser Richtung den vorausgehenden in Schatten stellen werde. Immerhin ist der Fortschritt dieser neuesten Publication der statistischen Centralcommission gegen die Uebersichtstafeln ein so offenbarer, daß wir auch nicht ein Wort von den frohen Erwartungen zurückzunehmen haben, die wir bereits bei jener Gelegenheit ausgesprochen. Das Jahrbuch muß und wird noch besser werden, aber es ist schon jetzt unbedingt gut zu nennen, und darum Anerkennung denen, die es geschaffen haben.

Digitized by Google

Kurze kritische Besprechungen.

Haas, Karl, Dr.: Die Hexenprocesse. Ein culturhistorischer Versuch nebst Documenten. Tübingen 1865. Laupp u. Siebeck.

G. Das Buch zerfällt in drei Theile, deren erster eine kurze Geschichte der Hexenprocesse Deutschlands, der zweite eine Prüfung der verschiedenen Ansichten über Hexenprocesse und der dritte Hexenprocessdocumente enthält. Weitaus der interessanteste darunter ist der zweite Theil. Der Verfasser giebt sich unendliche Mühe, einen Erklärungsgrund für diese sowohl in der Cultur- als Rechtsgeschichte so stark hervorgetretene Erscheinung zu geben, und er citirt die Ansicht der katholischen Mystiker, die rationalistische Erklärung, die Erkärung der Juristen unserer Zeit, die Ansicht Wächters, eine theologische Ansicht und endlich seine eigene Meinung. Indem wir mit Haas diesen Gang machen, überzeugen wir uns, daß eben noch immer nicht die letzte stichhältige Erklärung gefunden ist und sich wohl auch nicht finden lassen wird, und es ist merkwürdig, zu sehen, wie der Verfasser selbst, nachdem er doch den Kern der Sache richtig herausgefunden hat, dem dämonischen, verwirrenden Zauber seines Objectes verfällt. Er betont nämlich mit Recht, daß es sich weniger um den Glauben an den Teufel, an höhere und niedere Magie, um die Ausschweifungen einer Theorie und den Jammer einer unvollkommenen Rechtspraxis, als um die Frage handle: Wie sich eben Proceßacten so positiver Natur, hervorgegangen aus klaren Aussagen der Beschuldigten aufhäufen konnten?

Wenn Haas, um einer anderen und seiner Ansicht Bahn zu brechen, alles einer Procedur aufbürdet, die freilich mit unseren christlich-humanen Anschauungen in schauerlichster Weise contrastirt, so fragen wir ihn, woher denn die Richter die erste Schablone genommen und wer sie in die Geheimnisse des Hexensabbats eingeweiht hat? Ganz richtig bemerkt Haas, daß die Aussagen der unglücklichen Opfer nicht ganz auf die Furcht vor der Tortur oder die Wirkungen der applicirten bezogen werden können, da ja schon vor Anwendung dieses Gerichtsmittels Hexenprocesse vorgekommen waren, und er selbst erzählt, daß Einzelne sich freiwillig vor das Hexentribunal gestellt. Wenn nun der Verfasser, nachdem er alle anderen Ansichten verworfen, mit seiner eigenen auftritt, so können wir verlangen, daß sie entweder die schon bestehenden in kritischer Weise zusammenfaßt oder daß sie als wirklich original der richtigen Erklärung am nächsten komme. Es ist uns aber nicht gelungen, in des Verfassers Theorie das zu entdecken; denn wenn er das Hexenwesen „eine epidemische Geisteskrankheit der Zeit" nennt, so wird doch niemand glauben, daß das eine Erklärung sei. Da ist es uns doch wohl leichter, die Ansicht der Mystiker oder die theologische zu der unserigen zu machen; von denen die erstere sage, daß sich im Hexenwesen der Abfall von Gott durch die Sünde fortsetzte, daß nichts anderes als eine Negation der Göttlichkeit des Christenthums und seiner wichtigsten Dogmen: hier die Entsagung — dort die Orgie; hier die Anbetung des Allerheiligsten — dort der eckelhafte Huldigungsact beim Hexensabbate; hier die reinigende Taufe — dort der dämonische Opferact, die Parodie des Meßopfers — vorliege. Ebenso können wir mit der theologischen Ansicht auskommen, die dem Ganzen eine positive, aus der h. Schrift herausgebaute Unterlage giebt, indem sie bestimmt behauptet, daß es einen Teufel, und zwar einen wirklichen gebe, der in Rapport mit Menschen treten könne.

Uebrigens geben wir gerne zu, daß sich weder rationell noch theologisch die letzte Erklärung finden lasse. Wir haben es eben mit einer historischen Thatsache zu thun, und was K. Haas auf diesem Boden an geschichtlichen Daten über das Hexenwesen überhaupt, an positiven Documenten bringt, darf als ein obwohl etwas zu spärlicher und

Digitized by Google

flüchtiger culturhistorischer Beitrag angesehen werden. Jedenfalls hätte das interessante Buch von Dr. Ferd. Bischof und Christ. d'Elvert: „Zur Geschichte des Glaubens an Zauberer, Hexen und Vampyre in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien" (Brünn 1859) tüchtiger ausgebeutet werden sollen. Diesem Gegenstande gegenüber giebt es keine Beeinträchtigung durch locale Töne und Bischofs und d'Elverts Mittheilungen stützen sich auf etwa fünfzig Hexenprocesse, die urkundlich sich erhalten haben. Auch ist eine Litteratur österreichischer Hexenprocesse, ein Hinweis auf Gräße's „Lehrbuch der allgemeinen Litteraturgeschichte" und ein weitaus reicheres Verzeichniß jener Namen gebracht, die zuerst gegen jenen Wahnsinn aufgetreten sind, dem, wie wir nebenbei erfahren, auch die evangelischen Kirchenlehrer von Luther an verfallen waren.

Petermanns A., Dr.: Geographische Mittheilungen. 1864.

F. v. H. Weit ausgedehnte, kühn angelegte Forschungsreisen umspannen den Erdkreis. Hier versucht man einen Continent der Quere nach zu durchziehen, wie in Australien, dort spürt man unter den brennenden Strahlen der Tropensonne dem geheimnißvollen Ursprunge eines mächtigen Stromes nach, wie in Africa, — hier wird eine riesige Bergkette in tiefer Paßeinsenkung auf Wasserwegen durchschnitten, wie in Süd-America — dort wieder werden die gletscherreichen Firnen der neuseeländischen Alpen erklommen und gemessen. So in steter Mannigfaltigkeit erweitert sich sichtlich die Erdkunde, und behauptet hiedurch einen hervorragenden Platz im Kreise des menschlichen Wissens.

Vor dem regen und thätigen Leben, welches in den letzten Jahrzehnten in dieser Wissenschaft vielleicht mehr als in jeder anderen sich entwickelte, halen uns seit einer Reihe von Jahren Dr. A. Petermanns „Mittheilungen über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie" das trefflichste Bild entworfen. Auch jetzt liegt uns wieder ein abgeschlossener Band vor Augen, der die Ergebnisse der letzten Forschungen mit eben jener Ausführlichkeit und streng wissenschaftlichen Begrenzung uns vorführt, wie dies der gelehrte Herausgeber sich schon bei den ersten Bänden zur Aufgabe gestellt. Es wäre schwer und gewagt zu behaupten, der Band des Jahres 1864 übertreffe die vorhergehenden oder umgekehrt, bei einer Zeitschrift, welche seit dem ersten Augenblicke ihres Daseins Anspruch auf die Bezeichnung vollkommen machen durfte.

Gehen wir in die Fülle des gebotenen Materiales näher ein, so finden wir neben den unzähligen und unschätzbaren Notizen über alle möglichen mit der Erdkunde in Verbindung stehenden Gegenstände, gegen fünfzig größere Aufsätze, in welchen das Wissenswürdigste der letzten Forschungen zusammengefaßt ist. Zu weit würde es uns führen, wollten wir nur die bedeutendsten dieser Aufsätze schärfer ins Auge fassen; wir begnügen uns daher bloß auf einige wenige hinzuweisen, welche uns vor allen andern der Aufmerksamkeit des lesenden Publicums werth erscheinen. Hierunter gehören die Berichte über die schwedische Expedition nach Spitzbergen 1861, welche die astronomischen Ortsbestimmungen, die geographische, dann die geognostische Beschreibung der nordöstlichen Theile Spitzbergens und der Hinlopenstraße behandeln [1] und sich den im Jahre 1863 veröffentlichten Aufsätzen über dieselbe Expedition anreihen.

Von ganz besonderer Tragweite für die Wissenschaft dürfte der Aufsatz Wilhelm Fricks sein: Der Riñihue-See in Chile und die tiefe Paßsenkung der Anden bei demselben. Durch diese interessante Arbeit, welche eine Uebersichtskarte begleitet, erhellt, daß der Rio de Valdivia, welcher dem Riñihue-See entfließt, als Rio Shoshuenco und

[1] Im Jahrgang 1863 waren erschienen: Ueber die Möglichkeit einer Gradmessung auf Spitzbergen. — Botanische Untersuchungen: Uebersicht von Spitzbergens Phanerogamenflora. Magnetische Beobachtungen. — Vogelfauna.

Digitized by Google

Rio Caillitue in denselben einströmt, in seinem oberen Laufe die Laguna de Neltume oder Pirehueico durchfließt, und wahrscheinlich in der Laguna Lacar, also schon in den Pampas de Buenos Ayres entspringt. Wenngleich es bekannt war, daß das Niveau der Pampas bedeutend höher liege als die Küstenebenen am westlichen Abhange der chilenischen Cordilleren, so bleibt es doch immerhin ein überraschendes Resultat, daß ein Strom, auf der Ostseite derselben entspringend, die große Gebirgskette gänzlich durchschneidet, um auf der Westseite in die Südsee sich zu ergießen.

Den wichtigen Erforschungen in Asien wird besonders durch Aufnahme der verdienstvollen Arbeiten des jungen Gelehrten Gustav Radde, so wie durch den Bericht über die sibirische Expedition der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft Rechnung getragen. Der in neuerer Zeit so thätig betriebenen Durchwanderung des australischen Festlandes sind nebst mehreren Aufsätzen zwei schätzbare Karten gewidmet, deren eine einen Theil von J. Mc. D. Stuarts dritter Reise (April bis Juli 1862), die zweite aber die Reiseroute von W. Landsborough, J. Mc. Kinlay u. A. in Nord-Australien, südwestlich vom Carpentariagolfe darstellt. Auch das alte Europa ist durch zahlreiche Aufsätze vertreten, unter welchen wir J. Payers anziehende Schilderung seiner Großglockner-Besteigung im September 1863 besonders hervorheben.

Wir haben es bloß versucht unter der Fülle von Gediegenem dasjenige anzudeuten, was auch den Laien in dieser Wissenschaft ansprechen kann; der Fachmann wird, wie immer, hier das reichste Material zu seinen eigenen Forschungen aufgestapelt finden, welches in den beigegebenen Karten, über deren Vorzüglichkeit nur eine Stimme herrscht, größtentheils schon geordnet niedergelegt ist.

Die geographische Wissenschaft besitzt, Dank dem Interesse, welches sie einflößt, zahlreiche Organe in Europa und speciell in Deutschland. Abgesehen von den trefflichen Publicationen gelehrter Körperschaften, bestehen noch manche gediegene geographische Zeitschriften, worunter obenan jene von dem gelehrten Prof. Dr. Wilhelm Koner redigirte Zeitschrift für allgemeine Erdkunde in Berlin steht. Die Petermann'schen Mittheilungen mit derselben oder mit jeder anderen vergleichen zu wollen, ist aber schon deßhalb nicht zulässig, weil Ungleichartiges sich nicht vergleichen läßt, und die Richtung der Mittheilungen einzig ist. Sie bezwecken nur Aufspeicherung der gewonnenen materiellen Erkenntniß, mit möglichster Außerachtlassung jedweden Theorisirens. Es gelangen daher auch meist nur Aufsätze von solchen Persönlichkeiten zur Aufnahme, welche nach Autopsie ihre Schilderungen liefern können. Uns kommt es nicht zu zu entscheiden, welche Anschauung die richtigere sei, ob jene Petermanns oder jene der meisten übrigen Fachblätter; doch so viel glauben wir als gesichert annehmen zu dürfen, daß neben den vorzüglichen Leistungen Petermanns, welche jeder Geograph als Hauptquelle betrachten muß, die anderen deutschen geographischen Fachschriften, auch eine tiefe Berechtigung haben, indem sie, dem deutschen Geiste vielleicht mehr entsprechend, oft scharfsinnigen aber nicht autoptischen Untersuchungen ihre Spalten öffnen, ohne den schönen Resultaten Petermanns Nachtheil zu bringen.

Jahresbericht über die Verwaltung des Medicinalwesens und die öffentlichen Gesundheitsverhältnisse der freien Stadt Frankfurt. Frankfurt 1864, Sauerländer.

S. Dieser vor kurzem erschienene Bericht, herausgegeben vom ärztlichem Vereine, ist der fünfte in der Reihe und umfaßt die Ergebnisse des Jahres 1861. Er steht demnach gegen die Zeit, welche im Buche behandelt wird, erheblich zurück, doch ist die Anlage im Ganzen weniger auf ein schnell vollendetes statistisches Tableau, als auf eine wissenschaftliche Erörterung gerichtet, und zu diesem Zwecke haben Namen von gutem Klange: Wallach, Varrentrapp, Passavant, Kellner, Spieß u. A. zusammengewirkt. Hiedurch gewinnt das Buch mehr als örtliches Interesse; die eingehende medicinisch-stati-

Digitized by Google

stische Untersuchung über die im Winter 1860 bis 1861 herrschende Masernepidemie von Dr. A. Spieß ist eine musterhafte Leistung und auch die übrigen Abschnitte über die Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, über die Thätigkeit der Armenärzte und der medicinischen Vereine verdienen durch Gründlichkeit und gediegene Bearbeitung vollste Anerkennung.

Statistische Mittheilungen über den Civilstand der freien Stadt Frankfurt und ihrer Landgemeinden. Frankfurt 1864.

S. Dieser amtliche statistische Bericht, welcher jährlich als Beilage der „Frankfurter Zeitung" erscheint, umfaßt eine Nachweisung der Getrauten, Geborenen und Gestorbenen im Jahre 1863, nach vielen Richtungen und mit großer Genauigkeit durchgeführt. Er gewinnt aber insbesondere dadurch hohes Interesse, daß die Nachweisung der Todesfälle nach dem Schema durchgeführt ist, welches vom dritten internationalen Congresse für Statistik in Wien 1857 bezüglich der Todesarten aufgestellt wurde. Die Arbeit, die vorgefallenen Sterbfälle nach 150 verschiedenen Krankheitsformen, wobei noch überdies Geschlecht und Altersjahre unterschieden werden, zu registriren, hat Dr. A. Spieß unternommen, dabei aber das Material aus den ärztlichen Todtenscheinen gezogen. Allerdings ist nun die Arbeit für Frankfurt, mit 1400 bis 1500 Todesfällen, klein gegen jene in Wien, wo jährlich bei 20000 Menschen sterben; sie liefert aber doch den Beweis, daß bei redlichem Zusammenwirken auch hier eine Statistik der Sterblichkeit möglich ist, wie sie den Anforderungen der Zeit und der Wissenschaft allein entspricht. Freilich muß aber dazu noch mancher, merkwürdiger Weise eben in dem Kreise der Aerzte und Anstalten vorkommende Widerstand besiegt werden, denn bis heute bedient sich in Wien nur das allgemeine Krankenhaus und kaum ein Viertheil der Privatärzte der neuen Todtenscheine.

Reinsberg-Düringsfeld, O. Freiherr v.: Das Wetter im Sprüchwort. Leipzig 1864, Hermann Fries.

: Die Bedeutung culturhistorischen Materiales ist jetzt vollkommen anerkannt. Die Geschichtschreibung von gestern, jene, die ohne Detailkunde ihres wichtigsten Objectes an ihr großes Werk geht, ist unmöglich geworden. Gleichwie eine andere Wissenschaft erst von dem Augenblicke an, als sie dem Studium der Anatomie den ersten Platz angewiesen hat, ihrer Vollendung näher kam, so auch die Geschichtsforschung, als sie ihren Bau nicht mehr mit dem Dache, sondern von unten auf begonnen, als sie sich der Anatomie des lebenden Menschen hingegeben hat.

Dabei haben wir noch einen anderen Gewinn eingeheimst: Es ist der Reiz des Volksthümlichen an uns herangetreten. Wie ein mährchenhaftes Weib in tiefdunklen, wallenden Flechten, geschmückt mit Wasserlilien, stand es vor uns da und erfüllte unser Ohr mit dem Zauber unbekannter Lieder, einer Offenbarung der Geschichte, zu der unsere geschriebene Weisheit nicht passen wollte. Heute sahen wir dieses Weib am Grabe seiner Kinder weinen, und morgen wird es selbst zum Kinde, das „in Einfalt übt", was wir nicht fanden, oder zum Kobold, der uns mit seinem Humor überschüttet.

Unstreitig in der innigsten Beziehung steht der Mensch zur Luft. Physisch lebt er in ihr; arbeitend beobachtet er ihr Treiben; auch seinem Vergnügen bleibt sie nicht fremd und durch sie kommen ihm die Botschaften des Himmels zu. „Die Luft kann man nicht essen", sagt er; „es ist stets gut zu wissen, woher der Wind weht" und die lustige Wirthschaft ist meist auch eine „luftige". Zum Zeichen der Wichtigkeit dieses Elementes legt ihm das Volk den männlichen Artikel bei, es sagt: der Luft, und läßt seinen Mann nicht aus den Augen. „Wird es schön bleiben? wird es regnen?" so fragt man hüben und drüben. „Es ist was in der Luft", „Lange hält's nicht mehr". — „Was hat der Mann da nur?" „Ei, das Wetter ist ihm in die Füße gefahren". „Ja, das Wetter! Wer's machen könnte, müßte reich werden!"

Digitized by Google

Was liegt nicht alles in diesem steten Sichkümmern um das Wetter, von der komischen Verzweiflung des Sonntagsreiters an bis zum Scheiterhaufen, auf dem die „Wetterhexe" brannte; von der Kartoffelsaat an, die des Regens bedarf, bis zum „Kindersegen", den auch der Regen am Hochzeitstage einem an den Hals zaubert! Und wüßten wir's nicht aus der der Schule, daß hinter allem ein letzter Grund steckt, wir erführen es aus dem tiefen Ernste, mit dem hier die Bäume vor unseren Augen in den Himmel wachsen; aus der Thatsache, daß das Volk, welches nicht schreibt, Kalender geschrieben hat.

Nach alledem können wir es uns gefallen lassen, daß man das Wetter zum Sprüchworte und auch, daß man uns zuweilen im Sprüchworte ein Wetter machen will. Wenn auch alles „erlogen wie gedruckt" ist, da klappt's gewiß, und der Instinct möge die Herren Matthieu's bewahren, daß sie daran rühren, oder der gütige Himmel möge sie stets mit akademischer Unfehlbarkeit beschenken, daß ihnen doch noch ein Rückzug möglich ist.

Es bleibt uns also nichts übrig, als diesen „Codex" des Volkes hinzunehmen, wie er eben ist, und in diesem Sinne können wir jene Sammlung, die uns Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld geboten hat, auf das wärmste empfehlen.

Unter den Rubriken: Das Wetter des Jahres und die Jahreszeiten, Wind und Wolken, Regen und Gewitter, Das Wetter der Monde und Tage, finden wir eine Fülle von sogenannten Bauernregeln und vom Wetter hergeleiteten Sprüchen, ein solches Kreuzfeuer von Witzigem und Naivem, von Philosophie und von Aberglauben, daß einem um die Bewältigung der Masse bange wird. Dazu quirlen die Stimmen aller Völker durcheinander, und es sind nicht weniger als neunzig Zungen und Mundarten vertreten, von der altgriechischen bis zur isländischen, von der baskischen bis zur finnischen. Da stellen sich nun die Ausgangspunkte und Ziele der Volksweisheit, Uebereinstimmung und Widersprüche klar und redend vor uns hin. Hintergrund und Färbung giebt stets eines der drei Momente: die Landwirthschaft, das Prophetenthum und die Luft an Reimsprüchen.

Bei einem der Abschnitte, „Monde und Tage", wollen wir etwas länger verweilen. Da ist der Schneebringer und der Weinbringer, der Eiskünstler und der Eisbrecher. Schon der Erste des Jahres gab von jeher viel zu thun, als Beginner und mit seinen verschiedenen Kalendern. Verschieden sind die Zeichen, an denen man seinen Charakter, sein Kommen und Gehen, seinen Werth für die kommenden Zeiten erkennt. Er ist insofern der wichtigste, als eben nur er den Wein wie das Heu vorbereitet, und für den Jänner werden alle Heiligen verantwortlich gemacht. Aber bis zum Veilchenspender ist noch lange Zeit; ein böser Kumpan liegt vor der Thür: Februarius, dem man nichts Gutes nachsagt und den man doch nicht besser haben will. Wenn er seinem Namen Ehre macht, ist er willkommen: mit der Sonne sieht man ihn nicht gerne spazieren. Lichtmeß ist seine „Feuerprobe"; am Valentinstage soll er uns in den Garten rufen und zu Mattheis die letzte Arbeit thun. März und April stehen im Rufe der Unbeständigkeit, und doch vertraut man ihnen des Jahres Saat und Hoffnung an und will von dem einen Staub von dem andern Wasser. Da vertauschen sie denn in der Eile oft ihre Rollen und nun geht's über sie los. Wie seltsam auch: man klagt über Märzens Launen und muthet ihm doch Sommeranwandlungen zu, z. B. ein Bischen Donner: „Märzdonner macht fruchtbar", obwohl die Ansichten getheilt sind. Die Franzosen rufen bei Märzdonner: „Leider!" Wichtig wegen des kommenden Wetters sind der 1., 10., 12., 19., 25. März, die drei: April, Mai Juni fassen die Deutschen zusammen und sagen kurz so:

„April warm, Mai kühl, Juni naß,
Füllen dem Bauer Scheu'r und Faß";

sehr treffend aber die Italiener: „April macht die Blumen und der Mai hat die Ehr'

Digitized by Google

davon". Am gespanntesten sieht man auf Ostern im April. Helle Sonne sieht man da nicht gerne, wenn auch am 15. schon der Kukuk singen soll. Der Mai wird mit einem Halleluja begrüßt, um dann oft mit Steinen beworfen zu werden. Es giebt fast kein Wetter, das man von ihm nicht wünschte und das er nicht brächte. Die Stimmen durchkreuzen sich hier. Wie früher auf Ostern, sieht man jetzt auf Pfingsten. Pfingsten soll das ganze Herbstwetter machen. Je näher es aber an die Entscheidung der Ernte geht, desto mehr muß man sich hüten, einen unüberlegten Wunsch auszusprechen. Daher will man vom Juni die erste Hälfte trocken, die andere naß haben. Da ist auch der Lostag Medardi, und der h. Barnabas und der h. Veit können dem Weine viel schaden. Die h. Margaretha hat man im Verdacht, daß sie mit den Nüssen unsauber umgeht, und in St. Johannis möchte man gern einen recht „trockenen Patron" sehen. Zum Schlusse noch hat Peter und Paul seine Arbeit zu thun, er muß für die Kuh und das Huhn, für Heu und Stroh sorgen und darf ja nicht naß sein.

Kellner, Dr. W.: Taschenbuch der politischen Statistik Deutschlands oder Aufstellung der staatlichen Einrichtungen Gesammt-Deutschlands und der Einzelnstaaten. Frankfurt a. M. 1864, Küchler.

S. Der Verfasser, Redacteur des Frankfurter Journals, war bemüht, mit diesem Buche „den praktischen Politikern, Abgeordneten der Landtage und den Gemeindevertretern eine Handhabe zu bieten, um zu sehen, was alles Deutschland im Kleinen und Großen noch in staatlicher Beziehung fehlt, um daran zu vergleichen, in wie weit die Einheit und Freiheit bereits vorgeschritten ist, und wo sie noch mangelt." Obwohl es nun an solchen Hülfsbüchern nicht fehlt, so bleibt der Gedanke, eine gedrängte Uebersicht der staatlichen Einrichtungen Deutschlands in handsamer Form zu liefern, doch immerhin, ein recht glücklicher, der auf allgemeine Theilnahme zu rechnen vermag. Der Verfasser ging auch mit Ernst und Eifer ans Werk, ja that vielleicht des Guten ein wenig zu viel; denn wozu eine Arbeit, welche mit Verfassung und Verwaltung, Budget und Streitmacht abschließt, als Quellen Roschers System der Volkswirthschaft, Lengerke u. dgl. Werke bedarf, ist nicht abzusehen, zu geschweigen von Büchern zweifelhaften Werthes, wie Frans u. A., die im Quellenverzeichniß fungiren. Könnte also in dieser Aufzählung eine Parade vermuthet werden, so scheint das Buch selbst die Ansicht zu rechtfertigen, daß dem Verfasser die Ausarbeitung seines Planes einigermaßen über den Kopf wuchs. Denn es finden sich darin neben unbestritten guten Abschnitten und dem allenthalben bethätigten Fleiße im Sammeln so schwache Stellen, daß zu vermuthen ist, der Autor sei geflissentlich darüber hingeglitten. Ganz confus und fast durchweg falsch ist die Verfassung Oesterreichs auf S. 81 dargestellt, wo wir unter anderem erfahren, daß 1861, weil die Ungarn nicht kommen wollten, einstweilen ein engerer Reichsrath errichtet und für dessen Gebiet, mit Ausnahme der ungarischen Länder und Venetiens, ein Staatsministerium errichtet wurde, neben welchem das Reichsministerium fungirt. Kleinere Versehen und falsche Daten, wie z. B. das österreichische Gesetz über Gewerbefreiheit vom 1. Mai 1860 datirt u. dgl. kommen vielfach vor. Andere Schwankungen, wo dem Verfasser die Gewißheit fehlte, wie z. B. ob das Württemberg'sche Heer sich durch Werbung ergänze oder nicht, die doppelte, um 7000 Mann differirende Angabe der sächsischen Armee, sollten nicht in einem Buche vorkommen, dessen Zweck schnelle Auskunft ist, und auch die in jedem Abschnitte, wahrscheinlich aus typographischen Gründen geänderte Reihe der einzelnen Staaten trägt nicht zur Uebersichtlichkeit bei. Im Ganzen mag Dr. Kellners Taschenbuch, das überdies in dem einleitenden Theile und den Raisonnements eine besonnen-freisinnige Sprache und warmes deutsches Gefühl empfiehlt, recht freundliche Aufnahme finden; der „dauernde Werth" aber, welchen ihr der Autor „als geschichtliches Material zur Fixirung der Verhältnisse

Digitized by Google

zu einer bestimmten Zeit" prognosticirt, wird wohl der genauen Sichtung der in Aussicht gestellten wiederholten Ausarbeitung vorbehalten bleiben.

Zwölf Compositionen von Julius Schnorr v. Carolsfeld zu den Hymnen des Homer. Nach Originalfederzeichnungen photolithographirt von Gebr. Burkhard. Mit Erläuterungen von Dr. Chr. Semler. Dresden 1864, E. Arnold.

n. Schnorr v. Carolsfeld ist hauptsächlich als der Maler der deutschen Heldensage und deutschen Kaiserzeit wie durch seine Bibel in Bildern gekannt, weniger kennt man seine dem antiken Mythenkreis entnommenen Darstellungen, in denen der Meister nicht minder Schönes geleistet hat als auf den vorgenannten Darstellungsgebieten, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, seine Schöpfungskraft nach dieser Richtung hin in dem Umfange zu bethätigen, wie eben auf jenen Gebieten. Unter obigem Titel ist soeben ein Werk erschienen, welches eine willkommene, Vielen sicher erwünschte Gelegenheit giebt, den Künstler auch in der Behandlung antiker Stoffe näher kennen und hochschätzen zu lernen. Schnorr v. Carolsfeld schuf diese Compositionen zu Anfang der dreißiger Jahre für den Serviesaal des Königs in der neuen Residenz zu München, wo sie, unter der Leitung des Künstlers von Friedrich Olivier, Hiltensberger, Schulz und Streidel al fresco ausgeführt, noch gegenwärtig die Freude jedes Besuchers jenes Königsschlosses sind. Hauptsächlich sind es Friesbilder; doch ist auch die Decke, sowie jede der unteren Mauerflächen noch mit Gemälden geschmückt. Die aus jugendlich frischer Phantasie geschöpften Darstellungen zeigen das verständnißreichste Eingehen auf die antiken Ideen, und das dem Meister schon so oft nachgerühmte glänzende Compositionstalent tritt dem Beschauer in der schönheitsvollen Anordnung, in dem Adel der Bewegungen, in dem Linienzauber und Reinheit der Form im hellsten Licht entgegen, ohne daß dabei der correcten Form die Fülle und Wärme des Lebens, den Gestalten jene Charakterzeichnung fehlte, die man als das beste Erbtheil der deutschen Kunst erkannt hat. In diesem rechten Maß des normal Schönen mit dem Individuellen, welches der Künstler in seiner Formengebung zu finden gewußt, dürfte ein Hauptvorzug der in Rede stehenden Compositionen zu suchen sein.

Karl Fichtner, eine Skizze seines Lebens und künstlerischen Wirkens von G. C. Wien 1865. Czermak.

H. Th. R. Es ist uns eine angenehme Pflicht, die Aufmerksamkeit auf vorstehende Broschüre hinzulenken. Die kleine Schrift leistet mehr als zunächst ihr Titel verheißt: denn sie giebt uns ein höchst lebensvolles Bild der künstlerischen Eigenthümlichkeit Fichtners und vergegenwärtigt uns den Künstler in vollem Sinne. Durch die ganze Schrift geht eine schöne Wärme hindurch, welcher eine wahre Intelligenz in der Kunst der dramatischen Darstellung das Gleichgewicht hält. Jedem Künstler kann man nur wünschen auf ähnliche Weise gewürdigt zu werden, denn überall geht der Verfasser darauf aus, die specifische Eigenthümlichkeit des Künstlers ins Bewußtsein zu heben. Die Freunde Fichtners werden ihre eigenen Anschauungen darin wiederfinden und entfernteren Kreisen wird diese treffliche kleine Schrift das Bild des edlen Künstlers ganz zur Anschauung bringen. Künstlerische Einsicht und Wärme halten sich in der Broschüre die Waage. Genug, es steht hier ein schönes Denkmal für Fichtner vor uns, eben so ehrend für den Verfasser als für den Künstler. Niemand wird diese Schrift unbefriedigt aus den Händen legen und dem Urheber derselben am Schlusse den innigsten Dank dafür votiren.

Digitized by Google

* Von Antonio Lubin, Professor an der Grazer Universität, dessen geistvolle und anregende Forschungen über Dante mehrfach gewürdigt worden sind, ist ein neues Werk über die moralische, kirchliche und politische Allegorie in den zwei ersten Gesängen der „divina commedia“ erschienen. Die alle Dante-Forscher beschäftigende Frage, woher der Dichter die Gedanken zu seinem Gedichte geschöpft hat, das seit fünf Jahrhunderten den mannigfachsten Forschungen unterliegt, — diese Frage beantwortet Prof. Lubin dahin, daß Dante allerdings zeitgenössische Schriftsteller benützt habe.

* Im Verlage der Buchhandlung von O. Ehrmann in Prag erschien soeben ein für Talmudisten interessantes Werkchen unter dem Titel: „Ziunim lediwre hakabala (mnemonische Sätze für die traditionellen Bestimmungen der mosaischen Gebote), das ein immenses Wissen in der einschlägigen Litteratur verräth. Der Verfasser ist Aron Kornfeld, eine Talmudcapacität unter seinen Glaubensgenossen.

* Das von Franz Douche in Heften herausgegebene „Bibliographische Lexikon“ (Knihopisny Slovnik) ist mit dem vor kurzem erschienenen 7. Hefte im Verlage von J. L. Kober in Prag zu seiner Vollendung gelangt.

---

* Der Historienmaler Wörndle in Innsbruck hat den Carton zu einem größeren Gemälde ausgeführt, welches den Uebergang Hannibal's über die Alpen zum Gegenstande hat.

* Im Vatican zu Rom sind große Restaurationsarbeiten zum Abschluß gebracht worden. Es handelte sich um die Wiederherstellung der Fresken und Stuckverzierungen in der untern von Bramante und Rafael erbauten Loggienreihe. Diese Loggien hat Giovanni da Udine mit Wandmalereien verziert, welche im Laufe der Zeit sehr beschädigt worden waren. In Zeit von zwei Jahren nun hat der Maler A. Montovani die Restaurirung dieser Fresken aufs befriedigendste vollendet, während der Bildhauer Galli die Stuckverzierungen wiederherstellte. Beiden Künstlern wurde die Fortsetzung ihres erneuernden Werkes in der daranstoßenden Loggienreihe, welche von Pomaranzio und dessen Zeitgenossen ausgemalt ist, übertragen.

Sitzungsbericht.

Auszug aus dem Protokolle

der 1. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 5. Jänner 1865 abgehalten wurde.

Das Dankschreiben des k. k. Forstmeisters in Bozen Herrn Ph. Neeb anläßlich seiner Ernennung zum Correspondenten wird zur Kenntniß genommen.

Digitized by Google

Ueber Antrag des ebenfalls erst jüngst zum Correspondenten ernannten Cooperators zu Terlan, Herrn Karl Atz, wird beschlossen, an das fürstbischöfliche Ordinariat von Trient das Ersuchen zu richten, durch Circulare den deutsch und italienisch redenden Clerus auffordern zu lassen, die in der Diöcese vorhandenen Denkmale und Kunstwerke vor Verschleppung, Verfall und übler Verwendung zu schützen, und sich in zweifelhaften Fällen in dem italienischen Theile nach dem Gutachten des Herrn Prof. G. Sulzer oder des Herrn Dr. Joh. Bapt. Zanella in Trient, in dem deutschen Theile nach dem Gutachten der christlichen Kunstvereine zu Bozen und Meran zu benehmen.

Ein von demselben Herrn Correspondenten eingesendeter Bericht über die zweischiffigen Kirchen in Tirol und über die St. Martins-Kirche in Schönna wird über Antrag des Freiherrn v. Sacken zur Benützung für die „Mittheilungen" angenommen.

Ebenso wird der Bericht des Conservators Herrn v. Gallenstein über die in Kärnten vorgenommenen Forschungen nach Pfahlbauten der Redaction der „Mittheilungen" zur Benützung zugewiesen.

Der Conservator in Böhmen Herr Franz Graf v. Thun bringt, kürzlich von einem längeren Erholungsaufenthalte in Süd-Tirol zurückgekehrt, zur Kenntniß, daß es dringender Wunsch nicht nur jedes Kunstfreundes, sondern der ganzen Bevölkerung Trients sei, das als Militärcaserne dienende Castel del buon Consiglio (die ehemalige fürstbischöfliche Residenz) weiterem Verderben zu entziehen und, seiner früheren Bestimmung entsprechend, wieder dem Herrn Fürsterzbischofe einzuräumen, was gerade jetzt um so leichter zu erreichen sein dürfte, als ohnehin demnächst außerhalb der Stadt in der Nähe des Bahnhofes eine neue große Caserne gebaut werden soll.

Es wird beschlossen, diese Anregung zu einer Note an Se. Excellenz den Herrn Kriegsminister zu benützen, mit der Anfrage, ob das genannte Castell nicht der Benützung zu militärischen Zwecken gänzlich entzogen werden könnte.

Endlich verspricht Graf Thun der Centralcommission eine Reihe von photographischen Aufnahmen nach der sehr interessanten Malerei an den Gesimsen der Kirche in Nieder-Oels einzusenden, die er durch die Vermittlung des im Interesse der Centralcommission eifrigst thätigen Landesbaudirectors in Prag Herrn Dr. Schenkel zu erhalten hofft.

Der k. k. Conservator Herr Prof. E. Wocel erstattet seinen Jahresbericht. Dieser übersichtlich gehaltene Bericht bezieht sich auf einen in Brandeis ausgegrabenen Denkmalstein mit dem Reliefbilde eines Ritters, welcher Stein auf des Herrn Berichterstatters Veranlassung an der Brandeiser Friedhofcapelle eingemauert werden sollte; auf die photographische Aufnahme und Beschreibung der in der großen Halle der Sedlecer Tabakfabrik befindlichen, von Super (1755 bis 57) ausgeführten Deckengemälde, die in Folge der nothwendigen Neuherstellung des Dachstuhles dieser Halle, ihrer Vernichtung entgegen gehen; über einige an der gothischen Kirche zu St. Apollinar zu Prag als dringend nothwendig vorgenommene Verputzarbeiten; auf die dem Bildhauer Platzer übertragene Restaurirung des im Rococostile ausgeführten, mit der Bildsäule des h. Johannes Bapt. gezierten Monumentes auf dem zweiten Maltheserplatze der Kleinseite Prags; auf das von dem Herrn Berichterstatter abgegebene Gutachten, betreffend die Herstellung der alterthümlichen Uhr an der Frontseite des Altstädter Rathhausthurmes in Prag, welche in ihrem mechanischen wie in ihrem künstlerischen Theile restaurirt, mit 16. Mai d. J. wieder in Gang gesetzt werden soll; ferner auf den glücklichen Fortgang der Restaurirung der alten Rundcapelle in der Postgasse der Altstadt Prag unter der Leitung der Umělecká beseda und unter Mitwirkung des Architekten Ullmann und des Historien-

Digitized by Google

malers Jos. Manes; auf die von dem Herrn Berichterstatter veranlaßte Uebergabe des die Erweckung des Lazarus im Relief darstellenden Tympanons aus dem Portale der zu Anfang des 13. Jahrhundertes erbauten St. Lazarus-Kirche in Prag an das böhmische Museum; ferner auf die Auffindung von höchst interessanten Wandmalereien im Innern der in der Restauration begriffenen St. Georgs-Kirche auf dem Hradschin zu Prag, die aus der Frühperiode des 13. Jahrhunderts herrühren dürften; endlich auf die über Anregung des quiescirten k. k. Appellationsrathes Herrn Schmidt von Bergenheld erfolgte Bildung eines Vereines zum Zwecke der Herstellung des Thurmhelmes an der St. Heinrichs-Kirche zu Prag in seiner ursprünglichen Gestalt.

Der vorliegende Bericht wird mit Befriedigung zur Kenntniß genommen und der Redaction der „Mittheilungen" zur auszugsweisen Benützung zugewiesen.

Herr Freiherr v. Sacken bespricht hierauf eine vom Herrn Conservator Wocel gleichzeitig mit dessen Jahresbericht eingesendete, ausführlichere Relation über die Restaurirung der Rundcapelle in der Postgasse zu Prag und empfiehlt dieselbe als einen eben so interessanten als lehrreichen Aufsatz zur Aufnahme in die „Mittheilungen."

Ebenso beantragt derselbe Hr. Referent die Benützung des von Herrn Dr. Lind herrührenden Aufsatzes „Aus dem Schatze des Stiftes St. Paul in Kärnten" für die Publicationen der Centralcommission.

Endlich kommt ein Gutachten des Oberbaurathes Herrn Fr. Schmidt über das vom k. k. Staatsministerium zur Beurtheilung mitgetheilte Project der Landesbaudirection in Venedig, betreffend die Restaurirung der Kirche S. Maria e Donato zu Murano zum Vortrage. Herr Oberbaurath Schmidt, welcher als ehemaliges Mitglied dieser Commission bereits wiederholt über die Restaurirung dieser Kirche sich ausgesprochen hat, und dessen Einvernahme daher auch in dem vorliegenden Falle sehr wünschenswerth erscheinen mußte, erklärt nun, daß es zur Wiederherstellung des genannten Baudenkmales eines Entwurfes eigentlich nicht bedürfe, da der dermalige Bestand desselben, alle Anhaltspunkte zur Erkennung seines ursprünglichen Zustandes biete, und daß er die Vorlagen der Landesbaudirection in Venedig in diesem Sinne für vollkommen entsprechend erachte namentlich den Anträgen hinsichtlich der Wiederherstellung der Haupt- und Seitenfaçade vollkommen beistimme. Der einzige Differenzpunkt zwischen seinem (früheren) Vorschlage und dem Antrage der genannten Landesbaudirection bestehe darin, daß er die innern Wand- und Pfeilerflächen gleichfalls im Rohbau gehalten haben wollte, während die letztere diese Flächen verputzen und nur die Bogen im Ziegel aussparen will. Obwohl er von seiner früher ausgesprochenen Ansicht, daß die Kirche ursprünglich auch im Innern den Rohbau zeigte, nicht abgehen könne, so erkläre er sich doch mit dem Modus der erwähnten Verputzung einverstanden, weil er einsehe, daß die Beschaffung der im ersten Falle nothwendigen Menge von schönen Verkleidungsziegeln die Restaurationskosten bedeutend erhöhen würde, und weil durch die Schließung der Fenster mit Glas einer der Gründe hinwegfalle, die bei der Abgabe seines früheren Gutachtens wesentlich in das Gewicht fielen.

Indem der Herr Oberbaurath sich den Vorschlägen der Landesbaudirection in Venedig ausdrücklich in jeder Beziehung anschließt, ersucht er nur noch, diese seine Zustimmung zur Kenntniß dieser Landesbaudirection zu bringen.

Nachdem der Beschluß gefaßt worden ist, das vorliegende Gutachten seinem vollen Wortlaute nach dem k. k. Staatsministerium mitzutheilen und das am Schlusse desselben gestellte Ansinnen zur Berücksichtigung zu empfehlen, wird die Sitzung geschlossen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Berthold Auerbach.

I.

R. Z. Die Alten hatten ein Gesetz, daß niemandem bei Lebenszeit eine Bildsäule sollte gesetzt werden. Der Gedanke des Fortlebens verträgt sich nicht mit dem bewegungslosen Stein; wer einmal auf dem Sockel von den übrigen Menschenkindern abgesondert einsam emporragt, gleicht selbst einem Abgeschiedenen. Es ist etwas Aehnliches mit den „Sämmtlichen Werken" eines noch lebenden Schriftstellers. Sein gesammtes Dichten und Denken scheint in diesen wie eingesargt; sie gemahnen an eine schon fertige Inschrift auf dem bereitstehenden Grabmal, in die nur noch Tag und Jahreszahl des Absterbens eingesetzt zu werden braucht. Kaum mögen wir es glauben, daß der Mann, dessen Geistesleben hier von der ersten bis zur letzten seiner Thaten als aufgeschlagenes Buch vor uns liegt, noch rüstig und thätig sei, neue Werke zu schaffen.

Gewiß ist es kein Zufall, daß ein in der reichsten Entfaltung seines Wesens begriffener Schriftsteller wie Auerbach es vorgezogen hat, die Gesammtausgabe seiner bisherigen Schriften bloß als „gesammelte Schriften" zu bezeichnen. Dem Lebenden steht es frei, in jedem Augenblicke seiner schriftstellerischen Thätigkeit das Zerstreute zu sammeln oder umkommen zu lassen, das Gesammelte zu vermehren oder zu vermindern, Seiten seiner litterarischen Persönlichkeit ins Licht zu setzen oder auszulöschen. Der Todte ist ein Gegenstand der litterarischen Forschung; seine geistigen Thaten sind geschichtliche Thatsachen; seine sämmtlichen Werke müssen auch dasjenige aufnehmen, was die gesammelten Schriften bei Seite lassen durften; zeigen nun letztere den Schriftsteller, wie er gesehen sein will, stellen jene ihn dar, wie er wirklich zu sehen war.

Giebt es einen Schriftsteller, der nichts zu verschweigen, weil er nichts zu bereuen hätte? Immermann ließ einen Theil seiner Jugendarbeiten aus der bei Lebzeiten veranstalteten Ausgabe seiner gesammelten Schriften aus, weil sie ihm selbst nicht genügten; dürfte sich irgend ein Herausgeber seiner sämmtlichen Werke dasselbe erlauben? Wir wissen nicht, ob die Hinweglassung mehrerer nicht eben durchaus kleiner Producte in der vorliegenden Ausgabe Auerbachs aus demselben Grunde entsprang; Thatsache ist, daß z. B. das Drama „Andre Hofer", das „Tagebuch aus Wien", die Rede „Goethe und die Erzählerkunst" in derselben fehlen. Auerbachs gesammelte Schriften, von denen bereits eine zweite Ausgabe erschienen ist, umfassen nicht alles, was der Dichter bisher veröffentlicht, aber wir

Digitized by Google

dürfen wohl sagen, alles dasjenige, wodurch er sich rascher und nachhaltiger als viele seiner Zeitgenossen zu einem Liebling der spröden deutschen Lesewelt erhoben hat.

Wenn heute, sobald von Auerbach die Rede ist, jedermann nur an die „Dorfgeschichte" denkt, ja wenn mancher ganz ernstlich der Meinung ist, diese sei von niemand anders als Auerbach erfunden worden, so bedarf beides einer Berichtigung Der jugendliche Schriftsteller Auerbach hat so gut wie ein anderer sich vom Geist seiner Zeit regieren lassen, ehe er ihm selbst eine eigene Richtung gab, und er hat diese letztere, mag ihr Keim auch in ihm längst geschlummert haben, doch nicht eher eingeschlagen, bis ihm ein anderer mit einem glänzenden Beispiel vorangegangen war. Auerbachs erste schriftstellerische Producte, seine Romane „Spinoza" und „Dichter und Kaufmann", das Lebensbild des jüdischen Denkers, den seine Gemeinde von sich ausstößt, und des jüdischen Dichters, der an seinem Wechslerberufe zu Grunde geht, tragen deutlich den Stempel der social-religiösen Emancipationsbestrebungen der Menschheit im Allgemeinen und des Judenthums insbesondere, welche das nächstfolgende Jahrzehnt der Julitage erfüllten. Damals schritt er in den Fußtapfen des jungen Deutschlands einher, nur mit dem charakteristischen Unterschied, daß seine allgemeinen Forderungen, uraltes Unrecht zu sühnen, den besonderen Boden, auf dem sie entsprungen waren, nicht wie Andere verläugneten. Man hat nur zu oft darauf hingewiesen, daß die hervorragendsten Schriftsteller jener Periode ihrer Abstammung nach Juden gewesen seien, aber vielleicht nicht oft genug darauf, daß die meisten derselben bemüht waren, es nicht zu *scheinen*. Die gerechte Erbitterung über ihren seit achtzehn Jahrhunderten gemißhandelten Stamm verbargen sie hinter dem nicht minder gerechtfertigten Wunsch einer radicalen Erneuerung des Zustandes der ganzen europäischen Menschheit und hofften so durch eine allgemeine Befreiung auch jene ihrer ehemaligen Glaubensgenossen zu erlangen. Ueber dieser gemeinsamen Tendenz der Emancipation des Judenthums fanden nur wenige von ihnen Muße und Unbefangenheit genug für das Poetische selbst, das in dem letzteren gelegen war. Heine in seinem trefflichen Fragment „Der Rabbi von Bacharach" zeigte sich hier auch als der einzige wahre *Dichter* unter seinen Gefährten, die vielmehr politische Schriftsteller waren. Er war auf dem besten Wege, den unendlichen Reichthum poetischer Motive, der in den realen geschichtlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen der Juden gegeben war, zu einem vollendeten Kunstwerk auszubeuten, als ihn gerade seine politische Tendenzschriftstellerei verhinderte, seinem Ruhme als lyrischer auch noch den eines historischen Romandichters hinzuzufügen, wie deren, wenn das Ganze dem Bruchstück geglichen hätte, wenige Nationen sich hätten rühmen dürfen.

Auerbach gebührt das Verdienst, mit Heine zuerst das Reale des Judenthums poetisch verwerthet zu haben. Später haben es Kompert, Schiff u. A. mit mehr oder weniger Glück jenen Beiden nachgethan. Beide erschlossen damit der dichterischen Behandlung eine bis dahin so gut wie verschlossene sociale Welt, aus welcher vorher nur vereinzelte Figuren als scharfe Contraste und schlagende Schatten

Digitized by Google

in die Lichtatmosphäre des Heiden- und Christenthums gezogen worden waren. Die tendentiöse Anwendung blieb allerdings nicht aus, aber sie drängte sich nicht vor; sie ergab sich gleichsam nur als gelegentlicher Abfall, statt den Hauptzweck auszumachen. Das Judenthum ward ein Gegenstand der Kunst, wie es vorher das Ritter- oder das Künstlerthum gewesen war und später das Bauern- und Bürgerthum wurde. Judenromane entstanden, wie vor ihnen Ritter-, Maler-, Dichter- und Schauspieler- und nach ihnen Bauern-, Kaufmanns- und Handwerkerromane. Die Dichter, welche bisher in das ferne Mittelalter und entlegene Zonen nach poetischen Stoffen herumgeschweift, entsannen sich plötzlich, daß in ihrer unmittelbaren Mitte ein vorchristliches Alterthum und ein mährchenhafter Orient auf die wundersamste Weise sich unversehrt erhalten habe. Seit aus den geschwärzten Judenhäusern Berlins, Frankfurts und Düsseldorfs Denker wie Mendelssohn, Schriftsteller wie Börne und Heine hervorgegangen waren, umstrahlte die Giebel der deutschen Ghettos noch eine andere würdigere Aureole, als die, welche bis dahin die schimmernden Goldrollen ihrer Rothschilde darüber ausgebreitet hatten. Der Talmud kam in die Mode, wie vorher die Legende; das geheimnißvolle Dunkel der von Palmenstämmen getragenen Decken der mehr als halbtausendjährigen Synagogen von Frankfurt und Prag erschien nicht minder ehrwürdig als jenes der gothischen Dome des Mittelalters; der zweitausendjährige offene und heimliche Kampf des sich für auserwählt haltenden Volkes für seinen uralten Glauben und seine unwandelbare Sitte gegen den außerhalb desselben siegreichen und in seiner eigenen Mitte sich regenden Geist der Zeit bot ein ergreifendes Spiegelbild des fruchtlosen Widerstandes veralteter Dogmen gegen den Fortschritt der Vernunft.

Es ist die Romantik des Judenthums, die uns in Heine's „Rabbi von Bacharach" und in Auerbachs ersten beiden Romanen entgegentritt; der unvermeidliche Conflict der freien Forschung mit der ererbten Satzung in Spinoza, der freien Wahl des Berufes mit der väterlichen Bestimmung in dem Breslauer Ephraim Moses Kuh. Der Dichter hatte in beiden vor, eine poetisch-psychologische Ergänzung der historisch begründeten Biographie zu liefern. Wurde durch diese zweifache Tendenz der Keim eines Zwiespaltes zwischen Dichtung und Wahrheit in beide Werke gelegt, so gelang dessen Ueberwindung nicht in beiden in gleicher Weise. „Dichter und Kaufmann", der Zeit nach sein erstes größeres Werk, war ein formloses Erzeugniß, eine Folge von einzelnen Studienblättern mehr als ein einheitliches Kunstwerk. Glänzende Schilderungen des jüdischen Familienlebens, das in der strenggläubigen Gemeinde des alterthümlichen Breslau um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein noch ganz alttestamentarisches Gepräge trug, reform- und lichtfreundliche, ziemlich nackt auftretende Tendenz und mitunter nicht ohne Gewaltsamkeit eingestreute litterarhistorische Würze durch die Hereinziehung von Lessings und Mendelssohns Persönlichkeiten wogen unklar durcheinander. Der anfänglich breit und prächtig daherflutende Strom der Erzählung macht, je weiter gegen das Ende, desto mehr abgerissenen Cascaden Platz, um sich zuletzt resultatlos

Digitized by Google

im Sande zu verlieren. Der bedeutende Conflict zwischen Juden-, Christen- und reinem Menschthum, auf welchen das Zeitalter des Helden wie die Tendenz des Dichters abzielt, kommt zu keiner Lösung: der halt- und thatlose Schwärmer für Geistesfreiheit und Humanität geht zuletzt in unheilbarer Melancholie zu Grunde.

Wird in diesem Roman das Ende durch den natürlichen Tod des Helden zwar gesetzt, aber ehe es durch den künstlerischen Gedanken des Ganzen gestattet wird, so hat dagegen der Dichter in seinem zweiten Romane „Spinoza" es mit Recht vorgezogen, das Ende dort zu setzen, wo die ästhetische Aufgabe des poetischen Lebensbeschreibers geleistet ist. Die Bestimmung des Philosophen, der sich die Erreichung der Klarheit über sich selbst und das Wesen der Dinge zur Lebensaufgabe macht, welche für den gewöhnlichen Menschen unter dem Rausche des Alltagslebens ewig verborgen bleibt, ist dann erfüllt, wenn jene Klarheit des Geistes, welcher sich selbst und die Welt wie aus der Vogelperspective schaut, einmal eingetreten ist. Spinoza kann nicht wie ein Alltagsjude an dem Conflicte des Juden- mit dem Christen- und reinen Menschthum vorüber, er soll jedoch auch nicht wie ein gefühlvoller aber unklarer Schwärmer an demselben untergehen, er muß vielmehr als Denker sich über denselben in die geläuterte Atmosphäre wissenschaftlicher Erkenntniß erheben. In dem Augenblicke daher, wo er reif genug ist, jene Werke zu schreiben, in denen er das Resultat seines durchdringenden Nachdenkens als ein fertiges System für uns niedergelegt hat, in diesem Augenblicke ist die psychologische Biographie zu ihrem künstlerisch gebotenen Abschlusse gelangt, wenn auch die historische sich noch bis zu dem physischen Ableben des Philosophen fortsetzen mag. Die Aufgabe der ersteren kann es nicht sein, die äußeren Lebensereignisse des Menschen Spinoza möglichst urkundengemäß chronologisch zu verzeichnen, sondern, so gut sie es vermag, von der fertigen Seelenstimmung, aus welcher Spinoza's Philosophie entsprang, auf die Gemüthsvorgänge und Denkprocesse zurückzuschließen, welche jener begründend vorangegangen sein müssen oder doch könnten. Wie der Geschichtschreiber und Naturforscher ein äußeres Ereigniß aus äußeren, so baut der psychologische Biograph ein inneres aus inneren Ursachen auf. Wie jene beiden zu diesem Zweck auch Hypothesen nicht verschmähen, ja wo gewisse Erscheinungen unzweifelhaft vorliegen, in ihnen eben die Berechtigung erblicken, gewisse andere nicht vorliegende zu deren Begründung vorauszusetzen, so muß es auch dem psychologischen Biographen wohl unbenommen bleiben, gewisse innere Vorgänge im Geiste seines Helden als einmal dagewesen anzunehmen, wenn in ihnen eine Hülfe liegt, einige unläugbar dagewesene als entstanden zu begreifen. Auerbach hat als einen solchen bekanntlich ein Liebesverhältniß eingeführt, das er den jungen Spinoza mit der schönen „Olympia", der Tochter des gelehrten holländischen Arztes van Ende, der ihn im Latein unterrichtet haben soll, unterhalten läßt. Er bedient sich desselben als eines Hauptmotivs, um seinen Helden aus den enggezogenen Schranken des anerzogenen Judenthums zu freieren allgemein menschlichen Anschauungen emporzuheben. Ja er giebt es (S. 34 der Vorrede zu seiner Uebersetzung der sämmtlichen Werke Spinoza's, die dem Romane

Digitized by Google

als langwierige und gewissenhafte Vorarbeit vorausging) sogar für nicht bloße „Erfindung" aus. „Es ist gewiß mehr", sagt er dort, „als eine bloß poetische Hypothese, wenn man annimmt, daß jenes Verhältniß Spinoza im Tiefinnersten aufgeregt und erweckt habe. Als Jude in jugendlicher Liebe zu einer Christin hingezogen, mußte er an den Scheidewänden rütteln, die theologische Satzungen und herkömmliche Sitte von beiden Seiten aufgestellt". Diesem Versuch, dem nüchternsten Denker, den die Geschichte der neueren Philosophie aufzuweisen hat, das romantische Motiv einer durch Confessionsunterschied unglücklich gewordenen Liebe unterzulegen, galt wohl das Urtheil von Strauß, daß man „an diesem Spinoza des gemüthlichen Belletristen den Kopf des Philosophen vermisse". Wenn irgend ein philosophisches System, so trägt jenes Spinoza's den Stempel an sich, daß es sich wie die Geometrie, die ihm zum Vorbild diente, von der Persönlichkeit des Philosophen unabhängig nach der inneren Nothwendigkeit des zu Grunde gelegten Hauptgedankens entwickelt habe. Die antike Ruhe und Affectlosigkeit, die wir an dem Menschen Spinoza bewundern, ist wohl die Wirkung seiner Philosophie auf seinen Geist, nicht diese der Ausfluß von jener. Jene Liebe, wenn sie bestand, mag einen tiefen Eindruck auf Spinoza's Gemüth, aber sie wird schwerlich einen auf seine Logik hervorgebracht haben. Nach den neuesten Forschungen der Litteraturgeschichte aber ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie nicht einmal bestanden haben könne Die Beschäftigung holländischer Gelehrter mit den Lebensumständen Spinoza's und van Ende's, deren Ergebnisse Lehmans in seiner Schrift: „Spinoza. Sein Lebensbild und seine Biographie" (Würzburg 1864) zusammengestellt hat, thut deren Unzulässigkeit dar. Clara Maria van den Ende, das historische Urbild jener schönen „Olympia" war im Jahre 1644 geboren und vermählte sich 1670 mit ihrem Bräutigam Kerckringk, der auch bei Auerbach erscheint. Baruch d'Espinoza dagegen erblickte am 24. November 1632 das Licht der Welt und war um volle zwölf Jahre weiter im Alter vorgerückt. Schon um die Zeit seiner Ausstoßung aus der jüdischen Gemeinde, im August 1656, da er vierundzwanzig Jahre zählte, lebte er nicht mehr in Amsterdam, sondern seit längerer Zeit mehrere Stunden entfernt von der Hauptstadt auf dem Dorfe Ouwerkerk. Er kann also nicht wohl um dieselbe Zeit die damals eilf- bis zwölfjährige Kleine, die Amsterdam nie verließ, zur Geliebten gehabt und wohl noch weniger von dieser die Sprache der Römer erlernt haben. Spinoza's Liebesverhältniß zu der Tochter van Ende's ist daher wirklich „Erfindung"; es ist dem dichterischen Lebensbeschreiber nicht durch den Zwang der Geschichte auferlegt. Es kann seine Berechtigung, da zu sein, daher nur seinem psychologisch nothwendigen Zusammenhang mit dem Endergebnisse verdanken, mit dem philosophischen System, welchem der Denker Spinoza im Verlauf des Buches entgegenreift. Ohne Zweifel haben zu diesem Descartes und Euklid in einem näheren Verhältniß gestanden, als jede noch so schöne Jungfrow. Was bei einem Dichter, dessen vollendetste Schöpfung doch immer das Werk seiner genialen Individualität bleibt, gestattet ist, scheint uns bei einem Denker, dessen Bestreben auf die Hingabe an das

Digitized by Google

durchaus Allgemeine und Nothwendige gerichtet ist, gerade je größer er ist, desto weniger am Platze Wir wissen kein Beispiel, daß im Leben eines Mathematikers die Liebe einen Einfluß auf sein geometrisches System geübt; die Philosophie Spinoza's aber ist eine Geometrie des Substanzbegriffes. In der Biographie eines Künstlers, eines Helden, eines Staatsmannes kann die Liebe eine bestimmende Rolle spielen; zu dem, was der Dichter in seinem Spinoza leisten will, zu der psychologischen Begründung des Spinozismus in Spinoza, vermag sie nichts beizutragen. Es scheint, der Verfasser des Romanes hat der Versuchung nicht widerstehen können, den Philosophen, dessen System die Liebe unmöglich macht, weil es dieselbe bei der Wesenseinheit aller Dinge nur in eine Liebe des Liebenden zu sich selbst, also das Suchen des Anderen in ein Suchen seiner selbst im Anderen verwandelt, in Liebesbanden zu schildern, um jenen häßlichen Fleck des Systems wenigstens aus dem Bilde des Menschen hinwegzuwischen. Dann hätte die unverdiente Kränkung, welche Spinoza durch seine Zurücksetzung erlitt, wenigstens den Schein hergeliehen, als trüge sie Schuld an der Gleichgültigkeit seiner Philosophie gegen Affecte der Liebe wie des Hasses. Aber auch diese wie jener eingestandene Egoismus seiner Philosophie sind nur die nothwendigen logischen Folgen seines Substanzbegriffes, mit dem sie so unzerreißbar zusammenhängen, wie die letzten Sätze der Euklid'schen Geometrie mit den ersten Definitionen. Olympia's Gunst hätte daran so wenig zu ändern, wie deren Ungunst dieselben heraufzubeschwören vermochte.

Zur Litteratur der deutschen Befreiungskriege.

II.

Erinnerungen aus den Freiheitskriegen von Friedrich Heller v. Hellwald, k. k. österreichischer Feldmarschalllieutenant. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Ferd. v. Hellwald. Stuttgart Cotta. 1864.

H. M. R. Beiträge aus dem Leben, vornehmlich Briefwechsel bedeutender in die Geschicke ihrer Zeit eingreifender Männer pflegen gar oft den größeren Geschichtsereignissen im Wiederscheine der persönlichen und örtlichen Details ein ganz neues und überraschendes Colorit zu geben. Aus diesem Gesichtspunkte will das vorliegende Werk, trotz der bescheidenen Art des Auftretens seines Herausgebers, betrachtet sein. Einer trefflichen Einleitung (1 bis 35) folgen in dem vorliegenden Werkchen Briefe einiger sächsischen Patrioten, wie der Generale Langenau und Thielemann, welche, wiewohl verurtheilt gegen ihre deutschen Brüder im Dienste des Erbfeindes aufzutreten, dennoch insgeheim die Fäden spannen, die sie mit den Verbündeten zu gemeinsamer Action bald vereinigen sollten. Die angeführten Schriftstücke gewähren einen tiefen Einblick in die Vorgänge vor der Leipziger Völkerschlacht.

Digitized by Google

Wir heben eine und die andere Stelle hervor, welche beweisen mag, wie auch in dem von dem Feinde niedergehaltenen Sachsen der Wunsch nach Mitwirkung am Befreiungswerke rege war. So heißt es in einem Schreiben des Generalmajors Langenau an den königlich sächsischen Geheimrath im auswärtigen Departement von Just (ddo. Plauen 15. März 1813): „Torgau und Königstein sind in dem bestmöglichsten Vertheidigungszustand; der letzte Rest einer schönen Cavalerie gerettet, bereit, dann kräftig wieder aufzutreten, wenn Sachsen vom Feinde gereinigt sein wird, der König selbst in einer Direction, die ihm freies Denken und Handeln erlaubt." Thielemann glaubt gewiß (S. 48), „daß Sachsen in kurzem ein anderes System werde ergreifen müssen, die Erfahrung hätte sie aus militärischer Unmündigkeit in das männliche Alter eingeführt, was sich bei den Oesterreichern schon früher so schön ausgesprochen, und ferner trete jetzt das empörte Gefühl der Völker gegen beispiellose Unterdrückung und die beleidigte Nationalehre in die Reihe der Deutschen und mache die Waagschale mächtig sinken". Ebenso äußert sich Langenau: Von 29000 Sachsen stehen 1500 Mann als trauriger Ueberrest in der Residenz des geliebten Königs, „nicht zur Erfüllung der göttlichen Pflichten unseres Standes: zur Vertheidigung des Vaterlandes, sondern zur Zerstörung eines seiner schönsten Denkmäler gegen den erklärten Willen ihres Königs" (die Dresdener Brücke). Generallieutenant Zeschwitz sieht (S. 56) „des Königs und des Landes Sicherheit nur in dem festen Beharren auf dem System der freien Verbindung mit Frankreich und in der Neutralität unter Oesterreichs Schutz".

Wir übergehen die Briefe Manteuffels und Schleinitz' und heben eine Stelle aus dem Briefe Langenau's an Le Coq hervor. Derselbe schreibt: „Nur wenn die Franzosen die Elbe verlassen, können wir anfangen in so weit selbst zu handeln, als es Ihnen die bereits aufgestellten Grundsätze zur Pflicht machen. Vor Allem müssen wir den Anschein vermeiden, daß wir die Franzosen zu zeitig im Stich gelassen hätten". Der König von Sachsen hatte Napoleons Einladung abgelehnt, seinen Aufenthalt in Frankfurt oder Mainz zu nehmen, und begab sich nach Regensburg, wo er mit Oesterreich einen Allianztractat abschließen wollte. Am 27. April war Friedrich August in Prag. Am selben Tage erklärte sich Thielemann offen für die Verbündeten. Die Nachtheile, welche die Verbündeten vor Dresden erlitten, hatte Blücher an der Katzbach ausgeglichen, seine meisterhafte Wendung aus der Lausitz bis an die Mündung der Schwarzelster, Yorks glänzender Sieg bei Wartenburg bewirkten, daß der russische Kaiser, unterstützt durch Blücher, Gneisenau, Radetzky, unausgesetzt gegen Leipzig vorrücken konnte. Welche Aufgabe Radetzky damals hatte, ersieht man aus einem Briefe des Feldzeugmeisters Duka an denselben. Am 12. October schreibt der österreichische Generalstabsoberst v. Csorich an den Feldmarschallieutenant Radetzky: „der Feind kann noch immer nicht eingeholt werden. Der Feind geht nach Leipzig." In einem zweiten Schreiben vom 14. findet Csorich die Stellung sehr günstig. Fürst Schwarzenberg hatte durch Major Graf Gatterburg den an der Saale postirten Truppen Befehl gegeben, sämmtliche Brücken zur Zerstörung vorzubereiten. Unter dem 16. meldet Gatter-

Digitized by Google

burg an Radetzky aus Naumburg den Vollzug dieses Auftrages. Am 15. schickte Radetzky dem Generalmajor Langenau Anhaltspunkte für den Entwurf einer Angriffsdisposition. Er schreibt (S. 92 u. ff.): „Ich bin sehr für die Massen, ungeachtet aller Nachtheile, weil unsere Herren zu wenig Kopf haben, um solche schnell zu formiren. Ich besorge morgen die Cavalerie. Die Cavalerie muß sich en colonne als Massen mit Divisions en echiquier, ebenso die Artillerie aufstellen".

Er ordnet weiters eine Artilleriereserve von mehreren Batterien an, ferner dürfen nie alle Truppen zugleich aufgelöst werden, Tirailleurs aber in beschränkter Zahl auftreten. Denn wir beide, Russen und Oesterreicher verstehen das Tirailliren nicht. Der Bericht vom 17. „Schwarzenberg an den Kaiser" (S. 94), ist nicht ohne Interesse. Umsonst erwartete er bis zum Nachmittag das Eintreffen Bennigsens Colloredo's und Bubna's und der Kriegsrath beschloß. die Hauptaction am 18. October vorzunehmen, um 100.000 Mann mehr zur Schlacht führen zu können. Mit schönen Worten begleitete der Fürst vom 23. October aus Jena die Sendung des Commandeurkreuzes vom Maria-Theresienorden an den preußischen General Kleist (S. 97); der Vertrag von Ried führte auch Baiern der deutschen Sache zu und Wrede bekam nun einen Theil an der Aufgabe der Verfolgung des Feindes. Indeß war man im Hauptquartier der Verbündeten über die Richtung des Rückzuges Napoleons völlig im Unklaren. Erst am 23. berichtet aus Weimar der damals als Hauptmann im Generalstabe bedienstete jetzige Feldmarschall Heß an den Fürsten Schwarzenberg, der feindliche Hauptheil sei in der Nacht zum 23. zu Ottendorf auf der Buttelstätter Straße gewesen; Napoleon habe sich daselbst einige Stunden aufgehalten, sei um 3 Uhr früh zur Erfurt eingetroffen, wo er sich noch um 8 Uhr befunden habe, Buttelstädt sei noch vom Feinde besetzt, und werde eben jetzt geräumt, worauf Bubna's Vorhut selbes besetze. Während die schlesische Armee ihre Richtung nach Koblenz nahm, rückte Schwarzenberg durch das Werra-Thal nach Fulda, Bennigsen nach Freiburg. Der letztgenannte russische General fühlte sich durch den vom Obersten des Generalstabes (nachmaligen Kriegsminister) Grafen Latour redigirten Bericht von der Leipziger Schlacht nicht nach Verdienst gewürdigt. Fürst Schwarzenberg weiß nun mit seltenem Takte in einem an den General gerichteten Schreiben denselben zu versöhnen (S. 112). Vielen schien damals die Verfolgung Napoleons über den Rhein und die Offensive gegen Frankreich zu gewagt. Blücher, Gneisenau, Stein waren entschieden für den Einfall in Frankreich, und Schwarzenberg gilt gewöhnlich als entschiedener Gegner des Planes. Dies ist nun nach des Feldmarschalls Briefen ganz irrig, wenngleich er bei seinem vorsichtigen Charakter und unter der Last der Verantwortung mancherlei Bedenken äußerte. Daß Schwarzenberg sich nicht der Täuschung hingab, als würde Napoleon nun Europa den Frieden schenken, geht aus den in dieser Schrift mitgetheilten vertraulichen Schreiben deutlich hervor. So schreibt er aus Frankfurt am 1. December: „Ich halte die Veränderungen im französischen Ministerium für bloßes Gaukelspiel, wodurch Napoleon seinen Wunsch, Frieden zu machen, dem Volke beweisen will. Ich glaube nicht, daß er in diesem Moment, nach seinen großen

Digitized by Google

militärischen Unglücksfällen, wirklich an den Frieden denkt. Indessen ist der Abfall Hollands wichtig; die Einnahme von Pampluna sichert uns Wellingtons Unternehmung nach Frankreich und diese zwingt Napoleon, beträchtliche Streitmassen gegen ihn zu stellen. Der Moment ist von der größten Wichtigkeit. Die ganze Last des Entschlusses und der damit verbundenen Verantwortlichkeit ruht nun wieder auf mir. Der Pfad, auf dem ich wandle, ist so schmal, ein Fehltritt stürzt mich in einen unabsehbaren Abgrund" (S. 123). Weiter schreibt er: „Unsere Pflicht ist zu handeln" und am 12. December aus Freiburg über die Neutralität der Schweiz: „Meine Ansicht ist bestimmt. Kein Heil für die verbündeten Heere ohne den Besitz der Schweiz. Aus der Schweiz kann man Frankreich empfindlich bedrohen, Italien im Rücken nehmen. Unverzeihlich wäre hier eine halbe Maßregel. Wankelmuth könnte hier zum Verrath an Europa werden". Und vom 20. December: „Morgen rücken wir in die Schweiz ein. Wir stürzen uns also von Neuem in eine kräftige, aber wohl überlegte Thätigkeit. Nicht Ruhmsucht leitet mich; nicht Ehrensäulen will ich erkämpfen; aber einen wahren Frieden." Von großem Interesse ist ein Schreiben des Oberfeldherrn aus Lörrach vom 25. December. Es spricht klar aus, wie Schwarzenberg sich jeden Augenblick die Größe seiner Aufgabe vor Augen hielt, wie sehr besorgt er um den Erfolg, aber auch um die Erhaltung seines Namens gewesen. „In wenigen Tagen ziehen 12000 Württemberger über den Rhein. Ganz unthätig sind wir nicht gewesen. Indessen ist die Coalition in allen Maßregeln ein fürchterliches Hinderniß. Doch wären wir ohne sie nicht hieher gekommen. Aber wo wird dies enden? Ein schweres Stück Arbeit steht mir bevor. Mein bischen Ruhm steht ganz auf dem Spiele, und wenn das Glück mir nicht günstig ist, so wird mich die öffentliche Meinung tiefer fallen lassen, als sie mich je erhoben hat". Im Verlaufe bemerkt der Schreibende: „Sind meine Schritte nicht von der Nordarmee, von Wellington und von der italienischen Armee begleitet, so kann ich auch tief stürzen. Von Blücher bin ich sicher. Wir verlassen uns hier ebensowenig, als bei Leipzig. Ruhe, ja! nach ihr sehne ich mich. Aber nur nach erfüllter Pflicht. Sonst schmeckt sie wie der Besitz eines unrechtmäßigen Gutes." Wie wenig stimmen diese Worte zu den Anschuldigungen eines Müffling, Beitzke, Bernhardi u. A. Den folgenden Briefen aus dem Monat Jänner 1814 legt der Herausgeber mit Recht eine größere Bedeutung bei. Wir heben aus diesen vertraulichen Correspondenzen das Schreiben des Fürsten aus Vesoul vom 13. Jänner hervor. „Ich erwarte hier mit Ungeduld meine Reserven. Aber warum glaubst Du wohl, daß sie nicht hier sind? Du würdest es wahrscheinlich nicht errathen! Nun! So wisse, daß am 13. d., nämlich am 1. Jänner des russischen Kalenders, der Kaiser Alexander an der Spitze seiner Garden über den Niemen ging. Darum findet er es gar so niedlich, am 1 Jänner dieses Jahres ebenso über den Rhein zu setzen, und dies ist die Ursache, weßhalb meine Reserven am Rhein stehen, während mein Hauptquartier in Vesoul ist. So muß ich commandiren!" . . . „Nur im kühnen Vorwärtsschreiten liegt das Heil und der Pfad ist dabei so schlüpfrig! Mir ist immer,

Digitized by Google

als hinge über mir das Damokles-Schwert! Blücher schreibt mir, daß er Marmont mit höchstens 20.000 Mann vor sich habe und daher hoffe, am 15. bei Metz einzutreffen. Dies wäre vortrefflich!" Ein Bild der Stimmung des Fürsten liefert ein Schreiben aus Chaumont: „Ich glaube — wir kommen bis gegen Paris, auch nach Paris. Aber werden wir dort den Frieden finden? Oder stürzen wir uns vielmehr in ein Chaos? Ich glaube das letztere." Es muß bemerkt werden, daß Blücher bei seinen waghalsigen Unternehmungen sich selbst, mehr noch die anderen Theile der Armee gar oft exponirte; in solchem Falle mußte Schwarzenberg durch vorsichtiges Arrangement solche Fehler verbessern. „Blücher und mehr noch Gneisenau treiben mit einer wahrhaft kindischen Wuth nach Paris, so daß sie alle Regeln des Krieges mit Füßen treten. Ohne die Hauptstraße von Chalons nach Nancy mit einem bedeutenden Corps zu decken, laufen sie wie toll bis gegen Brienne, ohne sich um ihren Rücken und ihre Flanken zu kümmern." Blüchers Cavalerie wurde richtig zurückgedrängt und Schwarzenberg dirigirte rasch Wrede zu seiner Deckung, der „entsetzlich mitgenommen wurde".

„Lange hält die künstliche Maschine des großen Bundes nicht mehr zusammen. Napoleon kämpft diesmal den Kampf der Verzweiflung; denn wird er geschlagen, so möchte es wohl das letzte Mal sein". Unterdeß hatten die Verbündeten den glänzenden Sieg bei Brienne erfochten. Der Feldmarschall schreibt darüber aus Bar sur Aube: „Der Himmel hat abermals unsere Waffen gesegnet, und die Ebenen von Brienne werden uns stets unvergeßlich bleiben. Gyulai sammt seinen Truppen haben Wunder der Tapferkeit gethan, so auch Sacken, der Kronprinz von Württemberg, Wrede, Frimont". . . . „Ich zweifle daher nicht, daß Blücher in wenig Tagen vor Paris erscheinen wird." Aus Troyes, 11. Februar, schreibt der Fürst: „Meinen alten Blücher zieht es jetzt schon mit solcher Macht gegen das Palais Royal, daß er schon anfängt, wie unsinnig zu rennen, ohne zu bedenken, daß in seiner Flanke die feindliche Armee steht. Es wäre ein Wunder, wenn ihm dieses Zerstückeln nicht abermals einen Unfall bereiten sollte." Und wirklich mußten Sacken und Alsuwieff arge Schlappen erleiden. Noch wichtigere Aufklärungen erhalten wir in den Schreiben des Fürsten vom 13., 20., 21. Februar. „Blücher wollte einen Versuch machen, neuerdings gegen Montmirail vorzurücken. Sogleich ließ Kaiser Napoleon von der Verfolgung Sackens und Yorks ab, stürzte mit dreifacher Uebermacht auf Blüchers schwaches Corps, nahm ihm 3000 Mann gefangen und 6 Kanonen. Nur der Tapferkeit des kleinen Häufleins ist es zu danken, daß es ihm gelang, sich mit dem Bajonnet durchzuschlagen." Von besonderer Wichtigkeit ist das vertrauliche Schreiben vom 26. Februar aus Colombe les deux Eglises. Es enthält Schwarzenbergs Operationsplan, und sein Verhältniß zur Centralverwaltung erhält darin eine klare Beleuchtung. Der Verfasser oder Herausgeber dieser „Erinnerungen" unternimmt eine Rechtfertigung Schwarzenbergs gegen die Anschuldigungen einzelner Schriftsteller und knüpft dieselbe geschickt an die Bekenntnisse des Fürsten. Ueber die Haltung Schwarzenbergs den Souverainen gegenüber giebt das Schreiben vom 13. März (S. 153) Auf-

Digitized by Google

schluß. Vielleicht einer der wichtigsten Briefe Schwarzenbergs ist jener, welchen er den Tag nach dem Siege von Arcis am 22. März aus Pougy abgehen ließ und wodurch die vielfach angeregte Frage: „von wem eigentlich die Anregung zum Marsche nach Paris ausgegangen sei?“ ihre Aufklärung findet. Der alte Major v. Thielen nimmt die Idee für Schwarzenberg in Anspruch, ebenso der Veteran in der Biographie Radetzky's, welchem die Aufzeichnungen des Marschalls Radetzky gegenüber Häusser, Beitzke und dem Oesterreich bekanntlich nicht freundlich gesinnten Bernhardi ihre Bestätigung verleihen.

Neuere Lyrik.

Dritter Artikel.

„Vor jedem steht ein Bild deß, was er werden soll,
So lang er dies nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“

Gilt dieses weise und schöne Wort Rückerts vom Menschen überhaupt, so gilt es in verstärktem Maße vom Poeten, dem erhöhten Menschen. Aber nur wenige Poeten sehen das Bild ihrer eigenen Ausgestaltung in seiner Wahrhaftigkeit vor sich; die meisten sehen ein Gaukelwerk, das von ihren unvernünftigen Wünschen, von ihrer Ruhmsucht und Eitelkeit ihnen vorgespiegelt wird. Zu jener kleinen Zahl Poeten gehört Friedrich Halm, dessen „Neue Gedichte“ (Wien, Carl Gerolds Sohn) mich an den oben citirten Spruch des greisen Sängers erinnert haben. Friedrich Halm kennt das Bild deß, was er werden soll, genau, und zwar vom Anbeginn seiner künstlerischen Laufbahn. Diese Kenntniß gab den Werken, die er schuf, eine Ruhe, welche den Betrachter willig machte, sich ihm anzuvertrauen, und aus solcher Wechselwirkung ward in Halm nach und nach eine Sicherheit erzeugt, die auf seine Entwicklung wesentlich fördernd Einfluß nahm. Niemals suchte er eine Eigenschaft, die ihm mangelte oder die er nur in geringem Grade hatte, künstlich hervorzutreiben oder gewaltsam zu steigern, niemals ließ er sich von den Bestrebungen seiner Zeitgenossen, sei es aus Lust zum Nachahmen, sei es aus Begierde sie zu überflügeln, irgendwie fortreißen. Mit dem Stolze des Genügsamen und mit dem haushälterischen Sinne des Begüterten ging er seine Straße, vermehrte er seine Habe und schützte er sie, stets redlich bei allem Eifer, wenn auch nicht zu jeder Frist vom Glücke begünstigt. Friedrich Halm ist der gute Wirth unter den neueren Poeten. Gewiß kann man aus der Mäßigkeit und Ordnungsliebe, die das Talent dieses Dichters zum Theil charakterisiren, auf ein nicht allzu bewegtes Individuum schließen, auf eine Seele, in der die Widersprüche nur mitsammen hadern, nicht auf einander einstürmen. Doch weit gefehlt wäre es, wollte man deßhalb annehmen, als habe es dem so beschaffenen Individuum keine

Digitized by Google

Ueberwindung gekostet, an sich zu halten, die spröden Elemente des Ich zu biegen und die wimmernden Laute des inneren Kampfes gedämpft auszutönen. Schmerz bleibt Schmerz und Selbstbeherrschung bleibt Selbstbeherrschung, mag diese nun mit größeren oder kleineren Opfern erkauft sein.

Allerdings ist ein derartiger Poet gerade in der Lyrik im Nachtheil. Denn die Lyrik fordert vom Dichter dessen lebhafteste Stimmungen, dessen vollste Ungebundenheit, sogar dessen Irrthümer und Unarten, wobei ihm natürlich die Verpflichtungen nicht erlassen sind, welche Schiller in der Recension der Bürger'schen Gedichte dem Lyriker auferlegt hat. Was der Kindergarten unter den übrigen Gärten, das ist die Lyrik unter den übrigen Gattungen der Poesie; tummeln sollen sich dort die Empfindungen, ihren tiefsten und ihren flüchtigsten Regungen Ausdruck leihen, dem Moment gehorchen, lachen und weinen wie's ihnen gefällt, Grillen befriedigen, eigensinnigen Anwandlungen nachgeben und zuweilen den aufgehobenen Finger in der Ferne nicht beachten und der wohlgemeinten Abmahnung hie und da zuwiderhandeln. An solchem Orte nimmt sich Halm ein Bischen zu bedächtig aus, ja er kommt dort mit manchen seiner glänzendsten Vorzüge nicht selten ins Gedränge. Vom Drama her gewohnt, überall den Fortgang, das Ende zu erwägen, die frappanten Gegensätze hervorzukehren, die Leidenschaft, falls sie zu unternehmungslustig wird, in ihre Schranken zu weisen, unterhandelt Halm auch in der Lyrik gerne mit den Empfindungen, anstatt ihnen hier eine größere Freiheit zu gönnen, bespricht er hier häufig schon da das Feuer, wo es erst angefangen, sich empor zu raffen und verstattet häufig der Reflexion des Gedichtes die Entfaltung, welche er dem Temperament desselben verweigert hat. Desgleichen verpflanzt er die an seinem Drama mit Recht gerühmte durchgebildete Technik in den lyrischen Kreis, gliedert hier, mißt ab und bedingt, während er sich dem ungetheilten Strome der Empfindung, dem einfachen Zuge des dichterischen Gedankens fast wie auf Gnade und Ungnade ausliefern müßte. Es hat daher den Anschein, als ob nur Ein Ton durch alle die Gedichte klänge, als ob die Vielheit der Stimmen in einem einzigen Accord gebunden worden wäre. Oder, um ein Naturbild zu wählen: Halms Gedichte gleichen im Ganzen genommen einem Hain, der mailich blüht, doch auf dem eine leichte Schneehülle ruht; tritt man dem einzelnen Strauch, der einzelnen Hecke näher, so bemerkt man wohl grüne Spitzen, farbige Dolden, aber kaum tritt man wieder in eine angemessene Entfernung zurück, so tauchen die Farben und Formen des Hains im früheren unbestimmten weißlichen Schimmer unter.

Dieses halb absichtliche halb unwillkürliche Sichverstecken des Individuums führt bei Halms Lyrik eine Ueberredungskunst herbei, die unbewußt entschädigen will für die Schweigsamkeit über die innersten Vorgänge seines Herzens. Und es entsteht dadurch eine verständige Klarheit, welche den Geheimnissen der lyrischen Poesie so wenig frommt als gewissen Blumen das helle Sonnenlicht. Was Wunder also, daß sich in Halms Gedichten das echte Lied nicht findet und auch nicht die echte Ballade, da ersteres, wenn noch so objectiv gehalten, dem vollen individuellen

Digitized by Google

Lebensgefühl des Dichters entspringen muß, und da letztere ohne den mysteriösen Schleier so schwer zu denken ist, wie das Antlitz einer Nonne. Aber von jenen Gedichten, welche aus der Betrachtung hervorgehen, aus der stillen oder aus der leidenschaftlich angeglühten, weist die Sammlung mehrere vortreffliche auf.

Ich nenne: „Die Römerstraße" S. 28, „Aus der Wirklichkeit", S. 83. „In der Waldhütte" S. 212.

In den Liebesgedichten sucht man wie an einem Orte, wo man jemand zuversichtlich zu treffen hofft, das Persönliche des Dichters, aber es stellt sich auch dort nicht ein, sondern schickt ein doppelgängerisches Wesen, das der Kundige auf den ersten Blick als solches erkennt. Diese Liebesgedichte, die einem ab und zu einen goldenen Faden zwischen die Finger spielen, tragen ein blaß allgemeines Gepräge; sie feiern des Dichters Treue, die edle Weiblichkeit, doch sie sind keine der himmlischen Verräther, die uns entzückten, wie sie den Poeten erlösten. Damit soll nicht geläugnet sein, daß das eine und das andere derselben einen angenehmen Widerhall in uns erweckt, z B. das Gedicht: „Frag' nicht: Warum?" und das 12. „An die Ferne". Die Ghaselen Halms nehmen es zu wenig ernst mit dem Gedanken, der in die Netze der gaukleriſchen Form gerathen, tändeln zu viel mit den sich stetig wiederholenden Reimen. Das Ghasel muß den Gedanken, den es gleichsam einspinnt, zugleich aussaugen bis auf den letzten Tropfen. Gerade darin sind die Ghaselen Hermannsthals neben den Platen'schen wahre Muster. Dagegen athmen die kleinen dreizeiligen Liedersprüche, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Mehrzahl nach einen einschmeichelnd poetischen Geist.

„Flüsternde Pappel!
Wenn der Sturm dich durchsaust,
Welch' Wipfelgebraus, welch' Blättergezappel!"

oder

„Erlen am Bach!
Vorwärts sprudeln lustig die Wellen,
Und: Lebt wohl! rauscht ihr den eilenden nach!"

Vernehmlich redet aus den Gedichten Halms die Wonne am künstlerischen Bilden, namentlich in den epischen Stücken, auf deren umfangreichstes: „Charfreitag" ich gelegentlich näher eingehen werde. Wie er Säulen und Säulchen gereiht, wie er hier Steine behauen, dort welche ausgeschieden hat: dies alles vertraut das Buch jedem an, der die Arbeitsfreude des Künstlers von der muntern Betriebsamkeit des dichtenden Gewerbsmannes zu unterscheiden vermag. Die Sprache Halms, in den lyrischen Productionen wohllautend, aber häufig in spröden Wendungen sich gefallend, schwingt sich in den contemplativen Gedichten, wie „Römerstraße" und in dem Epos „Charfreitag" in stolz gewölbten Bogen empor.

Scheinbar individuell stellt sich uns Hermann Rollett dar in seinen „Ausgewählten Gedichten" (Leipzig, Franz Wagner). Doch nur scheinbar. Wie leid thut es mir, daß der Eindruck persönlicher Begegnung, den ich von Rollett empfangen, sich so gar nicht mit dem persönlichen Eindruck, den seine Gedichte

Digitized by Google

auf mich gemacht, in Einklang setzen läßt. Die Wärme eines poetischen Gemüthes durchströmte mich, als ich mich mit dem wirklichen Menschen berührte, der Frost eines unberechtigten, eines verlornen Strebens quälte mich, als ich in seinen Versen las. Noch nie ist mir der „schöne Schein" so trügerisch vorgekommen, wie in diesem Falle. Welch' ein Abstand — sagte ich mir — von dem Rollett, der dich aus zwei Augen treuherzig anschaut, zu dem anderen Rollett, der sich durch das zerrissene Glas einer mittelmäßigen Poesie dir aufdringt; wo der Mann sich im Alltagskleide simpler Menschlichkeit dir zeigt, da glaubst du ihm von Herzen gut sein zu können, wo er aber sein Intimstes, sein Bestes dir zu bieten wähnt, da sträubt sich jede Fiber in dir, ihm auch nur das bescheidenste Wohlwollen zu schenken! Die Natur ist grausam! möchte man angesichts solcher Individuen ausrufen, denen sie eines der verhängnißvollsten Geschenke: einen Reiz zum Dichten gegeben und nicht auch die Fähigkeit, etwas besonderes zu leisten. Und dennoch wäre man geneigt, das „grausam" rasch in „verschlagen" umzuwandeln, wenn man sich erinnert, daß den meisten jener unselig Beschenkten ein deutliches Bewußtsein ihrer Situation nicht verliehen ward. Kein Ding ist an sich gut und bös, meint Hamlet, unser Denken macht es erst dazu. Wie aber Rollett über sich als Poet denkt, das will ich mit seinen eigenen Worten sagen: „Daß aus meinem Liedessang still Du magst erkennen — Bei so hellem Goldesklang sind wir reich zu nennen! Darum schweig' und lausche mir, Du geliebte Seele, Wenn ich meinen Reichthum Dir singend überzähle". — In dem darauf folgenden Gedichte meint er, daß er der Lieder grünen Trieb nicht verbergen, die liedgewordene Liebe nicht in Särgen verwahren wolle. Es müsse der Baum die Blüthen in alle Lüfte streu'n und mit den lieb'erglüh'ten die ganze Welt erfreu'n. — Kann man zuversichtlicher sprechen?!

Der herrschende Eindruck, den die Gedichte Rolletts im Leser zurücklassen, ist der der Formlosigkeit, welche gröber nicht leicht zu denken ist. Hat man die Bestürzung darüber einigermaßen überwunden und dem Unwillen Luft gemacht, daß heutzutage jemand noch mit so mangelhaften Versen in die Litteratur eintreten will, so gewahrt man einen Menschen, der vermuthlich viel erduldet, viel entbehrt, und manche Anstrengungen gemacht hat, die bunte Erscheinungswelt in ihrem Grundgedanken zu begreifen. Ich sage vermuthlich, denn deutlich sichtbar und fühlbar ist nichts von alledem in den Gedichten Rolletts. Wie ein Bleigewicht hängt die materielle Sprache an seinem Wesen und zieht seine Empfindungen und Anschauungen derart nieder, daß sie entweder platt oder confus werden.

Einem irrenden „Landfahrer" nicht unähnlich durchstreift er alle möglichen Gebiete der Lyrik, ohne uns auch nur aus einem einzigen etwas hübsches heimzubringen, wie die Kinder zu sagen pflegen. Er setzt kaum an, als ihn auch bereits die Abstraction beim Schopfe hat und ihn wohlfeilen Kaufes nicht wieder verläßt. Das Einfachste schaut er nicht richtig, die schlichteste Regung verbindet er mit verzwickten Vorstellungen und das alles in Versen, zu denen Rammler sicherlich höchst besorgt den Kopf geschüttelt hätte. Bei Rollett „säumt der Frühling noch

Digitized by Google

im fernen Land, indeß der Strauch schon selig träumt von heißer Liebe Brand". Das jedoch fällt nie der Phantasie ein, wohl aber dem echauffirten Verstand. Wenn im Februar eine warme Luft weht und ein klarer Himmel lacht, so kann man die Vögel über den kahlen Bäumen zuweilen so selig zwitschern hören, als wüßten sie, daß bald der Frühling anrückt; der Strauch aber weiß zweifellos nicht das mindeste von ihm, noch träumt er davon. Bei Rollet „können die Schwalben wieder fliegen zu den wolkenlosen Räumen", indes der fromme und zierliche Vogel in der Wirklichkeit sich selten oder niemals so hoch versteigt. Rollet läßt die Gewitternacht wie einen „Räuber" am Himmel heraufschleichen, er läßt ferner „mit wildem dunklem Blicke die Wolkenlast herabspähen", weil gerade Kostbarkeiten, als da sind: Thauesperlen und Sonnenstäubchen noch an Blatt und Ast hängen. „Und der Räuber in den Lüften sehnt sich nach dem Schmuck und Gold, und er greift nach seinen Waffen — Blitze sprühen, Donner rollt" Wir hören von „einem Klang" berichten, der unter merkwürdigen Umständen vom Berge herab in die Brust des Dichters gerathen ist, um als Lied einst schallend auf und davon zu ziehen. Auf die an sich sehr seltsame Frage, warum „grad' oft in der Zeit, wo naht des Frühlings Seligkeit, wo rings bald Blüthen winken, ins Grab die Menschen sinken?" giebt Rollett die noch seltsamere Antwort: „Die Erde will das Menschenkind, dem allzu scharf des Lebens Wind, geschmückt ans Herz sich drücken, das Grab mit Blumen schmücken". — Das sind auf gut Glück herausgegriffene Beispiele.

Nicht besser sieht's in jenen Gedichten aus, welche sich mit der Politik, mit Vaterland und Freiheit beschäftigen, welche metaphysische Spaziergänge antreten und große Männer feiern. Während bei Karl Beck, als er noch „gepanzert" einherschritt, „kein Gott als Gott" proclamirt wurde, wird bei Rollett, was wir als Avancement betrachten müssen, Gott als „Gedanke" ausgerufen. Auch mit der „Weltseele" verschont uns Rollett nicht, und zwar reicht er sie uns in Versen dar, welche uns wie eine pantheistische und ästhetische Verdünnung des Goetheschen Gedichtes vorkommen: „Was wär' ein Gott, der nur nach außen stieße". Doch am peinlichsten berührt diese Sammlung dort, wo sie die ausgewetzte Klinge des Rationalismus, der Lichtfreundlichkeit hervorkehrt. Und das geschieht häufig.

Wie Rollett politische Stoffe behandelt und wie sich dabei unter seinen Händen das Distichon gestaltet, das möge nachstehendes Pröbchen kundthun:

„. . . Doch — auch gar nicht gedacht der möglichen Katastrophe, —
Sollt' es, ihr Räthe des Reichs, euch denn nicht drängen mit Macht,
Die Bedingung zu suchen des staatlichen Fortbestandes,
Eh' der Völker Gebraus umwirft den künstlichen Damm?
Solltet ihr nicht — und hört, das ist ja gesetzlicher Boden —
Sagen euch: Auf dem Papier nur der „Gesammtstaat" besteht,
Und mit Mannesbedacht durch „Revision der Verfassung"
Freudig begründen ein Reich, das doch auch Zukunft verheißt? . . ."

Digitized by Google

Würde der alte Voß „für einen Wald von Verfassungen" sich zu solchen Hexametern und Pentametern bekannt haben? Ich glaube kaum. Wem dürfte es jetzt noch besonders auffallen, der in Rolletts Gedichten Shakspeare auf der merkwürdigen Jagd begegnet „nach der Schönheit Wild im weiten Wald des Lebens", wem das Eindringen Shakspeare's „ins Nest des Aars der Weltgedanken!"

Gewiß war Rollett ursprünglich mit dem Vermögen lebhaften Schauens und Empfindens ausgestattet; zum vollen Genießen der Poesie, ja, zum gesteigerten Lebensgenuß reichten diese Gaben unbedingt hin, nimmer zum selbstständigen Schaffen. Das vorwitzige Halbtalent läuft stets Gefahr, den Ueberschuß an Phantasie und Gefühl, der ihm gleichsam nur zum menschlichen Hausbedarf verliehen worden, einzubüßen, oder doch herabschmelzen zu sehen, wenn derselbe zum Dienste des dichterischen Hervorbringens gepreßt und ausgebeutet wird.

In den erzählenden Gedichten Rolletts blitzt ab und zu ein glücklicher Einfall auf, schimmert eine brennende Farbe hervor, allein was bedeutet das! Nirgends eine Zufluchtsstätte, wohin sich Rollets Talent vor der es verfolgenden Kritik zurückziehen könnte, indem es auf ein Genre verwiese, wo es sich mit Freiheit bewegte.

Zu dem vorwiegend schwerfälligen Rollett bildet August Silberstein, der seine Gedichte unter dem herausforderndsten aller harmlosen Titel: „Lieder" (München, Fleischmanns Buchhandlung) veröffentlicht hat, den oberflächlichen Gegensatz. Ist dort die Formlosigkeit das Product eines fruchtlosen Ankämpfens der erregten Einbildungskraft, des bewegten Gefühls gegen den widerspenstigen Ausdruck, so ist sie hier die Folge eines Compromisses zwischen den beiden streitenden Parteien. Der Klügere giebt nach, sagt das Sprüchwort; August Silberstein war der Klügere, und also sehen wir den zufriedenen Musikanten und das verstimmte, vielfach beschädigte Instrument der Sprache mit einander im besten Einvernehmen. Silberstein ist ein „Naiver", ein „Unmittelbarer", der jeden Stoff, welcher ihm unterkommt, mit einem Trara oder einem O weh! versieht und sich dann einbildet, er habe ein Lied gesungen. Der Refrain, das beliebte Glöckchen der Volksweise, das die Gedanken und Empfindungen zum traulichen Beisammenbleiben ermahnt, der Refrain ist bei Silberstein ein Nothbehelf der unerquicklichsten Art. Daß der Refrain überhaupt gefällig sein muß, das ahnt unser Poet nicht; „das thut dem Herzen gut" und „da stehen die Ochsen am Berge", „o komm mit mir nach Deutschlands Gauen" wiederholt er eben so gerne, wie den Laut der einfältigen Empfindung. Auch mit der „Drei" des Volksliedes treibt er Luxus: „Drei Bursche", „Drei Wanderer", „Drei Frauen"; einmal versetzt er uns sogar: „ein elend, elend Menschendrei". — Mit übersinnlichen Fragen behelligt er uns allerdings nicht, dafür mit socialem Schmutz, den man noch eher im Drama als in der Lyrik halbwegs ertragen kann. Und trübselig bis zum Erbarmen ist sein Humor; in dem frevelhaft überschriebenen Gedicht „Psalm" artet er sogar ins

Digitized by Google

ins albern Gräßliche aus. Nachdem Silberstein Gott mit einer Phrase angeredet, fährt er fort:

„Die Cedern, die zum Himmel ragen,
Jedwed Gestrüpp und einsam Hälmlein,
Die Lettern sind's von Gottgedanken
Ob Schatten, Farbenpracht und Nahrung. –
Der Affe selbst, er ist mir deutlich
Als höhnend Spiegelbild des Menschen,
Und jed' Insect, dem Geist zu zeigen
Zugleiches Sein im Licht und Kothe. —
Die Wasser alle, lispelnd, donnernd,
Die Feuer, die zum Himmel schlagen,
Die Berg' und Wolken — nimmer findet
Nutzloses sich in Elementen! —
Wenn ich nun kann so gut begreifen
Die Sonnen, Hunde, Rüben, Löwen,
Den Spargel und die Katarakte,
Und alles Regen in den Elementen —
So bleibet doch in Ewigkeiten
Mir Eines räthselhaft und düster —
Wozu denn nur hast Du geschaffen
O Gott, o Gott, o Gott — die Philister? —

Nicht wahr, das muß man sehen, um es für möglich zu halten? Leider ist es nur noch in Oesterreich möglich, wo einst Walther singen und sagen gelernt. Die Ursache aber hat ein neuerer Autor in der Naivetäts- und Natürlichkeitstheorie gesucht, die man sich in Oesterreich aus der landesüblichen Praxis abstrahirt. Und wir thun gut daran, wenn wir uns nachstehende Sätze einprägen: „... Für naiv und natürlich gilt nämlich nur das, was jedermann einfällt, und genial wird es dadurch, daß es in eine neue, möglichst buntscheckige Phrase eingekleidet wird. So kommt statt der Lerche, welche einfach zum Himmel aufsteigt und singt, die allerdings, wenn nichts hinzukäme, auch keinen besonderen Effect machen würde, bei Nicolaus Lenau das Ungethüm zu Stande, das an seinen Liedern in die Luft klettert und Singraketen schleudert. Ein Aesthetiker von Fach wird in diesem raffinirten Aberwitz vielleicht das untrügliche Symptom aller denkbaren Krankheiten erblicken, an denen der poetische Geist überhaupt leiden kann: gänzliche Vertiefungsunfähigkeit in Bezug auf das punctum saliens des Gedichts und gänzlichen Mangel an Phantasie, die ihr Amt an den abstracten Verstand abtritt und diesen zu einer Unzahl von Escamotirungen zwingt, bevor es auch nur zu einem leblosen Afterbild kommt. ... Wo nur das für naiv und natürlich gilt, was jedermann einfällt, da muß man das selbstverständlich für reflectirt erklären, was nicht jedermann einfällt. Das geschieht denn auch und offenbar, weil man in possierlichem Irrthum annimmt, daß ein Werk, das man nicht ohne Anstrengung aufzufassen vermag, wenn man aus solcher Schule kommt, auch nicht ohne Anstrengung entstanden sein kann und den eigenen Schweiß mit dem fremden verwechselt. ..."

Digitized by Google

Daß die „Lieder“ Silbersteins, der im Ganzen ein Typus für diese falsche Naivetät ist, ein paar Stücke enthalten, die lyrisches Talent verrathen, soll nach dem Vorausgeschickten nicht in Abrede gestellt werden. Zu denselben rechne ich vor allen: „Der Weber“ und „Die Alten“. Da der böse „Psalm“ die Rolle des Steckbriefes gespielt, so möge „Der Weber“ die Rolle der Versöhnung übernehmen:

„Am Webstuhl sitzet ein Weberlein
Und webet und webet,
Er zieht das Schiffchen bald aus, bald ein,
Und schaut gar trüb' ins Gewebe hinein,
Und webet und webet!

Da tritt zur Thür' ein Bursche herein —
Das Weberlein webet —
„Herr Meister, wollt Ihr mein Lehrherr sein,
So stünd' ich bei Euch zur Lehre ein,
Und webet' und webet'!“

„„Und sollte ich Euer Meister sein,
Im Weben, im Weben,
Und lehrte ich Euch die Arbeit fein,
Was sollt' zu Ende mein Lohn denn sein,
Für's Weben, für's Weben!““

„Und wollt Ihr mir lehren die Arbeit fein,
Das Weben und Weben,
So freit' ich Euer schön' Töchterlein,
Und wollte gern Euer Eidam sein,
Und weben, und weben!“

Da spricht ganz düster das Weberlein —
Und webet und webet, —
„„Und wollt Ihr freien mein Töchterlein,
So müßt Ihr in den Friedhof hinein““ —
Und webet und webet!

Am Webstuhl sitzen zwei Weberlein,
Sie weben und weben,
Sie zieh'n die Schiffchen bald aus, bald ein,
Und schau'n gar trüb' ins Gewebe hinein, —
Und weben und weben!“

Emil Kuh.

Digitized by Google

Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Kaiser Ferdinands III.

Nach handschriftlichen Quellen von **M. Koch.**

(Mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften, 1. Bd. Wien 1865. Gerold.)

Daß das vorliegende Werk eine Lücke in unserer heimischen Geschichtslitteratur auszufüllen bestimmt ist, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Von jedem Buche, das Anspruch auf litterarischen Werth erhebt, sollte diese Empfehlung gelten, und nun vollends auf dem Gebiete unserer Geschichtslitteratur, wo kaum die ersten Ansätze zu einer inneren Verbindung der Einzelarbeiten gethan sind. In der That ist aber die Periode, welche das Koch'sche Buch behandelt, nicht bloß eine vernachlässigte. Was noch schlimmer ist, bemerkt Herr Koch in der Vorrede, die Geschichte dieser Zeit ist lediglich aus französischen und schwedischen Geschichtswerken und aus dem einige Zeit unter schwedischem Einflusse gestandenen Theatrum Europæum zusammengetragen. „Obgleich es einleuchten mußte, daß von der einseitigen Benützung des schwedischen Reichshistoriographen Pufendorf und der französischen Memoirenlitteratur, von Siris, des französischen Hofhistoriographen verdächtiger Feder und von den Lobrednern des Enghien, Guebriant und Turenne weder Vollständigkeit noch Wahrheitsgewinn kommen konnte, so ging man doch von diesen unzureichenden und schlechten Grundlagen bisher nicht ab, nicht etwa aus Gedankenlosigkeit, sondern absichtlich, weil die Oesterreich, die Habsburger und den Katholicismus anfeindende Geschichtschreibung, der wir vom Zeitalter der Reformation bis zur Gegenwart verfallen sind, bei dem Festhalten an den mit ihrer Richtung übereinstimmenden Quellen bessere Rechnung als mit der Wahrheitsoffenbarung fand. Mit dieser wäre nebstdem die schöne Ausschmückung verloren gegangen, welche man der ersten Periode des dreißigjährigen Krieges gab; man hätte, die Entwicklung, die derselbe in der zweiten nahm, wahrheitsgemäß darstellend, das zurücknehmen müssen, was man an den Absichten der kriegführenden fremden Mächte und ihrer deutschen Bundesgenossen von vornherein Edles und Ruhmvolles herausgefunden und gepriesen hatte, denn erst in den letzten zwölf Jahren dieses unheilvollen Eroberungs- und Bürgerkrieges, bei dem es sich um die regio und nicht um die religio handelte, tritt der Charakter der Helden dieser Katastrophe in das wahre und volle Licht. Wiewohl schon dermalen ein Uebergang zu der Ansicht wahrnehmbar wird, daß die Franzosen und Schweden bei ihrer Betheiligung an dem deutschen Kriege bloß selbstsüchtige Zwecke verfolgten, so widerstrebt man doch noch immer einzugestehen, daß es bei den protestantischen deutschen Fürsten, ihren Bundesgenossen, auf dasselbe Ergebniß hinausläuft, und die bei ihnen vom Schutze ihres Glaubensbekenntnisses und der deutschen Libertät herausgesehenen edlen Antriebe eitle Fiction und Selbsttäuschung sind. Erst wenn diese letzte jetzt noch beharrlich festgehaltene Position aufgegeben wird, dürfte die rich-

Digitized by Google

tige Anschauung jener großen Zeitereignisse gewonnen sein und die von der bisherigen parteiischen Geschichtsbehandlung unmöglich gemachte Enttäuschung eintreten und durchgreifen. Wenn an diesem Wechsel nüchterner Auffassung die für die confessionelle Gährung und die Schwärmerei für die Freiheitsidee benützten Illusionen schwinden, so gewinnt endlich dadurch die bessere Ueberzeugung Raum, daß den Anforderungen unseres nationalen Bewußtseins alle übrigen Rücksichten unterzuordnen seien, und daß der Standpunkt, aus welchem die Thatsachen unsere Geschichte darstellen, eben auch kein anderer als der nationale sein könne".

Bestimmter noch entwickelt der Verfasser diesen Standpunkt, der dem Leser den allgemeinen Charakter des Buches ohne weiteren Commentar vermitteln wird, in dem Capitel, welches der „Auffassung" des dreißigjährigen Krieges gewidmet ist. Urheber desselben ist ihm Friedrich V. von der Pfalz, bezüglich dessen und seines Rathgebers Christian v. Anhalt er die Resultate der Gindely'schen Untersuchung acceptirt. Gustav Adolf habe unzweifelhaft nichts anderes als einen Eroberungskrieg führen wollen, wie schon aus dem Factum hervorgehe, daß er den Krieg vier Jahre, bevor er ihn begonnen, mit dem Fürsten von Siebenbürgen verabredet hatte. Für die Ansicht, daß in den Plänen Gustav Adolfs „das Bild eines neuen föderativen auf Religionsfreiheit und reichsfürstliche Territorialität gegründeten Deutschlands" hervortrete, „Zug für Zug das Gegentheil dessen, was die österreichische Politik gewollt habe" (Droysen), sei man den Beweis schuldig geblieben. Unter den bis zum Ausgang des dreißigjährigen Krieges in der Bundesgenossenschaft von Schweden und Frankreich, „oder richtiger in ihrem Soldedienste" gestandenen Fürsten sei keiner, der einer minderen Schuld geziehen werden könnte, als der, den schändlichsten Verrath an der Nation begangen und aus anderen als den unlautersten Antrieben gehandelt zu haben. So Bernhard von Weimar, der schwedische Kronvasall, der den Verlust des Elsaß verschuldet, Landgraf Wilhelm V. von Hessen, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, Eberhard von Württemberg, der katholische Kurfürst von Trier, alle Pensionäre Frankreichs oder Schwedens. Und „in demselben Lichte von Verrath, Ehr- und Pflichtvergessenheit aus Eigennutz, in welchem sich die genannten Häupter des dreißigjährigen Krieges einer unparteiischen Prüfung darstellen, erscheinen alle kleineren deutschen Fürsten. Alle folgten dem mächtigen Zuge der Bestechung, alle streckten die Hände nach den geistlichen Gütern aus und erbettelten Abteien, Klöster, Pfründen, Herrschaften von den Schweden. „Quantum degeneraverint a pristina virtute", ruft der Schwede Peter Brahn aus, der, im Jahre 1633 von Oxenstjerna zum Convent nach Frankfurt geschickt, dort die Sinnesart der deutschen Fürsten aus dem Verkehr mit ihnen kennen gelernt hatte. Von ihrem Golddurste und von der Leichtigkeit, mit Bestechung alles, was man wollte, durchzusetzen, bemerkt Richelieu: „Die Deutschen, die Schweden und alle nordischen Völker sind einer so käuflichen Sinnesart und so sehr Sclaven ihres Eigennutzes, daß es keine Verpflichtung giebt, wie feierlich sie eingegangen sein möge, welcher sie aus Geldgier nicht untreu werden". Nach Pufendorfs Angabe belief sich der Werth der von den

Digitized by Google

Schweden an ihre deutschen Bundesgenossen verschenkten Güter in Deutschland, eingerechnet die an sie vertheilten Gelder, auf 4,900.000 fl. Und doch verschwindet dieser Betrag vor den von den Franzosen für Pensionen und Hülfsgelder verwendeten ungeheuren Summen. Alle Bundesgenossen Frankreichs warben ihre Heere und unterhielten sie zum Theile mit französischem Gelde. Nahm doch selbst der schwedische Reichskanzler Oxenstjerna keinen Anstand, sich eine Pension von Frankreich geben zu lassen. Die Kanzler, Minister und Feldherren der deutschen alliirten Fürsten bezogen wie diese französische Jahrgelder und bisweilen auch welche von Schweden. Die großen Erfolge von Richelieu's und Mazarins Politik im dreißigjährigen Kriege kommen weit mehr auf Rechnung ihres Bestechungssystems als der Waffenführung zu stehen. „Dies war der Weg", setzt der Verfasser nicht ohne spitze Wendung gegen Droysen hinzu, „den die „Territorien" einschlugen, um das zu werden, was das Reich aufgehört hatte zu sein".

Der Krieg mithin, den Ferdinand III. wie ein Erbe von seinem Vater überkommen hatte und den er fortführen mußte, so lange der Angriff auf Deutschland währte, ist dem Verfasser zufolge klarer Weise nichts anderes als ein Vertheidigungskrieg im Interesse der Integrität und Unabhängigkeit Deutschlands.

Diese Auffassung sucht nun Herr Koch in seiner Darstellung im Einzelnen zu begründen, und es ist nicht zu läugnen, daß er bei der Fülle neuen oder unausgenützten Materials, das ihm zu Gebote stand, und bei einer sehr eingehenden und scharfen Kritik die Beurtheilung manches Verhältnisses richtigstellt, wie denn überhaupt das Buch klarer und einheitlicher angelegt ist, als die früheren Arbeiten, die wir seinem Fleiße verdanken. Einzelne Schilderungen, wie die Ferdinands III, Trautmannsdorffs u. s. f., sind in ihrer Art trefflich zu nennen. Letzterem räumt Herr Koch eine außerordentlich hohe Stelle ein, er nennt ihn den größten Diplomaten Oesterreichs, den die Kaunitz und Metternich nicht übertrafen, ja selbst nicht erreichten. Die verhältnißmäßig günstigen Resultate des westphälischen Friedens seien allein der Ueberlegenheit seines Talents und seiner Gewandtheit in diplomatischen Negociationen zuzuschreiben. „Was ihn übrigens der Nachwelt besonders werth machen muß, war seine in jenem finsteren Zeitalter ungewöhnliche geläuterte Anschauung der Dinge, seine gemäßigte Denkweise und seine Rechtschaffenheit. Verglichen mit dem eitlen und seichten Olivarez und dem ruchlosen Richelieu ist Trautmannsdorff eine erquickende Erscheinung. Ferdinand III. hatte sicherlich keinen treueren und ergebeneren Diener als ihn. Das erkannte und würdigte er aber auch in dem Maße, daß kein Einfluß vermochte, ihn von den Rathschlägen seines Ministers zurückzubringen. Beide waren durch und durch deutsch gesinnt und haßten die Franzosen noch mehr als die Schweden. Mit Olivarez und der spanischen Partei lag Trautmannsdorff beständig im Hader, der Friedenssinn des kaiserlichen Ministers und die Kriegslust des spanischen konnten sich unmöglich mit einander vertragen. Wenn wir sagen, Ferdinand sei der ihm zu Theil gewordenen schweren Aufgabe gewachsen gewesen, so müssen wir beifügen, daß er es wesentlich durch seinen dirigirenden Minister war. Die Diplomatie vermochte zwar

Digitized by Google

nicht alles gut zu machen, was der Krieg verdarb, sie erreichte aber den Hauptzweck, nämlich Frankreichs Pläne, Oesterreich zu verderben und Deutschland in ein neues Königreich Austrasien zu verwandeln, scheitern zu machen."

In welchem Sinne der Verfasser über die Politik Ferdinands III. urtheilt, ist wohl aus dem Vorhergesagten zur Genüge ersichtlich geworden. Sie sei der Ausdruck einer wahrhaft reichspatriotischen Gesinnung, auf kein anderes Ziel als Vertreibung der Fremden vom Reichsboden und Erlangung eines billigen und mit der Ehre verträglichen Friedens gerichtet gewesen. Es sei eben so falsch, von einer österreichisch-spanischen als von einer österreichischen Hauspolitik zu sprechen. Ersteres, weil es in der Politik der beiden Häuser kein gemeinsames Princip gegeben habe, letzteres, weil nicht nur kein Beweis dafür vorliege, daß die Kaiser die Absicht gehabt hätten, die Reichsverfassung umzustoßen, sondern weil sogar die strictesten Gegenbeweise vorhanden seien. So absurd wie diese Ansicht sei auch die Behauptung, Ferdinand III. hätte die abtrünnigen deutschen Fürsten nicht wie Rebellen behandeln sollen, weil das Reich reif gewesen, große Territorien zu bilden. Wer bürge denn dafür, daß aus dem Reichszerfall große Territorien hervorgegangen wären, daß nicht umgekehrt die schon bestehende Territorialherrschaft in ein schwedisches und französisches Vasallenthum sich umgewandelt hätte, und die deutschen Fürsten bei der Löwenbeute leer ausgegangen wären. Droysen behauptet, die großen Territorien hätten nothwendig der Reichsgewalt gegenüber zur Independenz, ihren Ständen gegenüber von der Landeshoheit zur Staatsgewalt fortschreiten müssen, sollte anders das evangelische Wesen und das nationale Leben dem Romanismus nicht völlig erliegen. Seien aber die Deutschen durch diese thatsächlich geschehene Umwandlung eine Nation geworden, wenn sie während des Reichsbestandes keine waren? Und was bedeute der eben jetzt hervorgetretene Drang, die Reichsgewalt gegenüber den Territorien herzustellen, was das Streben einer Partei, Preußen an die Spitze Deutschlands zu stellen und es sammt den übrigen Territorien in demselben aufgehen zu lassen, wenn Droysens Assertion richtig sei.

„Indem Ferdinand III. bestrebt war, des Reiches Integrität und Verfassung gegen die äußeren und inneren Feinde ungeschmälert zu erhalten, handelte er, wie jeder redliche Deutsche es wünschen mußte. Rühmenswerth ist es also, daß er an der deutschen Sache selbst dann noch festhielt, als alle deutschen Fürsten von ihr abgefallen und durch Neutralitäts- und Allianzverträge in Abhängigkeit von den Schweden und Franzosen gerathen waren. Als im Jahre 1647 Baiern, der letzte Bundesgenosse, wankte, gab es ein Deutschland nur noch in Oesterreich, und ließ dieses die gemeinsame Sache fallen, erklärte Ferdinand in Folge der Abtrünnigkeit der Reichsstände seiner Verpflichtungen sich enthoben, ging er für seine Person einen Frieden ein und zog er sich auf seine Erbländer zurück, so war das Vaterland verloren, weil alle deutschen Länder und festen Plätze sich in der Gewalt der Reichsfeinde befanden, und ihren Heeren die Truppen der deutschen Fürsten einverleibt oder durch die Neutralitätsverträge zur Unthätigkeit verurtheilt

Digitized by Google

waren. Außer der Großmacht Oesterreich gab es damals keine andere, an welche die Nation in ihrer Bedrängniß sich hätte wenden können, und außer Ferdinand keinen andern deutschen Fürsten, der beschränkt auf seine Hausmacht den Krieg fortsetzen konnte. Daß er ungeachtet des Abfalles aller seiner Bundesgenossen das dennoch wollte, gereicht ihm ohne Widerrede zu seines Namens wie des Hauses wohlverdientem Ruhm, denn wie hoch man seine Verpflichtungen anschlagen möge, von der Zeit an, als die Nation sich selbst ungetreu und den Feinden dienstbar geworden war, erloschen sie."

Wir brechen hier ab. Soll noch Einzelnes berührt werden, so sei insbesondere der eingehenden und interessanten Darstellung der Reichstagsverhandlungen von den Jahren 1641 und 1642 gedacht. Auch die mannigfach sich kreuzenden diplomatischen Intriguen bei den zahlreichen Zwischenunterhandlungen sind mit allen Einzelheiten und nicht ohne wesentliche Ergänzung des schon Bekannten geschildert. Hervorzuheben sind in dieser Beziehung die Erörterungen über die „geheime" Verhandlung Baierns mit Frankreich im Jahre 1644, rücksichtlich welcher Koch den wahren Sachverhalt gegen Söltl und Häusser festzustellen sucht. Zunächst gehe nicht einmal aus den Bruchstücken von Documenten, die den beiden Genannten vorgelegen haben, auch nur mit einer Silbe hervor, daß Maximilian den Franzosen gegen die Zusicherung der Kur- und der Oberpfalz das Elsaß angeboten oder versprochen oder einen Vertrag mit ihnen darüber abgeschlossen habe. „Hätte die Voreingenommenheit der beiden Herren es gestattet, so würde ihnen nicht entgangen sein, daß bei Maximilians annähernden Schritten an Frankreich im Jahre 1644 das Elsaß unmöglich im Spiele sein konnte, weil Maximilian den Anspruch auf dasselbe erst im nächsten Jahre von seinem Gesandten in Münster erfuhr. Inzwischen fallen alle vorgebrachten Beschuldigungen vor der Thatsache, daß die Verhandlungen keine geheimen waren und daß sie nicht bloß unter Mitwissenschaft des Kaisers, sondern selbst unter seiner Mitwirkung gepflogen, wie Kartenhäuser zusammen." Dem Verfasser stand der umfassende Act der Verhandlungen zu Gebote. Das, was er aus demselben mittheilt, hofft er, werde genügen, um darzuthun, daß die sogenannten geheimen Verhandlungen mit Frankreich von vornherein in ein falsches Licht gestellt worden seien. Die Hoffnung, welche der Kaiser vom Erfolg derselben gehabt habe, sei hauptsächlich auf die Meinung gegründet gewesen, mit der Königinwittwe, der Schwester Philipps IV. von Spanien und der Kaiserin werde leicht ein Abkommen zu treffen sein. Darum habe er die Negociation nicht nur gebilligt, sondern sich auch daran betheiligt. —n—

Digitized by Google

Kurze kritische Besprechungen.

Diefenbach, Lorenz, Dr.: Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte. Frankfurt a. M. 1864. 746 S.

-r Der berühmte Sprachvergleicher und Keltologe tritt hier mit einem Werke auf, das nicht minder wie seine früheren ein Staunen über die Vielseitigkeit seines gelehrten Wissens und den Reichthum ungeheurer Belesenheit zu erwecken geeignet ist. Diefenbach will, daß in dieser Zeit des ausgedehntesten Völkerverkehrs und der Nationalitätsfragen die Völkerkunde als gesonderte Wissenschaft auftrete, und bietet dem Publicum denkender Leser in seiner Vorschule einen Versuch, eine erste große Skizze derselben, welche einem einstigen vollständigen Lehrbuche als Vorläufer dienen könnte. Es ist dies gleichsam ein ungeheurer Rahmen, welchen die speciellen Forschungen nach und nach ausfüllen sollen. Aber schon jetzt ist das Detail der meisten Partieen ein ungeheures und es schwillt noch fortwährend an; und bei der großen Mannigfaltigkeit der zu erörternden Fragen erscheint es undenkbar, daß eine einzelne Kraft den vasten Stoff überall gleicherweise durcharbeite und bewältige. Wir stehen nicht an, die Abschnitte über die Sprache und die Physiologie für die gelungensten und lehrreichsten zu erklären, in welchen der Verfasser der bunten Masse am meisten Ordnung und Zusammenhang verliehen. In anderen Theilen, wie in jenen, welche die Dicht- und Tonkunst, die Geschichte der Wissenschaften u. A. behandeln, erscheinen die reichen Collectaneen in allzu loser Verbindung und an die Stelle von faßlichen Bildern drängt sich eine Fülle von Namen und Zahlen, welche noch sehr der Durchdringung des Gedankens bedürfte.

Berghaus H., Dr.: Weltkarten. Gotha 1864. Justus Perthes.

Schzr. Beide Karten, die eine im großen Maßstabe (1 Grad des Aequators = 0.004 Metres oder ungefähr im Verhältniß von 1: 27,580.000), die andere um die Hälfte kleiner, zeichnen sich schon auf den ersten Blick durch große Klarheit und Nettigkeit aus, ein Verdienst, das bei der Menge von Daten, welche auf einer relativ so kleinen Fläche enthalten sind, nicht geringer anzuschlagen ist, als jene Vorzüge, welche erst aus einem eingehenderen Studium hervorgehen. Da die kleinere Karte, was den Inhalt betrifft, sich von der größeren nur dadurch unterscheidet, daß sie die drei großen Isthmusrouten von Panama, Suez und Eden (Neuseeland), so wie die Erdumschiffungen der österreichischen Fregatte Novara und des schwedischen Kriegsschiffes Eugenie enthält, so wollen wir über beide unter Einem berichten.

Wie schon die gewählte Darstellungsart (Mercators Projection) andeutet, sind die vorliegenden Blätter Seekarten und befassen sich daher hauptsächlich mit den die Schifffahrt interessirenden Angaben wie, Strömungen, Winde, Krautwiesen (Seetange) Treib- und Packeis, Tiefseelothungen Linien gleicher magnetischer Declination und gleicher Gezeiten, Telegraphenverbindungen und Schifffahrts-Curse. Von letzteren ist den regelmäßigen Dampfschifffahrten ein besonderes Augenmerk zugewendet und es sind die Flaggen der Packetschiffe, die Frequenz des Verkehres und die Entfernung der Stationen durch eine conventionelle Zeichensprache ausgedrückt. Die Zählung der geographischen Länge ist vom Meridian der Greenwicher Sternwarte angefangen gerechnet und derselbe in die Mitte der Karte verlegt, welche bis zum 180. Grad westlich und östlich reicht. Müssen wir auch den Vorzug des Meridian von Greenwich vor dem, auf deutschen Landkarten noch üblichen von Ferro anerkennen, weil es dadurch möglich ward, die mit jedem Jahre an Wichtigkeit zunehmenden Handels- und Verkehrscentren Australien und Neuseeland in

Digitized by Google

ihrer natürlichen Lage zu belassen, so beeinträchtigt es dagegen die allgemeine Uebersicht, daß der stille Ocean gespaltet wurde, und wir hätten daher im Interesse des Totaleindruckes und der Deutlichkeit vorgezogen, wenn die Westküste Europa's und Africa's nochmals wiederholt worden wäre. Der erste Meridian hätte dadurch allerdings aufgehört, eine Achse der Symmetrie zu sein, allein die übrigen Vortheile würden diesen Uebelstand weitaus aufgewogen haben. Gleichwohl sind beide Karten, was Ausführung Reichthum des Gebotenen und Kostenpreis anbelangt, höchst verdienstvolle von keinem andern ähnlichen Unternehmen übertroffene Leistungen, und daß sie allenthalben Anklang finden und ihre praktische Nützlichkeit beweisen, zeigt wohl am deutlichsten der Umstand, daß sie, obschon jedesmal in mehreren tausend Exemplaren gedruckt, bereits die dritte Auflage erlebten. In der That sind sie überaus vollkommene Gaben für den Mann der Wissenschaft wie für den Kaufmann und Schiffsrheder, im Comptoir wie in den Lehrsälen der Handelsschulen, so wie überhaupt in den Studirzimmern der reiferen Jugend. Wir sagen absichtlich der reiferen, weil eine gewisse Vorkenntniß der geographischen Darstellungsmethoden dazu gehört, um nicht durch die Verzerrung der Polargegenden (dem Hauptnachtheil der Mercators Projection) falsche Begriffe von der Ausdehnung gewisser Länder zu erhalten, und in der Lage zu sein, die gewaltigen Resultate der raumkürzenden Bestrebungen unseres Jahrhunderts gehörig würdigen zu können.

Martin, Fr.: The statesman's yearbook, for the year 1865. London 1865, Macmillan.

S. Die Wochenschrift hat den ersten Jahrgang dieses handsamen Hülfsbuches im 1. Bande des abgelaufenen Jahres, S. 539, angezeigt und seinem vollen Werthe nach gewürdigt. Nun ist der zweite Jahrgang erschienen nnd hiemit die Möglichkeit gegeben, über den Forschritt des Unternehmens ein Urtheil festzustellen. In der That hat es schätzenswerthe Bereicherungen erfahren, zwei americanische Staaten, Peru und Paraguay und die Ansiedlung Liberia, die Capcolonie und Natal in Africa sind neu im Buche aufgenommen, demselben eine Anzahl instructiver Tabellen über Volksmenge, Budgets, Heeresmacht und Staatsschuldenstand der europäischen Staaten beigegeben und auch bei den einzelnen Staaten manches Neue eingefügt. Geht man aber ins Detail, so muß doch anerkannt werden, daß der zweite Jahrgang den Erwartungen, welche der erste erregte, nur in geringem Maße entspricht. Beschränken wir uns auf den Abschnitt über Oesterreich, so finden wir den zweiten Jahrgang mit sehr wenig Ausnahmen als wörtlichen Wiederabdruck des ersten, und in Folge dessen veraltete Nachweisungen und ärgerliche Fehler selbst in Partieen, wo es nicht sein dürfte, wie in der Genealogie, bei den Verwaltungsstellen, wo vier nicht mehr fungirende Minister erscheinen, bei den Unterrichtsanstalten, welche mit 1857 abschließen. Auch über die Staatsschuld liegen seit 1860, über Waarenverkehr seit 1862, über die Schifffahrt seit 1861 neuere, leicht zu erlangende Nachweisungen vor. Ein Citat aus Vehse, die wenigen Worte über die Eisenbahnen und eine Tabelle der Flotte geben, als das einzige Neue, schlechten Ersatz. Es wäre wirklich zu bedauern, wenn das so hoffnungsreich begonnene Unternehmen erlahmen und zur Oberflächlichkeit herabsinken sollte.

---

* (Magazin für die Litteratur des Auslandes.) Das eben erschienene Januarheft (Nr. 1 bis 5) enthält u. A. folgendes Interessante:

Deutschland und das Ausland. Das sechste Säcularjahr Dante's. — Frank-

Digitized by Google

reich und England im Rothen Meere und die deutsche Flotte 1. 2. — Oesterreichs Handelspolitik. — Friedrich der Große und die Deutschen im preußischen Polen. — Ein deutscher Humanist und Volkswächter. — Lyells geologische Theorie und die Schöpfungsgeschichte nach der Bibel. — Schweiz. Das Jura-Meer. — England. Memoiren einer aristokratischen Familie. — Zur Kritik der Sensationsbelletristik. — Gildemeisters Byron-Uebersetzung. — Thomas Buckle's Leben und Schriften. Belgien. Die niederländische Sprache in Belgien. — Frankreich. Die Briefe der Königin Marie Antoinette. — Die Versammlung der Bischöfe von 1682. — Italien. Die italienische Presse. — Staats- und Verwaltungsverhältnisse des Kirchenstaates. 1. Der Status causæ. 2. Reformprojecte. 3. Die Regierungsorgane in Rom. — Ungarn. Die ungarischen Gymnasien. — Böhmen. Die Pflanzenwelt im böhmischen Volksleben. Ein Beitrag zur Symbolik und Mythologie der Pflanzen. — Polen. Erinnerungen an poetische Zeitgenossen. Joachim Lelewel. — Rußland und die asiatische Welt. — Ein polnischer Strafsoldat im russischen Asien. — Finnlands politische Stellung zu Rußland. — Nord-America. Americanische Essays. 1. Die Schreibewuth unserer Zeit. 2. die Bücherfabrication. 3. Das Journalwesen. 4. Das Bleibende im Vergänglichen des litterarischen Lebens. — Algerien. Abd el Kader als Freimaurer und die Colonisation in Algerien. — Japan. Die preußische Expedition nach Ost-Asien.

Der mäßige Preis des „Magazin" begünstigt die weiteste Verbreitung.

D. (Vom deutschen Büchermarkte.) In welch' ausgedehntem und regem Verkehr Varnhagen v. Ense mit der großen Mehrzahl seiner berühmten Zeitgenossen stand, so daß wir nur wenige finden, die in der Litteratur und in dem gesammten geistigen Leben der jüngstvergangenen Epoche sich namentlich in Nord-Deutschland einen Namen erworben haben und die nicht mit ihm in nähere Beziehung getreten wären, beweist der wirklich unerschöpflich erscheinende Nachlaß, den seine Erbin mit rüstigem Eifer zu verwerthen weiß. Keiner ihrer Publicationen wird man einen gewissen Werth für die politische und litterarische Geschichte unserer Zeit absprechen; die auffallend verringerte Theilnahme aber, welche das große Publicum den letzten derselben zu Theil werden ließ, im Vergleich zu dem großen Aufsehen und der großen Verbreitung, welche z. B. der Briefwechsel mit Humboldt und die ersten Bände der Tagebücher gewannen, zeigt, daß es müde geworden ist, aus dem überreich gebotenen Material die verhältnißmäßig geringe Ausbeute von neuen und allgemein interessanten Resultaten herauszusuchen. Der uns heute vorliegende Band, welcher dem auf vier starke Bände angewachsenen Briefwechsel mit Oelsner auf dem Fuße folgt, erregt durch die Namen, welche sein Titel aufführt, viel größere Erwartungen als dieser. Er enthält Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina v. Arnim, begleitet von Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen. Die Briefe von F. A. v. Stägemann aus den Jahren 1809 bis 1819 datiren sämmtlich aus Berlin und mögen wohl manches Interessante über die politischen Zustände Preußens nach den Befreiungskriegen enthalten; ihnen folgen nur drei Briefe von Metternich, unter denen jedoch ein Bericht über das Eintreffen der Nachricht in Wien, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe, zu dem Wichtigsten gehört, was die Sammlung bietet. Die Briefe von Heinrich Heine aus den Jahren 1823 bis 1847 aus Hamburg, München und Paris, 56 an der Zahl, sind nur zum Theile an Varnhagen, viele sind an das Ehepaar Robert in Berlin gerichtet; noch zahlreicher sind die Briefe Bettina's aus den Jahren 1827 bis 1850.

Digitized by Google

Wir haben schon früher angezeigt, daß der Herausgeber der „Briefe aus Rom", von Alois Flir, mit weiteren Publicationen fortfahren werde; jetzt liegt uns eine Sammlung von Briefen aus Innsbruck, Frankfurt und Wien, geschrieben in den Jahren 1825 bis 1853, vor. Herrmann Grimm vereinigt eine Anzahl neuer Essays über Kunst und Litteratur zu einem Bande; aus seinem Inhalte heben wir hervor: Berlin und Peter v. Cornelius, Rafaels Disputa, Der Verfall der Kunst in Italien, Die Cartons von Peter v. Cornelius, und aus dem litterarischen Theil: Ralph Waldo Emerson, Alexander v. Humboldt, Herrn v. Varnhagens Tagebücher, Goethe in Italien. Auf die beiden letztgenannten Werke kommen wir noch ausführlich zurück. — Ernst Förster in München veröffentlicht einen „Bericht über eine Reise durch Belgien nach Paris und Burgund".

Auf dem Gebiete der Staats- und Volkswirthschaft haben wir eine bedeutende Erscheinung in dem ersten Bande eines neuen Werkes des Herrn Prof. Lorenz Stein zu verzeichnen. Es führt den Titel: „Die Verwaltungslehre. Erster Theil: Die Lehre von der vollziehenden Gewalt, ihr Recht und ihr Organismus. Mit Vergleichung der Rechtszustände von England, Frankreich und Deutschland". — Nach langer Pause erschien von der neuen Auflage von Prof. Ed. Zellers berühmtem Werk: „Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung" die erste Abtheilung des dritten Bandes, die nacharistotelische Philosophie behandelnd.

Die angeführten Erscheinungen bilden die litterarische Ausbeute aus den vergangenen zwei Wochen, sie würden eine große Stille auf dem Büchermarkte bekunden, wenn nicht die „Geschichte Julius Cäsars", welche, wie angekündigt, am 9. d. M. gleichzeitig in Paris und in der deutschen, von Prof. Rietschl besorgten Uebersetzung in Wien ausgegeben wurde, die niedrig gehenden Wogen des litterarischen Verkehrs mächtig angeregt hätte. Wir haben neulich den Inhalt des ersten Bandes schon angegeben und es erübrigt uns nur, hier zu bemerken, daß die Ausstattung sowohl des französischen Originals als der deutschen Uebersetzung, wie zu erwarten war, eine außerordentlich elegante und reiche ist. Die deutsche Uebersetzung übertrifft durch schönen Druck und handlicheres Format sogar die Originalausgabe und gereicht unserer einheimischen Verlagsthätigkeit zu großer Ehre. Die 20.000 Exemplare des Originals sind heute bereits vergriffen und eine neue Ausgabe unter der Presse.

Sitzungsberichte.

Auszug aus dem Protokolle

der 2. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 7. Februar 1865 abgehalten wurde.

Se. Excellenz eröffnet die Sitzung mit der Mittheilung, daß der der Centralcommission bisher zugetheilte Official Karl Szlavik zum Directionsadjuncten der Hülfsämter bei dem Staatsministerium, C. U., befördert worden ist, und daß derselben anstatt dieses Beamten der Official des Staatsministeriums, C. U., Thomas Bauer zur Führung der Kanzlei- und Cassegeschäfte zugewiesen worden ist.

Diese Mittheilung wird zur Kenntniß genommen.

Digitized by Google

Ebenso nimmt die Centralcommission das Antwortschreiben Sr. Durchlaucht des Fürsten Karl Schwarzenberg auf die demselben ausgedrückte dankende Anerkennung für seine Obsorge zu Gunsten der auf seinen Besitzungen befindlichen Denkmale, dann den Bericht des Herrn Conservators Bezdeka zur Kenntniß, in welch' letzterem der Herr Berichterstatter die Erfolge seines Wirkes behufs der Erhaltung der alten Brücke in Pisek und behufs der Conservirung und würdigen Ausstattung der dortigen Militärkirche darlegt.

Hierauf wird über Vorschlag Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten der akademische Maler in Salzburg Georg Petzold in Anerkennung seines verdienstlichen Wirkens zu Zwecken, die in der Centralcommission ihre Vertretung finden, zum Correspondenten ernannt.

Das Dankschreiben der Direction des k. k. Museums für Kunst und Industrie für die zur Benützung überlassenen Terracotta-Apostelfiguren aus dem Hause „am Hafnersteig" wird zur Kenntniß genommen.

Ebenso wird die erfreuliche Mittheilung des hochw. Herrn Erzbischofes von Salzburg, daß schon seit mehreren Jahren nicht nur in dem dortigen Diöcesanknabenseminar, sondern auch in dem Priesterseminar Vorlesungen über Kunstgeschichte und christliche Kunst gehalten werden, zur Kenntniß genommen.

Das von dem Conservator zu Salzburg Herrn Süß eingesandte Exemplar des Jahresberichtes des Salzburger Museums Carolino-Augusteum für das Jahr 1864 wird mit dem Ausdruck des Dankes entgegengenommen und der Bibliothek zur Aufbewahrung zugewiesen.

Auf Grund der von demselben Herrn Conservator erstatteten Vorschläge hinsichtlich der Erforschung von Pfahlbauten in den Seen Salzburgs und Ober-Oesterreichs wird beschlossen, zwanzig Exemplare des Werkchens: „Die Pfahlbauten in den Schweizer Seen" von F. Staub beizuschaffen und mit denselben Förster und Jäger zu betheilen, die in der Nähe von Seen, die eine Ausbeute in der gedachten Beziehung erwarten lassen, wohnen. Es wird über Vorschlag des Herrn Antragstellers weiter beschlossen, einen Theil dieser Exemplare der k. k. Forstdirection zur Verfügung zu stellen, mit dem Ersuchen, dieselben dem bezeichneten Zwecke entsprechend und in Begleitung der diesfalls erforderlichen Weisungen zu vertheilen.

Das k. k. Staatsministerium, C. U., ersucht um Begutachtung eines Gesuches des Verfassers von „Serbiens byzantinische Monumente", F. Kanitz, in welchem dieser die Intervention des k. k. Staatsministeriums für eine nachdrückliche Empfehlung dieses seines Werkes erbittet.

Die Centralcommission erklärt einstimmig und in der anerkennendsten Weise, daß das besagte Werk die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat: in Oesterreichisch-Serbien „eine höhere Pietät für die Conservirung der altserbischen Monumente zu erwecken und den Grundstein zu einer verbesserten Kirchenbaukunst zu legen", zu erfüllen vollkommen geeignet sei, und daß daher vom Standpunkte dieser Centralcommission die thunlichste Verbreitung dieses Werkes nur als wünschenswerth bezeichnet werden könne.

Der von dem hochw. Herrn Bischof von Szathmar Dr. Haas eingesandte Aufsatz über die Holzkirchen seiner Diöcese wird zur Benützung für die „Mittheilungen" angenommen.

Correspondent Herr Dr. Kenner äußert sich über den Bericht des Conservators Herrn v. Gallenstein über Anticaglienfunde in Kärnten, betreffend die Auffindung einer alten Feuerstätte in dem Lehmboden bei der Strauß'schen Ziegelei nächst Klagenfurt, bei welcher nebst wenigen Bronzeobjecten einige Gefäße und die Spuren einer Römerstraße zu Tage kamen; ferner über die überraschende Anzeige des Herrn Berichterstatters, daß bei dem Baue der Marburg-Villacher Eisenbahn sehr wenig Funde ge-

Digitized by Google

macht und nur bei Velden und Stein Bronzeobjecte von guter Erhaltung zu Tage gefördert worden seien.

Herr Dr. Kenner empfiehlt den vorliegenden Bericht mit Rücksicht auf seine Klarheit und Genauigkeit, so wie mit Rücksicht auf den Mangel an Fundnotizen aus Kärnten zum Abdrucke im Notizenblatte der „Mittheilungen".

Die k. k. Centralcommission erhebt den Antrag des Herrn Dr. Kenner zum Beschlusse.

Herr Ministerialrath Ritter v. Heufler überreicht einen Brief des P. Bertrand Schöpf in Hall, mit dessen Anerbieten, die photographische Aufnahme einiger der interessanten Wandmalereien in dem Kreuzgange zu Schwaz vermitteln zu wollen und der Centralcommission zwei Aufsätze zu liefern, die das Magdalena-Kirchlein und das alte Münzgebäude in Hall zum Gegenstande haben sollen.

Die Centralcommission erklärt sich mit Vergnügen bereit, auf dieses Doppelaner-bieten einzugehen,

Herr Sectionsrath Löhr äußert sich über den Bericht des Conservators Herrn Benesch, betreffend: 1. die beabsichtigte Restaurirung der Kirche in St. Jakob; 2. ferner die Vollendung des Thurmhelmes an der Decanalkirche zu Czaslau; endlich 3. den Fortgang der Restaurirungsarbeiten an der St. Barbara-Kirche zu Kuttenberg.

ad 1. Erklärt der Herr Referent, daß die stilgemäße Herstellung der nachgewiesenermaßen aus dem 12. Jahrhundert herrührenden Kirche höchst wünschenswerth erscheine, da dieses Denkmal romanischer Bauart zu den interessantesten seiner Art gehöre und von hohem kunsthistorischen Werth sei. Was das vorliegende Restaurationsproject anbelange, so seien die beantragten Arbeiten im Ganzen als zweckmäßig zu erkennen. Nur bezüglich der projectirten Uebertünchung des Innern der Kirche müsse bemerkt werden, daß dieselbe bloß in der Voraussetzung eines schon bestehenden Verputzes auf einem nicht etwa ursprünglich im Materialbau durchgeführten Mauerwerke gebilligt werden könnte, während im anderen Falle selbst der bestehende Verputz sorgfältig zu beseitigen wäre, um den ursprünglichen Materialbau auch im Innern wieder zur Erscheinung zu bringen. Gegen die Ausschmückung der Altarnische mit einem Frescogemälde auf Goldgrund sei nichts einzuwenden; dagegen stelle sich die Entfernung der ganz stillosen, die schöne Südpforte verdeckenden Vorhalle der Kirche als höchst wünschenswerth dar.

ad 2. Da Herr Benesch über die Vollendung dieses Thurmhelmes der Centralcommission eine Monographie zu senden verspricht, sei die vorliegende Anzeige lediglich zur Kenntniß zu nehmen.

ad 3. Auch der die St. Barbara-Kirche betreffende Theil des Berichtes, welcher die Mittheilung enthalte, daß die Restaurirung derselben in befriedigender Weise fortschreite und im Jahre 1865 vollendet werden dürfte, wäre nach Antrag des Herrn Referenten bloß zur Kenntniß zu nehmen.

Die Centralcommission beschließt im vollen Einklange mit dem Gutachten des Herrn Sectionsrathes Löhr vorzugehen und den Herrn Conservator Benesch hienach zu verständigen.

Nachdem noch der Beschluß gefaßt wurde, das soeben erschienene Werkchen des Commissionsmitgliedes Freiherrn v. Sacken: „Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthums mit Beziehung auf die österreichischen Länder" den k. k. Conservatoren zu empfehlen, wird die Sitzung geschlossen.

Digitized by Google

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 7. März 1865.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Herr Prof. Eduard Sueß übergiebt eine Notiz, in welcher der schwere Verlust gewürdigt wird, welchen die Wissenschaft durch den unerwarteten Tod des Dr. H. Falconer in London erlitten hat.

Weiter macht derselbe eine Mittheilung über die Säuerlinge von Karlsbrunn in Schlesien und zeigt schließlich Mastodontenreste vor, welche Herr Dr. Palliardi bei Franzensbad in Böhmen aufgefunden hatte.

Herr Dr. Edm. v. Mojsisovics berichtet über einen Trachytfund in der Ortlesgruppe südlich von den Butzenböden in einer Höhe von beiläufig 9000 Fuß über der Meeresfläche; derselbe theilt ferner mit, daß er bei einer Ersteigung der Similaunspitze die in Schaubachs „Deutschen Alpen" angeführte Beobachtung des ersten Ersteigers dieses Berges, des Herrn Radi, bezüglich des Vorkommens großer Massen aufgeschwemmten Gebirges nicht bestätigt gefunden habe.

Herr k. k. Markscheideadjunct Ad. Ott legt einen geologischen Durchschnitt der Salzablagerung von Wieliczka vor.

Herr k. k. Bergrath Fr. Foetterle theilt den Inhalt der für das Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt übergebenen Abhandlungen: „Geologische Studien aus der Umgebung von Padert" von Franz Ambroz und „Die geognostischen Verhältnisse des Bezirkes Mährisch-Neustadt" von Ferd. Daubrawa mit.

Herr k. k. Bergrath M. V. Lipold schildert das Auftreten der Trias und rhätischen Formation in der Umgegend von Kirchberg an der Pielach.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 1. März 1865.

Vorsitzender: Herr Ludwig Ritter v. Köchel

Nach Verlesung der neu eingetretenen Mitglieder, unter welchen Prof. Schimper und Bonorden besonders hervorzuheben sind, machte der Secretär, Herr Georg Ritter v. Frauenfeld folgende Mittheilungen:

Se Durchlaucht der Präsident Herr Fürst Colloredo-Mannsfeld ernannte zu seinem Stellvertreter für das laufende Jahr Herrn Ritter v. Köchel.

Se. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Karl geruhte den ihm gewidmeten und von Sr. Durchlaucht dem Herrn Präsidenten überreichten letzten Band der Gesellschaftsschriften huldvollst entgegen zu nehmen und der Gesellschaft mit einem sehr anerkennenden Schreiben den Betrag von 200 fl. anzuweisen.

Ferner wurden der Gesellschaft für das laufende Jahr von Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand, so wie von Ihren k. Hoheiten den durchlauchtigsten Herren Erzherzogen Heinrich und Wilhelm gnädigst Subventionen bewilligt.

Der Herr Vorsitzende lud die Versammlung ein, ihren ehrfurchtsvollen Dank für die bewilligten Subventionen durch Erheben von den Sitzen kundzugeben.

Digitized by Google

Von Herrn Prof. Anton Kerner in Innsbruck wurde ein Schreiben des Herrn Curaten Senn zu Fend im Oetzthale eingesendet, in welchem zur Leistung von Beiträgen, um gangbare Wege im Oetzthale herzustellen, aufgefordert wird. Einlaufende Beiträge nimmt Herr Anton v. Letocha entgegen.

Da der 9. April, der Gründungstag der Gesellschaft, heuer auf einen Sonntag fällt, so wird die Jahresversammlung auf Mittwoch den 12. April verlegt.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Dr. J. E. Polak, welcher über den Standort der Gummi resina gebenden Umbelliferen in Persien sprach. Nach vorausgeschickten geographischen Bemerkungen über den Karawanenweg von Ispahan nach Schiraz, wo diese Pflanzen in der Nähe vorkommen, ging er auf die Ursache ein, warum selbe trotz berühmter Reisenden, welche diese Gegenden besuchten, nicht gehörig constatirt wurden. Hierauf besprach er den Standort und die Vegetationsbedingungen einzelner Pflanzen, so des Dovema ammoniacum des Ferula Galbanum, der F. asa dulcis, und F. asa Fœtida, F. Sagapennum. Der Herr Vortragende constatirte die zähe Ausdauer der Wurzeln und das leichte Verderben der Samen, und gab auch Daten über die Anwendung der Harze im In- und Auslande. Er ging hierauf zu den wichtigen Corollarien über, in welchen die Bedingungen auseinander gesetzt wurden, wie diese Pflanzen mit Leichtigkeit für europäische botanische Gärten gewonnen werden könnten, und erläuterte Alles durch vorgezeigte Exemplare.

Herr Dr. F. J. Pick sprach über einen vom Herrn Ritter v. Frauenfeld ihm übergebenen Favuspilz an einer Maus. Es gelang dem Herrn Vortragenden nicht nur durch Impfen dieses Pilzes auf Menschen Favus zu erziehen, sondern er beobachtete auch an ihm Fructificationsorgane, nach welchen der Favuspilz eine Art von Aspergillus ist.

Herr R. Damianitsch sprach über die bisher noch unbekannte Metamorphose von drei Dipteren-Arten, nehmlich Scenopinus niger, Medeterus tristis und Anthomyia sp. n.

Herr Josef Kerner legte vor: Die eben erschienene dritte Dekade österreichischer Weiden, so wie eine von seinem Bruder dem Herrn Prof. Anton Kerner eingesendete Abhandlung über die österreichischen Orchideen-Bastarde. In ihr werden 16 Blendlinge beschrieben und auf sechs Tafeln sehr schön abgebildet.

Herr Krasan besprach die Bastardnatur der kritischen Rubusarten. Es ist sowohl von Seite der Botaniker als von Seite der Gärtner schon längst die Erfahrung gemacht worden, daß die Bastarde in der Regel ein oder das andere Organ im Uebermaße entwickeln, wodurch gewisse Momente an der Pflanze eine excessive Modification erleiden, welche sehr Viele verleitet, darin einen Beweis für die Specifität der betreffenden Form zu erblicken. Als excessive Modificationen werden bezeichnet: Die blätterartigen Anhängsel des Kelches. Die überschwängliche Bestachelung der Pflanzen insbesondere der Rispe und des Kelches. Die Auseinanderzerrung der Inflorescenz, welche sich sodann aus blattwinkelständigen Blüthenästen und Cymen zusammensetzt. Trägt eine und dieselbe Pflanze verschieden geartete Inflorescenzen, so ist dies ein untrügliches Zeichen ihrer Bastardnatur. Die oft ungewöhnliche Größe der Blüthen und das Schwanken ihrer Farbe. Die fußförmige Theilung und verschiedenartige Lappung des Blattes. Die gänzliche oder theilweise Unfruchtbarkeit der Pflanze.

Herr Director Alois Pokorny sprach über Größe und Alter österreichischer Bäume. Nach einleitenden allgemeinen Bemerkungen, machte er namentlich auf die Gruppen alter Eichen aufmerksam, welche sich zwischen Kirling und Greifenstein bei Hadersfeld, so wie am Haschberge finden. Der Herr Vortragende wies nach, daß diese über 400 Jahre alten Bäume Reste der ursprünglichen Waldvegation des Kahlengebirges seien.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld legte eine von Herrn Boie in Kiel einge-

Digitized by Google

sendete Mittheilung über das Vorkommen von leider nicht näher bestimmten Insectenlarven in lebenden Kröten vor.

Ferner theilte er eine von Herrn Stenzel in Käsmark eingesendete Notiz mit, nach welcher am 26. December ein Drechselhäuschen der Centralkarpathen-Gentiana verna L. blühend gefunden wurde, während im Thale eine Kälte von 20 Grad R. herrschte.

Schließlich besprach und demonstrirte Herr Ritter v. Frauenfeld ein der Gesellschaft von Herrn Desiré de l'Homme Marquis de la Fare gemachtes Geschenk. Es sind dies 11 Arten von Insecten in Bernstein, welche sich durch prachtvolle Erhaltung auszeichnen.

---

* Ungarische Akademie. In der am 6. März unter dem Vorsitze des Grafen Emil Dessewffy stattgefundenen Sitzung der philosophisch-juridisch-historischen Abtheilung erfüllte vor Allem der Secretär Johann Arany jene traurige Pflicht, indem er das Ableben des akademischen Ehrenmitgliedes, Baron Nikolaus Jósika anzeigte. Er sprach auch die Hoffnung aus, daß es, nachdem der Tod seine versöhnende Wirkung geübt, der Akademie unbenommen bleiben wird, das Andenken ihres ausgezeichneten Mitgliedes zu feiern; demnach er die Akademie auffordert, für die Abhaltung der Gedächtnißrede Sorge zu tragen. Hiezu wird die philologisch-belletristische Abtheilung eines ihrer Mitglieder auffordern.

Hierauf folgten die angeordneten Vorträge.

Zuerst sprach das correspondirende Mitglied Florian Römer über den Bakony-Szombathelyer Münzenschatz, beziehungsweise über die Wichtigkeit der Numismatik aus Anlaß dieses Münzenfundes. Die ungarischen Gelehrten werden von den Ausländern damit beschuldigt, daß sie die römischen Denkmale träge vernachlässigen und diese Beschuldigung sei nicht ganz unverdient. Es wäre einmal an der Zeit, die ungarisch-pannonische Numismatik wieder zu erwecken und wäre es in dieser Beziehung zu wünschen, daß jedermann, der von im Lande, in einem oder dem anderen Orte aufgefundenen Münzen Wissenschaft hat, diese sowohl, als ihre Fundorte und die Umstände, unter welchen sie entdeckt worden, beschriebe und der Akademie einsende, damit die Akademie ein möglichst vollständiges Verzeichniß über die römischen Münzschätze Ungarns zusammenstellen könne und damit die Möglichkeit geboten würde, eine Numismatik und mit selber zugleich einigermaßen die Geschichte Pannoniens zu schreiben.

Was den Bakony-Szombathelyer Fund anbelangt, ist dies eine der reichsten und werthvollsten Sammlungen. Die darin enthaltenen Münzen erstrecken sich von der Zeit Nero's bis zur Zeit Philipps I., von 56 bis 249, demnach auf eine Zeitperiode von 193 Jahren, umfassen im Ganzen 40 Herrscher (26 Kaiser, 14 Kaiserinnen) und repräsentiren in 2800 Stücken 673 Specialitäten, worunter auch sehr werthvolle. Ein bedeutender Theil derselben sind Silbermünzen von nicht geringem Werthe, welcher auf 118 fl. geschätzt ist.

Den zweiten Vortrag hielt das correspondirende Mitglied Gustav Wenczel, welcher „Neue Zugaben zur Geschichte Pipo's von Ozora" vorlegte. Diese neuen Zugaben haben den Zweck, jene Daten zu ergänzen, welche der Dissertant über jenen Getreuen König Sigmunds vor sechs Jahren zusammengestellt hatte.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ueber den Culturzustand der Slaven zur Zeit ihres ursprünglichen Gesammtverbandes [1].

Von J. E. Vocel.

Man hat es bisher nicht versucht, eine Darstellung der Culturverhältnisse des slavischen Volkes zu entwerfen, wie sich dieselben zu jener Zeit gestaltet haben, da sich die Stämme der Süd- und Westslaven aus dem nationalen Stammverbande noch nicht losgetrennt hatten. Die Schwierigkeiten, die sich der Forschung auf diesem Gebiete entgegenstellen, sind allerdings bedeutend. Historische, auf die Culturzustände des slavischen Urstammes sich beziehende Nachrichten giebt es nicht, und die aus den Gräbern der heidnischen Vorzeit gehobenen Culturreste können bloß mit einzelnen Momenten des socialen Lebens in Verbindung gebracht werden, daher es scheint, als ob die Basis einer solchen Untersuchung völlig abginge. Es giebt jedoch ein Denkmal, das von jedem Culturvolke als das älteste Monument seiner Urzeit und die theuerste Erinnerung an seine primitive Existenz bewahrt wird — es ist seine Sprache. Das Wort ist ja der Träger der Cultur, die Sprache ist der Spiegel, der den Geist, das Wesen der Nation, wie es sich in seinem socialen und Verfassungsleben offenbarte, treulich wiedergiebt.

Die slavischen Sprachen gehören bekanntlich in die Reihe der indoeuropäischen Sprachen. Das Gemeinsame dieser Sprachen prägt sich durch gleiche Wurzelwörter und Derivativsilben und durch dieselben Flexionen aus. Dieses Gemeinsame im Organismus der indoeuropäischen Sprachen weiset auf ein ursprüngliches Zusammenleben der Völkerfamilie hin, die in ferner Vorzeit aus der Urheimat zwischen dem kaspischen und indischen Meere ihre Zweige nach Norden und Westen ausgesendet hatte, welche den größten Theil Europa's bevölkert und daselbst Nationalitäten gegründet hatten, deren Sprache mit der Zeit zwar eigenthümliche Modificationen erlitten, aber trotzdem noch immer die Spuren ihres gemeinschaftlichen Urstammes bewahrt hat. Die allen indoeuropäischen Sprachen gemeinsamen Wurzelwörter können selbstverständlich nur auf jene Gegenstände sich beziehen, welche der im ursprünglichen Stammverbande lebenden Völkerfamilie bekannt waren. Insbesondere prägt sich der gemeinsame Ursprung der Wörter in jenen Benennungen aus, welche die verschiedenen Familienglieder, als: Vater, Mutter, Sohn, Tochter,

[1] Auszug aus der in der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften am 12. December 1864 gelesenen böhmischen Abhandlung.

Digitized by Google

Bruder, Schwester u. s. w. bezeichnen; ebenso in den Wurzeln jener Wörter, welche sich auf die gewöhnlichsten Naturerscheinungen beziehen, als: Tag, Nacht, Sonne, Mond, Wind, Schnee, Meer u. dgl., wie auch in der Bezeichnung vieler Thiere, als: Auer, Schaf, Eber, Maus u. s. w.; endlich gewahrt man dieses gemeinsame Gepräge in den Wurzeln jener Zeitwörter, durch welche die gewöhnlichsten Functionen des Menschen, als: sehen (wissen, vitan), essen, trinken, stehen, sitzen, saugen u. s. w. bezeichnet werden.

Verfolgen wir den Lebensproceß der Sprachen, der mit der Culturentwicklung der Nationen identisch ist, weiter, so finden wir, daß es eine Zeit gegeben haben muß, in welcher sich die einzelnen indoeuropäischen Sprachen zu selbstständigen Idiomen ausgebildet und gleichsam krystallisirt hatten. Ist uns nun der Vorrath an Wörtern aus dieser Periode der Selbstständigkeit einer Sprache bekannt, so werden wir dadurch zugleich in Kenntniß gesetzt, auf welche Gegenstände sich der Umkreis ihrer Cultur erstreckt hatte.

Diese Regel findet ihre consequente Anwendung auch in Beziehung auf die slavischen Sprachen. Es ist insbesondere von Šafařik nachgewiesen worden, daß die Slaven, ein Volk der indoeuropäischen Menschenclasse, ihre Ursitze zwischen den Karpathen, dem schwarzen und dem baltischen Meere hatten, und daß späterhin verschiedene Stämme derselben, aus jenem Stammlande nach Westen und Süden vordringend, die Länderstrecken bis zur Mündung der Elbe in die Nordsee, zur Saale und zum Böhmerwalde, und von den Tiroler Alpen bis tief in das illyrische Dreieck einnahmen. Die Russen und die Polen bis zur Weichsel bewohnen somit größtentheils die ursprünglichen Sitze ihrer Urväter. Die Ankunft der Čechen in Bojohemum wird, wie bekannt, zwischen die Jahre 451 bis 495 n. Chr. gesetzt; in eine etwas spätere Zeit fällt die Einwanderung der Lausitzer Serben in die Fluren, welche sich vom Bober bis zur Saale, und von der Mündung der Warte bis zu dem Grenzgebirge Böhmens hindehnen Die karantanischen Slaven siedelten sich zwischen den Jahren 592 bis 595 in Krain, Kärnten, Steiermark u. s. w. an, und im Süden breiteten sich die Stämme der Chorwaten, Serben und Dalmaten in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts von der Donaumündung bis zur Adria über Mösien, Thracien und Macedonien aus, wo sich im 6. und 7. Jahrhundert auch die bulharischen Slaven niedergelassen haben. Jene Slavenvölker hatten somit im 5., 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. ihre ursprünglichen Stammsitze verlassen, sich in weit entlegenen Ländergebieten im Norden, Westen und Süden niedergelassen und jedes derselben hatte bekanntlich in seiner neuen Heimat den Grund eines selbstständigen politischen und nationalen Lebens gelegt. Wenn wir die gesellschaftlichen, politischen und territorialen Verhältnisse, wie sie in jener Vorzeit, wie auch in der späteren Periode, im Mittelalter, gewaltet, ins Auge fassen, so werden wir zu der Ueberzeugung gedrängt, daß in jenen Zeiten zwischen den verschiedenen auf den weit von einander entlegenen Länderstrecken zerstreuten Slavenstämmen keine unmittelbare, auf dem Bewußtsein des gemeinschaftlichen Ursprungs gegründete Verbindung stattfinden konnte, d. h. daß keine sociale Berüh-

Digitized by Google

tung zwischen den Russen und den Čechen, den Polen und den Bulharen, den Karantanen und den Elbeslaven bestand. Wir können somit unmöglich annehmen, daß im 8., 9. oder 10. Jahrhundert zwischen jenen durch weite Räume getrennten Volksstämmen Berathungen gepflogen wurden, in welchen die Benennungen jener Gegenstände und Begriffe, zu deren Kenntniß der eine oder der andere jener Slavenstämme damals gelangte, durch gemeinsame Uebereinkunft bestimmt und festgesetzt worden wären. Ist es doch insbesondere den österreichischen Slaven wohl bekannt, mit welchen Schwierigkeiten die Feststellung solcher gemeinsamen Benennungen noch heutzutage verbunden ist, wo doch ein Unternehmen dieser Art durch die fortschreitende Cultur und den regen Geist der Wissenschaft vermittelt und wesentlich erleichtert wird.

Die Erwägung dieser Verhältnisse berechtigt uns zu der Annahme, daß die Benennungen der Gegenstände und Begriffe welche in allen slavischen Sprachen gleich lauten, aus jener Periode herstammen, wo die Slaven im gemeinsamen Verbande lebten, und daß sie daher früher schon im Gebrauche waren, ehe sich die verschiedenen Slavenvölker von dem Urstamme losgetrennt hatten. Haben wir somit die allen Slaven gemeinsamen Benennungen der Gegenstände, welche sich auf das sociale Leben, das Handwerk, die Kunst, wie auch auf die Rechts- und Religionsverhältnisse beziehen, erforscht, so werden wir einigermaßen in die Lage gesetzt, uns ein concretes Bild des Culturlebens der Slaven in der Aera ihres Gesammtverbandes zu entwerfen, und können somit beurtheilen, auf welcher Culturstufe die Stämme der West- und Südslaven zu jener Zeit sich befanden, als sie ihre neuen Heimatssitze eingenommen hatten. Zu diesem Zwecke mögen hier einige allen slavischen Sprachen gemeinsame, auf Culturzustände sich beziehende Wörter angeführt werden, wobei ausdrücklich bemerkt wird, daß die Mehrzahl derselben im slavischen Idiome selbst ihre Wurzeln hat. Von der Etymologie derjenigen Benennungen, die aus einer nichtslavischen Sprache abzuleiten sind, will ich bei dieser Untersuchung völlig absehen, indem zur Constatirung ihrer culturhistorischen Bedeutung der Nachweis hinreicht, daß dieselben in ihrer eigenthümlich slavisirten Form in den Sprachen aller Slaven seit uralter Zeit vorkommen.

Wir finden vor allem, daß die Slaven bereits in ihrer Urheimat feste Sitze hatten, worauf das Wort ves, Dorf, Dorfgemeinde (adj. ves, vše = omnis) hinweiet, welches in der altslavischen Kirchensprache (vgl. Miklosić lex ling. palæoslav.), in der illyrischen, russischen, polnischen, serbischen, slovenischen, böhmischen und in der Sprache der Lausitzer Wenden denselben Laut und dieselbe Bedeutung hat. In allen diesen Sprachen hat dům, das Haus, dieselbe Bedeutung; ebenso werden in allen slavischen Idiomen die Theile des Hauses: das Dach, střecha, striecha u. s. w.; die Dachfirste, slémě, šlemě; die Wand, stěna; das Fenster, okno etc. mit denselben Wörtern bezeichnet. Daß die Slaven bereits in ihrer Urzeit befestigte, mit Wällen umschlossene Wohnplätze hatten, ergiebt sich aus den panslavistischen Wörtern hrad, Burg (grad, gorod)

Digitized by Google

und ocop, Schanzengraben mit einem Walle. Die Slaven besaßen bereits in ihren Urſitzen das zum Häuſerbaue nothwendige Material, den Kalk, wofür die panſlaviſtiſche Benennung desſelben vápno (ſerbiſch japno) wie auch das Zeitwort zdíti mauern und zid, zeck, die Mauer, ſpricht; und daß ſie des ungelöſchten Kalkes zum Anſtreichen der Wände ſich bedienten, erhellt aus dem altſlaviſchen Worte vap, Farbe, color (Mikl. lex. pal.). Beſonders hervorzuheben iſt das allen ſlaviſchen Sprachen gemeinſame Wort zělezo (železo zělězo, lit. geležis), Eiſen. Da nun den Slaven der Urzeit das Eiſen bekannt war, ſo erſcheint es keineswegs auffallend, daß Werkzeuge, die man aus Eiſen zu verfertigen pflegt, in allen Slavenſprachen dieſelbe Benennung haben, und zwar: kosa, Senſe; srp, Sichel; kleště Zange; pila, Säge; nůž, Meſſer; meč, Schwert; sekera, Axt; kopie, Lanze u. ſ. w.

Es iſt bekannt, daß die Slaven, im Gegenſatze zu den Germanen, mit Vorliebe den Ackerbau trieben, daher dürfte der panſlaviſtiſche Name pluh, Pflug, in der Urſprache der Slaven ſeine Wurzel haben Die Slaven kannten aber noch eine andere Pflugart, nämlich den Hackenpflug, denn die Benennung desſelben, radlo, ralo, kommt ſowohl in der altſlaviſchen Kirchenſprache, als auch in der illyriſchen, bulhariſchen, ruſſiſchen, böhmiſchen, ſloveniſchen und polniſchen Sprache vor; gemeinſam allen ſlaviſchen Sprachen iſt überdies das Wort lemeš, die Pflugſchar.

Für die bedeutende Entwicklung der Agricultur in der ſlaviſchen Vorzeit ſpricht der Gleichlaut der Namen ſämmtlicher Getreidearten in allen Slavenſprachen, als: Korn, žito; Weizen, pšenice; Gerſte, ječmen; Hafer, oves; Hirſe, proso; ebenſo wird der Mohn, die Erbſe und Linſe in allen ſlaviſchen Sprachen mit gleichlautenden Wörtern bezeichnet

Die Slaven kannten und hatten bereits in ihren Urſitzen die meiſten Hausthiere; denn in allen ſlaviſchen Idiomen werden Schaf, Kuh, Ochs, Stier, Pferd, Ziege, Schwein, Hahn, Gans u. ſ. w. mit denſelben Namen bezeichnet. Auch die Milch, mléko, mlieko und Butter, máslo, ſtimmen in ihren Benennungen in allen ſlaviſchen Sprachen überein. Die panſlaviſtiſchen Wörter včela, pčela, Biene, včelnik, pčelnik, úl (ulei), der Bienenſtock, ſind Beweiſe der in uralter Zeit bei den Slaven eingeführten Bienenzucht; und daß ſchon in jener fernen Periode das Wachs, vosk und ohne Zweifel auch der Talg, welcher in der illyriſchen, polniſchen, böhmiſchen, und in der Sprache der Lauſitzer Wenden dieſelbe Benennung, lůj, hat, von den Slaven zur Beleuchtung verwendet wurden, ergiebt ſich aus dem panſlaviſtiſchen Worte svíčka, svícia, die Kerze, und dem böhmiſchen svícen, ruſſiſchen svěčnik, illyriſchen svěčnjak, polniſchen und wendiſchen swiecznik, der Leuchter. Daß die Slaven den Wein kannten, wird durch die in allen Slavenſprachen gleichlautenden Worte víno, Wein; vinograd, vinnica, Weinberg, nachgewieſen. Das Wort ovoce, Obſt, hat in allen ſlaviſchen Sprachen denſelben Laut. Die Slaven kannten, wie aus den in allen Idiomen derſelben gleichlautenden Benennungen erhellt, den Apfel,

Digitized by Google

jablko, die Birne, hruška, gruša, die Kirsche, višnia, die Pflaume, slíva, die Nuß, ořech, oriech, orah.

Die Slaven hatten Kähne und Schiffe; dieses ergiebt sich aus den fast allen Slavensprachen eigenthümlichen Benennungen lod, člun, koráb (altslavisch und russisch korabl, illyrisch korablja). Auf den Gebrauch großer Wasserfahrzeuge weiset das im Altslavischen, Russischen, Polnischen, Böhmischen u. s. w. vorkommende Wort kotva, der Anker, hin, das offenbar seine Wurzel im slavischen Idiome hat, während das deutsche „Anker" vom lateinischen anchora entlehnt ist.

Aus der großen Anzahl uralter panslavistischer Benennungen der Werkzeuge und Geräthe mögen nur folgende angeführt werden: jehla, Nadel; klíč, kluč, Schlüssel; vůz, Wagen; šidlo, šilo, Ahle; kolo, Rad; stůl, Tisch; lopata, Schaufel; lžíce, žlíca, ložka, Löffel; ostruha, ostruga, Sporn u. s. w. Interessant ist die Wahrnehmuug, daß das Handwerk, ars, τεχνη im altslavischen, russischen, polnischen, böhmischen u. s. w. Idiome mit demselben Worte: remeslo, řemeslo, rzemiosło bezeichnet wird, und daß die Benennungen vieler Handwerker, wie Schmied, Töpfer, Schneider, Goldschmied, Glaser u. A. in allen slavischen Sprachen gleich lauten. Viele Kleidungsstoffe und Gewänder haben panslavistische Benennungen, als: rub (altslavisch rąb = pannus), Tuch, ruby = vestis, ebenso im Bulgarischen, Slovenischen, Illyrischen, Polnischen, Serbischen und Altböhmischen. Die Leinwand, plátno, polotno, in allen slavischen Idiomen; ebenso plášt, der Mantel; košile, košulja, košla, das Hemd; ríza, ríz, das Obergewand, im Altslavischen, Illyrischen, Bulgarischen, Russischen und Altböhmischen.

Die in allen slavischen Idiomen vorkommende Benennung sklo, stklo, steklo, Glas, liefert den thatsächlichsten Beweis, daß die Slaven der Urzeit das Glas zu verfertigen verstanden, wofür auch die allen slavischen Sprachen gemeinsame Benennung eines gläsernen Trinkgefäßes, sklenka, sklenica etc. spricht.

Den Slaven war schon in ihrer Urheimat die Kunst des Schreibens bekannt: dieses erhellt aus dem panslavistischen Zeitworte pisať, psáti, schreiben. wie auch aus dem allen Slaven gemeinsamen Worte písmo, die Schrift. Aus jener Vorzeit stammt auch das Wort kniga, kniha, ursprünglich in der Bedeutung litera, scriptura (Miklos. lex pal.), mit welchem späterhin die Südslaven, Russen, Polen, Čechen, Lausitzer Wenden das „Buch" bezeichneten. Ebenso kommt das Wort obraz, Bild, in den Sprachen sämmtlicher Slavenstämme vor.

In den Berichten der alten Byzantiner wird bereits die besondere Vorliebe der Slaven für die Musik hervorgehoben, daher es natürlich erscheint, daß man für diesen Begriff, wie auch für die Bezeichnung einiger musikalischer Instrumente in allen Slavensprachen dieselben Wörter findet, und zwar; hudba, hudenie, gąsti, hústi; ferner gusle, ursprünglich ein Saiteninstrument, cithara, späterhin auf die Geige übertragen, von diesem ist abgeleitet das Wort gąslnik, kuzedlník, citharœdus und auch incantator, woraus zu entnehmen ist, daß die slavischen Zauberer ihre Sprüche mit den Tönen eines Saiteninstrumentes zu

Digitized by Google

begleiten pflegten. An die aus der fernen Urzeit der Slaven herrührenden Benennungen dieser Art reihet sich das Wort trouba, trúba, die Trompete, und buben, die Trommel, an, indem dasselbe in der nämlichen Bedeutung sich in der Sprache der Südslaven, Russen, Polen, Čechen und der Lausitzer Wenden erhalten hat. (Schluß folgt.)

Die Kleinodien des h. römischen Reiches deutscher Nation nebst den Kroninsignien Böhmens, Ungarns und der Lombardei und ihren formverwandten Parallelen.

Von Dr. Fr. Bock.

(Auf Allerhöchsten Befehl gedruckt in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Wien 1864. Folio, mit 46 Tafeln in Farbendruck und 170 Holzschnitten.)

H. Das vorangeführte Werk darf seinem Gegenstande, wie der Pracht seiner Ausstattung nach den bedeutendsten Publicationen beigezählt werden, die bisher in Oesterreich erschienen sind. Der Verfasser, durch eine Reihe archäologischer Forschungen in weiten Kreisen rühmlich bekannt, dankt der Gnade Sr. Majestät des Kaisers die allerdings nicht unbeträchtlichen Mittel, welche ein Werk von solchem Umfange nothwendig in Anspruch nehmen muß; die Herbeiziehung des Stoffes jedoch, die archäologische Würdigung der einzelnen Objecte, die Sorgfalt, mit welcher die Wiedergabe derselben geleitet wurde und die Ausdauer in Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten — dies ist ein unbestreitbares Verdienst des Verfassers, dessen Name in dauernder Weise an dieses Werk sich knüpft.

Vieljährige Vorarbeiten mußten die Grundlage für dasselbe bereiten, es galt nicht bloß, einen jedem zugänglichen Stoff ins Auge zu fassen und an dessen Bewältigung zu schreiten, für Vieles mußten erst die richtigen Gesichtspunkte gefunden, die gegenseitigen Beziehungen erforscht, die früher enggezogenen Grenzen erweitert werden. Der Verfasser mußte, um seines Stoffes Herr zu werden, buchstäblich bis an die äußersten Grenzen des Continents wandern und an die Pforten klopfen, hinter denen die Schätze verborgen lagen, deren Mehrzahl in diesem Werke zum ersten Male dem Publicum zum Genusse, dem Kunstfreunde zur tieferen Erforschung vorgeführt werden.

Eine Reihe günstiger Umstände und Verhältnisse kam jedoch bei Ansammlung des Stoffes und bei der Wiedergabe desselben dem Verfasser zu Hülfe, welchen, ohne sein hervorragendes Verdienst im geringsten schmälern zu wollen, doch die ihnen gebührende Bedeutung nicht entzogen werden soll.

Vor allem fand Dr. Bock bei seinem Eintreffen in Wien eine Reihe künstlerisch vorgebildeter Kräfte, welche eben so sehr der Schule zur Ehre gereichen,

Digitized by Google

aus der sie hervorgingen, nämlich der hiesigen Kunstakademie, wie auch der Leitung jener Männer, welche sie auf das archäologische Gebiet hinüberführten und ihren Bestrebungen und Talenten geordnete Zielpunkte vorsetzten. Wir erwähnen aus der Reihe der Mitarbeiter nur: Schönbrunner, Zimmermann und Springer, Talente ersten Ranges auf dem Gebiete der Wiedergabe antiquarischer Objecte, Talente, wie sie in solcher Ausbildung kaum irgend wo anders sich vorfinden dürften. Da sie durch die Meisterhaftigkeit der Darstellung der ihnen zur Ausführung übertragenen Kunstobjecte sich kein geringes Verdienst um die Gediegenheit des vorliegenden Werkes erworben haben, so haben wir uns gedrungen gefühlt, ihrer Namen Erwähnung zu thun, weil wir mit Bedauern die Angabe derselben auf den Abbildungen vermißt haben, wodurch gegen eine Gepflogenheit verstoßen ist, die sonst bei litterarischen Unternehmungen viel untergeordneterer Art gang und gäbe ist.

Ein weiterer Vortheil, der dem Werke zugutekam, war dessen Ausführung in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Je gelungener die Vorbilder waren, die zur Vervielfältigung kommen sollten, desto schwieriger war die gestellte Aufgabe. Die Staatsdruckerei hat diese Aufgabe mit einer Vollendung gelöst, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Wer die Technik des Farbendruckes nur einigermaßen kennt, wer es weiß, welcher Grad der Accurateſſe zur Erzielung einer nur halbwegs gelungenen Copie erforderlich ist, wie die geringste Verschiebung der Contouren den Effect des Ganzen stört, welche feine Berechnung der Oekonomie der Farbensteine zu Grunde zu legen ist, wenn nicht das Nachbild weit hinter dem Originale zurückbleiben soll, der wird dem Gebotenen seinen vollen Beifall nicht versagen können, auch dann nicht, wenn er dasselbe mit den besten Leistungen des Farbendruckes in Berlin, Paris und London vergleicht. Sollte daher die Staatsdruckerei unter dem Drucke ungünstiger Verhältnisse von ihrem Höhenpunkte herabzusteigen und fernerhin auf die Uebung des artistischen Theiles der graphischen Künste zu verzichten sich gezwungen sehen, so hat sie zum Schlusse dieser ihrer Wirksamkeit mit einem Werke sich ein Denkmal gesetzt, welches eben nur durch das Ineinandergreifen aller Kunstzweige möglich wurde und fernerhin in dieser Vollendung nicht mehr wird zur Ausführung gelangen können.

Dies vorausgeschickt, treten wir an den Inhalt des Werkes näher heran.

Den eigentlichen Mittel- und Ausgangspunkt bilden die Kleinodien des h. römischen Reiches deutscher Nation, wie sie sich im Verlaufe eines vollen Jahrtausends herangebildet und bewahrt haben. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß jener saracenische Säbel, welchen Harun al Raschid dem abendländischen Kaiser verehrte, und das goldene Evangelienbuch, auf welches die Kaiser den Eid ablegten, bis auf den Stifter des deutschen Kaiserreiches, Karl den Großen zurückführen. Alle späteren Jahrhunderte haben das Ihrige dem großen Schatze beigefügt, und so knüpft sich an denselben einerseits eine große Kette historischer Ereignisse, die ihn ehrwürdig erscheinen lassen, andererseits eine reiche Fülle künstlerischer Formen und Gestaltungen, und zwar der kostbarsten Art; denn wir

Digitized by Google

erblicken aus allen diesen Gegenständen die Höhenpunkte der jeweiligen Kunsttechnik; das Kostbarste, Gediegenste und Vollendetste, was geleistet werden konnte, ist auf die Objecte, welche uns vorgeführt werden, seinerzeit verwendet worden; wo dies die Heimat nicht bieten konnte, griff man in die Fremde, und so kommt es, daß wir mit dem deutschen Kaiserschatze auch einen reichen Schatz der kunstgeschichtlich hervorragendsten Objecte besitzen, die uns auf den wichtigsten Gebieten der Kunstübung eine fortlaufende Reihenfolge von Mustern vorführen.

Diesen Gegenständen wurde zwar schon im vorigen Jahrhunderte die Aufmerksamkeit zugewendet und der bekannte Kunstforscher Murr schritt in Gemeinschaft mit Delsenbach, der die Kupfertafeln lieferte, an die Herausgabe derselben. Beide leisteten, was in damaliger Zeit möglich war, diese aber war für die Wiedergabe künstlerischer Objecte keine günstige. Erst unsere Zeit hat durch die Erneuerung der Forschung auf dem Gesammtgebiete der Kunst und ihrer technischen Zweige die richtigen Grundlagen eben so sehr für die rechte Würdigung, wie für eine correcte Wiedergabe von Kunstobjecten bereitet, und durch eine erneuerte Darstellung und Beschreibung des Kaiserschatzes, wie er uns nunmehr vorliegt, hat nicht nur derselbe ein seiner würdiges Denkmal gefunden, auch die Wissenschaft und die Kunst wird daraus eine willkommene Bereicherung erfahren. Insbesondere letzterer ist eine so reiche Fülle von Anregungen geboten, daß kaum irgend ein Kunstzweig genannt werden könnte, der nicht in näherer oder entfernterer Weise aus den angeführten Mustern und den bei Anfertigung derselben in Anwendung gekommenen technischen Verfahrungsweisen einen wesentlichen Nutzen ziehen kann.

Die Erforschung dieses Kaiserschatzes führte den Verfasser aber nothwendiger Weise dahin, ähnlichen Ueberresten, wie sie sich zum Glücke in Oesterreich in reicherem Maße, auswärts aber nur als vereinzelte Seltenheiten vorfinden, seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Hieher gehören vor allem die Krönungsinsignien der beiden Königreiche Ungarn und Böhmen und die sogenannte eiserne Krone der Lombarden, von auswärts alles, was mit der Krönung und den Insignien deutscher Kaiser in Beziehung stand oder was als Parallele zu den vorgeführten Kunstgegenständen aufzufassen war. Von diesem Gesichtspunkte aus sehen wir die Kaiserdalmatica und den Wärmeapfel, die in Rom aufbewahrt werden; als Seitenstücke der lombardischen Krone das Diadem der Theodolinde und die Krone westgothischer Könige aus dem Funde von Guarrazar in Spanien, ferner als Parallele zur ungarischen Königskrone die acht Stücke einer byzantinischen Krone, welche zu Kalocza in Ungarn gefunden wurden. Die Kaisergewänder, welche in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien aufbewahrt werden, sind durch Mäntel Kaiser Heinrichs II., Otto's IV. u. A. m. ergänzt. Die Reihe der schon erwähnten Kronen ist vervollständigt durch die deutsche Königskrone zu Aachen, die Krone des Westgothenkönigs Svintilanus im königlichen Schatze zu Madrid, die Kronen Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemalin Kunigunde im königlichen Schatze zu München, die Grabkrone der Kaiserin Constanze im Schatze der Kathedrale zu Palermo, die Krone Philipps des Frommen im Schatze des Domes zu

Digitized by Google

Namur [1] und endlich die Brautkrone der Margaretha von York im Schatze des Münsters von Aachen. Mit den angeführten dürfte — mit Ausnahme etwa der Kronen, die noch im Kreml zu Moskau aufbewahrt werden und deren Formen auf byzantinischen Ursprung hinweisen — alles erschöpft sein, was davon auf unsere Tage gelangt ist. Rechnen wir noch dazu die Menge von kirchlichen Gefäßen, Antiquarien, Kronenbehälter u. s. f., welche uns in farbigen Abbildungen vorgeführt werden, und erwähnen wir noch, daß diese Abbildungen ihre Ergänzung in 170 prachtvollen in den Text eingedruckten Holzschnitten erfahren, so können wir mit vollem Rechte es aussprechen, daß der Gegenstand, welchen der Verfasser seiner Bearbeitung unterzog, kaum in umsichtigerer und würdigerer Weise hätte behandelt werden können.

Auch bietet ein eingehenderer Ueberblick des Stoffes dem Forscher Gelegenheit, auf manche bisher ungelöste Frage auf dem Gebiete der Kunstarchäologie einzugehen und sie ihrer Lösung näher zu führen. Es kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, auch in dieser Richtung die hohe Bedeutung dieses Werkes im Einzelnen zu erörtern, aber auf einige Punkte einzugehen und dieselben andeutungsweise zu beleuchten, können wir uns nicht versagen.

Einen dieser Punkte bildet die Geschichte der Goldschmiedekunst, die einestheils in ihren Anfängen und in den Uebergängen von der heidnischen zur christlichen Kunstübung, anderntheils in ihrer Entwicklung im Mittelalter ziemlich durchforscht war, wenn auch noch keine zusammenhängende und geschichtlich begründete Darstellung dieses Stoffes vorliegt. Aber in neuerer Zeit wurde durch das Auftreten einer ganzen Gruppe neuer Gegenstände auf diesem Gebiete deutlich dargethan, daß die bisherige Betrachtungsweise eine Lücke darbot. In der Vereinzelung der Beschauung dieser Gegenstände, wie sie der Zeitfolge nach den Forschern vorgeführt wurden, bereiteten sie letzteren oft Schwierigkeiten, weil für die Zeitbestimmung und genaue Charakterisirung sich keine genügenden Anhaltspunkte darboten. Erst ein Ueberblick dieser ganzen Gruppe in Verbindung mit historischen Forschungen machte es möglich, damit ins Reine zu kommen, und dem französischen Forscher Charles de Linas war es vorbehalten, zuerst in wissenschaftlicher Weise diese Gruppe zu charakterisiren. Die Anwendung des Emails zum Schmucke der von der Goldschmiedekunst erzeugten Ziergegenstände war der antiken Welt und dem frühen Christenthum nicht fremd und wurde im eigentlichen Mittelalter zum

[1] Indem Dr. Bock diese Krone auf Philipp den Frommen zurückführt, folgt er jenen Ansichten, die zu Namur selbst die herrschenden sind und auch in dem im Jahre 1851 erschienenen Schriftchen: „Notice sur la Cathédrale de Namur par un membre du Clergé“ auf S. 15 bis 18 adoptirt sind. Gegen diese Ansicht polemisirt mit sehr beachtenswerthen Gründen Prof. Ernst aus'm Werth (Jahrb. d. Ver. v. Alterthumsfreunden im Rheinlande. Heft 37, Bonn 1864, S. 184 bis 195) und stellt die Vermuthung auf, daß diese Krone die Hauskrone der aus flandrischem Grafengeschlechte stammenden Kaiser von Konstantinopel Balduin und Heinrich gewesen und nach Heinrichs kinderlosem Tode von den Getreuen des flandrischen Hauses in die Heimat zurückgebracht worden sei.

Digitized by Google

Mittelpunkte der Ornamentation erhoben. Aber zwischen beide Zeitperioden schiebt sich — und diese Aufklärung verdanken wir den Forschungen Bocks und Linas' — eine kurze Zwischenperiode ein, in welcher, sei es local oder in ausgedehnterer Weise, die Kunst in Email zu arbeiten in Verlust gerathen war. Letzteres wurde in der Regel durch Glasflüsse oder Steine ersetzt, die von eigenen Zellen umschlossen wurden, und in dieser Anwendung, ohne den Zusammenhang musivischer Arbeiten aufzuweisen, doch dem Principe der letzteren näher standen, als dem eigentlichen Email. Die auf diese Weise erzeugten Ziergegenstände weisen einen eigenthümlichen, von den gewöhnlichen Goldschmiedarbeiten wesentlich verschiedenen Charakter auf und Linas faßt den letzteren mit der Bezeichnung: merovingische Goldschmiedekunst und zwar aus dem Grunde zusammen, weil er den Nachweis zu liefern sucht, daß in Gallien, nach dessen Eroberung durch fremde Völker, die Kunst des Emails in Vergessenheit gerathen und durch die ganze Periode der Merovinger außer Uebung geblieben sei. Für diese Periode nun der merovingischen Goldschmiedekunst finden wir in Bocks Werke eine reiche Fülle bisher gänzlich unbekannter oder bis nun nur gelegentlich angeführter Kunstobjecte, die wir ihrer Wichtigkeit halber im Einzelnen aufführen. Es sind dies die Kronen der Westgothen Reccesvinthus und Suintilanus aus dem 7. Jahrhunderte, dermalen im Hotel Cluny zu Paris, die Votivkrone der Königin Theodolinde und der Evangelieneinband eben dieser Königin und das Kreuz von der Krone des Königs Agilulf in dem Schatze des Domes von Monza, sämmtlich aus dem 7. Jahrhunderte, sodann vor allem die eiserne Krone der Lombarden, endlich die im Anhange mitgetheilten Gegenstände aus dem Kronschatze von Monza und die Waffenstücke der Merovinger. Halten wir diese beträchtliche Reihe von Werken, welche uns über die künstlerische Verarbeitung des Goldes, über die Verwendung und Fassung von Edelsteinen und über die farbigen Glasverzierungen den erwünschten Aufschluß geben, mit jenen Nachweisungen zusammen, welche uns das Werk Linas' über die merovingische Goldschmiedekunst, welches im vorigen Jahre zu Paris erschien, bietet, so ist uns volle Gelegenheit geboten, über eine Kunstperiode Aufklärung zu gewinnen, die bis nun nicht nur dem Laien, sondern auch dem ernsten Forscher völlig dunkel blieb.

Aber auch für eine weitere Periode der Goldschmiedekunst, welche allerdings nicht gänzlich unbekannt, für welche aber eine Bereicherung des Stoffes dringend geboten war, nämlich für die Goldschmiedekunst des 11. Jahrhunderts, finden wir in den Reichskleinodien eine Reihe interessanter Belege, und zwar aus allen jenen Kunstrichtungen, die in diesem Zeitraume aus allen Weltgegenden sich geltend machten Das Hauptstück des Ganzen ist unzweifelhaft die reich geschmückte deutsche Kaiserkrone, neben ihr, ein reines Erzeugniß byzantinischer Kunstweise, die Krone des h. Stephan und endlich jene acht Emailtäfelchen, die, ursprünglich Kronenbestandtheile, bei Kalocza in Ungarn aufgefunden wurden. Ergänzt wird diese Reihe durch die im Anhange vorgeführten Kunstgegenstände des gleichen Zeitraumes, nämlich das figurenreiche in Gold getriebene Antipendium des Krönungs-

Digitized by Google

altars zu Aachen und den in Gold gearbeiteten Einband des Evangeliencodex ebendaselbst.

Daß auch die späteren Jahrhunderte bei dieser Behandlungsweise nicht leer ausgehen, brauchen wir nicht zu erinnern, und der Forscher wird vielfach Gelegenheit finden, dem Herausgeber für die Fülle von Belehrungen dankbar zu sein, welche er aus der übersichtlichen Betrachtung eines sonst nur schwer zugänglichen Stoffes, wenn auch derselbe in seinem Kunstcharakter schon bekannter ist, schöpfen wird.

Nicht minder wichtig sind die reichen Proben eines zweiten Kunstzweiges, nämlich der Weberei und Stickerei. Ja es wurde von competenter Seite mit Recht darauf hingewiesen, daß wir die Beiträge zur Kenntniß dieses Kunstzweiges noch weit höher zu schätzen haben, als jene der Goldschmiedekunst, weil er viel weniger mit wissenschaftlicher Genauigkeit durchforscht ist und weil ganz naturgemäß wegen der Vergänglichkeit der Stoffe die auf uns gekommenen Beispiele weitaus seltener sind.

Wir können uns, ohne mit dem Detail den Leser zu ermüden, nicht versagen, zwei Punkte aus dieser Abtheilung kurz zu berühren. Einmal den Reichthum an den vorgeführten byzantinischen Fabricaten, namentlich aus der hochberühmten Fabrik, welche im Hotel de Tiraz zu Palermo im Verlaufe des 11. und 12. Jahrhunderts in Blüthe stand, ein Reichthum, wie wir ihn in keinem zweiten Werke wiederfinden und zu welchem fortan jeder seine Zuflucht nehmen muß, welcher diesem Kunstzweige seine Forschung zuzuwenden beabsichtigt.

Der zweite Punkt, den wir nicht außer Augen lassen können, betrifft die in Rom befindliche Dalmatica imperialis, welche nach dem Papste Leo III. benannt ist und zur dortigen Kaiserkrönung diente. Es ist dieses kostbare Gewandstück ohne Zweifel das bedeutendste Erzeugniß byzantinischer Nadelmalerei und wird in der Zeichnung der figuralen Darstellungen und in dem Geschmacke der Anordnung höchstens von den burgundischen Prachtgewändern übertroffen, die dermalen im österreichischen Museum für Kunst und Industrie eine ihrer Bedeutung würdige Aufstellung gefunden haben. Ueber die Zeitbestimmung nun dieser Dalmatica haben sich verschiedene Ansichten geltend gemacht. Einer in Rom herrschenden Tradition zufolge soll diese Dalmatica noch von der Krönung Karls des Großen in Rom herstammen. Diese Ansicht hat zu einer Zeit, wo man es mit der archäologischen Kritik nicht zu genau nahm, ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden und sich Geltung zu verschaffen gewußt. Bock tritt nunmehr dieser Ansicht mit einem nicht zu unterschätzenden Gewichte kritischer Gründe entgegen, vindicirt dieses liturgische Gewand dem Ausgange des 12. oder dem Beginne des 13. Jahrhunderts und giebt keinem Zweifel Raum, daß es ein Erzeugniß der vorgeschrittenen byzantinischen Kunst sei. Mit dieser Anschauung vertragen sich freilich die ganz und gäben Ansichten über das starre Verharren des Byzantinismus vom Tode des Heraclius (641) bis zur Eroberung Constantinopels (1204) in keiner Weise, denn die Darstellungen der Kaiserdalmatica stehen in ihrer

Digitized by Google

Lebendigkeit und feinen Stilistik himmelhoch über jenen erstarrten langgezogenen Gestalten, die man vorzugsweise als byzantinisch zu bezeichnen gewohnt ist. Da giebt es nur zwei Auswege, entweder dem Byzantinismus auch eine lebensvolle Entwicklung zuzugestehen oder die Kaiserdalmatica nicht als ein Erzeugniß der byzantinischen Kunst anzuerkennen, Letzterer Ansicht neigt sich Weiß in seiner Costümkunde zu, mit Recht aber erhebt sich die Frage, wo sonst in dieser Periode überhaupt die Kunststätte zu suchen sei, welche die Zeichnung für die fragliche Stickerei hätte liefern können, wenn nicht eben Byzanz. Freilich könnte die Behauptung frischweg gemacht werden, daß die Kaiserdalmatica der abendländischen Kunst, und zwar jener Periode des 13. Jahrhunderts angehöre, in welcher eben in Italien ein frischer Kunstaufschwung sich geltend machte. Allein wie sollen wir bei dieser Annahme die griechischen Inschriften, wie den Bildcyklus erklären, welch' letzterer vorzugsweise nur der griechischen Kirche eigen ist. Unter diesen Umständen muß es einer erneuerten sorgfältigen Forschung vorbehalten werden, die Ansicht Falke's über jeden Zweifel zu erheben, der bei Besprechung der erwähnten Weißschen Costumkunde für die Entwicklung der byzantinischen Kunst, und zwar speciell in dem Zeitraume vom Anfange des 9. Jahrhunderts bis zum Beginne des 13. Jahrhunderts in die Schranken tritt und für diese seine Ansicht eine Reihe von Thatsachen aufführt, die volle Beachtung verdienen. Selbstverständlich schließt sich Falke der Zeitbestimmung Bocks vollkommen an. Daß aber rücksichtlich der chronologischen Feststellung eines der bedeutendsten Werke, welche die byzantinische Kunst zu Tage förderte, die Ansichten, nicht der Laien, sondern der eigentlichen Forscher noch auseinandergehen können, zeigt deutlich, daß auf diesem Gebiete noch viel nachzuholen ist und es eine jedenfalls eines eingehenden Studiums würdige Aufgabe wäre, auf Grundlage einer völlig erneuerten Forschung, wozu eben in neuester Zeit manche bisher unbeachtete Hülfsmittel geboten wurden, die Grundlage für eine Geschichte der Entwicklung der byzantinischen Kunst zu bereiten. So lange dieses Gebiet noch brach liegt, werden wir auch über eine Reihe damit parallel laufender Fragen, die für die Kunstgeschichte des Westens von hoher Bedeutung sind, nicht ins Reine kommen. Daß wir aber diesen Wunsch an dieser Stelle aussprechen und ihn an die Besprechung des Bock'schen Werkes knüpfen, dürfte kaum Wunder nehmen. Hat doch Bock in glänzender Weise dargethan, wie man einem Stoff gerecht werden kann, dessen Bearbeitung vor ihm kaum möglich schien; sollte einer gleichen Summe von Talent und Ausdauer nicht auch die von uns angeregte Frage werth sein?

Digitized by Google

Berthold Auerbach.

II.

R. Z. Vom „Spinoza" zum „Tolpatsch", Auerbachs erster Dorfgeschichte, ist ein großer Sprung; in die Zwischenzeit fällt sein Uebergang vom exclusiven zum Volksschriftsteller. An die Stelle der Schilderung der feinsten und verwickeltsten Geisteskämpfe, wie sie sich in der Seele des Dichters und Denkers vollziehen, trat von jetzt an die Darstellung der verhältnißmäßig einfachsten und natürlichsten Umstände, welche das innerhalb enggezogener Grenzen sich abspinnende Leben des Dörflers bestimmen. Seine Helden, die er vorher auf den Höhen der Menschheit gesucht, fand er nun in ihren Tiefen, aber zugleich unter ihren Füßen jenen festen Grund, welcher den ersteren bei ihren himmelstürmenden Flügen nur allzu häufig verloren geht.

Dieser hat ihn bewahrt, daß er nicht in den Fehler der älteren Idyllendichter verfiel, an die Stelle des wirklichen eine leere Abstraction des Volkes zu setzen. Jene glaubten das Volk darzustellen, wenn sie eine unmögliche Schäfer- und Hirtenwelt schilderten, gegen welche die wirkliche sich ausnahm, wie die Sennerin auf der Alm gegen ihre Copie auf der Burgbühne. Daß das Volk, je mehr es dies ist, desto mehr ein Naturproduct seines Bodens und seiner Geschichte sei, diese einfache Wahrheit ist seinen Darstellern im vorigen Jahrhundert, die sich an den Rousseau'schen Naturmenschen hielten, verborgen geblieben. Sie zuerst erkannt und verwerthet zu haben, darin liegt vielleicht das wesentlichste Verdienst der Voß'schen Idyllen, und eines, das nichts mit seiner sclavischen Nachahmung hellenischer Vorbilder zu thun hat. Seine Pfarrerfamilie in der „Luise" ist, vom Hexameter abgesehen, ein treues Conterfei seiner niedersächsischen Heimat; in seinen kleineren Idyllen hat er, in richtiger Würdigung, daß die Mundart mit zu der Naturbestimmtheit des Volkes gehöre, es nicht verschmäht, aller classischen Form zum Trotz, sich des Dialektes seiner plattdeutschen Landsleute zu bedienen. Wie sich die letzten Reste specifischer Stammeseigenthümlichkeit in den freien Bauerschaften des äußersten deutschen Nordens und des tiefsten deutschen Südens, bei Nieder-Sachsen und Ober-Schwaben, am reinsten erhalten haben, so ist, charakteristisch genug, dieser Volkston im Süden von Schwaben und Schweizern, von Hebel in seinem „Schatzkästlein" und in den „Alemannischen Gedichten", von Ulrich Hegner in der „Molkenkur" angeschlagen worden, ist auf die niedersächsischen Idyllen der westphälische Oberschulze, sind auf die schwäbischen Volksdichter „Schulmeisters Leiden und Freuden" von Jeremias Gotthelf und die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" von Auerbach gefolgt.

Zwischen das Erscheinen der letzteren und jenes des „Spinoza" fällt, was nicht zu übersehen ist, der „Münchhausen" Immermanns. Er markirt einen Wendepunkt, nicht nur für Immermann allein, sondern für die gesammte Litteraturrichtung der Zeit. Die bunte Wirthschaft der Phantasie und des satyrischen Humors machte darin

Digitized by Google

wieder zum ersten Male der charakteristischen Nachahmung der Wirklichkeit Platz Der letzte Romantiker schrieb in seinem leider letzten Romane der romantischen Willkür den Absagebrief und gab, nachdem er sich noch einmal in toll-spöttischer Laune ausgetobt, das erste classische Beispiel realistisch-plastischer Darstellung einer unverkünstelten Menschennatur. Wie in einem Gefäß, darin Oel und Wasser befindlich ist, schieden sich in diesem merkwürdigen Buche die krankhaften Elemente der Vergangenheit und die gesunden der Zukunft auch äußerlich von einander. Man konnte es wagen, die letzteren gesondert als „Oberhof" herauszugeben, ohne daß für den Leser der Abgang des „Münchhausen" bemerklich ward. Der dreiste Lügenspuck auf dem Schlosse Schnick-Schnack-Schnurr und die nackte, theils reizvolle, theils knorrige Wahrheit auf dem Oberhof verkündeten: jener den Abbruch einer alten, dieser den Anbruch einer neuen Litteraturepoche. Nach dem wüsten Hexensabath einer in dialektischen Wirbeln sich drehenden Uebercultur wirkte die plötzliche Entdeckung des von ihr unberührt gebliebenen Bauernstandes in seiner ursprünglichen Frische wie ein „Sonntag auf dem Lande". Nach dem Ritter und Bürger, dem Gelehrten und Künstler trat mit der kernigen Gestalt des westphälischen Freischulzen zum ersten Male das eigentliche „Volk" auf den litterarischen Schauplatz. Die in ihren Tendenzen längst demokratische Litteratur ward es endlich auch im Stoff und erstaunte selbst über den ungeahnten Reichthum, der von den Erntewagen des Dorfes in ihre nahezu erschöpften Speicher floß.

Der Immermann'sche „Oberhof" war kein Idyll, er war ein Roman aus dem Volke. Die geschilderten Gestalten gehörten keiner arkadischen Hirtenwelt, sondern dem wirklichen, specifisch dem norddeutschen Leben an. Er malte das Volk nicht ins Rosige und zog ihm statt seiner Lederhosen flatternde Schäfergewänder an, sondern stellte es treu mit seinen Vorzügen und Schwächen in der ganzen derben Unschuld seiner gesunden Urwüchsigkeit hin, an der das zerfahrene Zeitalter sich ein Beispiel nehmen konnte. Mit seiner künstlerischen Absicht verband er zugleich eine naturhistorische Tendenz, im Rahmen des Kunstwerkes ein Stück niedersächsischer Bauernnatur in seiner specifischen Eigenthümlichkeit abzuschildern. Seine Darstellung des Bauern war daher nicht für den Bauern bestimmt; dieser, der überhaupt wenig Vergnügen am Lesen zu haben pflegt, findet noch weniger daran, sich an sich selbst zu bespiegeln. Sie war in ihrer classischen Abrundung und charakteristischen Lebendigkeit für die Gebildeten berechnet, die des ästhetischen Genusses der künstlerischen Form und überdies des pathologischen Interesses an dem neu aufgeschlossenen Stoff einer bisher in ihren inneren Verhältnissen den Blicken der höheren Stände fast unbekannt gebliebenen Schichte der deutschen Bevölkerung fähig sind. Immermann dachte nicht daran, ein Volksschriftsteller zu werden, wie Hebel und Jeremias Gotthelf es sein wollten, d. h. ein Schriftsteller nicht über, sondern für das wirkliche Volk. Der lehrhafte und moralisirende Zweck des „Schatzkästleins", wie des Verfassers von „Uli der Knecht" und „Elsi die Magd" lag ihm, der vor allem Dichter und Darsteller war, in weiter Ferne. Seine didaktische Wirkung, wo sie wirklich erfolgte, beschränkte

Digitized by Google

sich auf die natürlich heilende Kraft, die jedem künstlerischen Gemälde unverkünstelter Menschheit von selbst, ohne Zuthat und Lehrton innewohnt.

In all' diesen Eigenschaften ist Auerbach Immermanns getreuester und glücklichster Nachfolger geworden. Auch sein Volksschriftstellerthum, das mit den „Dorfgeschichten" begann, ist zunächst nicht eins der Form, sondern dem Stoffe der Darstellung nach. Auch er ist viel zu sehr Poet, um wie Hebel und Bitzius nur Dorfschulmeister sein zu wollen; die Aufstellung lehrreicher Exempel für Bauern und Dienstboten liegt ihm weit seltener am Herzen, als die feingesponnene Durchführung psychologisch interessanter Charaktere aus der eigenthümlich gearteten Dörflerwelt. Auch er betrachtet das Volk nicht immer wie einen Acker, in welchen der Schriftsteller Samen streut, sondern oft wie eine Domaine, aus welcher der Dichter poetischen Unterhalt zieht. Jenem ist es ein heiliges Gut, das er pflegt und verwaltet; diesem ist es ein Schatz, dessen Goldadern er ausbeutet. Nur von dem Volksschriftsteller in jenem Sinn hat das wirkliche Volk, von dem Volksschriftsteller in diesem Sinn nur die um ein neues Gebiet der Darstellung bereicherte Kunst Gewinn.

Der „Volksschriftsteller" Auerbach hat diesen Doppelsinn wohl gefühlt, aber er hat ihm auch zu entgehen gesucht. Neben den reindarstellenden läuft eine zweite Reihe von Schriften ab, die vorzugsweise belehrenden Charakters sind. Seinen Dorfromanen für die feine, gehen seine „Volkskalender" für die niedere Welt parallel; wie in jenen an Immermann, den Volksmaler, schließt er in diesen an Hebel, den Volkslehrer, sich an. Durch jene ist es ihm geglückt, das „Volk" in Kreisen, wohin bis dahin keine Kunde seines Innern drang, populär zu machen; durch diese ist er selbst in den Kreisen des Volkes, wohin selten das Wort eines deutschen Schriftstellers sich verirrt, populär geworden. In der einen wie in der anderen Bedeutung des Wortes darf der „Volksschriftsteller" Auerbach sich keines gemeinen Erfolges rühmen.

Dennoch fällt der Schwerpunkt seiner schriftstellernden Thätigkeit schon der bloßen Zahl nach nicht auf die für das Volk selbst bestimmte Seite. Von den zweiundzwanzig Bänden, welche die vorliegende Gesammtausgabe umfaßt, gehören nur zwei der lehrhaften, alle übrigen der rein darstellenden Weise an. Die Romane der ersten schriftstellerischen Periode nehmen davon vier, die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" neun, die Perlen der Sammlung, „Barfüßele", und „Edelweiß" je einen, der Roman „Neues Leben" drei, „Deutsche Abende" und das Buch „Schrift und Volk", das Denkmal Hebels, wieder je einen Band ein. Nur der Rest entfällt auf das Hebel nachgeahmte „Schatzkästlein des Gevattersmannes". Es scheint auf der Hand zu liegen, daß die eigentlich künstlerische Richtung die wahre und dem Wesen des Verfassers entsprungene, die populäre die mit Bewußtsein eingeschlagene, um nicht zu sagen sich auferlegte sei. Der oft mißlungene Versuch, mitten aus einer durch und durch reflectirten Bildung heraus sich auf den naiven Standpunkt des Volkes herabzulassen, ist nach dem unübertroffenen Hebel keinem so wenig wie Auerbach mißglückt; dennoch fühlt es sich manchen seiner Schwänke, Streiche und lehrreichen Geschichten an, daß sie hinter dem Schreibtisch entstanden sind.

Digitized by Google

Ueber den Darsteller für das Volk hat nur dieses selbst eine Stimme; über den Darsteller aus dem Volke ist die Kritik längst einig. Wenn man die schwachen „Deutschen Abende" und den Roman „Neues Leben" ausnimmt, in welchem die freischöpferische Phantasie nicht selten der politisch-didaktischen Absichtlichkeit weichen muß, so giebt es unter den übrigen Erzählungen fast keine, welche nicht durch ihren inneren und äußeren Bau und die feine psychologische Detailmalerei für trefflich, und nicht wenige, welche in jeder dieser Beziehungen für meister- und musterhaft gelten müssen. Was unter dem breiträndrigen Bauernhut für hochfahrende und hochfliegende Gedanken sich entwickeln, was unter der groben Tuchjacke für harte und hochgesinnte Herzen sich bergen, was unter dem geflickten Strohdach für heitere Lust- und ernste Trauerscenen sich abspielen können, leuchtet aus diesen Dorfdichtungen mit einer Wahrheit hervor, die nicht bloß wie die Natur, sondern selber Natur ist. Im Erdgeschoß des socialen Gebäudes erschließt uns der Dichter an Charakteren und Situationen keine geringere Mannigfaltigkeit, als sie seinen Vorgängern die bel étage des vornehmen, das zweite Stockwerk des Bürger- und das Dachstübchen des Künstler- und Dichterstandes darbot. Im Mikrokosmus der Dorf- wiederholt sich die große Welt; der hochmüthige Aristokrat kehrt im ahnenstolzen Hofbauern, der einsame Freidenker im grüblerischen „Luzifer" wieder. Und dieser symbolische Zug, welcher die Wechselfälle des Dorflebens zu Sinnbildern des allgemein menschlichen Lebens macht, hebt das niedere Object über sich selbst hinaus und giebt ihm, der streng realistischen Darstellungsweise ungeachtet, eine ideale Bedeutung

In eine nähere Würdigung der einzelnen Dichtungen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die meisten derselben haben sich längst in der Lesewelt nicht nur des Inlandes eingebürgert, sie haben nicht etwa in die Leih-, sondern in die Familienbibliothek Eingang gefunden. Ihre Figuren, vom „Tolpatsch" bis zum „Wadeleswirth", vom „Veferl" bis zum „Lorle" sind Lieblingsgestalten in allen Gauen des Vaterlandes geworden und haben ihrem Schöpfer einen Ehrenplatz unter den Haus- und Familiendichtern des deutschen Volkes verschafft. Die Zahl der deutschen Schriftsteller, die eine Gesammtausgabe ihrer Schriften erleben, ist nicht Legion; aber die wenigen, welchen diese Gunst zu Theil wird, bilden die Ehrenlegion der deutschen Schriftstellerwelt. Mit dem Erscheinen der zweiten Ausgabe seiner gesammelten Schriften ist Auerbach in derselben zum Commandeurrang vorgerückt.

Digitized by Google

Ostafricanische Studien.

Von **Werner Munzinger.**

(Schaffhausen, 1864. Verlag von Friedrich Hurter.)

Angezeigt von **Dr. R. Perkmann.**

Africa ist der nächste Nachbarcontinent Europa's. Sein Nordgestade bildet eine integrirende Seite des welthistorischen Beckens des Mittelmeeres. Seine Beziehungen zu Asien wie zu Europa sind eben so verschieden als enge gewesen. Wie diese, so hatte auch jenes Staaten aufzuweisen, welche nicht nur zu den ersten der geschichtlichen Zeit, sondern auch zu den bedeutungsvollsten des Alterthumes gehörten. Mehr als einmal stand es auf dem Punkte, die Geschicke des Occidentes in die Hand zu nehmen. Erst nach Jahrhunderte langer Dauer endete der Weltkampf um die Weltherrschaft zu Gunsten unseres Continentes. Damit war aber auch für immer die Unabhängigkeit des Abendlandes vom Morgenlande entschieden.

Einzelne Theile Africa's zählten zu den hervorragendsten Culturstätten der grauen Vorzeit. Den volkreichsten und civilisirtesten Ländern Asiens und Europa's konnte das alte Africa eben so blühende Districte an die Seite stellen. Der Reichthum in den Stromgebieten des Euphrat, des Indus und Ganges ist in den heiligen Büchern sprüchwörtlich gewesen. Aber diese vermochten niemals wie die Gefilde am Nil sich zu Kornkammern für Länder dreier Welttheile zugleich zu erheben. Es hatte seine Stapelplätze so gut wie Asien und Europa. Ein reicher Kranz von großen See- und Handelsstädten schmückte den ganzen langen Küstenstrich von den Mündungen des Nil bis zu den Säulen des Hercules. Es hatte aber außerdem noch die gefährliche Rivalin Roms, die Prätendentin der Weltherrschaft, Karthago und, alle diese an Glanz, Wissenschaft und Verkehr weit überragend, die Wechselfälle von Jahrtausenden, das Steigen und Fallen ganzer Völker und Reiche überlebend, die stolze Tochter des großen Alexander.

Aber nicht bloß seine Küstengegenden zeigten ein so reges Leben. Auch viele seiner Binnenlandschaften standen in hoher Blüthe. Obwohl von den großen Wasserstraßen entfernt, hatten auch sie ihren Antheil an dem Weltverkehr, für dessen Strom sie reiches und werthvolles Materiale lieferten. Zwar haben unabsehbare Wüsten, verderbliche Elemente des Klima's, Völkerstämme mit fremdartigen Sprachen und Gewohnheiten, ohne Gesittung, und tausend andere Factoren den Verkehr mit dem Innern des Welttheiles sehr erschwert. Aber das Interesse, der Trieb nach Gewinn und die Unternehmungslust der handeltreibenden Völker waren auch hier wie allenthalben mächtiger als alle Beschwerden und Gefahren für Gut und Leben. Zahlreiche Karawanenzüge belebten die unabsehbaren Flächen.

Zu den materiellen Reizmitteln gesellten sich auch höhere Motive. Die Geschichte der Entdeckungsreisen in Africa ist so alt, wie die Geschichte des Abendlandes selbst. Schon mehr als zweitausend Jahre vor Bartolomeo Diaz und Vasco de

Digitized by Google

Gama haben phönicische und karthagische Seefahrer den Versuch gemacht, den räthselhaften Continent zu umschiffen. Aegyptische Könige, Pharaonen und Ptolomäer, haben sich nicht weniger großmüthig gezeigt, als später die Fürsten von Castilien und Portugal. Griechische und römische Geographen, Geschichtschreiber, Naturforscher und Philosophen, geleitet von lebhaftem Wissenstrieb, waren tief in das Innere eingedrungen.

Solche Thatsachen hätten zu der Erwartung berechtigen können, daß die Kenntniß des Welttheiles schon im Alterthume eine genaue und allgemeine gewesen sei. In Wahrheit sind aber alle diese Anstrengungen für die Nachwelt ohne nennenswerthen Erfolg geblieben. Der damaligen Zeit waren die Anforderungen einer wissenschaftlichen Länder- und Völkerkunde noch unbekannt. Das Meiste aber, was die alten Entdeckungsreisenden oder Africafahrer aufgezeichnet haben, mag der Zufall, neidisches Geschick, politisches Mißtrauen oder kaufmännische Eifersucht der Nachwelt für immer entzogen oder doch bis jetzt vorenthalten haben; denn Motive ganz gleicher Art sind es gewesen, welche auch in viel späteren Tagen, unter ganz anderen Verhältnissen die Erweiterung der Weltkunde sehr erschwerten. Eine unbestreitbare Thatsache bleibt es, daß Africa unter allen Continenten, außer dem Antipodenlande in der Südsee, bis in die neuere Zeit herab am wenigsten bekannt geworden ist.

Das welthistorische Auftreten der Araber schien einen neuen Wendepunkt für die Kenntniß Africa's herbeizuführen. Später wäre es Aufgabe der Portugiesen gewesen, auf dem von jenen vorgezeichneten Wege systematisch weiter zu gehen. Für sie standen die Vorbedingungen ungleich günstiger. Die Wissenschaft ihrer Periode, vorbereitet und gefördert durch persisch-arabische Gelehrte bot in Folge neuer Erfindungen und erhöhter Gesichtspunkte früher nie gekannte Hülfsmittel der geographischen Forschung dar. Aber sie haben, wie die Spanier, nur einen sehr kleinen Theil ihres weltgeschichtlichen Berufes erfüllt. Den Bestrebungen der Iberier hat von jeher gleichsam die höhere Weihe gefehlt. Was sie auf ihrer Bahn vorwärts trieb, war niemals die Cultur und die Civilisation als solche, sondern der materielle Gewinn, der augenblickliche oft nur scheinbare Nutzen. Diesem zu Liebe haben sie oft genug sogar die ersten und obersten Grundsätze der Humanität verläugnet. Allerdings waren ihre Entdeckungen epochemachend. Aber nicht ihnen gebührt das Verdienst, sie zu Zwecken der Wissenschaft benützt zu haben. Zum Schaden für letztere suchten sie dieselben vielmehr zu monopolisiren. So weit ihre politische Macht sich erstreckte, war den fremden Nationen der Zutritt in die neu aufgefundenen Territorien verschlossen. Das, was sie selbst aufzeichneten, wurde größtentheils nur für den Gebrauch ihrer Regierung aufbewahrt und blieb bis zur Gegenwart in den Archiven derselben begraben. Sie mußten vielfach erst aus ihren Besitzungen hinausgetrieben werden, um den gerechten Ansprüchen des erwachenden Geistes der europäischen Culturvölker Raum zu schaffen. Holländische, dänische und französische Völker traten dann immer zahlreicher und kühner auf. England, in Fragen des Alltagslebens nicht selten kleinlich wie kein anderes Volk, aber auch

Digitized by Google

größer als jedes andere, wo es sich um weitgreifende Pläne der Civilisation und der Weltcultur handelt, stellte sich an die Spitze dieser Angelegenheit. Schon im Jahre 1788 wurde in London die „Africanische Gesellschaft" gegründet, deren alleiniger Zweck die Erforschung Africa's in dessen gesammter Ausdehnung war.

Den Engländern würdig zur Seite, theilweise mit ihnen vereint und von da aus mit Hülfsmitteln versehen, schreiten auch deutsche Forscher rüstig vorwärts. Auch die deutsche Nation darf mit Stolz auf die Geschichte der Entdeckungsreisen in Africa hinblicken. Sie ist mit eben so zahlreichen als glänzenden Namen dabei vertreten.

Seit den letzten Decennien sehen wir diese friedlichen Eroberer des Welttheiles von allen Seiten in das Innere Africa's eindringen. Außer dem ältesten Terrain europäischer Forscher, Nordafrica überhaupt und der uralten Fahrstraße am Nil insbesondere, bilden schon die meisten großen Flußgebiete des Continentes, die des Niger, des Congo, des Oranje und des Zambese, sehr wichtige Adern für die geographischen Untersuchungen. Die Wasserbecken des Tschad, des Nyami, des Ukarewe oder Victoria-Nyansa, des Ujij und anderer Seen liegen bereits offen vor unseren Augen. Sie bilden die großen Ausgangspunkte zur weiteren systematischen Verfolgung der astreichen Stromläufe. Im Allgemeinen, kann man sagen, naht das große, vor Jahrtausenden begonnene Werk seiner Vollendung und es beginnt die große Aufgabe der Detailforschungen. Schon jetzt wird von verschiedenen Seiten Hand angelegt, um uns einzelne Districte, ihre geographisch-physikalische Beschaffenheit, die Bewohner mit ihren Sprachen, Sitten, Religionen, Rechtsverhältnissen, Lebensarten, kurz in ihrer gesammten Cultur nahe zu rücken.

Einer der verdienstvollsten Pionniere dieser Art in der jüngsten Zeit ist Werner Munzinger. Ein Sohn der europäischen Schweiz, hat Munzinger die Hochgebirge von Abyssinien, die africanische Schweiz, zum speciellen Gegenstande seiner Studien gewählt. Schon durch andere wissenschaftliche Abhandlungen, namentlich durch seine Schrift über „Recht und Sitten der Bogos" als sachkundiger, unbefangener und tiefsinniger Darsteller der inneren Verhältnisse, des socialen und ethischen Lebens jener Stämme bekannt, bietet er jetzt den Lesern die reichen Ergebnisse seiner Beobachtungen auf seiner jüngsten Reise und während eines längeren Aufenthaltes in mehreren Districten des Nordens von Abyssinien. Bereits seit Jahren in Folge mehrfacher Wanderungen durch jene Gegenden mit Land und Leuten vertraut, in ihren Idiomen bewandert, betheiligte er sich zuletzt an der deutschen Expedition zur Auffindung des unglücklichen Dr. Vogel, um bei dieser Gelegenheit seine vorausgegangenen Forschungen fortsetzen und erweitern zu können.

In Massua, dem Hafenplatze am rothen Meere, schloß er sich der Expedition an. Am 13. Juli 1861 brach man über die Lebkastraße nach Keren auf. Hier wurde der Verlauf der Regenperiode abgewartet. Darauf folgte der Besuch des Landes der Marea, im Norden von Keren gelegen, dessen Ergebnisse einen anziehenden Theil des vorliegenden Werkes ausfüllen. Dann setzte die Gesellschaft die Reise nach Abyssinien selbst fort, längs des Flusses Anseba aufwärts bis Thasega,

Digitized by Google

am Ursprung des Mareb vorbei nach Godofelassie und gelangte weiterhin, immer in der Richtung nach Süden, bis zum Dorfe Mai Scheka, am äußersten Abhange des Saran. Hier trennte sie sich. Herr v. Heuglin und Dr. Steudner wanderten weiter gegen Süd-Abyssinien, Munzinger dagegen, von Herrn Th. Kinzelbach begleitet, wendete sich durch das Gebiet der Bazen und der Barea über Algeden nach Kassala. Die wissenschaftlichen Resultate dieses Theiles der ganzen Reise bilden die umfangreichste und ausgezeichnetste Partie des Buches. Von Kassala aus begab sich unser Forscher über Chartum nach Kordofan, mußte aber nach kurzem Aufenthalte wieder die Rückreise antreten, jedoch nicht ohne werthvolle Beobachtungen, namentlich über die Ethnographie Kordofans gemacht zu haben. Die Mittheilung derselben bildet den Schluß des Werkes.

Die geographische Lage des durchwanderten Landstriches zeigt, welche wichtigen Interessen sich an denselben knüpfen. Hier berühren sich Aegypten und Abyssinien. Hier suchen sich der Islam und das Christenthum gegenseitig den Rang abzulaufen. Die Stellung der Grenzvölker ist fest bestimmt. Von beiden Seiten abhängig, gehörten sie bisher eigentlich keinem der Reiche wirklich an. Und wenn sie auch allmälig mehr der ägyptischen Herrschaft unterthan werden, so sind sie doch zu weit vom Mittelpunkte dieses Staates entfernt, um die wenigen Vortheile zu genießen, welche die Abhängigkeit mit sich bringen mag. So sind sie beiden Staaten fremd geblieben, wurden wohl besteuert, aber nicht regiert. Diese Lage bot ihnen die Möglichkeit, ihr eigenthümliches Leben, ihre angestammte Sitte mit ihren alten Rechten und Gewohnheiten treu zu bewahren.

Da aber die beiden genannten Monarchien, je fester sie sich gestalten, einander um so näher rücken, so wird die Nordgrenze Abyssiniens den Schauplatz des bevorstehenden Kampfes abgeben müssen. Der Kampf der rohen Gewalten wird dann diese Völker, die im Wege stehen, erdrücken und das Grenzland zu Einer großen Wüste machen. So sehen wir Kordofan von Darfor, Darfor von Wadai durch Wüsten getrennt, weil kein Staatsvertrag die Grenzen schützt. Wenn aber Abyssinien sich zum Range einer civilisirten Macht emporschwingt, dann wird die gegenseitige Berührung eine heilbringende sein. Die Grenzvölker, welche sich jetzt unbeachtet am Rande des Hochgebirges ausdehnen, sind dazu bestimmt, die Vermittler zwischen beiden zu werden.

Um die Situation dieser Grenzvölker besser zu begreifen, muß man sich die Lage beider Staaten, von denen sie berührt werden, klar machen. Der Vergleich liegt in der Natur selbst, welche in diesem Wechselverhältniß zwischen Abyssinien und Aegypten einen gewissen freundlichen und feindlichen Dualismus bedingt. Beide sind Nil-Länder; doch liegt das eine an der Quelle, das andere an der Mündung des Stromes. Beide berühren das rothe Meer; das eine beherrscht dessen nördliches, das andere sein südliches Ende. Beide sind zu hoher Cultur geeignet, Abyssinien durch seine hohe Lage und die reichlichen Regen, Aegypten durch den Nil selbst. Die beiden Länder standen von jeher in einem gewissen Verkehr mit einander Dahin deuten die Ruinen mehrerer Städte und die Ansiedlungen

Digitized by Google

der Griechen am rothen Meere. Es waren ägyptische Griechen, welche das Christenthum nach Abyssinien brachten, und noch jetzt ist dieses von der Mutterkirche, dem Stuhle des h. Markus, abhängig. Allerdings stehen sich, seitdem Aegypten den Islam angenommen, die beiden auch religiös feindlich gegenüber. Wir sehen ferner in Aegypten seit undenklichen Zeiten den Staat, wie er das Individuum herabwürdigt, während in Abyssinien die zerrissene, gebirgige Natur des Bodens die Einheit verhindert und den Staat als solchen auf ein Minimum reducirt. Deßhalb konnte es dem starken Mohammed Ali nicht schwer gelingen, Aegypten zu regieren, während Theodoros in Abyssinien noch immer mit sehr zweifelhaftem Erfolge die Anarchie zu bekämpfen hat.

Je wichtiger nun diese Stellung der beiden Staaten und der dazwischen wohnenden Völkerstämme für die nächste Zukunft ist, je mehr wir auch hier den Wettkampf zwischen englischem und französischem Einflusse verfolgen können, desto größer ist das Verdienst, welches sich Munzinger durch seine Darstellungen erworben hat. Mit vollem Rechte bezeichnet er sein Werk als „Studien". Es ist keine Beschreibung seiner Reisen selbst, was er uns bietet, noch beschäftigt er nach Art mancher Reiseschriftsteller die Phantasie der Leser durch Aufzählung pikanter Abenteuer, Erlebnisse und Anekdoten, wie sie jedem Touristen, in jedem Lande, bei jedem Volke begegnen können Die eigene Person steht bei ihm ganz im Hintergrunde. Er zeigt uns dafür das Object seiner Forschungen und Studien nach allen seinen verschiedenen Seiten. Er bleibt nicht dabei stehen, die socialen, ethischen, rechtlichen und religiösen Verhältnisse der betreffenden Völkerstämme, deren Sprachen und Beziehungen darzustellen, wie sie gegenwärtig sind, sondern verfolgt sie auch bis in ihre frühesten Stadien nach ihrer gesammten geschichtlichen Entwicklung und Eigenthümlichkeit, so daß der denkende Leser das wohlgeordnete Ganze eines interessanten Culturbildes vor sich hat. Und so bilden Munzingers „Ostafricanische Studien" eine eben so wesentliche als erfreuliche Bereicherung der Wissenschaft über einen auch für Europa sehr wichtigen Landstrich.

Möge es dem emsigen und tüchtigen Forscher noch lange gegönnt sein, seine erfolgreichen Untersuchungen fortzusetzen und auch über andere Gebiete auszudehnen!

Ein Skizzenbuch von Beethoven.

Beschrieben und in Auszügen dargestellt von **Gustav Nottebohm.**

(Leipzig 1865, bei Breitkopf u. Härtel.)

Diese soeben erschienene Broschüre bietet in ihrem bescheidenen Umfang von 43 Seiten dem Musiker mehr Anziehendes und Lehrreiches, als mancher dicke

Digitized by Google

Foliant. Herr Nottebohm, der gründliche und vielseitig gebildete Musikkenner, durch dessen Anstellung als Archivsdirector die „Gesellschaft der Musikfreunde" kürzlich eine so werthvolle Acquisition gemacht hat, führt uns durch die vorliegende Publication thatsächlich „in die Werkstätte des Meisters" und läßt uns, so weit dies überhaupt möglich ist, zusehen, wie Beethoven arbeitete. Beethoven pflegte sich nämlich stets eines sogenannten „Skizzenbuches" zu bedienen (das er auch bei Spaziergängen immer bei sich trug), um seine musikalischen Gedanken sofort niederzuschreiben. Ein solches Skizzenbuch wurde bei der Versteigerung des Beethoven'schen Nachlasses vom Klaviermacher Stein gekauft und ist gegenwärtig im Besitz des Componisten Herrn Keßler; es bildet den Gegenstand der vorliegenden Monographie. Das Originalskizzenbuch ist ein Heft in Querfolio von 192 Seiten und mit 16 Notenzeilen (Liniensystemen) auf jeder Seite, durchgängig angefüllt mit Entwürfen von Beethovens Hand. Nottebohm weist aus äußeren und inneren Merkmalen nach, daß dies Skizzenbuch in der Zeit vom October 1801 bis Mai 1802 niedergeschrieben wurde. Da dies, in festen Pappendeckel gebundene Skizzenbuch vollständig ist, nirgends ein aus- oder abgerissenes Blatt zeigt und von Beethoven offenbar in der Ordnung fortlaufend benützt wurde, wie es vorliegt, so gewährt es sichere chronologische Aufschlüsse und eine unausgesetzte Beobachtung von der Arbeitsweise des Meisters. Man sieht daraus, daß Beethoven in der Regel eine neue Composition in Angriff nahm, bevor die erste fertig war. „So wie ich jetzt schreibe, mache ich oft drei, vier Sachen zugleich", heißt es in einem Briefe Beethovens an Wegeler. Man sieht ferner, daß trotz solchen Durcheinanderarbeitens Beethoven von Anfang an über ein zu erreichendes Ziel klar war, daß er dem ersten Concept treu blieb und die einmal erfaßte Form bis ans Ende durchführte. Dies war die Regel, es kommen aber auch einige merkwürdige Ausnahmen in dem Skizzenbuch vor, wo Beethoven im Verlauf einer Arbeit auf eine ganz andere Kunstform gerieth als anfangs vorgenommen war.

Nottebohm hat nicht das ganze Skizzenbuch abgedruckt, sondern mit vollem Rechte nur solche Skizzen ausgewählt, welche in künstlerischer Hinsicht bemerkenswerth erscheinen. Die mitgetheilten sind aber vollständig und genau so publicirt, wie sie im Skizzenbuch zu lesen sind. Den Anfang machen Tänze, wahrscheinlich zur Aufführung in den k. k. Redoutensälen bestimmt. Dann folgen mehrere Entwürfe zu dem „Opferlied" von Mathisson, zu „Bagatellen" und „Contretänzen", endlich volle eilf Seiten ununterbrochener Arbeiten zum letzten Satz der D-dur-Symphonie. Sie bilden wohl den interessantesten Bestandtheil des Skizzenbuches. Sehr anziehend sind auch die verschiedenen Entwürfe zu den Klaviersonaten in A-dur (op. 30) und D-moll (op. 31), dann zu den Violinsonaten op. 47 (die sogenannte „Kreutzer'sche") und op. 30 (C-moll). Absolut neu und in keinem der Beethoven'schen Werke verwendet ist ein schönes Fragment zu einer „zweiten Sonate" in A-moll.

Wir müssen uns weitere Andeutungen über diese Skizzen versagen, die ja nur durch eigene Anschauung interessiren und belehren können. In seinen Erläu-

Digitized by Google

terungen und Bemerkungen beschränkt sich Nottebohm absichtlich auf das Nothwendigste, unmittelbar zur Sache Gehörige; wir hätten ihn mitunter gern mehr hervortreten und länger sprechen sehen. Nicht genug zu rühmen ist die wissenschaftliche Correctheit, die historische und philologische Strenge, mit welcher Nottebohm die ganze Untersuchung führt, jede unsichere Conjunctur von sich weisend und nichts aussagend, was er nicht sofort mit unwiderleglichen Gründen erhärtet. Obwohl der Werth und die Bedeutung dieser Publication jedem Musiker und gewiß dem Herausgeber vor allem zweifellos ist, warnt er doch selbst in der Vorrede vor allzu großen Erwartungen. „Ist das nun einmal festgestellt", sagt Nottebohm, „daß Beethoven nach keiner Schablone arbeitete, so ist es auch wohl einleuchtend, daß die Skizzenbücher das innere Gesetz, von dem sich Beethoven beim Schaffen leiten ließ, nicht offenbaren werden. Es ist wohl wahr, daß die Skizzenbücher, wo alles schwankend und gleichsam beweglich erscheint, was in dem Tonstücke fest und unveränderlich dasteht, manchen Vorgang in Bezug auf Entstehung, Erfindung, Gestaltung u. dgl. enthüllen. Aber darüber muß man klar sein, daß sie auch manches verschweigen, und daß wir von allem was organisch heißt, aus ihnen am allerwenigsten erfahren". Das heißt verständig und ehrlich gesprochen.

Das „Skizzenbuch", das wir allen Beethoven-Freunden und insbesondere angehenden Componisten empfehlen, ist musterhaft correct und schön gedruckt.

E H.

Kurze kritische Besprechungen.

Bartsch, Karl: Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts; eine Auswahl. Leipzig 1864, Göschen.

r. Die Texte, die uns in vorliegender Auswahl, über welche diese Blätter bereits eine kurze Notiz brachten, geboten werden, bezeichnen, wo der Herausgeber nur von der Hagen zum Vorgänger hatte, wohl durchweg einen Fortschritt in der Kritik, wo dies nicht der Fall war, werden Fortschritt und Rückschritt, gegen einander aufgerechnet, kaum einen Ueberschuß des ersteren ergeben. Denn die Zärtlichkeit für alle in Handschriften überlieferten Lautbezeichnungen, welche geeignet sind, der Sprache ein bunteres Ansehen zu geben, vermögen wir dem Herausgeber nicht zu sonderlichem Verdienste anzurechnen, und sein Verfahren, manchen Dichtern auf wenige mundartliche Reime hin sofort in allem und jedem das Gepräge dieser Mundart aufzudrücken, so wie die durchgeführte Umlautlosigkeit einiger älterer Lieder halten wir für unrichtig. Seine Behandlung der Lieder Heinrichs v. Veldeke kann man billigen, ohne darum eine Behandlungsweise, die an dem überlieferten Dialekte nur so viel ändert, als um der Reinheit der Reime willen geboten erscheint, ganz zu verwerfen. Jene wird immer in einer ziemlichen Anzahl von Fällen sich nach subjectivem Gutdünken entscheiden müssen, diese die Lieder mindestens in einer Gestalt geben, in der sie gewiß die Mehrzahl von des Dichters Zeitgenossen zu

Digitized by Google

hören bekam. Einzelheiten zu discutiren ist hier nicht der Ort. Doch nehmen wir mit Befriedigung davon Act, daß der Herausgeber die dem Kaiser Heinrich zugeschriebenen Lieder, entgegen seiner eigenen früheren Meinung, jetzt mit Lachmann und Haupt unter die namenlosen eingereiht hat.

Die Einleitung giebt eine Uebersicht der altdeutschen lyrischen Dichtung, deren Verdienst in der Sichtung von der Hagen'scher Verwirrungen besteht, mit litterarischen Nachweisungen, welche zwar noch vollständiger sein könnten als sie sind, denen wir aber die Kenntniß einiger, wenigstens uns bisher unbekannter Programme verdanken. Der allgemeine Theil dieser Einleitung verräth, wir dürfen es nicht verhehlen, einen empfindlichen Mangel an historischem Sinn, wie denn die vortreffliche Ausführung von Gervinus über die Minnesänger, worin die besten und größten Seiten seiner Geschichtsschreibung sich vereinigt zeigen und auf welcher fortzubauen wir für die oberste Aufgabe einer jeden eingehenden Beschäftigung mit den altdeutschen Lyrikern halten, für den Herrn Herausgeber so gut wie nicht geschrieben zu sein scheint.

Da alles, was das vorliegende Buch an wirklicher Förderung der Wissenschaft enthält, in anderer Form uns weit bequemer und kürzer hätte vorgelegt werden können, so dürfte es nicht eigentlich für Gelehrte, und da der Herausgeber durch seine Theilnahme an den Brockhaus'schen „Deutschen Classikern des Mittelalters" sich zu anderen Grundsätzen in Bezug auf die Belehrung des nicht fachgenössischen Publicums bekannt hat, auch nicht für dieses letztere, sondern wohl für Universitätsvorlesungen bestimmt sein. Die Brauchbarkeit zu einem solchen Zwecke aber müssen wir ihm leider durchaus absprechen. Denn wie soll Methode der Interpretation, Methode der Textes-kritik, Methode der litteraturgeschichtlichen Forschung gelehrt werden an unvollständigem Material? Was würde man sagen, wenn jemand eine Auswahl aus Horaz, Catull, Tibull, Properz zum Universitätsunterrichte veranstaltete? Höchstens wer für besondere Vorlesungen über Geschichte der altdeutschen Lyrik einer eigenen Beispielsammlung zu bedürfen meint, wird sich des vorliegenden Werkes mit Vortheil bedienen: und auch er nur dann, wenn er bei wichtigen und streitigen Punkten darauf verzichten will, durch Vorlegung der ganzen Untersuchung seine Zuhörer zu überzeugen.

Slavische Blätter. Redigirt von Abel Luksić. Wien 1865, Erstes Heft, **K. Czermak.**

V. Das erste Heft der „Illustrirten Monatshefte für Litteratur, Kunst und Wissenschaften, für öffentliches und gesellschaftliches Leben, für Länder- und Völkerkunde, für Geschichte, Belletristik ꝛc. der slavischen Völker" entspricht nicht den rege gemachten Erwartungen. Bunt genug ist der Inhalt, aber so wenig anziehend, daß die Zeitschrift, wenn ihre ferneren Hefte diesem ersten ähnlich bleiben, wohl nicht viel dazu beitragen wird, die verschiedenen Glieder der slavischen Völkerfamilie einander näher zu bringen und den anderen Nationalitäten die Kenntniß des Slaventhums zu vermitteln. Die letztere Aufgabe ist eine um so dankbarere und eine um so leichter auszuführende, als wir Nichtslaven hier in der That einer fast ganz fremden Welt gegenüberstehen. Und daß ein Unternehmen solcher Art in Deutschland schnell Verbreitung finden kann, lehrt das Gedeihen der freilich sehr gut redigirten „Nordischen Revue" Wolfsohns. Selbstverständlich müßte das Hauptaugenmerk auf das ethnographische Element gerichtet werden, und gerade dies ist in den „Slavischen Blättern" nur höchst dürftig vertreten. Um so reichlicher das biographische, aber wie: Anstatt uns z. B. hervorragende Persönlichkeiten der national-polnischen Bühne vorzuführen, geben sie eine lange, in die maßloseste Lobhudelei ausartende Biographie Dawisons, der allerdings von jüdischen Eltern in Polen geboren

Digitized by Google

ist, als Künstler aber doch entschieden zu den deutschen gezählt werden muß. Auch Ander erhält hier seinen Nekrolog, weil er aus einem mährischen Dorfe stammt und — „mit Landsleuten nie anders als in seiner Muttersprache" gesprochen haben soll. Ungebührlich viel Raum ist den Angelegenheiten der Wiener Slovanská Beseda und des slavischen Männergesangvereines gewidmet, während „vom polnischen Büchertisch" ganz schätzbare Mittheilungen gemacht werden. Ein eigenthümliches Ungeschick äußert sich in der Vertheilung der Illustrationen; so ist das Bildniß des Malers Jaroslav Čermak „Reisebildern aus Galizien" eingefügt, Dawisons Bild begleitet Čermaks Biographie, städtische Trachten in Croatien und Slavonien (zwei große Bilder, welche sich sehr wohl hätten in ein kleines zusammendrängen lassen, da derselbe Anzug ein Halbdutzendmal wiederkehrt) unterbrechen die Aufsätze über Dawison und die Lemberger Bühne und zu dem Nekrologe des Dichters Sienkiewicz ist das Portrait Anders gegeben. Für eine solche Confusion fällt bei einer Zeitschrift in Heften jede Entschuldigung fort, welche die großen illustrirten Zeitungen geltend machen können.

---

* Eine illustrirte Zeitschrift zur Entlarvung von Falschmünzern ist gewiß ein origineller Gedanke und in der That ist ein solches Unternehmen in Leipzig ins Leben getreten. Der Herausgeber ist einer der competentesten Männer in dieser Hinsicht: Buchhändler Adolf Henze, der bekannte Handschriftenkenner und „Deuter" der „Illustrirten Zeitung," beim Leipziger Bezirksgericht als Fachmann für Handschriftenkunde angestellt. Soeben erschien Nr. 1 dieses „Illustrirten Anzeiger über gefälschtes Papiergeld und unechte Münzen. Nach amtlichen Quellen herausgegeben." Die uns vorliegende Nummer enthält im Haupt- und Beiblatte Text und Abbildungen in Holzschnitt und Tondruck. Eine falsche hannöversche Zehnthalerbanknote ist da u. A. dargestellt, an welcher alle Einzelnheiten der Fälschung deutlich gemacht sind, dann sind auch Illustrationen über unechte preußische Einthalerstücke u. s. w. darin enthalten. Der Text beschreibt und nennt nicht nur Papiergeld, das in nächster Zeit werthlos wird, ebenso gefälschte Zinscoupons, verfallenes oder außer Cours gesetztes Papiergeld, sondern beschreibt und illustrirt auch die neueste Münzkunde, neue Prägungen aus England, Italien, Rußland und Frankreich.

* Man hat soeben eine nicht unwichtige litterarische Entdeckung in Beziehung auf Frau v. Maintenon gemacht. Es sind nämlich handschriftliche Bemerkungen von Louis Racine aufgefunden, welche den Ursprung der im vorigen Jahrhundert von La Beaumelle veröffentlichten Briefe der Frau v. Maintenon enthalten und nachweisen, daß diese Briefe zum Theil gefälscht, zum Theil vom Herausgeber ganz erfunden sind, so daß die bekannten Züge dieser berühmten Frau, die sprüchwörtlich gewordenen historischen Redensarten, ja selbst manche Thatsachen aus ihrem Leben nichts weiter wären, als nach neuerer Manier angefertigte Romanbruchstücke.

Diese handschriftlichen Noten, seit mehr als einem Jahrhundert in einer Privatbibliothek vergraben, sind selbst Voltaire unbekannt geblieben und erst jetzt von Herrn Théophile Lavallée aufgefunden, der sie nächstens veröffentlichen wird. Ueber die Echtheit dieser Noten, welche durch die Briefe La Beaumelle's selbst noch unterstützt werden, kann ebensowenig ein Zweifel bestehen, als über die Behauptungen, welche sie enthalten. Dadurch aber werden die historischen Angaben über Frau von Maintenon bedeutend geändert, alles was über sie selbst in der neuesten Zeit geschrieben worden, wird umge-

Digitized by Google

wandelt oder vernichtet, und endlich kann man hoffen, die Wahrheit über diese so mannigfach beurtheilte Persönlichkeit zu erfahren.

---

* Der böhmische Kunstverein hat das Programm seiner diesjährigen Ausstellung in Prag veröffentlicht. Dieselbe beginnt am 23. April und endet mit dem 11. Juni. Die auszustellenden Gegenstände müssen bis zum 9. April eingeschickt werden.

* Aus Brüssel wird geschrieben: Trotzdem, daß in diesem Jahre in Belgien eine Reihe von Kunstausstellungen, wie in Gent, in Brüssel, in Courtrai u. s. w., in Aussicht stehen, hört man nichts von bedeutenden Staffeleibildern der vorzüglichsten Meister. Die monumentale Malerei hat dahingegen einen erfreulichen Aufschwung genommen. Ley ist mit seinen Compositionen aus der Geschichte der Stadt Antwerpen für das Antwerpener Rathhaus beschäftigt, Nik. Dekeyser malt Momente aus der vlaemischen Kunstgeschichte zum Schmucke des Akademiegebäudes in Antwerpen, Gueffens und Swerts, welche die Fresken der neuen Kirche des h. Georg in Antwerpen beinahe vollendet, beschäftigen sich mit den Entwürfen zu den Fresken der Kaufhalle in Ypern, und Slingeneyer hat eine Reihe historischer Vorwürfe zum Wandschmucke des Palais-ducal in Brüssel gemalt.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Ein von der französischen Akademie gekröntes Werk über den h. Augustin ist unlängst im Druck erschienen und führt den Titel: „La philosophie de Saint Augustin, par Nourrisson". Es behandelt in zwei Theilen nach einer kurzen Einleitung die Philosophie St. Augustins, indem es zuerst eine Exposition und dann eine Kritik derselben giebt. Die Capitel der Exposition heißen: la Certitude, l'Ame, Dieu, le Monde, la Liberté und la Cité de Dieu ou la morale. Nourrissen hat früher schon Bücher über die Philosophie Leibnitz' und Bossuets und eine Reihe kleinerer philosophischer Abhandlungen veröffentlicht. — Das Werk Bizouards: „Des rapports de l'homme avec le démon" ist jetzt mit dem sechsten Bande geschlossen. Eine gelehrte Abhandlung in sechs dicken Bänden über die Beziehungen des Menschen zu der Geisterwelt und speciell zu dem bösen Geiste ist in unserer Zeit immerhin eine merkwürdige Erscheinung.

Die Geschichte Cäsars vom Kaiser Napoleon hat eine Bewegung verursacht, welche voraussichtlich eine ganze Litteratur heraufbeschwören und die Aufmerksamkeit der Lesewelt für längere Zeit auf die römische Geschichte lenken wird. Die Prachtausgabe der „Histoire de César", in der Imprimerie impériale in einem großen Quartband mit Karten und dem Portrait Cäsars nach einer Composition Ingres gedruckt, ist bereits vergriffen, ebenso die erste Ausgabe in Octav. Die deutsche Uebersetzung und die englische liegen gleichfalls vor. Was die Eleganz der äußeren Ausstattung anbelangt, so finden wir, daß das Wiener Product sowohl das französische Original, wie die englische Uebersetzung übertrifft.

Dem kaiserlichen Autor ist in der Behandlung desselben Gegenstandes am schnellsten Lamartine mit einem „Vie de César" in einem Bande gefolgt. Die Ansichten und Schlüsse Lamartine's stehen jenen des Kaisers Napoleon fast diametral entgegen, wobei noch hervorgehoben werden muß, daß Lamartine nur in allgemeinen Zügen die Lebensgeschichte Cäsars giebt und mehr die politische Seite der Biographie betont. Ferner gaben Alex. Bertrand und General Creuly heraus: „Commentaires de

Digitized by Google

J. César, guerres des Gaules, traduction nouvelle, avec le texte, accompagnée de notes topographiques et militaires et d'un index biographique et géographique très developpé", zwei Bände. Zugleich taucht ein anderer stattlicher Band: „Jules César en Gaule, par Jaques Maissiat" auf, so wie ein Buch, das Napoleons I. Geschichte Cäsars (nach den Aufschreibungen von St. Helena) enthält.

Dies nebst einigen kleineren Broschüren sind die Producte der ersten Woche nach dem Erscheinen der „Histoire de César". Wir fürchten nicht, falsch zu prophezeien, wenn wir noch einige Dutzend Bücher über denselben Gegenstand in der nächsten Zeit in Aussicht stellen. Die Speculation pflegt ein solches Ereigniß mit aller Gründlichkeit auszunützen und sich nicht eher zu beruhigen bis alles Interesse erschöpft ist.

Ein sehr ausführliches Werk über Eisenbahnen hat zu erscheinen begonnen. Es führt den Titel: „Traité pratique de l'entretien et de l'exploitation des chemins de fer, par Ch. Goschler", soll sechs Bände umfassen und alle Zweige des Eisenbahnwesens, Bau, Maschinen, Administration, Finanzen ꝛc. behandeln. Der erste Band: „Service de la voie", mit vielen Abbildungen im Text, liegt bereits vor.

Von der sogenannten schönen Litteratur läßt sich nicht viel Tröstliches aus der neuesten Zeit berichten. Ein neuer Roman von George Sand: „Confessions d'une jeune fille" mag wohl das Bedeutendste aus der Romanlitteratur sein. Ihm zunächst stehen vielleicht: „Les Jaloux, par J. A. Gondrecourt" und „Journal d'un flaneur, par Noviac", beides Verfassernamen von gutem Klang. Auch Montépin hat wieder einen längeren Roman: „Les Pirates de la Seine" in drei Abtheilungen vollendet. Schließlich erwähnen wir noch die: „Mémoires de Thérésa, écrits par elle-même". Therese ist die in Paris sehr bekannte Sängerin eines Café chantant, deren Gesangsvorträge allabendlich die Pariser beim Glase Bier oder Punsch entzücken. Die Dame ist in ihrem Genre von „weittragender Bedeutung", den ein Cafetier bezahlte ihr einen Jahresgehalt von 40.000 Francs und da ein anderer Cafetier 50.000 bot, so brach Therese ihren Contract und lud sich und ihrem neuen Kornak einen Proceß auf den Hals. Therese meint, sie könne einst plötzlich ihre Stimme verlieren und wolle sich daher mit obigen Memoiren ein dauerndes Denkmal setzen. Die Lorbeeren, welche sich einst Rigolboche mit ihren Denkwürdigkeiten gepflückt, lassen, wie man sieht, andere Größen nicht schlafen.

Sitzungsbericht.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 8. März 1865.

Die Classe erhält eingesandt:

a. von dem löblichen Landesausschuß von Salzburg weitere 11 Stücke Urkunden zum Gebrauche der Commission für Herausgabe österreichischer Weisthümer.

b. Von Herrn Prof. Dr. Julius Fürst in Leipzig ein lithographirtes Exemplar seines Aufsatzes: „Mein wissenschaftlicher Rechenschaftsbericht. Ein Rückblick über drei Jahrzehnte meines Wirkens".

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Dr. Th. Sickel legt vor: „Beiträge

Digitized by Google

zur Diplomatik. V. Die Immunitätsrechte nach den Urkunden der ersten Karolinger bis zum Jahre 840."

Der Verfasser handelt zunächst von der Immunität als Vorrecht und sucht die Vorbedingungen derselben festzustellen. Aus der Vergleichung der Urkunden gewinnt er dann das Ergebniß, daß die Immunität in jener Zeit eine feststehende Norm von Rechten ist, und daß in allen betreffenden Diplomen dieselben Einzelbestimmungen enthalten sind. Im letzten Abschnitte werden die von der Immunität nicht berührten Verhältnisse der Immunitätsherrschaften dargestellt. Als Anhang I folgt ein Excurs über den Titel dux in den officiellen Schriftstücken der ersten Karolinger und in einem zweiten Anhange werden 14 bisher unedirte Diplome von Pippin, Carlomann, Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen mitgetheilt.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 9. März 1865.

Der Secretär giebt Nachricht von dem am 5. März erfolgten Ableben des inländischen correspondirenden Mitgliedes Herrn Heinrich Schott.

Sämmtliche Anwesende geben über Einladung des Herrn Vorsitzenden ihr Beileid durch Aufstehen kund.

Das wirkliche Mitglied Herr W. Ritter v. Haidinger legt einen Bericht „über eine sehr anziehende Wahrnehmung und Untersuchung des Herrn k. k. Prof. Dr. A. Kerner in Innsbruck vor, eine Neubildung von Schwefelkupfer in vergilbtem Papier alter Bücher, welche ihm derselbe mitgetheilt hatte".

Herr Universitätsbibliothekar E. Kögeler hatte auf den vergilbten Papierblättern alter Bücher in der Bibliothek ganz eigenthümliche schwarze Flecken bemerkt und dieselben Herrn Prof. Kerner zur Ansicht vorgelegt. Letzterer fand bei genauer Betrachtung, daß sie die Form von außerordentlich zarten Dendriten besitzen, der Durchmesser der größten, welche er zur Ansicht einsandte, beträgt etwa 2 Linien oder 5 Millimeter, aus einem Mittelpunkte nach allen Richtungen auseinander laufend. Sie durchdringen die Masse des Papiers und sind an beiden Seiten sichtbar, doch immer an einer derselben deutlicher. Unter dem Mikroskope zeigte sich eine schwarzbraune ziemlich homogene Masse. Eine erste Vermuthung Kerners, er könnte es mit einem Pilz oder einer Alge zu thun haben, wurde bald dadurch widerlegt, daß sie in einer ozonisirten Atmosphäre, täglich mit destillirtem Wasser befeuchtet, unverändert blieb. Aber nach einiger Zeit zeigte sich das Papier in der Umgebung der dendritischen Flecke bläulich gefärbt. Dies erregte die Voraussetzung eines Kupfergehaltes, der sodann auch wirklich nachgewiesen wurde. Eisen ließ sich nicht nachweisen. So schloß denn Herr Prof. Kerner auf Kupferglanz. Man hatte diese Dendriten auf 11 verschiedenen Büchern bemerkt, von den Jahreszahlen von 1545 bis 1677, die früheren alle Schreibpapier, nur das letzte Druckpapier. Alle 11 Bände sind in Schweinsleder gebunden und sind oder waren mit messingenen spangenförmigen Schließen versehen. Diese sind wohl unzweifelhaft die Ausgangspunkte der Bildung gewesen, während die feuchten Aufbewahrungsorte, die Hygroskopie der Papierblätter und die reductive Wirkung des Papiers selbst den Schluß des Vorganges erklären, ähnlich, sagt Kerner, wie sich Dendriten von Eisenoxydhydrat zwischen den Blättern des Mergelschiefers bilden.

Das wirkliche Mitglied Herr Hofrath Ritter v. Burg hält einen Vortrag „über die vielfache oder vielarmige, doppelt und einfach wirkende Kurbel".

Digitized by Google

Das wirkliche Mitglied Prof. Dr. Reuß spricht über fossile Korallen aus den Hallstätter Kalken. Er fügte zu den von ihm schon früher aus diesem Schichtencomplexe beschriebenen Arten zwei neue hinzu. Sie zogen durch ihr häufiges Vorkommen in den rothen Kalksteinen des Sommeraukogels bei Hallstadt und der Umgebung von Hallein schon lange die Aufmerksamkeit auf sich, wurden aber wegen ihres schlechten Erhaltungszustandes immer wieder bei Seite gelegt. Erst in der jüngsten Zeit gelang es, an polirten Quer- und Längsschnitten den inneren Bau zu erkennen. Derselbe ist aber so eigenthümlich, daß man ihn bei keiner lebenden oder fossilen Koralle wiederfindet.

Man unterscheidet schon nach der äußeren Form zwei verschiedene Arten, denen auch Differenzen in der inneren Structur entsprechen. Die weit häufiger vorkommende Art besitzt eine kugelige oder ellipsoidische Gestalt, die bisweilen auch linsenförmig oder walzig wird und eine sehr veränderliche Größe von der eines kleinen Apfels bis zu jener eines Kindskopfes hat. In eine Cönenchymmasse von sehr dünnwandigem, unregelmäßig zelligem, schwammigem Gewebe sind, vom Centrum des Knollens gegen alle Seiten der Peripherie ausstrahlend, Röhren und dazwischen Sternzellen eingesenkt, beide ohne alle regelmäßige Anordnung, erstere 0.8—1 Mill., letztere nur 0.5—0.75 Mill. im Querdurchmesser haltend. Die Röhren, von keiner selbstständigen Wandung, sondern nur von dem dort gewöhnlich etwas verdickten Cönenchymgewebe begrenzt, besitzen keine zusammenhängende Höhlung, sondern dieselbe wird in nicht sehr ungleichen Abständen durch Brücken des von den Seiten hereintretenden Cönenchyms unterbrochen. Diese zeigen an dem peripherischen Ende keine regelmäßige Begrenzung, sondern ragen in verschiedener Weise in die Röhrensegmente hinein, dieselben mitunter theilweise oder auch ganz erfüllend. In ersterem Falle werden die Querschnitte der Röhren sehr unregelmäßig, in letzterem erlangen die Cönenchymbrücken stellenweise eine sehr bedeutende Dicke.

Die Sternzellen sind ebenfalls von keinen selbstständigen Wandungen umschlossen, sondern die sich verdickenden Wände des Cönenchyms nehmen theilweise unmittelbar eine gegen einen Centralpunkt convergirende Richtung an und bilden 10 bis 15 Radiallamellen, welche im Centrum des Sternes zu einer spongiösen Axe verschmelzen. Ueberdies werden sie durch sparsame, sehr dünne Querlamellen stellenweise verbunden.

Schlecht erhaltene Exemplare, in denen das Cönenchym und die Sternzellen durch Infiltration mit homogener Kalksubstanz unkenntlich geworden sind, können das täuschende Bild einer tabulaten Koralle darbieten, indem dann die ebenfalls homogen erscheinenden Zwischenbrücken der Röhren für Querseptа gehalten werden können. Besser erhaltene Structurverhältnisse machen jedoch eine solche Verwechslung unmöglich. Das spongiöse Cönenchym und die durchlöcherte Beschaffenheit der Radiallamellen, so wie die Abwesenheit geschlossener Wandungen der Sternzellen schließen die in Rede stehende Koralle unzweifelhaft den porösen Madreporarien an, ohne daß man aber im Stande wäre, sie einer der von M. Edwards aufgestellten Unterabtheilungen (den Eupsammiden, Madreporinen, Turbinarien und Poritiden) zu unterordnen. Das gleichzeitige Vorhandensein von Sternzellen und von unterbrochenen Röhrenhöhlungen, die unter den obwaltenden Verhältnissen offenbar nur als Substanzlücken aufgefaßt werden können, entfernen die fossilen Formen weit von allen bisher bekannten lebenden und fossilen Formen. Sie müssen offenbar eine besondere Gruppe der Madreporarien bilden. Ich belege die Species mit dem Namen „Heterastridium conglobatum“.

Mit derselben kommt in Gesellschaft noch eine zweite Species vor, die eine gelappt-knollige Gestalt besitzt, entstanden aus der innigen Verschmelzung mehrerer Einzelknollen. Sie stimmt in allen wesentlichen Verhältnissen ihres Baues mit der ersten überein. Jedoch sind die Röhrensegmente enger, die Sternzellen gedrängter und größer mit zahlreicheren (17 bis 24) Radiallamellen. Bei einem Querdurchmesser von beinahe einem

Digitized by Google

Millimeter übertreffen sie die Röhren durchschnittlich an Breite. Wegen der lappigen Form des Polypenstockes bezeichne ich die Species mit dem Namen „Heterastridium lobatum".

Der so sehr von dem gewöhnlichen Typus abweichende Bau beider Species steht wohl im Einklange mit der übrigen Fauna der Hallstätter Kalke, welche, an der Grenzscheide alter und neuer Formationen stehend, mit den gewöhnlichen Thierformen der letzteren die fremdartigen Gestalten mancher paläozoischer Gattungen und Species in sich vereinigen.

Prof. Unger legt eine größere Arbeit über fossile Pflanzen der Tertiärformation vor, welche er unter dem Titel: „Sylloge plantarum fossilium" bereits im 19. Bande der Denkschriften begonnen und nun zu Ende geführt hat. Es sind im Ganzen zur Illustration dieser Abhandlung über 900 vom Verfasser größtentheils selbst ausgeführte Zeichnungen von Pflanzentheilen, welche zur Charakteristik der 327 fossilen Pflanzenarten dienen, nothwendig geworden. Der Verfasser legt das größte Gewicht bei dergleichen Untersuchungen auf eine möglichst genaue Vergleichung der vorweltlichen Organismen mit der jetzigen Lebenswelt, da nur auf diese Weise sichere Anhaltspunkte für die Bestimmung der Fossilien gewonnen werden können.

Dessenungeachtet sind aus Mangel hinreichenden Materials dergleichen Unsicherheiten in der Determinirung nicht zu vermeiden. Aus Ursache der bisher noch äußerst sparsam ermittelten sicheren Thatsachen glaubt der Verfasser mit allgemeinen daraus gezogenen Schlüssen über die Vegetation jener Vorzeit sehr vorsichtig sein zu müssen. Er schließt demnach seine Abhandlung mit folgenden Worten:

„Nur so viel kann aus dem Vorgebrachten schon jetzt mit Sicherheit entnommen werden, daß die Tertiärfloren im Allgemeinen in ihren verschiedenen Horizonten ebensowohl die Elemente einer nordamericanischen als die einer oceanischen Flora an sich tragen, außerdem aber nicht viel geringere Anklänge an die dermalige Vegetation Mittel- und Süd-America's, ferner an die Vegetation Nord- und Süd-Africa's (Habessinien, Cap u. s. w.), Mittel-Asiens, Ost-Indiens u. s. w. wahrnehmen lassen. Wie dieses Räthsel zu lösen, dazu dürften unsere jetzigen Kenntnisse über die Ursachen der Vertheilung der Gewächse auf der Erdoberfläche kaum hinreichen."

Herr Prof. Schrötter übergiebt eine Mittheilung des Herrn Mag. Ph. Wesselsky, Adjuncten am chemischen Laboratorium des k. k. polytechnischen Institutes, über ein vereinfachtes Verfahren zur Gewinnung des Indiums aus der Freiberger Zinkblende. Nach demselben wird die geröstete und geschlemmte Blende mit einer Mischung von 10 Theilen Salzsäure und 1 Theil Salpetersäure aufgeschlossen, die von der Kieselsäure und dem ausgeschiedenen Schwefel getrennte Lösung mit Wasser stark verdünnt und hierauf mit kohlensaurem Natron bis eben zur Bildung eines Niederschlages versetzt. Nun wird die Flüssigkeit unter Zusatz von unterschwefligsaurem Natron so lange gekocht, bis keine schweflige Säure mehr entweicht und der anfangs gelbliche, flockige Niederschlag schwarz geworden ist, wo er sich dann gut absetzt. Die so erhaltene Lösung enthält nebst der ganzen Menge des Eisens und Zinkes noch geringe Mengen von Arsen und Kupfer und überdies auch einen Theil des Indiums. Der in der Flüssigkeit entstehende schwarze Niederschlag besteht aus den Schwefelverbindungen mit Arsen, Kupfer, Blei ꝛc. und enthält den übrigen Theil des Indiums. Ohne diesen Niederschlag von der Flüssigkeit zu trennen, wird, wenn alles erkaltet ist, frisch gefällter kohlensaurer Baryt im Ueberschusse zugesetzt und das Ganze durch 12 Stunden stehen gelassen. Der Niederschlag, der nun nebst den genannten Schwefelmetallen das gesammte Indium und den Ueberschuß von kohlensaurem Baryt enthält, wird bei möglichst abgehaltener Luft gut ausgewaschen und dann mit verdünnter Salzsäure behandelt. Hiedurch werden der kohlensaure Baryt und das Indium gelöst. Um die hiebei in geringer Menge in Lösung gegangenen Schwefel-

Digitized by Google

metalle zu entfernen, wird Schwefelwasserstoff in die saure Lösung geleitet und der Baryt aus dem Filtrate durch Schwefelsäure entfernt. Das Indiumoxyd wird dann von dem noch möglicher Weise anhängenden Eisen- und Zinkoxyde mittelst kohlensaurem Baryt getrennt.

Nach den Versuchen, mit welchen Herr Weselsky gegenwärtig beschäftigt ist, hat es den Anschein, daß unter geeigneten Umständen das Indium vollständig durch unterschwefligsaures Natron gefällt werden kann, wodurch die Anwendung des kohlensauren Barytes ganz wegfiele.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. A. Rollett übersendet eine Arbeit aus dem physiologischen Institute der Grazer Universität. Dieselbe wurde von Dr. Kistiakowsky aus Kiew durchgeführt und bezieht sich auf die Wirkung, welche der constante und der Inductionsstrom auf die Flimmerbewegung ausüben. Es wurde dieser Gegenstand seit den ins Jahr 1835 fallenden Versuchen von Purkynĕ und Valentin nicht wieder behandelt. Während man seither annahm, daß galvanische Ströme außer der von der Elektrolyse abhängigen Wirkung keinen Einfluß auf die Flimmerbewegung ausüben, zeigt Kistiakowsky, daß sowohl dem constanten als dem Inductionsstrom unzweifelhaft ein erregender Einfluß zukommt.

Herr R. Felgel legt eine Abhandlung vor: „Bahnbestimmung des Planeten (74) Galatea".

Der 74. Asteroid wurde entdeckt am 29. August 1862 von Tempel in Marseille und erhielt über Aufforderung des Entdeckers von Herrn Director v. Littrow den Namen Galatea. Der Verfasser vorliegender Abhandlung hat Beobachtungsmaterial dieses Planeten aus zwei Oppositionen zur Disposition und benützt dasselbe folgender Weise zur Bahnbestimmung:

Zuerst leitet er aus drei Beobachtungen (1862 16. September, 28. October, 16. December) ein provisorisches Elementensystem ab, mit welchem er sämmtliche Beobachtungen der ersten Erscheinung (52 an der Zahl) vergleicht und in vier Normalorte zusammenfaßt. Um das Auffinden von Galatea in der zweiten Opposition möglich zu machen, hatte der Verfasser bereits im Frühjahre 1863 ein neues System von Elementen berechnet, indem er aus den damals noch nicht vollständig bekannt gewordenen Beobachtungen der ersten Opposition Normalorte bildete, und diesen das ersterwähnte System unter Anwendung der Methode der curtirten Distanzen möglichst genau anschloß. Die neuen Elemente, so wie Jahres- und Oppositionsephemeride für 1864 sind im „Berliner astronomischen Jahrbuche" (Supplement für 1865) veröffentlicht und auf Grundlage dieser Daten wurde Galatea in der zweiten Opposition mit einer Abweichung von beiläufig 6 Zeitsecunden in Rectascension und einer Bogenminute in Declination an mehreren Sternwarten beobachtet. Diese Beobachtungen (vier an der Zahl) wurden zu einem fünften Normalorte vereinigt und hierauf, um alles auf gemeinschaftliche Elemente zu beziehen, die Vergleichung aller Normalorte mit dem letzterwähnten Systeme durchgeführt.

Die Bahnverbesserung wurde jetzt vorgenommen mittelst Differentialquotienten der geocentrischen Orte nach den Elementen und nachheriger Ausgleichung durch die Methode der kleinsten Quadrate.

Herr Camille Bondy übersendet eine unter der Leitung des Herrn Prof. E. Mach ausgeführte Arbeit über den Auftrieb in Flüssigkeiten, welche fein vertheilte, suspendirte, specifisch leichtere oder schwerere Theilchen enthalten.

Auf Grund einer Reihe von Experimenten und theoretischen Betrachtungen ergiebt sich, daß die suspendirten Theilchen um so mehr wie gelöste auf das Aräometer wirken, je langsamer sie vermöge der Widerstände der Flüssigkeit fallen.

Wird einer Commission zugewiesen.

Digitized by Google

Die in der Sitzung vom 10. November v. J. vorgelegte Abhandlung des Herrn G. Blazek: „Ueber die partiellen Differentialgleichungen der durch Bewegung von Linien entstandenen Flächen" wird zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

---

* (Böhmisches Museum in Prag.) In der letzten Sitzung machte Herr Dr. Rieger darauf aufmerksam, daß es in Böhmen viele Cancionale giebt, welche mit schönen, häufig meisterhaften Miniaturen ausgestattet sind, daß man aber alle weder kenne noch gehörig würdige. Dies wäre nur durch Vergleichung zu erzielen, am leichtesten auf einer Ausstellung sämmtlicher mit Miniaturen versehenen Cancionale aus Böhmen. Herr Dr. Rieger stellte die Frage, ob es nicht gerathen wäre, daß die archäologische Museumssection eine solche Ausstellung veranlasse. Nach längerer Debatte wurde ein aus den Herren Prof. Wocel, Dr. Rieger, Prof. Wisek, Canonicus Winařicky, Conservator Beneš, Klemt und Maler Scheiwl bestehendes Comité gewählt, um die zur Verwirklichung jenes Antrages dienlichen vorbereitenden Schritte zu berathen. — Herr Bezirksvorstand Netwal hatte die archäologische Section um ihr Gutachten über die projectirte Ausstellung des Denkmales des Erzbischofs Ernest v. Pardubitz angesucht. Das Denkmal soll bekanntlich bei Auwal aufgestellt werden. Herr Prof. Zap bemerkte, daß das Denkmal, welches an einer einsamen Stelle zu stehen kommen soll, dem Zwecke nicht entsprechen würde. Ein Denkmal soll den Standort desselben verschönern und der Standort soll wieder dem Denkmal zum Schutze dienen. Beiden Erfordernissen entspreche das Project nicht. Passender wäre die Errichtung einer Capelle, in welcher dann ein Denkmal angebracht werden könnte. Der Vorsitzende Herr Prof. Wocel erhob das Bedenken, daß Schwanthalers Standbild, nach welchem das projectirte Denkmal ausgeführt werden soll, den Erzbischof als Krieger darstellt, was er nie gewesen sei. Im Sinne der beiden Redner wird das vorerwähnte Gutachten erstattet werden.

* (Deutsch-historischer Verein für Böhmen.) Als Beilage zu dem Geschichtswerke des Johannes Porta de Avoniaco, das Prof. Dr. Höfler im vergangenen Sommer herausgab, erschien nunmehr auch die Chronik des Heinrich Truchseß von Dießenhoven. Einem altadeligen Geschlechte angehörig, war derselbe Canonicus zu Constanz und Caplan des Papstes Johann XXII. Zwei Verwandte seines Hauses waren Edelfräulein am Hofe Herzogs Rudolph IV. von Oesterreich, also in der unmittelbaren Umgebung der Gemalin desselben, der Tochter Karls IV. Sowohl seine persönliche Stellung, als seine Familienbeziehungen lehrten ihn einerseits die kirchlichen Zustände, andererseits die politischen Verhältnisse und Strebungen seiner Zeit und mancherlei Hofereignisse kennen, so daß seine Aufzeichnungen, so kurz und wortkarg dieselben oft auch gehalten sind, einen großen Werth für die Kenntniß seiner Zeit haben. In einem einleitenden Vorwort setzt Höfler die Bedeutung dieses Chronisten für die Geschichte Karls IV., der kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit und auch für die Geschichte Oesterreichs auseinander und erklärt dieselbe als geradezu unentbehrlich bei einer Bearbeitung der Stellung Karls IV. als deutschen Kaisers, deren bisherige Auffassung bekanntlich von Höfler als ganz falsch und ungerecht bezeichnet wird, indem Karl IV. nichts weniger als der Stiefvater des sogenannten römischen Reiches, sondern der Wiederhersteller des Kaiserthums und unablässig um dessen Ehre, Würde und Wohlfahrt bedacht gewesen sei.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweiter. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Reise der k. k. österreichischen Fregatte Novara.

I.

Geologie von Neu-Seeland von Dr. Ferdinand v. Hochstetter.

(Geologischer Theil 1. Band. 1. Abtheilung. Wien. In Commission bei Carl Gerolds Sohn.)

P. Naturwissenschaftliche Forschungen in der gemäßigten Zone der südlichen Halbkugel haben für die Erdkunde das höchste Interesse, denn die Entscheidung von überaus wichtigen Fragen hängt zunächst von den Resultaten ab, die der Oberfläche und den Schichten der wenigen Festländer jenes Erdgürtels abgewonnen werden. Hat die Annahme von Agassiz Grund oder muß sie definitiv aufgegeben werden; waren die Organismen der Meere jenseits des Aequators schon in frühen Perioden der Secundärzeit gänzlich verschieden von der reichen Bevölkerung, welche unsere europäische Kreide-, Jura- und Triasformation charakterisiren? Welche Zustände herrschten dort bezüglich der Vertheilung von Festland und Gewässer in späteren geologischen Zeiträumen, deren Ueberreste uns über die jeweilige Gestaltung des europäischen Bodens schon recht bestimmte Aufschlüsse geliefert haben? Wie tief greifen in geologischer Beziehung die auffallenden Unterschiede, die wir in der Vegetationsdecke und in der Fauna auf den einzelnen Festländern der südlichen Halbkugel kennen? Stimmen die großen vulcanischen Processe der Südseewelt in der Aufeinanderfolge ihrer Laven chemisch und mineralogisch überein mit den so vielfach studirten Erscheinungen des Vulcanismus im Süden und Nordwesten unseres Welttheils? — Diese und viele andere Fragen müssen durch jede naturwissenschaftliche, namentlich durch jede geologische Untersuchung eines jener Länder ihrer Lösung nähergeführt werden.

Man sah deßhalb mit großer Spannung den Ergebnissen der Durchforschung zweier großer Gebiete von Neu-Seeland entgegen, die zu unternehmen einer der tüchtigsten jungen Geologen Oesterreichs und Deutschlands durch die Weltreise der Novara und durch die Bereitwilligkeit der königlich großbritannischen Colonialregierung in Auckland in den Stand gesetzt war.

Den Umfang seiner Forschungen hat Prof. v. Hochstetter schon in dem schönen, an geographischen und geologischen Thatsachen so reichen Werke „Neu-Seeland" (Cotta, 1863) gezeigt; der vorliegende Band, mit Karten, Profilen und landschaftlichen Ansichten trefflich ausgestattet, bringt nun die geologischen Details, die der Gelehrte während seiner neunmonatlichen Reisen in den Provinzen Auck-

Digitized by Google

land und Nelson gesammelt und mit allen Hülfsmitteln, welche die Specialforscher, die Bibliotheken und die beiden großen geologischen Institute unserer Kaiserstadt ihm darboten, bearbeitet hat.

Was Neu-Seeland vor anderen Festländern der südlichen Hemisphäre auszeichnet, ist die großartige Entwicklung der vulcanischen Erscheinungen und Gebilde auf der Nordinsel und die Existenz einer riesigen Gebirgskette — der Alpen von Neu-Seeland — auf der Südinsel.

Ein Alpengebirge, wäre es auch nur ein, wie wir dies von den Neu-Seeland Alpen jetzt wissen, einseitig bloßgelegtes, bietet trotz der großen Terrainschwierigkeiten und der eingreifenden Gesteinsumwandlungen, denen die Schichten in seinem Bereiche ausgesetzt waren, überaus günstige Chancen zu einer vorläufigen Gliederung der Formationen, deren genaueres Studium selbstverständlich die Aufgabe von vielen Jahrzehnten ist. Andererseits mußte die Erforschung eines so großen vulcanischen Terrains, wie das der Provinz Auckland, in den Entwicklungsgang der Lehre vom Vulcanismus mächtig eingreifen und eine Fülle neuer Thatsachen zur Widerlegung der v. Buch'schen Anschauung liefern, gegen welche die moderne Kritik bis vor kurzem nur mit neuen Untersuchungen in den Vulcangebieten Europa's und der nordwestafricanischen Inseln — freilich dem Mutterboden der Vulcantheorie des größten deutschen Geologen — zu Felde ziehen konnte.

Unser Reisender stand demnach vor einer, richtiger gesagt, vor zwei riesengroßen Aufgaben, als er den Heimatboden der österreichischen Fregatte verließ, um „allein bei den Antipoden" seine Untersuchungen zu beginnen.

Neun Monate, welch' eine kurze Zeit, um die geologischen Grundlinien zweier Inseln zu zeichnen, deren Flächenraum dem von Großbritannien und Irland beinahe gleichkommt, und in Gebiete vorzudringen, in denen einzelne Missionshäuser die einzigen Marksteine europäischer Cultur sind! Daß es Hochstetter möglich wurde, bei so knapper Frist nicht nur die vorgenannten zwei Provinzen erfolgreich zu durchreisen, sondern auch über den geologischen Bau beider Inseln im Ganzen höchst werthvolle Andeutungen zu geben, dies verdankt er und die Wissenschaft nächst seinem Forschergeist und seiner unbeugsamen Kraft der Liberalität der Colonialregierung, dem Aufschwunge, den Neu-Seeland eben damals (1859) nahm, und insbesondere einer höchst glücklichen Fügung, daß er mit einem talentvollen jungen Deutschen, Herrn J. Haast, zusammentraf, der, im Begriff sich in Neu-Seeland seßhaft zu machen, sein Schüler und Begleiter wurde und später, als Regierungsgeologe von Nelson und von Canterbury die Arbeiten fortsetzend, ihm alle neuen Beobachtungen auf der Südinsel unverzüglich mittheilte.

Im Anfange des Jahres 1863 waren alle Materialien so weit bearbeitet, daß Hochstetter mit der Publication seiner Resultate beginnen konnte, und nun erschienen in rascher Folge das oben erwähnte Werk „Neu-Seeland", welches wir in diesen Blättern zu besprechen Gelegenheit hatten; der „Geologisch-topographische Atlas von Neu-Seeland", von Hochstetter und Dr. Petermann (Gotha 1863, bei Perthes), eine Zusammenstellung der sechs wichtigsten Karten und der geographischen

Digitized by Google

Hauptergebnisse; im letzten Sommer endlich die „Beiträge zur Geologie der Provinzen Auckland und Nelson" als erster Band des geologischen Theiles vom großen Novara-Werk, welchem ein zweiter Band rein paläontologischen Inhalts, bearbeitet von G. Jäger, v. Hauer, Stache, Zittel u. A., nun bereits gefolgt ist Noch während der Redaction des hier zu besprechenden ersten Bandes trafen wichtige Beiträge von Haast ein, wie z. B. die Skizzen zu dem prachtvollen, durch Photographie vervielfältigten Bilde der südlichen Alpen mit ihren riesigen Gletschern und ihrem herrlichen Hauptgipfel Mount-Cook (13.200 Fuß engl.), welches, gezeichnet von der Meisterhand Simony's, eine Zierde des ganzen Werkes bildet, auch mehrere Berichte von den Herren Triphook, Hector und Crawford, die seit 1861 als Geologen für einzelne Provinzen gewonnen wurden.

Es kann nicht unsere Absicht sein, den Leser hier auf viele geologische Einzelnheiten aufmerksam zu machen, die der Verfasser in schöner Sprache den Fachgenossen vorträgt, nur einzelne Gesichtspunkte wollen wir hervorheben, von denen aus der Werth der Forschung sich abschätzen und unter welchen sich zeigen läßt, inwiefern die Erdkunde innerhalb einzelner von den Eingangs erwähnten Fragen, namentlich in der Lehre vom Vulcanismus, große Bereicherungen gewonnen hat.

Wir beginnen mit dem vulcanischen Terrain der Nordinsel, deren geologischer Beschreibung 194 Seiten Text, 4 Karten und zahlreiche Bilder in Holzschnitt und Farbendruck gewidmet sind.

Als die ultraplutonistische Theorie in den Jahren 1840 bis 1850 durch die genauere Untersuchung der Minerallagerstätten und der Gebirgsarten, so wie durch die Anfänge synthetischer Experimente und die physikalisch-geographische Beobachtung mehr und mehr verdrängt wurde, da mußte die Kritik auch einer ihrer wesentlichsten Stützen, der v. Buch'schen Vulcantheorie, zu Leibe gehen. Lyell, Scrope, Hartung u. A. bemühten sich auf dem Mutterboden derselben — den canarischen Inseln und der südeuropäischen Vulcangruppe — die Unhaltbarkeit der „Erhebungstheorie" nachzuweisen. Die bewunderungswürdigen Arbeiten von Junghuhn auf Java, von Darwin und J. Dana in der Südseewelt trugen das ihrige dazu bei. Doch boten diese letzteren, gleich den Studien des verewigten Altmeisters Humboldt über die vulcanischen Gebilde der Anden in entgegengesetzter Richtung, mehr große Conceptionen und Grundlagen zu Einzeluntersuchungen im Sinne der modernen Wissenschaft, als daß sie dergleichen selbst hätten in größerer Anzahl liefern können. Die europäischen und die für Detailforscher leichter zugänglichen Inselvulcane ließen aber hinsichtlich der Klarheit der Erscheinungen Manches zu wünschen übrig, und nicht wenige Continentalgeologen sträubten sich dagegen, die typischen Ringgebirge und „Erhebungskrater" als Ergebnisse allmäliger Aufschüttung der Auswurfsstoffe anzuerkennen und den von Leopold v. Buch in einzelne Acte zerlegten, der plutonistischen Theorie so trefflich angepaßten Bildungsproceß der Vulcane nur als einen dem Modus nach continuirlichen Entwicklungsgang gleichsam als einen einzigen Act mit oder ohne Verwandlung der Nebenumstände aufzufassen. Vulcanische

Digitized by Google

Terrains von der Bedeutung der Nordinsel Neu-Seelands genauer kennen zu lernen, war deßhalb gerade in unseren Tagen in hohem Grade wünschenswerth.

Der District von Auckland lieferte in der That zur völligen Begründung der Aufschüttungstheorie neue sehr wichtige Beiträge (S. 78, 160 u. ff). Durch ihre Einfachheit und scharfe Gliederung in einen Tuffkegel, einen Lavakegel und einen Aschenschlackenkegel, welcher letztere sich im inneren Einsturzraum des Berges erhebt und den einzigen nicht submarinen Theil der ganzen Auswurfsmasse bildet, nehmen die alten Auckland Vulcane nun wohl die erste Stelle unter den normalen Eruptionsgebilden ein. Wir werden auf sie noch weiter unten zu sprechen kommen.

Ueber dem modernen Vulcanstudium war die ganze Gesteinskunde in eine neue Phase getreten, die chemisch-mineralogische Charakteristik der vulcanischen Gesteine und die Gesetze ihrer Reihenfolge waren in der Entwicklung begriffen, ein großer, ja in dieser Beziehung bei weitem der wichtigste, in der älteren Lithologie aber sehr wenig bekannte Theil von Mittel-Europa: Ungarn und Siebenbürgen, wurde gerade in den Jahren 1859 bis 1862 zum ersten Male einer systematischen Untersuchung unterzogen. Zur selben Zeit als Ferd. v. Richthofen die Trachytgebirge unserer Ostländer in ihre Bestandtheile zerfällte, stand Hochstetter auf den Gegenfüßlern derselben, auf den ausgebrannten Feuerbergen von Auckland, und überschritt die weiten Tuffterrassen, in denen ebnende Fluten die älteren Auswurfsstoffe niedergelegt hatten.

Eben darin besteht eine der wichtigsten Errungenschaften der Novara-Expedition, daß es einem österreichischen Geologen vergönnt war, aus einem durch seine Studien für alle Zeiten classisch gewordenen Vulcangebiet der Südsee wichtige Beiträge zur Aufklärung der Zeitfolge unserer heimischen Eruptivgebilde zu holen, so wie er andererseits in der Heimat den Boden zur Bearbeitung seines Materials völlig vorbereitet antraf. So konnte sich Hochstetter zu einer didaktischen Darstellungsweise seines Gegenstandes erheben und die von ihm (S. 83) der Besprechung seiner Rhyolithlaven[1] beigefügte Tabelle von den krystallinischen Massengesteinen als den Ausdruck eines wirklich geologischen Systems der Gesteinslehre hinstellen.

Das merkwürdigste Ergebniß der Vergleichung unserer ungarisch-siebenbürgischen (und südsteiermärkischen) Eruptivgebilde mit denen von Neu-Seeland ist die beinahe vollkommene Uebereinstimmung ihres Säurezustandes im Verhältniß zur Altersfolge, der Art, daß sowohl in der älteren (tertiären) Periode, die Hochstetter die pluto-vulcanische nennt, als auch in der jüngeren (posttertiären) oder rein vulcanischen Periode in beiden Erdtheilen die kieselreichsten Gesteine am Anfange, die meist basischen (Basalte und basaltische Laven) am Ende jeder einzelnen Eruptionsreihe erschienen sind. Ja, die Uebereinstimmung geht noch weiter, indem sich eine zonenmäßige Scheidung der einzelnen Massenzustände wieder in beiden Gebieten und Perioden kenntlich macht. So wie es auf Neu-Seeland eine rhyolitische und

[1] Der Name Rhyolith wurde bekanntlich von Baron Richthofen zur Bezeichnung der kieselsäurereichen Trachytgesteine gewählt.

Digitized by Google

trachytische Taupo-Zone und eine basaltische Auckland- und Inselbai-Zone der jüngeren Periode giebt, so hat uns Stache (Geologie Siebenbürgens) im transsilvanischen Osten vorherrschend basaltische, im Westen vorherrschend kieselsäurereiche Gesteine (der pluto-vulcanischen) Periode kennen gelehrt.

Daß hiebei weder für das eine noch für das andere Gebiet eine petitio principii unterlaufen sei, wird jedem Sachverständigen klar, der die Entwicklung unserer österreichischen Geologie in den letzten fünf Jahren miterlebt hat und das vorliegende Werk in allen Einzelheiten durchstudirte.

Die Taupo-Zone (S. 92), und nur bei dieser wollen wir einen Augenblick verweilen, zieht parallel mit den von Wellington (der Cook-Straße) nach Nordnordost an den Ostrand der Bay of Plenty streichenden Gebirgsketten, welche eine Fortsetzung der des Hochgebirgsrückens der Südinsel sind. Betrachtet man diese Ketten als den gehobenen Theil der ganzen Erdscholle, von der Neu-Seeland ein Ueberrest ist und welche sich submarin in nördlicher und nordwestlicher Richtung bis zur Norfolkinsel erstreckt (S. 7), den westlichen Strich der Nordinsel dagegen als ein Senkungsgebiet der Tertiärperiode, so erscheint die Taupo-Zone, in völliger Uebereinstimmung mit Humboldts Grundgesetz des Vulcanismus, als die vulcanische Ausfüllung und Ueberkleidung einer großen Längsspalte. Der wundervolle Taupo-See als tiefstes Becken im Innern der Nordinsel, die beiden Riesenberge Ruapahu (9200 Fuß) und Tongariro (6500 Fuß über dem Meere), ersterer weit über die Schneegrenze emporragend und letzterer ein noch thätiger Vulcan, als höchste Punkte, gehören dieser Zone an und sind ihre eigentlichen Charakterbilder. Der aus der Bai des Ueberflusses aufsteigende Inselvulcan Whakari scheint ihr äußerster Vorposten zu sein.

Dem Leser des Werkes „Neu-Seeland" sind noch die reizenden Beschreibungen gegenwärtig, die Hochstetter von dieser merkwürdigen Gegend macht. Er weiß auch, daß und warum der Reisende auf die Ersteigung beider Berge verzichten mußte Ein zweiter Maorikrieg, wie der von 1862 bis 1864, ja wohl das gänzliche Aussterben der Race wird erfolgen müssen, bevor der heilige Tongariro Europäern von Distinction wird zugänglich sein. Ist dann endlich das Wort tabu ein leerer Schall geworden, da wird der neuseeländische Feuerberg erstiegen und untersucht werden können wie der Aetna.

Mußte sich Hochstetter als Geograph mit dem bloßen Bilde beider Kegel aus der Entfernung von mehreren Meilen begnügen, so fand er sich als Geologe verpflichtet, alles, was auf diese Berge Bezug hat, mitzutheilen. Wir erfahren da unter anderem von einer abenteuerlichen Ersteigung des Tongariro, die ein Herr Dyson im März 1851 unternommen hat. Eine ältere vom Jahre 1839 wurde schon von Dieffenbach in dessen Reisewerk über Neu-Seeland bekannt gemacht. Dyson beschreibt den Krater als eine kreisförmige Oeffnung van 1800 Fuß im Durchmesser, eine Schätzung, die Hochstetter für mehr als um das Dreifache zu hoch gegriffen hält. Dampfwolken verhüllten den Schlund, doch überzeugte sich Dyson durch hineingeworfene Steine von einer ungeheuren Tiefe desselben, aus

Digitized by Google

der das Geräusch von Dampfentwicklung gleich dem Sausen in einer Maschinenstube hörbar war. Dem Schlacken- und Aschenkegel, der den besonderen Namen Ngauruhoe führt, mißt Dyson ein Viertheil der ganzen Höhe des Berges bei; er scheint dem des Vesuv ziemlich ähnlich zu sein, freilich mit dem Unterschiede, daß frische Laven daran nicht bemerkt wurden, überhaupt keine Spuren einer Gipfeleruption. Reichliche Schwefelabsätze im Krater lassen vermuthen, daß sich derselbe schon seit geraumer Zeit im Zustande einer Solfatara befinde. Doch scheinen sich zeitweilig starke Dampfexplosionen darin zu ereignen, denn im December 1859 — etwa drei Monate nach Hochstetters Anwesenheit am Taupo — beobachtete ein Herr Ch. Smith eine starke Detonation, welche er dem Tongariro zuschrieb, und als er acht Tage später des ihm bekannten Gipfels ansichtig wurde, fand er ihn eingebrochen und mit zwei auffallenden Hörnern versehen. Außer dem Ngauruhoe giebt es noch einen Krater in einem anderen Theile des großen, an der Westseite durch eine breite Schlucht geöffneten Ringgebirges. Bidwill, der ältere Berichterstatter (1839), sah einen kreisrunden See, der diesen ehemals thätigen und in neuester Zeit wieder stark dampfenden Krater erfüllte. Hochstetter bemerkte noch einen dritten Eruptionspunkt, einen Kegel von beinahe 6000 Fuß Seehöhe, der aus einer Seitenspalte dampfte. Der Tongariro ist also im Ganzen ein sehr bedeutender Vulcan und wird den neuseeländischen Geologen viel Stoff zu interessanten Untersuchungen bieten.

Der Ruapahu, den Hochstetter niemals wolkenfrei sah, ist ein erloschener Kegel, der jetzt völlig übergletschert zu sein scheint und der südlichsten Quelle des Waikato (des aus dem Taupo-See hervorbrechenden Hauptflusses der Nordinsel) den Ursprung giebt.

Ueber den oben genannten, nur 860 Fuß hohen Inselvulcan Whakari besitzt man viel genauere Nachrichten, denn er ist bei seiner Zugänglichkeit zur See der gehofften Schwefelgewinnung wegen öfters besucht worden. Ansichten der ganzen Insel und ihres Kraters, so wie eine Kartenskizze davon (Tafel 8) verdankt Hochstetter Herrn Heaphy, einem thätigen Freunde der Geologie in Auckland. Der Krater umschließt einen im Niveau der See gelegenen heißen See und rings um denselben zahlreiche kleine geysirartige Quellen.

Die Gesteine des Taupo-Districtes, deren petrographische Untersuchung von Herrn Prof. F. Zirkel ausgeführt wurde (S. 109 bis 123), gehören sämmtlich den Rhyolithen an. Bimsstein, mit glasigen Laven wechselnd, bildet die mächtigen Plattformen, in die der Taupo-See eingesenkt ist und deren von ihrer Umgebung losgewaschene Ueberreste beträchtliche Berge ausmachen. Einer derselben, der Ngontaha am Rotorua-See, ist eine 2000 Fuß hohe Masse aus vulcanischem Glas. Die Kegelberge dagegen, deren sich außer den vorhin besprochenen Riesengipfeln noch zahlreiche kleinere über das Plateau erheben, scheinen durchwegs echter Trachyt zu sein, ja selbst einzelne basische Eruptivmassen zu enthalten. Beiderlei Gesteine sind selbstverständlich jüngeren Ursprungs als die kieselreiche Hauptmasse der ganzen Taupo-Zone.

Digitized by Google

Wohl die merkwürdigste Gruppe unter den großartigen vulcanischen Phänomenen Neu-Seelands sind die heißen Quellen, Solfataren und Fumarolen dieser Zone (S. 124 bis 152).

Was auf Island Hverjar genannt wird (Zirkel und Preyer, Reise nach Island 1862), permanente oder intermittirende Springquellen, nennen die Maoris Puia; Ngawha heißen die mit heißen Quellen durchzogenen Solfataren, entsprechend den Schlamm- und Schwefelquellen Islands oder Namur; das Laug der Isländer endlich, der ruhige heiße See, ist das Waikariki der Neu-Seeländer. Alle drei landschaftlich, so wie geologisch wohl zu sondernden Formen vulcanischer Nachwirkung sind in der Taupo-Zone sowohl extensiv als auch intensiv bei weitem höher entwickelt wie auf der vulcanischen Insel unseres europäischen Nordens. Ein Terrain, welches von heißem Wasser und Wasserdampf so durchdrungen ist, daß der Reisende sein Nachtlager abbrechen muß, weil der Boden allzu heiß wird und der in denselben gestoßene Stock sogleich einem zischenden Dampfstrahl den Weg bahnt — wie dies Hochstetter auf der Puiainsel im Rotomahana geschah — ist wohl einzig in seiner Art. Ganz abgesehen von der unvergleichlichen Te Tarata, der riesigen Sinterterrasse mit ihrem ewigen Dampfquell und ihren zahllosen Stufen mit ebensovielen heißen und je tiefer um so weniger warmen Wasserbecken, von den heißen Quellen in Orakei korako, wo von einem Punkte aus in der blühenden Flußlandschaft des Waikato bei 70 hohe, in lange Linien gereihte Dampfsäulen überblickt werden, abgesehen überhaupt von den Specialitäten Neu-Seelands und zugegeben, daß der isländische Geysir durch seine Höhe und das Eigenthümliche seiner Intermissionen neben den Springquellen am Rotorua-See seinen Rang ungeschmälert behaupten mag, läßt sich doch nicht verkennen, daß der mittlere Theil der Nordinsel von Neu-Seeland durch die merkwürdig klare und stufenweise Entwicklung seiner Wassergebilde und durch Hochstetters Untersuchungen darüber für alle Zeiten der eigentlich classische Boden der vulcanischen Dampf- und Thermalphänomene geworden ist.

Referent muß hier wohl auf die Mittheilung von Einzelheiten völlig verzichten und den Leser auf das Werk „Neu-Seeland" verweisen, wo sie sämmtlich, wenn auch nicht mit allen für den Fachmann wesentlichen und im vorliegenden Bande enthaltenen Angaben beschrieben und durch treffliche Bilder dargestellt sind. Können uns ja doch die begeisterten Schilderungen des Beobachters Naturscenen von solcher Pracht kaum genugsam vergegenwärtigen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ueber den Culturzustand der Slaven zur Zeit ihres ursprünglichen Gesammtverbandes.

Von J. E. Wocel.

(Schluß.)

Der gemeinsame Ursprung der gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen der Slaven wird durch die panslavistischen Benennungen plémě, das Geschlecht; rod, die Familie; obec, občina, die Gemeinde; kněz, der Priester und Häuptling; ferner kmet, vojvoda, vládyka u. s. w., wie auch durch das panslavistische Wort župa, Gau und župan, Oberhaupt eines Gaues, außer allen Zweifel gesetzt. Daß die socialen Verhältnisse der Slaven bereits in der Urheimat derselben durch Gesetze und Gerichte geregelt waren, ergiebt sich aus den allen slavischen Idiomen gemeinsamen Benennungen právo, zákon und soud. Právo, das auf Gerechtigkeit und Wahrheit gegründete Recht, kommt im Altsloveniſchen vor und lebt in den Sprachen aller Slavenstämme, wie auch zákon, das Gesetz, welches mit seinem slavischen Laute bereits Constantinus Porphyrogenetes anführt. Ebenso hat das Wort súd, sąd, Gericht, in allen slavischen Sprachen denselben Laut und dieselbe Bedeutung. Uebrigens wurde insbesondere von Hermenegild Jireček ausführlich nachgewiesen, daß die slavischen Rechtssatzungen aus dem in der Vorzeit des Slavenstammes gegründeten Rechte erwachsen sind. Auf uralte Handelsbeziehungen der Slaven deuten die panslavistischen Wörter tovar, die Waare; trh, trg, targ, der Markt; míra, miera, miara, das Maß; loket, lakat, lokat, die Elle, wie auch das im Altslavischen so wie in der Sprache der Südslaven, Polen, Böhmen und Lausitzer Wenden vorkommende Wort pěnez, pěnąz, peníz = Geldstück, denarius, hin.

Daß die von den Slavenvölkern geübten Gebräuche des heidnischen Cultus bereits in der Vorzeit des Volkes ihren Ursprung haben, wird durch viele in allen slavischen Idiomen gleich lautende Benennungen constatirt, z. B. oběť, ein den Göttern gelobtes Opfer, votum, promissio; ferner žertva, das Brandopfer, holocaustum, daher žrtviště, žarovište, der Brandaltar. Věstec = vates, magus zreč = haruspex, altslavisch zritel, von zrěti = videre (Mikl. lex. pal.); mohyla, altslavisch mogila, gomila = tumulus, bulgarisch mogil, serbisch gomila, illyrisch gomila, russisch und polnisch mogila, böhmisch mohyla. Die Uebereinstimmung in Laut und Bedeutung des Wortes ráj = Paradies in allen slavischen Sprachen berechtigt zu der Annahme, daß die Slaven der Urzeit an ein künftiges Leben glaubten; auch das Wort nebe, nebo = Himmel, kommt im Altslavischen, wie auch in der Sprache der Südslaven, Russen, Polen, Wenden und Čechen vor. An diese, den im ursprünglichen Gesammtverbande lebenden Slaven eigenthümlichen Wörter und Begriffe schließt sich das Wort modlitba, molitva (vgl. das böhmische modla), Gebet, an, welches nicht bloß in

Digitized by Google

den altilavischen Schriftdenkmalen, sondern auch in allen lebenden Sprachen der Slaven ebenso wie das Zeitwort modliti, moliti se, beten, vorkommt.

Wenn wir, um die Richtigkeit der hier entwickelten Ansichten zu prüfen, die Aufmerksamkeit denjenigen Gegenständen und Begriffen zuwenden, die erst in späterer Zeit zu den Slaven gelangten, als nämlich die verschiedenen Stämme derselben ihre gegenwärtigen Wohnsitze eingenommen hatten, so gewahren wir, daß die Benennungen jener Objecte in den Slavensprachen entweder völlig von einander abweichen, oder daß sie den Benennungen derjenigen Völker nachgebildet wurden, von denen die Kenntniß dieser Gegenstände zu den Slaven gelangt war. Dabei ist zu bemerken, daß einige Wörter dieser Art in der Sprache der Čechen und Polen gleich lauten, während sie von den analogen Benennungen der Russen und Südslaven völlig verschieden sind, welcher Umstand auf die näheren socialen Berührungen der nächsten slavischen Nachbarvölker im Mittelalter hinweist. Aus der großen Anzahl von Wörtern dieser Gattung mögen hier folgende angeführt werden:

Papier, russ. bumaga, ill. karta, poln. papiér, böhm. papir.

Uhr, russ. časy, ill. uri, poln. zegar (Zeiger), böhm. hodiny.

Thurm, russ. bašnia, kolokol, ill. toraní, wend. torm, poln. wieża, böhm. věž.

Kirche, russ. cerkov, ill. crkva (altsl. crk'v, templum), poln. kościoł, böhm. kostel (von castellum).

Pfarrer, russ. svěšćennik, ill. župnik, parok, poln. pleban, böhm. farář.

Panzer, russ. laty, bronja, ill. oklop, pancier, poln. pancérz, böhm. brnění, krunýř.

Sammet, russ. barcham, ill. baršun, kadifa, poln. und böhm. aksamit.

Thee, russ. und ill. čaj (aus dem Chines.), poln. herbata (von herba), böhm. té.

Lauge, russ. ščodok, ill. čedi, poln. ług, böhm. lích.

Straßenpflaster, russ. mostovaja, ill pločnik, poln. bruk, böhm dlažba.

Draht, russ. provoloka, ill. žica, vlaka, poln. drót, böhm. drát.

Pranger, russ. pozornoj stolb, ill. kara, poln. pręgiérz, böhm. pranýř,

Es möge noch bemerkt werden, daß das Verbum erben und das Subst. der Erbe, heres, in den slavischen Sprachen nicht gleich lauten; der Erbe, russisch nasljednik, erben, nasljedovať (nachfolgen), illyrisch nasljéditi, wendisch naměrky dostać, polnisch dziedziczyć, böhmisch dědití. Diese Abweichungen finden ihre natürliche Erklärung in der bekannten Thatsache, daß den alten Slaven der Begriff der Erbschaft im Sinne des römischen und deutschen Rechts unbekannt war.

Die allen slavischen Sprachen gemeinsamen, auf Culturverhältnisse sich beziehenden Wörter deuten dem Alterthumsforscher in vielen Fällen den Weg an, auf welchem gewisse Culturobjecte zur Kenntniß der Slaven gelangten. So z. B. hat das panslavistische Wort železo, Eisen, seine Wurzel in dem griechischen

Digitized by Google

σίδηρος (Mikl. lex. pal.), ein Zeichen, daß die slavischen Anwohner des schwarzen Meeres die Kenntniß dieses Metalls von den Griechen erhielten, während zu den Deutschen das Eisen (æs) von der Römern gelangt war. Das Wort buben, Kriegspauke oder Trommel, findet man, wie oben angeführt wurde, in allen slavischen Sprachen. Bereits im 12. Jahrhundert wird insbesondere in altrussischen Chroniken das Wort buben angeführt (vgl. Jireček „die Echtheit der Königinhofer Handschrift"); es kommt aber bereits im mythischen Alterthume die Erwähnung solcher weitschallender Toninstrumente vor. (vgl. Apollodor. mythologische Bibliothek I, 9. 7.) Justinus berichtet ferner, daß die Parther das Zeichen zur Schlacht nicht mit der Trompete, sondern mit der Trommel gaben (signum his in prœlio non tuba, sed tympano datur. Justinus XLI. 2). Wir entnehmen daraus, daß der Gebrauch der Kriegspauke oder Trommel bereits im grauen Alterthume bei den Völkern des fernen Ostens eingeführt war und von da aus in das Stammland der Slaven gelang, und daß somit der Einwurf, der gegen die Echtheit der Königinhofer Handschrift aus dem in derselben vorkommenden vermeintlich modernen Worte buben, erhoben wird, nicht nur durch das Zeugniß der slavischen Schriftdenkmale, sondern auch die Sprachforschung und durch die Gegenbeweise der classischen Autoren vollständig vernichtet wird.

Aus der hier gegebenen flüchtigen Uebersicht der panslavistischen, auf Culturobjecte sich beziehenden Benennungen erhellt, daß die Slaven bereits in ihrer Urheimat ein Culturvolk waren und keineswegs, wie einige Geschichtsschreiber und unter anderen Guizot (hist. de la civilis.) vermeinen, in eine Parallele mit den Wilden America's zu setzen sind. In jener Urzeit besaßen ja die Slaven alle zum Häuserbau, zum Betriebe der Landwirthschaft und der Gewerbe nothwendigen Werkzeuge: ihr Leben war durch Gesetze, Gerichte und durch Religionssatzungen geregelt; sie besaßen die Kenntniß der Schrift, ja ihre Sprache bewahrt sogar die Beweise einer wenn auch primitiven Kunstbestrebung.

Folgerichtig entnehmen wir aus den hier gegebenen Prämissen, in welchem Stadium der Cultur sich die verschiedenen Slavenstämme zu jener Zeit befanden, als sie ihre gegenwärtigen Wohnsitze in Böhmen, Mähren, Krain, Kärnten, Illyrien u. s. w. einnahmen. Nicht bloß deutsche, sondern auch slavische, ihren Stammgenossen freundlich gesinnte Geschichtsschreiber hatten über die ursprünglichen Culturverhältnisse jener Slavenvölker irrige und zumeist sehr ungünstige Urtheile gefällt. So erzählt z. B. der älteste böhmische Geschichtschreiber Cosmas, daß die Čechen bis zur Zeit des Vaters der Libuša, Krok, sich bloß von Eicheln nährten; daß sie weder Getreide, noch Wolle, Flachs und Wein kannten, sich mit Thierfellen bekleideten und keine anderen Waffen, als Pfeile zur Tödtung des Wildes besaßen. Wie sehr sticht nun diese Schilderung des Cosmas von dem Bilde ab, welches aus den im Sprachschatze der Slaven aufbewahrten Culturdenkmalen constuirt wird! Noch ein Beispiel dieser Art aus neuerer Zeit. Kalina von Jäthenstein behauptet in seinem Werke „Böhmens heidnische Alterthümer" (S. 158), daß die aus rohen Steinblöcken gefügten Umwallungen in Böhmen Werke der heidnischen

Digitized by Google

Čechen sind, weil diese Kalk und Lehm als Bindemittel nicht kannten. „Steinerne Mauern", schreibt derselbe, „haben die Böhmen überhaupt erst am Anfange des 10. Jahrhunderts angefangen und zwar war die Einfassung der Stadt Alt-Bunzlau mit einer hohen Mauer nach der Erzählung Cosmas' beim J. 932 das erste Werk dieser Art, zu welchem als einer ganz ungewohnten Arbeit Herzog Boleslav seine Unterthanen gegen ihren Willen gezwungen hatte. — Steinerne Gebäude, welche ein Bindemittel, sei es Kalk oder Lehm oder Erde, haben, sind somit in Böhmen in der christlichen Zeit gebaut." — Daß die Slaven bereits in ihrer Urheimat den Kalk kannten, wird durch die allen slavischen Sprachen eigenthümliche Benennung vápno und durch das panslavistische Wort zdíti, zizdati, zidati, **mauern**, dargethan. Uebrigens erhellt aus der von Kalina angeführten Stelle des Cosmas, daß Boleslav I. die Vornehmsten des Volkes (populi primates) nöthigte, die Mauer von Bunzlau nach römischer Weise (more romano) aufzuführen, und daß diese als hohe Würdenträger (qui tenemus dignitatum fasces) sich sträubten, solch' eine ungewohnte und herabwürdigende Arbeit zu verrichten, dieselbe aber, durch die furchtbare Drohung des Fürsten gezwungen, doch ausführen mußten.

Schließlich gewähren die allen slavischen Sprachen gemeinsamen Culturwörter den sprechendsten Beweis, daß die Čechen keineswegs, wie einige neuere Forscher behaupten, die Ureinwohner oder Autochthonen Böhmens gewesen, sondern daß sie daselbst in einer spätern historischen Periode eingewandert waren. Aus der großen Anzahl der panslavistischen Culturobjecte will ich bloß des Eisens erwähnen, welches, wie oben nachgewiesen wurde, in allen Slavensprachen mit demselben Worte, železo, bezeichnet wird. Das erste Metall, aus dem die Völker Werkzeuge verschiedener Art verfertigten, war bekanntlich das Kupfer und sodann eine Mischung von Kupfer und Zinn, die Bronze; der Gebrauch des Eisens aber wurde unter den mitteleuropäischen Völkern etwa im 1. Jahrhundert v. Chr. verbreitet. Wie wäre es nun möglich gewesen, daß die Slaven am Dniepr, nachdem sie von den Griechen die Kenntniß des Eisens erlangt, diesem Metalle denselben Namen, wie ihre Stammverwandten an der Elbe, hätte geben können? Von einem bloßen Zufalle kann dabei um so weniger die Rede sein, da auch Werkzeuge, die aus Eisen verfertigt werden, wie: Sense, kosa, Zange, kleště, u. s. w. in allen slavischen Sprachen dieselben Namen haben. Der Ansicht, daß solche Benennungen von dem einen Stamme zum andern übergegangen sind, wird man unmöglich beipflichten können, wenn man bedenkt, daß in jener fernen Zeit ein großer Theil der ungeheuren, von den Slaven bewohnten Länderstrecken mit Urwäldern und Sümpfen bedeckt und die Communication zwischen den isolirten Volksstämmen sehr schwierig war und daß an einen schriftlichen Verkehr zu jener Zeit nicht gedacht werden kann. Um die auffallende Uebereinstimmung in der Benennung der Culturobjecte zu erklären, müßte man annehmen, daß unter den Slaven Philologenversammlungen veranstaltet wurden, wo die von den verschiedenen Stämmen abgesandten Sprachkenner sich über die gemeinschaftlichen Benennungen der ihnen bekannt

Digitized by Google

gewordenen Gegenstände dieser Art zu berathen pflegten: eine Annahme, die der gewöhnliche Menschenverstand entschieden zurückweist. Es steht somit fest, daß der Volksstamm der Čechen bereits in seinen transkarpathischen Ursitzen zur Kenntniß des Eisens gelangt war, und dieselbe in die neue Heimat brachte, wo er späterhin seine individuelle nationale und staatliche Existenz gegründet hatte, wobei aber im Verlaufe der Zeit die Erinnerung an seine Urheimat und das Bewußtsein der Stammverwandtschaft mit den weitentlegenen Gliedern des großen Slavenvolkes verdunkelt, ja größtentheils untergegangen war. Andeutungen an jene Urheimat finden wir bereits bei Herodot; denn nach den von Šafařik geführten Beweisen dürfte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die von Herodot geschilderten Budinen und Neuren im heutigen Weißrußland und Volhynien slavische Völkerschaften waren. Aus Herodots Berichten erhellt ferner, daß die griechischen Colonien am Pontus mit jenen Völkern Handel trieben und daß sogar im Lande der Budinen eine von griechischen Colonisten bewohnte Stadt (Gelonus) sich befand. Daher kommt es wahrscheinlich, daß viele altslavische Culturwörter sich auf griechische Wurzeln zurückführen lassen, wie auch daß gewisse sociale und Rechtsinstitutionen, insbesondere die patriarchalische Familienverfassung der Slaven, im Gegensatze zu der römischen und germanischen rücksichtslosen Entwicklung der eheherrlichen und väterlichen Gewalt, mit den griechischen Institutionen dieser Art große Aehnlichkeit haben. Beweise der socialen Berührung der slavischen Urstämme mit den Griechen sind überdies die zahlreichen, bei allen Slavenvölkern bereits in ferner Urzeit auftauchenden Personennamen, Boleslaw, Wladislav, Wladimir, Jaroslaw, Swatoslaw, Dobroslav, Jaromir, Vaceslaw, Sobêslaw, Budimir u. s. w., von denen die meisten griechischen Eigennamen nachgebildet sind; z. B. Dobroslaw = Ἀγαθοκλῆς Swatoslaw = Ἱεροκλῆς, Premysl = Ἐπίφρων, u. a. m. Kaum denkbar ist es ja, daß erst in einer späteren Zeit die Namen Boleslaw, Sobêslaw, Radoslaw u. a. von den Südslaven zu den Čechen übergingen, oder daß die Čechen die Namen ihrer Jaroslawe und Swatopluke den Russen nachgebildet hätten. In jenen den Ackerbau begünstigenden Fluren zwischen dem Dniepr und der Weichsel gewahren wir somit im ersten Dämmerlichte der Geschichte den Krystallisationskern der Slaven, aus dem sich im Fortschreiten der Jahrhunderte die gewaltigen Massen der Slavenvölker entwickelt und auseinandergerollt hatten. Nur fragmentarisch vermag die Geschichte anzudeuten, wann und unter welchen Verhältnissen sich die Wellen der slavischen Völkerströmung weiter bewegten, weiset jedoch entschieden auf ein gemeinsames Stammland am Fuße der östlichen Karpathenkette hin. Hingegen ist es nicht die Geschichte, sondern die Sprachforschung, welche einiges Licht auf den Entwicklungsproceß des Culturlebens jener Völker wirft. Denn die Sprache ist, wie Mommsen in seiner römischen Geschichte schreibt, namentlich in den Bildungsepochen der Völker das treueste Bild und Organ des erreichten Culturgrades; die großen technischen und sittlichen Revolutionen sind darin wie in einem Archive aufbewahrt, aus dessen Acten die Zukunft nicht versäumen wird für jene Zeit zu schöpfen, aus welcher alle directe Ueberlieferung verstummt ist.

Digitized by Google

Neuere Lyrik.

Vierter Artikel.

Je länger sich die Dichter und die Dichtungsformen, die eine mustergültige Bedeutung haben, zeitlich in der Welt behaupten, desto trotziger, desto unduldsamer werden sie. Sogar die Grille, der die eine und andere poetische Ausdrucksweise ihr eigensinniges Dasein verdankt, nimmt immer mehr die Miene des Gesetzes an und beansprucht häufig von den Enkelkinden eine Ehrfurcht, an welche sie bei ihrem Entstehen nicht im entferntesten gedacht. So kann kein Poet, der eine Verschwörung darstellen will, an der Schiller'schen Rütli-Scene vorbei, keiner, der ein Bild soldatischen Treibens zu schildern unternimmt, am Wallenstein'schen Lager; die volle Blüte der begehrenden und hingebenden Liebe Julia Capulets wird flugs in unserer Phantasie aufschießen, wenn wir einen neuen Versuch wahrnehmen, diese Herzensmacht in solcher Färbung zu veranschaulichen, und hinter jedem Gemälde jungfräulicher Unschuld, die sich, ohne es zu ahnen, der Flamme nähert, zeigt sich, den Künstler lautlos warnend, das Goethe'sche Gretchen. Weil Boccaz seine kleinen Geschichten in bunten Flecken gleichsam abschüttelt, so verlangen wir vom kurz angebundenen modernen Erzähler das nämliche, weil Byron in leidenschaftlichen Accorden altjüdische Herrlichkeit singt und Heine den Preis des Sabbath in Tönen menschlicher Verlorenheit und morgenländischer Mährchenluft zugleich, so bringen wir diese beiden Behandlungsweisen nicht leicht aus dem Sinn, wenn uns bei einem späteren Dichter jüdische Themen lyrisch entgegenklingen.

Die „Ahnenbilder" von Ludwig August Frankl (Leipzig, Oskar Leiner), welche die vorstehenden Gedanken veranlaßt haben, sind dadurch im Allgemeinen auch schon beurtheilt Da sie nämlich nicht stärker sind als die fertigen Vorstellungen von jüdischen Gesängen, die ihnen der Leser unwillkürlich entgegenbringt, so geht die Einbildungskraft desselben über sie, als über wehrloie Geschöpfe, häufig hinweg. Während die jüdischen Sagen und Legenden auf Byron den Eindruck der Verwunderung übten, die das Fremdartige immer einflößt, und dieser eigenthümliche Reiz auch auf die „hebräischen Melodien" überging, trat zu Heine der jüdische Geist in das Verhältniß eines Verwandten, an den der Dichter im Innersten gekettet ist, obgleich er es sich nicht gerne gesteht, weßhalb er seine Unabhängigkeit in allerlei Possen zu beweisen sucht, die er mit der „Prinzessin Sabbath" treibt. Bei Ludwig August Frankl dagegen ward der jüdische Geist durch ein bloßes Band freundlicher Gewohnheit an seine Poesie und nur an diese geknüpft, ungefähr wie an Simrock, den dichtenden nämlich, die Sagenwelt des deutschen Alterthums. Daher sind Frankls „Ahnenbilder" im Ganzen genommen nicht lebendig und auch nicht von jener religiösen Weihe, welche in der Kunst so wenig vom Glaubensbekenntniß bestimmt wird, als die Rührung bedingt von der Darstellung des Traurigen. Diese Gedichte Frankls sind nicht einseitig, wie jedes

Digitized by Google

vortreffliche Gedicht sein muß, das anakreontische Lied, wie der königliche Psalm; sie haben gleichsam Thür und Fenster offen, durch welche hinein und hinaus kann, was da Lust hat. — Im „Jochannan ben Sahai" z. B. schweift der Poet mit seinen Ahnungen und Visionen weit über die bange Stunde hinaus, welche das Gedicht schildern soll; das herrschende Rom, das wir in seiner Ungebrochenheit schauen müßten, „wird untergehen" und „Juda's Geist auferstehen"; was der „Gottesstreiter" gelehrt, das „erben Geschlechter muthig weiter"; über die „tausendjährige Geisterschlacht" und über die spätesten Sänger, welche die frommen Klänge von David borgen werden, weiß das altkluge Gedicht nicht minder Bescheid. In „Chanina ben Teradjon" wieder ist vom „Verfassungswerk des Himmels" die Rede und von den in alle Lande dereinst versprengten Juden. Man bedauert gerade hier die zerstreuenden Momente der Darstellung doppelt, weil sich das erwähnte Gedicht stellenweise durch eine prächtige Farbengebung auszeichnet.

Bei vielen Gedichten der Sammlung macht sich ein anderer Uebelstand fühlbar, der nämlich, daß man die Hand des Bearbeiters interessanter Stoffe spürt, da doch diese vielmehr aus der ihnen vom Dichter gegebenen Form mit künstlerischer Natürlichkeit herauswachsen sollten. Ich las neulich ein tiefes Wort, das obigen Vorwurf erläutern wird: „Der Tischler, der sich Hochzeitsbett und Sarg zugleich macht, ist poetisch, nicht aber der Reimer, der's in Verse bringt, oder doch nur dann, wenn er Motive hinzufügt, die den Einfall des Tischlers noch übertreffen". Daher kommt es, daß Gedichte, denen die ausbildende und umbildende Kraft fehlt, Botenläufer des poetischen Gedankens zu sein scheinen, welchen die Endstrophe ausspricht; was der poetische Gedanke auf dem längeren oder kürzeren Wege, den er zurückzulegen hat, thut, wie er sich geberdet, das ist uns in ähnlichen Gedichten leider sehr gleichgültig; sie richten einfach ihren Auftrag an uns aus und damit gut.

In Betreff des Versbaues und der Anwendung der Bilder belastete Frankl sein ästhetisches Gewissen mit mancher schweren Schuld: „Jehova's heilige Nomaden weiden Gedankenschaaren", „die Hände trinken", „Wer mir vermessen den Decamerone schmäht, les' ich dies hohe Lied von der Humanität", und Aehnliches mehr. In einen knappen Ausdruck ist die wunderschöne Sage, die dem Gedicht „Gott weint" zu Grunde liegt, gefaßt, doch dringt dasselbe nicht zur Seele, weil es sich zu vernünftig giebt. Am reinsten und stimmungsvollsten dünkt mir das Gedicht „Der Rabbi und die Rose"; nur stört in einer der mittleren Strophen die „Rosenhelle"; da es eben die Rose ist, die dem uralten Manne den Tod bringt, der sich ihm in allerlei Gestalten fruchtlos genähert, so hätte vorher auch nicht der unscheinbarste Zug an diese Blume mahnen dürfen. Dem größeren epischen Gedicht, „Der Primator", das Ludwig August Frankl vor mehreren Jahren veröffentlicht hat, müssen die lyrischen „Ahnenbilder" ohne Widerrede weichen; dort Sinn für Composition, üppiges Colorit, lebendige Zeichnung, hier zum großen Theile unsichere Linien, trübende Farbe, mangelhafte Verse und Reime.

Digitized by Google

Was das poetische Naturell mit der Fähigkeit gepaart, der Sprache einen Aufschwung zu leihen, Achtungswerthes hervorbringen kann, das bezeugt die Canzone „Germanenzug" von Robert Hamerling. (Wien, Karl Gerolds Sohn.) Es fällt mir ein wenig schwer, über dieses Gedicht unverholen meine Ansicht zu äußern, da es in dem von mir herausgegebenen „Dichterbuch aus Oesterreich" zuerst enthalten war; nun eine Unschicklichkeit ist lange noch kein Vergehen, und Robert Hamerling wird sie um so eher entschuldigen, als ich durchaus nicht gesonnen bin, seine Canzone an sich wesentlich zu tadeln. Mir ist aber die Gattung, der sie angehört, herzlich zuwider. Eines jener hellseherischen Gedichte, welche das Zukünftige voraussagen, das ihnen früher mitgetheilt worden, und zwar ohne jegliche Beihülfe des Wunders. Wer ein paar Jahrtausende nach Moses lebt, der kann den Bringer der Gesetzestafeln ohne alle Schwierigkeiten die Thaten Montefiore's und den Reichthum Rothschilds wissen lassen, und wer 1850 die Zeit der Frau v. Pompadour schildert, der bedarf keiner Erleuchtung von Oben, um einem Unterthan Ludwigs XV. Bemerkungen über die Erstürmung der Bastille vorzustrecken. Robert Hamerling entrollt dem Germanenstamme, der seine Wanderung aus Asien nach Europa antritt, die Geschicke des deutschen Volkes. Er gewinnt dadurch allerdings den Schimmer des Romantischen und den dröhnenden Schritt des heroischen Epos. Aber sein Gedicht muß es auch theuer bezahlen: die Naivetät flüchtet daraus und nimmt alle ihre Habseligkeiten mit. Stellt man sich jedoch nach einigem Sträuben auf den Standort Hamerlings, so entdeckt man rechts und links poetische Lichter, die den Wanderzug der Germanen begleiten, und schenkt der geistvollen, wenn auch hie und da „geschmeichelten" Charakteristik des deutschen Wesens aufrichtigen Beifall. Die künstlich verschlungene Strophe der Canzone handhabt Hamerling mit Sprachgefühl, aber die Mühe der Arbeit merkt man ihr an. Der Bann der Hyperbel hält auch ihn umstrickt. Nur Ein Beispiel: Im germanischen Gemüthe blüht die Minne, die keusche Wunderblume auf als lichten Urkeims jüngster Sproß, da gürtet sich zu edlerem Heldenthume der Enkel und pflanzt die milde Zauberblüthe d.r Schönheit auf des Lebens Zinne. — Die Oesterreicher sollten fleißig Horaz und Virgil lesen. — Unerträglichen Härten, wie: „träumerisch'ste", „ält'sten", „edler'm" begegnen wir oft, und prosaische Wendungen, wie: „Und seine Sympathien, sein Widerstreben frohgemuth hinopfernd für's Allgemeine" schließen sich an aufgequollene Verse, wie: „Das, o Germane, das lernst Du nur, wenn eines Weltbrands Flammen Dein Volk zusammenschmelzen, wenn zusammen es jagen, wie Gewölke, Weltorkane". Aus der Prosa davonlaufen und beim Dichter betteln gehen, dies also wäre Schönbeschreiben? fragt der feine Rochholz. Doch sind bei Hamerling die gerügten Schwächen solche, welche sich mit der fortschreitenden Entwicklung seines Talents ohne Zweifel ausgleichen werden, denn entwicklungsfähig scheint mir dieses Talent, obwohl es noch nicht deutlich sagt, was und wohin es will.

Einen Stillstand bezeichnet die Lyrik Foglars, und das nicht erst seit gestern. Seinem halben Dutzend Sammlungen Gedichte hat er eine neue hinzugefügt. Sie

Digitized by Google

nennt sich: „Minnehof, Roman in Liedern", (Wien, Förster u. Bartelmus) Ueber die Grenzen seines Heimatlandes hinaus sind Foglars Gedichte, so viel mir bekannt, nicht gedrungen und selbst in Oesterreich haben sie von großen Wirkungen nichts zu berichten. Das braucht zwar nicht immer ein Beweis für den geringen Werth eines Autors zu sein; bei Foglar jedoch muß man zugestehen, daß der Grad des äußeren Erfolges seiner Lyrik mit jenem ihres poetischen Gehalts so ziemlich harmonirt. Seine Begabung neigte von vornherein zum Zerfließen ins Weite, und diesem Mangel an Concentration ist es hauptsächlich, vielleicht allein zuzuschreiben, daß sich Foglar nirgends in der Lyrik einen Punkt erobert hat, wo er sich als ein Poet zweiten Ranges behaupten könnte. Allein darf ich so sprechen?! Neigt nicht jedes ausgiebige Talent, sei es noch so beschränkt, zur Concentration, und ist es nicht eine Bosheit der Natur: dort, wo sie wie ein Geiziger spendet, auch die Lust zum Verzetteln mit in die Tasche zu schieben?!

Foglars „Roman in Liedern" mahnte mich an die Gewitter, welche in einem Landregen niedergehen. Liebesgedichte, nichts als Liebesgedichte auf 266 eng gedruckten Großoctavseiten. Aber erst aus allen den Liebesgedichten zusammen könnte sich die schöpferische Stimmung für ein paar Liebeslieder ergeben. Wer jemals ein Mädchen recht innig lieb gehabt, der weiß von tausend Regungen, Launen, Empfindungen zu erzählen, die in ihm aufgestiegen, der weiß, wie ihn bald Trübsinn beschlichen, bald Eifersucht gezupft, Verlangen beseligt und Begierde gepeinigt, der hat das Haus der Geliebten, die Linde oder Kastanie, das Fenster und die Schwalbennester, die Hand, den Mund, die Augen, der hat Sonne, Mond und Sterne in unzähligen mannigfaltigen Bildern erblickt, der müßte uns aber trotz alledem und alledem kalt lassen, wenn er für jedes einzelne Fünkchen, das seine Leidenschaft gesprüht, ein Lied bauen, für jeden Schatten, der durch seine Seele gehuscht, den poetischen Spiegel aufstellen wollte. Und dies gerade hat Foglar unternommen. Was war die Folge? Die Anregungen, die er zu dem Heer von Liedern empfangen, sind verwischt, wie der Regenbogen in der Fontaine, nachdem die Sonne sich von ihr abgewendet, und die einförmigen Wasserfünfte allein sind geblieben.

Nimmt man sich die Mühe, das ganze Buch zu lesen, so wird man in Zwischenräumen Gedichten begegnen, in denen entweder ein glücklicher Einfall uns anmuthet, oder eine zierliche Malerei oder ein sanfter Hauch der Empfindung. Solcher Art sind die Stücke: „Selbstverräther" S. 254, „Zwischen den Garben" S. 250, „Scene" S. 204, wo nur die zwei letzten Zeilen als ein müßiges Reimpaar erscheinen.

Doch ist die Ausbeute allzu spärlich. Verdrießlich stimmen einen diese Gedichte durch ihr absichtliches Lossteuern auf Originalität, das sich sowohl in den Titeln, als auch im Inhalt häufig bemerkbar macht. Man fragt sich erstaunt, was denn Ueberschriften, wie: „Westöstliche Anrede", „Gezückte Dolche", „Am Puls", „Weltkindweisheit" bedeuten sollen, indem diese Gedichte selbst nichts weniger als eine merkwürdige Physiognomie haben. Da ist ein Gedicht „Extase" benannt, aber

Digitized by Google

es geht sehr friedfertig darin her, trotz des daktylischen Versmaßes; da ist ein anderes, „Beichte", wo Foglar mit einem kühlen Uebermuth, mit einer unschädlichen Libertinage liebäugelt. In vielen Gedichten, z. B. in „Trias", „Gottesdienst", waltet eine witzelnde und kokette Freigeisterei, welche überhaupt unter den Poeten Oesterreichs heimisch ist und welche sich aus den josephinischen Tagen, als Blumauer und die Broschüristen in Flor gewesen, herschreiben mag. Das Selbstgefühl, dem jeder billig Denkende etliche Sprünge und Ausschreitungen bei den Poeten hingehen läßt, rafft sich bei Foglar zu einem Saltomortale sonder gleichen auf:

„Das war ein fröhlich Wagen,
Ein unbewußter Drang —
Nun ist's ein Kreuzestragen,
Ein Welterlösergang."

Die Sprache in dem „Minnehof" ist nicht ohne Geschmeidigkeit, aber eintönig, auch fehlt es nicht an Unkraut aller Art. In dem Liede, das „Sturmsehnsucht" ausdrücken will, holpert und stolpert man über den Vers: „Für allen Aufschwung stumpf" und redet der Dichter von einem „gründlich versiegten Fluß". In dem Gedicht „Gartenschmuck" wird beim „hellen zarten Laube" ganz unnöthig, bloß des Reimes halber, daran erinnert, daß es keines „Ungeziefers Raub" sei, und S. 57 stehen die verkrümmten Verse: „Werd' eines Tag's mich satt doch heimlich jubiliren", „Mein Lieb' das Leid von heut' weiß morgen zu vergelten". Das ist nicht Silbenstecherei, die dies bemäkelt, denn solche Licenzen hat sich schon Christian Günther nicht mehr gestattet, und was für Meister haben seitdem den Trotz der deutschen Sprache gebändigt!

An Einfällen und Wendungen ärmer, aber innerlich einfacher und voll Selbstbescheidung zeigt sich uns Kajetan Cerri in seinen „Dichtungen" (Wien, Karl Schönewerk). Und bringt man seine Nationalität in Anschlag, Cerri ist Italiener, so wird man seine Behandlung der Sprache respectabel finden. Warum Cerri gerade um die spröde nordische Jungfrau sich bewarb, die zuweilen Miene macht, ihm Gunthers Nachtquartier zwischen Himmel und Erde zu bereiten, wenn er plötzlich ungestüm wird, das ist freilich schwer zu begreifen. „Glückseliger Dichter", rief einer unserer ersten Poeten dem welschen Reimschmiede zu, welcher den Werther zu einem Drama verarbeitet hatte, „der Du nur die schwache Feder in den Wohllaut der süßesten Sprache nachlässig tauchen darfst! Wozu noch Bilder, Gefühle, wenn Dein Mutterton schon für Dich dichtet und die Herzen bewegt?"

Der Charakter der „Dichtungen" Cerri's ist gegenstandlose Sehnsucht, die in sentimentaler Schwärmerei umherirrt, das Unmögliche zu begehren scheint und sich mit einer Reseda zufriedengiebt, wenn man sie ihr reicht. Wie zwischen Traum und Wachen betastet Cerri die sinnlichen Erscheinungen und spricht er über sein Gefühlsleben. Er hängt am „Blauen", um das frivole Wort „Montjoye's" zu brauchen, es ist ein falscher, ein krankhafter Idealismus, dem Cerri huldigt. Um so überraschender war es mir, gerade in dem Gedicht „Auf der Eisenbahn" einem frischen Zuge der Empfindung zu begegnen. Ich fürchtete nämlich, Cerri werde

Digitized by Google

dieses gewaltige Werkzeug der „prosaischen Gegenwart" nicht anerkennen, ich sah mich aber auf's angenehmste enttäuscht. Die Verse, in denen er philosophirt und liebeseufzend klagt, sind naiv und abstract. Dagegen sind die eingestreuten Uebersetzungen italienischer Gedichte, namentlich des Prati'schen: „König Alboins Gastmahl", eine hübsche Zierde des Buches.

Wenn ich jetzt dem Leser die Bekanntschaft mit zwei Poeten vermittle, von deren Dasein er muthmaßlich bis zur Stunde nichts gewußt hat, so zähle ich dabei ruhig auf seinen Dank. Denn die beiden sind erheiternde Menschen. Der eine derselben heißt J. F. Tandler und hat seine Gedichte unter dem Titel „Gesungenes und Verklungenes" in der Haupt- und Residenzstadt Wien selbst verlegt. Da Tandler zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß die Welt jammervoll, und daß wir darin des „Lieds vom Leid" durchaus benöthigen, so glaubt er uns auch die Mahnung nicht vorenthalten zu dürfen: „Fürchten möget ihr die Tage, wenn verstummt die Liedesklage!" Den „verstummten" Dichtern aber macht er es zur heiligen Pflicht, in unseren stürmischen Tagen doppelt kräftig zu singen. „Bewahre Gott", meint Tandler folgerichtig, „daß stumm jetzt euer Mund! Wo hundert Kehlen wild dem Liede wehren, da braucht es hundert Sänger, die im Bund den Mißton dämpfen und den Sturm beschwören". Sicherlich ein probates Mittel. — Daß man einst in Camenz mit dem Gedanken umging, Lessing zu Ehren ein Spital zu gründen, ist eine Thatsache; daß man aber dem „Gott von Belvedere", der sich zu einem Rosselenker im Circus erniedrigt und der sich dort den Hals gebrochen, zuletzt über seinen Knochen ein Mausoleum auf Actien errichte: das ist ein Gedanke, den nur ein Schelm wie Tandler aushecken kann.

Aber er hat ähnlicher Schelmereien mehr: Das Körnlein Gold, das in jedem noch so seichten Herzen ruht, wird von der Gefühle Ebb' und Flut heraufgespült und um zu fischen die gold'ne Saat steht hier die Liebe mit schützendem Vließ, dort der Verrath mit ausgebreitetem Schafpelz; in der Schlacht sitzt der Tod an der Tafel, erfaßt den Flaschenhals der Kanone und läßt den Eisenball wie einen Pfropfen (wahrscheinlich von „Röderer") fliegen. Bei Platen geht der Rubel auf Reisen, bei Tandler wird der Pfennig ein Rebell und entspringt dem Bettelsack als Freiheitsheld, als Pfennig-Tell. Rührend ist Tandlers schmelzende Bitte: nur keinen Stein auf sein künftiges Grab zu legen, denn es sei so schwer, ihn sacht hinweg zu heben, wenn es ihn im Mondenlicht gelüsten sollte, dem Grabe zu entschweben; nur keinen Stein! fleht Tandler fort und fort, denn man tauche viel leichter durch den Rasen empor, wenn einst die lieben Engelein zur Auferstehung blasen. Nur die bare Mißgunst könnte es Tandler verübeln, daß er einer der ersten in Josaphat ankommen will. Die Kühnheit der Tandler'schen Diction offenbart sich wohl am stärksten in nachstehenden Versen:

„Kehre gewitzigter
Heim zu der Alten,
Will ein Enthitzigter
Treu an sie halten."

Digitized by Google

Ernst Rauscher heißt der zweite der „erheiternden Menschen", und schlechtweg „Gedichte" (Wien, Herm. Markgraf) nennt er seine „gesungenen und verklungenen" Verse. Bei Rauscher ist der Kritiker nicht ohne Gefahr: denn auf diese Art Leute hat es dieser Poet scharf. Aber dem Muthigen gehört die Welt, mithin auch Ernst Rauscher. Die Jamben und Trochäen gehen ihm, wie mir vorkommt, leichter von der Hand als Tandler. „Sie werden kommen und sagen und machen ein groß' Geschrei: In unsern praktischen Tagen wozu die Schwärmerei? Zu vortheilhafteren Sachen verwend' er seine Zeit, und muß er Verse machen, nur bei Gelegenheit! O laß' Dich nicht ernüchtern von ihrem kalten Sinn! O werde nicht scheu und schüchtern, Du süße Schwärmerin!" Das sind doch fließende Verse will ich meinen. „Nur Eine Stunde wieder in Deiner Näh' zu sein! Ich ließe all' die Lieder, die Sehnsucht singt allein". Man kann eigentlich die armen Dinger, die einem Dichter ihre Neigung zuwenden, bedauern, daß sie noch nach einer Reihe von Jahren, wenn sie vielleicht schon einen Schreihals wiegen, die Flitterzeit ihres Glückes, ihre Küsse und schmachtenden Blicke recensirt sehen müssen. Sehr erlustigend sind „Faust und Mephisto auf der Weltausstellung", Faust findet, das alles sei purer „Trödelkram" und er sehnt sich aus dem Getümmel fort in eine „Sennerhütte". Denn ohne Lyrik kein Leben. — „Sage, wohin geschwind? krausköpfig Glocknerkind, Bergmägdelein? — Lassest den greisen, bleichen, schneeweißen Vater allein?" So fängt das Gedicht „Die Möll" an. Und wißt Ihr, wer das krausköpfige Glocknerkind ist? wer der greise Vater? Jene ist die Lawine in ihrer zartesten Jugend, dieser der zwar verlassene, doch trotz des schweren Kummers ungebeugte Großglockner. Nicht ohne Rührung liest man das Lied „An eine zertrümmerte Bank", wo die Zwei gesessen, „die so zart geliebt sich hier". Sollte es „Kieselack" gethan haben? In einem unbewachten Moment des Uebermuthes ruft Rauscher aus: „Und in meinen Liedern klingen hört ihr jenen Geist, der auf unsichtbaren Schwingen um die Erde kreist". Allein Rauscher hat auch tief demüthige Stunden; in einer solchen singt er: „Sorgt nicht, daß mit Erbeben der Weltenbau zerschellt, weil meine Hand im Leben statt ander'n Werkzeugs eben nur Liederpfeile schnellt". Das Gedicht „Herbstlob" ist „Fragment" geblieben.

Die Gedichtsammlung von F. Marx, die „Deutschen Lieder" von Heinrich Penn und die „Poetischen Erstlinge" von Napoleon Biedersfeld lasse ich seitwärts liegen, weil sie mich nöthigen würden, bereits Gesagtes zu wiederholen. — Und so mag denn der Kopf eines abgeschiedenen Poeten die Galerie deutsch-österreichischer Lyriker abschließen, wie sie mit einem solchen eröffnet worden ist.

Es ist Joseph Emanuel Hilscher, den ich hier meine. In einer zweiten Auflage liegen seine „Gedichte" vor, „Originale und Uebersetzungen", redigirt von Ludwig August Frankl, herausgegeben vom Comité eines Hilscher-Denkmals und einer Hilscher-Stiftung in Leitmeritz (Macy und Blömer). Kaum den achten Theil des Bandes nehmen die Originalgedichte ein, aber ihre spärliche Zahl genügt, uns einen Einblick in das Gemüths- und Geistesleben Hilschers zu verschaffen. Auch ohne die von Frankl beigegebene, klar und anschaulich gehaltene

Digitized by Google

biographische Skizze würden uns diese Gedichte bestimmte Umrisse einer starken, unermüdlich ringenden Männlichkeit bieten. Hilscher singt niemals von Empfindungen, die er nicht gehabt und giebt sie auch nicht in der Poesie für heftiger aus, als sie ihn in der Wirklichkeit bewegt. Die dichterische Form ist bei ihm keine Haarkräuslerin, und dennoch kommen uns seine individuellen Erlebnisse weder in einer beleidigenden Natürlichkeit noch in einem nachlässigen Negligée entgegen. Stets ist künstlerische Zurückhaltung mit seinen persönlichen Bekenntnissen innig verbunden und eine klärende Wirkung, fühlt man, ging von dem poetischen Selbstbekenntniß Hilschers auf den Beichtiger aus. Die gemeine Sorge, die ihn bedrückte, die kläglichen Verhältnisse, in denen er sich aufrieb, waren für Hilscher doch noch geringere Qualen, als der allgemeine Jammer, den jede vornehmer geartete Natur, die eine mehr, die andere minder tief empfindet, gleichviel, ob ihr der Kampf mit dem Leben leichter oder schwerer fällt. Aber allerdings rechnen wir diesen wahren Idealismus der bedrängten Natur auch höher an.

„Ein Fremdling muß ich unter Fremden stehen,
Und mißverstanden oder ganz verkannt,
Ihr abgeschmacktes, schales Treiben sehen,
Fort aus dem Kreis der Besseren gebannt,
Muß ängstlich ringen mit gemeinen Sorgen,
Wie leid'ge Lüge flieh'n der Hoffnung Wahn,
Mit frischer Kraft erwachen jeden Morgen,
Um ausgemüdet dumpfem Schlaf zu nah'n."

So seufzt Hilscher in dem Gedicht „Allerseelentag". In dem Sonett „Bestimmung" wieder läßt Hilscher die Muse sagen:

„Reich sollst Du sein, an Sehnen, Lieben, Hoffen,
Der Traum sei Dein, nie des Besitzes Glanz."

Und der Dichter erwiedert:

„Da ward ich blaß, der Busen leer und enge,
Als hätte mich des Todes Pfeil getroffen;
Sie aber wies mir einen fernen Kranz."

Dennoch hat der selbige Mensch, dem ein so bitteres Los beschieden ward, die Kraft, zu empfinden und zu erkennen:

„Du willst das Glück erzwingen? Thor!
Nur der ist glücklich hier auf Erden,
Der nichts ersehnte, nichts verlor;
Man kann nur glücklich *sein*, nicht *werden*."

Besonders schön tritt diese Anschauung in dem Gedicht „Endymion" hervor; sie lächelt hier gleichsam unter leisen Thränen, während sie in dem „Ghasel", dem letzten Gedicht, das Hilscher gesungen, der Scheidegruß des Entsagenden wird, welcher sich zur stillen langen Reise rüstet. — Das Meisterstück der Sammlung ist „Francia", es sollte in keiner lyrischen Anthologie fehlen. Die Anekdote, welche den Inhalt dieses Gedichtes bildet, ist schon einige Male poetisch verwerthet worden, auch von Chamisso, und zwar vortrefflich, doch ziehe ich Hilschers „Francia"

Digitized by Google

auch dem Chamisso'schen „Francesco Francia's Tod" unbedingt vor; es wickelt sich das ganze Seelentrauerspiel eines Künstlers in wenigen Versen auf und ab. Naiv sind die Gedichte Hilschers nicht, aber reflectirt möchte ich sie auch nicht nennen; sie halten sich in der feinen Uebergangsregion, wo die einander entgegengesetzten Luftströmungen sich schneiden.

Die Sprache in Hilschers Lyrik ist edel; sie hat so zu sagen einen metallischen Klang, der dem Ohr schmeichelt indem er es erschüttert, sie ist geschmackvoll und sie ist vor allem wahr, weil sie eben der Ausdruck einer starken, unermüdlich ringenden Männlichkeit ist.

Emil Kuh.

Geschichte des Drama's.

Von J. L. Klein.

(1. Einleitung. Griechische Tragödie. VIII und 519 S. Leipzig 1865. T. O. Weigel.)

Mit einem eigenthümlichen Widerstreben geht man an die übernommene Besprechung des oben angeführten Buches. Man muß nämlich am Ende der Lectüre gestehen, der Herr Verfasser habe alles redlich verwerthet, was ihm zur Herstellung des Buches verwendbar schien und zugänglich war; man muß aber gleichwohl das Buch selber leider als ein verfehltes Unternehmen bezeichnen. Man fragt sich nämlich zunächst: Welches Publicum mag denn wohl der Herr Verfasser im Sinne gehabt haben? Ein vorzugsweise sog. allgemein gebildetes? Das dürfte wohl nach dem ersten Durchblättern veranlaßt werden, mit einem: das ist mir zu griechisch, bleibe daher ungelesen, — das Buch für immer zur Seite legen. Ein gelehrtes? Da dürfte er zu hören bekommen: was sollen denn die Citate aus Schiller und Goethe, wenn auch sehr gewissenhaft Band und Seite angegeben wird? sollen wir erst aus Schiller lernen, was die Neuplatoniker meinten (S. 81), was Dionysos zu bedeuten hat (S. 40) oder was die von Aeschyl angeregte Unterweltsstimmung (S. 230) sei? Aus Goethe, wie die Orphiker Cultivatoren waren (S. 65), wie die Flamme brenne (S. 79) oder wie der Wein (S. 493) wirke? Und dann möchte er auch in der Gelehrtengruppe schwerlich den entgegengesetzten Vorwürfen entgehen, einmal sei sein Buch zu philosophisch und er hätte lieber die in der Einleitung gegebene innere Geschichte des Drama's ganz innerlich belassen sollen, das andere Mal, ein solches Citatengewimmel sei durchaus gegen die philosophische Methode.

Doch giebt uns ja der Herr Verfasser selber an, was er mit seinem Buche bezwecke; er will nämlich für unsere Tage also verbessert das leisten, was seiner Zeit die mit Recht beliebten Vorlesungen A. W. Schlegels über dramatische Kunst und Litteratur dargeboten haben. Es ist aber sehr zu besorgen, daß der Herr Ver-

Digitized by Google

fasser trotz seiner sehr häufigen Ausfälle gegen den eleganten Hofrath und Salonkritiker mit seinem Buche kaum annähernd derartige Erfolge erzielen werde, wie jener mitleidig belächelte Vormann. A. W. Schlegel hat vor allem dem Publicum reife Resultate gründlicher Studien darzubieten gewußt; ob unser Herr Verfasser? das zu entscheiden ist nur in einem Fachblatte möglich. Sehr viel weiß der Herr Verfasser, bringt jedenfalls sehr viel bald aus der Küchenwissenschaft (S. 377), bald aus Heine (S. 465), dann wieder aus dem Y-king (S. 92) oder aus der Zoologie (S. 436) u. s. w. vor. Ob aber das Rechte? Wir wollen zur Beantwortung ein Citatenterno auf gut Glück herausstechen und verzichten dabei recht gerne auf die Theilung des Gewinnes. So heißt es (S. 54): „Daß Thespis unter anderen Masken sich auch einer Gipsmaske bediente, werden wir an Ort und Stelle erfahren. Nebenbei gesagt, bedeutet das Wort Titan im Griechischen auch Kalk und Gips. Ob das orphische Dogma hiebei ein geologisches Symbol im Sinne hatte und mit den in Gips verlarvten Erdriesen irgend eine große erdgeschichtliche Revolution, etwa die Zertrümmerung des Pflanzenlebens bei Bildung der „Kalkformation" personificiren mochte, wagen wir nicht zu betonen, wiewohl jene tiefsinnige Naturanschauung dies nicht als undenkbar und unglaublich erscheinen läßt". Schade, daß bisher das der — „Figaro" nicht wußte. Dann (S. 91): „Aehnlich duldet die reine Lichtlehre der Parsen deren Sprachformen aus der Hindusprache hervorgegangen" (dazu unter dem Texte: „Fr. Schlegel, Ueber die Sprache und Weisheit der Inder [1808], II, 3, 173 ff."), „deren Weltanschauung uns aber mit der semitischen verwandter erscheint — duldet die Parsenlehre keine dramatische Verbildlichung". Bis zum August 1864 konnte man also in Berlin auf dem schwarzen Brette der Universität keine andere Autorität und sonst nichts über vergleichende Sprachwissenschaft oder Alterthumskunde auftreiben. Endlich (S. 404): „Den Namen Euripides soll er, wie Suidas nach Philochoros angiebt, von Euripos, der Meerenge zwischen Böotien und Euböa erhalten haben, in deren Gewässern die Schlacht von Salamis vorfiel". Ja, so ist es Seite vierhundertundvier schwarz auf weiß zu lesen!

Es wäre jedoch ungerecht, nicht darauf hinzuweisen, daß dem Herrn Verfasser selber sein Vielwissen kein recht sicherer Besitz zu sein scheint. Manche Anzeichen verleiten wenigstens den aufmerksamen Leser zu einer solchen Annahme.

Zuerst der überaus häufige Gebrauch des „Gleichsam". Denn wer eine Sache nur so gleichsam behauptet, läßt auch gleichsam ihre Verneinung zu, schiebt jedenfalls die Verantwortlichkeit der Annahme oder Abweisung des Wißbaren Anderen zu. Wollte man z B. den Herrn Verfasser des Materialismus beschuldigen, so kann er ganz gut den Unverstand einer solchen Anschuldigung nachweisen, indem er ja nur von einem „gleichsam ins Gehirn reflectirten Vorstellungsbild" (S. 5) gesprochen habe, und nicht einmal decidirt behaupte, ob ein Gleichsam-Gehirn, Gleichsam-Reflectiren oder Gleichsam-Vorstellungsbild gemeint sei. Weiß man nicht, wie man das zu verstehen habe: „ein innerer Aether gleichsam, erzitternd als wehmuthvolle Rührung" (S. 15), so mag man sich den Spott über Wortklauberei

Digitized by Google

hinsichtlich solcher Gleichsam-Existenzen wie der Aether gefallen lassen. Sucht man sich endlich aus dem eigenen Bischen philosophischer Reminiscenzen den Satz zu erklären: „Die jonische Philosophie hat eben nicht bloß das abstracte Grundbild gleichsam des dramatischen Charakters gezeichnet" (S. 61), so mag man so lange suchen, bis man merkt, wie man durch ein Gleichsam-Vexirspiel zwischen abstractem Grundbild und dramatischem Charakter sich ins Bodenlose des „speculativen Wassers" verleiten ließ. Von solchen Gleichsam-Einschwärzungen eigener oder fremder Gedanken wimmelt es im Buche, und man könnte mit einer sehr reichen Blumenlese dienen, wie denn in der Einleitung allein fünfundzwanzig der ausgiebigsten Fälle notirt wurden, wenn man sich nicht begnügen möchte, aus der Pranke den Gleichsam-Löwen erkennbar gemacht zu haben.

Ein weiteres Bedenken gegen die Selbstgewißheit des Herrn Verfassers ergab sich aus seiner Art zu polemisiren. Da wird „Herr Bernays" der „treffliche Hofrath Jakobs" der „Hofrath aller Hofräthe Herr A. W. Schlegel", „der vortreffliche Heeren", „der ausgezeichnete Schulmann Schömann", der treffliche Schneidewin", „der große Philolog Hermann" u. s. w. so angelassen, als wolle der Herr Verfasser mit derartigem Tituliren Brosamen von einer reichbesetzten Tafel an unverschämte Bettler spenden. Nur zu bald hört man aber aus solchem Renommiren heraus, wie gut er sich die Warnung: „Laß dir nich verblüffen" zu eigen gemacht habe, so wie man aus einer gewissen Art des Singens den sichersten Schluß auf Furchtsamkeit macht. Wer so achselzuckend wie der Herr Verfasser über Autoritäten seines Gebietes sich vernehmen läßt, der will nur seiner Unfreiheit ihnen gegenüber wie der mit den Ketten Lärmende seine Fesselung maskiren.

Uebrigens ist die ganze Manier seines Polemisirens nur ein Ausfluß seines wegwerfenden Wesens und Gebarens überhaupt, um für dieses die gelindeste Bezeichnung zu wählen. Der Herr Verfasser hat jedoch eingestandenermaßen als Nachfolger A. W. Schlegels sein Werk einem größeren Publicum zugedacht, welches sich in den höheren Kreisen einer allgemeinen Bildung bewegt; es ist aber sehr zu zweifeln, daß dieses sich anständig behandelt fühlt, wenn es zu sehr vielen Stellen kommt, die sich etwa in folgender Tonart bewegen (S. 70): „Nicht im Sinne des Herrn Bernays, für den sich die Wirkung der Aristotelischen Katharsis, wie gezeigt worden, nicht von dem Erleichterungsbehagen unterscheidet, das zwar auch Phöbus verschafft, aber nicht Phöbus Apollon, sondern die beliebte Mamalatwerge in Phöbus „Receptirkunst" 3. Auflage, Bern 1835"; oder (S. 489): „Die beste Anweisung zu einer Tragödie mit dämelnden Helden, die aus dem illusorischen Dusel gar nicht erwachen und, ewig verblüfft, tragische Maulaffen feil bieten. Dampf und Schwindeldunst von Tieck-Solgers tragischer Ironie, die in so manchem Hohlkopf sich verfangen und darin als verhaltener Gehirnwind rumort"; oder endlich, um bei der Dreizahl zu bleiben (S. 501): „Wer anders als der Wazeck alttragischer Waisenkinder, der Generalwaisenvätermacher der griechischen Bühne, der liebevolle Rabenvater ihrer verwahrlosten Kukukseier, die er in seinem Nest zu lauter Sophokles-Küchlein ausbrütet und aufs zärtlichste ätzt und großfüttert.

Digitized by Google

Wer anders als unser Verfasser der Ariadne . . . Denn ein solcher Ariadnefaden geht niemals aus. Es findet sich immer Einer, der ihn wieder aufnimmt. Gleich jenem Faden bei Münchhausen, läuft auch dieser durch eine Reihenfolge von dramaturgischen Enten." Wir haben da noch keineswegs die schlimmsten Dinge vorgeführt, die wir fanden, und glauben nach den gegebenen Proben uns einer weiteren Blüthenlese von Witzhaschereien und schwülstigen Stellen enthalten zu können da durch sie doch nicht mehr bewiesen würde, als was aus dem Vorliegenden klar ist, daß man es mit einem noch sehr unfertigen Schriftsteller zu thun habe.

Es erklärt sich aber auch daraus unser Widerwille auf die Besprechung des Buches einzugehen, da überdies trotz allen solchen Unformen eine eifrige Benützung der Quellen nicht zu verkennen ist, so weit sie nämlich dem Herrn Verfasser zugänglich waren. Und wenn wir im Ganzen bisher nur das Publicum dieser Zeitschrift im Auge hatten, so können wir doch zuletzt auch die sachliche Bemerkung nicht zurückhalten, daß die Quellenbenützung so ziemlich mit dem Jahre 1840 ablaufe, daß namentlich das für den Herrn Verfasser wichtigste, weil zugleich gründliche und edel populäre Werk, nämlich K. O. Müllers Geschichte der griechischen Litteratur, von ihm trotz seiner Citirungsvorliebe nur einmal (S. 39) angeführt werde, und da nur der erste Theil, nie der zweite. Der giebt aber gerade (von S. 22 bis S. 191 also) auf dem Drittel des Raumes ungefähr dieselbe Partie der griechischen Dramatik, welche den Inhalt des vorliegenden Buches bildet aber in einer solchen Weise, welche wir dem Herrn Verfasser für die Fortsetzung seines Werkes in jeder Hinsicht als Muster bestens empfehlen.

F. Th. Bratranek.

Kurze kritische Besprechungen.

Hurter, Fr. v.: Geschichte Kaiser Ferdinands II. 4. Band. Schaffhausen 1864. 686 S.

± Mit dem vorliegenden — dem 11. Bande der Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern — hat das umfassende, viel gepriesene und vielfach angefochtene Werk seinen Abschluß erreicht. Ueberreich an archivalischen Mittheilungen, die dem Verfasser wie Wenigen zu Gebote standen, trägt der letzte wie der erste Band jene Eigenthümlichkeiten an sich, die ihm in der Gegenwart nothwendig hier Gegner dort Verehrer erzeugen mußten. Die erste Hälfte des gegenwärtigen Bandes erzählt seit Gustav Adolfs Tode die fortgesetzten zweideutigen Handlungen und die Katastrophe Wallensteins im Ganzen so, wie es in des Verfassers Werke: „Wallensteins vier letzte Lebensjahre" bereits geschehen, nur daß nunmehr, gewiß mit Recht, auf die Nachrichten, welche sich in Carwe's interessantem Reisebericht befinden, ein größeres Gewicht gelegt ist. Im Uebrigen erinnern in Stil und Auffassung die nebeneinander laufenden Kämpfe auf den Schlachtfeldern und in den Cabinetten, die durch sie erzielte wechselseitige Förderung und Hemmung und insbesondere die Charakteristik des Kaisers Ferdinand II. und — so weit das vorliegende Werk auch ihn erwähnt — die seines geistesverwandten Sohnes, an Bartholds

Digitized by Google

„Geschichte des großen deutschen Krieges" und an den jüngst erschienenen ersten Band der „Geschichte Kaiser Ferdinands III." von Koch. In dem vielbewegten Epos jener Zeit tritt freilich der Ferdinande Bildniß mehr in den Hintergrund, in den auch der Sieger bei Nördlingen wieder verschwindet; aber über die auf Erzielung des Friedens gerichtete Thätigkeit beider verbreitet die Forschung Hurters genügendes Licht. Neben den Ereignissen des deutschen Krieges werden die von Erfolg gekrönten Bemühungen Ferdinands II. um die Nachfolge seines Sohnes im Reiche, die Beziehungen des Kaisers zur Pforte, zu Siebenbürgen, Ungarn und Böhmen in den letzten Regierungsjahren besprochen. Eine sehr einläßliche Schilderung des Kaisers in seinem öffentlichen und häuslichen Leben bildet den Abschluß dieser zweiten Annales Ferdinandei. Wir machen besonders auf diesen letzten, anziehendsten Abschnitt des Buches aufmerksam. Er stützt sich theils auf den berühmten Bericht des apostolischen Nuntius Karl Carafa, den dieser nach seiner Rückkehr am Ende des Jahres 1628 dem h. Vater erstattete und den Hurter bereits als Anhang zu der Schrift „Friedensbestrebungen Ferdinands II." übersetzte, theils auf seines Beichtvaters, des Jesuiten Lamormain Schriftchen: „Ferdinandi virtutes", mit welchem bereits Khevenhiller seine Annalen beschloß, theils endlich auf die Berichte des venetianischen Gesandten in Wien, Antonio Antelmi, vom Ende des Jahres 1632 bis in die ersten Monate des Jahres 1634, welche Glinbitsch im 28. Band des „Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen" veröffentlichte. Der eine von beiden Anhängen zu Hurters letztem Bande bespricht noch eingehender den Werth dieser venetianischen Depeschen, der andere die bei den Güterconfiscationen nach der Schlacht am weißen Berge von Karl Lichtenstein begangenen Veruntreuungen. Mit Vergnügen wird ein Freund der Culturgeschichte die Mittheilungen aus vertraulichen Briefen der kaiserlichen Familie und die aus den Jagdalmanachen des Kaisers — aufbewahrt in dem Hausarchiv und in der k. k. Hofbibliothek — über dessen Waidmannslust lesen.

Gräf, Adolf: Atlas des Himmels und der Erde für Schule und Haus in 41 Karten. Gotha 1865. Geographisches Institut.

Der Titel des Atlas läßt den doppelten Zweck erkennen, welcher ins Auge gefaßt wurde, um eine Kartensammlung zu schaffen, die, in sich ein gerundetes Ganzes, dem Zweck des Unterrichtes sowohl als dem Hausgebrauch genügen sollte. Den Anforderungen entsprechend, wurde ein Format gewählt, welches bei einer Größe von $16\frac{1}{2}$ zu 20 Pariser Zoll sich dem der größeren Atlanten nähert, ja einige derselben erreicht, und welches daher auch gestattete, die Karten in möglichster Ausführlichkeit zu geben, ohne die Klarheit derselben zu beeinträchtigen.

Soweit aus den vorliegenden zwei Heften zu ersehen ist, wurden die neuesten Forschungen berücksichtigt, die Arbeiten auf den Tag ergänzt und durch correcte Zeichnung der Flußnetze und Küsten, maßvolle Auswahl in den aufzunehmenden Orten und Schriftbezeichnungen das Nothwendige und allgemein Wissenswerthe niedergelegt und vom Unwesentlichen gesichtet.

Die Situations- und Schriftplatten sind in Kupferstich ausgeführt; für die Terraindarstellung aber, die als wesentlich instructiv und den eigentlichen Charakter eines Landes repräsentirend angesehen ist, wurde der größeren Weichheit und der Zulässigkeit kleinerer, oft aber kennzeichnender Formen wegen, die Lithographie gewählt und dieselbe in bräunlichem Tone eingedruckt.

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Gleich seinen Vorgängern hat auch unser heutiger Bericht über eine nur geringe Anzahl interessanter Neuigkeiten als Ausbeute der jüngst vergangenen Wochen zu berichten. Indem wir mit den Novitäten der historischen Litteratur beginnen, freuen wir uns, ein Werk unseres einheimischen Verlages als deren bedeutendste hervorheben zu können. Es ist dies: „Die Reichskanzler vornehmlich des 10., 11. und 12. Jahrhunderts. Nebst einem Beitrage zu den Regesten und zur Kritik der Kaiserurkunden dieser Zeit", von Prof. Dr. Stumpf in Innsbruck. Die beiden erschienenen Abtheilungen enthalten außer der Einleitung: Die Merovinger- und Karolinger-Urkunden und die Regesten der sächsischen Kaiser. Die noch fehlenden Abtheilungen sollen noch im Laufe dieses Jahres das Werk vervollständigen. Die zweite uns vorliegende Novität bildet einen Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, sie beschäftigt sich mit Graf Ernst v. Mansfeld im böhmischen Kriege (1618 bis 1621). Ihr Verfasser, Rud. Reuß in Göttingen, indem er in der Vorrede die Geschichtschreibung des dreißigjährigen Krieges bespricht, spricht die Meinung aus, daß es noch verfrüht sein dürfte, die Geschichte jener Zeit in ihrer Gesammtheit endgültig festsetzen zu wollen und bezeichnet als sichersten Weg, zu diesem Ziele zu gelangen, den Versuch, in kürzeren Studien jeden wichtigen Abschnitt, ja jedes wichtigere Moment dieser Epoche gründlich in seinen Einzelnheiten durchzuforschen ohne Rücksicht auf die Principien und Ideen, sondern nur die Thatsachen ergründend. Einen solchen Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges soll seine Schrift bieten. — Eine andere Monographie liegt uns vor unter dem Titel: „Ulrich, Herzog von Württemberg", von Dr. B. Kugler. Ferner ließ E. Petsche in Hannover eine polemische Charakteristik der gegenwärtigen Geschichtschreibung erscheinen.

In Berlin erschien soeben das erste Heft einer neuen Zeitschrift für deutsches Staatsrecht und deutsche Verfassungsgeschichte", herausgegeben unter Mitwirkung von W. E. Albrecht in Leipzig, Mohl in Frankfurt, Waitz und Zachariä in Göttingen, von L. K. Aegidi in Hamburg. Als Veranlassung der Gründung des Unternehmens bezeichnet das Vorwort den anläßlich der schleswig-holstein'schen Frage fühlbar gewordenen Mangel einer Zeitschrift, in welcher die für das politische Leben unserer Nation bedeutsamen Fragen des öffentlichen Rechtes nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen untersucht und erörtert würden. Dieser Aufgabe, den gesammten Interessen der Wissenschaft des deutschen Staatsrechts, soll die neue Zeitschrift gewidmet sein. Die Namen, welche wir als Gründer und Herausgeber genannt haben, so wie das Verzeichniß derjenigen Gelehrten, welche ihre Theilnahme zugesagt haben, berechtigen dazu, dem Unternehmen ein günstiges Prognostikon zu stellen.

Der hochbetagte Prof. F. G. Welcker in Göttingen ließ sein „Tagebuch einer griechischen Reise, unternommen im Jahre 1842", erscheinen. Die langen Jahre, welche zwischen dem Niederschreiben und der Veröffentlichung dieser Blätter liegen, werden den Werth und das Interesse derselben nicht schmälern.

Im Verlage von Carl Gerolds Sohn erschien: „König Ragnars Hort, ein dramatisches Mährchen in fünf Aufzügen", von Eginhard. Der Dichter, bekannt durch frühere größere Dichtungen: „Marien-Kranz", „Singen und Ringen", „Auf nach Norden", zeigt die Nibelungen-Sage der Deutschen und die Ragnar-Lodbroks-Sage der Scandinavier in ihrer ursprünglichen Verbindung und schafft daraus ein dichterisches Ganzes, welches den Freunden der Wissenschaft ebenso wie jenen einer markigen, dem Charakter dieser Heldensagen entsprechenden Poesie eine willkommene Gabe sein dürfte. Friedrich Hebbel hat in Anerkennung des Werthes der Dichtung deren Widmung während seines letzten Lebensjahres freundlich angenommen.

Wir führen schließlich noch in bunter Reihenfolge aus den uns vorliegenden Novitäten an: „Dr. Max Müllers Bau-wau-Theorie und der Ursprung der Sprachen";

Digitized by Google

„Ein Wort der Verständigung", von Dr. C. G. Voigtmann; „Rafael Santi. Sein Leben und seine Werke", eine kurze Biographie und Charakteristik, aus Vorträgen entstanden, von A. Freiherrn v. Wolzogen, und „Sophokles' Oedipus in Kolonos, neu dargestellt von Dawison in Dresden", eine Vorlesung von Dr. Phil. J. Wilhelm Henke, Professor der Medicin in Marburg. Die Vorstellung, welche Veranlassung zu dieser Abhandlung bot, fand im Herbst 1863 zu Ehren der in Meißen tagenden Philologenversammlung statt.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 15. März 1865.

Der historischen Commission wird zugesendet: „Relation des päpstlichen Nuntius zu Wien, Hannibal Capuano, über die deutschen Zustände unter der Regierung Kaiser Rudolfs II. Mitgetheilt von Dr. Anton Kerschbaumer, Professor der Theologie zu St. Pölten."

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. Pfizmaier legt vor: „Die Auslegungen zu den Nachrichten von den Söhnen des Gottes I-za-nagi."

Diese Abhandlung enthält die Erklärung der Handlungen des japanischen Gottes I-za-nagi nach dessen Austritte aus dem Reiche der Unterwelt. Hieher gehört namentlich die Hervorbringung einer großen Anzahl von Gottheiten bei der Gelegenheit, als er sich von dem Schmutze der Unterwelt reinigte. Besonders ausführlich ist die Darlegung der Ansichten von den Gottheiten der Sonne und des Mondes, welche nach einer für richtig gehaltenen Ueberlieferung ebenfalls bei dieser Gelegenheit entstanden.

Außerdem sind Gegenstände der Erläuterung einige abweichende Nachrichten von dem Feuergotte Kagu-tsutsi, von dem Ableben der Göttin I-za-nami und den Dingen der Unterwelt, endlich die Erzählung von dem die Speisen bewahrenden Gotte (Uke-motsi-no kami.)

Von bedeutendem Werthe sind ferner die von dem Ausleger eingeschalteten philologischen Erklärungen, welche über manches, das in der japanischen Grammatik bisher dunkel gewesen, Aufschluß geben und auch den Sprachschatz mit neuen Wörtern bereichern.

Herr Dr. Friedrich Müller legt vor: „Ueber den Ursprung der himjarisch-äthiopischen Schrift."

Im Gegensatze zu früheren Forschern, welche einen Zusammenhang der äthiopischen Schrift mit der griechischen behaupteten, weist der Verfasser den in neuerer Zeit vielfach angedeuteten Zusammenhang derselben mit der himjarischen und dadurch mit den siltsemitischen Schriftsystemen nach. Dabei werden besonders die auf den Inschriften sich andenden Formen vorgeführt und die allmälige Entwicklung eines jeden Buchstaben anschaulich gemacht.

Digitized by Google

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 16. März 1865.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Redtenbacher hält einen Vortrag über eine neue verbesserte Methode, Kalium, Rubidium und Kaesium zu trennen, welche auf den Löslichkeitsverhältnissen der Alaune dieser drei Basen beruht

Ferner legte derselbe vor die Analyse des Mineralwassers zu Müllaken bei Linz in Ober-Oesterreich, eines alkalinisch erdigen Säuerlings, welche in seinem Laboratorium von Dr. Ant. Effenberger ausgeführt wurde.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Dr. Constantin Ritter v. Ettingshausen überreicht eine Abhandlung: „Die fossile Flora des mährisch-schlesischen Dachschiefers."

Das mährisch-schlesische Grauwackengebirge besteht vorherrschend aus thonigen Sandsteinen und Schiefern. In dem östlichen Theile des Gebirges kommen mehrere Lager von Dachschiefer vor. So lange noch keine Petrefacten aus diesen Schichten bekannt waren, nannte man dieselben devonisch und silurisch; aber das Vorkommen von Pflanzenresten, welche an die Pflanzen der Steinkohlenformation erinnern, gab der Vermuthung Raum, daß man es hier mit einem jüngeren Gliede des Uebergangsgebirges zu thun habe. Die Bestimmung einiger Pflanzenabdrücke durch Goeppert, die Funde charakteristischer Thierversteinerungen durch F. v. Hauer und M. Hörnes, durch H. Wolf und F. Roemer bestätigten dies, und man vergleicht seitdem diese Schichten, namentlich die des östlichen Theiles, woher jene Fossilreste stammen, mit der Pflanzengrauwacke in Nassau, Westphalen und am Harz, für welche die Bezeichnung „Kulmschichten" gebräulich geworden.

Der Reichthum an Pflanzenfossilien in den Dachschieferschichten, wie derselbe gegenwärtig vorliegt, war noch bis zum Herbste des Jahres 1863 unbekannt. Dem Herrn Dr. Gustav Tschermak, welcher zu dieser Zeit die Dachschieferbrüche in dem bezeichneten Gebiete besuchte, gebührt das Verdienst, die Wichtigkeit dieser Localitäten für die Paläontologie zuerst erkannt und den Impuls zu deren Ausbeutung gegeben zu haben. Seither hat sich derselben Herr M. Machanek in Hombok mit anerkennenswerthem Eifer gewidmet, und die von ihm zu Stande gebrachten Petrefactensammlungen als Geschenke an das kaiserliche Hofmineraliencabinet und an das naturhistorische Museum des k. k. polytechnischen Institutes gesendet. Aus diesen reichhaltigen Sammlungen gewann Hr. Prof. v. Ettingshausen das seiner Arbeit zu Grunde liegende Material, welches sieben Fundorte von fossilen Pflanzenresten im Gebiete des mährisch-schlesischen Dachschiefers lieferten. Die allgemeinen Resultate der Bearbeitung sind:

1. Mit Ausnahme zweier Algenarten, von denen eine sicherlich dem Meere angehörte, findet man unter den Resten dieser fossilen Flora nur solche, welche Festlandgewächsen entsprechen. Es sind vertreten die Ordnungen Florideæ, Equisetaceæ, Sphenopterideæ, Neuropterideæ, Polypodiaceæ, Hymenophylleæ, Schizæaceæ, Lepidodendreæ, Nœggerathieæ, Sigillarieæ, im Ganzen durch 38 Arten. Die farnartigen Gewächse machen den größten, die Sigillarien den geringsten Theil der Flora aus. Von den ersteren kommen die Formen mit Sphenopterisnervation am häufigsten vor; die Pecopterisformen fehlen.

2. Die meisten Arten hat diese Flora mit der fossilen Flora der jüngsten Grauwacke Schlesiens und des Harzes, mehrere mit den Floren des Kohlenkalkes, der Kulmgrauwacke und der unteren Kohlenformation gemein. Es wird nachgewiesen, daß alle genannten Floren als Localfloren einer und derselben Epoche zusammengehören.

Digitized by Google

3. Nicht sämmtliche Pflanzenformen gehören nur ausgesterbenen Geschlechtern an, wie man dies für die älteren Secundärfloren bisher angenommen. Diese Flora enthält sieben Arten, die nothwendig solchen Gattungen zufallen, welche auch in der Jetztwelt repräsentirt sind.

4. Diese fossile Flora lieferte Belege für die Richtigkeit der Ansicht, daß die Asterophylliten keine selbstständigen Pflanzen, sondern die beblätterten Aeste von Calamiten sind.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Sueß legt eine Abhandlung: „Ueber die Cephalopodensippe **Acanthoteuthis R. Wagn.**" zur Aufnahme in die Sitzungsberichte vor.

Diese Schrift sucht namentlich an einer größeren Reihe vollständig erhaltener Exemplare der **Acanth. bisinuata Bronn.** aus den Schiefern von Raibl in Kärnten die wahren Charaktere dieser Sippe festzustellen. Die eben genannten Reste sind die vollständigsten bisher bekannten Ueberbleibsel fossiler Cephalopoden. Man erkennt an denselben den Kopf mit den Kiefern, die Arme, welche ihrer ganzen Länge nach mit Doppelreihen von Haken besetzt sind, den Dintensack, die Schulpe und den Phragmokon mit seinen Septis, den Ligaturen und Spuren des Sipho, so wie da und dort noch Reste des Mantels. Als wichtigste Bemerkung muß angeführt werden, daß die bisher ihrem Umrisse nach unbekannt gebliebene Schulpe durch zwei concave Lappen außerhalb der Hyperbolarregion ausgezeichnet ist. Hieraus ergiebt sich, daß die durch abweichende Anwachsstreifung ausgezeichnete Alveole aus dem englischen Lias, welche Huxley kürzlich als den Typus einer neuen Gruppe von Belemniten ansah, zu Acanthoteuthis zu stellen ist.

Derselbe legte ferner eine Notiz: „Ueber den Nachweis zahlreicher Niederlassungen einer vorchristlichen Völkerschaft in Nieder-Oesterreich" vor. Dieselbe ist hauptsächlich auf die Funde gestützt, welche Herr Cand. Reichsritter v. Engelshofen in der Gegend längs dem Ostgehänge des Mannhartsgebirges gemacht hat. Aus diesen Funden geht hervor, daß über einen großen Theil von Nieder-Oesterreich hin einst in festen, wahrscheinlich durch Verpfählungen geschützten Niederlassungen ein Volk gewohnt habe, welches gleichzeitig Geräthschaften aus Bronze, Stein und gebranntem Thon besaß, vielleicht sogar das Eisen schon kannte, und dessen Spuren eine höchst auffallende Uebereinstimmung mit jenen der schweizerischen und italienischen Pfahlbauten besitzen.

Herr S. Marcus erörtert die Construction der von ihm erfundenen und in der Sitzung vom 17. November v. J. vorgewiesenen Thermosäule und äußert sich über die Wirkungen derselben wie folgt:

1. Die elektromotorische Kraft eines der neuen Thermoelemente ist $^1/_{25}$ der elektromotorischen Kraft eines Bunsen'schen Zinkkohlenelementes und dessen innerer Widerstand gleich 0·4 eines Meters Normaldrahtes.

2. Sechs solcher Elemente genügen schon, angesäuertes Wasser zu zersetzen.

3. Eine Batterie von 125 Elementen entwickelte in einer Minute 25 Kubikcentimeter Knallgas, wobei überdies die Wasserzersetzung unter ungünstigen Verhältnissen stattfand, indem der innere Widerstand der Säule weit größer als der des eingeschalteten Voltameters war.

4. Ein Platindraht von $^1/_2$ Millim. Dicke, in den Schließungsbogen derselben Kette geschaltet, schmilzt.

5. Dreißig Elemente erzeugen einen Elektromagneten von 150 Pfd. Tragkraft.

6. Die Stromerzeugung geschieht durch Erwärmung nur einer der Contactseiten der Elemente und durch Abkühlung der zweiten Contactseite mittelst Wassers von gewöhnlicher Temperatur.

Digitized by Google

Zur Herstellung der in Rede stehenden Batterie ist einerseits die Gewinnung zweier zu einem Thermoelement sich eignender Elektricitätserreger, andererseits aber eine derartige Anordnung der einzelnen Elemente, der Wärme- und Abkühlungsvorrichtungen nothwendig, um einen möglichst günstigen Effect zu erzielen. Ersteres bildet den physikalischen, letzteres den constructiven Theil des Problems.

Bei der Lösung der ersten Aufgabe war Herr Marcus bestrebt, folgende Punkte zu erreichen:

a. solche Thermoelemente zu benützen, die in der thermoelektrischen Reihe möglichst weit von einander liegen, dann solche, die

b. große Temperaturdifferenzen zulassen, so daß dies ohne Zuhülfenahme von Eis erreicht wird, was nur geschehen kann, wenn die Stäbe möglichst hohe Schmelzpunkte besitzen;

c. sollten die Materialien, aus denen die Stäbe angefertigt werden, nicht kostspielig und leicht darstellbar sein, und endlich

d. sollte auch der zu den Elementen verwendete Isolator hohen Temperaturen widerstehen können und genügende Festigkeit und Elasticität besitzen.

Da weder die bisher gebräuchlichen Ketten aus Wismuth und Antimon, noch irgend eine Combination der übrigen einfachen Metalle diesen Bedingungen entsprechen, so benützte Herr Marcus die Thatsache, daß Legirungen in der thermo-elektrischen Reihe nicht zwischen jenen Metallen stehen, aus denen sie zusammengesetzt sind, und wurde hiedurch zu folgenden Legirungen geführt, welche den oben angegebenen Bedingungen vollkommen entsprechen.

Für das positive Metall:

10 Gewichtstheile Kupfer,
6 „ Zink,
6 „ Nickel;

ein Zusatz von 1 Theil Kobalt erhöht die elektromotorische Kraft.

Für das negative Metall:

12 Gewichtstheile Antimon,
5 „ Zink,
1 „ Wismuth;

durch öfteres Umschmelzen wird die elektromotorische Kraft der Legirung erhöht;

oder:

Argentan unter dem Namen Alpacca aus der Triestinghofer Metallwaarenfabrik mit dem eben bezeichneten negativen Metall in Verbindung;

oder:

eine Legirung aus 65 Gewichtstheilen Kupfer
und 31 „ Zink

als positives Metall, und

12 Gewichtstheile Antimon,
5 „ Zink

als negatives Metall.

Beide Stäbe werden nicht aneinander gelöthet, sondern mit Schrauben verbunden.

Das positiv elektrische Metall schmilzt bei circa 1200 Grad C., das negative bei circa 600 Grad.

Da bei diesem Elemente nur die Erwärmung des positiven Metalls auf die Elektricitätsentwicklung von Einfluß ist, so ist die Einrichtung getroffen, daß nur dieses erwärmt wird, während das negative Metall, welches mit jenem im Contact steht, die Wärme nur mitgetheilt erhält. Durch diese Anordnung wird es möglich, Temperaturen

Digitized by Google

über 600 Grad anwenden zu können, und in Folge dessen größere Temperaturdifferenzen zu erzielen.

Ein interessanter Beleg für die hiebei stattfindende Umwandlung der Wärme in Elektricität ist der, daß das Wasser, welches zur Abkühlung der zweiten Contactstelle des Elementes dient, sich sehr langsam erwärmt, so lange die Kette geschlossen bleibt, daß sie aber ziemlich schnell erfolgt, wenn dieselbe geöffnet wird.

Die in Rede stehende Thermosäule wurde mit Rücksicht auf die Anwendung einer Gasflamme construirt. Die einzelnen Elemente bestehen aus Stäben von ungleichen Dimensionen; der positiv elektrische Metallstab ist 7 Zoll lang, 7 Linien breit und 1/2 Linie dick, der negativ elektrische Metallstab ist 6 Zoll lang, 7 Linien breit und 6 Linien dick. 32 solcher Elemente verschraubte ich in der Weise mit einander, daß alle positiven Stäbe auf der einen und alle negativen auf der anderen Seite sich befinden und so die Form eines Gitters bilden. Die Säule besteht nun aus zwei solchen Gitterwänden, welche dachförmig an einander geschraubt und durch eine Eisenstange verstärkt sind. Als Isolator zwischen der Eisenstange und den Elementen wird Glimmer benützt. Außerdem wurden die Elemente namentlich dort, wo sie mit dem Kühlwasser in Berührung kommen, mit Wasserglas bestrichen.

Zur Abkühlung der unteren Contactseiten der Elemente dient ein thönernes, mit Wasser angefülltes Gefäß.

Die ganze Säule hat eine Länge von 2 Fuß, eine Breite von 6 Zoll und eine Höhe von 6 Zoll.

Herr Marcus theilt ferner mit, daß er eben einen Ofen ausgeführt habe, welcher für 768 Elemente berechnet ist. Dieselben repräsentiren eine Bunsen'sche Zinkkohlenkette von 30 Elementen und consumiren per Tag 240 Pfd. Kohle (2 fl. 40 kr.). Schließlich bemerkt Redner, daß, wenngleich er nicht der Meinung sei, mit dieser Säule schon das von ihm angestrebte Ziel erreicht zu haben, er doch glaube, daß dieselbe den Weg bezeichne, der weiter zu verfolgen sei, um der Elektricität in der Praxis jenen dominirenden Rang zu erringen, welcher ihr ihrer wunderbaren Eigenschaften wegen unstreitig zukommt.

Die Akademie hat Herrn Marcus über Antrag ihrer mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe in Anbetracht der Wichtigkeit der von demselben gemachten Erfindung sowohl für die praktische Verwendung als auch wegen der dadurch bereits erzielten und angebahnten Erweiterung der Wissenschaft und damit dieselbe zum Gemeingut werde, einen Betrag von 2500 fl. bewilligt. Der ausführliche Bericht der mit der Prüfung der neuen Thermosäule des Herrn Marcus betrauten Commission wird in den Sitzungsberichten der Classe erscheinen.

Herr Med. Dr. Richard L. Maly, Privatdocent an der Grazer Universität, übersendet eine Abhandlung: „Neue Synthesen der Ameisensäure", worin gezeigt wird, daß unter mannigfachen Verhältnissen diese Säure entsteht, wenn folgende Bedingungen erfüllt sind: 1. Wasserstoff in status nascens, 2. Kohlensäure im Momente des Austausches sich befindet, und 3. zugleich eine kräftige Basis gegenwärtig ist. Man bekommt z. B. reichlich Ameisensäure, wenn man Natriumamalgam zu unter Wasser befindlichem oder schon darin gelöstem kohlensaurem Ammoniak bringt; oder auch, aber weniger reichlich, wenn man fein granulirtes Zink und kohlensaures Zink mit Kalilauge kocht, in welchem Falle einfach der nascirende Wasserstoff an das im Entstehen begriffene kohlensaure Kali tritt.

Die erste Reaction ist vielleicht einer Verallgemeinerung zur Bildung der Homologen der Ameisensäure fähig, wenn statt kohlensaurem Ammoniak das kohlensaure Methyl-Aethylamin ꝛc. genommen werden.

Herr Jos. Harkup, k. k. Telegraphenbeamter, übermittelt eine versiegelte Beschrei-

Digitized by Google

bung eines von ihm erfundenen neuartigen Relais, mit dem Ersuchen um deren Aufbewahrung zur Sicherung seiner Priorität.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 21. März 1865.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Mittheilungen von Herrn k. k. Hofrath und Director W. v. Haidinger werden vorgelegt: Zur Erinnerung an den am 25. November v. J. verstorbenen Benjamin Silliman mit einer Lebensskizze desselben, verfaßt von Herrn August Grafen v. Marschall; an den Verfertiger so vieler vorzüglicher Reihen von Krystallmodellen Herrn Karl Prüfer, gestorben zu Wien am 20. Februar; an die am 28. Februar verewigte Josepha Mohs, geb. Fiala, Wittwe unseres großen Lehrers Mohs; endlich an den Director der k. k. Hofgärten und der Menagerie in Schönbrunn Herrn Dr. Heinrich Schott, der am 5. März verschied.

Herr Prof. Dr. Ferdinand v. Hochstetter berichtet über das Vorkommen von Erdöl und Erdwachs zwischen Limanowa und Librantowa im Sandecer Kreise in West-Galizien.

Herr Franz Pošepny macht Mittheilungen über das Vorkommeu und die Gewinnung von Erdöl und Erdwachs in Ost-Galizien, dann über ein Vorkommen von Stramberger Schichten mit zahlreichen Petrefacten bei Lozok-Gorny an der Straße zwischen Sambor und Unghvar.

Herr Dr. Guido Stache schildert die Massen- und Eruptivgesteine im Zjar-, Mala-Magura- und Suchi-Gebirge, deren Detailaufnahme er im Laufe des vorigen Sommers durchgeführt hatte.

Herr Karl Ritter v. Hauer theilt die Ergebnisse der Untersuchung von Steinkohlenproben aus der Segen-Gottes-Grube bei Rossitz mit, welche von dem Director dieser Grube Herrn J. Rittler zu dem Behufe eingesendet worden waren, um zu constatiren, daß die Rossitzer Kohlen im Allgemeinen eine weit bessere Qualität besitzen, als die im Jahre 1854 untersuchten Muster aus der Ferdinandi-Zeche bei Ričan erkennen ließen, da dieselben aus einem Revier stammen, in welcher das Flötz verdrückt und sehr verunreinigt ist. Die Untersuchung bestätigte vollkommen Herrn Rittlers Angaben.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer legt das soeben uns zugegangene Werk: „Geologische Beschreibung der nordöstlichen Gebirge von Graubündten" sammt dem zugleich ausgegebenen ersten Blatte der geologischen Karte der Schweiz, beides im Auftrage der geologischen Commission der eidgenössischen naturforschenden Gesellschaft, bearbeitet von Herrn Prof. G. Theobald, ferner die Abhandlung des Herrn Dr. Ferdinand Stoliczka „Ueber die fossilen Bryozoen aus dem tertiären Grünsand der Orwkei-Bucht bei Auckland", die Herr Prof. v. Hochstetter gesammelt hatte, einen Separatabdruck aus dem geologischen Theile des Novara-Reisewerkes, vor.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Memoiren und Briefe.

I.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von W. Chezy.

(3. u. 4. Bändchen. Schaffhausen. Hurter'sche Buchhandlung.)

Der Leser, welcher Chezy auf der Wanderung durch seine Knabenjahre begleitet hat und sich fesseln ließ durch die lebendige Schilderung von Menschen und Städten, deren Bekanntschaft dem Erzähler das ruhelose Wanderleben Helminens vermittelte, wird ihm mit noch viel größerem und ungetrübterem Genuß zuhören, wenn Chezy von seinem Jünglings- und Mannesalter erzählt. Der Schauplatz ist ein weiterer, der Standpunkt des Erzählers ein höherer, er steht nun auf eigenen Füßen, Helmina mit ihren Schrullen und ihrem Geschick sich und Anderen das Leben zu verbittern, tritt nur noch selten und im Vorübergehen auf. Und damit werden — ungeachtet der entgegenstehenden Urtheile von Hebbel, Schücking u. A. m., welche theils der Verfasser im Vorworte, theils der Verleger auf dem Umschlage des Buches citirt — doch wohl recht Viele einverstanden sein.

Im Frühjahr 1829 begab sich Chezy nach München, „Studirens halber", welcher Ausdruck hier sehr angemessen sein mag, denn für das Collegienhören kann er nicht viel Zeit übrig behalten haben, da er mit allem Eifer das Leben, die Menschen, das Theater, das Bier studiren mußte und bald aus einem gelegentlichen ein ständiger Mitarbeiter belletristischer Blätter wurde. Das Glück begünstigte den angehenden Novellisten und Journalisten auf jede Weise. Im Hause der Nanette Schechner, der berühmten Sängerin, die er von Wien her kannte, fand er eine Wohnung, der Geiger Heinrich Ernst war sein Zimmernachbar, ein Schulfreund aus Dresden, Karl Krause (in den vierziger Jahren vielgenannter Publicist), machte ihn mit dem Buchhändler Franckh aus Stuttgart bekannt, und dieser wieder mit Karl Spindler, dessen treuer Gefährte und Mitarbeiter Chezy durch achtzehn Jahre blieb, mit dem er ernste und heitere Zeiten durchmachte und von dem er ein ausgeführtes Lebens- und Charakterbild giebt, während Nanette Schechner, Franckh, der originelle Kauz und kopflose Verschwörer, Ed. Duller, L. Bechstein u. A. aus dieser Zeit sich mit leicht hingeworfenen, aber nicht minder stark für das Talent des Zeichners zeugenden Portraitskizzen begnügen müssen. Die Versuchung ist groß genug, manche der ergötzlichen und charakteristischen Geschichten von „hellen und dunklen Zeitgenossen" nachzuerzählen, aber wir werden uns

Digitized by Google

auf Weniges beschränken müssen; köstlich z. B. schildert Chezy die Art, wie Bechstein arbeitete. „Wenn ich morgens aufgestanden bin, mache ich ein Gedicht, hernach den Kaffee; dann folgen die anderen Arbeiten nach ihrer Ordnung". Das heißt, es wurden regelmäßig zwei eng beschriebene Seiten Roman geliefert und eine solche Seite Novelle, und der „Dichter" hielt nicht nur diese Arbeitsordnung mit aller Strenge aufrecht, sondern bestimmte sogar vorher, wie viel leeres Papier dem ersten, wie viel dem zweiten Capitel überlassen werden solle u. s. w. Auf die Einwendung, daß doch hie und da der Raum zu eng oder zu weit werden könne, entgegnete er „mit der Zuversicht eines bleichen Leinwebers", das habe ihn noch nie in Verlegenheit gebracht. So erklärt sich freilich leicht, daß der Faden seiner schriftstellerischen Thätigkeit sich nach Chezy's Ausdruck zu einem so „dicken Knäuel" angesammelt hat. — Das Trifolium Spindler-Chezy-Duller hatte anfangs die Franckh'sche „Damenzeitung" geschrieben, nach deren Aufhören den in Spindlers eigenem Verlage erscheinenden „Zeitspiegel". 1832 wurde das letztere Unternehmen nach Karlsruhe übertragen, und die drei waren schon vorher von München nach Baden-Baden gezogen oder vielmehr nach „Baden bei Rastatt", wie damals der erst berühmt werdende Curort hieß.

Die Zustände in der „Aurelischen Quellenstadt", der Uebergang derselben zu einer Weltstadt, der Zusammenfluß von Notabilitäten, Originalen und Schwindlern aus allen Ländern, der Einfluß des Spieles — das alles wird sehr anziehend geschildert. Chezy gehörte durch längere Zeit zu den Vertheidigern der Bank, weil derselben, wie er meinte, der Ort Baden Großes zu danken habe; aber er gesteht auch ein, daß er sich getäuscht hatte, daß er die Früchte später als faul erkannte. Auch in jenen Jugend- und Unschuldszeiten Badens fand Chezy schon mancherlei interessante Wintergesellschaft. Alois Schreiber, dessen erste litterarische That die Redaction des Rastatter Congreßhandbuchs war, und der dann eine lange Reihe poetischer und topographischer Schriften veröffentlichte, präsidirte einer Lesegesellschaft, unter deren Mitgliedern ein Bruder des „Philosophen" Pitschaft, der 1860 als brittischer Consul in Belgrad gestorbene, durch Conflicte mit den k. k. Behörden im Jahre 1848 bekannter gewordene Viscount Fonblanque, drei Herren aus dem Gefolge des mit der Gräfin Reichenbach in Baden lebenden Kurfürsten Wilhelm II. und allerlei Persönlichkeiten, die mehr oder weniger vom Abenteuerlichen gestreift sind, aufgezählt und beschrieben werden. Im Frühling 1832 kam Börne dazu, seiner Gesundheit halber, zugleich aber mit dem Auftrage Franckhs, die Herren vom „Zeitspiegel" für die Sache der Revolution zu gewinnen. Seine Bemühungen hatten schlechten Erfolg, weßhalb er Spindler und Genossen scherzhaft drohte, er wisse nicht, ob er sie vor dem Wütherich Franckh werde schützen können, wenn sie nicht wenigstens nach Hambach mitzögen. Es habe ihn ohnehin Mühe genug gekostet, von Gottlob Franckh die Begnadigung des Königs von Württemberg und einiger anderen Fürsten und Standespersonen zu erwirken. Börne „glich einem leberkranken Staatshämorrhoidarius von unwirscher Gemüthsart; sobald er jedoch warm wurde, was nicht lange zu währen pflegte, wenn

Digitized by Google

jemand ihm zu Gesichte stand, ließ er ein lustiges Feuerwerk in unerschöpflicher Fülle los .... Die Weltgeschichte begann für ihn erst mit dem Jahre 1789.... Für seine Person stack er im tiefsten Sympathienebel, und doch besaß er zu viel scharfen Verstand, um seine Gefühle als Beweisgründe für Andere vorzuführen. Er war, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ein nüchterner Schwärmer. Sein Gespräch war so unterhaltend, wie seine Schriften." Vor und nach dem Frankfurter Putsch strichen noch manche ähnliche Gäste vorüber, so Georg Fein; auf der Auerhahnjagd traf Chezy einen Handwerksburschen, der — eine goldene Brille trug, und brachte ihn glücklich über den Rhein.

Ein sehr anmuthendes Bild ist das, welches Chezy von der Großherzogin Stephanie entwirft. Die hohe Frau hatte als Wittwensitz das Schloß zu Mannheim inne, hielt aber regelmäßig einen Theil des Sommers in ihrem „Pavillon" in Baden Hof, wohlthätig und in der liebenswürdigsten, zwangslosesten Weise ihr Haus jedem Gesellschaftsfähigen öffnend. Bei ihr verweilte im Sommer 1836 Prinz Louis Bonaparte, „den man damals wohl eher für alles andere als einen Verschwörer genommen hätte. Er galt für schläfrig und beschränkt, wie Brutus der Aeltere, bevor er sein Licht unter dem Scheffel hervorgeholt. Am wenigsten traute man ihm Ehrgeiz zu. Er zeigte sich bürgerlich genügsam in seinen Ansprüchen an das Leben und wußte seine kleinen Neigungen ohne sonderlichen Aufwand von Zeit und Geld zu beschwichtigen". Die damaligen Bewohner Badens mögen sich wegen ihrer Fehlschlüsse beruhigen. Noch kurz vor dem 2. December haben scharfsinnige Beobachter ein (abgerechnet den mäßigen Aufwand von Zeit und Geld) ganz ähnliches Portrait von dem damaligen Präsidenten der Republik entworfen! Erst nach dem Straßburger Putsch (30. October 1836) kam man auf den Gedanken, daß der Prätendent den Aufenthalt in Baden insgeheim anders benützt haben möge. Die Geschichte in Straßburg versetzte die Großherzogin Stephanie „in mehr als gelinde Verzweiflung, und noch lange danach empfand sie es überaus schmerzlich, daß sie für eine Hehlerin der Zettelung gehalten wurde". Mehr als acht Monate waren seitdem verstrichen, als Chezy sie wieder sah, und ihr erstes Wort lautete: „Nun, was sagen Sie zu den Straßburger Thorheiten?" Als Chezy sie etwas unbedachter Weise beglückwünschte, daß Ludwig Philipp kein Schüler des großen Napoleon sei, antwortete sie: „Das Aeußerste ist uns erspart geblieben, nichtsdestoweniger hätte Hortense's Sohn mir, gerade mir so etwas nicht anthun sollen. Das war ein schlechter Lohn für meine Gastfreundschaft. O, die Verwandtschaft!" schloß sie mit einem Seufzer. Der Seufzer soll hauptsächlich der Frau Lätitia Bonaparte-Wyse (der Mutter der Frau Solmes-Rattazzi) gegolten haben, welche sich zu Zeiten in Baden aufhielt und ihrer Verwandten durch ihre Aufführung und ihre Verschwendung viel Kummer bereitete. Dem Prinzen Louis begegnete Chezy 1837 wieder in Constanz bei dem Begräbniß der Königin Hortense. Natürlich kommen in dem Capitel auch die Sagen zur Sprache, welche Kaspar Hauser zu einem Sohne Stephaniens machen wollten, und Chezy zeigt,

Digitized by Google

daß namentlich die Persönlichkeiten, welche den Raub des Prinzen ausgeführt haben sollten, der Geschichte vollends alle Glaubwürdigkeit nehmen.

Der Geschichtschreiber des Spielbades wird einst in Chezy's Aufzeichnungen überaus reiches Material finden. Theils die Quellen, theils die Bank lockte fortwährend bedeutende oder doch in irgend einer Weise interessante Personen nach Baden. Da sehen wir Liszt und Meyerbeer, den Freiherrn Karl v. Closen, vormärzliche parlamentarische Berühmtheit, August Lewald und M. Honek (Cohn), welcher in den ersten vierziger Jahren in der „Kölnischen Zeitung" das Feuer gegen die Spielbanken eröffnete, und viele Andere auftreten. Auch die mancherlei Fahrten, welche Chezy häufig gemeinsam mit dem durch unglückliche häusliche Verhältnisse zum ruhelosen Wanderer gemachten Spindler unternahm, geben Gelegenheit zu verschiedenen hübschen Bildern, unter denen das lustigste ein Abend mit Liszt bei Dingelstedt in Stuttgart. Unter dem Regime Benazets wird die Gesellschaft immer gemischter. Natürlich wird auch die schauderhafte Schlächterei zwischen M. v. Haber, Göler, Sarachaga und Werefkin, welche im Jahre 1843 in ganz Europa Entsetzen erregte, ausführlich und ganz unparteiisch dargestellt. Nur in Bezug auf eine in entfernterer Weise an dem Handel betheiligte Persönlichkeit dürfte eine Verwechslung des Vornamens vorliegen. Als Besitzer einer Villa, welche er während der Kurzeit vermiethete, kam der Verfasser auch vielfältig mit der ausländischen Aristokratie in Berührung, und wenn auch in dieser Verbindung Namen von allbekanntem Klange vorkommen, wie z. B. Lord Cowley, Fürstin Witgenstein, die Freundin Liszts ꝛc., so ist der Abschnitt doch noch weitaus interessanter durch die Wahrnehmungen, welche Chezy über nationale Eigenthümlichkeiten bei seinen Miethern machte. Anna Zerr, die Tochter des Stadtmusikus in Baden, sah der Verfasser die ersten Schritte auf ihrer glänzenden Laufbahn machen. Sabine Heinefetter verlebte den Sommer, oft auch, wenn sie Muße hatte, den Winter in ihrem Hause auf dem Schloßberge. Mit Lenau war Chezy genau befreundet und Zeuge einer verhängnißvollen Begegnung. Beide saßen im „Holländischen Hof" am Mittagstisch, ihnen gegenüber zwei leere, aber besteckte Plätze. „Lenau war lustig bis zum Uebermuth. Plötzlich wechselte er die Farbe und blickte starr vor sich hin. Der Nachbar folgte der Richtung seines Blickes. Die zwei Plätze gegenüber hatten sich mit zwei Damen besetzt, einer jungen und einer, welche den Jahren nach ihre Mutter sein konnte. Der Unglückliche hatte sich unversehens verliebt. Er blieb nicht lange stumm, sondern redete die Damen an und hatte im Handumwenden eine lebhafte Unterhaltung angesponnen, deren Faden nicht riß Wenige Tage darauf war er des Fräuleins Verlobter."

1846 verließen Chezy und Spindler Baden, der eine, weil der Ort seinen wissenschaftlichen Bedürfnissen nicht genügte, der andere, weil er mit seiner in Freiburg sich zur Malerin ausbildenden Tochter zusammenleben wollte; auch war ihnen der Badeort einigermaßen verleidet, unter anderem in Folge Chezy's offener Erklärung, daß er den Wurm in der Rosenknospe entdeckt habe, d. h. das Trügerische des Glanzes, welcher von der Spielbank ausging. Aus der Freiburger Zeit

Digitized by Google

sind hervorzuheben die Charakteristik Gfrörers, dem der Verfasser ein besonders warmes Andenken bewahrt, und die Schilderung der sogenannten „Rothen Ostern", des republicanischen Putsches im Frühling 1848. Der Sommer desselben Jahres machte Chezy zum politischen Journalisten, er übernahm die Redaction der (conservativen) „Süddeutschen Zeitung" und wurde von dieser weg nach Köln berufen, um das neu gegründete Organ der rheinischen Katholiken, die „Rheinische Volkshalle", nachher „Deutsche Volkshalle" und zuletzt „Deutschland" geheißen, zu leiten. Doch nahm in Köln, wie Spindler vorausgesagt hatte, „die Herrlichkeit ein schnelles Ende mit Schrecken". Der prophezeite Zusammenstoß mit den „Pickelhauben" scheint zwar ausgeblieben zu sein, dafür lernte Chezy den vielberühmten „kölschen Klüngel" gründlich kennen. Die Herren entfernten ihn schon im Herbst 1849 von der Redaction, um aus dem großdeutschen Organ ein katholisches Seitenstück zur „Kreuzzeitung" zu machen, und 1850 wurde er an die eben damals in Wien gegründete „Reichszeitung" berufen. Mit dieser Rückkehr nach Wien schließt der Erzähler das zweite Buch seiner Denkwürdigkeiten ab und verspricht, in einem dritten das Wien der Jahre 1850 bis 1863 zu schildern. Hoffentlich bleibt es nicht bei dem bloßen Versprechen.

Vorstehender Artikel war druckfertig, als am 13. März Wilhelm Chezy in Folge eines wiederholten Schlaganfalles plötzlich starb. Für ihn war der Tod Erlösung; in den letzten Monaten hatte nur die Aufopferung zweier Damen, welche sich von ihm in die Feder dictiren ließen, es ihm noch möglich gemacht zu arbeiten und seine Lage war eine recht bedrängte geworden. Leider ist aber auch die oben ausgesprochene Hoffnung auf Vollendung seiner Lebenserinnerungen erloschen, da er noch bei den Vorarbeiten zur dritten Abtheilung war. Wir haben Unglück mit neueren Wiener Memoiren; die einen enthalten wenig oder nichts von dem, was man wissen möchte, und die anderen bleiben gewöhnlich unvollendet.

B. B.

Reise der k. k. österreichischen Fregatte Novara.

I.

Geologie von Neu-Seeland von Dr. **Ferdinand v. Hochstetter.**

(Geologischer Theil. 1. Band. 1. Abtheilung. Wien. In Commission bei Carl Gerolds Sohn.)

(Schluß.)

Der **zweite Abschnitt** der Besprechung der vulcanischen Gebilde ist dem Mount-Egmont oder Taranaki-Berge gewidmet (Seite 152), einem der prächtigsten Kegelberge der Erde, der sich als ein 8270 Fuß hohes Wahrzeichen am nörd-

Digitized by Google

lichen Eingange der Cooks-Straße erhebt. Bis zum Gipfel mit Wäldern, zu oberst mit Schnee bedeckt, giebt er zahlreichen, Bäche bildenden Quellen den Ursprung und ist bis über die Waldgrenze hinauf von eben so vielen Schrunden (Radialthälern) durchschnitten. New-Plymouth berührend verweilte Hochstetter nur kurze Zeit an der Küste, von welcher der Gipfel 16 englische Meilen entfernt liegt. Doch ließen sich die daselbst gemachten Gesteinsstudien mit den landschaftlichen und topographischen Mittheilungen der Herren Heaphy, Atkinson u. A. so glücklich zu einem Ganzen verarbeiten, daß man daraus ein befriedigendes Bild gewinnt. Der Taranaki-Berg ist ein erloschener Trachytvulcan mit mehreren alten Kratern und sehr interessanten Gesteinen, die sich wahrscheinlich am Tongariro und Knapahu in derselben Weise wiederholen. Die Eingebornen, die keinerlei Traditionen von Ausbrüchen des Berges haben, nennen ihn auch die Schwester des Tongariro.

Die Auckland-Zone, im dritten Abschnitte (Seite 160 bis 183) besprochen, ist nächst dem Taupo-District Hochstetters eigentlichstes Arbeitsgebiet. Sie hat er von der Gouvernementsstadt aus nach allen Richtungen durchkreuzt und eine geologische Specialkarte im Maßstabe von $^1/_{120000}$ davon geliefert.

Den phlegräischen Feldern Neapels vergleichbar, besitzt dieses weite, aus Tuffen, Lavaströmen, erloschenen Vulcanen und sehr jungen, Lignit führenden Thon- und Sandablagerungen bestehende Gebiet zahlreiche Ausbruchsstellen, auf einem Flächenraum von acht deutschen Quadratmeilen deren nicht weniger als 63. Der höchste unter diesen ausgebrannten Vulcanen, „gleichsam der Vesuv der Waitemata-Bucht", erreicht 900 Fuß über der See, die anderen Kegel sind nur drei- bis sechshundert Fuß hoch. Zum Theil Tuffkegel, zum Theil Schlackenkegel mit Lavaströmen — nur einer von ihnen, der Rangitoto, ist der Hauptmasse nach ein stumpfer Lavakonus mit aufgesetztem Aschenkegel — bilden sie eine große Entwicklungsreihe von anfangs submarinen, später aus dem erhobenen Boden erfolgten Ausbrüchen, welche beständig basische (basaltische) Massen zu Tage lieferten.

Wäre es unsern alten Meistern vergönnt gewesen anstatt der südeuropäischen Vulcangruppe den Isthmus von Auckland zu untersuchen, die Lehre vom Vulcanismus würde sich viel einfacher und rascher zu ihrem heutigen Stande herangebildet haben und die Buch'sche Theorie der „Erhebungskrater" wäre wohl niemals entstanden. Die Schlackenkegel Mount-Eden und Mount-Wellington, in ethnographischer Beziehung als alte Maorifestungen nicht minder merkwürdig wie ihrem geologischen Baue nach, der Takapuna als Tuffkegel mit einem übergeflossenen Lavastrom und hoch aufgeschütteten Schlackenaufsatz, der Rangitoto und viele andere sind eben den vielbewunderten und bestrittenen Hügeln von Pozzuoli gegenüber wahre Modelle von Vulcanen. So wie der sonderbare Cotopaxi, dessen Bild aus Humboldts Atlas in alle Lehrbücher der Geologie übergegangen ist, sehr bald durch den majestätischen Taranakiberg verdrängt werden dürfte, so werden die Vulcane der Auckland-Zone als wahrhaftige Schulexemplare demnächst an die Stelle des Astroni, des trügerischen Monte nuovo und seiner älteren Genossen getreten sein

Digitized by Google

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die Schichtgebilde der Nordinsel, denen nächst der allgemeinen geographischen und stratigraphischen Einleitung die ersten 76 Seiten des Werkes gewidmet sind.

Erste Untersuchungen in noch völlig unbekannten Erdtheilen ergeben nur in den seltensten Fällen reiche Funde von Versteinerungen ꝛc.; sehr lückenhaft bleibt in der Regel die Reihe der bestimmt charakterisirten Schichten und einige wenige müssen zur Erhaltung des stratigraphischen Zusammenhanges genügen.

Hochstetters Scharfblick und glücklicher Griff bewährte sich auf Neu-Seeland, denn er fand einige bedeutsame Daten zur Schichtenbestimmung so wie zur Erörterung der Eingangs unserer Besprechung berührten Fragen.

Der Hauptgebirgsrücken, der als eine Fortsetzung der südlichen Alpen die Nordinsel durchzieht, und die kleineren Ketten, die im Norden den Hauraki-Golf, zum Theil auch das mittlere Waikatobecken umsäumen, gehören einer sehr alten Formation an. Versteinerungen wurden in ihren Grauwacken, Thon- und Kieselschiefern nicht aufgefunden, doch schloß Hochstetter aus dem Vorkommen goldführender Quarzgänge, wie sie der Silurformation in allen Erdtheilen eigen sind, daß auch dieses Grundskelet Neu-Seelands derselben Formation beizuzählen sei. Eine noch nähere Beziehung vermitteln die goldführenden Silurgebirge von Victoria (Australien), welche als Analoga der brittischen Balaschichten erwiesen sind und mit denen die Coromandel-Range von Neu-Seeland die größte Aehnlichkeit hat. In praktischer Beziehung erwarb sich unser Reisender das Verdienst, zuerst das primäre Vorkommen des Goldes in den Quarzgängen kennen gelehrt und die Speculation auf deren Ausbeutung gelenkt zu haben.

Während auf der Südinsel zwischen paläolithischen (und metamorphischen) Schichten und den jüngeren Secundärgebilden noch mächtige Glieder eingeschaltet sind, zeigten sich auf der Nordinsel nur die letzteren. Durch den glücklichen Fund von Belemniten, sehr ähnlich dem B. semicanaliculatus des Neocomien im Kalkmergel an der Waikato-Mündung, von Ammoniten und einer großen Inoceramusart am Kawhia-Hafen wies Hochstetter nach, daß in dem australischen Ländergebiete die mesozoischen Gebilde keineswegs fehlen, wie man ehedem glaubte, sondern durch eine ansehnliche Ablagerung der unteren Kreideformation vertreten sind. In naher Beziehung zu derselben Schichte stehen kohlenführende Sandsteine und Mergel mit Farrenresten.

Die Ablagerungen der känozoischen oder tertiären Periode spielen auf Neu-Seeland eine große Rolle. Sie bilden die Decke, welche von den vulcanischen Gebilden durchbrochen wurde. Doch geschah dieser Durchbruch allenthalben der Art, daß die Schichten als Ganzes keinerlei große Dislocationen, sondern nur örtliche Störungen erlitten

Die Nordinsel birgt ausgedehnte Kohlenfelder, deren von der Regierung gewünschte Untersuchung die erste Veranlassung zum längeren Verweilen Hochstetters war. Zwei davon gehören dem Waikato-Gebiete (dem untern und mittlern Becken desselben) an. Nach den Untersuchungen von Karl v Hauer sind diese Kohlen in

Digitized by Google

eine Reihe zu stellen, mit den älteren miocenen und den eocenen Kohlen Oesterreichs; ein fossiles Harz, von Haidinger Ambrit genannt, ist nach seinen physikalischen und chemischen Eigenschaften (untersucht von Dr. R. Maly) einem auf Java häufig vorkommenden Mineralharze sehr ähnlich. Zahlreiche Pflanzenreste, bestimmt von Prof. Unger, begleiten die Kohlenflötze. Von der allerdings schon jetzt als sehr beträchtlich bekannten Masse dieser Braunkohlen und von ihrer guten Eignung zur Dampfschiff- und Locomotivheizung wird es ganz wesentlich abhängen, ob Neu-Seeland wirklich die darauf gesetzten Hoffnungen rechtfertigen, ob es wirklich werden kann „das Großbritannien der Südsee". Nicht minder interessant sind die marinen Schichten, welche in eine ältere und eine jüngere Abtheilung zerfallen. Die stellenweise zahlreichen Thierreste der letzteren weichen von der jetzt um Neu-Seeland lebenden Fauna nicht wesentlich ab, die älteren Thonmergel und Foraminiferenkalksteine unterscheiden sich dagegen in allen ihren Versteinerungen sehr wesentlich von den recenten Ablagerungen des Meeres. Im oberen Waipa- und Mozau-District bilden die auf den thonigen Schichten ruhenden Kalksteine ein merkwürdiges Karstgebiet, voll von unterirdischen Wasserläufen und Höhlen, welche die Aufmerksamkeit des Beobachters nicht nur durch ihre schönen Tropfsteingebilde anziehen, sondern durch die in ihnen begrabenen Riesenvögel — die Vertreter unserer europäischen Höhlenbären, Höhlenkatzen und Hyänen, — eine hohe paläontologische Bedeutung erlangt haben.

Concentrirt sich das stratigraphische und paläontologische Interesse in den bislang erwähnten Formationen, so sind doch die posttertiären Gebilde (Seite 49 bis 76) durch ihre weite Verbreitung und ihre ausgezeichneten Terrassenformen bezüglich der Terraingestaltung des cultivirbaren Landes von größtem Belange. Die erstaunlich große Hebung, welche einzelne Partieen von ihnen erfahren haben und ihr inniger stofflicher Zusammenhang mit den vulcanischen Erzeugnissen verknüpft sie aufs innigste mit der Naturgeschichte des Vulcanismus, giebt ihnen somit in diesem Erdtheile eine noch weit höhere Bedeutung als man den Ablagerungen dieser Periode anderwärts zuerkennen mag.

Eine ausgebreitete Lignitformation, welche die Niederungen des Manukan- und wohl auch das Innere des Waikato-Beckens einnimmt, gehört diesen Schichten an. Sehr merkwürdig ist eine aus Bimssteinpulver zusammengesetzte mehlige Gebirgsart, die in großer Ausdehnung unter den als steriler Boden übel berüchtigten Thonen liegt. Hochstetter kann sich die Bildung dieses auffallenden Sedimentes nur aus dem vulcanischen Atmosphärstaub erklären, der bei den großen Taupo-Eruptionen emporgewirbelt und (bei 15 deutschen Meilen weit) nach Norden herüber geweht wurde. In chemischer Beziehung ist dasselbe mit den in Siebenbürgen Palla genannten Rhyolith-Tuffen sehr nahe verwandt.

Im Gegensatz zu dem völlig unfruchtbaren Thonboden giebt es im Manukau-District und im Westen des Waikato über der Lignitformation eine basaltische Ablagerung, zum Theil tuffartig (Boulderformation), zum Theil aus massigem, aber im höchsten Grade zersetzten Basalt gebildet, die sich durch eine außerordentliche

Digitized by Google

Fruchtbarkeit auszeichnet. Dem Alter nach scheint sie zwischen die rhyolithischen Laven der Taupo-Zone und die Basaltlaven der Auckland-Zone zu fallen und würde demnach eine ganz eigenthümliche Eruptionsepoche von basischen Stoffen charakterisiren. Ein locales, die Lignit-Formation gewissermaßen ersetzendes Sediment sind die bunten Thone von Drury, welche eine Mächtigkeit von 60 Fuß erreichen und ein unvergleichliches Material zur Erzeugung von Thonwaaren, zugleich ein Mittel zur Verwerthung des geringen fossilen Brennstoffes der Nachbarschaft darbieten.

Verdienen nun diese Ablagerungen sowohl aus geologischen als auch aus wirthschaftlichen Gründen die volle Aufmerksamkeit der Colonisten, so werden sie doch in ersterer Beziehung völlig in den Hintergrund gedrängt durch die riesige Terrassenbildung der Flußthäler und See-Districte im Innern der Insel. Was wir in unseren Gebirgsthälern im kleinen Maßstabe aus Schotter und Lehm bestehend kennen, das ist hier aus Bimssteinmaterial in kolossalen Dimensionen aufgeführt. Nicht weniger als 2000 Fuß beträgt der Niveauunterschied zwischen den höchsten, ältesten und den niedersten (innersten) und jüngsten Terrassen! Um eben so viel muß das Land in der jüngsten geologischen Periode gehoben worden sein und unermeßlich sind die Silicatmassen, die ein einziger vulcanischer Herd, — eben der des Taupo-Districts, im Verlaufe desselben geliefert hat. Trefflich gezeichnete Landschaftsbilder geben dem Leser einen Begriff von dem Charakter dieser Thalterrassen und Plateaustufen und instructive Diagramme erläutern den Entwicklungsvorgang so weit er sich ohne topographische Detailkarten überhaupt verfolgen läßt.

Bekanntlich bildet das Meer, wo es mit Süßwasserströmen und Winden zusammenwirkt, einzelne höchst charakteristische Landschaftstypen, Strandbildungen besonderer Art, Aestuarien und Dünen. Auch die Küsten der Nordinsel von Neu-Seeland, namentlich die lange Bogenlinie der Westküste von Hokianga bis zum Taranaki-Berge sind reichlich damit ausgestattet. Der Westwind ist hier mächtig genug, um nicht nur Stranddünen zu bilden, sondern den leicht beweglichen Flugsand über den Felsenabsturz der Steilränder vier- bis sechshundert Fuß emporzutreiben und auf den Plattformen mächtige und weit landeinwärts greifende Ablagerungen zu bilden. Abgesehen von den interessanten Erscheinungen doppelter und falscher Schichtung, die an frischer Bildungsstätte studirt zu haben für die Beurtheilung älterer Schichtgebilde von hohem Werthe ist, wollen wir hier nur einer praktisch wichtigen Eigenthümlichkeit dieses Sandes gedenken. Er ist nämlich so reich an titanhaltigem Magneteisen, daß die vom Winde besorgte Aufbereitung stellenweise Bänke von mehreren Fuß in der Mächtigkeit zurückgelassen hat, die beinahe ganz aus Magneteisen bestehen. Dasselbe wird an der Taranaki-Küste bereits zur Stahlbereitung verwendet und liefert vermöge seines Titangehaltes einen Cementstahl der in London für das vorzüglichste aller bekannten Erzeugnisse erklärt wurde.

Betreffend die Aestuarien, deren die Westküste allein sechs große besitzt, dürfen wir die Zoologen im vorhinein beglückwünschen, welche dereinst ihre Studien

Digitized by Google

über die Brackwasserfauna und die gewiß sehr mannigfache Schichtung von marinen, gemischten und rein lymnischen Sedimenten hier anstellen werden, denn durch ihre Größe, Veränderlichkeit und prachtvollen Weichthierarten, so wie durch ihr günstiges (den Beobachter nicht gefährdendes) Klima entsprechen diese Aestuarien den höchsten Erwartungen.

Am Schlusse des stratigraphischen Abschnittes bespricht der Verfasser noch einige sehr junge Ablagerungen, namentlich die von Kauri-Harz, den interessanten Epigonen unseres baltischen Bernsteins, von Moa-Resten und von Werken der alten Eingebornen (Maori), deren einstiger Culturzustand demjenigen so auffallend nahe kam, den unsere Geologen und Archäologen aus den Resten der „Steinzeit" Europa's von Tag zu Tag genauer kennen lernen. Der Verfasser spricht sich darüber in diesem Werke nur in gedrängter Kürze aus, wir verweisen den Leser deßhalb auf „Neu-Seeland", wo dergleichen eben so ausführlich als anmuthig behandelt ist.

Eine geologische Skizze der Südinsel bildet die zweite, bei weitem kleinere Abtheilung des Buches (S. 195 bis 268).

Es wurde schon am Eingange dieser Besprechung hervorgehoben, welch' hohen Werth die Existenz eines Alpengebirges in diesen Regionen für die Wissenschaft habe und wie wesentlich die geologische Auffassung der einstigen Südseecontinente dadurch erleichtert werden könne, daß die ganze Schichtenfolge zwischen dem 167. und 174. Grade östlich von Greenwich in einer Quere von mehr als 6 Breitengraden aufgebrochen vorliege. In der That haben wir bereits, kaum fünf Jahre nachdem die Arbeiten mit Hochstetters Untersuchung der (nördlichsten) Provinz Nelson begonnen, eine recht befriedigende Uebersicht vom Bau dieser großartigen Gebirgsmassen. Wir wissen, daß über den alten krystallinischen Felsarten nebst einer mächtigen paläozoischen Formation sichere Glieder der Trias, unserem alpinen „Muschelkeuper" nahe verwandt, Juraschichten mit einer Plesiosaurusart und kohlenflötzreiche Kreidegebilde vorkommen. Wir wissen auch, daß die Eruptivgesteine mittleren Alters dort, ganz entsprechend dem Gebirgsbau unserer alten Welt, in die einzelnen paläolithischen und mesolithischen Formationen eingreifen und haben über die Vorgänge der letzten geologischen Periode Aufklärungen erhalten, durch die nicht nur unsere Kenntniß von der Drift- und Glacialbildung in der südlichen Halbkugel bedeutend erweitert, sondern überhaupt wichtige Beiträge zur Physik der Erde geliefert wurden.

Von einem Gebirge, dessen Hauptstrecken vor 1860 noch keines Menschen Fuß betreten hatte, dessen Durchforschung auch wegen Nahrungsmangel ungeheure Schwierigkeiten entgegenstehen (eine Ratte war durch Wochen die einzige frische Speise der kühnen Reisenden), wiegen Resultate wie die bisherigen wohl eben so schwer, wie die Entdeckungen der Nordpolfahrer oder wie die großen Errungenschaften Speeke's, Livingstons und anderer Africa-Reisenden.

Eine eigentliche geologische Beschreibung giebt Hochstetter nur von dem nördlichen Theile, von der Provinz Nelson, die er, geleitet zumeist von praktischen

Digitized by Google

Interessen, selbst bereiste. Die beigefügte geologische Uebersichtskarte umfaßt mit Ausschluß der jetzt selbstständigen Provinz Marlborough den Norden bis zu dem Passe, der an der Grenze von Nelson und Canterbury vom Taramakau-Flusse in das Stromgebiet des Hurunui hinüberführt.

Die außerordentliche Regelmäßigkeit des Streichens der Schichten und der Umstand, daß sich die Alpenkette schon am 42. Grade südlicher Breite in eine östliche und eine westliche Kette spaltet, und daß sich im Westen, durch die Niederung des Grey-Flusses von den südlichen Alpen getrennt, die Paparoha-Kette als ein selbstständiges Küstengebirge erhebt, erleichterten die orographische und geologische Gliederung des großen Gebietes.

Während die Centralkette und die Western-Range als ihre gerade Fortsetzung aus Gneiß und Glimmerschiefer mit einzelnen Durchbrüchen von Granit und Diorit bestehen, ist die östliche Kette aus Thonschiefer und Grauwacken mit Diabas und einem merkwürdigen, überaus mächtigen Serpentinzug gebildet, die Paparoha-Kette dagegen enthält über Gneiß und Glimmerschiefer die einzelnen bisher bekannten Secundärformationen, darunter eine merkwürdige kohlenführende Schichtenreihe, welche, dem Alter nach ident mit den Kohlen von New-Castle in New-South-Wales, dem Keuper oder Lias angehören dürfte. Wenn wir absehen von der Entdeckung devonischer Petrefacte, die Haast kürzlich in den Grauwacken des Rangitata-Gebietes (Canterbury) gemacht hat, fällt der Schwerpunkt der bisherigen stratigraphischen Forschung wohl in eine eigenthümliche Sandsteinschichte, die nächst Richmond südwestlich von Nelson und am Wairoa wichtige Versteinerungen lieferte. Eine Varietät der Monotis salinaria, einer vielen Besuchern der Marmorbrüche am Hallstätter Salzberge bekannten Muschel, die da, zu Tausenden von Exemplaren zusammengehäuft, ganze Bänke bildet, kommt nicht minder häufig in dem Sandstein von Richmond vor. Was aber noch merkwürdiger ist, Halobia Commeli, eine charakteristische Muschelart aus der Trias und allgemein verbreitet in einer bestimmten Schichte der alpinen Zone von Europa, seither auch am Himalaya nachgewiesen und an der bulgarischen Küste, begleitet hier die vorgenannte Art. Wer hätte das im vorhinein glauben mögen, daß ein Weichthier von so hoher Bedeutung für den stratigraphiichen Zusammenhang in den südlichen Zonen der alten Welt gar vorkäme in dem gemäßigten Gürtel der Südsee?! Wenn einmal Verbreitungsbezirke von solcher Ausdehnung bekannt sind, so muß sich die Geologie wohl aller vorgefaßten Ansichten über eine durchgreifende Scheidung zwischen den Bewohnern der nördlichen und südlichen Halbkugel entschlagen, die ja, wie Hookers Untersuchungen über die boreale Flora gelehrt haben, nicht einmal für die jüngsten Zeiträume zutreffen.

Nächst zahlreichen Einzelheiten aus den beiden Hauptketten von Nelson giebt Hochstetter ausführlichere Nachrichten über die Goldfelder dieser Provinz (Seite 210), über die Kupferminen am Dun-Mountain (S. 221) und die Chromerzlagerstätten am Wooded-Peak, welche sich beide in dem oben erwähnten Serpentinzug befinden, und über mehrere Kohlenlocalitäten, insbesondere über die Kohle von

Digitized by Google

Pakawan an der Westseite der Golden-Bay, welche durch ihre vorzügliche Qualität und weite Verbreitung für die Industrie als Brennstoff und zur Leuchtgaserzeugung eine große Bedeutung erlangen wird. Das herrschende Gestein des Dun-Mountain ist merkwürdiger Weise ein körniger Olivin, ganz ähnlich den Einschlußmassen, die dieses Mineral in unseren Basalten bildet. Der Verfasser führt es unter den Namen Dunit, Dunitfels, in die Gruppe der mesolithischen Eruptivgesteine ein Aus den Details der Tertiärgebilde, die den paläontologischen Specialarbeiten der Herren F. R. v. Hauer, G. Jäger, Karrer, Stache und Zittel ein zum Theil reichliches Materiale geliefert haben, wollen wir hier nur die im Kalkstein befindlichen Knochenhöhlen am Aoerefluß (Golden-Bay) hervorheben, die Hochstetter besucht und deren weitere Durchforschung er den Herren Haast und Maling übertragen hatte. (S. 241 u. ff.) Diese Höhlen waren es, welche die überaus reiche Ausbeute an Moareſten ergaben, aus denen Hochstetter und G. Jäger die den Besuchern des Novara-Museums bekannten schönen Skelete zusammenstellten, acht Individuen von drei Arten, die von dem auf der Nordinsel gefundenen Dinornis giganteus völlig verschieden sind. Durch Haasts Ausgrabungen ist es sichergestellt, daß diese Riesenvögel in den Höhlen selbst — wenigstens zeitweilig gewohnt haben. Vermuthlich brachten sie als nächtliche Thiere wie der lebende Apteryx (Kiwi) die Tageszeit in der Dunkelheit zu und wählten da, wo es Höhlen gab, diese zu ihrem Schlupfwinkel. Die Art Dinornis elephantopus hat unter ihnen das höchste geologische Alter, Dinornis didiformis wahrscheinlich das geringste. Die wichtige Frage, ob alle Moaarten der Südinsel von denen der Nordinsel verschieden sind, ob also die Trennung der beiden Inseln schon während ihrer Lebensdauer bestand oder nicht, läßt sich jetzt noch nicht mit Gewißheit beantworten. Doch hält R. Owen in Einverständniß mit Hochstetter für wahrscheinlich, daß gewisse Stammarten beiden Regionen gemeinschaftlich waren, aus denen dann nach der Unterbrechung des Festlandes verschiedene Species hervorgingen.

Die hohe Bedeutung der Driftformation auf der Südinsel haben wir schon früher betont. Sie begreift in sich alle posttertiären, nicht der modernen Zeit angehörigen Gletscherablagerungen, marinen und fluviatilen Sedimente, welche in der älteren deutschen Geognosie unter dem Namen „Diluvium" zusammengefaßt wurden. Diese Ablagerungen erfüllen in einer Mächtigkeit von mehr als 1000 Fuß die breiten Thalmulden und bilden innerhalb des Gebirges ausgedehnte Plattformen von 2000 bis 4000 Fuß Meereshöhe mit kleinen Hochseen und Mooren. Gleichsam riesige Schotterkegel, nehmen sie in der Provinz Nelson den gegen die Blindbay sich öffnenden Raum zwischen der westlichen und der östlichen Kette ein und greifen über die hohe Stufe des Rotoiti- und Rotorua-See's hinüber nach den westlichen Stromgebieten. In derselben Weise erstrecken sie sich in Canterbury von einer Seehöhe von 5000 Fuß aus zahlreichen Hochgebirgsthälern, die niederen Sättel von Thal zu Thal überdeckend, gegen die Ostküste herab. In den südlichen Gegenden herrschen die gleichen Verhältnisse und knüpft sich da, namentlich

Digitized by Google

in der Provinz Otago, ein hohes Interesse an diese Drifttablagerungen, indem sie der Sitz des Goldreichthumes mancher Thäler sind.

Das bekannte Phänomen der Terrassenbildung in der Driftformation, in unseren Alpen nur in kleinem Maßstabe entwickelt, ist hier zu einer staunenerregenden Großartigkeit gediehen und durch alle Stadien seiner Entwicklung zu verfolgen. Sowohl die Flüsse von Nelson als auch die reißenden Bergwässer von Canterbury sind mit vielfach geschlängeltem Laufe tief in den Driftschotter und Sand eingegraben, gleichviel, ob sie enge Thalspalten oder offene Becken durchströmen. Vier bis sechs Terrassen bezeichnen die alten Flußhöhen und lassen zwischen dem ältesten (höchsten) Niveau und dem gegenwärtigen Bett einen Unterschied von 1000 Fuß erkennen. Kein einziger Seitenbach, wäre er auch noch so klein, entbehrt der Spuren seiner allmäligen Eingrabung in die alle Räume erfüllende Drift.

Haasts Gletscherstudien haben bereits nicht minder lehrreiche Ergebnisse geliefert. Aus Firnfeldern, deren Seehöhe zwischen 7500 und 7800 Fuß schwankt, entwickeln sich mächtige Gletscher, die am östlichen Gehänge der Alpenkette bis zu 4000, ja selbst bis zu 3000 und 2800 Fuß zu Thale herabsteigen. Gleichwie in Süd-America die Gletscher kaum zwei Breitengrade vom Standorte parasitischer Orchideen bis ans Meer reichen, so steigt (nach Dobsons neuesten Beobachtungen) der Waikau-Gletscher an der Westseite der Alpen bis zu einer Meereshöhe von 500 Fuß herab und Farrenbäume wachsen an seinem Rande. Man könnte also sagen, Neu-Seeland befinde sich vermöge seines feuchten Klima's und seiner geringen Sommertemperatur, so wie Süd-Georgien und das Feuerland noch in der „Eiszeit", die uns auf unserem europäisch-asiatischen Continente als eine abgelaufene geologische Periode erscheint, wenn nicht allenthalben die Spuren von noch weit größeren Dimensionen der einstigen Eismassen zu bemerken wären. Zahlreiche Seen, der oberitalienischen Seenreihe vergleichbar, sind heutzutage durch die Endmoränen dieser Gletscher aufgestaut erhalten und die Bildung der imposanten Thalmulden, welche die Drifttablagerung erfüllt und in denen sich die gegenwärtigen Flüsse als schwächliche Nachzügler der Gletscher in den Sand und Schotter eingenagt haben, ohne deren Grund zu erreichen, glaubt Hochstetter in Uebereinstimmung mit den Folgerungen, die Ramsay und Tyrdall aus ihren Studien der europäischen Gletscherwelt zogen, im Wesentlichen der allmäligen Ausnagung des Gebirges durch seine einstigen Eisströme zuschreiben zu sollen [1]. Die Südinsel von Neu-Seeland muß damals 5000 bis 6000 Fuß über ihren jetzigen

[1] Die Schweizer Geologen Desor, Huber, O. Heer u. A. verwahren sich bekanntlich gegen die extremen Schlüsse jener englischen Physiker und halten, gestützt auf das spätere Alter der Schweizer Drift, nach wie vor die Flußthäler für ein Ergebniß von Dislocationen und strömendem Wasser. Ihnen sind die Gletscher der europäischen Glacialperiode bloß ein Schutzmittel gegen die Ausfüllung der Mulden und Becken durch die nachrückenden Schuttmassen. Im Himalaya erfüllte nach Falconer die Drift unmittelbar die südlichen Flußthäler, welche Glacialwirkungen niemals ausgesetzt waren und deßhalb auch keine Seen besitzen.

Digitized by Google

Stand erhoben gewesen sein und gleich den antarktischen Festländern mächtige Eisberge an das Meer abgegeben haben. Auf diese posttertiäre Hebung folgte eine allmälige Senkung; die Gletschermulden wurden zu Fjorden und die dem Meere einverleibten Gletschermassen ließen all' ihren Moränenschutt als „Gletscherdrift" zurück. Als sich nun eine allmälige Wiedererhebung begab, sichtete das Meer diesen gewaltigen Detritus zu Sand- und Schotterbänken — marine Drift — und die aus den neuerdings übergletscherten Gebirgshöhen herabeilenden Ströme setzten über den marinen Schotter- und Sandablagerungen neuen Schotter ab — fluviatile Drift — und gruben sich mit zunehmender Erhebung terrassenbildend allmälig in die Ausfüllungsmasse der Thäler ein. Diesen letzten Zeitabschnitt, das Uebergangsstadium zwischen der Driftperiode und dem gegenwärtigen Zustand der Dinge nennt der Verfasser, dessen Darstellung wir hier Schritt für Schritt gefolgt sind, im Gegensatz zu jener die Terrassenperiode.

Ob sich die Grenze zwischen der marinen und der fluviatilen Drift durch Auffindung einzelner Conchylientrümmer wird nachweisen lassen, ob die aus mancherlei Thatsachen zu folgernde Hebung der Ostküste beider Inseln und eine merkliche Senkung der Westküsten continuirlich und (abgesehen von örtlichen vulcanischen Niveauveränderungen) nach welchem Maßstabe sie vor sich gehen, dies zu erforschen ist eine Aufgabe der nächsten Jahrzehnte. Als erwiesen gilt durch die Beobachtungen von Haast und Hochstetter (am Rotoiti), daß die Gletscherdrift auf Neu-Seeland, so wie dies Dana und Hitchcock für Nord-America gezeigt haben, der marinen Drift (in Nord-America Champlainperiode genannt) voranging, wogegen die Eiszeit der europäischen Alpenzone wahrscheinlich in die Terrassenperiode der Vereinigten Staaten fällt.

Der Leser dürfte aus diesen flüchtigen Excerpten entnommen haben, welche überaus große Wichtigkeit die Erforschung beider Inseln von Neu-Seeland für die Geologie und die gesammte Erdkunde habe und wie hoch die beobachtende und darstellende Thätigkeit des Mannes zu schätzen sei, der sie zum Gegenstande seiner Forschung gemacht hat. Mit einem Rucke wurde Neu-Seeland in den Bereich der modernen Geologie hineingezogen. Dieffenbachs verdienstvolles Reisewerk (1843), Darwins große Arbeiten auf der südlichen Halbkugel, J. Dana's bewunderungswürdiges Werk von der americanischen Südsee-Expedition (1849) und alle Studien der Localbeobachter aus neuester Zeit, von denen der thätigste und kühnste, J. Haast, seinen Unterricht, so wie seine Stellung Hochstettern verdankt, sind nun mit einem Male, geläutert und verbunden durch die eigene Arbeit unseres genialen Freundes, zu einem großen Werk verwachsen, auf welches Oesterreich als das Vaterland seiner Studien und als der Staat, der die Novara-Expedition unternahm, allen Grund hat mit Befriedigung hinzuweisen.

In dieser unserer Ueberzeugung, von der wir hoffen, daß sie von einer großen Zahl unserer Mitbürger getheilt werde, suchen wir auch die Rechtfertigung der Ausführlichkeit dieser Besprechung. Da wir nicht bezweifeln, daß die Achtung, die sich Oesterreich durch die großen geologischen Arbeiten im Inlande allerorten

Digitized by Google

erwarb, durch den vorliegenden Band des Novara-Werkes wesentlich gesteigert werden kann, so wünschen wir auch, daß man sich in weiteren heimischen Kreisen jener Befriedigung hingebe, die für das große Gemeinwesen wie für den Einzelnen der beste Lohn für geleistete Arbeit und zugleich eine der wirksamsten Triebfedern zu neuen Unternehmungen ist. K. F. Peters.

Histoire de Jules César.

(Tome I. Paris 1865.)

I.

Das Urtheil begleitet die That, das Raisonnement hängt sich an die Ferse der Begebenheiten und wo die Acten zu reden aufhören, fangen die Auffassungen an zu hadern. Die Auffassung füllt eben so oft die Lücken der Zeugnisse, als sie den geistigen Strom bildet, der die Gefilde der Thatsachen lebendig befruchtet, oder, um das Bild zu verlassen, die Auffassung ist die subjective Seite der geschichtschreibenden Thätigkeit, und gewinnt in dem Maße an Bedeutung, als größere Interessen, gewaltigere Conflicte, mächtigere Umwälzungen zur Darstellung gelangen. Sie ist unabweisbar, so lange der Mensch die Geschichte des Menschen schreibt, sie ist die praktische Durchführung des Satzes: die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Aber diese urtheilende und richtende Auffassung der Ereignisse ist wandelbar wie alles Subjective; Zeit und Individualität bestimmen sie entscheidend; sie kann niemals endgültig festgestellt werden. Jede neue Culturgeneration unternimmt für sich die Prüfung der früheren, fällt ihre Verdicte mit gleichem Appell an die Zukunft. So wird das allzu strenge Urtheil einer Epoche durch eine nächste gemildert, denn auch die Geschichtschreibung zählt ihre Drakone und Solone, und allzu große Milde und Nachsicht ruft eben so sicher den Umschlag zu scharfer Strenge hervor. Und in demselben Zeitalter: wie viel Widerstreit der Auffassungen, welch' schroffe Gegensätze! Von Zeit zu Zeit schlagen diese in einem heftigen Kampfe aufeinander, die Gesellschaft parteiet sich, ruft den Streitenden Lob und Tadel, Beifall und Mißfallen zu, und das Gold der Wahrheit läutert sich in der Lohe der kritischen Flammen. Und die einseitigste, die extremste Darstellung trägt dazu am meisten bei, denn sie fordert die Waffen der gereizten Gegner heraus und der Weg der Wahrheit läuft am öftesten in der Diagonale ihrer extremen Seiten.

Eine historisch-politische Meinungscontroverse, so alt als der Tag des Rubicon und die Iden des März, ist die, welche um die Namen Cäsar und Brutus sich fortpflanzt und jüngst durch die Feder eines berühmten Monarchen zu einer Stärke leidenschaftlicher Spannung gehoben wurde, wie wir eine solche auf dem Felde

Digitized by Google

der historischen Wissenschaft in unseren Tagen nur einmal noch, und zwar bei dem Erscheinen des Lebens Jesu von Renan beobachteten. Beide haben hochgehende Wogen in der Flut der Weltlitteratur aufgewühlt. Aber es ist nicht anzunehmen, daß das Leben Cäsars einen Sieg über Renans Buch oder nur den gleichen Preis mit ihm erringen werde. Denn mag man über das letztere wie immer denken, so sind die Interessen, welche hiebei im Spiele sind, zu gewaltig, als daß sie nicht den politisch-militärischen Heroencultus weit überragen würden.

Aber immer bleibt dem „Jules César" noch ein großes Publicum und eine ansehnliche Summe geistigen Antheils übrig, welche vor allem jedoch nicht der Geschichte, sondern der Politik gilt, der Frage um Republik oder Monarchie, Legitimität oder Staatsstreich. „Was ist ihm Hekuba, daß er um sie sollt' weinen?" Was ist den Politikern hiebei Cäsar, der G. Julius Cäsar, der Cäsar des alten Roms, das untergegangen ist? — aber auf Worte lauscht man gierig und gespannt, die der alte Besieger der Gallier in neuer gallischer Rede sprechen mag, denn sie sollen Bekenntnisse sein einer mächtigen Seele der Gegenwart, Memoiren der Vergangenheit, Bulletins der Zukunft.

Ausgezeichnete publicistische Federn des In- und Auslandes haben dieser Seite des Napoleon'schen Cäsar ihre Aufmerksamkeit zugewendet und werden noch lange mit ihren energischen Commentaren ihre Leserkreise beschäftigen. Hier kann deßhalb die politische Richtung außer Acht gelassen und bloß in Erwägung gezogen werden, welche Stelle in der geschichtlichen Fachlitteratur das berühmte Buch behauptet

Achten wir hiebei vor allem auf die Grundanschauung des Autors über die Person seines Helden, denn sie ist mehr als Incarnat und Atmosphäre des Gemäldes, sie ist ein Theil seiner Zeichnung selbst. Schon die Vorrede wirft darüber starke Streiflichter und erhellt die Aussicht auf jenen Theil der Scene, der in dem ersten Bande sich noch nicht belebt. Die Vorrede bezeichnet es also als „das Ziel des Werkes, zu beweisen, daß die Vorsehung, wenn sie Männer wie Cäsar, Karl den Großen, Napoleon hervorbringt, damit den Völkern die Bahn, welche sie verfolgen sollen, vorzeichnen, mit dem Gepräge ihres Genies eine neue Aera bezeichnen und in wenigen Jahren die Arbeit von Jahrhunderten vollenden will."

Nichts ist gefährlicher und verwirrender, nichts entfesselt freier zelotischen Eifer, als die Durchführung theologischer Grundsätze in der Erzählung geschichtlicher Vorgänge. Wir können die Idee einer obersten Weltregierung, einer weisen, überall und immer ordnenden Vorsehung im Principe anerkennen und ihr als einer der heilsamsten und trostreichsten Religionsvorstellungen im Gemüthe nachhängen, allein jede Durchführung desselben Princips in der Geschichte, jedes Erkennenwollen göttlicher Fügungen und Anordnungen in den einzelnen Begebenheiten, jede Pragmatisirung göttlicher Weltregierung führt auf beklagenswerthe Abwege, trübt und fälscht die Wahrheit und hemmt den Fortschritt der Wissenschaft. Was von den Einen als wohlthätige göttliche Einwirkung, als Gnade des Himmels bezeichnet wird, erscheint Anderen als Verderben und Strafe sündhaften Treibens.

Digitized by Google

Auch müßten bei einer solchen Methode die ohnedies genug starken nationalen Unterschiede in geschichtlichen Darstellungen ungleich stärker werden. Wenn die Deutschen Moskau, Leipzig und Waterloo als Werke göttlicher Vorsehung declariren und preisen, werden die Franzosen diese Ansicht theilen? Und zog man in den Kriegen, welche um des Heiligsten willen, der Religion wegen, geführt wurden, nicht das Schwert beiderseits im Namen Gottes, berief sich auf dessen Beistand, erkannte im Glücke seine Führung und nannte es ein Gottesurtheil, und legte endlich einen göttlichen, heiligen Plan in Thaten, die man beiderseits mit ruchloser Grausamkeit verübte. Die Mohammedaner sahen in der schnellen blutigen Ausbreitung ihres Glaubens das sichtbare Walten der Gottheit, die Christen erblickten darin häufig Teufelskünste. Wie wir Cäsar und Karl den Großen zu prädestinirten Weltordnern erklären, so erkannte der Hunne in seinem Attila, der Mongole in seinem Dschingischan und Timurleng, der Osmane in seinem Mohammed und Suleiman gleicherweise die göttliche Sendung. Und wenn wir uns gegen deren Anerkennung sträuben und die imponirenden Erscheinungen der asiatischen Geschichte auf natürliche Ursachen zurückleiten, so müssen wir uns schon zu einigen wichtigen Concessionen in der europäischen Geschichte verstehen. Wir sollten es billig wenigstens einer sehr entfernten, vielleicht ungleich unterrichteteren Zukunft überlassen, die Pläne einer providentiellen Weltordnung in dem Detail der Weltgeschichte nachzuweisen.

Aber es giebt eine andere Nothwendigkeit, deren Nachweis dem Historiker überlassen und ihm zur Pflicht gemacht ist, jene Nothwendigkeit der unendlichen sich stets fort und fort bedingenden Folgenreihe, die ungeheure Macht des Heute, welches das Morgen gebärt, die unaufhaltsame Strömung der Verhältnisse, von denen sich auch das größte staatsmännische Genie umrungen sieht, die es benützt, und zur treibenden Kraft seiner That macht, welche es aber nicht freithätig und willkürlich hervorzurufen im Stande ist. Und hier ist ein erfreulicher Zusammenklang der Ansichten des Biographen Cäsars mit denen Th. Buckle's zu erkennen der gewiß nicht im Rufe eines cäsarischen Parteimannes steht. Denn in der That, „allzu oft stellen uns die Schriftsteller die verschiedenen Wandlungen der Geschichte als freie Erzeugnisse dar, ohne in den vorangegangenen Thatsachen ihren wirklichen Ursprung und ihre natürliche Begründung zu suchen. — Der Geschichtschreiber soll mehr sein als ein Maler; er soll gleich dem Geologen, der die Erscheinungen des Erdballs erklärt, das Geheimniß der Umgestaltung der Gesellschaft offenlegen“ (Vorrede, II). Die Ansicht, welche die Macht der Umgebungen und Verhältnisse in Rechnung bringt, und dem Individuum, auch dem größten, nicht eine absolute Herrschaft über Menschen und Dinge einräumt, ist der geschichtlichen Wahrheit unbezweifelt näher gerückt, als jene, welche in endlosen, unschweren Declamationen den Mann des Rubicon für alles Unglück verantwortlich macht, das nach ihm eine servile, despotenwürdige Generation getroffen, und seinem Genie Apotheose, seinem Charakter Verfluchung decretirt. Zweihundert Jahre früher hätte auch ein Cäsar Rom nicht geknechtet und sein Leben wäre wie das eines Scipio

Digitized by Google

verlaufen. Am Schlusse des 7. Jahrhunderts jedoch Früchte der Freiheit von dem faulenden Baume des Staatswesens hoffen, konnte nur die erhitzte Phantasie Cato's; der ruhige Beobachter hatte verzweifelt. Was sollte der Republik der blutige Wechsel von aristokratischem und demokratischem Terrorismus, von sullanischer Wuth und clodianischer Frechheit? War ein solcher Zustand Freiheit, darf man sich für die Anarchie erwärmen? Die Freiheit war gestorben an dem Tage, als das Blut des Tiberius Gracchus floß, dessen Herz für sie so warm geschlagen.

Es war von vornherein nicht anzunehmen, daß Napoleons Julius Cäsar eine andere Auffassung desselben acceptiren und bekennen würde, als die, welche Cäsar als Bürger und Mensch ebenso zu rechtfertigen und verherrlichen sucht, als er als Feldherr, Staatsmann und Schriftsteller glänzt, eine Auffassung, welcher das eminente Genie Mommsens die blendendste Erneuerung, die farbenprächtigste Schilderung verliehen hat. Aber diese Makeltilgung und Rechtfertigung tritt über eine gewisse Grenzlinie hinaus, jenseits deren die Biographie zur Lobrede wird. Die Lobrede schließt jede Negation von Vorzügen aus und so scheint auch das Leben Cäsars stellenweise einen encomischen Charakter anzunehmen. „Wenn außerordentliche Thaten", lesen wir darin, „ein hervorragendes Genie bezeugen, welche Widersinnigkeit, ihm alle Leidenschaften und alle Empfindungen der Mittelmäßigkeit zuzuschreiben! welcher Mißgriff, nicht den Vorrang jener bevorzugten Wesen anzuerkennen, die von Zeit zu Zeit in der Geschichte gleich strahlenden Leuchtthürmen erscheinen, die Finsternisse ihrer Zeit zu zertheilen und die Zukunft zu erhellen! Einen solchen Vorzug zu läugnen, hieße übrigens der Menschheit ein Unrecht anthun, indem man sie für fähig hielte, lange und freiwillig eine Herrschaft zu ertragen, die nicht auf wahrhafter Größe und unbestreitbarer Nützlichkeit beruhte. Seien wir logisch und wir werden gerecht sein."

Ja, seien wir gerecht und wir werden dann nicht in Abrede stellen können, daß die größten Genien der Menschheit von Schwächen nicht frei blieben, wie sie „unseres Fleisches Erbtheil" sind, daß solche Mängel häufig nicht ohne Einfluß auf ihr gesammtes welthistorisches Dasein und Wirken blieben, wie ja auch die Sonnenflecken nicht zufällig und einflußlos sind; Mängel, deren sich nur eine unedle Gehässigkeit bedient, um auch die Vorzüge zu läugnen. War Alexander von Macedonien nicht von heftigem Jähzorn und von einem prahlerischen Hochmuthe, würdig eines Barbarenhäuptlings, und hat man je in ihm die Größe verkennen dürfen? Ist Augustus nicht ein kalter, grausamer Heuchler gewesen und regierte er nicht durch politische Mäßigung zum Segen Roms? War Tiberius nicht argwöhnisch und ein Menschenhasser? Und dennoch war er ein verdienstvoller Regent, der, indem er gegen die Häupter der hauptstädtischen Aristokratie wüthete, zum Heile der Provinzen waltete. Waren Karl der Große, Mohammed, Karl V. nicht überaus sinnlich, und wehrt ihnen dies den Anspruch an welthistorische Größe? Würdigte sich Columbus nicht durch Geiz, Peter der Große durch Trunk herab? Man sollte nie vergessen, daß die historischen Größen keine Ideale der Romandichter sind, daß ihr Vorzug, groß genannt zu werden, nur einzelnen potenzirten

Digitized by Google

Eigenschaften zukommt. Man träume keine irdische Allgröße, welche eine wunderbar unbegreifliche Steigerung der Menschennatur sein soll. Das Genie ist ohnedies schon das größte geistige Wunder, man übergipfle dieses Wunderbare nicht, indem man ihm jede Vollkommenheit beimißt.

Die Gebrechen der großen Persönlichkeiten haben häufig das Ansehen eines Tributes, den sie den Irrthümern und Lastern ihrer Nation und Zeit zollen; auch die Cäsars verknüpfen ihn mit der Unsittlichkeit und Weichlichkeit seiner Tage und des aristokratischen Standes, dem er angehörte. Wenn wir den Tadel unterdrücken, so erweckt unser Lob Mißtrauen. Allzu grelles Licht zwingt die Augen, das Dunkel aufzusuchen.

Wenn die Vorrede dergestalt den Standpunkt des Verfassers bezeichnet und seine leitenden Grundsätze bestimmt hervorkehrt, so soll das erste Buch „Die vorcäsarischen Zeiten Roms" durch einen Ueberblick den Leser auf die Biographie des Helden vorbereiten. Es sollte so die gesammte sechshundertjährige Vergangenheit Roms als ein mächtiges Fundament unter das hochragende Standbild des ersten Imperators gebaut werden. Allein geschriebene Grundlagen haben auch ihr Mißliches. Die allzu große Ausdehnung ermüdet leicht die Aufmerksamkeit, welche über das Vorspiel hinaus nach dem Drama selbst verlangt. Uebrigens ist diese historische Einleitung auf das sorgfältigste gearbeitet, und unter neuen Wendungen fällt zuweilen ein helleres Licht auf bereits bekannte Umrisse und Lagen. Vor allem ist in staatsmännischer Weise alles, was die Kraft des steigenden und die Schwäche des sinkenden Staates bildete, mit sicherem Auge erfaßt und in prägnanter Form dargelegt worden. Daß die Verfassung der römischen Republik trotz aller demokratischen Einrichtungen stets aristokratisch geblieben ist, hat man niemals mit mehr Anschaulichkeit hervorgehoben.

Was uns aber in dieser Uebersicht der älteren Geschichte Roms vom Standpunkte der deutschen Forschung befremdend erschien, ist der allzu enge Anschluß an die römischen Historiker, welcher der neueren, eben so kühn zerstörenden als genial wieder aufbauenden Quellenprüfung ihr Ansehen zu wenig wahrte. Nach allen geschilderten Parteiungen und Staatszerrüttungen führt uns das Buch zur Geschichte Julius Cäsars selbst. „Die Gracchen, Marius und Sulla hatten abwechselnd nach ihrem Gutdünken über die Schicksale der Republik verfügt, ungestraft die alten Einrichtungen und die alten Gewohnheiten mit Füßen getreten, aber ihre Herrschaft war vergänglich, denn sie vertraten bloß Parteien. — Um eine dauerhafte Ordnung der Dinge zu begründen, bedurfte es eines Mannes, der, sich über die gemeinen Leidenschaften erhebend, die wesentlichen Eigenschaften und die richtigen Ideen jedes seiner Vorgänger in sich vereinigte und ihre Fehler wie ihre Irrthümer vermied. Mit der Seelengröße und der Liebe zum Volke, die manche Tribunen beseelte, mußte er das militärische Genie der großen Feldherren und das tiefe Gefühl des Dictators für die Ordnung und die Hierarchie verbinden. — Dieser Mann war Cäsar". E. Rösler.

Digitized by Google

Salzburger Volkslieder mit ihren Singweisen.

Gesammelt von **Maria Vincenz Süß.**

(Salzburg, 1865. Verlag der Mayr'schen Buchhandlung.)

Wenn es in Salzburg nicht regnet — wir setzen den Sommer voraus — so steht dort jedem Gottes freie Welt offen, schöner und genußreicher als irgendwo, er mag nach welcher Richtung er will, der Windrose folgen.

Wenn es aber regnet — und dieses Ereigniß tritt zuweilen entschieden ein — und die Salzburger Wolken dem Reisenden bis ins Zimmer des Gasthofes hängen, dann ist guter Rath theuer. Ich sage dies, weil ich für diesen Fall in der That einen guten Rath weiß. Er besuche das Salzburger Museum. Es füllt für die Neugierde einen Regentag, für die Wißbegierde auch zwei oder drei mit sattsamer Entschädigung für den Genuß der freien Natur, namentlich wenn der liebenswürdige Director und Gründer desselben, Herr Moriz Vincenz Süß, die Führung der Fremden selbst übernimmt. Dieser gründliche Kenner des Landes und seiner Schätze ist Herausgeber vorliegenden Buches, das einen werthvollen Beitrag zur vaterländischen Litteratur bildet.

Der Herausgeber fühlt es, das Sammeln der Volksweisen thue noth, wenn man ihrer in der verflachenden Zeit nicht verlustig werden will. Schon seien die alten Kirchensänger außer Gebrauch gekommen und ihre Gesangbücher, die reichsten Fundgruben alter Lieder, verwesen in einem Winkel des Hauses. Die Quellen mündlicher Ueberlieferung versiegen. Neue Sitten, veränderter Geschmack haben die alten Tanzweisen und Tanzlieder verdrängt. Sprache und Ausdruck verlieren das alte Gepräge theils durch die verbesserten Schulen, theils durch das Vordringen der Fremdencolonieen im Gebirge. Es sei bezeichnend, daß z. B. auf einem Tanzplatze, wo noch vor wenig Jahren nach Landessitte flott getröstert und geplattelt wurde und zwischen den fröhlichen Drehern witzige Schnödahöpfl erklangen, man nun bei Polka und Cotillon unter dem Landvolke die komische Einladung hört: „Geht's Mentscha, geht's eina, hiatz is dö Damenwahl".

Was die Sammlung selbst anbelangt, so ist sie in der That reich und mit aller Rücksicht auf die verschiedenen Lebensrichtungen zusammengestellt. Hundert Wiegen-, Kleinkinderlieder und Sprüche eröffnen den Reigen, viele darunter mit unverkennbarem Localausdruck, manche mit localer Färbung, während sie auch anderswo heimisch sind, einige, namentlich Nr. 37 („Aus der Kinderheimat" von Güll) offenbar nur um des gleichen Zweckes willen aufgenommen, da sie mit dem Volkston im Salzburgischen nichts gemein haben. Von 14 geistlichen Liedern sind 7 mit Singweisen versehen, für deren dreistimmigen Satz die hochw. Herren Eitzenberger und Kliebnschädl durchwegs besorgt waren. Eingeleitet werden sie durch einen „Englischen Gruß" voll Innigkeit in Ausdruck und Me-

Digitized by Google

lodie. Ein gleiches gilt von den Weihnachts- und Hirtenliedern, die denselben bekannten Stoff je nach der localen Auffassung verschieden behandeln; am originellsten im „Heiligen drei Kining-Liad" aus Altenmarkt.

Von weltlichen Liedern enthält die Sammlung 13 über den Bauernstand, 11 über das Wildschützen- und Alpenleben, die ersteren der Noth und Beschwerde des Alltagslebens, die anderen der Sehnsucht und Freude des Aelplers in markigen Zügen folgend. Ein äußerst zartes Fischerlied (mit Melodie) und ein derber, aber treffend eingekleideter Schifferscherz sind die einzigen Repräsentanten dieser Gattung. Das Soldatenleben geht leer aus, vielleicht darum, weil Abstellungen zum Militär unter alt-salzburgischer Regierung, wie der Herausgeber bemerkt, häufig in Folge civilrechtlichen Erkenntnisses stattfanden und folglich die Stimmung zum „Singen und Sagen" fehlte. Durch 7 Lieder, 6 mit Singweisen, wird das Handwerk und Geschäft vertreten. Der kecke Humor, der darin herrscht, und das culturhistorische Interesse, das namentlich durch die Waarenbenennung in den „Zillerthaler Oelträgern" angeregt wird, lassen bedauern, daß dem Herausgeber, wie er selbst im Vorworte bemerkt, nicht mehr Lieder dieser Gattung zu Gebote standen. Dagegen bieten die Gelegenheitslieder, 38 an der Zahl, 21 mit Singweisen, einen reichen und höchst interessanten Stoff zur Würdigung des Volkslebens und des Volkscharakters, der hier treu und wahr mit allen Vorzügen und Fehlern sich auseinanderlegt, ein sehr ergiebiges und fesselndes Studium, das, je mehr wir es pflegen, um so klarer darlegen wird, daß man ohne Kenntniß des Volkes weder Geschichte verstehen noch schreiben könne. Ich müßte ins Einzelne eingehen, wozu der Raum fehlt, um den schlagenden Humor in diesen Liedern zu zeigen, wie er Zustände und Erscheinungen durch die Hechel zieht und den Leser fortwährend mit dem Zweifel neckt, ob, was er liest, harmloser Scherz oder Satyre sei. Daß das kirchliche Element dabei im Vordergrunde steht, darf uns bei einem Lande, das lang unter kirchlicher Hoheit stand, nicht wundern, wohl aber die Liberalität, mit welcher ein Landesherr und Kirchenfürst sich z. B. ein Kirchweihlied, wie das Nr. 2, bei der Mittagstafel nach einer Kirchenweihe gefallen ließ, ein anderer gesungene Scherze, wie „Dö Pinzgara wolt'n kirfiart'n geh'n" oder „Dö Dura Möß" duldete. Die Zeiten unter dem Salzburger Kirchenregiment scheinen eben nicht so traurig gewesen zu sein, als man meint. Ueber den Luxus „der Mentscher" und Aehnliches ergeht sich der Scherz ziemlich ausgiebig; die alten Lieder und Melodien zeigen, daß das Uebel nicht von heute sei. Wie das Volk sich Neuerungen entgegenstellt, erhellt aus den beiden Impfliedern aus Gastein (Nr. 18) und Pinzgau (Nr. 19); wie es Zeitereignisse und Landeszustände in das Bereich seiner Betrachtung zieht, aus „D'Salzburga Landtwöhra 1809" (Nr. 23), „s'Goldegga-Liad 1810" (Nr. 24), „Contumazliad 1831" (Nr. 32), „Ueba d'Salzburga im Jahr 1842" (Nr. 33), „Ueber das jetzige Geld 1859" (Nr. 34), „Ueba d'hiatzeng Zuaständt 1860" (Nr. 36), „Ueber die Eisenbahn" (Nr. 35 und 37). In den Melodien dieser Gelegenheitslieder begegnen wir größtentheils alten Bekannten, die hier zum Theile

Digitized by Google

ihrer ursprünglichen Heimat zugeführt, zum Theil aber auch anderwärts landläufig, dem gleichen Texte dienstbar gemacht sind.

Den originellsten Theil der Sammlung bilden jedenfalls die „Gasselreime", die „Fensterstreitlieder" und die „Schnödahöpfl". In den ersteren spricht sich der tollste Uebermuth aus, der überhaupt in Reime gefaßt werden kann. Man muß sich dabei denken, daß der Spruch mit großer Zungenfertigkeit vor den Fenstern fröhlicher Dirnen herabgesagt wird, und die ihn hören, einem stark duftenden Spaß gewachsen sind. Auf sie und einige „Schnödahöpfl" bezieht sich insbesondere die Verwahrung des Herausgebers im Vorworte: „Wir müssen erinnern, daß manche derbe Wendung nicht zu umgehen war, wenn wir es unternahmen, das Volk vorzustellen, wie es sich in seinen Liedern giebt und charakterisirt. Wettergebräunte Fäuste kennen die Glacéhandschuhe der Salons nicht und ihre Sänger wissen daher nicht immer, wenn man erröthen muß". Ganz richtig, und wir fügen hinzu, daß es geradezu ein Raub an dem Gegenstande, den man sich zum Zwecke gesetzt, wäre, wenn man das Volk nicht sprechen ließe, wie es spricht. Die Fensterstreitlieder sind zahmer als die Gasselreime, wie es die Form des Zwiegespräches zwischen „Bua" und „Diandl" mit sich bringt. Was endlich die „Schnödahöpfl" (Vierzeiligen) anbelangt — unsere Sammlung giebt nicht weniger als tausend mit sechs verschiedenen Singweisen — so rechnen wir's dem Herausgeber zum besonderen Verdienst an, daß er eine möglichst vollständige Stufenleiter von Gemüthsstimmungen belegt hat, unter denen diese ursprüngliche und reizende Form der Volspoesie zu Tage tritt. Die „Vierzeiligen" sind Kinder des Augenblicks, die, in erhöhter Stimmung gezeugt, mit dieser wie ein lustiges Feuerwerk verknallen und verpuffen. Der wiederkehrende Reim leitet den Scherz, ja beherrscht ihn zuweilen, wenn er aus einer harmlosen Situation plötzlich auf ein unverhofftes Ziel hinschnellt. Weinseligkeit und Tanzseligkeit, liebende Neckerei und Grimm der Eifersucht, Muthwille und toller Uebermuth spiegeln sich in den Formen dieses Scherzes, der je nach der Stimmung der Seele leicht und zart oder schwer und wuchtig, manchmal auch bitter bös sein kann. In dieser Natur der „Vierzeiligen" liegt es auch, daß manche mit dem Reim abschließen, andere zwar nicht den Gedanken, aber die Stimmung durch mehrere Strophen fortführen, oder ein Thema anklingen, das wie ein Fangball von Mund zu Mund fliegt. — Als Anhang, oder wie es im Buche landesüblich heißt: „a Bissel a Dreingab" bringt der Herausgeber ein Weihnachtsspiel, das Sommer- und Winterspiel und die üblichen Hochzeitssprüche der Stadt Salzburg.

Alles in allem bietet uns die vorliegende Sammlung einen sehr willkommenen Beitrag zur Charakteristik des Volkes der vaterländischen Alpen und in weiterem Sinne zur Völkerkunde des österreichischen Kaiserstaates. Sie ist zugleich unseres Wissens der erste Beleg einer planmäßigen Behandlung des Stoffes und gewinnt hiedurch für den Culturhistoriker um so größere Bedeutung. Wir wünschen, daß dem Herausgeber bald Anlaß geboten werde, sie zu erweitern, und auf diesen Wunsch hin erlauben wir uns eine Bemerkung über die Orthographie des Mund-

Digitized by Google

artlichen, um deren Richtigstellung im vorliegenden Werke Herr Dr. A. Prinzinger ein unbestreitbares Verdienst hat. Die Tonfarben der Mundart sind so specifisch, daß, wer sie nicht dem Munde des Volkes abgehört hat, mit der genauesten Bezeichnung außer Stande ist, sie wiederzugeben, während dem Kundigen die Bezeichnung der wichtigsten Tonwandlungen genügt. Dahin rechnen wir bei den Mundarten des Salzburger Landes insbesondere das a, wo es sich dem o nähert, das i, wo es wie ü klingt und das sch für r in gewissen Landstrichen. Alles übrige liegt in der Modulation und ist so wandelbar, daß wir es, wenn wir nicht besondere Zeichen erfinden wollen, nicht bezeichnen können. Es ist uns z. B. sehr zweifelhaft, daß das Wort gerade durchwegs mit krad zu bezeichnen sei. Es lautet allerdings schärfer als grad; aber gewiß in den wenigsten Fällen so accentuirt, wie das hochdeutsche k, und wir hätten ein für allemal das g vorgezogen. In einigen Stellen scheint der Setzer die Mühe der Correctur vereitelt zu haben, was bei einer so schwierigen Aufgabe beinahe unabwendbar ist. Am auffallendsten S. 236, Nr. 743, wo zweimal nicht anstatt nix gesetzt ist:

's Diandl singt: „thuat ma nix" —
Obm auf da Stiagn,
Und hiaz haots iahr'n: „thuat ma nix"
Drin a da Wiagn.

M. A. Becker.

Der Raub der Polyxena.

Florenz, Ende März.

Ich habe über ein Ereigniß in der Kunstwelt zu berichten. Der Florentiner Bildhauer Pio Fedi hat seine monolythe kolossale Gruppe von Marmor, die er „Raub der Polyxena" nennt, in diesen Tagen vollendet und im Atelier zur öffentlichen Schau ausgestellt. Das Werk wurde von dem Florentiner Municipium bestellt. Erlauben Sie mir darüber einige Worte. Die der Gruppe zum Grunde liegende Fabel ist der trojanischen Epoche entlehnt und mit Hinblick auf einige Stellen des Virgil und Euripides frei behandelt. Die Burg des Priamus ist erstürmt, er selbst getödtet, als Pyrrhus voll Mordlust und Rachbegierde das grause Werk der Vernichtung an der unglücklichen Familie des greisen Trojanerfürsten vollzieht. Der Schauplatz ist ein Tempel, denn wir sehen die Gruppe auf dem Bruchstück einer Treppe, die zwei Stufen zur Ansicht bringt, aufgeführt. Pyrrhus will Polyxena den Manen seines Vaters opfern. Die Jungfrau mit der Linken fest und sicher an sich pressend, so daß der Leib derselben schwebend, der Kopf hinten und links, die Füße nach vorne und rechts gerichtet erscheinen, holt er mit der Rechten hoch gezückten Schwertes zu einem furchtbaren Streich aus, um sich Hekuba, die verzweifelnde Mutter der Geraubten, nach seiner grausen Art vom

Digitized by Google

Leibe zu schaffen. Ein Sohn der Unglücklichen liegt bereits todt hingestreckt zwischen den Füßen des über ihn hinwegschreitenden Wütherichs. Sie sieht nun auch ihre Tochter dem schrecklichsten Verhängniß preisgegeben und klammert sich mit der Rechten an einem Schenkel des Pyrrhus fest, während sie mit der Linken vergeblich an seine Brust tastet. So erscheint sie in der Gruppe von Pyrrhus nachgeschleppt, den Kopf ungefähr in der Höhe der Lenden desselben, den Leib nach hinten und auswärts über die ganze rechte Partie des Basaltblockes gezogen. Vor ihr erblickt man die Leiche des erschlagenen Sohnes, die mit dem Kopfe nach rechts und vorne mit den Füßen nach links und hinten, mit dem Mittelkörper zwischen den Füßen des Pyrrhus zu liegen kommt. Wir haben also vier Figuren in plastisch aufsteigender Anordnung vor uns, Polites, Hekuba, Polyxena und Pyrrhus. Pyrrhus ragt über alle Gestalten empor, den lastvollen reich geschmückten Helm tief in die Schläfen gedrückt, wilden Blicks auf Hekuba niederstarrend, die er erbarmungslos morden wird. Nun über die Wirkung. Ich kann nicht sagen, daß der Totaleindruck mächtig war, doch sind einige Partieen der Gruppe überraschend schön. Es giebt einen Standpunkt, von dem aus Polyxena, umspannt vom gewaltigen Arm des Räubers, vornehmlich zur Geltung kommt, und diese Partie ist voll Kraft und Wärme. Einen herrlichen Anblick gewährt der rechte Vorderarm und die sicher greifende derbe Hand in den zarten jungfräulichen Formen gebettet. Darum muß es aber auch überraschen, wenn wir an anderen Partieen diese künstlerische Meisterschaft vermissen und im Muskelspiel derselben Figur, hier einem Zuviel, dort einem Zuwenig begegnen. Es ist nicht ein und derselbe Stil, in dem das Werk mit allen Theilen ausgeführt erscheint, es fehlt an Einheit künstlerischer Vollendung. Wie kühn und plastisch schön erdacht und ausgeführt ist die linke Partie der Gruppe mit Polyxena in ihrer Beziehung zu Pyrrhus. Da giebt es keine Lücken und keine Raumverschwendung und doch überall Deutlichkeit der Contouren und Anmuth der Formen. Wie ganz anders erscheint die rechte Partie der Gruppe mit Hecuba, einer sich dem Pyrrhus unmäßig lang nachschleppenden Gewandfigur, mit sehr unklaren und geradezu häßlichen Motiven der Draperie. Auch die Leiche des Polites ist nicht viel mehr als eine Füllfigur, die sich hätte entbehren lassen. Auch hätte an dessen Stelle der alte Priamus vielleicht wirksamere Motive geliefert. Wie dem auch sei, die Gruppe macht Aufsehen und steht nach dem Urtheil von Kunstkennern hoch über der großen Mehrheit moderner plastischer Werke.

R. G.

Digitized by Google

Kurze kritische Besprechungen.

Sacken, Eduard Freiherr v, Dr.: Leitfaden zur Kund. des heidnischen Alterthums, mit Beziehung auf die österreichischen Länder. Mit 84 Holzschnitten. Wien 1865. W. Braumüller. 8., VI und 224 S.

H. T. Nachdem die Geschichtsforschung in den letzten Jahrzehnden sich besonders den neueren Zeiten zugewandt hatte, nimmt seit kurzem die Erforschung des fernsten Alterthumes ein regeres Interesse für sich in Anspruch. Die Entdeckung der merkwürdigen Pfahlbauten, von deren Bestehen fast im ganzen mittleren Europa in überraschend kurzer Zeit unzweifelhafte Spuren nachgewiesen wurden und über deren Alter und Bestimmung wir noch nicht ganz im Klaren sind, hatte jedenfalls die gute Folge, daß die allgemeine Theilnahme rege wurde für eine Periode der Geschichte, die sonst nur ein unbestrittenes und unbeneidetes Gut der Fachgelehrten gewesen war. Was galten sonst dem größeren Publicum Steinkeulen und Bronzeschwerter, Druideneier und Römerstraßen; von Skordiskern und Tauriskern, Pannoniern und Japoden wollte es schon gar nichts hören. Das ward jetzt mit einem Schlage anders. Die Pfahlbauten wurden das allgemeine Gesprächsthema; an allen Orten discutirte und disputirte man über die brennende Frage: und damit das Feuer ja nicht ausginge, schürten von Zeit zu Zeit pikante Pfahlbauanekdoten in den Feuilletons wacker nach. Jetzt begann man sich auch rege zu kümmern um die Menschen, die um jene Zeiten gelebt haben mochten; und da die eigentlichen Geschichtschreiber von ihnen blutwenig zu erzählen wissen, so feiern nun die Archäologen den seltenen Triumph, die „Männer des Tages" zu sein. Es ist deßhalb gerade ein günstiges Zusammentreffen der Verhältnisse für den Erfolg des oben angezeigten Buches, daß sein Erscheinen mit dieser Strömung in der gebildeten Welt zusammentrifft. Sein Zweck ist eben, in gedrängten Umrissen alles das zusammenzustellen und in populärer Weise vorzutragen, was man aus den zahlreichen antiquarischen Funden für die Culturzustände der ältesten Bewohner Europa's erschlossen hat. Die Funde sind fast immer Waffen und Schmuckgegenstände; Hausgeräthe ist selten, von eigentlicher Kleidung hat sich fast gar nichts erhalten. Dieser Umstand wird freilich begründet durch die ungleiche Dauerhaftigkeit des betreffenden Materiales; die Folge ist aber, daß unsere europäischen Vorfahrer in dem unfreundlichen Lichte mordlustiger und eitler Gesellen erscheinen, während ihre sonstigen guten und besseren Eigenschaften von ewiger Nacht bedeckt sind. Der Weise begnügt sich aber mit dem, was er hat, und betrachtet darum mit nicht geringerer Theilnahme die Keulen und Pfeilspitzen, Wurfspieße und Lanzen, Messer, Dolche und Schwerter, so wie die Ringe und Armspangen, Fibeln und Haarnadeln u. s. w., welche in dem Buche hübsch gezeichnet und beschrieben sind. Der Verfasser ist Custos am k. k. Münz- und Antikencabinete, also in der besten Lage gewesen, die schönsten und instructivesten Exemplare vorzuführen; auch hat er durch manche gediegene archäologische Arbeiten bereits bewiesen, daß er dazu befähigt ist, jedem Gegenstande seine richtige Stellung anzuweisen in dem allmäligen Gange der Culturentwicklung, worauf es ja gerade am meisten ankömmt. Er bespricht die einzelnen Epochen des Stein- Bronze- und Eisenalters in ihrer Aufeinanderfolge und sucht von jedem ein klares und anschauliches Bild zu liefern; besonders anerkennenswerth ist die von ihm versuchte neue wissenschaftliche Eintheilung und die Bemühung auch die wenigen Spuren aufzudecken, welche über Lebensweise und Gesittung, Nahrungsmittel und Erwerb, Handel und Verkehr in jenen alten Perioden Zeugniß geben. Von Oesterreich sind die merkwürdigsten Fundorte nachgewiesen. Es stellt sich das unerfreuliche Resultat heraus, daß unser Vaterland, was die Zahl und den Reichthum der Funde betrifft, hinter anderen auch kleinern Staaten zurücksteht, die

Digitized by Google

Ursache hievon mag wohl darin liegen, daß vieles entdeckte oft unbeachtet bei Seite geworfen, verdorben oder verschleppt wird, bevor es zur Kenntniß eines hinlänglich wissenschaftlich Gebildeten kommt, der die Sachen zu schätzen und zu verwerthen weiß. Mögen die Worte des Verfassers in dieser Hinsicht allgemein beherzigt werden und das von der Verlagsbuchhandlung Braumüller sehr schön ausgestattete Buch zahlreiche Leser finden.

Czoernig, Freiherr v.: Vergleichende Uebersicht der in Preußen, Sachsen, Württemberg, Baden, Frankreich und Belgien bestehenden Bestimmungen über Budget, Staatsrechnung und Controle. Tübingen 1865.

S. Das rege politische Leben der Gegenwart läßt die Frage über Beistellung und Verwendung der Staatsmittel allenthalben in den Vordergrund treten, die Budgets werden in Kammersitzungen, in Zeitungen und anderen litterarischen Erscheinungen nach allen Seiten gründlich erörtert. Haben sie aber ihren dornenvollen Weg durch die Volksvertretung zurückgelegt und die Bestätigung des Landesherrn erhalten, so nimmt die Oeffentlichkeit an dem weiteren Gange, an der Controle der verwendeten Gelder, weniger Antheil. Fragt es sich, warum dieser vielleicht noch wichtigere Theil der Gebahrung so wenig ventilirt werde, so ergiebt sich die Antwort in der ungemeinen Schwierigkeit, in den vielgliedrigen, äußerst complicirten Organismus des Staatsrechnungswesens klare Einsicht zu gewinnen. Wie der Poet geboren wird, der Redner aber erzogen werden muß, so mag ein genialer Mann über die Quellen und die Anwendung der Staatsmittel treffend urtheilen, in wie weit dieselben aber thatsächlich zu dem vorgezeichneten Zwecke aufgewendet werden, das läßt sich nur durch langes, eingehendes Studium, durch Einsicht in die tausend und aber tausend Canäle gewinnen, durch welche die im Budget geschaffenen Fonds wieder zur Realisirung des Staatszweckes abfließen. Diese Ueberwachung ist in jedem Staate einer wohlorganisirten Controle übertragen, deren stilleres, wenngleich hochwichtiges Wirken sich weniger zur Oeffentlichkeit drängt, und auch, weil es in der Beurtheilung von Geschehenem abschließt, von der vorwärts stürmenden Gegenwart weniger Beachtung findet. Aus diesem Grunde sind selbst in den eingehendsten Handbüchern die Staatsrechnungsbehörden am spärlichsten bedacht und höchstens ihr Bestand, aber nirgends ihr Wirken erörtert.

Es ist daher eine hochwillkommene Gabe, daß ein Staatsman, welcher in erster Reihe zum Urtheile über diesen Gegenstand berufen ist, mit der oben genannten Uebersicht in die Oeffentlichkeit tritt. Diese Abhandlung, welche Freiherr v. Czoernig im eben erschienenen 21. Jahrgange der „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" publicirt, bildet den Kern einer größeren Arbeit, welche derselbe im Auftrage des österreichischen Finanzministeriums verfaßt hat. Dieselbe handelt von den Finanzperioden, den Verwaltungs- und Rechnungsjahren, der Form der Budgets, von deren Inhalt, der Staatsrechnung, der Rechnungs- und Verwaltungscontrole und der Staatscontrole in den genannten Ländern, stellt in jedem der Abschnitte das Gleichartige zusammen und markirt die vielfachen charakteristischen Unterschiede, welche sich in der Gebahrung der einzelnen Staaten, besonders aber zwischen jener der deutschen und französischen Gruppe ergeben. Erstere, auch auf diesem Felde im Wege der Reform aus den patriarchalischen Zuständen früherer Zeiten erwachsen, zeigen noch vielfache Spuren dieser Einrichtungen, welche der rationellen Durchbildung des vorhandenen Systems hemmend entgegenstehen. Dagegen hat in Frankreich und Belgien auf dem durch den vorausgegangenen Sturm gründlich gefegten Boden der Aufbau vollkommen neuer Institutionen stattfinden können, welcher mit der vollen Schärfe logischer Consequenz, zugleich aber auch mit dem vielgegliederten und vielverschlungenen Apparate einer durchgreifenden Controlsmaschine vor sich ging.

Digitized by Google

In welcher Weise die einzelnen Staaten dabei vorgehen, welchen Weg das Budget von seinem Entwurfe bis zur Erledigung der Rechnung zurücklegt, stellt der Verfasser in kurzen, prägnanten Zügen dar und liefert damit ein eben so inhaltreiches als neues Bild, das, wie es zu wichtigem Zwecke entstanden ist, sicher vielfach in gleicher Art die Quelle volkswirthschaftlicher und wissenschaftlicher Arbeiten bilden wird.

---

* Die königliche Universität von Tübingen hat auf Antrag der philosophischen Facultät den Director der Wiener Universitätsbibliothek und wirkliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften Herrn Joseph Diemer wegen seiner vorzüglichen Verdienste um die Erforschung, Herausgabe und Erklärung altdeutscher Sprachdenkmale zum Ehrendoctor der Philosophie und Magister der freien Künste ernannt. (De investigandis, edendis explicandis priscæ Germanornm linguæ monumentis optime meritum etc.)

* Die im Verlage der Mayr'schen Buchhandlung erschienenen „Briefe Mozarts", Herausgegeben von Dr. Nohl, finden nicht nur in ganz Deutschland die freundlichste Aufnahme und günstigste Kritik, sondern werden auch in andere Sprachen übersetzt. So wird soeben eine englische Uebersetzung dieses interessanten Buches von Lady Walace angekündigt.

* Herr F. Kanitz, welcher sich die mühevolle, aber dankbare Aufgabe gestellt hat, die unteren Donauländer in kunstarchäologischer Beziehung zu durchforschen, veröffentlicht in dem jüngst erschienenen Hefte der „Mittheilungen der k. k. Centralcommission" Beiträge zur serbischen Alterthumskunde, welche ein nicht geringes Interesse erwecken. Sie ergänzen zum Theile die „Byzantinischen Monumente Serbiens", welche von Kanitz im verflossenen Jahre erschienen sind.

* Der Statthaltereirath Dr. Franz Mészáros veröffentlicht eine Pränumerationseinladung auf sein Werk; „Története a magyarországi kath. tanügynek, különös tekintettel a gymnasiumokra s az összes iskolai ösztöndíjakra." (Geschichte der katholischen Unterrichtsangelegenheiten in Ungarn, mit besonderer Berücksichtigung der Gymnasien und sämmtlicher Schulstipendien.) Das Werk wird zu Anfang Juni d. J. erscheinen.

* Ende Februar fand in Repcze-Szemere die fünfte Zusammenkunft der Geschichtsfreunde des jenseitigen Donaudistrictes bei dem Grundbesitzer Joh. Nagy de A. Szobor statt. Während vier Tagen wurden an 400 Stück Originalurkunden aus dem Zeitraume von Andreas II. bis zum Jahre 1709 copirt und collationirt und dazwischen zwölf Vorträge gehalten. Es wurde beschlossen, einen von dem Tyrnauer Prof. Wilhelm Frankl, einem jungen Gelehrten, verfaßten Programmentwurf über die Art und Weise, wie die Monographieen der Comitate abzufassen seien, in Druck zu legen und an die Mitglieder und Sachfreunde zur allfälligen Begutachtung zu versenden. Zugleich wurde angezeigt, daß der k. Rath Dan. Szontágh eine Monographie des Arvaer, Prof. Karl Szathmáry die des Kraßnaer und Mittel-Szolnoker, Franz Kubinyi die des Honter, Ivan Paner die des Szalader Comitates und Steph. Gyarfas die Monographie Jazygiens und Kumaniens zugesagt habe.

x. Die Verlagsbuchhandlung von J. Springer in Berlin kündet eine „Neuere Verfassungsgeschichte der Staaten Europa's" an. Das Unternehmen wird eröffnet durch

Digitized by Google

das „Staats- und Gesellschaftsrecht der französischen Revolution von 1789 bis 1804, von Dr. K. Richter". Wie sich aus der dem Prospecte beigefügten Inhaltsangabe entnehmen läßt, hat der Verfasser, ein Oesterreicher, sein Werk in umfassendster Weise angelegt, da er, abgesehen von der Darstellung der social-politischen Verhältnisse, die Fragen der Staatsverfassung und Staatsverwaltung eingehend und systematisch zu behandeln verspricht.

* Auf der im September vorigen Jahres zu Hannover abgehaltenen Germanistenversammlung wurde die Abfassung eines mittelhochdeutschen Namenbuches als dringendes Bedürfniß erklärt und zugleich der Gesichtspunkt besprochen, demgemäß ein solches Werk angelegt werden müsse. Prof. J. Zingerle in Innsbruck hat sich zu dieser mühevollen Sammlung bereit erklärt und bereits auch mit der Arbeit begonnen.

* Vor einigen Monaten hat Dr. Jolowicz in Königsberg auf dem Pergamentüberzuge des Deckels eines Quartanten der dortigen Universitäts bibliothek ein Bruchstück aus dem verlorengegangenen Manuscripte des hebräischen Bibelcommentars des Rabbi Salomo Ben Isaak, genannt Raschi (11. Jahrhundert), entdeckt. Dasselbe hat, dem „Danz. Dampfboot" zufolge, besondere Wichtigkeit dadurch, daß es Stellen über Christus und hundert in philologischer Beziehung bedeutende Commentare enthält, welche in den gedruckten Ausgaben fehlen. Dr. Jolowicz hat das gedachte Bruchstück durch die Photographie vervielfältigen lassen, wodurch Verfälschungen des Manuscriptes vorgebeugt ist, und nebst einer Denkschrift zu Zunz' siebenzigstem Geburtstage veröffentlicht.

---

* Herr D. Bilimek, Cisterzienser-Ordenspriester, ist nach einer Mittheilung der „Laibacher Zeitung" von Kaiser Maximilian mit der Gründung und Leitung eines neuen wissenschaftlichen Museums in der Hauptstadt Mexico beauftragt worden und wird sich sammt seinen Sammlungen mit dem nächsten Dampfer von Triest dahin einschiffen.

* Der geh. Oberbaurath und Hofarchitekt Friedrich Stüler, einer der bedeutendsten Vertreter der Berliner Architektur, ist am 18. März gestorben. Im Jahre 1800 zu Mühlhausen geboren, widmete er sich nach manchen Schwankungen der Baukunst und machte seine ersten Studien unter Schinkel. Nach mehreren Reisen im Jahre 1832 zum Hofbaudirector ernannt, fand sein Talent rasch Geltung. Die Blüthezeit seines Wirkens fällt in die Regierungszeit Königs Friedrich Wilhelm IV., dessen Vertrauen und Zuneigung Stüler in hohem Grade genoß. Eine Reihe von bedeutenden Werken hat der Künstler sowohl in Berlin als in anderen preußischen und deutschen Städten ausgeführt, wie das neue Museum in Berlin, das Rathhaus zu Perleberg, Burg Stolzenfels, die Börse in Frankfurt am Main, die Bartholomäus-Kirche, das Museum in Stockholm, die Universität in Königsberg u. s. w. Der großartigste Bau sollte der Dom in Berlin werden, welcher aber bisher noch nicht in Angriff genommen wurde und über dessen Pläne bei seinem Tode noch nicht endgültig entschieden war. Nach Stülers Plänen wurde auch die Akademie in Pest gebaut, deren innere Einrichtung eben jetzt vollendet wird. Stüler war ein vielseitig und fein gebildeter Künstler, der namentlich für decorative Formen großen Geschmack und ein glänzendes Talent bekundete. — Wenige Tage nach dem Tode Stülers erlitt Berlin einen neuen Verlust; es starb am 24. März vom Schlage getroffen August Kiß, einer der tüchtigsten Künstler, welche aus Rauchs Schule hervorgegangen sind. Kiß war im Jahre 1802 zu Pleß geboren und kam im Jahre 1822 nach Berlin an die Akademie und später in das Atelier des Bildhauers

Digitized by Google

Rauch. Unter seinen Werken hat die reitende Amazone das größte Aufsehen hervorgerufen und sie schmückt gegenwärtig das neue Museum in Berlin. Ein zweites ebenfalls sehr bekanntes Werk ist der h. Georg.

* In der Gemäldeausstellung der „Umělecká Beseda“ zu Prag befinden sich gegenwärtig drei Bilder von Jaroslaw Czermak. Es sind dies die Portraits der Fürstin Darinka, Wittwe des verstorbenen Fürsten Danilo von Montenegro, dann der Fürstin Milena, Gemalin des regierenden Fürsten, und endlich des Vaters des letzteren, Mirko Petrovich, welche, wie die „Recensionen“ mittheilen, ungewöhnliches Aufsehen machen.

* Guido v. Arezzo, dem die Erfindung der Musiknotenschrift zugeschrieben wird, wird in seiner Vaterstadt Arezzo ein Monument erhalten. Das zu diesem Zwecke gewählte Comité will alle europäischen Musikgesellschaften ersuchen, Concerte zum Besten des Denkmals zu veranstalten.

* Graf Palastrelli zu Piacenza giebt in einem soeben erschienenen, mit Photographien ausgestatteten Werke Nachricht über eine auf dem Berge Cavedoso in den Apenninen aufgefundene antike Stadt. Dieselbe findet sich noch auf Karten aus dem 17. Jahrhundert unter dem Namen Umbrien verzeichnet.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 22. März 1865.

Die Classe erhält eine Zuschrift von dem Vereine für Landeskunde von Nieder-Oesterreich mit der Bitte, „die wissenschaftlichen Zwecke des neu gegründeten Vereins im Wege freundschaftlichen Verkehrs geneigtest fördern zu wollen“, wozu sich die Classe bereit erklärt.

Herr Hofrath Philipps liest: „Die große Synode von Tribur vom Jahre 895, dargestellt nach Wiener, Münchner und Salzburger Handschriften.“

Die alte karolingische Pfalz Tribur, etwas oberhalb von Mainz, aber auf dem rechten Rheinufer gelegen, hat vornehmlich durch drei Ereignisse, welche sich in den kurzen Zeitraum von nicht vollen zwanzig Jahren zusammendrängen, eine große historische Bedeutung erlangt. Im November 887 entschied sich hier das Loos des unglücklichen Kaisers Karl des Dicken, im März 895 hielt zu Tribur Arnulf einen Reichstag, mit welchem zugleich ein großes deutsches Nationalconcilium verbunden wurde, und im Juli 906 wurde ebendaselbst über den tapfern Sprößling des Babenberger Geschlechts Adalbert das Todesurtheil gefällt, durch dessen bald darauf folgende Vollstreckung der Sturz dieses berühmten Geschlechtes vollendet wurde. Das erwähnte Nationalconcilium bildet den Gegenstand der vorgelegten Abhandlung, dasselbe ist nicht bloß für das kirchliche Recht wichtig, sondern bietet auch für die Sittengeschichte jener Zeit interessante Beiträge.

Digitized by Google

Manche hiebei in Betracht kommende Verhältniſſe werden durch eine in dieſer Richtung noch nicht benützte, dem ehemaligen Kloſter Dieſſen, jetzt der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München angehörige Handſchrift aufgeklärt. Durch dieſe wird die Angabe Regino's, daß auf der Synode 26 Biſchöfe erſchienen ſeien, vollſtändig bewahrheitet; die Handſchrift macht dieſe ſämmtlich namhaft, während man bisher nur 22 Biſchöfe als Theilnehmer der Synode kannte. Es hat dieſe Dieſſener Handſchrift zugleich auch eine von dem gewöhnlichen Texte abweichende Vorrede und giebt außerdem eine aus zwanzig Capiteln beſtehende Sammlung bloß Triburienſiſcher Canons, welche, obſchon unvollſtändig, die Anſicht Waſſerſchlebens (Beiträge S. 25 u. f.) beſtätigt, daß der gewöhnliche Text der Synode nicht der authentiſche ſei, ſondern die Canones in der kürzeren Faſſung, wie ſie ſich auch ſonſt zerſtreut in anderen Handſchriften vorfinden, für die wahren und eigentlichen anzuſehen ſeien.

In der Vorrede zu der Sammlung des Cod. Diss. findet ſich auch eine Stelle, welche an einen noch kürzeren Prolog in einer Darmſtädter, Augsburger und Freiſinger Handſchrift erinnert; dieſer aber ſtimmt wiederum ganz mit einigen Sätzen des Capitulares von Thionville oder Diedenhofen überein, welches Pertz in den „Monumenta Germaniæ historica“ mit Recht unter die Capitularia spuria geſtellt hat. Dasſelbe wird in ſeiner Ueberſchrift einer gemeinſamen Thätigkeit Karls des Großen und ſeines Sohnes Ludwig des Frommen zugeſchrieben. Soll indeſſen von dieſem Capitulare von Diedenhofen doch noch etwas gerettet werden, ſo muß man es in eine Zeit nach der Synode von Tribur, die offenbar dabei zu Grunde liegt, verſetzen. Sobald man dieſes aber thut, ſo entfällt zwar das darin enthaltene Verzeichniß der Biſchöfe als gänzlich unecht, aber man gewinnt einige Wahrſcheinlichkeit dafür, daß die Bezeichnung Karoli Magni et Hludowici Capitulare vielleicht bei einem ſpäteren Abſchreiber aus der falſchen Auflöſung der Siglen K. und H. entſtanden iſt und mit dieſen ſtatt des großen Karl: der Einfältige, und ſtatt Ludwigs: Heinrich I., der Sachſe, gemeint war. Dies führt dann weiter auf die im Jahre 922 zu Coblenz gehaltene Synode, welcher die beiden genannten Könige beigewohnt haben. Die Beſchlüſſe des Conciliums von Coblenz ſind in vieler Beziehung Wiederholung Triburienſiſcher Canones. Dieſe Anſicht wird durch einen Salzburger Codex unterſtützt welcher den Inhalt des Capitulares von Diedenhofen geradezu dem Concilium von Coblenz und den beiden Königen Karl und Heinrich zuſchreibt.

Sitzung der mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Claſſe vom 23. März 1865.

Der Generalſecretär legt ein an ihn gerichtetes Schreiben des wirklichen Mitgliedes der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe der k. Akademie der Wiſſenſchaften Herrn Prof. Dr. Albert Jäger vor, in welchem derſelbe ſich dahin ausſpricht, daß er der von Herrn Hofrath Ritter v. Haidinger in der Sitzung der mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Claſſe vom 9. März mitgetheilten Beobachtung des Herrn Prof. Kerner in Innsbruck über das Vorhandenſein von Schwefelkupfer auf dem Papiere alter Bücher aus der Zeit von 1545 bis 1677 hinſichtlich des Urſprunges des Kupfers nicht beipflichten könne. Nach Herrn Prof. Jäger iſt das Vorhandenſein von derlei metalliſchen Theilchen auf den aus jener Zeit ſtammenden Papieren etwas ſehr gewöhnliches und rührt offenbar davon her, daß bei dem damaligen großen Kleiderluxus häufig ſilber- und golddurchwirkte Linnenſtoffe getragen wurden, welche nach ihrer Abnützung endlich auch in die Papier-

Digitized by Google

mühlen gelangten. Die Reste der früher versilberten Kupferfäden, die entweder gar nicht oder nur unvollkommen entfernt wurden, kamen so in die Papiermasse, wo man sie noch heute findet.

Herr Prof. Jäger legt als Beweise für seine Ansicht seinem Schreiben eine Anzahl Papierausschnitte bei, auf denen sich solche Metalltheilchen finden; darunter sind einige von der Papiermasse zum Theil, andere ganz von derselben bedeckt. Sämmtliche Papierausschnitte rühren von einzelnen Documenten her, die niemals eingebunden waren, bei denen also der Einfluß von Messingspangen u. dgl. ganz wegfällt.

Herr Prof. F. Unger legt eine Abhandlung: „Ueber fossile Pflanzenreste aus Siebenbürgen und Ungarn" vor, in welcher vorzüglich die von Herrn D. Stur in der oberen Kreideformation (Cenomanien) bei Déva gesammelten Pflanzen näher beschrieben werden. Sie zeichnen sich insgesammt durch einen so guten Zustand ihrer Erhaltung aus, daß von mehreren derselben die Zurückführung auf die verwandten Gattungen der Jetztzeit gelang, was um so wichtiger ist, als man die in dieser Formation zuerst auftretenden Dicotyledonen bisher noch nicht sicher zu bestimmen im Stande war.

An diese Mittheilungen schließt sich die Beschreibung einer vorzüglich gut erhaltenen Frucht aus der Tertiärformation von Megyassó, die Herr Prof. Hazslinszky entdeckte und die ihm zu Ehren Cedrella Hazslinszkyi genannt wurde.

Die Abhandlung ist mit einer Tafel begleitet, worauf die fossilen Gegenstände abgebildet sind.

Herr Hofrath Prof. J. Hyrtl macht eine Mittheilung über einen freien Körper im Herzbeutel.

Herr Prof. Stephan überreicht eine vorläufige Mittheilung: „Ueber einige Thermoelemente von großer elektromotorischer Kraft."

Es wurden bei Gelegenheit der Untersuchung der von Marcus construirten Thermosäule einige Mineralien, die eben zur Hand waren, auf ihr thermoelektrisches Verhalten bei hohen Temperaturen geprüft.

In der folgenden Aufzählung der Elemente ist immer der elektropositive Körper vorangestellt. Die dabeistehende Zahl bedeutet, wie viele der betreffenden Elemente eine elektromotorische Kraft liefern, welche gleich ist der einer Daniell'schen Zelle.

1. Blättriger Kupferkies — Kupfer: 26.
2. Compacter Kupferkies — Kupfer: 9.
3. Pyrolusit — Kupfer: 13.
4. Compacter Kupferkies — Blättriger Kupferkies: 14.
5. Kupfer — Krystallisirter Kobaltkies: 26.
6. Körniger Kobaltkies — Kupfer: 78.
7. Kupfer — Schwefelkies: 15·7.
8. Compacter Kupferkies — Schwefelkies: 6.
9. Blättriger Kupferkies — Schwefelkies: 9·8.
10. Kupfer — Buntkupfererz: 14.
11. Feiner Bleischweif — Kupfer: 9·8.
12. Grober Bleischweif — Kupfer: 9.
13. Bleiglanz in großen Krystallen — Kupfer: 9·8.
14. Bleischweif — Buntkupfererz: 5·5.

Kupferkies und Pyrolusit wurden schon von Bunsen untersucht. Seine mit ausgesuchten Exemplaren gemachten Versuche lieferten Zahlen, welche mit denen in 2. und 3. übereinstimmen. Aus 1., 2. und 4. ersieht man den großen Einfluß der Structur auf das thermoelektrische Verhalten. Noch mehr zeigt sich dieser Einfluß in 5. und 6. Während krystallisirter Kobaltkies sich gegen Kupfer stark negativ verhält, ist amorpher dagegen schwach positiv. Noch auffallender ist die folgende Erscheinung. Der in 13. auf-

Digitized by Google

geführte Bleiglanz bestand aus einer Gruppe von Krystallen: Hexaedern combinirt mit Octaedern. Eine Gruppe von reinen Hexaedern erwies sich gegen Kupfer negativ an einigen Stellen, an anderen positiv.

Das in 14. angeführte Element hat von allen bisher untersuchten die stärkste elektromotorische Kraft. Von den von Marcus construirten Elementen gehen bei der höchsten zulässigen Temperatur 18 auf ein Daniell'sches. Die untersuchten Mineralien sind jedoch ziemlich schlechte Leiter, was einer vielseitigen Anwendung der aufgezählten Elemente hinderlich ist. Um so wichtiger sind aber die gewonnenen Resultate für die Physik der Erde, weßhalb diese Untersuchungen, sobald ein ausgedehnteres Material beigeschafft sein wird, werden fortgesetzt werden.

Herr Laube legte das zweite Heft seiner Arbeit über die „Fauna der Schichten von St. Cassian" vor, welches die Brachiopoden und Bivalven behandelt.

Die Zahl der Arten, welche Laube in seiner Abhandlung bespricht, beläuft sich auf 30, wovon 10 Species neu; es ist somit nur ein kleiner Theil der durch Münster und Klipstein an 50 Arten umfassenden aufrecht erhalten worden, was aus dem Umstande hervorgeht, daß durch die genannten Autoren viele Jugendformen als selbstständige Species aufgefaßt und beschrieben wurden.

Die Bivalven im engeren Sinne haben mehr einen allgemeinen Charakter, zeigen aber in ihren Reihen jene Genera, welche für die Trias typisch sind, Cassianella Beyrich, Myophoria Bronn, Hörnesia Laube. Unter letztem Genus, welches derselbe nach dem Namen des Herrn Directors Dr. Hörnes benannte, vereinigt er jene bisher bei Gervillia Defrance gestandenen Arten, welche als Gervillien des Muschelkalkes nach dem Typus der G. socialis Schlthm. gebaut sind und die sich von den echten Gervillien sowohl durch einen vollkommen verschiedenen Schloßbau, als auch durch eine charakteristische Spaltung der Wirbelhöhlung durch ein mehr oder weniger langes Septum unterscheiden.

---

* Ungarische Akademie. (Sitzung der belletristischen und philosophischen Classen vom 13. März.) Herr Toldy hielt einen Vortrag über die ungarische Legende der h. Margaretha. Er besprach in demselben ausführlich die Quellen der verschiedenen lateinischen und ungarischen Legenden, deren Gegenstand die genannte ungarische Königstochter ist, welche auf der nach ihr benannten Insel bei Ofen als Nonne gelebt hat; ferner die verschiedenen Ausgaben der Legenden, und würdigte dann besonders die größere ungarische Legende, die wahrscheinlich im Jahre 1306 verfaßt wurde, in sprachlicher, cultur- und kunsthistorischer Beziehung. Die Legende wird demnächst in einer neuen, von Herrn Toldy veranstalteten Ausgabe erscheinen. In der k. Hofbibliothek zu Wien befindet sich ein in italienischer Sprache verfaßter Codex religiösen Inhalts, welcher, wie es Herr Toldy sehr wahrscheinlich machte, von der h. Margaretha verfaßt wurde. Sie hat diese religiösen Betrachtungen vermuthlich in lateinischer Sprache geschrieben und der italienische Codex ist eine Uebersetzung, — Herr Romer erinnerte in Folge dieses Vortrages die Akademie daran, daß sich in der alten Kirche zu Martyancz ein Bildniß der h. Margaretha befindet, welches im Jahre 1392 gemalt wurde. Dieses Bildniß würde für die neue Ausgabe der Legende sehr passend sein.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Reise der k. k. österreichischen Fregatte Novara.

II.

Statistisch-commercieller Theil von Dr. Karl v. Scherzer.

(1. Band. Wien 1864. In Commission bei Carl Gerolds Sohn.)

Besprochen von Prof. **Klun**.

Wir haben auf Scherzers Arbeit in dieser Zeitschrift bereits im August vorigen Jahres (Wochenschrift Nr. 34 vom 20. August 1864) hingewiesen, weil uns die „Aushängebogen" während des Druckes freundlichst zugemittelt wurden und wir somit in Muße und mit eingehender Genauigkeit das voluminöse Werk durchzuarbeiten in der Lage waren. Das allgemein lautende Urtheil, welches wir seinerzeit nur auf Grundlage der Durchsicht einer Partie dieses ersten Bandes auszusprechen in der angenehmen Lage waren, finden wir jetzt nicht nur bestätigt, sondern wir halten es als eine der Wissenschaft schuldige Pflicht, das Werk einer ausführlichen Besprechung zu unterziehen. Vorerst sei es uns gestattet, jene Richtung unserer Litteratur, in deren specielles Gebiet die vorliegende Arbeit gehört, etwas näher zu beleuchten. Wir meinen die „Handelsgeographie".

Es ist nicht unsere Absicht, so weit auszuholen, daß wir ganz systematisch mit der Berechtigung der Existenz und Anerkennung der Erdkunde als „Wissenschaft" begännen, welche — so unglaublich dieses nach den Resultaten eines Ritter und Humboldt auch klingen mag — noch immer in manchen „historischen und philologischen Kreisen" nur als eine „Hülfswissenschaft", das heißt als „Dienerin der Geschichte" angesehen und behandelt wird. Besteht doch auf allen acht Universitäten unseres Vaterlandes nur eine einzige Lehrkanzel für Geographie! Facta loquuntur. Wir wollen diese Frage aus Achtung vor der Wissenschaft nicht bloß „so nebenbei" behandeln, und gehen nach unseres Meisters Ritter Lehren und Principien gerade auf jenen Theil der wissenschaftlichen Erdkunde ein, welcher „schon längst eine eingehende, selbstständige Behandlung verdient hätte", d. i. die Handelsgeographie, über deren Umfang, Inhalt und Bedeutung selbst in Kreisen, bei denen man wahrhaftig eine bessere Einsicht und Kenntniß wissenschaftlicher Strebungen voraussetzen sollte, vielfach noch eine große Verschwommenheit und Unklarheit der Begriffe herrscht.

Karl Crüger, der bekannte Begründer einer „Handelsakademie in Hgambur" hatte vor ungefähr einem halben Jahrhunderte als die Grundlage und das Centrum

Digitized by Google

der gesammten commerciellen Ausbildung die Handelsgeographie hingestellt, weil nur in dieser Disciplin die Geschäftsverhältnisse der ganzen Welt zur richtigen Entwicklung des mercantilischen Speculationsgeistes gelangen. Seit jener Zeit ist insbesondere die deutsche geographische Litteratur mit mancher schätzbaren Arbeit auf diesem Gebiete bereichert worden, und die statistischen Thatsachen über die agricolen, industriellen und commerciellen Verhältnisse nebst den daraus sich ergebenden volkswirthschaftlichen Corollarien finden immer größere Bearbeitung, Verbreitung und wohl auch Anerkennung. Das Bewußtsein, ein Kaufmann müsse, falls er sich über die ungezählte Masse gewöhnlicher Krämer (und mögen diese auch in großen Summen glücklich speculiren) erheben will, doch etwas mehr wissen als „Rechnen, Schreiben und Buchhalten", dieses Bewußtsein wird nach und nach, wenngleich langsam, ein allgemeines werden. Nur müssen die Männer, welche sich die Verbreitung geographischer, statistischer und volkswirthschaftlicher Lehren und Grundsätze zur Aufgabe machen, es nicht verschmähen, von dem nebelhaften Throne einer grauen „Theorie" zeitweise herunterzusteigen auf den Markt des praktischen Lebens; sie sollen für „das Volk" und nicht für wenige „Auserwählte" dociren; sie sollen den allerdings spröden Stoff in Formen bringen, die auch dem minder Studirten faßbar sind; kurz sie sollen ohne Doctrinärismus das reiche Material einfach, klar, zum praktischen Gebrauche eingerichtet dem Leser bieten.

Ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß in unserem Zeitalter nur Industrie- und Handelsstaaten wohlhabend und mächtig werden können, daß nur materielles und geistiges Gedeihen eines Staates dessen Kraft und Ansehen begründet und erhält, daß Wissenschaft und Kunst nur dort gedeihen können, wo Handel und Gewerbe blühen und die materiellen Mittel zur geistigen Entwicklung vorhanden sind; so wird man jene Disciplinen, deren nächste Aufgabe es ist, den materiellen Wohlstand zu fördern, gewiß den ihnen gebührenden Ehrenplatz einräumen und die Bestrebungen wackerer Kämpfer auf dem Felde der nationalen Wohlfahrt würdigen und anerkennen.

Karl Andree hat in seiner genialen Behandlung der „Geographie des Welthandels" manch' wahres Wort geschrieben, das wir, mit ihm auf der gleichen Grundlage fußend, gerne weiter tragen. Die neue Zeit, sagt er, stellt an den Kaufmann und Gewerbsmann neue Anforderungen. Die Gemeinsamkeit der Verkehrslinien reicht über alle Erdtheile: wer sein Geschäft tüchtig mit Ueberblick und Umsicht treiben will, muß die verschiedenen Länder kennen, ihre Weltlage, ihre Erzeugnisse und Productionskraft, die Völker, ihren Charakter und ihr Staatswesen. Nur dann vermag er die Verkehrsverhältnisse mit Klarheit zu übersehen, einen weiten Gesichtskreis zu gewinnen und mit Sicherheit zu combiniren, wenn er sie im Zusammenhange versteht und ihr Wachsthum auf geschichtlicher Grundlage verfolgt. Das geographische Element bildet dabei die Grundlage. Erst in unseren Tagen konnte sich der Handel wahrhaft zum Welthandel umgestalten. Alle Culturvölker beider Erdhälften nehmen an ihm thätigen Antheil, während die weniger entwickelten Nationen mehr oder weniger gleichfalls berührt werden. Denn

Digitized by Google

der Blutumlauf in diesem Weltverkehr ist rascher, die Pulsschläge sind voller und kräftiger als je zuvor. Die Dampfschifffahrt ist auch oceanisch, die Eisenbahn und der Telegraph sind international geworden. Eine Gemeinschaftlichkeit der Belange erstreckt sich über alle Handelsplätze der Erde und verbindet sie; der Schlag, der eine Gegend trifft, wirkt elektrisch auf alle anderen; das Jahr 1857 mit seiner Krisis hat uns den ungeheuren Umfang dieser Solidarität klar gemacht. Ist in dem großen Verkehrsleben das „Geld" ein todtes Tauschmittel für alle Waaren, so könnte man den in unserem Sinne „gebildeten" Kaufmann das „lebendige Geld des Weltverkehrs" nennen.

Jetzt, da sich auch in unserem Vaterlande ein energischerer, weitblickender Kaufmannsgeist zu regen beginnt und man „große Handelsgesellschaften" projectirt, welche Oesterreichs Bethätigung am Welthandel herbeiführen sollen, jetzt halten wir es für zeitgemäß, der Handelsgeographie und Handelsstatistik kräftiger das Wort zu reden, und v. Scherzers verdienstvolle Arbeit ist gerade im gegenwärtigen Momente von einer nicht zu unterschätzenden Tragweite. Vom Standpunkte der Wissenschaft, so wie von jenem der mercantilen Praxis begrüßen wir mit Freude, warm und aufrichtig diesen Theil des Novara-Werkes. Scherzers neueste Arbeit zeichnet sich durch die umsichtige Vertheilung und sachgemäße Anordnung des massenhaften Materials, welches fast durchgehends bis in die neueste Zeit reicht und manche altererbte Irrthümer beseitigt, durch Klarheit und Objectivität der Darstellung nicht minder aus, als durch die trefflichen Charakteristiken und lebensfrischen Schilderungen der verschiedenen See- und Handelsplätze, durch die ungemein praktischen Winke, Rathschläge und die Beleuchtung derjenigen Factoren, welche für den Kaufmann von praktischer Wichtigkeit sind. Diese glückliche Vereinigung von wissenschaftlicher Theorie und industriell-commercieller Praxis ist ein glänzender Beweis dafür, was den Industriellen und Kaufleuten ein Mann zu bieten vermag, der aus einem praktischen Berufe zur hohen wissenschaftlichen Bildung sich emporschwang, und diese nun wieder für das praktische Leben verwerthet. Dr. v. Scherzer war sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe bewußt, welche darin bestand, Mittheilungen von praktischem und wissenschaftlichem Werthe über die Handelsverhältnisse und wirthschaftlichen Zustände von Ländern zu machen, welche während einer Reise um die Erde nur flüchtig berührt wurden und an deren Gestaden er selten länger als einige Wochen verweilen konnte. Es ist kein Compliment, sondern volle Wahrheit, wenn wir es aussprechen, Dr. v. Scherzer habe nach unserem Dafürhalten diese schwierige Aufgabe glücklich, großentheils mit Auszeichnung gelöst.

Zur Begründung unseres Ausspruches über diese vaterländische Arbeit wollen wir dem gelehrten Verfasser folgen, was er über die Anlage des Werkes und die Behandlungsart des Materials selber sagt, und dann einzelne Partieen hervorheben. Die Schilderung der Bodenerzeugnisse, der Productionskraft, der Verkehrsmittel, der Waaren- und Schifffahrtsbewegung, der Ein- und Ausfuhrzölle und sonstiger Handelsgebräuche in jedem einzelnen Lande ist durch eine kurze geographisch-historische Skizze desselben, durch Mittheilungen über die Sprache, den

Digitized by Google

Culturzustand und die Bedürfnisse der Eingebornen eingeleitet. Dieser Einleitung sind Andeutungen mit specieller Rücksicht auf Oesterreich beigegeben, nämlich Andeutungen über die Wichtigkeit der Naturerzeugnisse der außereuropäischen Länder für unsern Handel und Schiffsverkehr, über die Aussichten für den Absatz österreichischer Producte und Fabricate in den verschiedenen Stapelplätzen, so wie über die im Interesse der Hebung des Handels etwa wünschenswerthen Reformen. Um dem Leser mit einem Male ein möglichst umfassendes Bild der wirthschaftlichen Bedeutung der einzelnen Naturerzeugnisse zu bieten, wurde stets dort, wo von einem Colonialproducte zuerst die Rede ist, alles zusammengefaßt, was in naturhistorischer, industrieller und commercieller Beziehung über dasselbe wünschenswerth erscheint. Wir verlassen z. B. bei Beschreibung der Cultur des Kaffeebaumes in Brasilien für einen Augenblick Rio de Janeiro, um mit unseren Gedanken nach Ceylon und Ostindien zu schweifen. Auf diese Weise kann der Leser mit einem Blick die Ausdehnung der Kaffeecultur in verschiedenen Ländern überschauen und sofort in die gesammte Production und Consumtion der Kaffeebohne auf der ganzen Erde Einsicht gewinnen. Desgleichen wurden den bedeutendsten Producten und Handelsartikeln ihre wissenschaftlichen, so wie ihre populären und commerciellen Namen in den gebräuchlichsten Handelssprachen beigefügt, um den Kaufmann über synonyme Bezeichnungen aufzuklären und manchen interessanten Beleg zu liefern für den Einfluß der Handelsbeziehungen der Völker auf sprachliche Aehnlichkeiten in ihren Idiomen. Einen interessanten Anhang zum ersten Band bilden die Actenstücke über den ersten Versuch der Einrichtung einer österreichischen Colonie und Haupthandlungsniederlage der k. k. asiatischen Compagnie auf den Nikobaren-Inseln im indischen Ocean aus den Jahren 1782 und 1783.

Im ersten Bande werden behandelt: Gibraltar, Madeira, Rio de Janeiro, Capstadt, die Inseln St Paul und Amsterdam, Ceylon, Madras, die Nikobaren und Singapore. Die 13 Karten der wichtigsten Häfen und Inseln, welche die Novara besucht hat, sind durch ein vom Kupferdrucker Herrn Tomassich verbessertes Aetzverfahren in Zinkmanier ausgeführt und in den Text gedruckt. Von besonders praktischer Bedeutung ist die (von A. J. Kracher vorzüglich entworfene und klar gezeichnete, von Fahrmbacher lithographirte) äußerst sauber und scharf ausgeführte Erdkarte (in Mercators Projection), welche die wichtigsten Dampfschiffslinien und Segelschiffscurse nach überseeischen Ländern darstellt; die beigegebene Tabelle giebt die verschiedenen Gesellschaften, die Abfahrtszeit der Schiffe, die Stationen, so wie die Distanzen und die Fahrtdauer an.

Nachdem wir den ersten Band von Scherzers Arbeit im Allgemeinen zu charakterisiren uns bestrebten, wollen wir Einzelnes aus demselben hervorheben, um dem Leser die Behandlungsart des Stoffes recht anschaulich zu machen. Selbstverständlich wollen wir nicht „auf's Gerathewohl" irgend ein Capitel einfach abdrucken lassen; sondern das Charakteristische des Werkes nach seinen verschiedenen Beziehungen hervorheben und zu einem Gesammtbilde vereinen; d. h. auf Grundlage von Dr. Scherzers Werk einige „Culturbilder" nach unserer Methode entwerfen.

Digitized by Google

Betrachten wir zuerst einen Agriculturstaat, „Brasilien", in geographischer, ethnographischer und volksw irthschaftlicher Beziehung, jenes erst seit 1822 gegründete Kaiserreich, dessen Fläche nraum beinahe die Größe von Europa erreicht und gleichwohl von kaum 8 Millionen Seelen bewohnt wird. Brasiliens Boden liefert die wichtigsten Colonialproducte für den Haushalt des civilisirten Menschen und nimmt bereits mit mehr als 100 Mill. Gulden jährlich am Welthandel Antheil; das hohe Interesse ist demnach vollkommen gerechtfertigt, welches nicht nur der europäische Kaufmann und Industrielle, sondern auch der Landwirth und der Politiker an der Entwicklung Brasiliens nehmen. Brasilien, durch seine physischen Verhältnisse ausschließlich zu einem Agriculturstaate, und zwar hauptsächlich für Tropenerzeugnisse bestimmt, wird, welche Anstrengungen seine Bevölkerung dagegen auch machen mag. immer darauf angewiesen bleiben, nicht nur seinen Bedarf an Manufacturen, sondern sogar einen Theil seiner Nahrungsmittel aus der Fremde beziehen zu müssen. Und wenn Brasiliens Aufschwung kein so rascher und großartiger ist, als man von der Fülle seiner natürlichen Hülfsquellen erwarten sollte; so liegt die Ursache davon in der Ueberschätzung der nationalen Kraft, in dem Mangel einer weisen, freisinnigen und energischen Politik nach innen und außen, in der schlechten Wahl der Mittel, um den bestehenden Uebelständen abzuhelfen und die in allen Zweigen der Staatswirthschaft nöthigen Reformen entschlossen durchzuführen. Der deutsche Naturforscher Tschudi hat Land und Leute trefflich gekennzeichnet. „Die Brasilianer", sagt er, „sind wie die Kinder sie haschen nach allem Neuen, ohne sich ruhig Rechenschaft abzulegen, ob es ihnen auch frommt. Sie glauben sich durch das Nachahmen und Verschreiben neuer Entdeckungen und Erfindungen auf die nämliche Stufe der Bildung mit den ersten Nationen Europa's zu stellen, bedenken aber nicht, welche jahrhundertelangen Entwicklungsphasen diese durcharbeiten mußten, ehe sie die gegenwärtige Höhe der geistigen Gesittung und Entwicklung erreichten. Sie wollen auch nicht zugeben, daß sie selbst trotz der Lehren, die sie aus der europäischen Geschichte ziehen können, trotz der unermeßlichen Vortheile, die ihnen europäische Bildung und Fortschritte bieten, noch eine harte Schule durchzumachen haben, bis sie sich mit Recht eine gebildete Nation nennen können. Geld, großer Länder- und Sclavenbesitz, Eisenbahnen und Telegraphen, glänzende Kammerredner und eine „gedruckte Constitution" berechtigen noch keine Nation sich das Prädicat einer „gebildeten" beizulegen; wohl aber Religion, Moral, Achtung vor dem Gesetze und selbsteigene Wissenschaften". Selbst Einrichtungen, welche das verrottete brasilianische System des Sichgehenlassens dem Drängen des Zeitgeistes nicht vorenthalten konnte, wie die Verbesserung der Sanitätsanstalten, Vermehrung der Communicationsmittel, der Bau von Eisenbahnen, die Herstellung der Telegraphenverbindungen u. s. w., schreiten überaus langsam und unter unzähligen Schwierigkeiten und Hindernissen vorwärts. Ueberhaupt befinden sich alle Verkehrsmittel in einem höchst beklagenswerthen Zustande und dieses reiche, schöne Land führt ein kaum glaubbares Siechthum. Dabei geschieht nichts, um eine Einwanderung fremder Arbeitskräfte im großartigen Maßstabe zu fördern, und doch scheint

Digitized by Google

dieses das einzige Mittel, um das Kaiserreich, dem es zur Hebung seiner natürlichen Reichthümer nur an Händen fehlt, vor dem Verfalle oder wenigstens vor einem bedenklichen Stillstand zu retten. Die Herstellung des Gleichgewichtes in den Ausgaben und Einnahmen des Staatshaushaltes sucht die brasilianische Regierung durch die Erhöhung der Tarife zu erreichen; bringt jedoch selbstverständlich dadurch nur das bedauerliche Resultat einer volkswirthschaftlichen Verarmung der Nation hervor. Die jährlichen Gesammteinnahmen des Staates belaufen sich auf ungefähr 42 Mill. fl. ö. W., die Ausgaben auf ungefähr eben so viel (Krieg und Marine benöthigen ungefähr 38 pCt. davon); die Staatsschuld beträgt beiläufig 126 Mill. fl. Die für den europäischen und nordamericanischen Markt wichtigsten Ausfuhrartikel sind: Kaffee, Zucker, Baumwolle, Thierhäute, Cacao, Tabak, Ipecacuanha und Gummi elasticum. Im Ganzen bietet Brasilien, trotz der enormen Productionsfähigkeit, mit welcher die Natur dieses Land verschwenderisch ausgestattet hat, ein wenig erfreuliches Culturbild.

Wie in Brasilien die Natur unendlich viel, — die Menschen unendlich wenig geleistet, so begegnen wir anderen Ländern, wo das umgekehrte Verhältniß stattfindet; Boden und Bevölkerung, d. i. „Land und Leute" sind aber die Grundmächte des Staates, aus ihrer gegenseitigen Einwirkung kommt das Resultat hervor, welches wir „Cultur" (im weiteren Sinne) nennen.

Wir folgen in Gedanken der österreichischen Fregatte „Novara" nach dem Südende des geheimnißvollen Africa, nach dem „Cap der Stürme", in die Urheimat der Hottentotten und Buschmänner. Welch' einer großartigen agricolen, industriellen und commerciellen Thätigkeit begegnen wir hier, wo ursprünglich die agricole Rührigkeit der Holländer den Grund zur Wohlfahrt gelegt und später das freisinnige Handelssystem Englands so reiche Früchte getragen und noch trägt,

Dr. v. Scherzer behandelt auf 54 Seiten seines (im unbequemen Großquartformat gedruckten) Werkes die Capcolonie. Wir wollen es versuchen, die Resultate dieses reichhaltigen Materials in wenige Zeilen zusammenzufassen und müssen den Leser auf das Werk selbst verweisen. Es ist uns zunächst darum zu thun, einen volkswirthschaftlichen Gegensatz zu Brasilien zu geben und in wenig Zügen anzudeuten, wie Scherzer dieses Land behandelt. Dieses Capitel ist überhaupt ein Glanzpunkt des Werkes. Nach einer gedrängten historischen Einleitung geht Scherzer auf die natürlichen und staatlichen Verhältnisse über. Diese Colonie, an 5900 geograph. Quadratmeilen groß, ist vermöge ihres ausgezeichneten Klima's das „Madeira der südlichen Hemisphäre", die Extreme der Thermometerschwankungen sind ungefähr + 14 Grad und + 25 Grad C. Der allgemeine Charakter des Landes ist ein gebirgiger, mit zahlreichen Plateaux und Hochebenen, welche die Cultur fast aller Nutzpflanzen der gemäßigten Zone gestatten. Die Gesammtbevölkerung beträgt ungefähr 300 000 Seelen, und zwar nebst den eingebornen Stämmen (Hottentotten, Buschmänner, Kaffern) zahlreiche Malayen, Neger von der Mozambique-Küste, endlich eingewanderte Weiße (Engländer, Deutsche, Holländer); die Weißen dürften ungefähr die Hälfte der Bevölkerung bilden. Die herrschende Sprache ist holländisch,

Digitized by Google

welche jedoch immer mehr von der englischen verdrängt wird. Die Mehrzahl der Weißen, so wie die civilisirten Hottentotten- und Kaffernstämme bekennen sich zum Protestantismus; die Malayen sind Mohammedaner, die wilden Eingebornen Heiden, mitunter dem rohesten Fetischdienst ergeben Staatlich ist die Colonie in einen westlichen und einen östlichen District getheilt und besitzt eine eigene Verfassung (vom 23. Mai 1850) mit einer Vertretung, welche aus einem gesetzgebenden Rathe von 15 und einem Parlamente von 46 Mitgliedern besteht. Nächst dieser Repräsentativverfassung verdankt die Colonie hauptsächlich der freien Presse, den zahlreichen politischen Rechten der Bevölkerung, so wie freisinnigen Handels- und Schifffahrtsgesetzen ihr rasches Aufblühen und eine mit jedem Jahre steigende Wohlfahrt. Im Jahre 1861 bestand noch ein Deficit im Staatsbudget; allein die Colonie ist in so hoffnungsreicher Entwicklung begriffen, daß nicht nur zwischen Ausgaben und Einnahmen bald das Gleichgewicht wird hergestellt werden, es werden ohne Zweifel die Ausgaben von den Einnahmen bald überflügelt werden. Wir möchten den Aufschwung und den Fortschritt der Colonie mit einigen Ziffern beweisen, denn Ziffern sind ja die letzten unerbittlichen Richter im Haushalte der Natur wie des Staatslebens. Zu diesem Zwecke geben wir nachstehende Gegenüberstellung (in runden Summen und in Pfund Sterling):

	im Jahre			
	1830	1840	1850	1860
Werth der Einfuhr . . .	421.000	911.000	1,277.000	2,666.000
Werth der Ausfuhr . . .	235.000	675.000	637.000	1,920.000
Schafwollausfuhr (Pfund) .	43.400	911.000	5,913.000	23,173.000
Staatseinnahmen (Pfd. St.)	133.400	171.200	245.800	525.400
Staatsausgaben „ „	134.600	181.600	245.600	729.700

Diese Ziffern sprechen laut genug für den steigenden Reichthum des Landes, der zunächst im Ackerbau und in der Viehzucht besteht. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind: Schafwolle, Kupfererz, Ziegen- und Schaffelle, Elfenbein, Rosinen, Straußfedern, Ochsenhäute, Aloe, Gummi, Wein.

Interessant sind Scherzers Schilderungen der beiden bedeutendsten Städte: Capstadt (mit einem Plan und den neuen Hafenbauten) und Port Elisabeth; letztere Stadt, an der Algoabai gelegen, ist ein gefährlicher Concurrent der Capstadt, denn die äußerst günstige Lage, ganz nahe den Wolldistricten, befähigt sie zu einem „Liverpool des Caplandes"; der Export von Port Elisabeth ist in den letzten Jahren bedeutend ansehnlicher, als jener aus Capstadt. Höchst beachtenswerth sind die Mittheilungen über das Bankwesen, die Preise der wichtigsten Import- und Exportartikel, der Arbeiterlöhne und Lebensmittelpreise, über Maße, Gewichte und Münzen und ganz besonders jene über die Vergünstigungen, welche Einwanderern zugestanden werden. Es ist ein lebensfrisches, scharfgezeichnetes Bild, das uns recht unmittelbar in das rührige Leben und Treiben des Caplandes versetzt; dieses Jagen und Drängen, dieses Schaffen und Handeln ist so recht das eigentliche Element der anglo-sächsischen Race, welches sich glanzvoll gegen das apathische, schläfrige

Digitized by Google

Sichgehenlassen der romanischen Race in Brasilien abhebt. Und Scherzer hat das in seiner anerkannten Kunst zu schildern vorzüglich getroffen.

So gerne wir auch ein paar Proben von Schilderungen einzelner Producte in Hinsicht ihrer Production, Verbreitung und endlichen Consumtion vorgeführt hätten, der ausgemessene Raum gestattet es nicht; hoffentlich werden wir bei Besprechung des bald zu gewärtigenden zweiten Bandes dieses thun können.

Wir können unsere Anzeige nicht schließen, ohne eine, wir meinen berechtigte Bemerkung zu machen. Das Werk ist in der k. k. Staatsdruckerei selbstverständlich prächtig ausgestattet worden — fast zu prächtig für den gewöhnlichen „Hausgebrauch". Die Auflage soll 500 Exemplare betragen. Rechnet man davon 200 Exemplare für Geschenke an Akademien, gelehrte Gesellschaften, ausgezeichnete Gelehrte und Fachmänner ꝛc., so kommen ungefähr 300 in den Buchhandel. Das Format, Großquart, ist höchst unbequem. Bei der Bedeutung, welche dieses Werk für die Wissenschaft und ganz besonders für die Praxis des Geschäftsverkehrs hat, wäre eine möglichste Verbreitung desselben in unseren industriellen und commerciellen Kreisen ein wahrhaftes Bedürfniß. Damit aber dieses erreichbar sei, müßte das Buch zu einem billigeren Preise und in einem handlicheren Formate (Octav) erscheinen; wir empfehlen daher auf's wärmste eine „Volksausgabe", wie die Buchhandlung C. Gerolds Sohn vom „beschreibenden Theile" der Novara-Reise eine veranstaltet und damit einen glänzenden Erfolg erzielt hatte. Der commerciell-statistische Theil ist so recht für die große Menge unserer Industriellen und Kaufleute gearbeitet — möge ihnen das Werk auch zugänglich gemacht werden.

Wie wir vernehmen wird der zweite Theil demnächst erscheinen und demselben ein den Gebrauch ungemein erleichterndes Register beigefügt werden. Wir sehen demselben mit Spannung entgegen.

Geschichte der Gesetzgebung und systematische Darstellung des Civilrechtes in Spanien.

Historia de la legislacion y Recitaciones del derecho civil de España, por los abogados Amalio Marichalar marques de Montesa, y Cayetano Manrique.

(Tomo IV. 573 S., Tomo V. 564 S., Tomo VI. 564 S. Madrid 1862 bis 1863. 8.)

Angezeigt von Dr. Ferdinand Wolf.

Alle die Vorzüge, die wir bei Besprechung der ersten drei Bände dieses wichtigen Werkes hervorgehoben haben [1], zeichnen auch in gleichem Grade die drei

[1] S. diese Wochenschrift, Jahrg. 1862. Nr. 47 und 48.

Digitized by Google

vorliegenden aus, deren rasche Folge schon ein sprechender Beweis ist von dem Werthe des Werkes und dem Beifalle, den es gefunden hat.

Sie enthalten von der dritten Periode den Schluß der Rechts- und Verfassungsgeschichte Castiliens (die Regierung Heinrichs IV. bis zu den katholischen Königen), die Navarra's und Aragons von der Gründung dieser Reiche bis zu ihrer Vereinigung mit Castilien, und von der Cataloniens die ersten beiden Abtheilungen. (Seccion I. Actos legales, Seccion II. Cortes. Von letzterer nur die ersten zwei Capitel, bis zum J. 1291.)

Wir müssen uns begnügen auch aus dem reichen Inhalte der vorliegenden Bände nur ein paar Partieen beispielsweise hier zu besprechen, und zwar aus der Rechts- und Verfassungsgeschichte Aragons. Denn trotzdem, daß gerade die Institutionen dieses Reiches einen europäischen Ruf erlangt haben und auch mehrfach zum Gegenstande specieller Bearbeitung von deutschen Gelehrten gewählt worden sind, finden sich in deren Geschichte noch so manche dunkle Partieen und zweifelhaft gebliebene Probleme, daß jeder Beitrag zu ihrer Klärung und Lösung nur erwünscht und von allgemeinem Interesse sein kann. Daher haben auch die Verfasser, wie sie selbst betonen und wie wir nur billigend anerkennen müssen, auf den Aragon betreffenden Theil ihres Werkes besondere Sorgfalt verwendet. Zum Beweise wollen wir aus den von ihnen hierüber mit gewissenhafter Gelehrsamkeit und kritischem Scharfsinn angestellten Untersuchungen zwei ausheben, nämlich: die über den Ursprung der sogenannten sobrarbischen Gesetze; und die über die Entstehungszeit des so berühmt gewordenen Institutes des Justicia von Aragon. Denn einer der neuesten und gelehrtesten Bearbeiter der spanischen Geschichte, Herr Prof. Schäfer, sagt in Bezug auf die Aragons in der Vorrede zum dritten Bande der „Geschichte von Spanien" (Gotha, 1861, 8.): „Einzelne Punkte werden wahrscheinlich niemals befriedigend aufgeklärt werden. Bei anderen schätzt sich der Forscher glücklich, wenn es ihm gelingt, der gesuchten Wahrheit einige Schritte näher zu kommen. So bei der Frage über die Entstehungszeit des Justicia von Aragon, über den Ursprung und Gehalt des Fuero von Sobrarbe." Und in Betreff des letzteren sieht sich auch Gervinus[1] zu der Klage veranlaßt: „Kaum haben die Spanier einen Versuch gemacht, hier einiges Licht zu schaffen; für uns Entferntere, die wir des nothwendigen Materials beraubt sind, ist es mißlich, mit unserem Scharfsinne das entwirren zu wollen, was der spanische in fast unlösbare Knoten verknüpft hat." Bekanntlich haben nämlich die Geschichtschreiber und Publicisten von Navarra und Aragon, welcher beiden Reiche Ursprünge in dem halb mythischen Königreiche von Sobrarbe wurzeln, in die Wette gesucht, nicht nur die Entstehung der unter dem Namen der sobrarbischen Gesetze berühmt gewordenen Grundrechte dieser beiden Reiche, sondern

[1] „Versuch einer inneren Geschichte von Aragonien bis zum Ausgang des Barcelonischen Königsstammes" in dessen „Historischen Schriften" (Frankfurt a. M. 1833. 8. Thl. I. S. 228).

Digitized by Google

auch ihre Sammlung und Codification möglichst weit zurück zu verlegen und die nationale Tradition von ihrem hohen Alter zu autorisiren.

Auch unsere Verfasser schließen sich nun dieser Tradition insoferne an, daß sie der, einigen alten Aufzeichnungen des Fuero de Sobrarbe vorgesetzten historischen Einleitung [1] eine thatsächliche Grundlage zugestehen und darin die natürlichste Lösung der Streitfrage über die Entstehungszeit dieser Gesetze zu finden glauben (que su resolucion la hallamos nosotros muy natural y de facil explicacion en el préambulo ó prefacio del mismo fuero). Darin heißt es nämlich, daß, nachdem die Mauren fast ganz Spanien erobert hatten, sich gegen 300 Reiter (plus de 300 á cabayllo) in den Gebirgen von Sobrarbe behaupteten; diese, um die zwischen ihnen entstandenen Streitigkeiten durch Einführung von Gesetzen zu schlichten, hätten sich dazu den Rath des Papstes, der Langobarden und Franzosen erbeten, und so seien die berühmten sobrarbischen Gesetze entstanden. Aus dieser allerdings dunkel gehaltenen Stelle glauben unsere Verfasser schließen zu dürfen — indem sie den einzigen darin vorkommenden Eigennamen: Aldebrano, nicht auf den Papst, sondern auf Hildebrand, den König der Langobarden (744), beziehen und es natürlich finden, daß die Sobrarber sich außer an die durch ihre Gesetze berühmten Langobarden auch an den eben damals zum König von Frankreich gekrönten Pipin und an den Papst Zacharias, durch dessen Rath letzterer König geworden war, gewandt haben — daß die sobrarbischen Gesetze zwischen den Jahren 744 und 752 entstanden seien [2]. Aber sie sind weit entfernt, schon damals eine Aufzeichnung oder gar Codification der sobrarbischen Gesetze anzunehmen, noch alle in den Fueros unter dem Namen der sobrarbischen aufgeführten für damals gegebene zu halten; vielmehr glauben sie als ursprüngliche, nur traditionell fortgepflanzte und daher eigentlich mit dem Namen der sobrarbischen zu bezeichnende Gesetze die ersten vier ansehen zu können, welche sich auf die Wahl eines Königs und sein Verhältniß zu den Wählern beziehen [3];

[1] Vgl. über diese ältesten Aufzeichnungen der sobrarbischen Gesetze und die noch davon erhaltenen Handschriften die neuesten Angaben bei: Quinto, Discursos politicos sobre la legislacion y la historia del antiguo reino de Aragon (Madrid, 1848. 8. p. 191 bis 209) und: Borao, Diccionario de voces aragonesas (Zaragoza, 1859. 8. p. 29 bis 30). Quinto (l. c. p. 176 bis 177) schreibt diese Einleitung (Prólogo) der Zeit des Königs D. Sancho Ramirez (1071) zu, der seiner Meinung nach zuerst auf den Cortes von Jaca diese Gesetze sammeln und aufzeichnen ließ. Nach der Meinung Anderer soll diese Einleitung erst aus der Zeit des Königs Theobald I. von Navarra (1237) herrühren, der sie seiner den Cortes von Estella vorgelegten Gesetzsammlung vorsetzte.

[2] Zugleich widerlegen unsere Verfasser mit guten Gründen Morets und der meisten Neueren Meinung, daß die sobrarbischen Gesetze erst unter der Regierung des Sancho Ramirez (1071) entstanden seien und daß unter jenem Aldebrano der Papst Hildebrand (Gregor VII.) zu verstehen sei; welche Meinung auch Gervinus (a. a. O. S. 229 bis 232) bestritten und ebenfalls die Sage von einer früheren Entstehungszeit nicht ganz verwerflich gefunden hat.

[3] S. dieselben z. B. bei Gervinus, a. a. O. S. 227. Gervinus stellt (S. 306 bis 308) die jedenfalls beachtenswerthe Hypothese auf, daß in diesen sobrarbischen Gesetzen, die einen

Digitized by Google

denn es ist ein alter Spruch der Aragonier: Erst Rechte, dann Regenten (antes ovo leyes que reyes). Ferner reihen sie diesen dem Alter und der Ursprünglichkeit nach zunächst an: das 10., 108., 113., 135., 136., 137., 139., 140., 193., 234. und 281. Gesetz in dem Codex von Tudela, der einer der ältesten und vollständigsten ist (er enthält 333 Gesetze), und weisen hingegen an vielen anderen Gesetzen die Merkmale nach, wodurch sie sich als *später* gegebene kennzeichnen. Sie bezeichnen dann 29 Gesetze, welche speciell Aragon und die Rechte der Infanzonen (des aragonischen Adels) betreffen, deren Entstehung sie während oder unmittelbar nach der Regierung des Iñigo Arista ansetzen, denn erst unter ihm erhielt das Reich Aragon eine selbstständige Existenz und wurde das kleine Königreich Sobrarbe von dieser neu entstehenden Monarchie absorbirt [1].

Alle übrigen Gesetze, mit Ausnahme jener, die ein bestimmtes Datum tragen, halten unsere Verfasser jedenfalls noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts abgefaßt, in welche Zeit die erste authentische Codification der Gesetze Aragons fällt, die bekanntlich der König D. Jaime I. den Cortes von Huesca im Jahre 1247 vorlegte, nachdem er durch den berühmten Bischof von Huesca D. Vidal de Canellas eine Sammlung und Redaction der in Aragon geltenden Gesetze in einem Corpus, dem Fuero general, hatte veranstalten lassen. Denn unsere Verfasser halten die gewöhnliche Annahme, daß schon Sancho Ramirez im Jahre 1071 auf den Cortes von Jaca eine ähnliche Codification habe veranstalten lassen, für sehr wenig begründet und durchaus nicht urkundlich nachweisbar [2].

Vor dieser Codification unter D. Jaime I. waren daher die sobrarbischen Gesetze, das Fuero viejo de Sobrarbe, die sich aber nur mit anderen, localen und municipalen, vermischt aufgezeichnet erhielten, die *einzigen allgemeinen* und nicht nur in Aragon, sondern zum Theil auch in Navarra geltenden Gesetze; daher sind aber auch die Aufzeichnungen, in denen sich diese sobrarbischen Gesetze erhalten haben, so bedeutend von einander verschieden und enthalten oft in bunter Mischung Gesetze vom 8. bis zum 13. Jahrhundert.

ganz eigenthümlichen Charakter tragen, sich Elemente noch älterer, von den *baskischen* Ureinwohnern herstammender erhalten haben.

[1] Diese 29 Gesetze, ihrem Text und Context nach die *ältesten speciell aragonischen*, sind in dem Codex von Tudela: das 119. De moro cativo; 126. Justicia que non face dreyto; 130. De infanzon; 134. Rey que compra heredat; 154. Qui mata; 155. Qui encayere; 166. De qui pone su heredat en peynos; 170. De deudor; 171. Qui demanda al padre; 178. Tenient de heredat; 181. De qui se pone en su servicio; 183. Convenienza con otro; 185. Qui bataylla; 191. Qui habra molino; 217. De baylle; 232. De moro que muere; 282. De abogado; 283. Muyller non ser ajusticiada; 284. Clérigo non ser escribano; 295. Muyller de su marido que face adulterio; 298. Muyller non desampare; 300. Qui ha arbol; 302. De creban tamiento; 304. Qui roba bestia; 308. En juicio; 319. Cabayllero non temor á Dios; 326. De testigo; 327. Andando por mercado; 328. Personas de haber pleito.

[2] Vgl. jedoch dagegen: **Quinto**, l. c. p. 176 bis 177.

Digitized by Google

So konnte wohl Schäfer (a. a. O. S. 188) noch mit Recht sagen: „wir müssen beklagen, daß es den Geschichtsforschern Aragons, die allein in der Lage und dazu berufen sind, nicht gefallen hat, beide Fueros (das Ortsrecht von Tudela, das auch den Namen Fuero de Sobrarbe führt, und das eigentliche Fuero viejo de Sobrarbe) scharf zu unterscheiden, ihr Verhältniß zu einander und zu dem Fuero von Navarra zu erörtern, im besondern Zeit und Anlaß der Entstehung des sobrarbischen Ortsrechts, sowie den Grund dieser Benennung zu erforschen, ja selbst nur einen authentischen Abdruck desselben vorzulegen". Aber durch die im Vorstehenden, allerdings nur in ihren Resultaten angedeuteten Untersuchungen haben sich unsere Verfasser nun das Verdienst erworben, wenn auch nicht allen diesen Klagen gänzlich abgeholfen, so doch zu ihrer Verminderung wesentlich beigetragen zu haben.

Als ein zu diesen ursprünglichen sobrarbischen Gesetzen gehöriges wird auch von Einigen (namentlich von dem berühmten aragonischen Publicisten Blancas) jenes gerechnet, worin schon der Institution des Justicia von Aragon (judex quidam medius) erwähnt worden sei. Unsere Verfasser zeigen aber nun in dem Abschnitt, worin sie die Geschichte des so berühmt gewordenen Instituts des Justicia mayor de Aragon sehr ausführlich und gründlich behandeln und namentlich die viel bestrittene Frage nach der Zeit seiner Entstehung einer neuen und eingehenden Untersuchung unterwerfen, daß dieses Gesetz eine Composition des Blancas (in seiner lateinischen Uebertragung das fünfte Gesetz) war, um dem Justicia ein möglich hohes Alter zu sichern. Denn schon die von Blancas diesem Gesetze so allgemein gegebene Fassung: judex quidam medius adesto ad quem a rege provocare, si aliquem læserit etc., widerspricht der urkundlich beglaubigten Geschichte, da vor Alfons III. der Justicia mayor oder de Aragon nie in Streitigkeiten zwischen dem Könige oder einem Adeligen und einem des dritten Standes einschritt, außer wenn er vom Könige besonders dazu delegirt worden war, sondern nur in Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Adeligen, oder der Adeligen untereinander. Ferner wird nachgewiesen, daß man bis jetzt keine Urkunde vor dem 12. Jahrhundert aufgefunden hat, in welcher dieser Justicia vorkäme; wiewohl sich aus jenen früheren Zeiten so manche Urkunden erhalten haben, die von vielen Bischöfen und Magnaten unterzeichnet sind, unter welchen der Justicia de Aragon, hätte dieses Institut schon damals bestanden, seine natürliche Stelle gefunden hätte; wenn aber in jenen Urkunden ein „judex" oder „justitia" vorkommt, so ist es immer ein localer Richter und meist auch der Name des Ortes seiner Gerichtsbarkeit ausdrücklich angegeben. Selbst bei dem von Zurita als ersten namentlich erwähnten Justicia, Pedro Jimenez, der nach Zaragoza's Eroberung in dem im Jahre 1115 dieser Stadt ertheilten Privilegium unter den Unterzeichnern dieser Urkunde als „Justitia" ohne Zusatz (et Petro Xemeniz justitia) erscheint, und mit dem man die Namenliste der Justicias de Aragon daher gewöhnlich beginnt, halten es unsere Verfasser nicht für unzweifelhaft, daß er schon die Würde eines Justicia mayor bekleidet habe und nicht

Digitized by Google

vielmehr bloß Justicia von Zaragoza gewesen sei. Sie finden eine minder zweifelhafte Erwähnung dieser Würde erst in Urkunden von den Jahren 1162, 1163, und besonders in der im J. 1172 dem Kloster von Beruela ertheilten Schenkungsurkunde, worin der Rico-hombre Sancho Garces de Santa Olalla als: „Justicia de Aragon puesto por mano del rey" unterzeichnet; endlich ein völlig authentisches Zeugniß für die Existenz des Justicia de Aragon in seiner eigentlichen Bedeutung in den Fueros: „De confirmatione pacis" vom Jahre 1233, und: „De confirmatione monetæ" vom Jahre 1247 auf den Cortes von Huesca, auf welchen als urkundlicher Zeuge der „Justicia de Aragon Pedro Perez de Tarazona" erscheint, daher auch mit diesem Juan Jimenez Cerdan, selbst einer der berühmtesten Justicias (von 1390 bis 1423), in seinem oft angeführten Briefe an Martin Diaz das chronologische Verzeichniß seiner Vorgänger beginnt, und von ihm sagt, daß er ungefähr vierzig Jahre diese Würde bekleidet, sie daher im Jahre 1208 angetreten habe.

„Aus dem bisher Gesagten", fahren unsere Verfasser fort, das Resultat ihrer Untersuchung zusammenfassend, „hat sich uns nach unparteiischer Prüfung ergeben, daß die Zurückverlegung der Entstehung des Institutes des Justicia in die Zeit der Bildung der aragonischen Monarchie nur das Gewicht von Autoritäten, aber keine urkundliche Beglaubigung für sich hat, und daß alle diese Ansicht stützenden Autoritäten aragonische sind. Erst seit der Eroberung Zaragoza's im Jahre 1115 finden sich Daten, die, wenn auch nicht überzeugend, doch es glaublich machen können, es habe schon damals eine höhere Magistratsperson (un magistrado superior) bestanden, eingesetzt über die Richter, die unter dem Titel von Justicias für die im Laufe der Wiedereroberung dem Könige zugefallenen Ortschaften (poblaciones realengas) allmälig ernannt worden waren; Daten, die immer mehr bekräftigt werden durch Urkunden aus den Jahren 1161 und 1163, und endlich durch ein so authentisches Document, wie die erwähnte Confirmatio pacis vom Jahre 1233. Das ist aber auch alles, was man als Resultat einer unparteiischen Prüfung über das Alter des Justitiats vor dem 13. Jahrhunderte sagen kann".

Nach der Ansicht unserer Verfasser muß daher alles, wollte man noch weiter den Ursprung und die Art der Entstehung, die eigentlich genetische Entwicklung des Justitiats zurückverfolgen, nur der Conjectur überlassen bleiben, die bekanntlich von In- und Ausländern auch in reichlichem Maße angewandt worden ist. Eben nur als eine solche theilen sie auch ihrerseits Folgendes mit: „Wir meinen nämlich, daß — wenn man annimmt, es habe ein Rath von zwölf Seniores bestanden, ohne deren Intervention der König keine wichtige Staatshandlung vornehmen durfte, und überdies das Princip, es habe der König für sich allein, ohne den Beirath und die Intervention aller oder eines Theiles dieser Seniores kein Tribunal bilden können [1] — daraus sich als natürliche Folge ergeben konnte, daß einer dieser zwölf das vom Könige und dem Rathe Beschlossene ausführe. In

[1] Vgl. hierüber Schäfer a. a. O., S. 149 bis 151.

Digitized by Google

dieser Vermuthung bestärkt uns die Bemerkung, daß selbst nach der unbestreitbaren Existenz des Justitiats und bevor es persönliche und ausschließende Attribute erhalten hatte, der Justicia für sich allein keinen Rechtshandel entscheiden konnte, ohne vorher den Rath der Cortes und des Königs gehört zu haben; bekannt aber ist es, daß die Cortes, zuerst in ihren beiden Adelskammern und dann auch mit der geistlichen und der des dritten Standes (universidades) im Verlaufe der Zeit an die Stelle des Rathes der zwölf Seniores traten. Andererseits war dieser Richter-Vollstrecker (juez-ejecutor) eine Nothwendigkeit; denn angenommen, daß dem Könige die Vollstreckung aller jener Beschlüsse des Rathes übertragen wurde, bei welchen er nicht selbst Partei war, so mußten doch damals viele Fälle vorkommen, in denen der König als Partei erschien, und in diesen war es wohl nicht zukömmlich, daß man ihm die Vollstreckung der Verfügungen übertrug, am wenigsten, wenn sie für ihn ungünstig ausgefallen waren. Es war in Aragon ein uraltes Princip, daß in den vor die Cortes gebrachten Verhandlungen die nicht mitstimmten, welche Partei, d. i. Interessirte waren, und dieses galt selbst für den König, wenn Klagen gegen ihn vorgebracht wurden. Das von Blancas selbst beklagte über die Person des Justicia herrschende Dunkel und Fehlen an Angaben, so wie der gänzliche Abgang von dessen Attribute regelnden Gesetzen vor den Cortes von Ejea (1265) bezeugen ein unbestreitbares Factum, nämlich die damals noch geringe Wichtigkeit dieser Magistratur, woraus sich als logische Consequenz ergiebt ihre nicht bedeutende Initiative und Thätigkeit, und daß ihre Functionen sich darauf beschränkten, Urtheile zu vollstrecken und höchstens durch Delegation zu schöpfen. Der Charakter eines Schiedsrichters (juez medio), den ihr schon in jener Epoche die aragonischen Schriftsteller allgemein beilegen, d. i. der entscheidende und gesetzgeberische Charakter in den Zwistigkeiten der Adeligen unter sich und mit dem Könige, wird auf keine Weise bezeugt, und nicht einmal Daten existiren, um ihn vermuthen zu können. Es konnte und mußte Petioden in diesen ersten Zeiten geben, in welchen man nicht einmal eine besondere Bedeutung auf diese Magistratur legte."

Diese Conjectur unserer Verfasser ist jedenfalls beachtenswerth, wenn sie auch nicht im Stande sein sollte, das Dunkel, in das, wie es in der Natur der Sache liegt, der Ursprung des Justitiats bei dem Mangel an allen urkundlichen Daten gehüllt ist, völlig zu lichten, und jedesfalls stimmt sie mit der Meinung aller nüchternen Forscher, die nicht, wie die Aragonier, von patriotischen Vorurtheilen befangen sind [1], darin überein, daß der Justicia mayor oder de Aragon ursprünglich kein Schiedsrichter im eigentlichen Sinne zwischen den Adeligen und dem Könige war, sondern nur der Verkünder und Vollstrecker der von ihnen gemeinschaftlich geschöpften Urtheile, und daß er erst viel später eine eigentlich politische Bedeutung und Macht erlangt habe.

[1] Vgl. z. B Gervinus a. a. O., S. 271, Schäfer a. a. O. S. 274 ff. und E. A. Schmidt, Geschichte Aragoniens im Mittelalter. Leipzig, 1828. 8. S. 409.

Digitized by Google

Unſere Verfaſſer geben dann eine ausführliche Geſchichte des Juſtitiats, die ſie in drei Perioden theilen:

1. Von deſſen Urſprung bis zu den Cortes von Ejea im Jahre 1265, auf welchen die erſten uns bekannt gewordenen, die Attribute desſelben regelnden Geſetze gegeben wurden.

2. Von da bis zu den Cortes von Zaragoza vom Jahre 1348, als nach der Unterdrückung des Privilegiums der Union durch den König D. Pedro IV. auf den Juſticia einige der Prärogative in ihrer Weſenheit übertragen wurden, die früher durch die Privilegien dem ganzen Reiche eingeräumt worden waren

3. Von 1348 an bis zur gänzlichen Aufhebung des Inſtituts (unter der Regierung Philipps V. im Jahre 1711 [1]).

Dieſer Geſchichte des Juſtitiats wird eine aus den beſten Quellen und Hülfsmitteln zuſammengeſtellte chronologiſche Namenliſte der Juſticias (Cronologia de los Justicias de Aragon) vorgeſetzt.

Es genügt wohl an dieſen beiden von uns ausgewählten Partieen der vorliegenden Bände und ſelbſt an unſerer nur ſummariſchen Beſprechung derſelben, um nicht nur die Wichtigkeit der darin behandelten Gegenſtände, ſondern auch die Umſicht und Gründlichkeit in ihrer Behandlung zu beweiſen; ſo daß man nur wünſchen kann, der anerkennende Dank der Fachgenoſſen möge die geehrten Verfaſſer anſpornen, ihr Werk in gleicher Weiſe recht bald zu Ende zu führen.

---

[1] Wir wollen bei dieſer Gelegenheit auf folgende Inaugural-Diſſertation aufmerkſam machen, die wohl Wenigen bekannt ſein dürfte: Car. Wilh. Frid. Breyer, de Justitia Aragonum. Fragmentum complectens succinctam huius magistratus historiam ab anno 1348 usque ad annum 1479. Jenæ, 1800. 8. Der Verf. theilt nämlich die Geſchichte des Juſtitiats in folgende drei Perioden:

1. Vom Urſprung bis zum J. 1348;
2. von da bis zu Ferdinand II. von Aragon, oder dem Katholiſchen, 1479;
3. von Ferdinand bis zur Aufhebung des Juſtitiats zu Anfang des 18. Jahrh.;

Und hat die zweite dieſer Perioden zum Gegenſtande ſeiner Diſſertation gemacht.

Er macht bei Erwähnung des Privilegiums der Union folgende curioſe Bemerkung (S. 8): Memorabile profecto est, hoc eodem sæculo decimo tertio simile quoddam privilegium Hungaris a rege ipsorum fuisse concessum. Andreas nimirum II., cuius filiam Jolantem Jacobus I. Expugnator, Aragonum rex, et Alfonsi III. avus anno 1234 in matrimonium duxerat, privilegiis quæ Hungaris irrogarat anno 1222, celeberrimum illud addidit decretum: Quodsi vero nos, vel aliquis successorum nostrorum, aliquo unquam tempore, huic Dispositioni nostræ contrarie unquam voluerit, liberam habeant harum dispositionum auctoritate, sine ulla nota infidelitatis, tam Episcopi quam alii Jobbagiones aut nobiles regni universi, et singuli præsentes et futuri posterique, resistendi et contradicendi nobis et, nostris successoribus in perpetuum, facultatem. F. Histoire des Revolutions de Hongrie à la Haye, 1739. T. I. p. 15. Vix ac ne vix quidem abstinere me possum, quin conjiciam, nationum harum alteram communicasse cum altera notiones suas de jure atque libertate. Accedit, quod Gregorius IX. Romanorum supremus Pontifex illius conjugii ineundi auctor suasorque fuerat.

Digitized by Google

Memoiren und Briefe.

II.

(Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von K. v. Holtei. 3. und 4. Band Breslau, Trewendt)

Die zweite Hälfte des Tieck'schen Briefwechsels hat nicht dieselbe Theilnahme erregt, wie die beiden ersten Bände der Sammlung und konnte sie aus mehrfachen Gründen nicht erregen. Zuerst interessirte es, Notabilitäten der verschiedensten Völker, Vertreter der verschiedensten Lebensberufe und Richtungen, Kinder innerlich und äußerlich sehr verschiedener Zeitabschnitte sich in der Verehrung des Dichters begegnen zu sehen. Aber die endlose Wiederholung einer und derselben Melodie raubt nicht allein dieser Melodie den Reiz, sie weckt auch Zweifel an der Aufrichtigkeit dieser Kundgebungen. Man wird wohl unterscheiden müssen und dabei auch meist das Rechte treffen. Es treten auch hier wieder Persönlichkeiten auf, denen man gern glaubt, daß sogar die größten Ueberschwänglichkeiten ihnen von Herzen kommen, von anderen wissen wir aber zum Glück, daß sie doch noch andere in ihren Briefen nicht berührte Interessen hatten; zum Glück sagen wir, denn sonst müßte man nach der Lectüre der vier Bände zu dem Schlusse kommen, daß das gebildete Deutschland fünfzig Jahre lang für nichts anderes Sinn gehabt habe, als den Kaiser Octavian und den Cevennenkrieg und die Leseabende in Dresden. Da ist doch tröstlicher anzunehmen, man habe aus Höflichkeit den Schwächen des alternden Dichters in einer Weise geschmeichelt, die schon über die Höflichkeit hinausgeht. Dann aber haben die Schlegel'schen Briefe etwas enttäuscht, die hundert Seiten füllenden Briefe Wackenroders füllen allerdings eine Lücke aus, jedoch eine Lücke, welche heutzutage nur noch von einigen Litterarhistorikern und Liebhabern wirklich empfunden wird. In Antiquarkatalogen figuriren die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" als ein Werk Tiecks. Wer hat sie gelesen? Kaum alle diejenigen, welche in Büchern über die neuere Litteratur ihrer gedenken! Gehört doch Tieck selbst beinahe schon zu den allgemein mit Ehrfurcht genannten, aber nicht gelesenen Litteraturgrößen, und dieser unbestreitbaren Thatsache gegenüber macht die theils ehrlich gemeinte, theils gewiß erheuchelte Ueberschätzung seiner Schriften in diesen Briefen einen etwas deprimirenden Eindruck.

Mehr Genuß wird von der Lectüre ohne Zweifel der Leser haben, welcher nach Muße und Gefallen die Bände durchblättert, sich den einen oder anderen Correspondenten aus denselben heraussucht, als wer sie ex officio durchstudirt: ein Unterschied, welcher so häufig geltend gemacht werden muß, bald zu Gunsten des besprochenen Werkes, bald zu Gunsten des Referenten, dessen Urtheil vielleicht unbillig erscheint. Anziehendes genug finden wir verstreut, mehr als sich in dem Berichte namhaft machen ließe. So gewähren die Briefe des dänischen Philologen Molbech, mit welchen der dritte Band beginnt, manchen interessanten Einblick

Digitized by Google

in das litterarische Leben und Treiben seines Vaterlandes, das Bild Julius Mosens, des standhaften Dulders, wird durch recht einnehmende Züge vervollständigt, Karl Otfried Müllers Mittheilungen haben mehr als persönlichen Werth. Es sind ihrer neun aus den Jahren 1819 bis 1833, sämmtlich aus Göttingen, zuerst höchst lebendige Schilderungen von der Reise nach Göttingen und aus den dortigen Universitätszuständen. 1820 erwähnt Müller eines in Begleitung junger Freunde, zweier Griechen und eines Americaners, nach Kassel unternommenen Ausfluges und nimmt davon Gelegenheit, beide Nationen zu charakterisiren. „Die Griechen achte ich auf's höchste, und wenn es auch nur um der ehrfurchtsvollen Demuth wäre, mit der sie dem Born deutscher Wissenschaft sich nähern. Es ist wahr, sie haben wenig Talent für mechanische Spracherlernung, am allerwenigsten für den gewöhnlichen Schick, so daß sie sich in vielen Fällen sehr ungeschickt ausnehmen. Aber sie haben einen tiefen Sinn, der sich alles recht nahe zu bringen und innerlich anzueignen sucht; sie begnügen sich nie mit der bloßen Notiz; sie haben eine bewundernswürdige Ausdauer. Ich habe nie einen von ihnen im Collegium gähnen gesehen, was ich von den Americanern täglich sehen muß. Dagegen hören sie auch dem Halbverständlichen mit gespannter Aufmerksamkeit hin, die mir oft wirklich rührend ist. Ja man bemerkt selbst für das bei ihnen Empfänglichkeit was andere Ausländer so schwer begreifen wollen, romantische Poesie, Naturphilosophie, Construction der Geschichte. So ist besonders ein Greis aus Macedonien hier, den ich für einen der ausgezeichnetsten Studenten der Universität erachte. Dagegen die Americaner mit ihrem praktisch-mechanischen Talent nur immer berechnen, wie viel sie wohl von hier mitnehmen können, und daher immer nach allgemeinen Notizen streben. Ich kann nur nach denen urtheilen, die eben hier sind, aber es giebt keine oberflächlichere Art des Studiums, als diese treiben. Dabei wollen sie von den Lehrern immer prompt und solid bedient sein, und besonders muß man es kurz machen. Aber am ärgerlichsten sind sie mir, wenn sie ihre trockene Verstandesansicht noch durch verdrießlichen Puritanismus zu adeln suchen, und sich überall bei Altem und Neuem gegen sogenannte Unmoralität und Unanständigkeit kehren, und sich selbst mit einer Arroganz, die mich vollends erbost, für das freieste, frömmste, rechtschaffenste und moralischste Volk auf Gottes Erdboden ausgeben." Der Wunsch, in den Neugriechen die echten Söhne und Erben der alten Hellenen zu erkennen, war wohl auf diese Schilderung nicht ohne Einfluß. Ein Jahr später meldet der vierundzwanzigjährige Professor den Abgang aller Griechen, „um dem Kriegsschauplatz näher zu sein", spricht seine Hoffnung auf das Gelingen des Befreiungswerkes aus, und fährt dann fort; „Mir scheint es, als entscheide diese letzte und äußerste Kraftanstrengung über die Zukunft Europa's, da das Leben, im Fall es glückt, eine ganz andere Richtung bekommen und sich wieder nahe an die Vorzeit und Ostwelt anlehnen wird, während es sich jetzt einseitig in eine selbstgemachte Cultur verliert." Die Götter hatten den Mann doch lieb, daß sie ihn nicht die totale Enttäuschung erleben ließen! Ohne den Briefen, welche die Zwischenräume zwischen Besuchen in Dresden ausfüllen und

Digitized by Google

ziemlich umständlich über Müllers wissenschaftliche Arbeiten berichten, im Einzelnen folgen zu können, wollen wir wenigstens noch erwähnen, daß Müller es war, der Ampère bei Tieck einführte.

Hierauf folgen Wilhelm Müller, der Dichter der Müller- und Griechenlieder, Freiherr v. Münch (Friedrich Halm), der über Plan und Absicht seiner Dramen „Griseldis", „Adept", „Camoens" ausführlich Rechenschaft giebt, ein Ungenannter. Beachtung verdienen zunächst die beiden Briefe Friedrich Nicolai's, des Schreibers wie des Inhalts halber. Tieck hatte sie ausdrücklich für den Druck vorbereitet Der erste datirt aus der Zeit, in welcher Tieck die Musäus'schen „Straußfedern" in Nicolai's Verlage fortsetzte, lehnt die Aufnahme eines zweiten Schauspiels in den achten Band der Sammlung ab, welche ja doch „zu Erzählungen und nicht zu theatralischen Stücken gewidmet" sei, und bringt dem Dichter behutsam bei, daß seine Art weder dem Herausgeber noch den Lesern der „Straußfedern" recht behage. „Es scheint aus einigen Ihrer letzten Schriften, es macht Ihnen Vergnügen, sich Sprüngen Ihrer Einbildungskraft ohne Plan und Zusammenhang zu überlassen. Das mag Sie vielleicht amüsiren, ich zweifle aber, ob es Ihre Leser amüsiren werde, die wahrlich nicht wissen, aus welchem Standpunkte sie ansehen sollen, was sie lesen." Die Anspielungen auf Theateranekdoten im „Gestiefelten Kater" seien „vielleicht" schon für Berliner Leser, „welche unbedeutende Theater- und Parterreanekdoten für armselig halten", nicht interessant, was nun auswärtige dabei denken sollten? Oft würden solche dunkle Anspielungen ganz falsch ausgelegt. „Sie haben", heißt es weiter, „in dem anbei zurückgehenden Stücke auf Gewissenszwang, Königthum u. dgl. (!) angespielt. Dies ist, meines Erachtens, jetziger Zeit, da wir Hoffnung haben einige Preßfreiheit zu erhalten, und es doch noch sehr ungewiß ist, ob wir sie erhalten, gar nicht passend; wenigstens halte ich es für mich nicht passend". (Der Brief ist im December 1797 geschrieben, also unmittelbar nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III., welcher die strengen Censurvorschriften seines Vaters allerdings milderte.) Auch über das Selbstironisiren macht Nicolai einige unstreitig verständige Bemerkungen. Dann kommt er noch einmal darauf zurück, daß Tieck „von dem excentrischen Wege etwas ablassen" möge, und hier kommt der ergötzliche Ausspruch vor: „Das Excentrische ist im Grunde leichte Arbeit! Ich wüßte nicht, wie viel ich alle Tage schreiben könnte, wenn ich alles hinschreiben wollte, was mir in den Kopf käme! . . . Shakspeare ist nicht excentrisch, sondern wahre menschliche Natur meisterhaft dargestellt; darum leben seine Stücke auch Jahrhunderte, und das, was eigentlich etwa nach dem Geschmacke seiner Zeit bloß wild ist, stirbt jetzt schon sogar in England, wo man seine Stücke ändern muß, wenn sie sollen aufgeführt werden. Unsere Ritterstücke und Ritterromane, welche bloß wild und excentrisch sind, ohne hohe Natur getreu und lebhaft dargestellt, sterben, indem sie geboren werden." Und gutmüthig schließt er: „Bin ich zu offenherzig gewesen, so denken Sie, ein alter Radoteur hat es geschrieben, der es gut meint

Digitized by Google

und nicht versteht. Und wenn Sie dies nach zehn Jahren noch denken, habe ich gewiß Unrecht."

Aus den Briefen Oehlenschlägers heben wir den bezeichnenden Autorenseufzer hervor: „Ihr spielt jetzt (1843) in Berlin Stücke im Geschmack der Alt-Griechen und Alt-Engländer — das ist hübsch von Euch. Vielleicht kommt die Reihe auch an einen armen Mitlebenden. Schiller sagt: Wie wir leben, unser sind die Stunden — das ist aber nicht immer wahr. Mitunter kommen erst die Stunden, wenn die letzte Stunde der Lebensuhr geschlagen hat." — Unter den vielen jungen Dichtern, welche dem Meister ihre Erstlinge vorlegten und von ihm Urtheil und Aufmunterung erbaten, erscheint auch Robert Prutz. Die unbedingte Verehrung für Tieck, welche der achtzehnjährige Student ausspricht, hat wohl nicht gar lange vorgehalten. Das erste Schreiben bleibt aber bemerkenswerth wegen des Ernstes, mit welchem der junge Mann zwischen dem „Trieb zum Dichten" und dem „Beruf dazu" unterscheidet, und sich bereit erklärt, dem „süßen Spiel" mit der Poesie zu entsagen, wenn seine dichterischen Versuche nach Tiecks Urtheil „nichts Eigenthümliches beurkunden", oder wenigstens will er, wenn es ihm zu schwer fallen sollte, „alle ferneren Ergüsse seiner Seele zu hemmen", nie gegen Tiecks Rath an Veröffentlichung seiner „Machwerke" denken. Natürlich hat ihm Tieck auf diesen ersten Brief nicht geantwortet, vermuthlich aber auf einen zweiten, welcher die Bitte wiederholt; denn ein dritter zeigt beide Männer schon in freundschaftlichem und wissenschaftlichem Verkehr, und — Prutz hat ja „dem süßen Spiel" bis heute noch nicht entsagt. — Die Briefe Quandts, des Kunsthistorikers, sind so originell, daß man bedauert, ihrer so wenige zu finden. „Wer dem Volke nicht schmeichelt, ist jetzt der wahre Freimüthige", bemerkt er gelegentlich schon 1843. — Der dänische Schriftsteller Knud Lyne Rahbek (geb. 1760, gest. 1830) legt das offenherzige Geständniß ab: „Wahr ist es, wir mögen uns zu unserer Zeit wohl ein Bischen übergeschätzt, wenigstens übergelobt (sagt man nicht so, könnte man doch so sagen! würde mein Schwager Oehlenschläger hinzufügen) haben; wie es denn nun wohl überhaupt eine etwas überhöfliche Zeit war." Aber in späterer Zeit sei denn doch manchmal das Kind mit dem Bade verschüttet worden. Wohl zu merken, der Brief ist 1823 geschrieben! — Friedrich v. Raumer hat seinen Antheil an dem Tieck'schen Briefwechsel schon früher vollständig zurückerhalten; dafür finden sich ein paar interessante Schreiben seines Bruders Karl, des gegenwärtig mehr durch seine „Geschichte der Pädagogik" als durch seine geognostischen Arbeiten bekannten Professors in Erlangen. Eine von ihm erzählte Anekdote ist allerdings, wie er sagt, „scheußlich", aber zu charakteristisch für die wunderliche Familie Schütz, als daß sie nicht nacherzählt werden sollte. Wir erinnern daran, daß der Prof. Friedr. Karl Julius Schütz, Sohn des Gründers der „Jena'schen Litteraturzeitung" und Professors der Poesie und Beredsamkeit Christian Gottfried Schütz (des „Alten vom Berge"), 1811 die damals berühmte Schauspielerin Henriette Schüler-Eunicke-Meyer-Hendel heiratete und mit ihr, in der Welt umherziehend, mimisch-plastische Darstellungen veranstaltete, bei welchen er unter andern

Digitized by Google

den Christus und sie die Magdalena vorstellte, Nun die Geschichte: „Als die alte Schütz (die Frau Christian Gottfrieds) im Sarge lag, kam die Hendel-Schütz zum Alten und sagte ihm, er solle doch die Leiche noch einmal sehen. Sie hatte das Todtengesicht geschminkt! Der Alte sagte: Der Anblick versetze ihn in seine Jugend zurück. Bald darauf meldete der Todtengräber, er könne es vor Gestank der ins Gewölbe beigesetzten Leiche nicht aushalten, und die Alte mußte nachträglich unter die Erde wandern." — Der Componist Reichardt, Tiecks Schwager, äußert im Jahre 1812: „Was Jämmerlicheres als unser modernes deutsches Theater hat es nie in der Welt gegeben. Ich kann mich auch gar nicht mehr entschließen, es zu sehen, weder hier (Giebichenstein bei Halle), wo die Weimar'sche Truppe spielt, noch in Berlin." Und damit erklärt er auch Tiecks Ansicht auszusprechen. Im Jahre 1812. in Weimar Goethe, in Berlin Iffland — das ist doch tröstlich für das Theater der Gegenwart! Daran schließt sich dann nicht unpassend, was Julie Gley, jetzt Julie Rettich, ohne Datum, dem Inhalte nach 1832, aus Wien schreibt: „Faust in Wien ist gewiß merkwürdig und hat mir viel Freude gemacht, die Entfernung Schreyvogels ist um so trauriger, wenigstens für mich. Man beklagt sich über ihn auf vielfache Weise — aber über welchen Theaterdirector beklagt man sich nicht? Mir hat er nur Gutes und Freundliches erwiesen, gegen mich ist er immer wahr, immer derselbe geblieben, ich kann also seinen Abgang nur bedauern. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so könnte ich doch einer so tiefen Kränkung nicht ohne Theilnahme zusehen, die ein Mann erfährt, der dem Theater neunzehn Jahre mit glühender Leidenschaft vorgestanden hat, der alt und kränklich, dabei ehrgeizig ist, und den diese Beseitigung gewiß bis auf den Tod verwundet. Ich bin wüthend auf die, die sich darüber freuen, denn ich dächte, bei solchen Umständen könnte man auch seinem Feinde Mitleid nicht versagen." Die Briefschreiberin hatte wohl Recht, die Kränkung hatte Schreyvogel bis auf den Tod verwundet, und eben so sehr Recht hat Holtei, wenn er bemerkt, daß derjenige, dem dies Heldenstück gelungen, als sein Nachfolger wenig gethan habe, „am Burgtheater gut zu machen, was er am Hingeopferten verschuldet".

Wir wollen hiemit abbrechen, da noch hinlänglich Material für einen weiteren Artikel vorliegt. B. B

Histoire de Jules César.

(Tome I. Paris 1865.)

II.

Die Zeichnung der persönlichen Erscheinung Cäsars ist in unserem Werke mit vieler Liebe entworfen. Aber so oft auch ausgezeichnete Analogieen mit der

Digitized by Google

eigenen Vergangenheit den Verfasser dazu reizen mochten, und in stillheimlichen Stunden der Rückblick auf die eigene ähnliche Entwicklung hingebend an ihnen weilen mochte, so ist mit großem Takte und echt historischem Sinne jede Beziehung auf die eigene Person vermieden worden. Nur in einzelnen Wendungen und streifenden Bemerkungen klingt für den schärfer Horchenden eine individuelle Stimmung, ein persönliches Fühlen hindurch. So, wenn der Verfasser Cäsars Mutter charakterisirt Wir fühlen es, hier stand dem Schreibenden das geliebte Bild seiner Mutter und Jugendlenkerin Hortense vor der Seele und entlockte seiner Feder wärmere Töne. „Aurelia, eine Frau von hohem Charakter und strengen Sitten, trug wesentlich dazu bei, durch eine weise und aufgeklärte Leitung seine glücklichen Anlagen zu entwickeln, und bereitete ihn vor, sich der Rolle würdig zu machen, die ihm das Schicksal vorbehielt. Stets hat die erste, von einer zärtlichen und tugendhaften Mutter geleitete Erziehung auf unsere Zukunft ebensoviel Einfluß, wie die trefflichsten natürlichen Anlagen. Auch Cäsar erntete die Frucht einer solchen Erziehung." Mit vielleicht unbewußter und dann um so bezeichnenderer Theilnahme verweilt der Autor auch bei der Genealogie seines Helden. „Durch seine Vorfahren, wie durch seine Verbindungen hatte Cäsar den doppelten Zauber geerbt, welchen eine alte Abkunft und eine neue Berühmtheit geben." Er hebt es hervor, „wie er seit früher Jugend das Wort bewährte, daß Adel verpflichte, statt denen nachzuahmen, deren Handlungsweise glauben ließ, daß Adel entbinde".

Im Gegensatze gegen eine neuere Annahme Th. Mommsens wird die gewöhnliche Chronologie, welche Cäsars Geburt in das Jahr 654 (100) setzt, festgehalten und vertheidigt. Der ungewöhnlich begabte Jüngling genoß einer sorgfältigen Ausbildung in dem italisch-hellenischen Culturkreise, welcher die geistige Lebensatmosphäre der aristokratischen Jugend im damaligen Rom umschloß. Schon früh versuchte er seiner regen Geistesthätigkeit einen litterarischen Ausdruck zu geben und es entstanden poetische Jugendsünden, als erstes wenig versprechendes Stadium eines von Ruhm überströmenden Daseins. Denn seine schon von einer ausgezeichneten kritischen Stimme des Alterthums als sehr schwach bezeichneten Verse müssen auch wir, darf man von der erhaltenen Probe auf die übrigen schließen, als sehr dürr und nüchtern bezeichnen, obgleich sie nach unserem Werke „von Geschmack zeugen". Eine zart organisirte, sinnlich erregbare Natur voll Hang zum Genusse, von eitlem, stutzerhaftem Aussehen, täuschte der frühreife Held alle bis auf Einen über die ungeheuren Kräfte, die in seinem Innern sich still erhoben. Denn „er vereinigte in Wahrheit die Feinheit von Formen die *gewinnen*" und, sagen wir auch gleich, *täuschen*, „mit der Energie eines Charakters, der *gebietet*". Seine kühne Heirat mit der Tochter des geächteten Demokratenconsuls L. Cornelius Cinna lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf den Jüngling mit dem losen Gürtel und erweckte den zornigen Argwohn des Dictators Sulla, der in einer solchen parteiabtrünnigen Ehe eines hervorragenden Sprößlings der Aristokratie eine persönliche Geringschätzung seines allmächtigen Hasses gegen die proscribirte Partei der Marianer erblickte. War es treue Gattenliebe oder trotziger

Digitized by Google

Jugendmuth, genug, der feste Widerstand, den er dem Ansinnen Sulla's, Cornelia zu verstoßen, leistete, stürzte ihn in die Gefahr, das Opfer eines sullanischen Bravo zu werden, und nur ausgesuchter und thätiger Verwendung hatte er eine Begnadigung zu danken, die Sulla ungern ertheilte, denn, wie er sagte, in diesem Jüngling stecke mehr als ein Marius.

In solcher Situation hatte der Aufenthalt in Rom wenig Anheimelndes für Cäsar, „er wollte nicht kalter Zuschauer der blutigen Herrschaft des Sulla sein" und ging deßhalb nach Asien. Sein Umgang mit dem König Nikomedes von Bithynien hat seinem Rufe dauernden Schaden gebracht; aber der Verfasser schließt sich in dieser heiklen Frage jenen Stimmen an, welche in den constanten daher entsprungenen Anklagen nur Verleumdung der Parteien und Gift der politisch auf das äußerste gereizten Coterien Roms sehen. In diesen ersten asiatischen Aufenthalt fällt auch Cäsars erste Waffenthat. Für die Rettung eines Bürgers bei der Belagerung von Mytilene schmückte ihn sein Feldherr mit der einfachen aber erhebenden Zierde der Bürgerkrone.

Nach Sulla's Tode kehrte Cäsar sogleich nach Rom zurück, blieb jedoch den politischen Bewegungen, die an dem Scheiterhaufen des Exdictators sich entzündeten, völlig fremd. Dafür errang er auf einem anderen Gebiete makellose, unvergängliche Lorbeeren. Zum Tirocinium eines werdenden Staatsmannes gehörte es in dieser Periode, an den Proceßkriegen Antheil zu nehmen, in welchen die vornehme Jugend ihr Rednertalent übte, und ihrem leidenschaftlichen Ungestüm zum lauten Ausbruch verhalf. Auch Cäsar trat 677 mit heftigen Anklagereden gegen mächtige Räuber der Provinzen auf und gleich seine maiden-speech im Processe gegen Dolabella gewann ihm die Bewunderung Aller und die Geltung als eines der ersten Redner.

Noch einmal jedoch zog es ihn aus dem hauptstädtischen Treiben in die Welt hinaus. Seiner ursprünglichen, naturfrisch quellenden Beredsamkeit einen kunstmäßigen Schliff zu verleihen, wollte er nach Rhodus, der ersten rhetorischen Akademie Griechenlands, dem Lehrsitze des gefeierten Molon. Auf der winterlichen Ueberfahrt dahin fiel er in die Gewalt der Seeräuber, welche zur Schmach der römischen Regierung die See beherrschten. Der plutarchischen Anekdote von Cäsars Verweilen in dieser Haft wird von dem Verfasser ein zu ernster Anstrich gegeben. Noch mehr als in jener Seeräubergesellschaft zeigte sich sein tollkühner Jugendmuth, die echt heldenhafte Gefahr- und Wageluſt auf der Rückreise, als er auf einem vierruderigen Kahne das adriatische Meer durchfuhr, in doppelter Gefahr vor dem ruhelosen Elemente und dessen allgegenwärtigen kühnen Piraten.

Die römische Welt stand überall in Waffen, aber Cäsar blieb unthätig „weil nur Parteigänger des Sulla an der Spitze der Heere standen. In Spanien Metellus und Pompejus, der erstere Schwager des Dictators, der zweite ehemals sein bester Hauptmann; in Italien Crassus, ein Feind Cäsars, ebenfalls der Partei des Sulla ergeben; in Asien Lucullus, ein Freund des Dictators, der ihm seine Memoiren gewidmet hatte. So fand Cäsar überall entweder eine Sache, die er

Digitized by Google

nicht vertheidigen, oder einen Feldherrn, unter dem er nicht dienen mochte. In Spanien zwar vertrat Sertorius die Partei, der er sich am liebsten angeschlossen hätte; aber vor Bürgerkriegen hatte Cäsar Abscheu. Wenngleich er seinen Ueberzeugungen treu blieb, so scheint er doch in den ersten Jahren seiner Laufbahn mit Sorgfalt vermieden zu haben, zwischen sich und seinen Gegnern jene unübersteigliche Schranke aufzurichten, die stets, wenn einmal Blut geflossen, die Kinder desselben Vaterlandes trennt. Es lag ihm am Herzen, seiner erhabenen Bestimmung eine von aller Gewaltthat reine Vergangenheit zu bewahren, um künftig, statt der Mann einer Partei zu sein, alle guten Bürger um sich vereinigen zu können."

In dieser psychologischen Motivirung von Cäsars damaliger politischer Pause ist nun freilich ein panegyrischer Zug nicht zu verkennen, und in der Annahme, daß der Plan zum Grunde lag, einst alle „guten Bürger" um sich vereinigen zu können, wird sogar sehr bedeutend Front gemacht gegenüber späteren Aeußerungen, welche es entschieden verneinen, daß ihm vor seinem Bruche mit Pompejus eine Absicht auf die Republik inne wohnte.

Die acht Jahre von 684 bis 692 sind die Glanzzeit von Cäsars künftigem Gegner Cn. Pompejus. Sein Stern stieg immer höher, über einem Throne allein schien er stille stehen zu können. Das gabinische und das manilische Gesetz mit ihren außerordentlichen Vollmachten überlieferten ihm eine Ausnahmsgewalt, voll des gefährlichsten und verlockendsten Beispiels, der Ruhm der Besiegung der Seeräuber und des großen Mithridates, sein königliches Walten in Asien umgaben ihn mit jenem der Alleinherrschaft nöthigen Nimbus und Strahlenscheine. In dieser für das Gesammtreich so glänzenden, für das senatorische Regiment so schimpflichen und drückenden Periode machte Cäsar seine vom Herkommen und Gesetze geforderte Aemtercarrière durch und erregte in Mitte der großen Schatten, die auf alle gemeinsam von Asien her fielen, nur in minderem Grade die Aufmerksamkeit. Als Quästor reizte er die Sullaner durch die Demonstration, das verpönte Bild des Marius in dem Leichenpompe seiner Tante Julia einhertragen zu lassen. Durch die Unterstützung, welche er gabinischen und manilischen Vorschlägen zu Theil werden ließ, kränkte er die Aristokratie, deren politischer Gegner er von Anfang gewesen. Als curulischer Aedil erregte er großes Aufsehen durch die verschwenderische Pracht von Bauten und Spielen deren Aufwande die immens wachsende Zahl seiner Schulden keinen Abbruch that. Seine Erwählung zum Pontifex maximus gegenüber der Candidatur von Catulus, der erlauchtesten Persönlichkeit der Aristokratie, zeigte seinen hochgestiegenen Einfluß auf das Volk und die Wahlbezirke, wie seine Virtuosität in der obligaten Bestechungskunst. Während der Verschwörung Catilina's hielt er eine kluge Neutralität, die ihn vor heftigen Anklagen und Drohungen jedoch nicht schützte. Diese Verschwörung erfährt eine mildere Beurtheilung, als ihr häufig zu Theil wird. „Zu jeglicher Gewaltthat bereit, träumte Catilina inmitten seiner Orgien vom Sturz der Oligarchie; doch darf man zweifeln, daß er Alles mit Feuer und Schwert zu vertilgen beabsichtigte, wie

Digitized by Google

Cicero behauptet und die meisten Geschichtschreiber ihm nacherzählt haben. Mit hoher Einsicht begabt und von seltener Thatkraft, konnte Catilina kaum auf etwas so unsinniges wie Mord und Brand ausgehen. Daß Catilina ein verderbter und grausamer Mensch von der Art des Marius und Sulla war, ist glaublich; daß er durch Gewaltthat zur Herrschaft gelangen wollte, ist gewiß; daß er aber für seine Sache so viele gewichtige Persönlichkeiten gewonnen, daß er sie begeistert, daß er die Völker Italiens so tief aufgeregt hätte, ohne eine große und hochherzige Idee zu verkündigen, das ist es, was man als unwahrscheinlich bezeichnen muß." Man weiß, wie die Verschwörung durch den Unverstand einiger Anhänger völlig mißlang. Cäsar bezeugte nun seine Milde oder seinen Antheil an der Sache der Conspirirten durch eine im Senate gehaltene Rede voll Mäßigkeit und Besonnenheit, welche aber die gesetzwidrige Tödtung der verhafteten Häupter nicht verhindern konnte. Cäsars Reden wurden bis dahin immer bewundert, errangen aber selten Siege.

In dem Jahre von Cäsars Prätur (692) fanden bei geringfügigen Anlässen stürmische Scenen und Tumulte in Rom statt, an denen auch der mehr seines politischen Ernstes als seines staatsmännischen Scharfblicks und Taktes wegen berühmte Cato wesentlichen Antheil nahm. Aber Cäsar „hielt sich in den gesetzlichen Schranken und nöthigte den Senat, sie zu überschreiten." Wenn wir bei allen diesen Anlässen Cäsar auf das emsigste bemüht finden, die Volksgunst zu erwecken, zu festigen und zu mehren, so daß er mit dieser furchtbaren und ihm gefügigen Waffe einen durchaus nicht ungleichen Kampf mit der gesammten Aristokratie kämpfte, so erscheint diese Zeit allseitiger Parteinahme und Verwirrung dem Verfasser als ein passender Anknüpfungspunkt, um auch seine galanten Verhältnisse zu berühren. Sie gehörten selbst in der sittenlosen Umgebung Cäsars nicht zu den am wenigsten scandalösen Aber unser Werk verläugnet auch hier das milde Wesen seines Urtheils nicht, und keine zu dunklen Schatten fallen auf das Andenken jener Reminiscenzen aus der alten Chronique scandaleuse. „Nicht zufrieden damit, die Volksgunst für sich zu gewinnen, erwarb sich Cäsar auch die Zuneigung der ersten Frauen Roms; und trotz seiner ausgesprochenen Leidenschaft für die Frauen kann man doch in der Wahl seiner Geliebten unmöglich eine politische Absicht verkennen, da diese alle durch verschiedene Bande gerade mit den Männern zusammenhingen, die damals eine wichtige Rolle spielten oder zu spielen berufen waren. Er hat vertraute Verhältnisse gehabt mit Tertulla, der Frau des Crassus, mit Mucia, der Gattin des Pompejus, mit Lollia der Tochter des Aulus Gabinius, der im Jahre 696 Consul war, mit Postumia, der Frau des Servius Sulpicius, der im Jahre 703 zum Consulat gelangte und durch ihren Einfluß in die Partei des Cäsar hineingezogen wurde" u. s. w. Wir geben zu bedenken, ob der Charakter Cäsars dadurch gewinnt, daß in seinen Händen die Liebe ein politischer Fallstrick wird, ob wir nicht einen Don Juan einem Sejanus vorziehen.

Inzwischen hatte Pompejus seine große, aber unschwere Aufgabe im Osten

Digitized by Google

gelöst und alles war gespannt und ängstlich auf seine gefahrdrohende Ankunft. Wenn er befahl, so mußte der Staat gehorchen, eine Dictatur schien unvermeidlich, und wie stand es dann um Cäsars große Zukunft? Aber Pompejus, der Mann der Ausnahmsstellungen, war eitel, aber nicht groß; er dürstete nach den Privilegien und Ehren besonderer Auszeichnung und hielt sich für loyal, wenn er zu unklar war einzusehen, daß seine Prärogativen die Gleichheit, das Fundament eines republicanischen Staates, zerstörten. Er entließ die asiatischen Legionen, auf welche gestützt, Sulla die Dictatur an sich genommen hatte, und quälte sich bald darauf in Unmuth über eine unbequeme und schimpfliche Nichtigkeit, in die der gehässige Senat und das laue Volk ihn versetzten. Der mächtige und gefeierte General, der so unbeholfen und linkisch im Frieden und auf dem Forum sich benahm, der zu stolz schien, bei der Menge zu bitten, und nach ihrer Gunst dennoch lechzte, bedurfte einer Ergänzung, eines Mannes von gewandter Rede, eines populären Namens, eines geschmeidigen Diplomaten, eines keck entschiedenen politischen Provocateurs. Diese verschiedenen Gaben vereinigte nur Cäsar, und nun war der Tag für diesen angebrochen, für denselben Cäsar, den Pompejus vor wenig Jahren noch für einen geckenhaften, ökonomisch zu Grunde gerichteten Roué halten mochte, er, welcher der Große hieß, seitdem der Bart ihm flaumte. Cäsar war aus dem jenseitigen Spanien, seiner prätorischen Provinz, zurückgekommen, hatte dort als Feldherr einen bedeutenden Namen erworben, der „weichliche" Mann hatte im rauhen Lager einen gerechten Anspruch auf einen Triumph gewonnen und jetzt konnten ihm die consularischen Ehren kaum entgehen. Gestützt überdies auf des goldreichen Crassus einflußreiche und feste Freundschaft war Cäsar Herr der Situation, Pompejus ein Client, der durch ihn aus einer peinlichen Stellung herauszukommen hoffte.

Jener berühmte „Dreibund" zwischen dem Schwerte, dem Geiste und dem Golde wurde geschlossen; er war der Anfang vom Ende des Freistaats, sein Untergang war unausbleiblich, seit er schwächer geworden war als drei seiner Bürger. Man würde bedeutende Mühe haben, Pompejus und Crassus hievon mit viel Schimmer des Patriotismus zu umkleiden; bei Cäsar, dem Haupte der dreiköpfigen Hydra, wie man das Triumvirat nannte, hat man es nicht unglücklich versucht. Hören wir unsern Verfasser der sich diesem Bestreben anschließt. „Gewiß waren Pompejus und Crassus nicht unempfänglich für ein Bündniß, das ihrer Liebe zur Herrschaft und zum Reichthum Vorschub leistete; aber dem Cäsar muß man eine höhere Triebfeder zutrauen, die Begeisterung eines wahren Patriotismus bei ihm voraussetzen." Ja nun erscheint das Triumvirat sogar als eine Rettung der in sich zerfallenen, anarchischen Gesellschaft, denn „ohne die Einrichtungen umzustürzen, denen die Republik fünf glorreiche Jahrhunderte verdankt, sollte sie durch die innige Verbindung der besten Bürger eine sittliche (?) Macht im Staate gründen, welche die Leidenschaften beherrschte, die Gesetze mäßigte, der Gewalt mehr Beständigkeit gäbe, die Wahlen leitete, die Bevollmächtigten des Volkes in ihrer Pflicht erhielte, und die beiden ernstesten Gefahren des Augenblicks, die Selbstsucht der

Digitized by Google

Großen und die Aufwallung der Masse beschwöre." Man wird solcher Optimistik gewiß nur mit großer Reserve beipflichten können.

Das Consulat Cäsars ist der letzte und anziehendste Abschnitt der bisher erschienenen Partie des Werkes. Er zeigt Cäsar in einem großen Kampfe mit der auf das äußerste zum Zorn gereizten Nobilität, in welchem er alle Waffen gebraucht, welche die Revolutionstaktik von den Gracchen her einem verwegenen demokratischen Parteihaupte zur Verfügung stellte. Mit unerschütterlicher Thatkraft vollführte er hiebei die Paktirungen des geheimen Bundes. Diente er dabei diesem und seiner Partei, so diente er dabei auch häufig dem Staate, wie durch die Ackergesetze, welche eine mehrhundertjährige, mit Blutvergießen bezeichnete Frage zu einer billigen, entscheidenden Lösung brachten, durch die sich daran schließende umfassende Colonisirung, durch die Anordnungen zum Wohle der mißhandelten Provinzen u. s. w. Die Julischen Gesetze in ihren heilbringenden Folgen rechtfertigen das hohe Lob, das unser Biograph Cäsar spendet. Nach ihm ist Cäsars „alleiniger Beweggrund während seines ersten Consulates: das öffentliche Wohl. Seine Anordnungen, die manche Geschichtschreiber angeschuldigt haben als auf den Umsturz ausgehend und von maßlosem Ehrgeiz eingegeben, waren, wie eine aufmerksame Prüfung lehrt, nur das Ergebniß einer weisen Politik und die Ausführung eines wohlbekannten Programmes, welches früher von den Gracchen verkündigt worden war. Glücklicher als sie jedoch, hatte er durchgeführt, was die Gracchen zu verwirklichen nicht mächtig genug waren."

Klug und geschickt wußte Cäsar mit Hülfe der Volksmaschine sein Proconsulat an Gegenden zu knüpfen, die ihm die innigste Verbindung mit der Hauptstadt erleichterten, die einer großen colonisirenden Thätigkeit Spielraum verhießen, in denen ein wahrscheinlicher Conflict mit den Barbaren eine ruhmvolle Erweiterung römischen Gebietes in Aussicht stellte. Aber es ist überaus gewagt zu sagen, daß Cäsar die absolute Macht im Auge hatte, als er Galliens Statthalterschaft an sich brachte; er mochte immerhin das Scepter wünschen, wußte er darum, wie viele Stufen er noch zum Throne habe? Ja, man darf viel sicherer behaupten, daß er seines weitblickenden Genies ungeachtet dennoch im Entfernten nicht ahnte, welche unendliche Culturbewegung seinen kriegerischen Bahnen folgen werde, auf denen er, wie er in Hispanien gethan, nun auch im Lande der Gallier Roms Adler am atlantischen Meere aufpflanzte und mit ihnen Roms Sprache und Cultur in den Norden trug. Wir stimmen darum völlig mit unserem neuesten Biographen Cäsars überein, wenn er sich äußert: „Als Cäsar nach Gallien ging, konnte er eben so wenig daran denken über Rom zu herrschen, wie der General Bonaparte, als er 1796 nach Italien zog, das Kaiserreich träumen konnte. War es denn für Cäsar möglich vorauszusehen, daß er während eines zehnjährigen Verweilens in Gallien fortwährend das Glück an seine Fersen fesseln würde und daß nach einem so langen Zeitraume die Gemüther in Rom seinen Plänen noch günstig sein würden? Konnte er errathen, daß der Tod seiner Tochter die Bande, die ihn mit Pompejus verknüpften, zerreißen würde? Daß Crassus, statt aus dem

Digitized by Google

Orient triumphirend heimzukehren, von den Parthern besiegt und getödet werden würde? Daß der Mord des Clodius ganz Italien zerrütten würde? Daß endlich die Anarchie, die er durch das Triumvirat ersticken wollte, die Ursache seiner Erhebung werden würde? Sicherlich hatte Cäsar Glauben an seine Bestimmung und Vertrauen auf sein Genie; aber der Glaube ist ein Instinct und keine Berechnung, und das Genie ahnt wohl die Zukunft, aber ohne ihren geheimnißvollen Gang zu errathen."

Mit diesen Worten endet zugleich der vorliegende Band. In rascher Skizzirung haben wir die Hauptumrisse des reichen Inhalts wiedergegeben und durch Aushebung charakteristischer Stellen die Auffassung des Biographen bezeichnet. Durchaus hat sich sein Werk auf gründlicher Quellenlectüre und Herbeiziehung eines reichen gelehrten Materials beruhend erwiesen; viel Stoff zu Controversen bieten manche Einzelheiten und einige der gelehrten Noten. Der Standpunkt ist überall deutlich erkennbar, aber bei aller warmen Vorliebe für den Helden blieb das Bild der Thatsachen rein und ungetrübt. Die Sprache ist einfacher und ruhiger als sonst in französischen Geschichtswerken, der Styl ohne blendende Farben und Lichter anziehend, durch einen reichen Fluß von Sentenzen.

E. Roesler.

Die Dante-Feier.

Florenz, 3. April.

Die zur Leitung des Dante-Festes ernannte Commission hat nun endlich das Programm festgestellt. Ich will es Ihnen seinem ganzen Inhalte nach reproduciren, und einige erläuternde Bemerkungen dazwischen streuen. Der wichtigste Festplatz ist der nach seiner Kirche Santa Croce genannte, wo das vom Florentiner Bildhauer Errico Pazzi angefertigte Dante-Monument, eine kolossale Statue des Dichters, enthüllt werden wird. Schade, daß Pazzi die Statue bis zum Enthüllungsfest nicht wird vollenden können. Der Termin war in der That zu kurz für diese Arbeit und — irgend ein störendes Etwas muß es bei allen italienischen Festen geben. Man will die ungläubige Welt mit schlagenden Beweisen nationaler Lebensfähigkeit überraschen, ohne Verzug, je schneller desto besser. So kam und kommt es zu Ueberstürzungen aller Art, etwa zu einer großen Flottenrevue mit sechszehn Schiffen, zur Eröffnung von Eisenbahnen, die schon bei der ersten Probefahrt die süße Gewohnheit des Lebens ernstlich in Gefahr setzen, zur Enthüllung von Standbildern, denen noch die Füße fehlen, und zu ähnlichen naiven und komischen Kundgebungen der Eile, mit der man sich national zu rehabilitiren bemüht ist. Dante's unvollendetes Standbild wird also inmitten der Piazza Santa Croce

Digitized by Google

enthüllt werden, ein herrlicher Platz, auf dem es auch an nüchternen gemeinen Tagen viel Schönes zu sehen giebt. Wir sehen Santa Croce, von Arnolfo Lapo im Jahre 1294 gegründet, das erste Beispiel der Gothik in Florenz; wir sehen die höchst effectvolle Façade des Palazzo del Borgo, über und über mit Malereien von Giovanni da San Giovanni bedeckt. Wir sehen andere Gebäude aus der späteren Renaissanceperiode mit den erwähnten ein harmonisches Bild liefern, eine alterthümliche Scenerie, die am genannten Festtag durch passende Ausschmückung gewinnen muß. In der That werden dem Programme zufolge die Façaden der Kirche und der das Parallelogramm des Platzes begrenzenden Baulichkeiten mit Blumen und Lorbeerfestons, mit Trophäen, Decorationsmalereien und Epigraphen, die auf das Leben und Streben Dante's Bezug nehmen, reichlich geschmückt werden. Ebenso die Häuser, in welchen die vornehmsten und tüchtigsten florentinischen Bürger das Licht der Welt erblickt und gelebt und gewirkt hatten. Das Geburtshaus war in jenen Zeiten oft genug auch das Sterbehaus des Bürgers, denn damals gab es noch nicht jenes unstete Wandern von Haus zu Haus, wie später und heute. Auch soll die ganze Strecke, die der Festzug passiren wird, mit Ehrensäulen, Standbildern und Trophäen zu Ehren der in irgend einem Gebiete der Kunst und Wissenschaft groß gewordenen Männer der Nation decorirt werden. Das Schauspiel muß im Falle einer glücklichen Ausführung der erwähnten Details anziehend werden, da, wie gesagt, schon die Anlage der Stadt selbst vortreffliches Festmateriale bietet. Unter den Palästen sind wahre Prachtwerke der frühen und späteren Renaissanceperioden und mitunter Gebäude aus der Grenzepoche der romanischen und gothischen Baukunst, somit jener Epoche, in der Dante geboren ward. Diese und spätere Bauten mahnen zur Stunde noch an das kriegerische Gepräge jener Zeiten. Alles ist zur Vertheidigung angethan, von den Thoren und den hoch über der Straße angebrachten Fenstern der ersten Stockwerke bis zu den auf Consolen ausgekragten mit Zinnen gekrönten Hauptgesimsen. Noch heute sieht man die alten Wappenschilder, noch heute die Metallringe und Hülsen, die zur Aufnahme von Fackeln und Fahnen dienten und nur den um das Wohl der Commune verdienten Männern als Auszeichnung zuerkannt wurden. Alle diese Dinge werden bei Gelegenheit des Dante-Festes im Geiste ihrer alten Bestimmung decorirt und verwendet werden. Der Porticus der Ufficien, der Palazzo dei Signori, die Loggia dei Lanzi, Baulichkeiten, die an und für sich schon den großartigsten monumentalen Eindruck machen, werden entsprechend ausgeschmückt werden. Nun, wir werden alles sehen und darüber berichten. Das Programm zählt die Gesellschaften auf, die sich an dem Festzuge betheiligen werden. Jede davon wird ihre Banner und Abzeichen haben, das versteht sich von selbst. Der Festzug wird unter rauschender Musik von der Piazza Santo Spirito den Weg über Ponte Caraja, Piazza del Duomo, Via del Palagio u. s. f. nach dem Festplatz Santa Croce nehmen, wo das Standbild Dante's enthüllt wird. Das Programm verspricht eine kurze Rede, was wir in Erinnerung an ähnliche treulos gebrochene Versprechen in Zweifel setzen. Die „Parlantina" ist ein allzu sehr festgewurzeltes Landesübel.

Digitized by Google

Der erste Festtag (14. Mai) wird mit einer Illumination der Stadt, mit Aufführung von Sing- und Instrumentalchören auf öffentlichen Plätzen u. s. f. beschlossen werden. Am zweiten Tage: litterarische und musikalische Akademien in bis zur Stunde noch nicht endgültig gewählten Räumen. Am dritten Tage: öffentliche Volksbelustigungen. Außerdem Inauguration der Dante-Ausstellung und der Expositon von Alterthümern im Palazzo Pretorio. Eröffnung der Kunst- und Blumenausstellung. Eröffnung der Galerie Buonarotti. Außerordentliche Versammlung der Accademia della Crusca u. s. w. Das mehr detaillirte Programm wird einige Tage vor dem Anbruch des Festtages ausgegeben werden.

Kurze kritische Besprechungen.

Napoleonische Ideen vom Prinzen Napoleon Louis Buonaparte. Ins Deutsche übertragen von Dr. Arnold Hirsch. Wien 1865, K. Czermak.

V. Seit der Wahl des Prinzen Louis Napoleon zum Präsidenten der Republik ist häufig an seine Schriften und vorzüglich an das kleine Werk erinnert worden, welches der Landung bei Boulogne vorausging und welches nach dem Ausdruck eines französischen Kritikers „durch und durch nach militärischer Autokratie riecht und ein Gemisch von liberalen Grundsätzen und Prätorianerherrschaft enthält". In allen den Glaubensbekenntnissen und Programmen, welche der Prätendent in die Welt gesandt hat, lebt derselbe Gedanke; während aber die Sache sich praktisch etwas anders gemacht hat, als sie in den in Ham verfaßten „Fragments historiques" (welche deutlich genug dem Verfasser für Frankreich die Mission zuschrieben, welche Wilhelm von Oranien in England ausführte) und die „Extinction du paupérisme" in Aussicht gestellt war, sind die oben so treffend charakterisirten Idées Napoléoniennes in der That seine Richtschnur geblieben, und die Vorrede zum „Leben Cäsars" ist im Grunde nur ein Auszug aus dieser Schrift, welche Napoleon I. den Moses, Mohammed, Cäsar und Karl den Großen Frankreichs in einer Person nennt. Auffallender Weise sollen die „Ideen" bisher nie vollständig ins Deutsche übersetzt worden sein. (Die „Historischen Fragmente" erschienen 1862 in einer guten Uebersetzung bei Springer in Berlin.) In diesem Falle wäre allerdings durch die Arbeit des Dr. Hirsch, zu welcher er noch durch die Hand Mocquards die kaiserliche Autorisation empfing, eine Lücke ausgefüllt. Die Uebertragung ist fließend, die Ausstattung der Schrift glänzend.

Beitzke, Heinrich, Dr.: Geschichte des Jahres 1815. 1. Bd. Berlin 1865.

Dr. R. Der Herr Verfasser, königlich preußischer Major außer Diensten, bekannt durch seine „Geschichte der Freiheitskriege" und „Geschichte des russischen Feldzuges von 1812, hat offenbar mit dem vorliegenden Werke ein ihm fremdes Gebiet betreten — das Gebiet politischer Geschichte. Wenn kriegswissenschaftliche Bildung ihn zur Bearbeitung der früher genannten Werke vorzüglich geeignet machten, so ist dies hier durchaus nicht der Fall. Nicht eine actenmäßige Geschichte des Jahres 1815 liefert der Verfasser,

Digitized by Google

- ja er bekennt selbst, daß er solche nicht versucht — sondern ein Bild der Situation, eine Erzählung der Ereignisse im Jahre 1815. Demgemäß sind auch die Quellen, welche er seiner Darstellung zu Grunde legt, von zweifelhaftem Werthe und ist vor allem zu bedauern, daß außer deutschen Zeitungen es nur französische Werke sind, welche Beitzke gewählt. So ist bekanntlich Capefigue nur mit großer Vorsicht zu benützen. Gehen wir auf den Inhalt des 412 Seiten starken Bandes ein, so müssen wir den Verfasser geradezu falscher Auffassnng zeihen und auch die Ausfälle auf Oesterreich dürfen nicht ohne Zurückweisung hingenommen werden; z. B. Phrasen wie „Oesterreich hatte überhaupt nur einen Cabinetskrieg geführt" (S. 14), oder „wenn die deutsche Kaiserkrone an Oesterreich kam, so war zu fürchten, daß, da dieses größtentheils slavisch ist nnd den Schwerpunkt in Ungarn hat, . . ." (S. 18). Herr Beitzke kennt wohl Oesterreichs Anstrengungen für Deutschland bis Austerlitz. Haben etwa die Preußen alle Schlachten allein geschlagen? Waren die Preußen, wenn er von 1814 auch uns zu sprechen gestattet, bei Brienne, la Rothière, Bar sur Aube, Montereau, Craonne, Arcis? S. 25 heißt es wörtlich: „Ohne Zweifel werden die Truppen von Oesterreich, Baiern, Württemberg, Baden ꝛc. festlich empfangen worden sein." Beitzke spricht wahrlich von diesen Ländern, als ob sie ihm bloß vom Hörensagen bekannt wären. Lag nicht die Verpflichtung nahe, auch außerpreußisches Deutschland zu berücksichtigen?

Es scheint, daß der Einzug in Prenzlau dem Verfasser wichtiger erschien. Bei solchem Vorgange kann derselbe sich nicht dem Glauben hingeben, auch nur im entferntesten deutsche Geschichte geschrieben zu haben. Die Darstellung des folgenden Capitels, welches an die mehr als 50 Seiten lange Einleitung geknüpft ist, empfiehlt sich besonders. Hingegen ist der Cultus mit Napoleon in den folgenden Theilen geradezu widerlich. Wenn Beitzke sagt, in Napoleon sei der dritte Stand besiegt worden, wenn er in der elegischen „Betrachtung" (S. 239) es beklagt, daß sich der Zorn gegen den Mann wendete, welcher Europa doch nur Greuel des Krieges beschieden hatte, so hat der Verfasser jedenfalls den Cäsarismus nicht recht begriffen. Ja Beitzke macht den Franzosen selbst ein Verbrechen daraus, Napoleon verlassen zu haben. Der Fortschrittsmann Beitzke findet es nicht „staatsklug", daß die Franzosen so ungestüm eine Verfassung verlangten. Wenn Capefigue meint, Napoleon und ein freies Frankreich waren unmöglich, findet Beitzke dies zu weitgehend. Die Franzosen hatten zweiundzwanzig traurige Kriegsjahre durchgelitten, sie hatten das Recht, zu verlangen, daß das Volk Antheil an der Regierung erhalte, dann aber waren jedenfalls die Bourbons besser als der Kaiser, welcher gewohnt war mit der Willkür des Imperators zu herrschen. Beitzke meint, Napoleon hätte „bis die Gefahr vorüber war" die Dictatur behalten sollen. Wenn Beitzke, der Verfasser der Freiheitskriegsgeschichte, endlich auch ein Verdict über die Großmächte ausspricht, weil sie in Napoleon ungerechter Weise einen Störefried sahen — so glauben wir, dürfte eine Widerlegung von Ueberfluß sein. Daß die Erzählung wenig fortschreitet, hat auch in den zahlreichen Wiederholungen der Raisonnements seinen Grund. So muß die Geschichte der hundert Tage zu einem Werke von drei starken Bänden anschwellen, von denen die folgenden weitaus Besseres bieten werden, da der Verfasser bereits den zweiten mit der Kriegsgeschichte beginnen lassen wird.

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Kein Land der Erde ist seit alten Zeiten so unzählige Male beschrieben worden, als das h. Land, das Land der Bibel, Palästina; die Litteratur, die wir über dasselbe besitzen, ist überreich an interessanten und vorzüglichen Werken, so daß man glauben sollte, daß dieses Land erschöpfend genau dargestellt sei. Mit Recht hat daher der Verfasser der neuesten litterarischen Erscheinung über Palästina, der Schweizer K. Furrer, in seinen: „Wanderungen durch Palästina" sein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, über die abseits der von der größeren Anzahl an europäische Cultur gewöhnter Touristen frequentirten Straße gelegenen Landestheile zu berichten. Nicht weniger denn fünfmal hat der Verfasser das Land der Länge und Breite nach durchmessen, meistens zu Fuß wandernd, so daß man sich wohl nicht getäuscht finden wird, wenn man an die Lectüre seiner Tagebuchblätter mit der Erwartung geht, in ihnen einen reichen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen niedergelegt zu finden. — Im Verlage von O. Wigand in Leipzig erschien: „Land und Leute in Ungarn", von Dr. Erasmus Schwab, erster Band: „Natur-, Cultur- und Reisebilder". Der Verfasser, ein deutscher Schulmeister, hat während der acht Jahre, die er in Ungarn zubrachte, in denen ihn sein Beruf in vielseitige Berührung mit den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung brachte, mit Liebe und Fleiß Land und Leute studirt, und aufgefordert durch den Beifall, den seine in deutschen Zeitungen veröffentlichten Studien über Ungarn fanden, ging er an die Herausgabe dieses Werkes in der Absicht, in einer Zeit, „in welcher der Ausgleich mit Ungarn der lebhafteste Wunsch der Regierung, der Volksvertretung und der Bevölkerung Oesterreichs ist, während Ungarn, durch Schaden besonnen geworden, nicht länger die lähmende Isolirung ertragen kann", durch seinen Beitrag zur Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse Ungarns beiden Theilen einen Dienst zu erweisen. — Prof. Ascoli in Mailand veröffentlicht unter dem Titel: „Zigeunerisches" Untersuchungen über die Sprache der Zigeuner, hervorgerufen durch Paspati's: „Memoir on the language of the Gypsies" und vom Verfasser als Nachtrag zu Potts im Jahre 1855 erschienenem Werke: „Die Zigeuner in Europa und Asien" bezeichnet.

Zwei interessante Erscheinungen aus dem Gebiete der Geologie sind die uns vorliegenden Arbeiten von E. Desor „Ueber den Gebirgsbau der Alpen", und von Dr. C. W. Fuchs in Heidelberg „Ueber die vulcanischen Erscheinungen der Erde".

Des Americaners H. C. Carey's großes Werk: „Die Grundlagen der Socialwissenschaft", im Original 1859 erschienen und während der letzten zwei Jahre von Dr. C. Adler in deutscher Uebersetzung herausgegeben, erhielt eine ausführliche lobende Kritik in den eben erschienenen; „Zwölf Briefen über Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft", von E. Dühring. — Ueberraschen wird es, dem Namen Franz v. Baaders nochmals in einer Liste neu erschienener Bücher zu begegnen. Sein eifriger Anhänger und Herausgeber Prof. Dr. Franz Hoffmann in Würzburg ließ die von ihm 1837 mit Anmerkungen und Erläuterungen herausgegebenen: „Grundzüge der Societätsphilosophie, Ideen über Recht, Staat, Gesellschaft und Kirche" nach 28 Jahren in zweiter Auflage erscheinen.

Von neuen geschichtlichen Erscheinungen haben wir heute nur zu erwähnen eine Monographie über Don Juan d'Austria von Dr. W. Havemann, eine gewiß willkommene Ergänzung der in neuerer Zeit erschienenen zahlreichen Forschungen über die bedeutungsvolle Zeit der Regierung Philipps II., wie der Schriften von Ranke, Gachard, Prescott und Motley.

Die „Oesterreichische Revue" nimmt einen erfreulichen rüstigen Fortgang. Der kürzlich ausgegebene zweite Band des laufenden Jahrganges enthält unter anderem als umfangreichsten Aufsatz eine Biographie Ladislaus v. Szalay's von Dr. M. Falk, be-

Digitized by Google

gleitet von einem von Prof. L. Jacoby meisterhaft gestochenen Portrait, ferner eine Fortsetzung der dramaturgischen Briefe über das Burgtheater von Dir. Laube, eine Charakteristik Fichtners enthaltend, einen ausführlichen Bericht über das Wasserversorgungsproject der Stadt Wien von Prof. Simony ꝛc.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Selten vergeht ein Jahr, ohne daß uns dasselbe nicht wieder neue Schriften über die französische Revolution und über deren Anstifter und Leiter brächte. Die über diesen gewaltigen Act des Umsturzes handelnde Litteratur umfaßt bereits den Raum einer nicht unbedeutenden Bibliothek, und doch wird noch immer Neues zu Tage gefördert. Die junge, äußerst thätige Verlagshandlung von Lacroix Verbockhoeven u. Comp. hat soeben im Zeitraume von wenigen Wochen drei größere Monographieen erscheinen lassen, welche ein recht schätzbares und wohlgeordnetes Material bieten. Die erste derselben, von Hamel, behandelt Robespierre, die zweite, von Bougeart, Marat, die dritte, von Avenel, nennt sich: „Anacharsis Clootz, l'orateur du genre humain". Clootz (eigentlich Baron Johann Baptist v. Clootz), aus Cleve gebürtig, vielleicht unter allen Parteigängern der französischen Revolution derjenige, welcher die abnormsten, ausschweifendsten und phantastischsten Ansichten aufgestellt hat, ist trotzdem daß alles, was er sprach und that, im Namen des menschlichen Geschlechtes geschah, diesem seinem Schützling nicht in dem Maß bekannt geworden, wie seine vorher genannten Zeitgenossen, und wir finden ihn hier wohl zum ersten Male als Gegenstand einer so umfangreichen Monographie. Capefigue, wohl unermüdlicher in der Geschichtschreibung als in der Geschichtforschung bringt in seiner unter dem Titel: „Les Cardinaux ministres" veröffentlichten Sammlung von Biographieen einen neuen Band, der über den Cardinal Richelieu handelt.

Der dritte Jahrgang der „Année géographique, revue annuelle des voyages etc., par Vivien de M. Martin" hat soeben die Presse verlassen. Derselbe faßt in einem hübschen Bande alle auf die geographische Wissenschaft Bezug habenden Ereignisse des vergangenen Jahres zusammen und bringt damit einige beschreibende Rückblicke auf ältere Reisen in Verbindung.

Unter der Flut von neuen Romanen wählen wir zwei ihrer Namen wegen aus; es sind dies: „La vieille Roche — le mari imprévu" von Edmund About und „Raoul de la Chastre" von Maurice Sand. Der About'sche Roman spielt im vorigen Jahrzehnt und schildert eine altadelige Gesellschaft aus dem Faubourg St. Germain, welche sich auf einem Landschloß zusammenfindet, um durch den Glanz ihrer Namen und sonstigen Vorzüge einem jungen, in seinen Verhältnissen etwas derangirten Verwandten zu einer reichen, mit ihrem Pflegevater anwesenden Erbin zu verhelfen. In der Zeichnung der Charaktere hat About seine Meisterschaft von neuem bewährt. Die Handlung hingegen ist, wenn wir die Mitte des Buches ausnehmen, vernachlässigt und schwach. — „Raoul de la Chastre" spielt im 13. Jahrhundert und ist ein Ritterroman im besten Sinne des Wortes. Jedoch bei der Schilderung der Kämpfe mit den Ungläubigen und der ritterlichen Spiele hat der Verfasser auch die Erzählung der galanten Abenteuer seines Helden nicht vergessen, und diese erfolgt oft mit so eingehender Genauigkeit, daß dem sonst recht hübsch und fein gehaltenen Roman wohl der Eingang als Familienlectüre versperrt werden wird.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Reform der Rechtslehre an der Wiener Hochschule seit deren Umwandlung zu einer Staatsanstalt.

Von Prof. Dr. **Wahlberg.**

I.

Aus vergilbten Referatsbogen der ehemaligen Studienhofcommission wickelt sich vor unseren Augen ein Principienstreit ab, der während des letzten Jahrhunderts zu Wien um die Herrschaft einander widerstrebender juridischer Lehrsysteme geführt worden ist. Ein alter Kampf, der immer neu bleibt, ein Kampf um die Grenzen der rechtsgelehrten Bildung und der bloßen Geschäftsqualificirung, ein Streit um Mein und Dein der Wissenschaft und des Staatsdienstes.

Die Wissenschaft, immer im Werden begriffen, keinem Regierungsprincipe und keiner Nationalität unterthan, stets an der Spitze der Civilisation, fordert von dem Universitätsunterrichte eine rückhaltlose Darstellung der höchsten Geistesbildung des Zeitalters in der Gesammtheit ihrer massenhaften Lehrzweige, damit ihr frischer Lebensquell die aufstrebenden Kreise der Gesellschaft befruchte und leite.

Der öffentliche Dienst, von dem Bewußtsein öffentlicher Pflichten getragen, durch die Rücksicht auf Fachkenntniß und professionelles Beamtenthum gebunden, fordert vor allem Geschäftsqualificirung und Vertiefung in die für die Regierungszwecke überlieferte Staatscultur.

In diesem Widerstreite der Forderungen der fortschreitenden Wissenschaft und des öffentlichen Dienstes bezüglich des juridischen Lehrplanes die rechte Mitte zu finden, ist eine civilisatorische Mission, die leichter erkannt als durchgeführt werden kann.

An der Lösung dieser den Fach- und Staatsmännern gestellten Aufgabe hatte sich die Staatsverwaltung seit Ferdinand I. betheiligt. Ist uns nun der richtige Weg durch die Geschichte des Rechtsunterrichtes an der Wiener Hochschule klar vorgezeichnet? Sollen wir den Faden der geschichtlichen Entwicklung zerreißen, wenn die Zeit sich mit der Grundlage des hergebrachten Lehrsystemes nicht mehr befreunden kann? Fünf Epochen lassen sich in der Geschichte der Rechtslehre an unserer Hochschule unterscheiden: eine kanonische Bildungsperiode, eine ausschließlich romanisirende, eine vorwiegend gemeinrechtliche, auf rationalistischer Grundlage fußende Epoche, eine ausschließlich rationalistisch-particularrechtliche und

Digitized by Google

eine rechtsgeschichtlich-katholisirende, auf der Gemeinsamkeit der deutschen Rechtswissenschaft beruhende Epoche.

Die ausschließlich kanonische Bildungsepoche währt von der Gründung der Universität bis zur Zeit Maximilians. Diesem Regenten gelingt es, 1494 die Universität der weltlichen Herrschaft der römischen Jurisprudenz im Zusammenhange mit dem Aufschwunge der humanistischen Studien dienstbar zu machen. Aber schon unter Ferdinand I. verblaßt der Glanz der Hochschule. Die Regierung nimmt die Wiedererhebung derselben aus tiefem Verfall in die Hand. Seit 1554 lehren vier Professoren Institutionen, den Codex, die Pandecten, das Kirchenrecht nach genau vorgeschriebener Ordnung und Methode, mit Ausschluß der vaterländischen Rechte, des öffentlichen Rechts, der Reichsgeschichte durch zwei Jahrhunderte. Die Geschichte dieser bis 1753 reichenden Epoche des Wiener Rechtsunterrichtes bietet ein abstoßendes Bild wissenschaftlicher Verkommenheit und ist eine fortlaufende Statistik kläglicher Facultäts- und Verwaltungszustände. Unter Maria Theresia erhalten die österreichischen Hochschulen im Gleichbilde mit der angestrebten österreichischen Rechtsgemeinsamkeit gleichförmige Regelung als Anstalten des Staates. Die juridische Facultät soll nicht nur eine Pflanzschule für Staatsbeamte, sondern eine Quelle gelehrter Bildung, ebenbürtig den auswärtigen Lehranstalten Deutschlands sein und Studirende aus dem Reiche nach Wien ziehen. Aus diesem Gesichtspunkte wird der juridische Lehrplan fortwährend durch neue, an blühenden Hochschulen des Auslandes gepflegte Lehrzweige ergänzt. Natur-, Völker-, Staatsrecht, Cameral- und politische Wissenschaften, Reichsgeschichte, Reichspraxis finden allmälig an der Facultät zu Wien Aufnahme, deren Studienplan seinem Hauptcharakter nach rationalistisch und gemeinrechtlich ist, ohne rechtsgeschichtliche Studien auszuschließen.

Die mit dem Josephinismus anhebende vierte Epoche gipfelt in dem Schlagworte: Geschäftsqualificirung der Rechtshörer auf Grund rationalistischer, nach Regierungsbedarf zugeschnittener Principien. Nichts soll gelehrt werden, was nicht zum Besten des österreichischen Staates gebraucht werden kann. Erzielung brauchbarer Staatsdiener steht in erster Linie. Erst in dem Entwurfe einer neuen Studienordnung für Rechts- und Staatswissenschaften von 1847 wird die Einseitigkeit dieses Lehrprincipes völlig aufgegeben. Die naturrechtliche Basis und die Bevorzugung des für den Justiz-, Cameral- und politischen Dienst zubereiteten Fachstudiums kennzeichnen den weiteren Verlauf dieser Epoche. Nach Auflösung des deutschen Reiches werden staatsrechtliche und rechtsgeschichtliche Studien durch obligate Brotstudien immer mehr verdrängt; doch schließt sich die neuere österreichische Jurisprudenz auf Grund des juridischen Lehrplanes von 1808 erst nach dem Abgange Zeillers, Jenulls, Dolliners, Wagners u. m. A. schroffer zu einer particularen, das gemeinrechtliche und vergleichende Rechtsstudium ignorirenden Einheit ab. Die exegetisch-praktische Rechtskunde, losgetrennt von dem Entwicklungsgange der gemeinsamen deutschen Rechtswissenschaft und von der nationalgeschichtlichen Grundlage,

Digitized by Google

erhebt sich nicht höher als zu einem durch rationalistische Hermeneutik getragenen Cultus der einheimischen Gesetzgebung auf particularistischer Grundlage, an deren Interpretation mit nicht zu unterschätzendem Kraftaufwande gearbeitet wird.

Den vielseitigen freien, schöpferischen Aufschwung des rechtswissenschaftlichen Lebens hemmen die ererbten Uebelstände des Verwaltungs- und Lehrsystemes, die Censur, der Lehr- und Prüfungszwang. In der josephinischen Zeit artet die Studiendressur dergestalt aus, daß die Professoren, an den Buchstaben des officiellen Lehrbuches gefesselt, zu Vortragsmaschinen, und die Rechtshörer, in die vorschriftsmäßige geistige Uniform gethan, zu geschmeidigen Werkzeugen im Staatsmechanismus werden sollen. Demungeachtet gerieth die Rechtslehre an der Wiener Hochschule wiederholt mit den Principien der obersten Staatsgewalt in Conflict, obgleich deren Spitze zumeist gegen die Kirche und anscheinend in überströmender Phraseologie zu Gunsten der Staatsomnipotenz gerichtet war. Als später die josephinischen Studienmaßregeln revidirt und dem österreichischen Rechtsstudium eine bessere Einrichtung und Disciplin gegeben wird, tritt die antikirchliche Denkungsart allmälg in den Hintergrund. Wiederholt muß befohlen werden, daß statt bloß glänzender oder unzeitiger Lehrsätze die doctrina plana ins Auge gefaßt und nur das Anwendbare vertheidigt werde. 1810 wurde kategorisch erklärt, daß stets nur das praktisch Brauchbare, wodurch die gute Sache der Kirche und des Staates wahrhaft befördert wird, bei allen Prüfungen und Disputationen gewählt werden und alles beseitigt werden müsse, was für beide wie immer anstößig oder nachtheilig sein könnte. Die Regierung begehrte nicht einmal von den Professoren ausgezeichnete Gelehrsamkeit und selbstständige wissenschaftliche Leistungen als Bedingung zur Erlangung einer Lehrkanzel. Ja, die Censur machte eine selbstständige wissenschaftliche Thätigkeit in vielen Fächern fast unmöglich. Ein Auskunftsmittel lag in dem Vortrage nach eigenen Schriften, obgleich das vorgeschriebene Lehrbuch formell im Lectionskataloge beibehalten werden mußte. So kam es, daß der Ruf vieler Universitätslehrer nicht über das Weichbild ihrer amtlichen Wirksamkeit hinausdrang und eine wissenschaftlich belebende und zu einem gelehrten Nachwuchse aufmunternde Thätigkeit an der Hochschule nur ausnahmsweise stattfand, daß der obligate Unterricht in Stagnation gerieth, die obligate Prüfungsdressur den veredelnden Einfluß der Wissenschaftlichkeit verkümmerte, die unter dem Einflusse eines seichten Rationalismus aufwachsende akademische Jugend, unzufrieden mit den bestehenden Zuständen, von dem Geiste erfüllt wurde, der stets verneint, und pessimistisch gestimmt, nicht höher schwur, als auf das Rotteck'sche Staatslexikon.

Die fünfte Epoche tritt in Opposition zu den bisherigen rationalistischen und particularistischen Grundlagen des österreichischen Rechtsstudiums.

Ueberzeugt, daß die alten akademischen Institutionen den Stürmen der Gegenwart zu widerstehen nicht mehr stark genug seien, wurde von den Studenten und Lehrern selbst im Jahre 1848 die Einführung der Lehr- und Lernfreiheit, die Gestattung des Besuches fremder Universitäten, die Erlassung eines neuen Universitätsstatuts erbeten. Die auf diese Reform bezüglichen Bestimmungen erhielten

Digitized by Google

mehrfache beschränkende Abänderungen; im Besonderen in dem reformirten mit dem Ministerialerlasse vom 2. October 1855 kundgemachten rechts- und staatswissenschaftlichen Studienplane. Pflege der historischen Rechtswissenschaft im Einklange mit dem Geiste der katholischen Kirche und mit besonderer Rücksicht auf die Interessen des Kaiserstaates, Wiederbelebung des Bandes der wissenschaftlichen Zusammengehörigkeit aller Hochschulen, neue, dem Höhenpunkte der deutschen Wissenschaft entsprechende Methodologie — charakterisiren die Reform der Rechtslehre durch das Unterrichtsministerium Thun. An die Stelle des Naturrechts traten civilistische, germanistische und rechtsgeschichtliche Studien als allgemeine wissenschaftliche Grundlagen der österreichischen Jurisprudenz. Kleinliches Detailstudium wandelbarer Verwaltungsgesetze, unwissenschaftliches Abrichten für die nächsten Zwecke des Kanzleidienstes sollte aus dem Rechtsunterrichte verschwinden. Die Fesseln des Lehrzwanges fielen, im Allgemeinen auch die Schranken der Absperrung von dem akademischen Leben im außerösterreichischen Deutschland. Dagegen wurde die Lehrkanzel des Vernunftrechtes preisgegeben und die falsche Philosophie des antiquirten Naturrechts als Häresie ohneweiters bezeichnet, weil sie von der aller Offenbarung widersprechenden Annahme ausgeht, daß der Staat und die Ordnung in demselben, das Recht von den Menschen erfunden und erdacht sei. Um so mehr Gewicht sollte auf die bisher so dürr vorgetragene philosophisch-geschichtliche Encyklopädie gelegt werden. Deutlicher als jede Beschreibung erschließt eine Vergleichung der juridischen Lectionskataloge von 1846/47 und 1856/57 den sprunghaften Umschwung an der Wiener Hochschule.

Juridische und politische Vorlesungen 1846/47 zu Wien:

Encyklopädische Uebersicht des juridisch-politischen Studiums Vernunftrecht nach Zeiller. Europäische Staatenkunde nach Zizius. Das natürliche Völker- und Staatsrecht nach Martini, das österreichische Strafgesetz, die österreichische Staatenkunde nach Bisinger.

Römisches Civilrecht nach Haimberger, Kirchenrecht, die Gefällengesetze.

Oesterreichisches Civilrecht, Lehenrecht nach Heincke, Handels- und Wechselrecht nach Sonnleitner.

Politische Wissenschaften nach Sonnenfels. Polizei-Finanzwissenschaft, Geschäftsstyl nach Sonnenfels, gerichtliches Verfahren nach Füger, politische Gesetzkunde nach Kopetz, Polizeigesetze.

Außerordentliche Vorlesungen: Verrechnungskunde, ungarisches Privatrecht, Bergrecht, juridisch-cameralistische Arithmetik, gerichtliche Medicin, Practicum über das gerichtliche Verfahren.

Rechts- und staatswissenschaftliche Vorlesungen zu Wien 1856/57:

Encyklopädie der Rechtswissenschaften, zwei Collegien.

System der Pandecten. Uebungen in der Exegese der Quellen des römischen Rechts. Römisches Recht im Pandecten-Vortrage. Erbrecht und Familienrecht insbesondere. Institutionen und innere Geschichte des römischen Rechtes, das ganze Institutionensystem, ausgewählte Lehre aus dem praktischen Pandectenrechte. Geschichte und Institutionen des römischen Rechtes, zwei Collegien. Aeußere Geschichte des römischen Rechts. Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. Deutsches Privatrecht. Kirchenrecht. Auserwählte Materien

Digitized by Google

des kanonischen Rechts zunächst des Eherechts mit besonderer Rücksicht auf die Gesetzgebung in Oesterreich.

Oesterreichisches bürgerliches Recht. System des österreichischen allgemeinen Privatrechtes. Österreichisches Erbrecht. Ungarisches Privatrecht. Oesterreichisches Handels- und Wechselrecht mit Rücksicht auf das gemeine deutsche Recht, zwei Collegien. Rechtsquellen des ungarischen Privatrechtes. Principien des gemeinen deutschen Bergrechts im Vergleiche mit der neuesten österreichischen und sächsischen Bergrechtsreform und dem französischen Bergrechte. Bergrecht.

Oesterreichisches Strafrecht in Vergleich mit den neuen Strafgesetzbüchern des Auslandes und in Verbindung mit praktischen Uebungen. Derselbe Gegenstand in drei Collegien. Neuere Geschichte und Litteratur der Strafrechtswissenschaft. Oesterreichische Strafproceßordnung mit Rücksicht auf die Gesetzgebung und Rechtsübung des deutschen Strafverfahrens. Practicum und Repetitorium über Strafrecht und Strafproceß.

Rechtsphilosophie. Völkerrechtsgeschichte seit dem westphälischen Frieden, mit besonderer Rücksichtnahme auf die österreichischen Staatsverträge. Gesandtschafts-, Consulats- und deutsches Bundesrecht. System des europäischen Völkerrechts.

Nationalökonomie, zwei Collegien. Encyklopädie der Staatswissenschaften. Verwaltungspolitik. Grundzüge der Verwaltungslehre. Oesterreichische Verwaltungsgesetzkunde. Encyklopädische Einleitung in die österreichische Finanzgesetzkunde. Oesterreichische Finanzgesetzkunde. Strafgesetz über Gefällsübertretungen. Ueber die neuesten Bestrebungen zur Hebung des Loses der arbeitenden Classen. Finanzwissenschaft.

Civilgerichtliches Verfahren, in steter Vergleichung mit dem gemeinen deutschen Civilproceß und in Verbindung mit praktischen Anleitungen.

Theorie der Statistik. Statistik des österreichischen Kaiserstaates, zwei Collegien. Culturstatistik der europäischen Staaten.

Gerichtliche Medicin und Criminalpsychologie mit Referaten über gerichtliche Sectionen und Ambulationen im Irrenhause und Josephinum. Staatsrechnungswissenschaft, zwei Collegien.

Blicken wir nun auf die Anfänge des juridisch-politischen Studiums an der Wiener Hochschule zurück!

Der Anfang der Reform wurde mit der Einführung eines einjährigen Curses über deutsche Beredsamkeit und Geschichte für angehende Rechtshörer 1752 gemacht, wider welchen die Jesuiten fruchtlos Gegenvorstellungen erhoben hatten. Der Entwurf des juridischen Lehrplanes wurde unter Einwirkung des Erzbischofes Trautson von dem Professor der deutschen Wohlredenheit, Popowitsch, ausgearbeitet und mit Umgehung des Universitätsconsistoriums von dem Directorium in publicis et cameralibus berathen. Das Referat erfolgte am 21. April 1753. Wiedererhebung der verfallenen Rechtsgelehrsamkeit, Vorbildung zu Staatsdiensten, Anlockung vieler Fremder waren die maßgebenden Strebeziele. Aeußere Mittel für die Erreichung derselben sollten sein:

1. Besetzung der vermehrten Lehrkanzeln mit angesehenen katholischen Gelehrten. Bei gleicher Tüchtigkeit Vorzug der Inländer. 2. Bedeutende Professorengehalte in Verbindung mit dem Hofraths- oder Regierungscharakter. 3. Unentgeltlicher Collegienbesuch.

Sieht man auf die hundert Jahre später von dem k. k. Unterrichtsministerium beantragten Maximen, so ergeben sich interessante Wechselbeziehungen

Digitized by Google

Darin ist man 1753 und 1853 einig, daß die materielle Stellung der Professoren zu einer behaglichen gemacht werden müsse und Concursprüfungen als ausschließliche Norm für Besetzung von Universitätskanzeln unmöglich seien; auch darin herrscht Uebereinstimmung, daß auf die katholische Gesinnung der Professoren besondere Rücksicht zu nehmen sei. Wie vor hundert Jahren wurde die Schwierigkeit betont, wissenschaftlich hervorragende Männer von entschieden katholischer Gesinnung für österreichische Universitäten zu gewinnen. Es wurde anerkannt, daß solche Männer leider zu selten seien, als daß es möglich wäre, nur sie zum Lehramte zuzulassen. Gerade der Umschwung des öffentlichen Unterrichts in Oesterreich könne erst eine bedeutende Vermehrung deutscher katholischer Gelehrten auf allen Gebieten der Wissenschaft herbeiführen. Ausnahmslose Ausschließung akatholischer Professoren sei nicht rathsam. Die Confession, zu der sich äußerlich bekannt wird, wäre kein sicheres Merkmal einer bestimmten religiösen Richtung. Wo es daher an ausgezeichneten katholischen Gelehrten mangelt, stehe der Berufung von Akatholischen ausnahmsweise kein Bedenken entgegen; nur liege es in der Natur der Sache, daß Ausländer nicht anzustellen sein werden, so lange sich im Inlande gleich tüchtige Bewerber finden. Auch lasse sich die politische Bedeutung solcher Berufungen nicht übersehen. Diese seien ein unabweisbares Mittel, um dem einseitigen protestantischen Einflusse auf dem Gebiete der Wissenschaft ein Gegengewicht zu schaffen. Akatholiken waren auch vor 1848 gesetzlich nicht von dem Lehramte, wohl aber von akademischen Würden ausgeschlossen. Wenn der Mangel ausgezeichneter katholischer Lehrkräfte es als gerechtfertigt erscheinen ließ, einen Akatholiken als Professor anzustellen, wenn er durch längere verdienstliche Wirksamkeit das Vertrauen der Collegen und der Regierung erworben und verdient hat, so scheine es weder nothwendig, noch billig, ihm, der alle Mühen des Amtes trug, die Ehre gesetzlich zu verweigern, welche akademische Würden verleihen und somit ihn für einen nur Geduldeten zeitlebens zu erklären. Nur wo Privilegien und altherkömmliche Statuten der Zulassung von Akatholiken zu akademischen Würden entgegenstehen, da meinte man 1853, dürfte sich auch fortan darnach zu benehmen sein. Die Genesis dieser wiederholt angefochtenen Anschauungsweise kann hier nur angedeutet werden. Im Jahre 1749 sprach sich das Universitätsconsistorium sehr wegwerfend über die Zulassung von Akatholiken zum Doctorsgrade aus. Betrachte man die Treue und Liebe gegen den Landesfürsten, so lehre die Geschichte, daß akatholische Fremdlinge selten die Neigung zu ihrem früheren Vaterlande ablegen und meistens nur Glücksjäger seien, welche bloß Noth hieher geführt habe. Daher wären Promotionen von Ausländern zu verbieten. Die schädlichste Neuerung wäre es, so ruft das an die alten Prärogative sich klammernde Consistorium aus, alienis a fide catholica den Grad eines Wiener Doctors zu gestatten ad augmentum scientiarum relaxato juramento. Die Hofkanzlei findet in diesem Schmerzensschrei des venerabile Consistorium kein unabweisliches Hinderniß und befürwortet im Dispenswege die Graduirung von Akatholiken ob excellentiam in arte seu ob singularia merita, zu welchem Vorschlage jedoch die Kaiserin eigenhändig bemerkte: „wegen akatho-

Digitized by Google

lischen seind selbe und können nicht vor glider der Universität genommen werden, sondern als licentiati zu traktiren. Wie aber eine bessere Einrichtung und die großen abusi abzubringen habe van Suite befohlen einen plan auszuarbeiten. . ." Schon 1687 hatte das Universitätsconsistorium dem Reformversuche Leopolds I. gegenüber gebeten, es beim Alten zu lassen; 1753 wurde dasselbe bei der Reform der juridischen Facultät von der Regierung gar nicht mehr befragt. In den Instructionen für die neu anzustellenden Professoren der Rechte hob man 1753 ausdrücklich hervor, daß auch akatholische Autoren namentlich über öffentliches und Naturrecht zu benützen wären, daß alles in der Kundmachung von Studienangelegenheiten zu vermeiden sei, was ausländischen Gelehrten anstößig wäre, zumal der Wille der Kaiserin dahin gehe, Rechtsgelehrte in Europa aufzumuntern und für die Wiener Hochschule zu gewinnen.

Die Theresianische Reform von 1753 bezeichnete als innere Mittel der Emporbringung der Rechtslehre an der Universität:

1. Die Vermehrung des Lehrstoffes und Herstellung einer wissenschaftlichen Verbindung unter den einzelnen juridischen Lehrfächern nach dem Muster auswärtiger Rechtsfacultäten. Neu eingeführt wurden zunächst die Vorträge über Natur-, Völker-, Staatsrecht, Criminalrecht, Lehenrecht, Erblandsrechte.

2. Ein auf die Verschiedenheit specieller Berufsbildung berechneter Studiengang, kein allgemeiner, für alle Rechtshörer maßgebender Lehrplan, vielmehr drei Studienclassen für untergeordnetere öffentliche Dienste, für wichtigere Branchen des Staatsdienstes, für die höheren Zweige des Conceptsfaches und die höchste Stufe der Rechtsgelehrsamkeit.

Dieses Classenstudiensystem war derart abgestuft, daß jährlich der Fortgang eines jeden Rechtshörers geprüft werden mußte. Die besten Studirenden allein sollten zum vollen fünfjährigen Rechtsstudium, die hiefür nicht Tauglichen nur zum dreijährigen Studium der Rechte, der große Haufen, für welchen specielle Fachkenntnisse am nöthigsten sind, nur zu dem trivialen zweijährigen Rechtsstudium zugelassen werden. Wiederholt greift die Reform auf die Idee eines nach den Branchen des Staatsdienstes gegliederten Studienplanes zurück, 1820, später 1847; 1853 erklärte sich das Unterrichtsministerium principiell für die Unterscheidung eines vorherrschend juridischen und eines vorherrschend staatswirthschaftlichen Studienganges. Nach der Studienordnung von 1753 war die erste Studienclasse für künftige Justizbeamte höheren Ranges, für Professoren, Doctoren, Advocaten berechnet. Dem fünfjährigen Rechtsstudium dieser Classe hatte der absolvirte Curs über Wohlredenheit und deutsche Reichsgeschichte voranzugehen.

Zunächst sollten im ersten Jahre Rechtsgeschichte und Naturrecht, nach Ablauf der ersten fünf Monate Institutionen gelehrt werden. Im zweiten Jahre: Pandecten, Codex mit Novellen, zum Schluß jus criminale. Im dritten Jahre: Digesten und Erblandsrechte. Im vierten Jahre: kanonisches Recht, Völkerrecht, allgemeines Staatsrecht, zum Schluß Lehenrecht. Im fünften Jahre: jus canonicum, jus publicum particulare, Repetitorium der Reichsgeschichte.

Digitized by Google

Die zweite Studienclasse umfaßte: Institutionen, Digesten, Kirchenrecht und Erblandsrechte.

Die dritte Studienclasse behandelte in einem zweijährigen Unterrichte Institutionen, Digesten und Erblandsrechte.

3. Verbindung der Theorie und Praxis im akademischen Rechtsunterrichte.

Alle Rechtshörer sollten praktische Uebungen vornehmen, keiner derselben eine öffentliche Bedienstung erhalten, der sich nicht mit einem Zeugnisse der juridischen Facultät ausweist, sowohl aus der Theorie als auch aus der Praxis scharf geprüft und als tauglich befunden worden zu sein.

Jeder österreichische Rechtshörer, vorbereitet durch die geschichtliche Anschauung des Reichs- und Rechtslebens, nach erlernter Wohlredenheit, mußte sich mit dem Rüstzeug einer klaren, bündigen Theorie wappnen, sodann sein Talent, seine Fähigkeit, selbstständiger zu denken und juristisch zu construiren, durch practica schon auf der Hochschule erproben. Die Hörer der dritten Classe sollten durch zwei Jahre bei einem Advocaten, Agenten oder Grundbuche die Praxis nehmen. Die Hörer der zweiten Classe hatten sich beim Director der juridischen Facultät auszuweisen, daß sie bei einem bewährten Advocaten, k. k. Rathe u. a. durch zwei Jahre praktizirt haben. Sämmtliche Hörer beider Classen waren nach geendigten Uebungsjahren vom Studiendirector und vier beeideten Prüfungscommissären durch zwei Stunden ex theoria und eben so lange ex praxi zu prüfen. Es sollte hiebei per majora approbirt oder reprobirt werden.

Die zum fünfjährigen Rechtsstudium Zugelassenen sollten als Leute, welche durch wiederholte Proben mehr versprechen, bereits im vierten und fünften Jahrgange vom Hofe einigen vornehmen Räthen im Justizfache zugegeben werden. Halbjährige Verwendungsausweise qualificirten diese Elite der juridischen Studentenschaft. Aus ihrer Mitte sollten die Secretäre und Räthe gewählt werden. Nach absolvirter theoretisch-praktischer Prüfung stand ihnen der Zutritt zu den Dikasterien als Auscultanten offen.

Mit dieser Reihe von Prüfungen war aber der Kreis der akademischen Verwendung noch nicht abgeschlossen. Durch die ganze Studienzeit sollten alle vierzehn Tage Collegialübungen mit Aufstellung von zwei Defensoren und vier Oppugnenten über die im Laufe des Monats vorgetragenen Materien vorgenommen werden.

Alljährlich hatte auch jeder Professor zwei öffentliche Disputatorien in Gegenwart des Directors, der Examinatoren und der Facultät zu veranlassen, wobei aus dem ganzen Zweige der Rechtswissenschaft zu debattiren war.

4. Anregung der Professoren zu rühmlicher litterarischer Arbeit.

Es wurde die Erwartung gehegt, daß binnen sechs Jahren jeder Professor sein eigenes Lehrbuch werde ausgearbeitet und zur Genehmigung vorgelegt haben. Bis dahin wäre jedem Professor freizustellen, sich ein gedrucktes Werk mit Zustimmung des Studiendirectors als Lehrbuch zu wählen.

Digitized by Google

Hiebei möge den österreichischen Professoren als Leitstern dienen, daß sie nicht allein sich, sondern auch dem vaterländischen Studium Hochachtung und Ruhm bei den auswärtigen Gelehrten erwerben.

Um der Maculatur der üblichen Doctorsdissertationen ein Ende zu machen, sollte fortan kein Candidat gehalten sein, „etwas zur honoraria drucken" zu lassen.

Otto Ludwig.

Es ist in neuerer Zeit von „problematischen Naturen" die Rede gewesen, ohne daß selbst ein geistvoller Roman, obgleich zu diesem Zwecke geschrieben, dem dunklen Begriffe einen ganz sicheren, concreten Inhalt zu geben vermocht hätte. Leichter wäre es deutlich zu machen, was unter fragmentarischen Naturen zu verstehen ist, weil sie nicht bloß dem Leben nachzuzeichnen sind, was eine schwere Kunst ist, sondern weil sie sich unbewußt selbst als solche in litterarischen Werken dargestellt haben. Eine fragmentarische Natur war z. B. auch Otto Ludwig.

Dazu gehört freilich nicht bloß das Fragmentarische, dazu gehört auch, daß man eine Natur sei, eine Organisation, die für sich etwas bedeutet, mit der etwas neues geschaffen sei, was nicht schon am letzten Schöpfungstage vorhanden war, als es nur überhaupt einen Menschen gab.

Fragmentarisch sind wir alle, es kümmert uns aber nicht, denn andererseits sind wir wieder ganz vollkommen, insoferne wir nichts zu sein haben, als Exemplare der Menschengattung, bestimmt, diese vorzustellen und lebendig zu erhalten. Da zählen auch unsere Mängel zu der Vollkommenheit, mit der wir jenen allgemeinen und bescheidenen Zweck erreichen: der Mensch ist eben sehr schwach und brüchig und sterblich. Erst an der hervorragenden geistigen Persönlichkeit sticht auch das Fragmentarische schmerzlich hervor, weil sie berufen zu sein scheint, eine Vollkommenheit in sich selbst darzustellen, unabhängig von einem Zwecke außer ihr.

Je größer das Genie, um so empfindlicher wird ihm das Fragmentarische in der Menschennatur, welches einem gewöhnlichen Geschöpf an ihm selbst oft gar nicht zum Bewußtsein kommt, weßhalb man derartige Wesen auch trotz der allgemeinen menschlichen Mangelhaftigkeit nicht eigentlich fragmentarische Naturen nennen kann. Der gewöhnliche Verstand, der von Julian Schmidt vielgefeierte „gesunde Menschenverstand" weiß sich die Welt von allen Seiten bequem zurecht zu legen, so weit es ihm eben Vergnügen oder Bedürfniß ist ein Verständniß der Welt zu haben, aber freilich nur — so weit! Und macht sich dieser Hausverstand daran, Kunstwerke zu bilden, dann ist die Mittelmäßigkeit fertig, und die Mittelmäßigkeit ist immer rund und niemals fragmentarisch.

Digitized by Google

Die geniale Anlage entdeckt bald die Stelle, wo ihr die Welt wie mit Brettern verschlagen ist, wo sie sich blöder vorkommt als der Einfältigste, weil ihr die Erklärung keine ist, die den letzteren so völlig zufriedenstellt. Die geniale Anlage hat einen Drang nach Totalität des Erkennens und Gestaltens ohne Maß und Ziel. Es ist die litteraturgeschichtliche Sturm- und Drangperiode, die sich wiederholt im lebensgeschichtlichen Mikrokosmus des Genie's. Zuweilen walten persönliche und allgemeine Schicksale, Zeit- und Lebensverhältnisse so gnädig, daß sich ein göttliches Maß einfindet, die ungestümen Kräfte zu bändigen, daß sich über den Lücken und Brüchen des Geistes, der von Himmel und Erde wild seine Ergänzung fordert, die prächtigsten Nothdächer wölben, bis endlich aus der so fragmentarischen Natur in sich abgerundete Kunstwerke hervorgehen, denen die bewundernde Menge nicht glauben will, daß ihr Erzeuger nicht ebenso in sich fertig, vollendet, ein Ganzes sei. So haben die Götter über Goethe gewaltet.

Die Götter haben aber auch Lenz zerstört. Und insoferne nicht bloß persönliche Schicksale, sondern auch besondere Richtungen der Zeit Antheil daran haben daß sich eine geniale Anlage nicht wenigstens scheinbar und nur so weit mit dem Ueberkommenen und Gegebenen in Harmonie bringen kann, als zur Ausbildung reiner und harmonischer Kunstwerke erforderlich ist, hat gerade die neuere Zeit mehr als eine frühere verschuldet, daß fragmentarische Naturen die schroffe Einseitigkeit ihres Geistes nicht zu ergänzen, abzurunden, hinter ganzen Kunstwerken zu verstecken vermochten, vielmehr in wesentlich bruchstückartigen Productionen erst recht offenbaren mußten. Lenz war noch ein Einzelner. wie lange früher Günther — die neuere Zeit läßt schon eine Gruppe sehen, aus welcher außer Grabbe und Buchner noch manche Andere zu nennen wären und zu welcher — freilich mit einem jene alle übertreffenden Kunstverstand — auch Otto Ludwig gehört

Der Antheil der Zeit aber an der fragmentarischen Gestalt dieser genialen Geister besteht darin, daß sie ihnen und namentlich für das Drama die richtigen Stoffe zu künstlerischer Behandlung nicht mehr zu bieten vermochte Sie hatte die romantischen Liebhabereien bereits verworfen, die classischen Ideale ausgesaugt und nun hätte es gegolten, im historischen Leben der deutschen Nation gesunde Stoffe, neue Ideale aufzuzeigen. Man weiß aber, daß sich dieses Leben, so weit es ein historisches zu nennen ist, in den Jahren vor und nach 1848 aus krankhaften, widerwärtigen, jedenfalls der reinen, künstlerischen Begeisterung feindlichen und höchstens einer unkünstlerischen Erbitterung zugänglichen Elementen zusammensetzte Jeder dramatische Stoff aber, aus welcher Zeit er immer gewählt sei, kann nur im Sonnenlicht jenes politischen und ethischen Ideals, welches die Gegenwart gerade ausstrahlt, zur Frucht reifen, zur Wirkung gelangen. Jener Zeit fehlte es an solchen Ausstrahlungen. Der Hunger nach himmlischer Nahrung konnte nicht aufkommen, wo zuerst das gemeine Bedürfniß nach dem unerläßlich Nöthigen, was eine Nation zum Leben braucht, zu sättigen war. Das Ideal sinkt in diesem Falle herunter zur Tendenz. Und geistvolle dramatische Schriftsteller, wie Laube und Gutzkow, mit viel minderer Geschicklichkeit Prutz, Mosen u. A.

Digitized by Google

haben auch diese Abart von Ideal, die ihre Zeit beherrschte, richtig zu verwerthen gewußt.

Wie aber dieses bleiche Mondlicht der Tendenz nicht das wahre Kunstwerk reift, so konnte sich auch daran nicht wie am Sonnenlicht des Ideals die geniale Anlage werkthätig entzünden. Diese täuschte sich nicht über den unerbittlichen Bankerott des Ideals in der Nation, nahm kein Ausgleichsverfahren mittelst der Tendenz an, sondern suchte die ungeheure und entsetzliche Leere durch ein gleich kolossales Extrem auszufüllen, durch eine Apotheose, durch einen wahren Cultus der Wirklichkeit.

Zunächst geschah dies im historischen Drama. Aller artistischen und technischen Gesetze des Drama's und der Bühne wurde dabei gespottet, denn diese waren gut zur Versinnlichung einer Idee, das heißt, wo es galt, einen bloßen Ausschnitt aus der Weltgeschichte durch den darüber schwebenden Gedanken des Dichters zu einem Ganzen abzurunden. Nunmehr aber handelte es sich um die nackte Wiederholung jener Versinnlichung, die sich der „Weltgeist" selbst verschaffte, und die man Weltgeschichte nennt; da konnte nichts mehr wegfallen, nichts mehr ohne Bedeutung sein, da mußte Alles und Jedes mit hinauf auf die Bretter, und der Koth auf Dantons Stiefeln bedeutete nicht bloß sein Vaterland, sondern zunächst und vor allem den wirklichen Koth.

Diese Richtung hatte ihre Meister und Dilettanten, ihren Grabbe und ihren Griepenkerl, und war ganz geeignet, in der angeblichen Totalität, mit der die Geschichte hier behandelt wurde, gerade das Gegentheil aufzuzeigen, das Fragmentarische der Geister sowohl als ihrer Werke. Denn begiebt man sich einer idealen Weltanschauung, die sich immer auf einen bestimmten Gesichtskreis einschränkt, dann ist freilich alles, was in der Welt einen Platz einnimmt, von gleicher Wichtigkeit für die Darstellung, allein dann zerbricht auch das Werk in tausend Stücke an dem einzigen Mangel, daß die fragmentarische Natur des Dichters, wenn sie sich schon nicht durch ein gegebenes oder selbst gefundenes Ideal ergänzen wollte, nicht wenigstens einen Vorblick in den letzten aller Tage gethan hat, welcher erst alle vorhergegangenen Tage der Weltgeschichte erklären und das Verständniß für die Wichtigkeit aller einzelnen Dinge und für den Platz, den sie in der Welt einnehmen mußten, eröffnen wird.

Nicht minder fragmentarisch, der letzten Ausgleichung und Befriedigung unzugänglich, blieb dieser großartige Realismus, wenn er von der Weltgeschichte absah und sich dem bürgerlichen Drama zuwendete. Hier wurde statt der historischen, die psychologische Totalität angestrebt. Die größten Dichter früherer Zeiten hatten sich begnügt — und welcher Reichthum gehörte zu dieser Genügsamkeit! — aus ihren dramatischen Charakteren das Eigenthümliche so weit herauszuarbeiten, als es zugleich das allgemein Menschliche war, und sie feierten schon einen Triumph, wenn sich trotz der ausgeprägten Originalität ihrer Gestalten die Blutsverwandtschaft mit ihnen empfinden ließ, wenn an dem Maße der Wahrheit, das jeder Hörer in seinem Herzen mitbrachte, sich die Richtigkeit ihrer Zeichnung bewährte.

Digitized by Google

Jetzt aber galt es, jenen tiefen und dunklen Punkt der Seele, aus welchem das Ureigenste und Individuellste des Charakters entsprang, gleichsam jenes Ich, welches weiter kein Du findet, einen Punkt, den die früheren Dichter höchstens gestreift, sonst aber getrost der Metaphysik überlassen hatten, das Unauflösbarste selbst zum dramatischen Problem zu machen.

Es ist natürlich, daß mit solchen, in ihrem individuellsten Kern bloßgelegten Gestalten die Menge den menschlichen Zusammenhang nicht immer finden konnte, daß sie ihr grillen- und schrullenhaft erschienen, mehr als Räthsel, denn als Probleme, mehr aus dem Scharfsinn, als aus der Poesie entsprungen. Selbst wenn ihnen die Meisterschaft Hebbels, der gerade in dieser Richtung so genial war, den Stempel unverkennbarer Wahrheit aufdrückte, wurde ihnen dies Zugeständniß nur frostig und ohne innere Theilnahme gemacht. Der Grund ist, daß der Verlauf der dramatischen Handlung, auf solche Isolirung des Individuums gebaut, selbst wenn man die Wahrheit des letzteren zugab, zu unwahren Actionen und Ergebnissen führen mußte. Das Drama dieser Art ging nämlich von der Voraussetzung aus, daß ein also beschaffener Held, der sein Innerstes herauskehrt und ausschließlich mit seiner eigensten Wesenheit operirt, an den socialen Verhältnissen, die ihn gerade umgeben, oder an den eben herrschenden Gesetzen und Gebräuchen, die ihn bestimmen wollen, tragisch zersplittern würde, während er sich anderen Gesetzen, einer besser beschaffenen Welt willig unterwerfen würde. Die Wahrheit aber ist, daß mit einem so isolirt herausgearbeiteten Charakter, mit einem so anatomisch wahren Präparat die Gemeinsamkeit überhaupt aufgehoben ist, daß sich eine solche Gestalt in gar keine Art von Welt und keine Art von Welt in den Zusammenhang mit ihr fügen könnte.

Wer die Werke von Otto Ludwig kennt, der wird sie in dem hier dargelegten Umriß einer sehr bedeutsamen litterarischen Richtung wieder erkannt haben. Allein derselbe Kreis umschließt noch andere Dichter, und es erübrigt daher zu sagen, was Otto Ludwig Auszeichnendes für sich hatte und was ihn beliebter, ja selbst populärer machte, als die Genossen seiner Richtung.

Das bürgerliche Trauerspiel „Der Erbförster" wurzelt, wie oben als Kennzeichen dieser Schule angedeutet ist, in der meisterhaften Analyse eines einzelnen Charakters, dem man seine besondere, ihm allein zukommende Wahrheit in dem Grade zuerkennen muß, daß man sich sehr spät erst darauf besinnt, wie ihm ganz der Zusammenhang mit der Welt fehlt, in der er selbst lebt, und darum auch die allgemeine Wahrheit. Der Förster kann nicht glauben, nicht begreifen, daß, was nach seinem Herzen Recht ist, nicht auch Recht wäre vor den Gerichten. Und so lange sie vor uns steht und zu uns spricht, zwingt uns ihr Zauber, dieser Gestalt die Möglichkeit zuzugestehen. Und wie schön ist diese Möglichkeit! Der Förster ist mit dem Forst verwachsen wie dessen älteste Eiche. Nicht nur er selbst hat von Jugend an keinen anderen Beruf gehabt, als die Pflege dieses Waldes, auch seine Vorfahren haben ihr Leben damit ausgefüllt und es dadurch für würdig erfüllt betrachten können. So ist der Förster wie ein Bestandtheil des Waldes und in

Digitized by Google

dessen Boden wurzelt sein Leben. Hat er nicht ein natürliches Recht darauf, daß niemand die Wurzel seines Lebens antaste, und reißt man ihn nicht in Stücke, wenn man ihn vom Wald losreißt? Und das dürfte der Nächstbeste mit ihm thun, der sich zufällig im ganz äußerlichen, im materiellen Besitz dieses Waldes befindet? Muß dagegen nicht das innerste Herz sich empören und um Gerechtigkeit schreien?

Und so wahr diese Empfindung in ihrer Isolirung ist, die einzelnen Charakterzüge voll bestechender Naturwahrheit machen sie noch glaubwürdiger. Wenn z. B. der Förster sich nicht enthalten kann, eine Mittheilung, von der Tod und Leben abhängt, zu unterbrechen, nur um einen nicht jägergemäßen Ausdruck zu berichtigen: „Der Hirsch frißt nicht, sondern er äset" — so ist das zwar einfachste Natur, die Natur sorgt aber dafür, daß ihr Einfachstes nur von jenen gefunden werde, die sie am reichsten ausgestattet hat.

Doch kann leider dieser Realismus, so tief er gefaßt ist, nicht das letzte Ziel der Kunst, nicht sein eigener Zweck sein. Er kehrt das Einsamste des Menschen heraus, wie soll es sich zur Gemeinsamkeit verhalten, um dramatische Handlung zu werden? Nimmt man z. B. jenen Förster als einen Menschen innerhalb der Welteinrichtung, also als eine handelnde Person, so glaubt man ihm schon seine ganze Existenz nicht mehr. Wie, dem wackern Manne, der in seinem Berufe grau wurde, sollten die Rechte und Pflichten seines Amtes eine überraschende Neuigkeit sein? Es mußte erst eine neue Welt entstehen, eine noch in der Zukunft verborgene Idee zum Vorscheine kommen, um einen activen Zusammenhang zwischen dem äußern Leben und jener vereinzelten Innerlichkeit zu ermöglichen. Im Bestreben sie durch irgend einen logischen Faden mit dieser Welt, wie sie ist, handelnd zu verknüpfen, kömmt uns von der letztern ein verwirrtes und verwirrendes Bild zu Stande, wie denn in der That der Verlauf der Handlung im „Erbförster" trotz der meisterhaften Charakteristik, die sich bis auf die episodische Figur des communistischen Wildschützen erstreckt, immer unerquicklicher wird und das Sterben zuletzt kein tragisches Vollenden ist, sondern bloß den Personen und dem Stücke den Garaus macht.

Die oben näher bezeichnete Wendung, welche das historische Drama unter den Händen der fragmentarischen Dichternaturen nahm, wird auch von den „Makkabäern" getheilt. Zwar erlaubt der Stoff eine so ideale Exposition und die Gelegenheit ist mit so intuitiver Genialität benützt, daß die Scenen bis zur Zertrümmerung des Götzenbildes und diese selbst zu den seltenen Momenten im modernen Drama gehören, in welchen sich höchste Poesie und höchste Bühnenwirkung in voller Gleichberechtigung verschmelzen. Auch breiten wieder einzelne Reden und Wendungen, die wie geniale Flammen aufzucken, Tageshelle über die Charakteristik. Je mehr aber die Handlung fortschreitet, um so ausgedehnter macht sich auf der Bühne das Realistisch-Historische breit, in der Gräßlichkeit, die ihren Schlüssel, die versöhnende Antwort auf ihr Warum vom letzten aller Tage erwartet. Doch hat die gigantische Keckheit, mit der hier die Schauer des Geschehenen

Digitized by Google

wiederholt werden, ohne alle Beschönigung durch Zweck und Idee, mindestens das Ergebniß, daß man wie im dritten Theil von Hebbels „Nibelungen“ und hier noch in viel verstärkterem Maße von dem Bewußtsein überschlichen wird, der Sphinx des Tragischen überhaupt gegenüber zu stehen und ihr nicht bis auf den Grund der Seele blicken zu können. Wer erschöpfend erklären könnte, was die Tragödie eigentlich ist, der würde wohl jede fernere unmöglich machen. Denn er hätte damit ein Welträthsel gelöst, dessen dichterischer Ausdruck eben die Tragödie ist, und dessen unlösbare Existenz die Tragödie der Geschichte, des wirklichen Lebens ausmacht.

Daß sich das Streben des genialen Realismus (nicht mit dem von Julian Schmidt „erfundenen“ zu verwechseln) nach psychologischer Totalität in der epischen Darstellung noch bequemer gehen lassen konnte, als im bürgerlichen Drama, liegt in der Natur der Kunstgattung. So empfing man denn in „Zwischen Himmel und Erde“ eine niederländische Malerei ohne gleichen, eine, die sich nicht mit den Gegenständen der Anschauung befaßte, sondern mit den Unsinnlichen, Abstracten, eine niederländische Seelenmalerei. In dem genannten Buche sind die Charaktere zweier Brüder, eines guten und eines bösen, auseinandergelegt, daß keine Falte mehr bleiben kann, groß genug um das Atom eines Zweifels zu bergen, und besonders der Haß des bösen Bruders ist so musivisch aufgebaut, daß man über den Reichthum des dazu erfundenen Materials staunen muß. Wie eine — wohl nicht beabsichtigte — Ironie zur Bezeichnung der durchaus realistischen Richtung klingt der Titel, der so viel des romantisch Schwebenden, Aetherischen zu versprechen scheint, während er einfach auf die Beschäftigung des Dachdeckens hinweist.

Die Erzählung hat gewaltig packende Situationen, die dem Geist des kühnen Dramatikers entsprungen sind und dem Werke mehr Verbreitung verschafften, als den übrigen Erzeugnissen Otto Ludwigs. Als ob jedoch selbst diese Welt kleinstädtischen Bürgerthums nach zu geräumig wäre für das psychologische Einkehren in die Eigenthümlichkeit von Charakteren, die ihr Eigenstes nur im engsten Kreise bewahren können, zog sich Otto Ludwig mit dem ersten und allein gebliebenen Band seiner „Thüringer Naturen“ auf eine Art von Dorfgeschichte zurück. Reizvolle Schilderungen ländlicher Natur und einer das Herz bestrickenden Mädchengestalt leiten den Leser in der „Heiterethei“ zu einer Versammlung alter Weiber, deren Geschwätz lange Bogen, den größten Theil des Buches füllt, und von dem Autor mit der größten Beflissenheit, das Naturwahre zu treffen, man könnte sagen, mit fanatischer Verbissenheit in das Realistische wiedergegeben ist. Nun verbindet sich damit allerdings humoristische Wirkung und jedenfalls ist die Meisterschaft der naturtreuen Zeichnung bewunderungswürdig. Während aber in der breiten Darstellung des Niedrigen die Handlung und das Interesse an ihr stille steht, regt sich im Leser der Gedanke, den die Werke aus dieser Gruppe fragmentarischer Dichternaturen ohnehin häufig erwecken: daß der Verfasser von dem Wahn beherrscht gewesen wäre, die Bewunderung für den Künstler wäre identisch mit dem Wohlgefallen am Kunstwerk, jene Bewunderung schließe dieses Wohlgefallen noth-

Digitized by Google

wendig mit ein. Man mag aber der psychologischen Analyse, der Kraft und der Tiefe der Charakterzeichnung mit Anerkennung, mit staunender Bewunderung folgen, ohne doch deßhalb von dem Ergebniß dieser Anstrengung, von dem Schauspiel, das dadurch entrollt wird, im geringsten erbaut, ja selbst ohne dadurch von einem höchst widerwärtigen Eindruck geschützt zu sein.

Daß Otto Ludwig zunächst als Dramatiker fortleben wird, dafür dürfte auch sein Nachlaß sorgen, welcher außer den Studien über Shakspeare und einem zweiten Entwurf zu den „Makkabäern", von dessen Ausführung sich vielleicht größere Erfolge hätten hoffen lassen, auch ein unaufgeführtes Trauerspiel „Die Rechte des Herzens" enthalten muß, welches Schreiber dieser Zeilen mit Rührung und Bewunderung gelesen hat, aber schon vor zu langer Zeit, vor fast vierzehn Jahren, als daß ihm die Momente noch völlig gegenwärtig sein könnten, die zur Begründung des Urtheils gehörten.

Es ist mit diesen Zeilen der Versuch gemacht, anzudeuten, wie das Fragmentarische in den Werken Otto Ludwigs und der Dichtergruppe, zu der er zählt, nicht bloß in der Beschaffenheit dieser genialen Naturen wurzelt, sondern auch in der des historischen und litterarischen Augenblicks, in welchem sie auftraten. In den modernen Litteraturgeschichten, obgleich man gerade von diesen statt einer journalistischen Kritik eine pragmatische Erklärung jeder einzelnen Erscheinung zu verlangen hätte, unabhängig von dem subjectiven Geschmack des Geschichtschreibers, in diesen Litteraturgeschichten macht man sich es freilich bequemer. Man stellt die fragmentarischen Naturen, die Meister wie die Dilettanten, in dieselbe Reihe pinselt ihnen den Klecks „Kraftgenies" auf die Stirne und glaubt sie damit für ewig historisch gekennzeichnet zu haben; man beschuldigt Otto Ludwig der „litterarischen Großmannssucht" und fügt hinzu: „an der auch Hebbel gelitten und die schon so viele Talente ruinirt hat". Die in Mode gewesenen Litteraturgeschichten sind überhaupt die traurigste Partie der an Lorbeeren ohnehin nicht reichen litterarischen Kritik in Deutschland.

Mit Friedrich Hebbel und Otto Ludwig sind die größten Dramatiker geschieden, welche unserer Nation in der Gegenwart möglich waren. Denn die Gegenwart ist des dramatischen Dichters unerläßlichster Mitarbeiter, mag sie auch auf dem Theaterzettel welchem Jahrhundert immer die Maske entlehnen. Dem dramatischen Dichter ist es nicht möglich, die letzte Dissonanz aufzulösen, wenn er den Uebergang aus seiner subjectiven Einseitigkeit holen soll und ihm nicht seine Zeit mit einem fertigen, bestimmten, vollen Ideal dazu anklingt. Die Reformation hat Shakspeare, das Ideal der politischen Freiheit in seiner Zeit hat Schiller, der deutsche Geistesdrang nach metaphysischem Allumfassen hat Goethe im „Faust" auf den Punkt geleitet, wo sich die dramatische Mission des Genie's erfüllen ließ. Und in ihrem dramatischen Eifer war die Zeit niemals so stolz, daß sie sich ausschließlich mit Genies abgegeben hätte. Selbst den Romantikern brachte sie ein Ideal entgegen, das von den „Knappen, die in dem Herzen getragen die Treu" u. s. w., wie Heine singt, um ihre Production zu einem befriedigend ausklingenden Ganzen

Digitized by Google

abzurunden. Nur der gegenwärtigen Zeit scheint ein anderes Geschäft aufgetragen zu sein, als das Theater, sie hat ihm keine Hülfe zu bieten und der Kunst überhaupt wenig. Soll man es beklagen oder sich mit den neuesten Versen Geibels zufrieden geben: „Tadle mir nicht das Geschlecht, das rüstig im Stoff wühlt! Rüstig die Quadern haut es, aus denen der Geist einst sich den Tempel erbaut!"

Die Gegenwart hat die einzigen genialen Dramatiker, welche sie besaß, Hebbel und Otto Ludwig, im Stich gelassen, so daß ihre Leistungen in Gehalt und Wirkung fragmentarisch blieben, obgleich man, wenn politische und religiöse Prophezeiungen nicht in üblem Credit stünden, eine Zeit vorhersagen dürfte, welche dem dritten Theil von Hebbels „Nibelungen", namentlich den letzten beiden Acten, im Bewußtsein und Verständniß der dann lebenden Generation die Vollendung geben wird.

Was heute gefällt, riecht nach Sterblichkeit; es gefällt um den Preis der Vergänglichkeit. Denn nur die Mitwirkung eines Zeitideals giebt einem dramatischen Werk historischen Bestand. Es nützt nichts, die Unterschrift der Zeit zu fälschen, indem man auf den Zettel setzt: Das Stück spielt in der Gegenwart.

Hieronymus Lorm.

Robert Zimmermanns allgemeine Aesthetik als Formwissenschaft.

(Wien 1865. W. Braumüller.)

Besprochen von Dr. **C. S. Barach.**

Ein System der Aesthetik, das den heutigen Anforderungen der Wissenschaft entsprechen soll, ist eine Aufgabe für ein ganzes Gelehrtenleben. Wir ehren es an Robert Zimmermann, daß er, von der Größe und Bedeutung der Aufgabe, die er sich gesetzt, durchdrungen, seit Jahren seine Studien und seine schriftstellerische Thätigkeit auf das Gebiet der Aesthetik concentrirt hat. Das vorliegende Werk ist die Frucht jahrelanger Studien, ernstester Concentration, der ganzen und vollen Anstrengung wissenschaftlichen Denkens und Forschens. Speculative Kraft, vielseitige Gelehrsamkeit, Kunstsinn und einfache von Stufe zu Stufe führende Darstellung vereinigen sich in demselben auf seltene Weise. Wie es aus dem tiefsten wissenschaftlichen Bedürfniß entsprungen ist, so fordert es das ernsteste Studium und eignet sich weder zum sogenannten Anlesen, noch paßt es für schöngeistige Leser, deren philosophische Bildung sich nicht über den Gesichtskreis ästhetischer Damen erhoben hat; es verlangt gründliche, zusammenhängende, wiederholte Durcharbeitung. Am allerwenigsten aber läßt sich eine wissenschaftliche Prüfung der Principien Zimmermanns ohne die genaueste Kenntniß des ganzen Werkes eröffnen. Es ist unmöglich, über die Hauptgrundsätze Zimmermanns, die sich durch das ganze

Digitized by Google

System durchzuführen haben, ein Urtheil zu fällen oder einem darüber gefällten beizustimmen, wenn man nicht mit den Resultaten des Ganzen vertraut ist.

In dieser Einsicht hoffen wir den Wünschen unserer Leser entgegenzukommen, wenn wir in dem Nachfolgenden eine übersichtliche Darstellung des Inhaltes der Aesthetik Zimmermanns bringen.

Wie der Verfasser in dem 1858 erschienenen historisch-kritischen Theile des Werkes „Geschichte der Aesthetik als philosophische Wissenschaft" (Wien, Braumüller) darauf ausging, zu zeigen, daß das Wesen des Schönen in Formen gesetzt werden solle, so versucht er es in dem vorliegenden systematischen Theile, die Formen, in welchen das absolut Wohlgefällige ruht, vollständig aufzuzählen und durch deren Anwendung auf Geist und Natur als solche darzuthun. Um das zu erreichen, war es vor allem nothwendig, die allgemeine Wissenschaft vom Gefallenden, eine allgemeine Aesthetik zu schaffen, eine allgemeine Erörterung der ästhetischen Vorfragen vorauszusenden. Seltsam genug ist es, daß man in den früheren Hand- und Lehrbüchern der Aesthetik und Kunstphilosophie es gerade mit diesen Vorfragen, denen Zimmermann die eingehendste und gründlichste Erörterung widmet, so leicht nahm und so schnell damit fertig wurde. Wir stehen nicht an, diesen Theil des Zimmermann'schen Werkes als einen sehr bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete der Aesthetik zu bezeichnen, der ihm allein schon den Ruhm sichert, von keinem künftigen Bearbeiter dieser Wissenschaft übergangen werden zu dürfen, und wenden uns vor allem dazu, dessen Inhalt näher kennen zu lernen.

Hier scheint vor allem wichtig, was der Verfasser, nachdem er Begriff und Eintheilung der Philosophie entwickelt hat, anknüpfend an die Bestimmung der Materie der Begriffe, die entweder bloßes Bild oder seinsollendes Abbild des Seienden ist, von diesen Bildern und Abbildern sagt: „sie können gefallen oder mißfallen, einen gewissen Zusatz des Gemüthes mit sich führen". Daraus folgt, daß unser Verhalten zu denselben ein actives oder passives und als actives ein künstlerisches oder kritisches sein könne, also ein doppeltes, das aber nicht immer vereint sein muß. Die Vorbilder des kritischen und des künstlerischen Verfahrens dürfen nicht wieder Abbilder, aber sie müssen Bilder sein. In dieser Eigenschaft sind sie nichts anderes als bloße Bilder, durch die wir lediglich innerhalb des eigenen Vorstellens zu einem Zusatz veranlaßt werden, der sie als gefallend oder mißfallend kennzeichnet, aus deren Inhalt nichts erkannt, deren Inhalt nur gedacht wird. Solche Begriffe heißen ästhetische. „Das Bild sammt dem Zusatze erst macht den ästhetischen Begriff; an ihm, der auf diesem Wege nicht ist, sondern erst im Subjecte wird, hat auch das Subject seinen Antheil." Der Zusatz, den das Subject zum Bilde hinzu fügt, ist im allgemeinen Wortsinne Gefühl. Wo kein Gefühl ist, da ist kein Zusatz, kein ästhetisches Vorstellen, da ist reines Vorstellen, in welchem der Vorstellende sich gleichgültig verhält. Trefflich kennzeichnet der Verfasser diesen Unterschied in folgenden Worten: „Das Verhalten des reinen Forschers gegen die Vorstellung, die er empfängt, liefert das anschaulichste Beispiel. Ganz auf die Sache gerichtet, hat er nur für dasjenige Augen, was im Inhalt der Vorstellung

Digitized by Google

jene erstere abbildet. Die prachtvollste Blüthe ist für ihn nicht mehr, als die äußere Hülle der Geschlechtsorgane von so und so viel Griffeln und Staubfäden. Die Schönheit der Hand zu bewundern, die er eben seciren will, hat der Anatom ebensowenig Laune und Zeit, als der Arzt, der sie etwa amputiren will. Er will keine Zusätze zur Vorstellung, die nicht aus der Sache und nur aus dieser stammen."

Auf diese Weise gelangen wir zur Aesthetik, jener materialen Begriffswissenschaft, welche die philosophische Bearbeitung der ästhetischen Begriffe, d. i. deren Ergänzung zum Gegenstande hat Erst an die Aufstellung wohlgefälliger oder mißfälliger Bilder schließen sich dann die Anleitungen zu deren Verwirklichung, die Kunstlehren an. Darauf fußend, daß der Zusatz nichts von theoretischer Richtigkeit und Gültigkeit kenne, beim Zusatz der Ort seines Entstehens von dessen Veranlassung getrennt werden müsse — der Ort aber das Subject, letztere der Inhalt der Vorstellung abgesehen vom Subject, oder dieses abgesehen von jenem, oder das Zusammenwirken beider sei, erhalten wir als ersten Zustand den subjectlosen, als zweiten den objectlosen und als dritten den subjectiv-objectiven. Zusätze der zweiten und dritten Art können relativ, jene der ersten müssen absolut heißen. Sind jene ganz oder theilweise subjectiv, vage Zusätze, so sind diese objectiv allgemein und nothwendig gefallend oder mißfallend, und nur auf letztere eine Wissenschaft gründbar. Läßt sich nun das Was des Gefühlten in klare Vorstellung verwandeln, so entsteht das ästhetische Urtheil, welches erst Aesthetik möglich macht. Die Hauptfrage ist nun, ob ein solches möglich sei. Als erste Bedingung dafür ist vollendetes Vorstellen des Vorstellungsinhalts, nicht erst ein Streben ihn vorzustellen. Bild und Zusatz müssen zusammen vorgestellt werden, jedes von beiden ist unästhetisch, beide zusammen ästhetisch Das Bild hat Materie und Form. Beide, Bild und Materie, inferne sie jedes für sich abgesondert vom Zusatz vorgestellt werden, also unästhetisch sind, machen die Materie, ihr „Zusammen" die Form. Form ohne Materie ist nicht möglich, der Zusatz aber gehört nur zur Form des Bildes; kein Einfaches mißfällt oder gefällt ästhetisch, an dem Zusammengesetzten nur die Form.

In diesen Sätzen ruht nun die Grundlage einer Aesthetik als reiner Formwissenschaft. Indem sie weiter untersucht wird, finden wir, wie sich fixirte Gefühle immer nur auf einfache — ästhetische Urtheile auf zusammengesetzte Bilder beziehen — wie die Materie zusammengesetzter Bilder für sich fixirte Gefühle, die Form derselben nur ästhetische Urtheile erzeuge, Gegenstand der Aesthetik also nur Formen, sie selbst nur Formwissenschaft sei.

Gehen wir weiter, so stellt sich das „Was" des ästhetischen Gefallens oder Mißfallens im Grunde als ein „Wie" dar, und zeigt sich ferner, daß alle ästhetischen Urtheile evident, ihr Subject und Prädicat identisch seien. Bei der Bearbeitung derselben nun ist es nothwendig: 1. die Bilder, denen der begleitende Zusatz allgemein zukommt, von den vorübergehenden „subjectiven Erregungen" zu trennen; 2. das Was des Gefallens oder Mißfallens zum deutlichen Bewußtsein zu bringen Jedes Bild ist ein System thätiger Vorstellungskräfte — jede derselben

Digitized by Google

als Vorstellung hat eine bestimmte Energie (Quantität) und einen gewissen Inhalt (Qualität). Darnach ist eine Reihe von Gefallenden zu bilden; das Verhältniß dieser ist kein mathematisches, sondern ein rein ästhetisches, denn einzeln bleiben sie, was sie sind — wenn das auch nicht so weit geht, daß eben Beliebiges, nicht Homogenes in ein ästhetisches Verhältniß zusammentrete. Die Quantität darf nicht incommensurabel, die Qualität nicht völlig disparat sein. Kurz gefaßt: mit der Aussonderung der vagen und bloßen Stoffgefühle *beginnt*, mit der Aussonderung der verschiedenen ästhetischen Formen und Formarten *schließt* der ästhetische Proceß, und das Streben der Aesthetik geht darauf, dies Gefallen oder Mißfallen auf die ästhetischen Grundformen zurückzuführen. So gelangen wir zu den „allgemeinen Formen". Die Aesthetik aber hat nur die Frage zu lösen, durch welcherlei Formen, d. i. durch welcherlei „Zusammen" z. B. Farbenverbindungen gefallen und nicht. Dazu reicht der Begriff psychischer Vorstellungen, die einen Inhalt (Qualität) und Energie (Quantität) besitzen, hin; die Aesthetik ist somit eine *apriorische* Wissenschaft, und alle Bereicherung, die sie zu erwarten hat, kann nur den Stoff betreffen. Ihre Formen selbst sind apriorischer Natur und durch letztere geeignet, als *Normen* zur Beurtheilung zu dienen. Der zweite Theil des Buches behandelt dann die besonderen Formen in Natur und Geist, als einzelner und socialer Geist.

Gehen wir nun vorläufig über zum zweiten Capitel: „Die ursprünglichen Formen". *Nur Zusammengesetztes gefällt*, also müssen wenigstens zwei Glieder der Form sein, mehrere sind auf zwei immer zurückführbar. Daraus folgt eine Scheidung in elementare oder einfache und abgeleitete oder zusammengesetzte Formen. Die Vorstellung für sich hat eine logische und psychische Seite, je nachdem man ihren Inhalt, das „Was" oder ihre Stärke, das „Wie" des Vorstellens ins Auge gefaßt. Alle Beziehungen, wodurch etwas gefällt, gehören entweder der Qualität oder Quantität an, jene ist aber der Inhalt, diese die Intensität derselben. Vorstellungen gleicher Qualität, ohne auf die Quantität zu sehen, fallen als identisch weg, ebenso solche, deren Qualität disparat ist. Nur die dritten, die zum Theile gleich, zum Theile ungleich, doch aber vergleichbar sind, gelten für uns. Da kann das Gleiche das Entgegengesetzte überwiegen oder umgekehrt, oder beide einander die Wage halten. Was die Quantität anbelangt, bietet sie keine weitere Unterscheidung, da sie eben nur stärker und schwächer sein kann Rücksichtlich ihrer gilt: *die stärkere gefällt neben der schwächeren, letztere mißfällt neben der ersteren*. Rücksichtlich der Qualität: *die überwiegende Identität gefällt, der überwiegende Gegensatz mißfällt*. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kurze kritische Besprechungen.

Hermann, Konrad, Prof. Dr.: Das Problem der Sprache und seine Entwicklung in der Geschichte. Dresden 1865, Verlagsbuchhandlung von R. Kuntze.

— a — „Alle Sprache ist an sich nichts anderes als die Erscheinung und Ausdrucksform des Gedankens; deßwegen aber ist sich selbst in ihr wiederzufinden, das höchste und am meisten berechtigte Interesse, welches dieser letztere an ihr zu nehmen vermag" — mit diesen Worten schließt der Verfasser die vorliegende Schrift, welche gleich geistvoll und interessant mit früheren Arbeiten desselben (seiner „Philosophischen Grammatik", 1858, oder seinem „Pragmatischen Zusammenhang in der Geschichte der Philosophie", 1863) in sich verläuft, klar und faßlich dargestellt, geschmackvoll geordnet, überall die Vertrautheit und vollkommene Obmacht über den Stoff bekundend. Durch eine Reihe selbstständiger Abhandlungen, welche die angenehmsten Ruhepunkte für Lesen und Denken gewähren, führt uns der Verfasser von der Sprache überhaupt bis zur besonderen Theorie des Satzes, zeigt, wie Mensch und Sprache, beides eine lebendige Syntheſe von geistigem Inhalt und sinnlicher Wirklichkeit oder Form sind, und wenn die Sprache überhaupt als Problem betrachtet werde, sich dieses selbst nach allen seinen Seiten nur in der Geschichte entfalte, daher nur daraus die letzte entscheidende Beantwortung desselben zu nehmen sei. Sehen wir dieser Geschichte genauer zu, so stehen sich im Alterthume zwei allgemeine Grundansichten über die Sprache gegenüber, die der Physiker, welche den conformen Anschluß der Worte an die Natur der von ihnen bezeichneten Sachen, und die der Thetiker, welche die Meinung von einem rein conventionellen Charakter derselben vertritt. Dort Heraklit von Ephesus, hier Demokrit. Was wir Sprache nennen theilt sich darnach in den Ausdruck „Logos", den Begriff des geistigen Denkens, und den des „Glossa", der Eigenschaft der bloßen sinnlichen Lauterzeugung. Erst mit Plato erhebt sich die Betrachtung der Sprache auf eine höhere Stufe; immer aber hält auch er noch an der Heraklit'schen Grundmeinung fest: „denn das ganze Verhältniß der Identität oder nothwendigen Zusammengehörigkeit des „Logos" mit dem Element der „Glossa" war von ihm noch nicht mit vollkommener Deutlichkeit erkannt. Dies war Aristoteles, dem Schöpfer der Logik und der mit ihr verbundenen Disciplin der Grammatik vorbehalten. Stoiker, Epikuräer führen das weiter, ja die letzteren zeigen schon den ersten Versuch einer rationalen Erklärung der Verschiedenheit der Sprachen, und die Alexandriner geben den beiden Ansichten des Alterthums in den Analogetikern und Anomalisten eine veränderte Gestalt.

Ganz anders die neue Zeit; hier ist es die Frage nach dem Verhältniß und dem Zusammenhang der Sprache mit dem Menschen selbst, welche den Hauptgegenstand alles philosophischen Forschens bildet. Ist sie göttlichen, ist sie menschlichen Ursprungs? Beides findet seine Vertreter. Während sich aber alle empirische Wissenschaft der Sprache anfangs auf die Kenntniß des Lateinischen und Griechischen beschränkte, hat die gegenwärtige Wissenschaft alles an Sprachen auf Erden in ihren Bereich gezogen. Physiker und Thetiker begegnen uns abermals; „Logos" und „Glossa" gewinnen einen tiefer und reicher ausgedehnten Inhalt in der Philologie und Glossologie; letztere wandelt auch die allgemeine philosophische Ansicht von der Sprache durchgreifend um: die Sprache wird etwas in uns selbst liegendes oder mit unserem eigenen Denken zu einer untrennbaren Einheit verbundenes. Sehen Monboddo, Adelung in der Sprache noch ein mechanisches Werk oder Product der Menschen, so erkennen Herder, W. v. Humboldt und J. Grimm in ihr eine von uns untrennbare innere Thätigkeit oder sogar organische Lebensfunction. Herder legt das allgemeine Princip einer organischen Zusammengehörigkeit der Sprache

Digitized by Google

mit dem Wesen des Menschen dar; Humboldt erklärt daraus das Geistesleben der Völker und giebt eine geordnete Uebersicht der allgemeinen Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues; J. Grimm endlich betont die naturgesetzlich historische Entwicklung derselben. Die Sprachen werden; — dieses führt auf eine Verwandtschaft derselben und diese wieder auf ein gewisses System verschiedener Sprachstämme, von denen jeder als letzte Quelle eine bestimmte Ursprache voraussetzt. Ohne Sprache kein Denken; erst mit deren Erschaffung wird der Mensch, was er ist, tritt er aus der Sphäre des Naturlebens in die des Bewußtseins. Alle Sprache ist der Entwicklung fähig und diese bedingt eine Verschiedenheit des Baues derselben, welche ihrem ganzen Umfange nach in die drei allgemeinen Classen des organisch flectirenden, des einsilbigen oder flexionslosen und des vielsilbigen oder agglutinirenden Sprachbaues auseinandertritt. Alle Sprache überhaupt setzt sich ihrer Natur nach zusammen aus den beiden Thätigkeiten der Wort- und Satzbildung; die Ausbildung der ersteren bedingt auch die gleiche der letzteren, daher das Princip der Flexion dasjenige ist, auf dem die ganze Wahrheit, Schönheit und specifische Vollkommenheit des Baues einer Sprache beruht. Uebergehen wir die weitere Ausführung dieser Gedanken, so stehen wir am Schlusse dieses Werkes, bei der „Theorie des Satzes". Subject, Prädicat, Object, Nominativ und Accusativ und in sie als Nebencasus hineinmündend: Genitiv und Dativ, Verbum und Adjectiv, endlich die Classe der Partikeln lösen sich vor unsern Augen in schönster Reihenfolge aus selbem ab, stellen sich innerhalb des Satzes dar gleich Silben innerhalb des Wortes, und legen sich, zu Sätzen verbunden, als verschmolzene oder zusammengesetzte Sätze dar, überall bekundend: „daß alles Wissen von der Sprache wesentlich und zugleich ein solches vom Menschen ist".

Verhandlungen der k. k. statistischen Centralcommission im Jahre 1864. (Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik, 11. Jahrg., 4. Heft, Wien 1865).

S. Mit diesem Hefte giebt die statistische Centralcommission über ihr Wirken im zweiten Jahre Rechenschaft. Es erhellt daraus, daß neun Specialcomites, zumeist mit Zuziehung von Fachmännern, zur Feststellung neuer statistischer Erhebungen oder zur Erweiterung und Verbesserung der schon bestehenden thätig waren. Hieher gehören die Verhandlungen und Berichte über die Nachweisung des auswärtigen Handels, über Flußschifffahrt, Vereinsstatistik, die Erhebung der Dampfmaschinen, über eine detailirte Conscription der Elementarschulen, über Lebens- und Rentenversicherungsanstalten, die Statistik der Heil- und Wohlthätigkeitsanstalten und endlich der Bericht über die Errichtung eines statistischen Curses für jüngere Verwaltungsbeamte. Die Beschlüsse des statistischen Congresses in Berlin 1863 wurden von fünf Mitgliedern der Commission bezüglich ihrer Anwendbarkeit auf die österreichischen Zustände beurtheilt. Neben diesen Berichten müssen die Mittheilungen des Präsidenten hervorgehoben werden, welche ein interessantes Bild der Thätigkeit des von ihm geleiteten Amtes und dessen immer regeren Verkehrs mit den Behörden des In- und Auslandes entrollen. Wir erwähnen nur das Gutachten des Präsidenten über die vom Handelsministerium angeregte Agriculturstatistik, desselben Bericht ans Finanzministerium über das Staats-Rechnungswesen in Preußen, Sachsen, Württemberg, Baden, Frankreich und Belgien, die Mittheilungen über die Statistik des Grundbesitzes in Mähren, über Rübenzuckerproduction 1863 bis 1864 und über die Emancipation des Bauernstandes in Rußland. Die auf Ersuchen erfolgten Mittheilungen über das Verhältniß des Besuchs der Volks- und Mittelschulen an das französische Unterrichtsministerium, und über die Bemessung und Erhebung der Abgaben in Oesterreich an den Generalconsul in New-York erweisen, daß die Competenz der Centralcommission als vermittelnde Behörde in administrativen Fragen aller Zweige auch im Auslande und

Digitized by Google

über die Grenzen Europa's hinaus Anerkennung findet. Das Seminar, in welchem durch die Mitglieder der Commission und des Bureau Vorträge über die Statistik aller Verwaltungszweige gehalten werden, ist seit Anfang November des abgelaufenen Jahres eröffnet, und verspricht, von den Hörern, einem auserlesenen Corps jüngerer Kräfte aller Centralstellen, eifrig besucht, die schönsten Erfolge. Im Ganzen hat die statistische Centralcommission nach dem Berichte für 1864 wieder ein an Arbeit und Erfolg reiches Jahr zurückgelegt, sie strebt dem hohen Ziele, das ihr vorgesetzt ist, mit Kraft und Umsicht zu. Um schließlich in echter Recensentenweise das „aber" beim Jahresberichte für 1864 nicht zu vergessen, so bliebe zu wünschen übrig, daß die reichen Einläufe der Commission an in- und ausländischen statistischen Druckschriften ausführlicher erwähnt und die vollen Titel nebst einer kurzen, wie es vom Präsidenten geschieht, kritischen Inhaltsangabe in den Sitzungsberichten aufgenommen würden. Wer mit statistischen Arbeiten zu thun hat, der weiß, wie unendlich schwer es ist, über die für irgend einen Zweig vorhandenen Quellen Auskunft zu erhalten. Und so könnten die Berichte der Centralcommission durch die genaue Aufnahme der neuen Erscheinungen auch zu einer Quelle über die Litteratur werden und noch wesentlich erhöhten Werth gewinnen.

Preußen. Politische, Territorial- und Bevölkerungsstatistik, Gewerbe- und Verwaltungsstatistik. Leipzig 1865, Brockhaus.

S Dieses sechzig Seiten compressen Drucks umfassende Heft ist ein Separatabdruck aus der dritten Auflage des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons, aus der Feder des Regierungsrathes Richard Böckh, und es ist dem Autor wie der Verlagshandlung zu danken, daß sie den Aufsatz in besonderem Abdrucke erscheinen ließen und hiedurch Gelegenheit zu dessen weitester Verbreitung gaben. Denn das ist eine populäre Statistik, wie sie sein soll. Allenthalben mit den neuesten Erhebungen ausgestattet, keine irgendwie interessante Partie des Staats- oder socialen Lebens übergehend und dabei doch so kurz gefaßt, übersichtlich und klar, ist Böckhs Schrift eine wahre Musterarbeit, welche wohl in allen Richtungen die jüngsten Erhebungen aufführt, aber allenthalben, wo es noth thut, auch die Ergebnisse früherer Perioden zum Vergleiche herbeizieht und so Einblicke in die Entwicklung der socialen Zustände erschließt. Wie verlautet, so soll der Separatabdruck hauptsächlich zu dem Zwecke geschehen sein, an den Schulen als Lehrbuch zu dienen, und es ist den Schülern jedes Landes Glück zu wünschen, welchen ein so treffliches, seinem Zweck durch Präcision und Reichlichkeit des Inhalts so vollkommen entsprechendes Lehrmittel an die Hand gegeben wird.

Silbernagel, J,. Dr.: Verfassung und gegenwärtiger Bestand sämmtlicher Kirchen des Orients. Landshut 1865, bei J Wölfle.

S. Der Verfasser erwähnt in seiner Vorrede mit Recht, daß der Orient gegenwärtig nicht allein in politischer, sondern auch in kirchlicher Hinsicht die Blicke des Abendlandes auf sich zieht. Hat ja doch eben jetzt eine überraschende Aufforderung die Blätter durchlaufen, zur Herstellung der zerfallenden Grabeskirche in Jerusalem, deren Neubau keine christliche Kirche der andern gönnt und nur — dem Großtürken milde Beisteuern erlaubt. Beim Wettkampfe der drei herrschenden christlichen Culte Europas zur Vergrößerung des Einflusses im Orient werden aber zunächst die christlichen, starr abgeschlossenen Religionsgenossenschaften daselbst ins Auge gefaßt und da hört mancher Gebildete, ja Gelehrte Secten nennen, von deren Satzungen und Einrichtungen er keine

Digitized by Google

Ahnung hat. Es ist daher ein sehr dankenswerthes Unternehmen, eine geschichtlich-statistische Darstellung der Kirchen des Orients zu verfassen und in Dr. Silbernagel fand sich durch Sachkenntniß, Gründlichkeit und eine bei diesem Gegenstande hoch zu rühmende Unparteilichkeit die geeignete Kraft. Sein Buch umfaßt die Geschichte, Organisation und Statistik sämmtlicher schismatischen unirten Kirchen des Orients, von welchen die griechische, russische, armenische, nestorianische, koptische, monophysitische und jakobitische Kirche nebst den Thomaschristen den Schismatikern, dagegen die unirt-griechische, melchitische, koptische, abyssinische, armenische, chaldäische, syrisch-katholische und marenitische Kirche den unirten Culten angehören. Der Autor nennt sein Werk eine kanonistisch-statistische Abhandlung, mit vollstem Rechte, denn bei jedem Capitel folgt der geschichtlichen Einleitung eine Darstellung der Satzungen und Hierarchie, ihrer Organisation und Würdenträger, deren Recht und Machtstellung, ihrer Einkünfte, der Welt- und Klostergeistlichkeit, woran sich eine Statistik der Diöcesen, Seelenzahl und Geistlichkeit schließt. Die Behelfe hiezu hat der Autor durch ein reiches Quellenmaterial beigeschafft und durch Citate allenthalben gefestigt, die Anordnung ist lichtvoll, die Darstellung fließend, und so hat Dr. Silbernagl ein Buch geliefert, das in jeder Hinsicht den Stempel des Trefflichen an sich trägt und vom Theologen, Geographen, Historiker wie von jedem Gebildeten mit ungetheilter Anerkennung begrüßt werden wird.

Walderſee, Franz Graf: Der Jäger. Neue Auflage. Berlin 1864, bei A. Duncker.

V. Der Vater des preußischen Generals, welcher der Nachfolger Venins im Ministerium Manteuffel war, der einstige anhalt-dessauische Oberhofmeister Graf Franz Walderſee, gab vor Jahren das Lehrgedicht heraus, welches uns hier in einer wahrhaft prächtigen neuen Ausgabe vorliegt. In drei Gesängen behandelt es das gesammte Thun des Waidmanns, mit der Hasenjagd beginnend und den Kreislauf des Jahres mit der Verfolgung des Wildschweins schließend. Was die Wälder und Felder, Seen und Sümpfe des deutschen Flachlandes an vier- und zweifüßigem Wild hegen, spaziert an dem Leser vorüber, auch seltenere oder auch ganz verschwundene Gäste, wie Bär und Elen werden nicht vergessen; während der Hegezeit wird der Jäger zum Forstmann und beschäftigt sich mit der kunstgerechten Dressur der Hunde. Was für den Jagdfreund ein Erbauungsbuch, wird auch von dem Laien gerne gelesen, welchem der Dichter durch ein vollständiges Glossar zu Hülfe kommt. Beinahe aber stellt die neue Ausstattung den alten Text in Schatten. Er ist Hochquartformat in splendidester Weise auf pergamentähnliches Papier gedruckt, die Schrift wie die reiche Einfassung jeder Seite ist im Geschmacke der Zeit gehalten, in welcher das Gedicht entstand, und ungefähr fünfzig Illustrationen, theils ausgeführte Bilder, theils Vignetten, weisen dem Buch einen Platz neben den vorzüglichsten Holzschnittwerken neuerer Zeit an. Sowohl der Zeichner Ludwig Beckmann, wie der Holzschneider R. Brendamour verdienen mit der größten Auszeichnung genannt zu werden, wenn auch die Diana an der Spitze des ersten Gesanges etwas lebhaft an den Thiermaler erinnert.

Digitized by Google

* Um einer irrigen Auffassung zu begegnen, bemerken wir ausdrücklich, daß die Redaction die in der „Wochenschrift" entwickelten Anschauungen über H. Rolletts Gedichte gegenüber der in einem Inserate des Umschlages der Nr. 15 abgedruckten buchhändlerischen Anzeige aufrecht erhält.

* Unter dem Titel „Vereinsblatt für romänische Litteratur und Cultur in der Bukowina" erscheint in Czernowitz seit 1. März in Monatsheften zu 1 Druckbogen ein Litteraturblatt in romänischer Sprache, als dessen Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Herr Ambrosius Dimitrowicz am Blatte gezeichnet erscheint.

* Von Dr. Gindely's Rudolf II. und seine Zeit" ist soeben die Schlußabtheilung erschienen. Sie behandelt die Zeit vom Abmarsch der Passauer aus Prag bis zum Tode Rudolfs II. Als Anhang ist dem Buche eine Darlegung des Streites beigegeben, welcher sich zwischen den Böhmen und den Schlesiern wegen der Forderung der letzteren, daß für die schlesischen Angelegenheiten eine eigene Kanzlei errichtet werden solle, erhoben hatte.

* Die Herausgabe der Werke Dlugosz', dessen „Liber beneficiorum" bereits in drei Theilen erschienen, erfreut sich unter den deutschen Gelehrten einer großen Theilnahme. Insbesonders sind hiebei zu nennen Dr. Röppell, Dr. Pertz und Dr. Wilhelm Arndt, deren wissenschaftliche Mittheilungen für das Unternehmen, von Wichtigkeit gewesen sind. „Clenodia" und „Banderia" desselben Historikers bereitet zur kritischen Ausgabe Dr. Zebrawski vor, der sich durch Anfertigung von Indexen um die Ausgabe des „Liber" so verdient gemacht. Die polnische Uebertragung der Dlugosz'schen „Vita s. Stanislai" hat der berühmte Schriftsteller J. J. Kraszewski übernommen. Die Buchhandlung F. Grzybowski kündigt eine Uebersetzung des „Lebens St. Stanislaus" (polnisch von Herrn Karczewski in Krakau) an.

* In der letzten Sitzung der Section für Archäologie und schöne Künste in der Krakauer Wissenschaftlichen Gesellschaft wurde beschlossen einen Aufruf ergehen zu lassen, worin die Bedingungen bekannt gegeben werden unter welchen die von dem Bildhauer H. Parys Filipi nach den Wawel-Denkmälern angefertigten Gypsabgüsse der Büsten der polnischen Könige angekauft werden können.

* (Dante redivivus.) Unter dem Titel: „Il Conte Durante" ist in Rom ein seltsames Buch erschienen. Conte Durante ist Dante in eigener Person, dem die Rückkehr auf die Oberwelt und ein Besuch Neu-Italiens gestattet wurde. Er bereist die ganze Halbinsel, findet aber die Zustände in Neapel, Turin, Florenz und auf Sicilien so beklagenswerth, daß er ihnen den Aufenthalt im Fegefeuer vorzieht. Die bei der Neugestaltung des schönen Landes in erster Reihe betheiligten Personen werden von dem alten Ghibellinen arg zugerichtet. Verfasser des Buches, der unter dem Pseudonym „Antonio Vero" schreibt, ist der neapolitanische Duca Proto di Maddaloni, ehemals Mitglied der zweiten piemontesischen Kammer und jetzt in Zurückgezogenheit in Rom lebend.

* In Frankreich, dem Lande der politischen und socialen Umwälzungen, hat sich ein ganz eigenthümliches litterarisches Institut erhalten, welches mehr als 500 Jahre besteht. Wie wir dem „Magazin für die Litteratur des Auslandes" entnehmen, hat die Académie des Jeux floraux ihre erste diesjährige Sitzung gehalten, um vier neue „Maintereurs" oder Troubadours an die Stelle von ausgetretenen oder verstorbenen Mitgliedern zu wählen. Aufgenommen in die ehrwürdige Körperschaft, die ihren Ursprung von der im Jahre 1323 gebildeten Sobregaya Compagnia del Sept Trobadors de Tolosa ableitet, wurden Charles de Rémusat, Minister unter der Juli-

Digitized by Google

Regierung, Vertreter von Toulouse in der Nationalversammlung und einer der nach dem Staatsstreich aus Frankreich Verwiesenen, dessen Name auch in der Litteratur als Biograph Abälards einen guten Klang hat; ferner Herr Raymond de Toulouse-Lautrée, der sich durch den seinigen als einen echten Sohn der Garonne legitimirt, der Bischof von Carcassonne und noch ein Geistlicher, der Vicar von St. Etienne. Die Maintereurs kommen in der Salle des Illustres zusammen, wo sich eine Bildsäule der mythischen Clémence Isaure befindet, der zu Ehren alljährlich ein Gedicht verlesen wird. Die Preisschriften, jetzt schon längst nicht mehr in provençalischer, sondern in französischer Sprache abgefaßt, müssen im Februar eingesandt werden, aber die „Spiele," bei welchen die Gedichte verlesen und die Preise vertheilt werden, finden erst am 3. Mai statt. Voriges Jahr war der Löwe des Festes Herr Viennet, Mitglied der französischen Akademie, Ex-Pair und Ex-Deputirter, und selbst aus dem in der Troubadourpoesie berühmten Beziers in Languedoc gebürtig. Daß sich Männer wie Viennet und Rémusat an den Jeux floraux betheiligen, ist übrigens ein Beweis, welchen Werth man noch auf dieses alterthümliche Institut legt, das sich durch alle Stürme der Revolution erhalten hat.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 5. April 1865.

Der historischen Commission wird zur Aufnahme in ihr Archiv eingesandt: „Geschichte der Wiener Marktordnungen von den ältesten Zeiten bis zu Ende des 18. Jahrhunderts", von Herrn Alexander Gigl, Bibliotheksofficial im k. k. Staatsministerium.

Der Verfasser sucht zuerst in einer kurzen historischen Einleitung die Nachtheile der sogenannten Städteprivilegien, wie sie vor Zeiten gegen alle nationalökonomischen und handelspolitischen Grundsätze gang und gäbe waren, und in erster Linie den Aufschwung zur Großstadt erschwerten, nachzuweisen und namentlich das dadurch geschaffene ungünstige Verhältniß zwischen Stadt und Land ins Licht zu setzen. Einen speciellen Beleg zu dieser Ansicht scheint ihm die Geschichte des Marktwesens zu bieten.

Das Ganze zerfällt in drei Haupttheile, deren erster 1. in die Definition und Entwicklung des Begriffes Vorkauf; 2. in eine Beleuchtung des Prohibitiv- und Freihandelssystems, wie sie je durch die legislativen Maßregeln bezüglich des Marktes durchschimmern; 3. in die Erörterung des Begriffes Markt und seiner Elemente zerfällt.

Der zweite Haupttheil enthält die actenmäßige Entwicklung der Marktordnungen als legislativen Theiles; der dritte Haupttheil endlich die Urkunden, d. i. die Texte der Marktordnungen, Satzungs-, Löhnungs-, Lebensmittelpreise- und andere Tabellen und Documente.

Die Darstellung der ersten Unterabtheilung des ersten Haupttheiles giebt dem Verfasser Gelegenheit, über den Stand statistischer Arbeiten älterer Zeit in Oesterreich, über Landwirthschaft und Industrie, über das sogenannte Satzungswesen, über Arbeitslöhne, Lebensmittelpreise u. dgl. zu sprechen und eine skizzirte Geschichte des behördlichen Ressorts und der Administration zu liefern.

Die zweite Unterabtheilung befaßt sich mit einer urkundlich getreuen Schilderung der Prohibitivmaßregeln in der Handelspolitik und des zu einer gewissen Zeit beginnenden

Digitized by Google

Kampfes des Freihandelssystems gegen dieselben, fortwährend mit Bezug auf das Marktwesen. Die Niederlagsprivilegien, Abhaltung der Concurrenz fremder Kaufleute, Straßenzwang, Zunftwesen u. s. w. sind die Schlagworte, welche hier, stets an der Hand von Belegen, ausführlich entwickelt werden.

In der dritten Unterabtheilung stellt der Verfasser die Definition des Begriffes Markt, wie er ihn für seine Schilderung gemeint, fest und ergeht sich im Detail über die Schauplätze, welche dieser Markt in der Capitale eingenommen; über die handelnden Personen und alle Elemente desselben, sowie über die einzelnen sogenannten marktmäßigen Artikel, ihre Bedeutung in der Oeffentlichkeit und in der Legislatur. Es wird hier so recht die schwierige Aufgabe klar, welche die Behörden sich gestellt, nämlich: das Publicum vor Uebervortheilungen durch Verkauf und Zwischenhandel zu schützen und dennoch nicht allzu gewaltthätig gegen die stets bereite Opposition materieller Interessen aufzutreten, ein Bemühen, das die interessantesten Collisionen herbeiführte. Zum ersten Male findet sich hier eine vollständige Entwicklung des Zwischenhandels und sogenannten Ablöserwesens (Ständler, Fratschler, Bolletenweiber, Höckerinnen), jener Frage, welche die Aufmerksamkeit der Behörden fortwährend in Anspruch nahm und eine glückliche Lösung erst in unserem Jahrhundert fand.

Der zweite Haupttheil: die actenmäßige Geschichte der Marktordnungen selbst, legt die Genesis derselben dar und gewährt den vollsten Einblick in die den legislativen Erlässen der Behörden vorausgegangenen ämtlichen Verhandlungen, so daß sich keine Lücke im Verständnisse der Marktordnungen ergeben kann. Diese Partie ist vorzüglich reich an interessanten Anschauungen der Regierungsorgane und an merkwürdigen allerhöchsten Entschließungen, und zeigt uns, neben manchen Verirrungen, die der Zeit angehören, viele erfreuliche Spuren einer schon früh beginnenden gesunden national-ökonomischen Politik.

Der urkundliche Theil endlich bringt die vollständigen Texte aller Wiener Marktordnungen, soweit sie zurück in Schrift oder Druck aufbewahrt sind, so wie viele andere interessante Beiträge zur Cultur- und Socialgeschichte der Stadt Wien.

Herr k. Rath Bergmann legt eine Abhandlung für die Denkschriften vor: „Darlegung mehrerer bisheriger Systeme für Anordnung von Sammlungen mittelalterlicher und moderner Münzen und Medaillen und Begründung eines wissenschaftlichen Systems von Kaiser Karl dem Großen bis auf unsere Tage."

Seit etwa anderthalb Jahrhunderten wird nicht allein den antiken, sondern auch den mittelalterlichen und modernen Münzen und Medaillen eine mehr und mehr sich erweiternde Aufmerksamkeit und Pflege gewidmet.

Durch universelle Sammlungen lernen wir die vielen wechselnden Sorten des in verschiedenen Epochen in allen Ländern cursirenden Geldes kennen; vornehmlich aber verwahren und erhalten Medaillen uns werthvolle Denkmale der Geschichte sowohl als der Kunst in kleinem Rahmen, indem sie manches historische Datum und so manches treue Bildniß hervorragender oder hochverehrter Persönlichkeiten späteren Geschlechtern überliefern und den jeweiligen Charakter, das Gepräge ihrer Zeit, einfach und klar an sich tragen.

Dieser mehrfache Werth der Münzen und Medaillen, kurz der Numismatik, wird mit steigender Theilnahme allenthalben anerkannt und gewürdigt.

Wir können die bisherigen Anordnungen, welche in universellen Sammlungen mittelalterlicher und moderner Münzen und Medaillen (diese seit etwa 1450) seit drittehalb Jahrhunderten in Deutschland eingeführt waren und zum Theile noch sind, füglich in dreierlei Systeme eintheilen, als: a. in das hierarchische oder kirchenfürstliche; b. in das laienfürstliche, je nachdem die Münzen der Päpste und anderer geistlichen Fürsten oder die der Kaiser und Könige die Sammlung eröffnen, in welchen beiden Systemen die geistlichen und weltlichen Münzherren nach ihren verschiedenen Rangstufen abwärts

Digitized by Google

gegliedert und zersplittert worden sind; und c. in das geographische System, indem einige Numismatiker — nach Eckhels Vorgang in der antiken Numismatik — mit dem äußersten Westen Europa's, mit Portugal ihr System beginnen, was die Portugiesen, wenn es ihnen so gefällt, zu thun belieben; andere, wie Leitzmann, mit jenen Münzen des Orients, welche in die Zeit unseres Mittelalters fallen, von wo aus er nach dem Abendlande vorrückt; der russisch-kaiserliche Staatsrath v. Reichel macht in seiner reichen Thalersammlung mit Rußland den Anfang und steigt vom hohen Nordosten zu den andern europäischen Staaten herab. So mögen französische Numismatiker in der Anordnung ihrer Cabinette — wie wir Deutsche — mit Charlemagne, oder noch früher mit den merowingischen oder gar keltischen Münzen mit vollem Rechte ihre Suiten eröffnen.

Dem Referenten sind über ein Dutzend in Deutschland nach und nach eingeführte Systeme für Anordnung von Sammlungen mittelalterlicher und moderner Münzen und Medaillen bekannt, denen es mehr oder minder an klarer, übersichtlicher Ordnung und an leichter Handhabung, zumal in einem reichen, vielbesuchten Cabinette gebricht.

Die Schemata, die nach den oben genannten drei Hauptsystemen in dieser umfassenden Abhandlung dargelegt werden, sollen das Unzweckmäßige und Unpraktische derselben darthun und begründen.

1. Die erste Stelle für uns hat das römisch-deutsche Kaiserreich von Karl dem Großen bis 1806. Da wir Deutsche diesem allgewaltigen Schöpfer der Ordnung im Abendlande unsere ersten Münzen verdanken, so können wir ohne Anmaßung mit ihm die mittelalterliche Numismatik beginnen und mit seinen Nachfolgern im römisch-deutschen Reiche die Kaisersuite nach den regierenden Dynastien chronologisch fortsetzen, zumal diese Herrscher sich für die ersten Fürsten der Christenheit hielten und auch als solche galten, und kraft ihrer kaiserlichen oder königlichen Machtvollkommenheit erst geistlichen Würdenträgern, dann weltlichen Fürsten, Grafen, Städten und Ständen des Reiches, in früherer Zeit, ja bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht nur in den deutschen, sondern auch in welschen Landen das Münzrecht verliehen haben.

Durch volle dreihundert Jahre, von 1440 bis 1740, saßen ununterbrochen Fürsten aus habsburgischem und nach Karl VII. von Bayern (von 1742 bis 1745) seit 1745 aus lothringischem Stamme auf dem Kaiserthrone bis auf Franz II., der mit der Auflösung des tausendjährigen deutschen Reiches am 6. August 1806 die Kaiserkrone niederlegte. Ihre Landesmünzen, die kaiserliche Titel und Wappen ꝛc. führen, bilden mit ihren Kaisermünzen vereint einen großen, reichhaltigen Körper.

2. Oesterreich, die deutschen Bundesstaaten und die antiquirten (geistlichen und weltlichen) Reichsstände. Mit demselben Kaiser Franz, der am 11. August 1804 als erster dieses Namens zum Erbkaiser von Oesterreich sich erklärt hat, eröffnen wir die Suite der österreichischen Kaisermünzen, denen die Münzen der einzelnen Reiche und Lande vor ihrer Vereinigung mit dem Herzlande Oesterreich, wie auch die der herzoglichen und seit 1453 erzherzoglichen Nebenlinien angereiht sind.

Mit Oesterreich sind die anderen Staaten des deutschen Bundes, der durch die Bundesacte ddo. Wien, 8. Juni 1815 errichtet wurde, als Souveraine, kleine wie große, gleichmäßig münzberechtigt und sie alle werden daher statt nach der althergebrachten Eintheilung in ihre verschiedenen Rangesabstufungen zu unserem numismatischen Zwecke in eine leicht faßliche alphabetische Ordnung gebracht, nämlich von Anhalt bis Württemberg.

Diesem lebenden, fortmünzenden Körper folgt das numismatisch antiquirte, abgelebte, nicht mehr münzende Deutschland in zwei Abtheilungen; es bilden nämlich: A. sämmtliche am 25. Februar 1803 säcularisirte geistliche Reichsfürsten, als Kurfürsten, Erzbischöfe, Aebte und Aebtissinen, die vom Kaiser und Reich ohne Unterschied ihres Ranges gleich münzberechtigt waren, promiscue in alphabetischer Ordnung den einen

Digitized by Google

Theil, und den andern B. sämmtliche weltliche, sowohl erloschene als auch bei der völligen Auflösung des Reiches im Jahre 1806 mediatisirte meist neufürstliche, gräfliche und freiherrliche münzberechtigte Familien, ebenfalls promiscue alphabetisch. Größere geordnete Massen, wie sie jeder dieser beiden alten Reichskörper bildet, sind leichter zu übersehen als getrennte, zerstückte, zersplitterte Glieder.

3. Von Deutschland gehen wir natürlichen Ganges zur Schweiz über, zumal Bischöfe, Aebte, Dynasten und Städte dieses Landes von den deutschen Kaisern und Königen ihr Münzrecht erhalten hatten und die späteren Cantonsmünzen deutschen Charakter und Typus an sich tragen.

4. Aus der Schweiz steigen wir nach Italien hinab, das einst mit dem mächtigen deutschen Reiche in engerer Verbindung und Abhängigkeit war; zudem hatten viele weltliche Fürsten und Herren, Bischöfe und Städte von den Ottonen und Hohenstaufen ꝛc. ihre Münzprivilegien erhalten.

Bis zum Jahre 1859 war Italien in die seit dem Wiener Frieden 1815 in dieser Halbinsel regierenden Souveraine und in ein **Italia numismatica antiquata** nach unserem Systeme numismatisch abzutheilen. Nach der dermaligen Lage der Dinge sind factisch nur drei Souveraine in Italien, der Kirchenstaat, das sogenannte Königreich Italien (17. März 1861) und das lombardisch-venetianische Königreich, alles andere fiele nunmehr der **Italia numismatica antiquata** zu, welche gleich dem antiquirten Deutschland aus zwei Abtheilungen besteht, nämlich: a. in vor Alters münzberechtigte geistliche Würdenträger und b. in weltliche sowohl erloschene als unterthänig gewordene Republiken und Familien höheren und niederen Ranges, jede Abtheilung in einen Körper promiscue alphabetisch vereinigt.

Von Italien setzen wir über das Mittelmeer nach der pyrenäischen Halbinsel und beginnen mit dem Westen. Es folgen:

5. Portugal; 6. Spanien mit den früheren getheilten Königreichen; 7. Navarra, 8. Frankreich nach allen seinen Phasen, ferner a. mit seinen geistlichen, vordem münzberechtigten Würdenträgern, und b. weltlichen, vordem münzenden Dynasten; 9. Belgien mit den ehemaligen belgischen Provinzen; 10. die Niederlande (Batavia) mit den ehemaligen sieben vereinigten Provinzen; 11. Großbritannien, a. England, b. Schottland, c. Irland; 12. Dänemark; 13. Schweden mit Norwegen; 14. Rußland, an das sich 15. das alte Königreich Polen anreiht: 16. die alten christlichen Reiche Bosnien, Bulgarien und Servien, dann die neuern souzerainen Fürstenthümer Moldau, Wallachei und Serbien in der europäischen Türkei; 17. das Königreich Griechenland; 18. Die Münzen der in Griechenland und in der asiatischen Türkei zur Zeit der Kreuzzüge bestandenen Königreiche, Fürstenthümer und Grafschaften, kurz die Münzen der Kreuzfahrer. Die Münzen des osmanischen Reiches gehören ins Gebiet der orientalischen Numismatik.

19. Die Münzen und Medaillen sämmtlicher Städte, in alphabetischer Ordnung.

20. Die Medaillen auf Personen verschiedenen Ranges und Standes, mit Ausnahme jener, welche regierenden und münzberechtigten Häusern angehören und diesen zugetheilt sind.

21. Miscellanea, nämlich Medaillen biblischen, religiösen, moralischen, satyrischen, chemischen ꝛc. Inhaltes und unbestimmte Stücke.

Den Schluß machen 22. die außereuropäischen Münzen in den vier Welttheilen Asien, Africa, America und Australien, nämlich die Münzen sowohl der colonisirenden europäischen Mutterlande mit romanischem und germanischem Charakter und solcher Schrift für ihre Colonien, als auch der aus denselben hervorgegangenen unabhängigen Staaten: die bilinguen Münzen sind ihren Münzherren zuzutheilen.

Herr Prof. Siegel erstattet als Referent der Commission für Herausgabe österreichischer Weisthümer Bericht über die bisherige Thätigkeit derselben.

Digitized by Google

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 4. April 1865.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Bericht vom Herrn k. k. Hofrath und Director W. Ritter v. Haidinger wird vorgelegt, mit dem Ausdrucke ehrfurchtsvollsten Dankes bezüglich der ihm Allergnädigst bewilligten Audienz bei Sr. k. k. Apostolischen Majestät am 30. März 1865, in Anerkennung der erfolgreichen Theilnahme der hochgeehrten Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt an den neuesten ehrenvollen Ergebnissen in der Sitzung mitgetheilt.

Herr k. k. Ministerialconcipist Dr. Jos. R. Lorenz legte eine Bodenkarte der Umgebung von St. Florian in Ober-Oesterreich vor, welche einen Theil einer von ihm im Auftrage des volkswirthschaftlichen Ministeriums durchzuführenden landwirthschaftlich-statistischen Probearbeit bildet.

Herr k. k. Bergrath M. V. Lipold erörterte die Verhältnisse des Vorkommens der Lias-, Jura- und Neocomformation in der Umgebung von Kirchberg an der Pielach.

Herr k. k. Bergrath Fr. Foetterle sprach über die Kreidekalke und die Eocengebilde in der Gegend von Prusina im Trentschiner Comitate in Ungarn.

Herr Dr. Guido Stache gab eine Uebersicht der im oberen Neutra-Gebiete entwickelten Reihe von Schichtgesteinen.

Herr Ferd. Freiherr v. Andrian schilderte die Verhältnisse der Tertiärschichten im Becken der Thurocz.

Herr k. k. Bergrath Fr. v. Hauer legte zwei von Herrn k. k. Hofrath W. v. Haidinger eingesendete Druckschriften: „Abriß einer Geschichte der Steinkohlenformation in den Alpen", von Alphons Favre, und „Geologische und paläontologische Beobachtungen über einige Theile der Alpen in Savoyen und im Canton Schwyz", von Adolph d'Espine und Ernest Favre, vor.

Mehrere Berichte des Herrn k. k. Hofrathes und Directors W. Ritter v. Haidinger werden noch von dem Vorsitzenden vorgelegt.

Mit der Wollaston-Goldmedaille wurde in der Sitzung der geologischen Gesellschaft in London Herr Th. Davidson betheilt, so wie mit dem diesjährigen Betrage der Wollaston-Stiftung Herr J. W. Salter, beide durch den Präsidenten Herrn W. J. Hamilton. Die Gesellschaft ist in erfreulichem Wachsthum begriffen, sie zählt nach dem letzten gedruckten Verzeichnisse 995 wirkliche Mitglieder, auch die k. geographische Gesellschaft hat nun 1908 wirkliche Mitglieder, die Royal Society 623. Ueberall reiches Leben durch freiwillige Arbeit, welche wenigstens auch wir nicht sparen sollten.

Ferner Bericht über einen Equisetenabdruck im Gneiß, bekannt gemacht durch Herrn Angelo Sismonda in Turin.

Dank, ausgesprochen für die letzte Sendung der Società italiana di scienze naturali, im 7. Bande ihrer „Atti" den Bericht über die außerordentliche Versammlung am 2. September 1864 in Biella enthaltend, und für den Separatabdruck unter dem Einflusse des Präsidenten derselben, Herrn Quintius Sella, der Mittheilung des Herrn Hofrathes v. Haidinger: „Sui recenti lavori dell' Istituto geologico di Vienna".

Auch die wichtige urarchäologische Abhandlung der Herren Strobel und Pigorini über die Terramara-Culturschicht und die Pfahlbauten im Parmesanischen giebt dieser Band, während die „Atti" des Istituto Veneto die sorgsame Abhandlung des Herrn Dr. Paolo Lioy in Vicenza enthalten, mit acht Tafeln Abbildungen über seine Ausgrabungen im Fimon-Thale am Fimon-See. Alles wird vorgelegt, nebst mancherlei anziehenden Anmerkungen.

Gerade am Sitzungstage war eine Abhandlung des Herrn Prof. A. Spring in Lüttich eingelaufen, über den Fortschritt der urethnographischen Kenntnisse seit Dr. Schmer-

Digitized by Google

rings Entdeckung des gleichzeitigen Bestandes von Ueberresten des Menschen mit Resten des Elephanten, des Rhinoceros, der Hyäne, des Höhlenbären in belgischen Höhlen: „Les hommes d'Engis et les hommes de Chauvaux" aus dem Bulletin der Brüsseler Akademie. Herr Spring classificirt, was wir bisher kennen, in vier Perioden: 1. Vor-eiszeitlich (Préglaciaire) oder mythologisch, 2. nach-eiszeitlich (Postglaciaire) oder heroisch, 3. diluvial oder troglodytisch, 4. gemischt oder kelto-germanisch.

Mittheilung von Dr. F. Stoliczka in Calcutta über die neueste Einrichtung, die vollinhaltlichen Sitzungsberichte der Asiatic Society of Bengal unmittelbar nach der Sitzung für das größere Publicum in den Tagesblättern zu veröffentlichen, was uns in Wien in neuester Zeit nicht mehr gelingt.

Endlich wird das neueste Heft des Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt, das erste des Jahres 1865, vorgelegt, mit der Abhandlung von Herrn k. k. Bergrath M. V. Lipold über „Das Kohlengebiet in den nordöstlichen Alpen", mit Berichten der Theilnehmer Herren Gottfried Freiherr v. Sternbach, Joseph Rachoy und Ludwig Hertle. Vorzügliche Qualität der Kohle, aber große Schwierigkeiten in der Eroberung derselben.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 4. April 1865.

Vorsitzender: Herr Dr. Theodor Kotschy.

Der Secretär Herr Georg Ritter v. Frauenfeld las die Namen der neu eingetretenen Mitglieder und legte die neu eingegangenen Gegenstände vor. Unter den letzteren ist namentlich der erste Band des prachtvollen Werkes über die Kieler Bucht von Meyer und Möbius hervorzuheben.

Ferner machte Herr Ritter v Frauenfeld der Versammlung folgende Mittheilungen: Se. Majestät der König von Sachsen haben geruht der Gesellschaft beizutreten. Der Herr Vorsitzende lud die Versammlung ein, ihrer freudigen Anerkennung durch Erheben von den Sitzen Ausdruck zu geben.

Se. Excellenz der Herr Erzbischof von Karthago Dr. Ludwig Haynald hat, um das pünktliche Einlaufen seines jährlichen Beitrages als Mitglied der Gesellschaft zu sichern, die Summe von 200 fl. bei der Gesellschaft hinterlegt.

Die Versammlung drückte ihren Dank durch Erheben von den Sitzen aus.

Von dem h. Handelsministerium wurde der Gesellschaft eine große Anzahl von Berichten über schädliche Insecten zugesendet. Der Ausschuß ersuchte Herrn Gustav Künstler über dieselben zu referiren.

Die Reihe der Vorträge eröffnete Herr Oskar Herklotz, welcher den schädlichen Einfluß besprach, den Telegraphendrähte und Eisenbahnschienen auf Vögel ausüben. Die ersteren werden nämlich von den Vögeln im Fluge übersehen und sie beschädigen sich an ihnen. Unter den letzteren lagern sich oft kleine Vögel und werden von dem heranbrausenden Zuge oft überfahren.

Herr Dr. H. W. Reichardt sprach über Cora pavonia Fr., eine in den Tropengegenden allgemein verbreitete, habituell der Lonaria pavonia Kg. sehr ähnliche Form. Dieses Gebilde wird von den verschiedenen Beobachtern bald zu den Pilzen, bald zu den Flechten gerechnet. Der Vortragende untersuchte es genauer und kam zu dem Resultate, daß Cora eine wahre Flechte sei, wie der Bau des Thallus auf das schlagendste beweist.

Digitized by Google

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld zeigte ein höchst compendiöses Taschenmikroskop mit einem von ihm verbesserten Preßschieber vor und besprach dann folgende zwei eingesendete Mittheilungen.

Von dem Herrn Conservator Otto Hermann wurde um Hermannstadt ein massenhaftes Auftreten des Schneeflohes am 17. und 19. Februar beobachtet, welcher wahrscheinlich zu Podura Nicoleti gehört.

Herr J. Seywald in St. Egyd beobachtete, daß ein schwarzes Exemplar eines Gimpels allmälig die gewöhnliche Färbung annahm, so wie daß ein Triton in einem Aquarium fünf Junge entwickelte.

Herr Gymnasialdirecter Dr. A. Pokorny berichtete über ein massenhaftes Auftreten des Schneepilzes Lanosa nivalis Fr. im hiesigen Stadtparke in den letzten Tagen des Monats März. Zugleich knüpfte er hieran einige Bemerkungen über die verderblichen Wirkungen dieses Pilzes auf den Rasen.

Herr Dr. Theodor Kotschy besprach ein an ihn gesendetes Schreiben des bekannten Africa-Reisenden Dr. Schweinfurt. In demselben schildert der Herr Verfasser sehr anziehend die Flora der Umgebungen von Kosser, so wie eine Besteigung der noch von keinem Europäer besuchten dortigen Gebirge, namentlich des über 7000 Fuß hohen Abu-Tiurs.

Auszug aus dem Protokolle.

der 3. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 7. März 1865 abgehalten wurde.

Der von dem k. k. Conservator Herrn Scheiger eingelangte Gestionsbericht für das zweite Semester 1864 wird zur Kenntniß genommen.

Die Anzeige des k. k. Conservators Herrn Stocker, daß bisher am Ufer des Bodensee's in der Nähe von Bregenz nur kleinere Spuren von Pfahlbauten gefunden worden seien, daß aber im Laufe des Winters weitere Nachgrabungen vorgenommen werden sollten, wird zur Kenntniß genommen und der Redaction der „Mittheilungen" zur Benützung überwiesen.

Herr Baron Sacken referirt über den von Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter für Steiermark eingesendeten Befund des k. k. Baurathes Herrn Schaumburg, betreffend den Zustand der Pfarrkirche zu Neuberg.

Aus diesem Befunde gehe hervor, daß sich die Schäden an dieser ehrwürdigen Kirche fast ausschließlich auf das Aeußere derselben, und zwar vornehmlich auf die Strebepfeiler beschränken, während der Zustand des Innern und des Daches ein ganz befriedigender sei. Am schadhaftesten seien die Strebepfeiler der Südseite, deren Bedeckung und deren Wasserabschläge der Feuchtigkeit ungehinderten Zutritt in das Kernmauerwerk gewähren. Hier sei eine Herstellung dringend nothwendig, wenn nicht der bauliche Zustand der Kirche ernstlich bedroht werden soll. Auch die Strebepfeiler an den übrigen Seiten wären einer Reparatur, theils durch Ersetzen der verwitterten Steine, theils durch Verstreichen der gelockerten mittelst Cement, zu unterziehen.

Die auf die Ausbesserung der sämmtlichen Strebepfeiler zu beschränkende Restaurirung lasse sich nach den vorhandenen Mustern leicht genau und stylgerecht durchführen, möge aber noch in diesem Jahre vorgenommen werden, weil Gefahr am Verzuge sei.

Digitized by Google

Ebenso seien die Strebepfeiler des Kreuzganges der Renovation in hohem Grade bedürftig, während im Innern desselben bloß der Verputz bis zu den Gewölbeanläufen zu erneuern wäre.

Ueber des Herrn Referenten Antrag wird beschlossen, die vorliegenden Vorschläge Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter zu empfehlen und hiemit das Ersuchen wegen Beschaffung der erforderlichen Baumittel zu verbinden.

Die Eröffnung Sr. Excellenz des Herrn Statthalters für Mähren, daß der Znaimer Gemeinderath bereit ist, die Vorkehrungen behufs der Erhaltung des sogenannten „Heidentempels" in Znaim zu treffen, und in dieser Absicht bereits auch Unterhandlungen angeknüpft hat, um wieder in das Eigenthum dieses im Privatbesitz befindlichen Denkmals zu gelangen, wird mit Befriedigung zur Kenntniß genommen.

Der Vicepräsident der Communalbibliothekscommission in Verona Herr Ottavio de Canossa ersucht um Betheilung der Communalbibliothek mit den Publicationen der Centralcommission, wogegen er im eigenen und im Namen anderer Mitglieder der Bibliothekscommission das Anerbieten stellt, die Bestrebungen dieser Centralcommission in Fällen, wo sie Denkmale Verona's zum Gegenstande haben sollten, bereitwilligst fördern zu helfen.

Die Centralcommission beschließt, dem vorliegenden Ansuchen zu willfahren, das entgegenkommende Anerbieten anzunehmen, dasselbe aber zugleich zum Anlasse zu benützen, um bei Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter des lombardisch-venetianischen Königreiches die angeknüpfte Verhandlung wegen Einbeziehung dieses Königreiches in den Kreis der Wirksamkeit dieser Centralcommission in Erinnerung zu bringen.

Ein vom Herrn Grafen Emerich Miko eingesendeter Aufsatz: „Einige Details über die Stadtpfarrkirche in Klausenburg", ferner zwei von Herrn Dr. Müller in Bremen eingelangte Aufsätze, deren einer die Bilderhandschriften in der Stadtbibliothek zu Hamburg, der andere das Rathhaus zu Bremen bespricht, werden der Redaction der „Mittheilungen" zugewiesen.

Herr Eduard Mauch, Zeichner in Ulm, widmet der Centralcommission ein Exemplar seiner „Baugeschichte der Stadt Ulm und ihres Münsters bis Mitte des 16. Jahrhunderts".

Es wird beschlossen, dem Herrn Einsender den Dank der Centralcommission auszudrücken.

Endlich erstattet der k. Rath Herr Camesina über eine Eingabe des Magistrates der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien Bericht, in welcher Eingabe dieser Magistrat anläßlich der von der Centralcommission gegebenen Anregung zur Restaurirung des von Raphael Donner herrührenden Brunnens auf dem Mehlmarkte die Anfrage stellt, wie und auf welche Art für den Guß der Brunnenfiguren verwendbares Kanonenmetall erlangt werden könnte, mit der Bitte, diese Centralcommission möge die Intentionen des Gemeinderathes in Absicht auf die Erhaltung des erwähnten Brunnens in wirksamer Weise unterstützen und fördern.

Ueber Antrag des Herrn Referenten wird beschlossen, dem Wiener Magistrate zu erwiedern, daß die Centralcommission mit Rücksicht auf den ihr Allerhöchst übertragenen Wirkungskreis nicht in der Lage sei, in Angelegenheit der Beschaffung des für die besagte Restaurirung erforderlichen Kanonenmetalls irgendwie als Vermittlerin einzutreten, daß es ihr aber wohl am entsprechendsten erscheinen würde, wenn sich der genannte Magistrat mit dem Ansinnen des Wiener Gemeinderathes unmittelbar an das k. k. Kriegsministerium wenden würde.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Reform der Rechtslehre an der Wiener Hochschule seit deren Umwandlung zu einer Staatsanstalt.

Von Prof. Dr. **Wahlberg.**

I.

(Schluß.)

Diese Grundsätze des Entwurfes über die neue Einrichtung der juridischen Studien hatten Anfechtungen und Verdächtigungen zu bestehen, deren Motivirung das ganze Getriebe der Gegner der Neuerungspartei aufdeckte. Skizziren wir einige culturgeschichtliche Bilder aus der Studienbureauwelt.

Die in Vorschlag gebrachten *größeren Besoldungen* und die *Hofrathstitel* der Professoren konnten einzelne scheelsüchtige Staatswürdenträger nicht verwinden. Die Eiferer für das Nostratensystem blickten erbittert auf die in Aussicht gestellten Berufungen gelehrter *Ausländer*. In jeder vom hergebrachten ungelenken Pedantismus abweichenden Maßregel wurde ein bedenklicher Uebergriff, in jedem Fortschrittsgedanken eine gefährliche Plage mit wunderlicher Beharrlichkeit und falschem Pathos bekämpft. Die Widersacher des Entwurfes drohten wie die Drachen Laokoons die Reform der alma mater mit ihren Kindern zu umstricken, allein Männer wie Swieten, Trautson, vor allem aber die langmüthige Kaiserin ließen sich durch die Agitationen derselben nicht irre machen. Die Träger des neuen Studienplanes erkannten, daß das *meiste auf tüchtige Persönlichkeiten*, auf die *richtige Lehrmethode* und auf die *wissenschaftliche Regsamkeit der Professoren* ankomme, daß daher die *Staatsverwaltung* denselben *ein mehr als hinreichendes Auskommen, eine geachtete gesellschaftliche Stellung*, einen der Würde und dem Nutzen der Wissenschaft angemessenen Rang sichern und für Ermunterung zu größeren wissenschaftlichen Anstrengungen rücksichtsvoll sorgen *müsse*.

Gerade *dieser Punkt* war Gegenstand zahlloser Angriffe. Während zur Rechtfertigung der großen Gehalte und Titulaturen der neu zu berufenden Professoren der Rechte angeführt wurde, daß *keine Ausgabe sich selbst wirthschaftlich besser verzinse als die Gehalte der gelehrten Bildner künftiger Staatsdiener und vaterländischer Gelehrter*, wurde gegnerischerseits auf die schreiende Inconvenienz in der Rangstellung der Hofraths-Professoren mit der Bemerkung hingewiesen, daß große Gehalte keine Impulse zu größerer Leistung geben, vielmehr nur commod machen. Das Directorium in

Digitized by Google

publicis et cameralibus stellte es der Kaiserin als höchst bedenklich vor, mit dem Lehramte an der Universität den Hof- und Regierungsrathsrang und Titel zu verbinden und war der Meinung, es wäre schon genug, wenn solche Gnade einer höheren Rangstellung gleichsam als Prämie besonderer Verdienstlichkeit hingestellt würde, widrigenfalls für vorzügliche Dienstleistung nichts übrig bleiben und alle Aemulation und Beflissenheit ersterben würde. Als Beispiele werden die inländischen Professoren: der alte Landschreiber Kees, der verstorbene Oppenritter und Dr. Stöckl vorgeführt, welche es für die größte Auszeichnung geachtet haben, nach langen Dienstjahren den Charakter eines Regierungsrathes zu erhalten. Ja, es sei unerhört, mit der Professur den Rang und Titel eines k. k. Hofrathes zu verknüpfen, da dieser dem eines geheimen Rathes in Deutschland gleichkomme! In diesem Tone wurden die Rangverhältnisse aller Hofräthe des heil. römischen Reiches verglichen und angemerkt, daß von den großen Gehalten nebst Hofquartier wegen Abgang des Geldes rathsam befunden würde, sich mit derzeit unnöthigen Dingen nicht aufzuhalten.

Auch der von Prag als Studiendirector und Hofrath berufene ehemalige Professor v. Bourguignon war unerschöpflich in Bedenken bei Umarbeitung und Prüfung des neuen Studienplanes.

Ihm gebührt die Ehre des Ausspruches, daß übermäßige Gehalte Faullenzer machen, wobei er sich auf das Beispiel des verstorbenen Gelehrten Maskow berief.

Dagegen erinnerte Erzbischof Trautson, welcher der Kaiserin ein Gutachten über den Vortrag des Directors zu erstatten hatte: „Ich gebe zu, daß ein kaiserlicher Hofrath mehr ist als ein churfürstlicher, aber eben weil er in der Dignität wachset, wird er suchen, dazu zu gelangen, sonst würde er in seinem Vaterlande bleiben. Alle ersten Professoren in Sachsen, Preußen und an anderen Universitäten sind Hofräthe. Die exempel eines Doctor Kees und Stöckl weisen, daß die professur ohne guten Gehalt und Ehrentitl wackere Männer nicht lang beybehalten, sondern nach wenigen Jahren wider ablegen und sich umb andere Bedienungen bewerben, auch viele ihre Rechnung besser machen, wenn sie Advokaten als Professoren abgeben; woher kommt es, daß man unter denen katholischen fast keinen berühmten professor mehr bekommen kann und auf denen lutherischen so viele sich hervorthun als aus dieser ursach? Eines Oppenritters Beispiel wird wenige gelehrte Männer lang zum dociren aufmuntern. Hauptsächlich ist zu betrachten, daß um die hiesige Universität in die Höhe zu bringen eben anfangs gelehrte und tüchtige professores aus fremden orten müssen durch diesen antrieb herbeygezogen werden. wenn ein Maskow in Sachsen, katholisch wäre und könnte hier engagirt werden, wann ihme Eure Majestät auch 10.000 und mehr 1000 fl. geben würden, wäre nichts dabei verloren, dann ich versichert bin, daß durch die anzal frembder, welche umb ihn zu hören dahin reisen, jährlich mehr als 10.000 fl. fremdes Geld in's Land kommt; dieses ist der profit, welchen die wissenschaftlichen nebst unzählich anderen, wo sie recht blühen, herbeischaffen."

Dieser prächtigen Antwort fügte der edle Kirchenfürst noch die sarkastische

Digitized by Google

Bemerkung hinzu: „Ich wüßte auch nicht, warum bei denen professoribus mehr als bei anderen zu besorgen sey, daß Sie zu comode durch großes Gehalt gemacht werden."

Reichshofrath v. Kannegießer, der seine Studien an deutschen katholischen und protestantischen Universitäten absolvirt hatte, hob hervor, daß gerade die schlechten Gehalte der österreichischen Professoren die Haupturſache des Verfalles der erbländischen Universitäten waren, und daß Aussicht auf Ehren und Nutzen das einzige Mittel sei, Gelehrte anzuspornen, bloß mit dem Pfluge der Gelehrsamkeit zu ackern.

Eine andere „unmaßgebliche Meinung" über den Entwurf vertheidigte die höhere Ehrenstellung der Professoren durch Berufung auf das römische Recht, auf Beispiele in Frankreich und England, auf die sociale Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft.

Man brauche nur in corpore juris, in den Observanzen nachzuschlagen, um zu erfahren, welches Ansehen dem doctor juris gebühre. Dem Professor komme der Rang vor dem niederen Adel, ja auch vor den Räthen der Reichsfürsten zu. In England genieße ein Oxforder oder Cambridge'scher Professor den Rang eines Obristen. Louis XIV. habe seinen Hof mit dem Flor der Künste und Wissenschaften dadurch geziert, daß er Künstler und Gelehrte hoch geehrt hat.

Uebrigens liege es am hellen Tage, daß ein gründlich gelehrter Professor nicht bloß Hofrath heißen, sondern auch einen wirklichen Hofrath ganz wohl abgeben könne.

Es sei zwar wahr, daß der bloße Titel eines Professors, wann man die Sach vernünftig betrachtet, schön und ansehnlich genug sei. Allein wie weit dieser Titel Ansehen gebe, könne nur aus einem Vergleich mit anderen socialen Stellungen abgenommen werden. Da lehre aber die tägliche Erfahrung, daß es nun mit einem Professor so weit heruntergekommen, daß er höchstens etwas besser als ein Rathsmann sei, aber kein k. Sekretär, kein Landjuncker, kein sich Herr Von schreibender Bürger, nicht einmal ein bloßer Advokat dem Professor den Rang einräumt. Darum ist der Professor als Professor im bürgerlichen Leben in gar geringem Ansehen, darum herrscht auch wenig Achtung der Schüler vor dem Professor, darum kommt die Wissenschaft nicht in Aufnahme, darum ist die Verleihung von Hofraths- und Regierungsrathstiteln das einzige Mittel, berühmten Gelehrten Geschmack an einer österreichischen Professur beizubringen. Diese Meinung wurde 1753 niedergeschrieben.

Nicht geringeres Aergerniß erregte der Entwurf durch die befürwortete Maßregel der Berufung ausländischer Gelehrter, durch die Weisung, daß das Examen des Professors juris publici durch Reichshofräthe vorgenommen und durch den Druck bekannt gegeben werden solle, durch die beabsichtigte Publicität der Verheißung großer Belohnungen und Auszeichnungen der Professoren.

Auch hier griff wieder Trautson mit seiner schlichten, scharfen Aeußerung durch; die Bedenken wegen der Publication sah er nicht für erheblich an. „Nach-

Digitized by Google

dem Eure Majestät einmal festgestellt haben durch diese Ehrentitel und Belohnungen die Rechtsgelehrten in Europa aufzumuntern und auf hiesige Universität zu ziehen, glaube ich vielmehr, die Kundmachung der allergnädigsten Gesinnung werde in fremden Ländern zur E. M. gloire nicht wenig beitragen. — Ich sehe nicht ein, was zu befürchten wäre, wenn Reichshofräthe prüfen, sie sind von E. M. bezahlt, also glaube ich nicht, daß sie nicht als ehrliche Männer sagen werden, wie sie die Candidaten gefunden haben; weiter haben sie nichts zu thun und weil von jure publico die quæstion ist, so ist es ja nicht ungeräumt und wahr, daß sie in diesen studio die geübtesten seynd."

Zu dem Grundsatze des Entwurfes, daß Inländer unter gleichen Umständen den Fremden bei Verleihung der Professuren vorgezogen werden sollten, machte der Bericht des Directoriums die Bemerkung, daß dieses an sich billig, aber bedenklich sei, es durch Edict und Druck bekannt zu machen, indem Inländer sich darauf steifen, Fremde aber sich abschrecken dürften. Die Wissenschaften lassen sich überhaupt an eine Nation nicht wohl binden!

Was das Studienclassensystem betrifft, so war das Directorium der Meinung, daß bei Besetzung der Justizämter nicht darauf zu sehen sei, wie lange jemand studirt, sondern ob er eine solide Wissenschaft und Erfahrung besitze. Darum sei es gegen das fünfjährige Studium der Rechte. Der vieljährige Collegienbesuch macht keinen gelehrt, sondern „die alleinige application, wen sie mit gutem judicio" begleitet ist; beide Eigenschaften können bei guten Talenten in drei Jahren mehr erwirken, als nicht bei anderen das fünf- oder zehnjährige Studium ausrichtet. Daher genüge das dreijährige Studium und stehe jedermann frei, ob er die weitere Cultur von seinem eigenen Fleiß oder von collegiis publicis herleiten wolle.

Der Vorschlag, von allen Grundbuchsführern, Pflegern, Schreibern in Marktflecken zwei Jahre jus, von Protokollisten und Registratursbeamten aber drei Studienjahre zu verlangen, sei gefährlich und hinderlich, weil halbgelehrte Verwalter und Marktschreiber schaden und in keinem Land die Ueberhäufung der Rechtsgelehrten als gedeihlich angesehen wird.

Dagegen wurde erinnert: Das quinquennium verliere nichts dadurch, daß bisher die Räthe nur drei Jahre lang auf juridische Studien sich verlegten.

Der Bericht des Directoriums ging noch einen Schritt weiter und insinuirte, der Verfasser des Entwurfes müsse entweder nicht genugsame Kenntniß auswärtiger Universitäten haben oder doch andere Absichten gehabt haben, daher schlage es vor: „daß durch zwei Hofräthe, v. Doblhoff und v. Managetta, wie das studium juris unanstößig und ersprießlich eingerichtet werden könne, mit dem Erzbischofe als Protektor concertirt werde, gestalten viel besser ist, dem publico was standthaftes mitzutheilen als demselben zur mindesten Censur Anlaß zu geben."

Der Erzbischof erklärte, an dem angefochtenen Plane von Popowitsch nichts bedenkliches zu finden. „Daß der Verfasser hiebei andere Absichten gehabt haben solle, wüßte nicht warum, dann ich vermeine, daß er nichts wollte, als daß die

Digitized by Google

jugend sich vorstellen solle, daß sie nicht mehr durch Patronen und recomandation zu chargen gelangen könne."

Die Kaiserin resolvirte ad marginem des Berichtes des Directoriums: „Wäre nach des erzbischofs meinung die sache zu expediren und ihme die comission zu geben das er es wohl verfassen lasse; zur probe und eherer Einsicht noch von Popowitsch, die sach habe 3 unterschidlichen subjectis communicirt ohne das einer von andern etwas gewußt haben es alle sehr belobt und in wenigen diferent gewesen also kan mich nicht weiters mehr irr machen lassen."

Trautson hatte der Kaiserin gerathen, durch einen dritten, in diesen Sachen wohlerfahrenen Mann die vorgeschützten Bedenken prüfen zu lassen. Die vorgeschlagene Unterredung mit Doblhoff und Managetta würde derselben die Entscheidung nicht mehr erleichtern. Darüber resolvirte die von unverdrossener Liebe zur Sache der Reform geleitete Kaiserin: „ich mus bekennen das völlig dem erzbischoff beyfälle, hätten beede Räthe noch was mehrers darüber zu erinnern, so sollen sie es schriftlich thun, just die dritte (als bedenklich vorgestellte) Abtheilung finde ich das beste, wegen der würklichen Hofrathstitl wäre nur Hofrath zu setz und also nicht actuel wohl aber vor denen regirungsräthen zu gehen. wegen dem punct der reichs hoff räthe wäre zu sezen ad libitum reichshofräthe und andere räthe. wegen der besoldungen bleibt es dabey und der publicacion"

Hiemit war der Sieg der Grundsätze des neuen Entwurfes entschieden. Es erfolgte kein eigenes Kundmachungspatent, vielmehr nur die Intimation der a. h. Entschließung vom 21. April 1753 an den Erzbischof, daß derselbe als Protector studiorum mit Popowitsch einen Plan der Kaiserin zur aprobation überreichen werde, zum Nachruhm der Majestät, zum Beifall des Publikum. Wie dann Allerhöchst dieselbe den Professoren auch den Charakter von Hof- und Regierungsräthen bewilligen und zugleich wollen, daß die Prüfung derselben nach Ihrer Majestät Wohlgefallen durch Reichshofräthe oder andere Räthe vorgenommen werden sollen.

Da über die Art der Vertheilung des Lehrstoffes und der Lehrstunden im Directorium in publicis et cameralibus Meinungsdifferenzen bestanden, auch der juridische Studiendirector v. Bourguignon Gegenvorstellungen machte, so mußte hierüber noch ausführlich, so wie über die Instructionen für die Professoren verhandelt werden.

Am 11. Juli 1753 wurden in einer Commission unter dem Vorsitze des obersten Kanzlers Grafen v. Haugwitz, im Beisein des Vicekanzlers v. Bartenstein, Hofraths v. Kannegießer, v. Azzoni, v. Bourguignon zunächst einige principielle Fragen in Erwägung gezogen. Soll Lehr- und Lernfreiheit bestehen? Wie ist es mit den Prüfungen und Collegiengeldern zu halten? Sind den Professoren Privatvorlesungen zu gestatten?

Die Mehrheit der Votanten hatte kein richtiges Verständniß der Lehrfreiheit und des Collegiengeldes, und wähnte, durch größere Gehalte der Professoren seien die Collegiengelder entbehrlich, auch versprach man sich von unentgeltlichen Collegien

Digitized by Google

einen Reiz für fremde Studirende. Von Lehrfreiheit und dem Privatdocententhume, von der belebenden Anregung der Concurrenz in gleichen Fächern als einer unerläßlichen Bedingung erfolgreicher Lehrthätigkeit war nicht die Rede, vielmehr ging die Ansicht dahin, daß selbst die angestellten Professoren einer strengen Aufsicht und Leitung unterworfen werden müssen, damit nichts schädliches gelehrt werde. Dagegen erhoben Kannegießer, Bartenstein und Doblhoff ihre Stimmen zu Gunsten des Principes der Lernfreiheit. Kannegießer erklärte die Lernfreiheit als das wesentlichste Merkmal einer wohleingerichteten Universität und unerläßlich für die Herbeiziehung fremder Studenten. Bartenstein wollte, daß dem Universitätshörer die Wahl des Lehrers und des Lehrgegenstandes freistehe. Doblhoff meinte, den Rechtshörern sei nur ein Minimum obligater Lehrgegenstände vorzuschreiben. Ein imperativer Studienplan empfehle sich nur für Doctoranden. Die übrigen Studenten mögen hören, was sie begehren, weil nicht alle einem Ziele zusteuern. Diese Anschauungen fanden jedoch keinen Anklang. Lern- und Prüfungszwang zur Sicherung der angestrebten Regierungszwecke, Vorlesungen nach approbirten Lehrbüchern, Censur, Controle der Beweise des Fortganges galten als die zuverlässigsten Einrichtungen. Um Fremde nicht abzuschrecken, sollten dieselben jedoch nicht öffentlich kundgemacht werden. In besonderer Rücksichtnahme auf die nach Wien zu lockenden Ausländer wurde Geheimnißkrämerei für rathsam erachtet und zu Concessionen die Hand geboten, worüber spätere Reformatoren des Wiener Rechtsstudiums harte Worte fallen ließen. So erklärte Zeiller, daß man früher den öffentlichen Rechtsunterricht einem Mercantil- und Finanzzwecke aufgeopfert habe, wobei derselbe jedoch übersah, daß die Stellung Oesterreichs zu Deutschland auch im Rechtsunterrichte angemessene Berücksichtigung finden mußte. Diesen Gesichtspunkt hob der von der Kaiserin zu einem Gutachten aufgeforderte Reichshofrath Knorr hervor. Er empfahl eine Reform des Rechtsunterrichtes, welche zunächst dem Interesse einer Staatsanstalt dient, zugleich aber auch der politischen Mission Oesterreichs gute Dienste leiste. Aus diesem Grunde sollte auch auf die Lehre des Staatsrechts nach den Principien des österreichischen Erzhauses besonderes Gewicht gelegt und allen Angriffen auf die Majestätsrechte entgegengewirkt werden. Die Berathungen über die Details des Lehrplanes, den Lectionskatalog, das horarium zogen sich immer mehr in die Länge, so zwar, daß die Kaiserin befahl, „der sache ein end zu machen". Bei der Feststellung der Stundeneintheilung wurde in der letzten Stunde ein Vertreter des Consistoriums zugezogen. Den von dem Universitätsconsistorium früher angestellten Professoren wurde hingegen schlechtweg befohlen, ihre Vorlesungen für immer zu schließen, nachdem die neuen Professoren vom Hofe ernannt waren. Berufen wurden: Hofrath J. E. Sundermaler aus Würzburg für öffentliches Recht und Lehenrecht, mit 4000 fl. Gehalt; Hofrath J. Riegger für Kirchenrecht, mit 3500 fl.; Regierungsrath Peter Banniza aus Würzburg für Digesten, mit 3000 fl.; Regierungsrath B. Schmidt für Institutionen und Naturrecht, mit 2000 fl.; Prof. M. O'Lynch für Geschichte, mit

Digitized by Google

2000 fl. An die Stelle der von dem Lehramte zurücktretenden Sundermaler und Schmidt wurden v. Martini und Bocris ernannt. Diese Munificenz der Regierung forderte die laute Anerkennung der Mitwelt heraus. In der That füllte bald der Ruf einzelner Professoren die Hörsäle mit vielen Fremden. Im Publicum und „Wiener Diarium wurde mit vaterländischen Hoffnungen wieder auf die einheimische Hochschule geblickt, und als nach wenigen Jahren noch der prächtige Universitätsbau zu Stande kam, da legte der Glanz der aus tiefem Verfall erstehenden Wiener Universität seine Strahlen als kostbaren Schmuck auf Land und Thron.

Und doch gelangte unsere Universität nicht zu jener Höhe, welche jüngere, von neuer Wurzel anhebende Hochschulen, wie z. B. Göttingen, erreichten. Konnte die Universität gleichen Aufschwung nehmen unter Verhältnissen, die demselben nicht günstig waren, konnte im Besonderen das Studium der Rechtswissenschaft zu Großem gedeihen, das allmälig zu einer Dienerin wandelbarer Regierungszwecke herabgedrückt wurde?

Die juridische Studienordnung von 1753 vertheilte den Lehrstoff in fünf Jahrgängen:

Erster Jahrgang. Natürliches Privatrecht. Geschichte dieser Doctrin von Martini. Erklärung von Puffendorffs cap. de offic. hom. et civ. Geschichte des römischen Rechts. Institutionen.

Zweiter Jahrgang. Kirchengeschichte. Erster Theil des kanonischen Rechts, vorläufig nach Picklers Anleitung von Riegger; Pandecten nach Westenberg von Banniza.

Dritter Jahrgang. Zweiter Theil der Decretalen. Deutsches Kirchenrecht. Digesten. Criminalrecht.

Vierter Jahrgang. Allgemeines Staats- und Völkerrecht nach Böhmer. Lehenrecht nach Strickius. Die Friedensschlüsse und Bündnisse der letzten zwei Jahrhunderte. Deutsch-österreichisches Staatsrecht in Verbindung mit Reichsgeschichte nach Maskow.

Fünfter Jahrgang. Grundsätze des öffentlichen Rechts in Deutschland, Reichsgeschichte nach Struvius. Practica.

Aus dem bisher Angeführten erhellt, daß die Reform der Rechtsstudien von 1753 nicht als geschichtsfeindlich bezeichnet werden könne und erst später unter der wachsenden Herrschaft des Rationalismus die Keime eines rechtsgeschichtlichen Studiums mit dünkelhafter Unduldsamkeit ausgerottet wurden. Abgesehen von den rechtsgeschichtlichen Obligatstudien, wurde von der Staatsverwaltung besonderes Gewicht auf die allgemein geschichtliche Vorbildung der angehenden Rechtshörer gelegt, welche in dem bisherigen Unterrichte der Jesuiten grundsätzlich vernachlässigt worden war. Als 1757 gegen die vorgeschriebene Prüfung aus Geschichte und deutscher Beredsamkeit demonstrirt wurde, ließ van Swieten officiell bekanntgeben, daß sich Keiner Hoffnung machen dürfe, in landesfürstliche Dienste aufgenommen zu werden, der nicht öffentliche Proben der Geschichtskenntniß abgelegt hat, und verwarnte die Gegner dieser geschichtlichen Prüfungen in Hinweisung auf die Bedeutung der Geschichte für die Jurisprudenz. Cependant les grand jurisconsultes ont tous été d'accord, que la connoissance de l'histoire est

Digitized by Google

d'une très grande utilité pour bien comprendre les loix et surtout pour entrer au fait des causes, qui ont fait dresser ces loix. In einem Gespräche über das Wiener Rechtsstudium von 1757 wird der Werth der rechtsgeschichtlichen Methode gegenüber der rein casuistisch-praktischen Methode vertheidigt, und wir finden noch bis gegen das Ende der siebenziger Jahre, besonders unter Schrötters Studiendirectorate juridisch-historische Impulse wirksam.

Es ist nun von allgemein litterargeschichtlichem Interesse, die Wege zu verfolgen, auf welchen dem abstracten Naturrechte in Oesterreich Eingang und Herrschaft eröffnet wurde.

In den 1753 ausgearbeiteten Instructionen für die neuen Professuren der Rechte ist das Regierungsprogramm über das Verhältniß des positiven Rechts und des Naturrechts so scharf ausgeprägt, daß wir aus diesen bisher wenig gekannten Quellen die zuverlässigsten Auskünfte über die innere Geschichte der unter Maria Theresia neu errichteten juridischen Lehrkanzeln erhalten. Zugleich erschließen uns diese Verhaltungsberichte den Einblick in die stillen Wege, auf welchen die bildenden Elemente von Deutschland bis in das Herz der Wiener Hochschule hineingetragen wurden.

Memoiren und Briefe.

III.

(Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von K. v. Holtei. 3. und 4. Band. Breslau, Trewendt.

Aus einer größeren Anzahl von Briefen Ludwig Roberts hat der Herausgeber zehn ausgewählt, die allerdings vollständig genügen, wie er in der Vorbemerkung sagt, den Briefschreiber „darzustellen, wie er war, schwankend in Groll und Liebe, in Zutrauen und Argwohn, in Lob und Tadel, von jedem Windhauch abhängig in seiner Meinung". Die Charakteristik des Dichters der „Macht der Verhältnisse" hat wenig Interesse für die Gegenwart, die ihn kaum noch anders kennt als aus dem Spott Börne's über ihn, und allenfalls noch weiß, daß er ein Bruder der Rahel Varnhagen war. Aber manches Urtheil über Personen und Verhältnisse verdient wohl Beachtung, wenn auch mit der Einschränkung, welche die obige Andeutung über seinen Charakter vorschreibt. So sagt er im Jahre 1816, als es sich darum handelt, Shakspeare'sche Dramen durch Tieck selbst auf dem Berliner Hoftheater in Scene setzen zu lassen, über den damaligen Intendanten Grafen Brühl: „Redlicher Wille und eine Ahnung des Besseren — und eine fast gänzliche Urtheilslosigkeit und gutmüthige Charakterschwäche stehen sich in ihm nicht

Digitized by Google

sowohl gegenüber, als sie sich vielmehr durchaus in einander verlieren und verwischen. Er kann nichts abschlagen, und selbst wann er Nein schon gesagt hat, sagt er noch hinterher Ja. Aber auch dies letzte Ja wird auf die lange Bank geschoben und vergessen und von dem weit Unwichtigeren verdrängt. Die Gegenwart ist seine Göttin, und so ist das nächste für ihn das unvermeidlich Nothwendige, und hat der letzte, der mit ihm spricht, Recht .... Seine zu ängstliche Beschäftigung mit dem Detail des Theaters raubt ihm sowohl den freien Ueber- und Herrscherblick über das Ganze, als auch die Zeit und die Kraft es zu führen und zu leiten." Dabei sei derselbe frei von Lieblingsvorurtheilen, alles mit ihm zu machen, wenn man ihn nur gehörig bearbeite, selbst die Begeisterung für irgendein Unternehmen könne man ihm „an- und einsprechen". Im Allgemeinen stimmt dies wohl mit der Schilderung überein, die Devrient (Geschichte der deutschen Schauspielkunst) von dem Manne entwirft, dem der Staatskanzler Hardenberg die Leitung der Berliner Hofbühne mit den Worten übertrug: „Machen Sie das beste Theater in Deutschland, und danach sagen Sie mir, was es kostet." Ein wahres, auch heute noch nicht überflüssiges Wort (eben wieder eine kleine Uebertreibung abgerechnet) finden wir über Theodor Körners Bedeutung. „Kein Mensch gedenkt seiner (nämlich Heinrichs v. Kleist) und alle Welt spricht von dem untergeordneten Körner, weil er der Glückliche war. Ich lasse diesem edlen und factisch-begeisterten Menschen, der sich zur That erhob und so als Held über dem Dichter steht, gewiß Gerechtigkeit widerfahren; ich will ihn selbst loben und preisen und besingen, weil er nun einmal der Repräsentant jener gebildeten Jugend geworden ist, die den Hörsaal und die Museen, Kunst und Wissenschaft verließ, um in den Krieg zu ziehen und das Vaterland mit Blut und Leben zu vertheidigen. Aber ist er darum ein Dichter? Eben so gut könnte man die liebeswerthe That für die That selbst halten! Und wahrlich, das thun die Gutmüthig-Beschränkten, die, weil sie das Schwert in Körners Rechter blutig sehen, nun auch die Lyra in seiner Linken klingen und singen hören." Hätte Robert zugegeben, daß Körners Leier in den vaterländischen Gedichten in Warheit klang und sang, so würde man diesen Protest gegen eine noch lange nachher allgemein gültige Ueberschätzung des jungen Dichters unbedenklich unterschreiben können. Am 6. April 1823 giebt Robert der damals dreiundzwanzigjährigen Schauspielerin, „Demoiselle Pfeifer aus München" (Charlotte Birch-Pfeifer), deren Talent er für ein sehr eminentes tragisches hält, einen Empfehlungsbrief an Tieck mit. Im Sommer desselben Jahres treibt er Tieck an, eine Ortsveränderung vorzunehmen, nach Karlsruhe und Baden zu kommen. „Glauben Sie mir, es ist eine wahre Geistes- und Seelencur, eine Gemüthsstärkung, eine Herzerfrischung, den in der Unnatur der Kritik und Theorie versunkenen Norden für einige Zeit total zu vergessen, diesen so sehr theoretisch-kritischen Norden, daß er jetzt, auf dem Culminationspunkt seiner kritischen Theorie, es herausgerechnet hat, daß es weder Theorie noch Kritik gebe, und nun, auch von allem wahrhaft Praktischen und Kräftigen entblößt, sich im reinen Nichts umhertreibt." Mit dem Berliner Theater ist er vollends unzufrieden, seine „Ueberbildeten", nach

Digitized by Google

Molière's precieuses ridicules bearbeitet, will er nach Wien mitnehmen, „denn hier ist französische Drehkunst und Spontinischer Janitscharenlärm das Einzige, was costümirt, decorirt und illuminirt wird; in den Zwischentagen giebt man französische Vaudevilles und aus alter Scham selten ein altes gutes, aber schlecht, ja scandalos besetztes Stück". München kommt im folgenden Jahre auch nicht gut fort. „Um eine alte Krummstadt herum und in sie hinein entsteht eben eine neustmodige, griechisirende und romantisirende und giebt so ein Bild der geistigen Baulichkeiten, der Bildung. Man steht mit dem einen Fuße tief unten im Wust und Schlamm noch nicht weggeschaffter Barbarei, und hat den andern über viele Mittelstufen hinweg so plötzlich und so hoch erhoben, daß man gar nicht begreifen kann, wo man die Kraft zu einem solchen Siebenmeilenschritt hernehmen soll. Auch macht man diesen Schritt nicht, sondern spreizt sich eben nur, und meint unter andern z. B. Preußen weit überflügelt zu haben." Er führt den angedeuteten Gegensatz dann auf allen möglichen Gebieten aus, und findet schließlich das „auf den sarmatischen Ursprung des Stammes hindeutende" Wesen der Bevölkerung eben so unangenehm wie das Klima. Später freilich soll er nach Holtei's Angabe für München „geschwärmt" haben.

Aus Karl Schalls, des Breslauer Humoristen (Verfassers des einst nicht so viel gegebenen Lustspiels „Die unterbrochene Whistpartie"), Briefen möge hier wenigstens eine charakteristische Anekdote Platz finden. Schall gab 1820 im Verein mit Löbell und unterstützt von bedeutenden Mitarbeitern eine politisch-scientifisch-artistische Zeitung: „Neue Breslauer Zeitung" heraus; auch Friedrich v. Raumer sandte ihm anonyme Aufsätze ein, denen von der Localcensur das Imprimatur verweigert wurde, und Raumer kam nun als Mitglied der Ober-Censurcommission in die Lage, über seine eigenen Arbeiten zu richten. Wie das Urtheil ausgefallen ist, erfahren wir leider nicht.

Die 38 Briefe A. W. Schlegels werden durch zwei ohne Jahreszahl eingeführt, von dem ersten ist dem Herausgeber sogar zweifelhaft, ob er an Tieck gerichtet war? Der zweite, Jena dd. 11. December, dürfte aus dem Jahre 1797 sein. Es findet sich darin die Aeußerung, die englischen Kritiker verstünden sich gar nicht auf Shakspeare, zum Beweise wird Malone aufgeführt. Ueberhaupt will Schlegel nicht begreifen, wie Shakspeare „unter die frostigen stupiden Seelen auf dieser brutalen Insel" gekommen sei. „Freilich müssen sie damals noch mehr menschliches Gefühl und Dichtersinn gehabt haben, als jetzt." Es folgt dann eine größere Anzahl von Briefen aus den Jahren 1798 bis 1804, der Zeit der gemeinschaftlichen Arbeiten und Bestrebungen, viel Material für den Biographen, manches für den Litterarhistoriker, den Sprachforscher enthaltend, doch nehmen die Verhandlungen über Geschäftliches bei der Herausgabe des Musenalmanachs, des Athenäums, der Schriften von Novalis u. s. w. gar viel Raum weg. Nach fünfjähriger Pause kommt dann wieder ein Brief aus Genf, in welchem es u. a. über Fichte heißt: „Von seinen Schriften will ich nichts sagen, es ist aus mit ihm. Was ist lächerlicher, ja lästerlicher, als seine Einbildung, das Christenthum

Digitized by Google

wieder herstellen zu wollen und seit dem Evangelisten Johannes der Erste zu sein, der es versteht? Man ist versucht, ihm seine Reden an die Deutschen des Muthes wegen anzurechnen; allein es ist eine solche Mischung von Zaghaftigkeit, Unwissenheit der Geschichte und Unvernunft darin, daß man sich darüber noch am bittersten betrüben möchte, daß wir keine besseren Propheten haben." — — — Die nächstfolgenden Briefe sind schon aus Bonn von 1828 ff. Da äußert er sich über „die neueren schriftstellerischen Offenbarungen" seines Bruders im höchsten Grade unzufrieden. „Wars nicht ein Jammer, daß ein solcher Geist so zu Grunde gegangen ist?" In einem anderen kommt der Aerger über den Goethe-Schiller'schen Briefwechsel zu Tage. 1836 schreibt Schlegel von sich selbst: „Du sagst, ich halte mich tapfer. Ich bestrebe mich freilich. Diesen Frühling reite ich sogar wieder. Abends, bei hellem Kerzenlicht, sauber geputzt und mit meinen Orden-Pompons angethan, in der neuesten, noch nicht fuchsig gewordenen Perrücke bringe ich noch eine leidliche Decoration heraus. Schöne Damen sagen mir, ich müsse wohl ein Geheimniß besitzen, um mich immerfort zu verjüngen. Aber die Pflege des Leibes nimmt Zeit weg. Dazu bedarf ich viel Schlaf und zu ungelegenen Stunden. Das artet zuweilen in das Murmelthierische aus." Dafür kommt in dem folgenden Schreiben, welches Tieck einlädt, in Schlegels Hause in Bonn eine Nachcur durchzumachen, die alte Liebenswürdigkeit und treue Anhänglichkeit voll zum Vorschein. Den Schluß macht ein humoristisches Billet aus Berlin dd. 7. August 1841. Aus Friedrich Schlegels Briefen geht deutlicher hervor, was schon in früheren Jahren Verstimmung zwischen den Brüdern erzeugte. „. . Doch nimmt seine Pedanterie sehr zu, und er wird immer breiter und härter", lesen wir schon in einem Briefe von 1801. Von Paris aus spricht Friedrich Schlegel vorzugsweise über seine indischen Studien. „Ich fühle mich unglaublich nach dem Orientalischen gezogen. Was machen deine nordischen Studien? Ich überzeuge mich immer mehr, daß der Norden und der Orient in jeder Weise, in moralischer und historischer Rücksicht die guten Elemente der Erde sind — daß einst alles Orient und Norden werden muß." Damals hat er nur erst Lust, Sanskrit und Persisch zu lernen. Ein Jahr später kann er schon berichten, er habe so viel gelernt, daß er es zeitlebens nicht bereuen könne, in Paris gewesen zu sein. Anfangs habe ihn die Kunst und die persische Sprache am meisten beschäftigt, aber nun sei alles vom Sanskrit verdrängt. „Hier ist eigentlich die Quelle aller Sprachen, aller Gedanken und Gedichte; alles, alles stammt aus Indien, ohne Ausnahme. . . . Was wir Poesie nennen, ist verhältnißmäßig späteren Ursprungs, und ganz bestimmt die Poesie der Helden und Fürsten, der zweiten indischen Kaste; die einfachere und tiefere Poesie der Braminen ist nie nach Europa gekommen. Aelter aber als die Poesie ist die Religion und die Oekonomie, wenn man es so nennen darf; Ackerbau und Ehe, beide aber als gottesdienstliche, durchaus unnütze und bloß symbolische Handlungen, die früheste Art der noch körperlichen Gebete." In einem 1807 in Köln geschriebenen Briefe findet sich die erste Spur der Wandlung in seiner religiösen Ueberzeugung. Schlegel fragt den aus Italien zurückgekehrten Tieck, wie Rom auf seine Denkart

Digitized by Google

gewirkt und ob der katholische Gottesdienst dort ihn befriedigt habe; er empfiehlt von seinen neueren Gedichten dem Freunde besonders „Gebet" und „Friede". Auf die Conversion bezieht sich ohne Zweifel die Stelle in einem Briefe aus Dresden 1808: „Du wirst in den Zeitungen von mir gelesen haben, was eben so gut oder vielmehr weit besser vor einigen Jahren darin hätte stehen können. Die angegebene Zeit ist ganz falsch; meine Gesinnung kennst Du ja von lange." Aus Wien berichtet er über die Gründung des „Deutschen Museums" und bittet um Mittheilungen über Shakspeare, da er es besonders bei dem Wiener Publicum deutlich sehe, „daß der eigentliche gründliche Unterricht in der Poesie, die erste Erweckung des Sinnes dafür durchaus mit dem Shakspeare anfangen muß". Zehn Jahre später ist er freilich der entgegengesetzten Ansicht. „Sollte unsere deutsche tragische Kunst noch zu einer festen Form gelangen und eine wirkliche Kraft werden, so vermuthe ich, daß dieses eher auf dem lyrischen Wege geschehen wird, als auf dem von Euch empfohlenen Shakspeare'schen historischen, der mir doch nur ein Surrogat des Epischen zu sein scheint, in verunglückter Form." Der letzte Brief ist vom 29. October 1828 und meldet die Absicht nach Dresden zu reisen, wo Schlegel bekanntlich starb. Zwei Briefe Dorotheens schließen sich an.

Eine ziemliche Reihe meist sehr bekannter Namen und manches Interessante überspringend, da die Besprechung zu umfangreich zu werden droht, gelangen wir zu Henrik Steffens, dessen Briefe größtentheils höchst originell in Form und Inhalt sind. Er ist es, welcher Ottfried Müller an Tieck adressirt. Es ist wohl der Mühe werth, einiges aus diesem Geleitsbriefe herzusetzen. „Der Ueberbringer ist ein junger Mensch, der mich recht beschämt hat, denn vor fünf Jahren war er noch ein hoffnungsvoller Primaner. In der Zeit wohne ich in derselben Stube, sitze auf dieselben Stühle, ja schnaube die Nase in dieselben Schnupftücher, und weiß recht gut, wie ich alle Jahre dümmer geworden bin und mehr und mehr verlernt habe, und in der Zeit ist der junge Mann — immer unter meinen Augen — nur ein Jahr in Berlin, immer gelehrter, immer kenntnißreicher geworden, und die Kenntnisse und die Gelehrsamkeit sind am Ende bis ins Unermeßliche angeschwollen, daß ein Professor in Göttingen hat aus ihm werden können, was mir ganz ungeheuer vorkömmt. So ein Göttinger Professor kömmt mir wie ein alter Rector vor, ich fühle mich gegen ihm wie ein Junge, der seine Lection nicht weiß. Du wirst Deine Freude haben an dem jungen Mann, der so Vieles in so kurzer Zeit gethan und gelernt hat." Die Nachschrift dieses Schreibens lautet: „Und die Berliner haben noch nichts für Dich gethan? Es sieht dem Volke ähnlich." 1821 führt Steffens den Schauspieler Ludwig Löwe bei Tieck ein, mit einem Billet ohne Jahreszahl den Dr. Hermann Frank, welcher vor einigen Jahren in England ein tragisches Ende fand. „Dieser junge Mensch ist in der That brav, gescheit und weiß recht viel, und sein Vater hat mir Geld geliehen". Mit einer bevorstehenden Reise hofft Steffens „auf immer mit der verfluchten politischen Welt abzuschließen. Alles ekelt mir darin an". 1827 sendet er Ampère. In einem Briefe aus Berlin im Jahre 1833 finden wir folgenden

Digitized by Google

Passus: „Es ist nicht die Religion allein, welche jene gefährliche ausschließende Richtung erzeugt, die wir gemeinschaftlich bekämpfen. Hier in Berlin sehe ich es nur zu deutlich, wie jede Wissenschaft einen fanatischen Kern trägt, einen Wurm, der sie selbst verzehrt, indem sie die wahre Wissenschaft, die alles versteht, ehrt und fördert, ausschließt Eine wirklich geistreiche Geselligkeit — man scheut sich selbst diese Benennung der höchsten irdischen Güter zu brauchen, so abgenutzt ist auch sie — würde mehr als Alles die engherzige, geistlose, vereinzelnde Einseitigkeit, die neben der leeren Universalität einherschreitet, verdrängen."

Ein schwedischer Schauspieler, Eduard Stjernström, wendet sich 1841 an Tieck mit der Bitte, ihm ein Gastspiel auf der Dresdener Hofbühne zu vermitteln, da er, seit langer Zeit das Deutsche mit Vorliebe treibend und auch schon wiederholt in deutschen Stücken aufgetreten, sich gerne der dramatischen Kunst ganz hingeben möchte. Da der Name in Deutschland ganz unbekannt geblieben ist, muß man wohl mit Holtei vermuthen, Tieck habe ihm gar nicht geantwortet. „Und vielleicht hat die deutsche Bühne dadurch einen Verlust erlitten." — Zwei Briefe von David Friedrich Strauß sind besonders bemerkenswerth wegen der Bescheidenheit, mit welcher der Verfasser des „Leben Jesu" fünf Jahre nach dem Erscheinen dieses Werkes sich wie ein Namenloser vorstellen zu müssen glaubt. — Viel Interessantes schreibt Friedrich v. Uechtritz. In dem Streit über das Verhältniß zwischen Geschichte und Dichtung nimmt er eine Mittelstellung ein. „Auf der einen Seite kann ich nicht zugeben, wie Immermann meint, daß ein Dichter mit seinem Stoffe wie ein Russe mit seinen Leibeigenen schalten dürfe, von der anderen Seite muß ich aber darauf bestehen, daß, wenn er wie Jakob um die schöne Rahel sieben Jahre gedient, dann die Reihe an ihn komme, Herr im Hause zu sein. Aber, wie gesagt, er muß erst dienen." Ebenda wird über Wilhelm Schadow gesprochen, welcher nach einer neuen italienischen Reise an seinem eigenen Werke in Düsseldorf beinahe irre geworden sei, indem er „statt einer Madonnen- eine Genremalerschule gestiftet habe". Uechtritz meint nun, wie die alte große Kunst aus einem gemeinsamen Gefühle hervorgegangen, an dem der Einzelne, so verschieden davon seine individuellen Gefühle sein mochten, doch mehr oder weniger Theil nahm, so beruhe die neueste Kunst (1832) durchaus auf dem individuellsten Gefühle und seiner intensiven Kraft. Im Mittelalter konnte auch der weniger fromme Maler religiöse Gegenstände mit Glück und Unschuld malen, aber die Hoffnung Schadows, einen Künstler wie Lessing, „der in seinen besten Sachen manche Aehnlichkeit mit Lord Byron hat", noch einmal Madonnen malen zu sehen, müsse „beinahe unter die Verkehrtheiten" gerechnet werden.

Varnhagens Mittheilungen bieten nicht große Ausbeute. Ueber Carlyle citirt er das Urtheil einer Engländerin. „Ich kenne gegenwärtig niemanden in England, der so originell wäre im Gespräch (he is the only original talker I know now in England), er scheint mehr laut zu denken, als für die Anderen zu sprechen, und die offenbar unbewußte Art, mit welcher er ohne die geringste Anstrengung von einem Gegenstand zum andern überspringt, macht einen höchst

Digitized by Google

merkwürdigen Eindruck." — Von Rahel liegen verschiedene Briefe vor in jenem ungezwungenen genialen Ton, an dessen unverfälschte Natur zu glauben einem Nichtzeitgenossen etwas schwer fällt. In dem ersten überbietet sie Robert noch weit in dem Urtheile über Charlotte Birch-Pfeiffer; so zweideutig das Lob klingt, die „großartige Actrice" habe momentane Aehnlichkeit mit „allen Größen", deren die Briefschreiberin sich erinnere, mit Fleck, Talma, Eßlair, der Raucour, George, Bethmann, Schröder — ihr ist es mit diesem Lobe heiliger Ernst. Solche Urtheile machen denn freilich etwas scheu.

Wackenroder! Zu dessen und des jungen Tieck Charakteristik enthalten die fünfzehn zum Theil sehr langen Briefe aus den Jahren 1792 und 1793 Material in Hülle und Fülle. Leser, welche kein specielles Interesse für diese Lectüre mitbringen, mögen sich an die Epoche und an das Alter des Dichters, zwanzig Jahre, erinnern, dann werden sie keinen Anstoß an der schwärmerischen Freundschaft nehmen, die gelegentlich in die Worte ausbricht: „ . . . . und vom Giebichensteiner Felsen herab die Landschaft unter uns liegen sehen! Dann meinen Arm um Deinen und meinen Mund auf Deine Lippen, — so kenn' ich nichts höheres!" — oder die ihm eine Strafrede an den Freund dictirt, als habe dieser sich den ärgsten Lastern ergeben: „Gütiger Himmel, auf welchem entsetzlichsten Rande hast du gestanden! O Tieck! — Gott möge verhüten, daß unsere Freundschaft, die ein Beispiel der möglichen Menschenglückseligkeit sein sollte, keinen Stoff zu einem Trauerspiele gebe" . . . . und so fort Seiten lang, bis man erfährt, daß Tieck „Zwei Bände in einem Nachmittag und einer Nacht hintereinander in einem Athem" vorgelesen hat. In einem der ersten Briefe heißt es: „Ich bin nicht recht mit mir einig, was man Empfindelei nennen solle. Mir scheints am Ende bloß affectirte Empfindung zu sein; ich will Dir sagen warum. Empfindungslose Empfindsamkeitsspötter nennen oft etwas Empfindelei, was an sich schöne, feine Empfindsamkeit ist, und nur dann falsche Empfindung oder Empfindelei wird, wenn jemand affectirt, zu haben. Ich sehe z. B. nicht ein, warum der Vorsatz, nicht aufs Feld gehen zu wollen, weil man da mit jedem Tritt eine Menge kleiner im Sonnenschein spielender Geschöpfe vernichtet, in gewissen Situationen auf eine kurze Zeitlang, nicht wahre, echte Empfindung sein sollte. Sagt aber jemand, der an Modesucht krankt, solche Dinge" u. s. w. Ueber das damalige Berliner Theater berichtet er viel. Ifflands „Elise von Valberg" scheint ihm „höchst vollendet und ausgearbeitet", und er ist außer sich, daß „diesem Meisterstücke" ein Ding gefolgt ist, wie Dittersdorfs Operette „Hieronymus Knicker", und daß es leider Beifall zu finden scheine. Dergleichen müsse in Sachen des Geschmacks direct zu den Lappländern führen. Hier begegnen wir auch einmal Bemerkungen über die großen Ereignisse der Zeit. „Ich denke ganz mit Dir gleich von den Franzosen, und stimme von ganzem Herzen in Deinen Enthusiasmus ein, das versichere ich Dich." Aber in Berlin enthalte er sich, darüber zu sprechen, weil man dort die größten Thaten belächle. „Und wer mit diesem Lächeln davon spricht, dem möchte ich gleich eine Ohrfeige geben." Am 3. März 1793 schreibt er: „Die

Digitized by Google

Hinrichtung des Königs von Frankreich hat ganz Berlin von der Sache der Franzosen zurückgeschreckt; aber mich gerade nicht. Ueber ihre Sache denke ich wie sonst. Ob sie die rechten Mittel dazu anwenden, verstehe ich nicht zu beurtheilen, weil ich von dem Historischen sehr wenig weiß."

Zum Schluß möge noch ein Bäckermeister Vorholz genannt werden, welcher Tieck Complimente über seinen „Jungen Tischlermeister" macht, und ein ungenannter adeliger Officier, welcher dem Dichter das Geständniß ablegt, daß sein „William Lovell" den Briefschreiber im Tiefinnersten getroffen und bewegt habe, da auch er „dies stete Treiben und Drängen nach etwas Ungewissen, noch nie Erhörten" kenne, und nicht umhin könne, den Zoll seines Dankes mit aller Offenheit einer jugendlichen Brust ihm darzubringen. Von berühmten Correspondenten, die in diesem Berichte übergangen wurden, wollen wir wenigstens namhaft machen: Henriette Paalzow, Karoline Pichler, Elisa v. d. Recke, Jean Paul Fr. Richter, Rochlitz, Rückert, Rumohr, Sallet, Schenk, Schleiermacher, Schnaase, Johanna Schopenhauer, Schwab, Solger (dessen wichtigere Briefe bekanntlich schon früher veröffentlicht worden sind), Stägemann, Stieglitz, Strachwitz, Ticknor, Hermann Ulrici, Karoline Ungher-Sabatier, Waagen, F. G. Welcker, Amadeus Wendt, Karl Witte, P. A. Wolff, Zedlitz. Durch ein ausführliches Namenregister, welches dem vierten Bande angehängt ist, hat sich der Herausgeber noch besonders den Dank der Lesewelt verdient. B. B.

Robert Zimmermanns allgemeine Aesthetik als Formwissenschaft.

(Wien 1865. W. Braumüller.)

Besprochen von Dr. **C. S. Barach.**

(Schluß.)

Wir sind angelangt bei der „reinen Quantitätsform". Das Stärkere gefällt, die Vorstellung geht dabei ungehemmter vor sich, das Lustgefühl ist darum auch ein größeres. Wird das Quantum für die Vorstellung zu groß, so geht selbe in ein Streben vorzustellen über: daraus erklärt sich das Wohlgefallen am Erhabenen. Doch ist letzteres nicht mehr ursprüngliche Form, da bereits auf die Qualität der Verhältnißglieder mit Rücksicht dabei genommen: Endliches mit Unendlichem verglichen wird. Wird Endliches mit Endlichem in Beziehung gebracht, so ergiebt sich die Form des Großen. Als reine Qualitätsformen ergeben sich aus dem früher Erwähnten vor allem: Harmonie und Disharmonie. Steht die Qualität des einen Gliedes zu jener des andern im Verhältniß der Unterordnung, so heißt diese Form der Harmonie — Form des Charakteristischen. Als eine weitere Form finden wir die des Einklanges — wobei ein gegen-

Digitized by Google

seitiges Abbilden zweier Formglieder stattfindet, doch so, daß jedes derselben außer dem ihm mit dem andern Gemeinsamen noch etwas ihm besonderes enthält. Bei allen diesen Formen ist natürlich das Quantitätische wieder gleichgültig. Disharmonie erzeugt Mißfallen, dieses aber muß vermieden werden; Vorstellungen, zwischen welchen keine Disharmonie herrscht, sind als solche correct; eine Form, die dadurch entsteht, daß Disharmonie vermieden wird, heißt die Correctheit. Der Inhalt der Regel der Correctheit hat nur für dasjenige Subject Bedeutung, aus dem er stammt. Die Ersetzung des ursprünglichen natürlichen durch einen künstlich herbeigeführten Zustand mißfällt, und zwar so lange, bis der ursprüngliche wieder hergestellt ist — die hieraus entspringende Form ist die der Ausgleichung, die wieder herstellt, ohne darauf zu sehen, ob das ursprüngliche Harmonisches oder Disharmonisches sei, und durch diese Wiederherstellung immer eine Erhöhung des Gefallens oder Mißfallens bewirkt, und dadurch den Schein der Lebendigkeit empfängt, welch' letzterer sich wieder in den einer verständigen Beseeltheit umwandelt. Der Proceß der Ausgleichung ist zwar Rückschritt zu dem bereits Gewesenen, der Proceß der Geistigkeit dabei aber Fortschritt zur Setzung eines Neuen, wobei nicht stehen zu bleiben ist, da nur der Abschluß im absolut Beifälligen ein wahrer ist. So entsteht aus den Formen der Ausgleichung und des Fortschrittes die des „abschließenden Ausgleiches", die sich in weiterer Folge als Geist der Harmonie zeigt. Damit ist die Reihe der einfachen ursprünglichen Formen geschlossen, die letzte streng genommen schon über dieselbe hinausgegangen, da sie ja auf die Qualität des Wiederhergestellten Rücksicht nimmt. Umfassen nun die ästhetischen Elementarformen wirklich alles, was als Form und somit überhaupt ästhetisch gefällt oder mißfällt, so müßte ein Vorbild, das ihnen insgesammt Genüge thäte, offenbar ein absolut gefallendes, und sonach das Nachbild eines solchen nicht bloß als Nachbild überhaupt, sondern auch als Nachbild eines gefallenden Abgebildeten wohlgefällig sein — es könnte nicht bloß schön, sondern das Schöne selbst heißen. Dieses Schöne selbst ist wieder ein reines und gemischtes. Was von den einzelnen Formen gilt, gilt natürlich auch vom Schönen. Eine gelegentliche Bemerkung, die hier der Verfasser einschiebt, können wir uns nicht versagen, hieher zu setzen, denn sie kennzeichnet, so nebensächlich sie scheinen mag, aufs beste den Standpunkt seiner Anschauungen: „Das Gefallende ist schöner Schein. Der Fehler der speculativen Aesthetik war, daß sie stets nach der Ursache des Scheines, statt nach den Gründen des Gefallens des Scheines suchte und also ein theoretisches (psychologisches und metaphysisches) Problem bearbeitete, statt jenes ästhetischen; wodurch sie darauf gerieth, die letzte Ursache, das Absolute, auch für den letzten Grund des Gefallens anzusehen und das Schöne nicht gefallen zu lassen, weil es schön, sondern weil es Erscheinung des Absoluten der Idee oder weil es von Gott sei."

Gehen wir nun zum drttten Capitel, zu den „abgeleiteten Formen" über. Hier treten mehr als zwei Glieder auf, und zwar stellen sich vorerst Mehrheitsformen, welche zunächst auf einem ursprünglichen Mißfallen beruhen und zu dessen

Digitized by Google

Hinwegräumung bestimmt sind. Den zur Vermeidung des Mißfallens an die Stelle des Gegebenen gesetzten Vorstellungsinhalt nennt man das Geschmacksgesetz, die Form, welche das Vorstellen dabei annimmt, die Reinheit. Ueberhaupt aber bilden die ursprünglichen ästhetischen Formen, auf eine Mehrheit von Formgliedern angewandt, ästhetische Formensysteme. So entspricht der Form der Correctheit das System der Reinheit, der Ausgleichung, das der freien Bewegtheit, das, wie früher schon entwickelt wurde, zur Beseeltheit und durch diese zum Schein der Geistigkeit führt, und dann Geist der Harmonie wird. Das System der Bewegtheit kann als System der ästhetischen Nothwendigkeit, jenes der harmonischen Ausgleichung als das der ästhetischen Freiheit bezeichnet werden, der disharmonische Geist selbst ist der Geist des nie endenden Widerspruches. Die Durchführung der Form des Einklanges im einzelnen zusammengesetzten Bilde oder gesammten ästhetischen Vorstellen ist das System der Einheit, bei dessen weiterer Ausführung uns in klarer Weise das Wesen der „Proportionalität" entgegentritt. Der Form des Charakteristischen entspricht das System der Wahrheit, der Form des Vollkommenen das ästhetische Vollkommenheitssystem. Alle diese abgeleiteten Formen schließen sich, wie die einfachen zum Schönen, hier zum Classischen zusammen, d. i. zur Schönheit als herrschenden Form einer Mehrheit oder Gesammtheit von Bildern. Reinheit, Freiheit, Wahrheit, Einheitlichkeit und Vollkommenheit sind der Charakter des Classischen. Unclassisch aber nach einer der abgeleiteten Formen hin ist: die Unfeinheit, die Verletzung des absoluten Geschmacks — in deren weiteren Ausführung wir dem „Romantischen" seinen gebührenden Ort zugewiesen finden, das „sogenannte" Moderne aber als „Unding" verworfen sehen. Damit, daß der Verfasser zeigt, daß alle jene Formeigenschaften, welche man dem Romantischen beizulegen pflegt, sich aus der oben bezeichneten Eigenthümlichkeit des unvollendeten Vorstellens erklären, wie da der Zug zum Erhabenen, die Sehnsucht als Wollen und Wunsch ꝛc. und aus diesem ihm innewohnenden „Anheimelnden" darthut, wie der natürliche Fortschritt beim Einzelnen, ja im Entwicklungsgange ganzer Völker, ein von der Empfänglichkeit für das Romantische zur Empfänglichkeit für das Classische übergehender sei — schließt das erste Buch, für uns weitaus der wichtigste Theil, denn das ganze zweite Buch ist ja doch nur eine Anwendung des bereits Gefundenen 1. auf die Natur, 2. auf den Geist. Das dritte Buch widmet sich dem schönen socialen Geist. Dieser theilt sich je nach dem schönen socialen Vorstellen: in ästhetische Gesellschaft; nach dem schönen socialen Fühlen in Humanitätsgesellschaft, und nach dem schönen socialen Wollen in sittliche Gesellschaft. Daran schließen sich die realen Kunstwerke des Vorstellens, wie die einfachen der Plastik, Baukunst, Sculptur, Malerei und das tonische Kunstwerk, ferner die zusammengesetzten, wie polychromatische Baukunst und polychromatische Sculptur, theatralische Aufführung, rhetorisches Kunstwerk, illustrirendes Bildwerk.

Wir bedauern, in alle Details der interessanten Ausführungen Zimmermanns nicht eingehen zu können, da ein solches Eingehen weitaus den Raum einer

Digitized by Google

bloßen Anzeige überschreiten würde, glauben aber in vorstehender Darstellung für den Fortschritt, den die Aesthetik durch Zimmermann gemacht hat, genügende Belege geliefert zu haben. Wir wünschen dem Buche recht viele aufmerksame Leser. Denn wer es einmal mit Gründlichkeit durchstudirt, dem werden gewiß neue und fruchtbare Gesichtspunkte in Fülle erwachsen. Daß an solchen in unserer ästhetischen Kritik großer Mangel herrscht, bedarf wohl keines Beweises. Um so mehr wünschen wir, daß Zimmermanns Werk eine regenerirende und befruchtende Wirkung nach vielen Richtungen hin ausüben möge.

Die Goldfäden der mittelalterlichen Brocatweber und Bildsticker.

Dr. Franz Bock sagt in seiner Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters (Bonn 1859 S. 42) bei der Beschreibung eines saracenischen Goldstoffes aus dem 13. Jahrhundert:

„Diese Goldfäden sind von sehr merkwürdiger Beschaffenheit; sie sind nämlich nicht rund als Fäden gedreht, sondern gleich wie dünne Riemchen platt geschnitten; die noch ziemlich starke, dem Auge wohlthuende Vergoldung ist bloß auf der einen Seite des riemenförmig platten Fadens applicirt: die Kehrseite des in Rede stehenden Gewebes läßt den auf der Hauptseite vergoldeten Plattfaden bräunlich (ohne Vergoldung) zum Vorschein kommen. Trotz emsiger Nachforschungen läßt sich bis jetzt zur Stunde weder der Urstoff des gedachten Fadens angeben, noch ein Nachweis führen, mittelst welchen Bindemittels auf dem zarten Riemenfaden eine solche schöne und solide Vergoldung aufgetragen werden konnte. Die Ansicht gewichtiger Stimmen sprach sich dahin aus, daß die Substanz des Fadens kein animalisches, sondern ein vegetabilisches Product sei. Man war der Meinung, diese Fäden, welche auf der Kehrseite das Aussehen einer zarten Pflanzenrinde bieten, rührten von einem faserreichen Gewächse her (etwa der Papyrusstaude, dem Byssus?). Diese feinen Pflanzenhäutchen (Bast) wären im Oriente in großen Quantitäten auf einer Seite vergoldet worden und bis ins späte Mittelalter den occidentalischen Webereien als fertiges Goldgespinnst, als Waare, zugekommen."

In einer Anmerkung zu dieser Stelle heißt es weiter:

„Auf chemischem Wege haben wir von bedeutenden Fachmännern in Lyon, Paris und Berlin die Goldfäden in den Geweben des Mittelalters vom 10 bis 15. Jahrhunderte analysiren lassen; indessen führte diese Untersuchung zu keinem bestimmten Resultate. Es wäre vom größten Interesse für eine billige Herstellung von Goldgeweben, namentlich zu kirchlichen Zwecken, wenn man heute wieder einen solchen Goldfaden, wie sie das ganze Mittelalter zu kirchlichen Ornaten anwandte, darstellen könnte. Daß diese präparirten Fäden mit eigenthümlicher Vergoldung

Digitized by Google

nicht so theuer als unsere heutigen Goldfäden gewesen sein müssen, geht schon aus dem Umstande hervor, daß bei den älteren Geweben bis zum 15. Jahrhunderte seltener Brochirungen in Gold vorkommen, sondern zur Darstellung von Golddessins in der Regel der Goldfaden als Einschlag der ganzen Breite der Kette entlang durchläuft."

Als die zweite Hälfte der Bock'schen Sammlung (die erste war vom Kensington-Museum angekauft worden) in den Besitz des k. k. Museums für Kunst und Industrie überging, wurden erneute Untersuchungen über diesen Gegenstand als wünschenswerth bezeichnet. Ich habe mich dieser Arbeit unterzogen und das Resultat derselben ist folgendes: Bei den Goldfäden, an welchen die Vergoldung auf organischer Grundlage ruht und wie sie bis in das 16. Jahrhundert, (am spätesten in den Arbeiten der niederrheinischen Brocatweber und Bildsticker) gefunden werden, ist diese organische Grundlage bis auf die zu erwähnenden Ausnahmen und so weit meine Untersuchungen reichen, dem Peritomäum, dem sogenannten Bauchfelle, des Schlachtviehs entnommen. Es läßt sich dies mit voller Bestimmtheit nachweisen. Die serösen Häute, denen das Peritonäum angehört, bestehen aus Bindegewebe mit einem charakteristischen Netze feiner elastischer Fasern, das sich an jenen Häutchen, nachdem das Gold entfernt ist, noch unter dem Mikroskope sichtbar machen läßt. Unter dem Bauchfelle liegt überall da, wo es den Darmcanal überzieht, eine Längslage von contractilen Faserzellen. Wenn man den Peritomäalüberzug einschneidet und ihn dann der Länge nach abzieht, so geht, je nach dem Zustande von Frische oder beginnender Verwesung, in welchem der Darm sich befindet, ein größerer oder geringerer Theil dieser Faserzellen, oft das ganze Lager mit. Auch diese habe ich unter Zuhülfenahme geeigneter Reagentien an dem vergoldeten Häutchen noch nachweisen können. Hiedurch sind die übrigen serösen Häute ausgeschlossen, weil sich unter ihnen keine derartige Lage von Faserzellen befindet, und von keiner anderen als dem Bauchfelle kann somit das Häutchen herstammen.

Aus dem Bauchfellüberzuge des Blinddarms vom Ochsen wurden die Goldschlägerhäutchen angefertigt, und es lag nahe, dieselbe dünne Membran auch als Grundlage für Vergoldung anzuwenden. Da es sich für Erzeugung eines Lahns nicht um quadratische Stücke von bestimmter Größe, sondern nur um lange Streifen handelte, so konnte man verschiedene Abschnitte des Darms von verschiedenen Thieren benützen, und dies scheint auch geschehen zu sein; denn die seröse Haut, auf deren Innenfläche die Faserzellen gefunden werden, ist an verschiedenen Proben von verschiedener Dicke. Dem neuen Zwecke entsprechend wurde auch die Behandlung verändert. Für den Goldschläger wurden die Häute je zwei und zwei mit der Fleischseite zusammengeklebt, so daß sie zwei gleich glatte Oberflächen darboten; für den Vergolder blieben sie einfach, erhielten ihren Metallüberzug und wurden dann in Streifen von 1/8 Millim. Breite geschnitten. Mit diesen wurde der Faden in Hobeltouren bewickelt. Meist geschah dies, wie ja auch jetzt noch für manche Zwecke, nicht bis zur völligen Deckung. Es wurde hiedurch der Metallglanz

Digitized by Google

gemildert, es wurde eine Ersparung erzielt und der Faden behielt eine um so größere Biegsamkeit. Der Metallüberzug ist theils reines Blattgold, theils sogenanntes Zwischgold, d. h. vergoldetes Blattsilber, und zwar von vorzüglicher Arbeit, wie mir die mikroskopische Untersuchung des Goldhäutchens zeigte, welches nach dem Auflösen des Silbers in Salpetersäure zurückblieb. Zum Theil scheint auch bloßes Blattsilber verwendet worden zu sein, wenigstens habe ich auf einzelnen Proben nur Silber, kein Gold mehr nachweisen können. Das Bindemittel, durch welches das Metall auf dem Häutchen befestigt wurde, ist mir unbekannt; es war jedenfalls ein sehr zartes und keine Grundirung, wie man sie auf echten Goldpapieren findet: denn von der Rückseite sieht man die blanke Metallfläche unter dem durchsichtigen Häutchen liegen. Die Auswahl für Bindemittel war übrigens ziemlich frei, da die Stoffe nicht bestimmt waren, der Nässe zu trotzen. Es zeigt sich dies an dem Verhalten der Fäden gegen Wasser. Wenn man sie untertaucht, so quillt das Häutchen rasch an, der Streifen lockert sich vom freien Ende und trennt sich mehr und mehr von der gesponnenen Unterlage.

Der älteste Faden dieser Art gehört nach dem von competenter Seite verfaßten Kataloge einem orientalischen Gewebe des 11. Jahrhunderts an, die neuesten finden sich, wie oben erwähnt, bei den niederrheinischen Bildstickern und Brocatwebern des 16. Jahrhunderts. Dazwischen liegen zahlreiche Stücke, welche als byzantinisch, maurisch-spanisch, luccheſiisch u. s. w. bezeichnet werden, so daß die Fabrication dieser Fäden sich durch fünf Jahrhunderte und über den größten Theil der damaligen industriellen Welt erstreckt zu haben scheint.

Unter den von mir untersuchten Proben befanden sich drei, welche von den übrigen wesentlich abwichen. Die organische Grundlage war hier dicker, braun von Farbe und vollkommen undurchsichtig. Alle drei waren echt, das soll heißen mit ganzem Golde, nicht mit Zwischgold vergoldet. Der eine der Stoffe war als byzantinisch (12. Jahrhundert), die beiden anderen waren als orientalisch (11. Jahrhundert) im Kataloge bezeichnet. In den beiden letzteren war die Axe des Fadens Seide, was, wie bereits Dr. Bock bemerkt hat, bei der vorher beschriebenen Art von Goldfäden nicht vorkommt. Der braune umspinnende Streifen, der in diesen drei Stücken die Vergoldung trug, war — Leder. So überraschend dieses Resultat der mikroskopischen Untersuchung im ersten Augenblicke erscheint, so muß man sich doch sagen, daß bei dem hohen Stande der Lederindustrie dem Orientalen der Gedanke nicht fern liegen konnte, ein Material, welches er so vortrefflich zu färben und zu vergolden verstand, zu neuen Zwecken anzuwenden. Die Provenienz und Zubereitung des äußerst dünnen vergoldeten Leders, aus dem diese mehr als liliputanischen Riemen geschnitten wurden, habe ich nicht mehr ermitteln können.

Bekanntlich findet sich neben den erwähnten Goldfäden durch das ganze Mittelalter hindurch auch der mit ganz metallischem Lahn umwickelte Faden. An den ältesten Stoffen, die ich untersuchte und die dem 10. und 11. Jahrhundert angehörten, war der Lahn ganz von Gold, doch schon an einem Stoffe, der dem Kataloge nach dem 13. Jahrhundert angehörte, fand ich vergoldeten Silberlahn. Er

Digitized by Google

war auf einer Seite Gold, auf der anderen Silber und die schmale Seitenfläche war silbern, so daß er also aus breiteren, auf einer Seite vergoldeten Silberstreifen geschnitten war. Erst später erscheint der vergoldete Kupferlahn, der dann bei seiner Wohlfeilheit den Lahn mit organischer Grundlage verdrängen konnte. Darf man dem letzteren noch wiederum eine Zukunft versprechen? Bei dem steigenden Preise der Handarbeit und dem sinkenden Preise der Maschinenarbeit wird er wohl in Rücksicht auf die Erzeugungskosten weniger als vor 300 Jahren concurriren können, und auch in Rücksicht auf die Haltbarkeit wird man ihm sicher wenigstens keinen unbedingten Vorzug einräumen. Eines aber bleibt ihm unbestritten, die größere Leichtigkeit und Biegsamkeit. Auch ist er sicher für manche Zwecke, namentlich für das Anlegen von Grund, künstlerisch von besserer Wirkung. Der metallische Lahn hat eine blanke, einförmige Oberfläche von der er das Licht spiegelt und die ihm etwas Hartes und Steifes giebt, während die Oberfläche des zarten vergoldeten Häutchens eine Menge kleiner Bewegungen zeigt, vermöge welcher der alte Goldfaden sich mehr dem Gewebe assimilirt als der moderne, und bei gleichem, ja bei besserem Hervortreten der Goldfarbe ein milderes Licht verbreitet. Es ist deßhalb wohl nicht Sparsamkeitsrücksichten allein zuzuschreiben, daß die niederrheinischen Bildsticker des 16. Jahrhunderts beide Arten von Fäden nebeneinander anwendeten, den einen in Gründen und Flächen, den anderen in Linien und an solchen Punkten, welche durch ihren höheren Glanz stärker in die Augen fallen sollten.

Ernst Brücke.

Englische Provinzialkunstausstellungen und ihre Bedeutung für Oesterreich.

T. Die Kunst kann nur dort blühen, wo die Volkswirthschaft sich günstig entwickelt, wo die Nation in Wohlstand lebt. Wo dies aber der Fall ist, dort wird die Kunst, selbst wenn in der Nation weniger ursprüngliches Talent für die Kunst ruht, allmälig zur Blüthe gelangen, wenn die Erziehung des Volkes zur Kunst in der richtigen Weise geleitet wird.

In England sind die Dinge auf diesem Punkte angelangt. In der Masse des Volkes lebt kein bedeutendes allgemeines Verständniß für die große Kunst. Aber man fühlt bereits, daß es geweckt werden muß auch in den Massen des Volkes. Und die Volkswirthschaft hat jene Entwicklung, das Land hat jenen Grad von Wohlstand erreicht, daß es nach der „Krönung des Gebäudes“ durch die Kunst verlangt.

Was in England seit den letzten zehn bis zwanzig Jahren für die Kunst geschehen, und zwar in der Richtung, um dieselbe zu einem Gemeingute des Volkes

Digitized by Google

zu machen, ist außerordentlich, und es ist für uns um so lehrreicher, als die Art und Weise, wie man dabei vorgeht, uns auch noch in anderer Weise zum Vorbilde dienen sollte.

Die beiden weltberühmten Sammlungen Londons, das Britisch Museum und das South-Kensington-Museum, letzteres bekanntlich erst vor etwa zehn Jahren gegründet, zeigen, wie man die Aufgaben der Kunst in England zu würdigen weiß.

Das erstere hat die große Kunst und die Beziehungen derselben zur wissenschaftlichen Forschung zu pflegen, das letztere die Anwendung der Kunst in der Industrie, ihre Verbindung mit dem täglichen Leben herzustellen. Daneben besteht die brittische Nationalgalerie von Gemälden in Trafalgar-Square.

Alle diese Anstalten wirken mit bedeutenden Mitteln und ihr Wirken erfreut sich auch bedeutender Erfolge. Diese Resultate sind auch nicht bloß auf das Publicum Londons beschränkt, sondern in Folge der aus den verschiedensten Anlässen häufig wiederkehrenden Excursionstrains, welche die Bewohner der Provinz nach der Hauptstadt bringen, kommen dieselben einigermaßen auch den letzteren zu statten.

Man begnügt sich jedoch heutzutage in England nicht mehr damit, daß die Hauptstadt Anstalten und Mittel besitzt, um das Verständniß und den Geschmack für die Kunst in weiteren Kreisen zu verbreiten, sondern man will diese Vortheile auch den Landstädten, und zwar ganz unmittelbar zuwenden. Die zahlreichen „Exhibitions out of London" des Jahres 1864 geben hievon ein lautredendes Zeugniß ab. In Liverpool hat eine Gemäldeausstellung, veranstaltet von der Liverpool Institution of fine Arts, vom 3. September bis 31. December stattgefunden, welche von sehr gutem Erfolge begleitet war. Die Zahl der ausgestellten Werke betrug 1173, wovon etwa ein Viertheil auswärtigen Künstlern angehörte. Außer dieser Ausstellung der Liverpool Institution haben in derselben Stadt im Herbste des Jahres 1864 noch zwei andere Kunstausstellungen stattgefunden, die eine mit 165, die andere mit 600 Werken — In Manchester wurde ebenfalls im September v. J. eine Ausstellung eröffnet, welche 720 Oelgemälde und Cartons und 21 plastische Werke zählte. — Die Kunstausstellung in Birmingham fand gleichzeitig statt und war vom besten Erfolge begleitet. Die Bildung einer permanenten Kunstausstellung ist daselbst im Zuge. — In Leeds wurde im October eine Ausstellung von Werken lebender Künstler veranstaltet. — Der Kunstverein von Brighton hielt seine jährliche Ausstellung Ende September ab. Die Gesammtzahl der exponirten Werke betrug 400, die Mehrheit derselben gehörte dortigen Künstlern an. — Während der Kunstausstellung zu Glasgow wurden Gemälde im Gesammtbetrage von 5000 Pfd. St. verkauft, die Zahl der Besucher erreichte 55.000. — Mit der Kunstausstellung in Bristol, welche in Bezug auf Ankäufe minder glänzend ausfiel (aber immer noch besser als die akademischen Ausstellungen in Wien), war eine Ausstellung kunstgewerblicher Gegenstände in Verbindung. — Die irländische Kunstgenossenschaft hielt letzten Sommer ihre 36. Jahresausstellung.

Alle diese Ausstellungen, so bedeutend auch das von Localkünstlern zu den-

Digitized by Google

selben gelieferte Contingent hin und wieder sein mochte, bieten ein Bild der Kunst in den ganzen vereinigten Königreichen von Großbritannien. Wie in den Kunstausstellungssälen von Pall-Mall jeder Künstler von Glasgow und Dublin, so ist auch bei den Ausstellungen in Schottland und Irland der Londoner Künstler mit seinen Werken immer willkommen.

Jede Stadt fühlt sich dort als ein Bestandtheil des brittischen Reiches und strebt — nicht nach thunlichster Abschließung, sondern — nach Vertretung der Künstlerschaft aus allen Theilen Englands. In dieser Einheit der geistigen Bestrebungen liegt die besondere Bedeutung, welche die Provinzialausstellungen in England für die österreichischen Länder haben sollten. In letzteren ist das Bestreben einer bestimmten Partei leider darauf gerichtet, den Zusammenhang der Reichstheile auch auf dem Gebiete der Kunst möglichst zu lockern.

Möge diese Partei an dem vorgeführten Beispiele der „praktischen Engländer" erkennen, daß der Künstler erst von dem Isolirschemel der Nationalitätsbestrebungen herabsteigen müsse, um auf der freien offenen Bahn der Kunst das Ziel zu erreichen.

Es kann der Agitation dieser Partei vielleicht gelingen, die deutsche Kunst in Oesterreich durch ihr Vorgehen zu schädigen, aber es wird ihr auf diesem Wege nie gelingen, die ungarische oder die böhmische Kunst (sit venia verbo) zur Blüthe zu bringen.

Kurze kritische Besprechungen.

Walcker, Karl: Kritik der Parteien in Deutschland vom Standpunkte des Gneist'schen englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts. Berlin 1865. Verlag von Julius Springer.

F. St. Der Verfasser dieser „Kritik" tritt mit der an „billig denkende Kritiker" in seinem Vorwort gerichteten Ansprache vor die Oeffentlichkeit, dieselben möchten bei Beurtheilung seiner Arbeit in Erwägung ziehen, „daß dieselbe die Erstlingsschrift eines fünfundzwanzigjährigen Schriftstellers und im Wesentlichen bereits vor zwei Jahren abgefaßt ist". Ueberdies sei er Lievländer, habe in Deutschland noch nicht volle zwei Jahre zugebracht und kenne Belgien, England und Frankreich nur von einer kurzen, im Herbst 1862 unternommenen Ferienreise her. Schon diese Daten würden uns genügen, um den Maßstab festzustellen, welchen wir bei Beurtheilung dieser Erstlingsarbeit des jugendlichen Kritikers anzulegen hätten. Allein diesem schienen sie nicht zu genügen. Schon in den Eingangszeilen zu seinem „Vorwort" findet es der Verfasser für genug wichtig, uns mit seinem Standpunkt, den er als einen „gemäßigt-toryistischen" bezeichnet, bekannt zu machen. Ueber die Aufgabe seines Werkes erfahren wir da, daß es bestimmt sei, die wissenschaftlich politische Richtung anzugeben, welche als „der wahre Ariadne-Faden aus dem Labyrinth des Parteikampfes zu festen und ersprießlichen Resultaten zu führen vermag". Sodann geht es an die Aufzählung von längst verfaßten Schriften, die zwar

Digitized by Google

noch nicht erschienen, nichtsdestoweniger aber schon druckfertig im Pulte liegen. Man ersieht daraus, daß unser jugendlicher Gelehrte vor seinem ersten Auftreten in der Oeffentlichkeit eine ebenso überraschend große, wie „geräuschlose" Productivität entfaltet hat, wofür er uns nicht nur Bewunderung, sondern auch Anerkennung abzwingt. Anders verhält es sich, sobald wir nach dem Werth der Arbeit fragen. Wir können vorerst sein Werk überhaupt nicht als „Kritik" und insbesondere nicht als Kritik der Parteien in Deutschland acceptiren. Kurz gesagt, entspricht der Inhalt dem Titel nicht. Wollen wir auch die Classification der Parteien in eine „conservative", eine „constitutionelle" und eine „demokratische" gelten lassen, so können wir uns mit der rhapsodischen Aneinanderreihung von Citaten aus allerlei, mitunter ganz obscuren Schriften politischen und auch nichtpolitischen Inhalts nicht einverstanden erklären. Aber nicht nur Bücher und Broschüren aus dem Gebiete der Politik und Nationalökonomie, sondern auch Zeitungen ohne Auswahl bis auf den „Kladderadatsch" herab, Encyklopädien, Reden, Vorträge, Tischreden, alles und jedes wurde herbeigezogen, um das Material zu einem Buch zu liefern. Ein Citat folgt auf das andere, oft ohne Rücksicht auf Zusammenhang, und die Einschaltungen und Anmerkungen ohne Ende tragen redlich bei, einem das Verständniß des Einzelnen wie des Ganzen unmöglich zu machen. Einen „kritischen" Faden, der sich durch das Chaos der Citate und Einschaltungen, Hinweise und Anmerkungen hindurchwinden sollte, kann man bei aller Aufmerksamkeit nicht auffinden, geschweige denn einen solchen festhalten. Wir wüßten keine härtere Aufgabe für einen klaren Kopf, als ihn zu verurtheilen, dieses Buch zu lesen, um daraus klug zu werden. Vergebens forschen wir nach der persönlichen Meinung des Autors über diesen oder jenen Punkt, um den Maßstab seiner eigenen Kritik zu finden. Er weiß über Alles und Jedes einen Gewährsmann anzuführen, dessen Parteirichtung in den seltensten Fällen die seinige ist. Ja, der Verfasser geht in seiner Manie zu citiren so weit, daß er nicht nur häufig auf seine eigenen, sondern auch auf Schriften hinweist, die erst einmal gedruckt werden sollen.

Charakteristisch für den politischen Standpunkt des Verfassers ist es, daß nach seiner Ansicht die demokratische Partei zu den berechtigten politischen Parteien nicht gehört. Ueber den Whigismus bemerkt er, daß dieser eine nothwendige Trivialität sei. Nicht minder stark scheint unser gelehrter Kritikus in Vergleichen zu sein, sobald es sich ihm darum handelt, den „vulgären Constitutionalismus", der ihm über alle Begriffe verhaßt ist, in der ganzen Fülle seiner Lächerlichkeit zu zeigen. So sagt er hierüber mit eben so viel Witz wie Geist: „Die im Schwange gehende constitutionelle Theorie ist ungefähr eben so unvernünftig, als wenn ein Baumeister oder Uhrmacher mit der bloßen Nachahmung eines Schlußsteins ein Gewölbe von gleicher Haltbarkeit oder eines Uhrgewichtes ein Uhrwerk von gleich gutem Gange zu erhalten hoffte." Wir wollen dem Verfasser diesen Kraftausfall zugutehalten, weil er seine kritischen Betrachtungen nur selten in ähnlicher Weise ausschweifen läßt. Nach alledem dürfte es uns erlassen sein, auf den Kern der uns vorliegenden „Kritik" näher einzugehen. Nur wollen wir Herrn Karl Walcker sagen, was wir von einer Kritik der Parteien in Deutschland verlangen. Nicht die Individuen, welche in einem unbeachteten Zeitungsartikel, in einer unbekannt gebliebenen Broschüre, in einer weinseligen Tischrede oder in einem obscuren Buch, wann und wo immer irgend eine Ansicht über politische Dinge ausgesprochen, haben als solche Anspruch auf Würdigung, sobald von Parteien die Rede ist. Als Parteien anerkennen wir eben nur diejenigen Factoren der Gesellschaft, die auf dem politischen Welttheater entscheidend thätig sind und deren Meinungsverschiedenheit im gegenseitigen Kampfe nach dieser oder jener Richtung hin den Ausschlag giebt. Nur die von solchen Factoren in Anwendung gebrachten Mittel und nur die Ergebnisse solcher Kämpfe machen Anspruch auf Würdigung von Seite der Kritik. Dagegen interessirt es uns außerordentlich wenig, mit einem Kritiker, wie Herr Karl Walcker, darüber nachzugrübeln, „ob Roscher den

Digitized by Google

Tories oder Whigs zuzuzählen ist", weil er „hart an der gemeinsamen Grenze beider Parteien steht". Nicht minder gleichgültig ist es der Welt, zu erfahren, welcher Schriftsteller Gneist mehr oder weniger ignorirt und welcher auf ihn wie auf's Evangelium schwört. Ueberhaupt ist dieser Gelehrte in das uns vorliegende Buch in einer Weise hineingezogen, die geeignet ist, seinen Namen ernstlich zu compromittiren. Der Verfasser, ein Schüler und schwärmerischer Verehrer dieses begabten Mannes, begnügt sich nicht, ihm bei jedem Schritt und Tritt seine persönliche Huldigung zu zollen, sondern er verlangt mit der Wuth eines Fanatikers von aller Welt, Gneist als einen politischen Messias anzuerkennen und anzubeten. „Der Mann, der da berufen sei, die Wirrsale der Zeit zu lösen, lebe schon unter uns." So citirt Herr Walcker in hehrer Begeisterung die „Unterhaltungen am häuslichen Herde" von 1858, denn auch für seine tiefinnersten Ueberzeugungen und Ergüsse weiß er sich am besten mit einem Citat zu helfen.

Scholl, Heinrich Freiherr v.: Ueber Baustyl, zum Schluß mit besonderer Beziehung auf Militärbauwerke. Wien 1865.

W. Es ist eine im hohen Grade erfreuliche Erscheinung, daß auch in militärischen Kreisen das Bedürfniß anerkannt wird „ein zu Militärzwecken bestimmtes Bauwerk, insoferne sich dabei nur immer ein Styl ausdrücken läßt, wie dies bei allen gemauerten Bauten der Fall ist, allemal in jenem Baustyle auszuführen, welcher von den Kunstverständigen nicht allein als edel, sondern auch als der jeweiligen Geschmacksrichtung entsprechend gehalten wird." Der Herr Verfasser der obigen, ursprünglich in der „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift" abgedruckten Abhandlung, ein ausgezeichneter militärischer Schriftsteller, untersucht die Frage, auf welche Weise die Rücksichten der Sicherheit mit jenen der architektonischen Schönheit ohne Beeinträchtigung der einen oder der anderen vereinigt werden können, er untersucht die Frage des bei militärischen Bauten anzuwendenden Materials und giebt einige Gesichtspunkte für die Anwendung künstlerischen Schmuckes bei militärischen Bauten an. Wir glauben kaum, daß die Anschauungen des Herrn Verfassers in Kunstkreisen irgendwie auf Widerspruch stoßen werden, sie sind der Ausfluß eines edlen Kunstgeschmackes und jedermann wird in das Verdict einstimmen, welches er gegen die sogenannten militärischen Baupuritaner und Baukonomen verhängt. Wir haben den wichtigsten Theil der Abhandlung hervorgehoben und die historische Einleitung übergangen, wollen jedoch nicht unbemerkt lassen, daß, wie wir daraus ersehen, der Herr Verfasser mit dem gegenwärtigen Stande der Kunstforschung vertraut ist.

Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen Nationallitteratur. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinr. Kurz. Leipzig, J. J. Weber. Band 1 bis 7.

J. St. In der „Wochenschrift" war jüngst Gelegenheit, auf eine Sammlung von mittelhochdeutschen Classikern hinzuweisen, welche die besten Erzeugnisse unserer alten Litteratur dem größeren Publicum zugänglich machen sollte. Eine Art Fortsetzung bildet die schon früher und unabhängig von obigem Unternehmen begonnene „Deutsche Bibliothek". Während jene Sammlung nur die Erzeugnisse der mittelhochdeutschen Blüthepeiode unserer Litteratur umfaßt, führt uns diese die Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts vor, jener so bewegten, fruchtbaren Zeit, deren Erzeugnisse leider noch nicht alle recht gewürdigt sind. Es war die Zeit, da Luther seine Fahne erhob, und eine Reihe der Begabtesten schaarte sich um dieselbe, ihnen gegenüber die geschlossene Reihe der Ver-

Digitized by Google

theidiger des Katholicismus, nicht gerade so unbedeutend, wie sie gewöhnlich geschildert werden. Es trat ein neues Element in die Litteratur ein: die Satyre, und neben manchen durch Ton und Art verletzenden Schriften finden sich auch andere, die zu den bedeutendsten zählen, welche unsere Litteratur hervorgebracht. Eine gewisse Derbheit und Gedrungenheit des Styls charakterisirt die meisten dieser Schriften. Zur Behaglichkeit der epischen Breite haben es nur wenige Schriftsteller gebracht, dazu war die Zeit zu bewegt, zu aufgeregt. Bedeutend für den Kenner der Litteratur, bedeutend für den Historiker, bedeutend für den Sprachforscher sind die Schriften jener Zeit. Für den Geschichtsforscher insbesondere durch die lebendige Schilderung des Lebens und der Zustände jener Zeit sind sie eine wahre Fundgrube geworden, für den Sprachforscher wichtig als die ersten Schriften in der sogenannten neuhochdeutschen Sprache. Man sieht wie der Dialekt der Heimat noch immer kämpft gegen die neue Sprache, wie er bald mehr bald weniger hervorbricht, bis er im Laufe der Jahrhunderte fast gänzlich aus der Schrift verschwindet. Insbesondere waren es die katholischen Schriftsteller, welche sich lange Zeit gegen die von feindlicher Seite eingeführte Sprache sträubten, daneben die Schweizer, welche erst allmälig ihre schöne weiche Mundart aufgaben.

In wenig alten Drucken noch erhalten, waren diese Schriften oft selbst für den Gelehrten schwer zugänglich. Der bekannte Litterarhistoriker H. Kurz hat sich daher ein bedeutendes Verdienst erworben durch die Ausgabe obiger Sammluug.

Bis jetzt liegen nur sieben Bände vor. Die ersten zwei enthalten den „Esopus" des Burkhard Waldis, eine Sammlung von Fabeln, unter denen viele eigene und viele Schwänke. Manches köstliche findet sich darunter, leicht und anmuthig erzählt, in Versen, die sich vor denen seiner Zeitgenossen durch ihren schönen Bau vortheilhaft auszeichnen. Die vier nächsten Bände enthalten den „Simplicissimus" und die „Simplicianischen Schriften" des Christoph von Grimmelshausen.

Der Simplicissimus ist ein trefflicher Roman voll der lebendigsten Schilderung des Lebens und Treibens in der Zeit des 30jährigen Krieges, mit einem bei den Deutschen seltenen Humor geschrieben, wobei der Verfasser manchen Seitenblick auf die Gebrechen und Fehler seiner Zeit wirft. Man vergleiche nur die köstliche Schilderung des Vaterhauses des Simplicissimus im ersten Capitel des ersten Buches! An diesen Roman reihen sich äußerlich als Fortsetzungen „Trutz Simplex", „der seltzame Springinsfeld" und „Das wunderbare Vogelnest", kürzere Romane von gleichen Vorzügen. Seinen Sinn für deutsches Wesen und deutsche Sprache zeigen die anderen ebenfalls von Kurz mitgetheilten Schriften: „Aus dem ewig währenden Calender", „Simplicissimi wunderliche Gauckellasche". „Der stolze Melcher", „Des weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit dem deutschen Michel". Eine eingehende Besprechung und Charakteristik, wie sie diese trefflichen Schriften forderten, würden uns viel zu weit führen und wir verweisen den Leser angelegentlich auf die Werke selbst.

Der siebente jüngst erschienene Band enthält das Rollwagenbüchlein des Jörg Wickram. Der erste Druck des Werkes erschien 1555. Der Titel des Büchleins erklärt sich aus den Worten des Verfassers in der Widmung. „Dem ersammen fürnemmmen undachtbaren Martin Neuen Burger und Wirdt zu Colmar. So ist dann auch in euwerem gebrauch alte Straßburger Messz einen eignen Rollwagen anzurichten; als dann haben ihr euch zu sampt guten Herren und Freunden mit disem buchlin zu ergetzen, dieweil jer auff der fart sind, welches auch vor menigklich on allen anstoß mag gelesen werden" ebenso „Zum guetigen Leser" meint, er habe um „schampere (schamlose) und schandtliche wort" wie sie auf Schiften und Rollwägen Fraun und Jungfraun zum Aergerniß gesprochen werden, zu vertreiben, dies Büchlein geschrieben. Wenn auch unter seinen Schwänken sich mancher derbere findet, so daß selbst ein Schriftsteller aus der ersten Zeit des 17. Jahrhunderts das Rollwagenbüchlein unter „die unnützen, unzüch-

Digitized by Google

tigen und garstigen" Bücher (allerdings auch neben dem Eulenspiegel) zählen konnte, so sind sie doch alle voll des köstlichsten Humors und trefflichsten Witzes und von einer Leichtigkeit und Volksthümlichkeit in der Darstellung, die manchmal lebhaft an den trefflichen Hebel erinnert.

Da Kurz auch mehrere andere Schriften Wickrams (worunter wohl auch den „Goldfaden") veröffentlichen wird, so bescheiden wir uns mit der Schilderung seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf das Erscheinen dieser.

Den Ausgaben sind Anmerkungen welche die schwierigeren Stellen fast stets richtig erklären, und ein Wörterbuch beigegeben; für den Gelehrten insbesondere wichtig sind in der Einleitung die Nachrichten über das Leben des Schriftstellers, die Nachweise der Drucke seiner Werke und zum Schlusse die Angabe der Lesearten der wichtigsten Ausgaben." Wir wünschen dieser Sammlung von Herzen die weiteste Verbreitung unter allen gebildeten Deutschen, sie hilft eine bisher den meisten nur aus Litteraturgeschichten und bald mehr bald minder guten stets aber unzureichenden Anthologien gekannte Zeit aufklären.

Eginhard: König Ragnars Hort. Dramatisches Mährchen in fünf Aufzügen. Wien 1865, Verlag von C. Gerolds Sohn.

St. Der Verfasser der Dichtungen: „Marien-Kranz", „Auf nach Norden", „Singen und Ringen" gehört der vormärzlichen, specifisch österreichischen Schule an und besitzt ihre Vorzüge und Eigenthümlichkeiten. Darunter gehört in erster Linie das damals erzwungene, vielleicht jetzt bei manchen dieser Poeten freiwillige Ausscheiden des politischen Gedankens, ja jeder nicht streng poetischen, innerlichen Regung. Das Leben, die Welt muß in einer solchen Dichtung eine hohe und streng ideale sein, welche innere Gesellschaftskämpfe, die wilden, gewaltigen, unlösbaren Gegensätze der Emancipation nicht kennt. Eine solche Anschauung muß dann eine in sich gefriedigte, harmonische, wenn auch vielfach eintönige werden, sie erlaubt aber auch gewissen Ausströmungen der Poesie, Phantasie, erhöhte Gluth und Kraft. Das Reich der Sage, des Mährchens wird ihr dann das liebste, zusagendste sein, jenes Reich, in welchem Ludwig Tieck so lange und mit Glück herrschte. Des vorliegenden dramatischen Mährchens Vorwurf läuft parallel mit Hebbels „Nibelungen", der Stoff ist der Edda der scandinavischen Sage entnommen. Die heilige Sage verkündet der Dichter in der Widmung:

„Umfängt mit derselben Klänge Pracht
Der Scandinaven, wie der Deutschen Volk. — —
Ein Scandinavenmythos herrlich, wie der deutsche."

Bei vielem Verwandten, wie dem Hereinragen des Christenthums finden wir jedoch auch den Stoff, den Nibelungen gegenüber gehalten, bedeutend erweitert.

Das Gold spielt dieselbe Rolle als Hort, als Ring, wie in der Nibelungen-Sage, nur ist sein Fluch, seine Wirkung, seine Geschichte der hellen Gegenwart nähergerückt, viel bedeutsamer, intensiver. Harald Andvari's Fluch verkündet dies deutlich:

„Von nun an sei Dein Gold statt Einzelner
Der Völker Ziel — statt Bäche Blut lass' Ströme fließen,
Der Völkerschlachten blut'ger Lohn sei Du. —
Und in Britannien sei des Goldes Esse."

Der Ring wird zum Ring der Weltherrschaft:

„Ausdehnen soll er sich am Arm
Britanniens, bis daß sein Reif sich schmiegend
Rings um die Erde sie als Sclavin schmücke
Der kleinen Britteninsel.

Digitized by Google

Daß die Liebesverbindung mit Innigkeit durchgeführt ist, die Charaktere sich in schmerzlichen Opfern verklären, ist selbstverständlich. Ragnar und Aslöp sterben unter Harfenaccorden:

„Walhalla's gold'ner Wolkentraum zerreißt,
Und höher öffnet sich ein schön'rer Himmel."

Allerdings schwebt in diesen Kreisen Alfadur, der Gott der Liebe, von winkenden Engelschaaren umgeben, es ist ein unverkennbarer Eklekticismus der Anschauungen, den man über der Wärme des Gefühls, der Begeisterung der Dichtung vergißt.

Der längst bewährte Dichter bildet den Vers mit Sicherheit und Regelmäßigkeit, das dramatische Element ist ein in reger Gliederung ablaufendes. Der Stoff, der doppelte Kampf von Britten und Dänen, Christen und Heiden enthält des Zwiespältigen, Gegensätzlichen hinlänglich, um anziehende Situationen im Sinn der Romantik zu erzielen. Wenn das dramatische Mährchen auch den Bühnen gegenüber Mährchen bleiben sollte, dürfte es als Buchdrama doch manchen Leser befriedigen, welchen die Kreise der Romantik noch anregen, dem die Gestalten der Sage befreundet und verwandt erscheinen.

Mayr, Otto, k. k. Rittmeister: Die Gestüte des österreichischen Kaiserstaates Wien, F. Freund.

V. Das Werk erscheint in Heften und behandelt sämmtliche Gestüte der österreichischen Monarchie, nach den Kronländern geordnet, indem es nach einer topographischen Schilderung einen Rückblick auf die Geschichte jeder Anstalt wirft und dann den gegenwärtigen Stand, die Verwaltung und deren Grundsätze ausführlich darstellt. Von den uns vorliegenden drei Heften kommen zwei auf Galizien und eines auf Ungarn, und zwar sind darin behandelt die Gestüte Kurowice (Kreis Zloczow, Eigenthümer Graf Alfred Potocki), Jezupol (Kreis Stanislau, Eigenthümer Graf Ladislaus Dzieduszycki), Czarnakonce (Kreis Czortkow, Eigenthümer Ritter v. Wolanski), Dembno (Krakauer Gebiet, Eigenthümer Ritter v. Jastrzebski), Czortowiec dolny (Kreis Kolomea, Eigenthümer Ritter v. Rawicz-Raciborski), Mycow (Kreis Zolkiew, Eigenthümer Ritter v. Obinski) — sämmtlich in Galizien; Ozora (Tolna-Veszprimer Comitat, Eigenthümer Fürst Paul Esterhazy), Malatzka (Preßburger Comitat, Eigenthümer Graf Paul Palffy), Lang (Stuhlweißenburger Comitat, Eigenthümer Graf Joseph Zichy's Erben), Elöszalas (Stuhlweißenburger Comitat, Eigenthümer Cisterzienser Abtei) — in Ungarn.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 6. April 1865.

Das wirkliche Mitglied Herr W. Ritter v. Haidinger legt einen zweiten Bericht vor „über die Innsbrucker Dendriten auf vergilbten Blättern alter Bücher".

Digitized by Google

„Am 9. März war es die Mittheilung des Herrn k. k. Professors Dr. A. Kerner gewesen, die gegenwärtige bezieht sich auf neuere Vorlagen des Herrn k. k. Innsbrucker Universitätsbibliothekars Eduard Kögeler selbst, und enthält mehrere genaue Angaben. Das Local der Bibliothek ist vollkommen trocken und luftig, aber Herr Pr. Kerner hatte ja auch nur von einer Aufbewahrung in einem früheren feuchten Locale gesprochen. Herr Kögeler schreibt den Kupfergehalt zum Theil dem grünen Schnitt der Bücher zu, weil viele keine Messingschließen zeigen. Der Band ist übrigens Schweinsleder, Pergament oder Kalbleder. Herr v. Haidinger bemerkt, daß sich Herrn Prof. Albert Jägers Mittheilung in der Sitzung am 23. März eigentlich nicht auf den Gegenstand der Dendriten bezogen habe, sondern nur auf Einschlüsse in den Papieren jener Zeit, welche keine Veränderung zeigen. Allerdings sind die metallischen sehr beachtenswerth, aber die Beobachtungen der Herren Kögeler und Kerner verlieren dadurch nichts an ihrem Interesse."

„Veranlaßt durch den Akademieanzeiger über die Sitzung am 9. März hatte Herr Herrmann v. Meyer in Frankfurt a. M. in einem Briefe an Herrn v. Haidinger in Erinnerung gebracht, daß er selbst bereits Dendriten auf Papier beobachtet habe, aber auf ganz frischem, dem Rieß entnommenem guten Schreibpapier, das noch nicht ein Jahr alt sein konnte. Er hatte davon aus Veranlassung der Dendriten auf fossilen und halbfossilen Knochen in einem Schreiben an Herrn Prof. Schaffhausen in Bonn in Müllers Archiv vom Jahre 1858 Nachricht gegeben. Herr v. Haidinger wünscht, so werthvoll auch die bisherigen Wahrnehmungen sind, von den Herren, welchen sich Gelegenheit bietet, manche Forschung und Beobachtung, um zu vollständig begründeten Schlüssen zu gelangen".

Herr Dr. L. J. Fitzinger, Director des zoologischen Gartens zu München, übersendet die dritte und letzte Abtheilung seiner Abhandlung „Ueber das System und die Charakteristik der natürlichen Familien der Vögel" zur gleichmäßigen Aufnahme in diese Berichte.

Diese Abtheilung umfaßt die dritte, vierte und fünfte Reihe der Vögel, nämlich die Scharrvögel (Rasores) mit den Ordnungen der Taubenvögel (Columbini), der Hockvögel (Cracini) und der Hühnervögel (Gallinacei); — ferner die Waldvögel (Vadantes) mit den Ordnungen der Laufvögel (Cursorii), der Hühner-Stelzvögel (Gallinograllæ) und der Reiher-Stelzvögel (Herodiæ), — und endlich die Schwimmvögel (Natatores) mit den Ordnungen der Entenvögel (Anserini), der Seglervögel (Macropteri) und der Tauchervögel (Peropteri).

Herr Prof. Winckler in Graz übersendet eine Abhandlung „Ueber die Umformung unendlicher Reihen." Diese Arbeit befaßt sich ausschließlich mit Potenzreihen und zeigt, wie bloß mit Zugrundelegung der Reihe von Taylor mehrere, fast insgesammt neue Sätze über die Umformung der Reihen erhalten werden. Insbesondere finden die bekannten, ursprünglich von Euler angegebenen Methoden der Transformation unter Befolgung eines andern Weges ihrer Herleitung in mehrfacher Hinsicht eine erweiterte Darstellung.

Diese Resultate werden auf besondere Fälle angewendet und liefern hiebei neue Relationen zwischen unendlichen Reihen.

Herr Dr. Boué legt den Schluß seiner Abhandlung „über die Vergleichung der ehemaligen geologischen Phänomene mit einigen unserer Zeit" vor. „Die Höhlenbildung ist eine in mehreren Gebilden sowohl in Kalkgebirgen als im Schiefer, Conglomerat und selbst in plutonischen Massen vorhandene. Der Verfasser meint, daß es in den geologischen Zeiten auch Höhlen gab, da auch Spaltungen, Auswaschungen, sowie die Wirkungen der Kohlensäure vorhanden waren. Er glaubt solche in mehreren mit verschiedenen Erzen wie Galmey, Mangan, Eisenoxyd-Hydrat und Eisencarbonat ausgefüllten Mulden,

Digitized by Google

stehenden Stöcken und großen Nestern theilweise wieder erkennen zu können. Mineralwässer waren dazu behülflich gewesen und selbst die Ritzen in Nebenfelsen wurden mit Erzen ausgefüllt. In jüngeren Gebilden, wie in der Kreide, sind die mit Schutt, Lehm u. s. w. ausgefüllten sogenannten Orgelpfeifen wohl bekannt."

„Die eisenhältigen Mineralwässer hätten nicht nur die Bohnenerze, sondern auch die Juraeisenoolite gewisser Eisenlager und Gänge gebildet. Den schwefelhältigen Wässern haben wir die Selenite, die Gipse und die Schwefelnester oder Flötze zu verdanken."

„Der Verfasser vergleicht die Travertinbildung mit dem großen Kalkniederschlage der Flötzperiode und glaubt, daß die kalkabsetzenden Quellen einen Antheil an der Erzeugung letzterer hatten, indem das Uebrige von Schaalthier- und Zoophytenüberresten herstammen dürfte."

„Er denkt sich das stete Abwechseln im Großen von Kalk und Sandstein in der Flötz- und Tertiärzeit als im Zusammenhange stehend mit den Continental- und Kettenhebungen und den ihnen immer nachgefolgten Meeresbewegungen. Beim regelmäßig gelagerten Kalk geschah der chemische Niederschlag ruhig, bei den andern war aber das Wasser in Bewegung. Das Gewundene, Zerknickte der Kalkschichten käme von den entstandenen Rutschungen auf einer unregelmäßigen Unterlage, da die Erdoberfläche noch damals ungefähr wie der Mond aussah."

„Endlich vergleicht der Verfasser die fünf Abtheilungen des Vulcanischen, nämlich das Pseudovulcanische, das Echtvulcanische und Plutonische, die Schlammvulcane und die Anhängsel dazu, namentlich die Lagunen und Thermalwässer."

Das wirkliche Mitglied Prof. J. Petzval legt der Classe zwei mathematische Abhandlungen vor, nämlich:

Eine Abhandlung von Dr. Moritz Allé, Adjuncten der k. k. Sternwarte in Prag, über die Eigenschaften gewisser Functionen, eine Abhandlung über die Integration der linearen Partialgleichungen mit drei Veränderlichen, von Dr. Johann Frischauf.

Herr Dr. Theodor Kotschy überreicht die Bestimmungen der von Herrn Binder aus Siebenbürgen am weißen Nil unter dem 1. Grad nördlicher Breite, 28. Grad Pariser Länge gesammelten Pflanzen. Diese dem Museum zu Hermannstadt gehörigen Pflanzen bieten 34 bisher aus dem Gebiete der Nilflora nicht gekannte Arten, ganz neu sind davon: Azolla nilotica, eine gegen die übrigen Repräsentanten dieser Gattung wahrhaft gigantisch große Pflanze. Urostigma Binderianum, durch seine Blätter ausgezeichnet, einer der größten Bäume jener Gegend, von den Eingebornen Elephantenbaum genannt, steht dem Ficus platyphylla Del. zunächst. Coccinia palmatisecta, eine Gurkenart aus den Sümpfen von Noer mit bezeichnend tiefgebuchteten Blättern, deren männliche Blüthen schon Herr Provicar Knoblecher gebracht hatte. Diese Art steht der Coccinia Wightiana Roem. aus Indien zunächst. Combretum Binderianum bildet in den lichten Wäldern um Ronga einen zierlichen Baum mit grünen Zweigen, der sich durch die Glätte aller seiner Theile von den meisten übrigen Arten dieser Gattung auszeichnet und mit Combretum Quartinianum A. Rich vielfach verwandt ist. Indigofera capitata, zunächst der Indigofera macrocalyx A. Rich anzureihen, bildet einen zierlichen Halbstrauch, durch die Form der Blätter und die Structur des Kelches besonders unterschieden. Von Schlingpflanzen ist Glycine axilliflora neu, in mancher Beziehung mit Glycine micrantha Hochstetter verwandt. Die noch ungekannten Blüthen der prachtvollen Erythrina abyssinica sind hier zuerst beschrieben.

Anhangsweise sind noch einige von Herrn Hansal in den Boghos-Ländern gesammelte, von Herrn Dr. Cajetan v. Felder geschenkte Pflanzen angefügt, wobei

Digitized by Google

eine neue Senecioidee und acht Arten, die sich im kaiserlichen botanischen Hofcabinet nicht befanden.

Durch Herrn Binder ist uns vom Butyrospermum bekannt geworden, daß die Eingebornen die Früchte genießen, aus den Samen, zerschlagen und ins Wasser gethan, ein Oel ausziehen, welches bei + 20 Grad R. zu einer butterfesten Masse wird. Beim Einschnitt in den Stamm schwitzt der Baum einen milchweißen Saft aus, der sich an der Luft in eine zähe braune Masse verwandelt, welche man in spagatdicken Fäden langziehen kann, um sie in einen Ballen zu wickeln und so das vortrefflichste Gummi elasticum zu erhalten. Da der Baum weit verbreitet ist, so könnte dieses Gummi ein Handelsartikel werden, sobald diese Nilgegenden zugänglicher werden. Der Butterbaum heißt bei den Negern Lulu und auch Schedder el Arrak, d. h. Baum des Schweißes. Auch von einer Oelpalme hören wir, die der Phœnix dactylifera ähnlich, weit kleinere Früchte als Datteln trägt. Stücke vom Blattstiele, welche Herr v. Heuglin an Herrn Prof. Unger sandte, zeigen eine überaus schwammig-markige Masse, was mit Elxis guineensis nicht übereinstimmt. Windlinge mit ausgebuchteten Blättern liefern durch ihre Knollen den Negern einen Ersatz für unsere Kartoffeln, wie die Bataten in America.

Nachdem wir durch Herrn Provicar Knoblecher Pflanzen vom 5. Grad nördlicher Breite, 29½ Grad Pariser Länge aus Gondokoro kennen und vor wenigen Wochen auch Herr v. Heuglin eine Sammlung unter dem 8 Grad nördlicher Breite und 25 Grad Pariser Länge um Bongo, während der Tinne'schen Expedition gesammelt, uns zusandte, so sind die von Herrn Binder unter dem 7. Grad nördlicher Breite und 28. Grad Pariser Länge erbeuteten ein für die Verbreitung der Pflanzen im Innern Africa's sehr erwünschter Zuwachs.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 18. April 1865.

Herr k. k. Bergrath M. V. Lipold im Vorsitz.

Mittheilungen vom Herrn k. k. Hofrath und Director W. Ritter v. Haidinger werden vorgelegt.

Derselbe gedenkt in dankbarer Anerkennung den hochgeehrten Gönnern und Freunden, seines Eintrittes in den Allerhöchsten Staatsdienst, nun vor 25 Jahren, am 14. April 1840.

Er berichtet ferner über den diesjährigen, bereits durch k. k. Staatsministerialerlaß bewilligten Plan für die geologischen Aufnahmen des bevorstehenden Sommers. Es ist namentlich die Umgebung von Schemnitz, welche vorgenommen werden wird; der nordöstliche Abschnitt, Section 1, umfaßt unter Herrn k. k. Bergrath Foetterle die k. k. Generalquartiermeisterstabsblätter Nr. 27 (Altsohl) und Nr. 38 (Balassa-Gyarmath), der südöstliche (Section 2) unter Herrn k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer die Blätter Nr. 26 (Schemnitz), Nr. 37 (Levenz), Nr. 50 (Gran) und Nr. 51 (Waitzen). Mit Ersterem wirkt Herr K. M. Paul, mit Letzterem die Herren Dr. G. Stache und Freiherr v. Andrian. Herr k. k. Bergrath M. V. Lipold (Section 3) widmet seine ganze Zeit den Gangstudien der Schemnitzer Erzlagerstätten. Herr H. Wolf setzt die Arbeiten in den Trachytbezirken von Bereghszász fort. Herr D. Stur vergleicht die

Digitized by Google

paläontologischen Ergebnisse der localisirten Aufnahmen in den verflossenen Jahren mit den Museen in München, Stuttgart und Tübingen.

Ferner wird Bericht gegeben über den Fortgang der Studien der von Sr. Excellenz dem Herrn Finanzminister Edlen v. Plener an die k. k. geologische Reichsanstalt nach Wien einberufenen Herren k. k. Montanisten. Die Herren vom Jahre 1863 hatten bereits ihre Schlußsitzung am 11. März und sind seitdem größtentheils bereits abgereist, die vom Jahre 1864 verfolgten ihre Studien unter den Herren Professoren: k. k. Oberbergrath Freiherr v. Hingenau und E. Sueß, Herrn k. k. Custosadjuncten Dr. G. Tschermak, k. k. Bergrath Foetterle und D. Stur. Sie sind nun in folgender Weise für die Sommeraufnahmen vertheilt: Zu Section 1 die Herren k. k. Exspectanten Camillo Edler v. Neupauer, M. Raczkiewicz und W. Göbl; zu Section 2 die Herren O. Hinterhuber, k. k. Markscheidersadjunct A. Ott und k. k. Exspectanten J. Böck und Alex. Gesell, zu Section 3 k. k. Exspectant Fr. Gröger.

Noch berichtet der Herr Director über ein neues, besonders zeitgemäßes Werk von Herrn k. k. Bergrath und Prof. Gustav Faller in Schemnitz über den „Schemnitzer Metallbergbau in seinem gegenwärtigen Zustande.

Herr k. k. Bergrath A. Patera, Hüttenchemiker für das gesammte Montanwesen, berichtet über die Erfolge seiner Arbeiten bezüglich der gemeinschaftlichen Extraction des Goldes und des Silbers aus den Erzen.

Herr Karl Ritter v. Hauer berichtet nach den von ihm größtentheils persönlich aufgesammelten Daten über Seesalzgewinnung.

Herr D. Stur giebt Nachricht über die Fossilien aus den neogenen Ablagerungen von Holubica, bei Pieniaky, südlich von Brody im östlichen Galizien. Ferner eine Uebersicht der bisher in den Liasschichten bei Enzesfeld aufgefundenen Petrefacten.

Herr Otto Hinterhuber legt das westliche Blatt der geologischen Uebersichtskarte von Mähren und Schlesien von Herrn k. k. Bergrath Fr. Foetterle vor, eben bei F. Köke in Farbendruck fertig geworden und für den Werner-Verein zur geologischen Durchforschung von Mähren und k. k. Schlesien in Brünn ausgeführt.

Herr O. Hinterhuber berichtet ferner über neu aufgefundene Sphärosideritlagerstätten bei Swatoslaw und Hlubsky im Brünner Kreise und bei Jassenitz nächst Namiest im Znaimer Kreise in Mähren, die Proben von Herrn Julius Rittler in Rossitz eingesandt.

Noch werden Mittheilungen vom Herrn k. k. Hofrath und Director W. Ritter v. Haidinger vorgelegt. Zuerst ein Schreiben von Herrn Giulio Curioni an Herrn k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer über die Aufeinanderfolge von sedimentären Schichten in den lombardischen Alpen.

Sodann Bericht über vom Herrn k. k. Kriegscommissär A. Letocha in der k. k. geologischen Reichsanstalt freundlichst vollendete Ordnungsarbeiten in den Fossilfaunasammlungen des Wiener Beckens und einiger von Galizien.

Bericht über die von Freiherrn Des Granges auch einzelnen theilnehmenden Freunden zur Verfügung gestellten prachtvollen Photographieen von neuseeländischen Alpen. „Das Gletschergebiet um Mount-Cook, ein Charakterbild aus den südlichen Alpen von Neu-Seeland. Nach Skizzen von Dr. Jul. Haast entworfen und gemalt von Prof. Friedrich Simony in Wien". Zwei Größen $8^1/_2$ Zoll gegen $5^3/_4$ um 1 fl. 15 kr. und größer $13^1/_2$ Zoll gegen $9^1/_4$ um 2 fl. 50 kr.

Ferner Vorlage des Berichtes über die Versammlung von Berg- und Hüttenmännern in Leoben zu Pfingsten 1864 und Einladung zur Säcularfeier der königlich sächsischen Bergakademie in Freiberg am 30. Juli 1866.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die kartographischen Unternehmungen des Herrn Oberstlieutenants Jos. Ritter v. Scheda.

Seit zwei Decennien hat der genannte Autor zwei Kartenwerke unter seiner Leitung und energischen Mitwirkung veröffentlicht, welche seinen Ruf weit über die Grenzen Oesterreichs verbreitet haben. Vielfache Auszeichnungen innerhalb und außerhalb der Monarchie, noch mehr ein kaum geahnter Erfolg bezüglich der Betheiligung der k. k. Armee und des Civils lassen schon ohne nähere kritische Prüfung der Publicationen auf den hohen Werth derselben schließen. Die in erster Auflage im schwierigen vierfachen Farbendruck erschienene Karte von Europa in 25 Blättern (Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand I. gewidmet), im Maße von 1 zu 2,560.000 der Natur, begründete den wohlverdienten Ruf des Autors durch gewissenhafte Benützung der damals erreichbaren besten Materialien, durch hohe technische Vollendung und billigen Preis. Insbesondere wurde der Ausdruck des Terrains durch die Mitwirkung des ausgezeichnetsten Praktikers, damaligen Oberst R. v. Hauslab, zu einem Muster solcher Behandlungsart in der Kreidemanier, so daß man beinahe bedauern möchte, daß aus Rücksicht der schnell abgenützten Kreidensteine bei der zweiten Auflage die Ausführung der Gebirge in Schraffen platzgegriffen hat, welche feine Unterschiede in der Undulation des Bodens nicht in gleich gelungener Weise darzustellen vermag.

Die zweite Auflage unterscheidet sich nebstbei durch Benützung mittlerweile erschienener besserer Materialien, theilt aber im übrigen alle die äußeren und inneren Vorzüge der ersten Auflage. Der Preis von 1 fl. für ein Blatt ist bei der difficilen Vervielfältigung sehr billig zu nennen und kann die Karte auch blattweise in Raten abgenommen werden, was dem Unbemittelten die Anschaffung günstigst erleichtert. Die Karte erstreckt sich in vollständiger Ausführung auch auf die Länder der nachbarlichen Erdtheile und der Autor hat auch hierin Rücksicht auf alle Veränderungen genommen, die bis zum Erscheinen zu seiner Kenntniß kamen und ist noch nie angestanden, einzelne Blätter halb oder ganz erneuern zu lassen, wenn die verbesserte Darstellung nur durch eine vollständige tabula rasa zu erreichen war. Was bei allen Arbeiten Scheda's charakteristisch vortritt: eine gewisse wohlthuende Harmonie in der Bearbeitung der einzelnen Sectionen, so daß sie beim

Digitized by Google

Zusammensetzen nicht, wie viele andere Kartenwerke, sichtliche Spuren der Ungleichheit an sich tragen, trifft man in hohem Grade bei der Karte von Europa; zusammengesetzt bildet sie ein gleichförmiges Ganzes, das durch die Schönheit der äußeren Erscheinung imponirt. Durch die Reichhaltigkeit des topographischen Details ersetzt sie einen Atlas der europäischen Staaten, wobei man die Vortheile des gleichen Maßstabes genießt, welche in vielen, selbst ausgezeichneten Atlanten in der Regel nicht gewahrt werden. Eine sorgfältige Bedachtnahme auf Eisenbahnen und Straßen empfiehlt sie nebstbei auch als Reisekarte. Durch die Trennung der Elemente ist sie auch geeignet, aus der Zusammensetzung der blauen und braunen Platte (Gewässer und Gebirge) ein sehr ansprechendes rein hydro-orographisches Bild zu geben, jedoch ist bei der Seltenheit einer solchen Nachfrage eine separate derartige Ausgabe nicht ins Leben getreten.

Der günstige Erfolg des ersten Unternehmens regte zu einem zweiten an, das, nicht minder großartig in der Anlage, das erste in vieler Hinsicht noch übertreffen sollte. Der Autor stellte sich die Aufgabe, im Maße von 1 Zoll zu 8000 Klafter (oder von 1 zu 576.000) auf 20 Blättern eine Karte der gesammten österreichischen Monarchie zu liefern, welche alles enthalten sollte, was die vom k. k. militärisch-geographischen Institute herausgegebenen Generalkarten der einzelnen Kronländer bei nochmal so großem Maßstabe zu geben vermochten. Dieses Princip sehen wir vollständig durchgeführt und das Festhalten desselben ist auch Ursache, daß der Karte von competenten Richtern der Vorwurf stellenweiser Ueberladung gemacht werden konnte, welche natürlich für schwache Augen den Gebrauch der Blätter anstrengend macht. Allein gerade dieser Reichthum ist andererseits ein nicht zu mißkennender Vortheil, weil die Karte dadurch eine Anzahl mehrblättriger topographischer Generalkarten entbehrlich macht, und weil die Anforderungen an topographisches Detail im Publicum höchst ungleich sind. Natürlich mußte auch die Schrift entsprechend klein gehalten werden und konnte man in dieselbe nicht so viele Charaktere einführen, als zum Ausdrucke einer weitgehenden Scala von Bevölkerungsmengen nöthig gewesen wäre. Wenn sich auch eine Reduction der Schrift durch Aufstellung eines anderen Principes, als das der Beschreibung aller Orte, z. B. der Einführung unbenannter (etwa durch schwarze Punkte bezeichneter) Orte, ergeben hätte, so würde eine solche noch ungewohnte Neuerung vielleicht viel mehr Widerspruch gefunden haben, als die manchen Individuen unbequeme Ueberfülle. Es war keine leichte Aufgabe, bei dieser Masse Schrift das Terrain in seinen charakteristischen Formen noch genügend durchblicken zu machen, und doch muß man gestehen, daß dieses schwierige Pensum auf eine Weise geglückt ist, die man kaum erwartet hätte. Der Autor, selbst ein trefflicher Zeichner, war in der glücklichen Lage, die besten Stecher in diesem Fache zu gewinnen, indem er keine Kosten scheute, selbst hochgehende Ansprüche zu befriedigen. Nur die ausgiebige Unterstützung durch zahlreiche Abnehmer ließ, trotz der hohen Kosten einer Section (5000 bis 7000 fl.), den Preis auf 1.60 fl. ö. W. für ein schwarzes Blatt feststellen. Die Veröffentlichung erfolgte nicht mit der Schnelligkeit,

Digitized by Google

welche viele Gönner der Karte gewünscht haben mochten; die Ursachen lagen in der nicht zureichenden Zahl der Hülfsarbeiter, in der galvanoplastischen Vervielfältigung, um der großen Auflage durch mehrere Platten genügen zu können, in der langsamer, als gehofft war, fortschreitenden Mappirung, die das beste Materiale schaffen mußte, in dem öfteren Aufenthalte durch großartiges Herausschleifen und Neustechen ansehnlicher Partieen, wenn mittlerweile bessere Grundlagen zur Verwendung gelangten. So z. B. wurde die Herzegowina durch das allmälige Fortschreiten ihrer Kenntniß nicht weniger als siebenmal theils ganz, theils stellenweise erneuert und dadurch das Erscheinen des schon lange gestochenen Blattes 18 jahrelang verzögert. Aehnlich wurde Preußisch-Schlesien nach dem Erscheinen der einschlägigen Sectionen der preußischen Generalstabskarte vollständig neu bearbeitet. Ungeachtet dieser, unvorhergesehene Kosten verursachenden Umstaltungen ist der Blattpreis nie erhöht worden, weil dem ehrenwerthen Autor die Güte der Arbeit höher gilt, als der pecuniäre Gewinn. Das Unternehmen erfreute sich schon mit den ersten Blättern des allgemeinsten Beifalls und Se. Majestät der Kaiser hatte die Dedication der Karte allergnädigst angenommen und später die Verdienste des Verfassers durch die Verleihung des Ordens der eisernen Krone anerkannt.

Unsere nie endenwollenden politischen Organisationen sind die wahrscheinliche Ursache, daß die Scheda'sche Karte bezüglich der politischen und Gerichtseintheilung nicht zu der Begrenzung dritten Ranges, den Bezirken, herabsteigt, sondern sich mit den Kreis- und Comitatsgrenzen begnügt. Diese tief gravirten Zeichen bei jeder Umstaltung der Eintheilung herauszuschleifen und durch die neuen Grenzen zu ersetzen, würde eine Arbeit sein, die einem Neustiche gleichkäme.

Der Werth der Scheda'schen Karte hält gleichen Schritt mit dem Werthe der Publicationen, deren Reduction sie ist; eine Kritik in dieser Hinsicht würde zu einer Kritik der Materialien werden, deren Eigenschaften bereits bekannt sind. Wo die Originale mit Fehlern behaftet waren, die dem Autor unbekannt blieben, konnte er dem Schicksale des Nachahmers nicht entgehen. Bei einer Ungleichartigkeit der Bearbeitung mußten auch in der Reduction die Spuren davon sichtbar werden. Nicht geringe Schwierigkeiten bot die Benützung der Originalkarten in russischer Sprache, wo jeder Name erst in unsere Orthographie übersetzt werden mußte. Selbst die älteren österreichischen Quellen mußten mit Vorsicht zu Rathe gezogen werden, um die variirenden Angaben unter einen Hut zu bringen. Bekanntlich sind die Special- und Generalkarten unseres Generalquartiermeisterstabes mitunter in dem Maße weniger genau und verläßlich, sowohl im Terrain als in der Orthographie der Namen, der Richtigkeit der Begrenzung ꝛc., als sie in eine ältere Zeit zurückgehen, wo keine detaillirte Katastralvermessung als Grundlage diente, wo weder die Mappeurs genügend und gleichförmig geschult und wo selbst die Vermessungsinstrumente nicht in jener Vollkommenheit gearbeitet waren, wie in späterer Zeit. Man sehe, wie in den genannten Beziehungen die Karten neuester Zeit (Dalmatien, Böhmen) grell von den Karten älterer Zeit (Salzburg, zum Theile auch Nieder-Oesterreich) abstechen. Noch sind diese älteren Kartenblätter

Digitized by Google

nicht durch neue ersetzt, nur in nothdürftiger Evidenz erhalten, es bleibt dem Kartenzeichner keine Wahl übrig, als diesen antiquirten Darstellungen so weit zu folgen, als sie für gewisse Partieen noch alleinige Quellen sind. Manchen der Uebelstände verringert der kleine Maßstab der Scheda'schen Karte, namentlich verschwinden in demselben so ziemlich die fehlerhaften Darstellungen mancher Gletscherpartieen. Ritter v. Scheda hat vorzüglichen Gipfeln, auch Orten in den Ebenen die absoluten Höhenzahlen in Klaftern beigesetzt, eine an sich ganz gute Bereicherung, die aber zu wenig zahlreich ist, um als ein annähernd genügendes hypsometrisches Materiale gelten zu können.

Die an Oesterreich grenzenden Länder sind mit eben der Sorgfalt ausgeführt, wie die inneren Bestandtheile der Monarchie, ein Vorzug, den meines Wissens nur sehr wenige der bisher von dem Kaiserthume erschienenen mehrblättrigen Karten mit der Scheda'schen theilen. Eben diese vollständige Ausführung hat es dem Herrn Oberstlieutenant leicht gemacht, die Karte durch anschließende Ergänzungsblätter zu einer Karte von ganz Mittel-Europa zu machen, von Ostende bis Odessa, von der Königsau bis Rom; eine Idee, zu welcher man den Autor hätte bestimmen sollen, wenn er sie nicht freiwillig schon gefaßt hätte. Da in diesen Theilen durch die Publication ausgezeichneter preußischer, russischer, deutscher, belgischer, französischer und anderer Karten eine unwandelbare Grundlage gegeben ist, und es nur wenige Regionen giebt, wo zuverlässige Hülfsmittel noch fehlen (z. B. in der Moldau), so kann diese, besonders in Deutschland gewiß wohl aufgenommene Erweiterung viel rascher gefördert werden, — mitunter auch aus dem Grunde des viel weniger Mühe verursachenden Terrainstiches — als es mit den östlichen Blättern der Monarchie der Fall war, wo noch auf Vervollständigung der Mappirung in Ungarn, Siebenbürgen, Croatien, Slavonien gewartet werden mußte.

Dem Vernehmen nach sind zehn Sectionen im Stiche vollendet und sollen acht derselben mit dem vorletzten Blatte der Monarchie ausgegeben werden. Man darf also nicht befürchten, daß die Blätter der Karte von Centraleuropa den etwas verzögerten Gang der Monarchieblätter nachahmen werden. Für die Darstellung des rein physischen Bildes ist die Erweiterung der Monarchiekarte nur ein Gewinn, denn sie wird dann die gesammten Gebiete aller Ströme enthalten, die in den österreichischen Ländern entspringen, oder münden, oder sie durchlaufen.

Schon der Gedanke, ein so großartiges Werk, wie die schon begonnene Karte von Central-Europa fördern zu helfen, sollte die Abnehmer der Monarchiekarte bestimmen, ihre Gunst auch der Erweiterung des Rahmens zuzuwenden, um so mehr die Subscribenten im k. k. Militär, welchen durch den Zug Oesterreichs nach Schleswig-Holstein das Bedürfniß des Besitzes der ganz Deutschland umfassenden Karte klar geworden sein dürfte. Hoffentlich wird Deutschland selbst den Werth und die Bedeutung der erweiterten Karte erkennen und an der Unterstützung des großartigen Unternehmens sich entsprechend betheiligen. In Nord-Deutschland herrscht überhaupt ein weit regerer Sinn für wissenschaftliche Arbeiten und könnten sich die

Digitized by Google

Süd-Deutschen, meine Landsleute nicht ausgenommen, ein nachahmungswürdiges Beispiel nehmen.

Auch für die Karte der österreichischen Monarchie und ihre Erweiterung gilt die Begünstigung der Abnahme der Blätter in periodischer Reihenfolge, ein nicht zu unterschätzender Vortheil für jene, welche die sogleiche Abnahme aller erschienenen Blätter von der Pränumeration zurückschrecken würde.

A. Steinhauser.

Die Reform der Rechtslehre an der Wiener Hochschule seit deren Umwandlung zu einer Staatsanstalt.

Von Prof. Dr. **Wahlberg.**

II.

Die im Jahre 1753 ausgearbeiteten Instructionen für die Professoren der Rechte zu Wien charakterisiren das Bestreben, der Rechtskunde eine allgemeine Grundlage und mehr schematische Gliederung zu geben. Zunächst dienten die an sächsischen Hochschulen und an der Universität zu Straßburg gebräuchlichen Lehrmethoden als Muster. Kannegießer, Bartenstein und Andere empfahlen im Besonderen für die Behandlung der jurisprudentia romano-germanica forensis die pragmatische Methode von J. Schilter, v. Cocceji, Stryk, für die theoretische Rechtswissenschaft in Hinweisung auf die Lehrkanzel des Natur- und Völkerrechts zu Halle, die Lehrweise von Pufendorf, besonders dessen Darstellung de officio hom. et civ., mit welcher, nach Erlernung der Ethik, der Anfang des Rechtsstudiums gemacht werden sollte. Dem Studium der Institutionen müsse römische Rechtsgeschichte vorangehen. Bei jedem Titel wäre stets der Unterschied vom usus modernus und von dem deutschen Rechte anzumerken. Der Codex und die Novellen sollten nicht mehr abgesondert behandelt werden. Bei jeder Lehre genüge es, die Abweichungen des alten und neuen Rechts und den Gerichtsgebrauch hervorzuheben und dieselben aus dem Gesichtspunkte des Naturrechts zu beleuchten. Man legte besonderes Gewicht darauf, daß das positive Recht im Einklang mit dem Geiste der Neuerung gelehrt werde, ohne sich jedoch zu der freieren Systematisirung des gesammten Rechtsstoffes zu erheben, welche Leibnitz schon 1668 in seiner „Nova Methodus docendæ discendæque jurisprudentiæ" vorgezeichnet hatte. Die Wiener Reform neigte sich der durch Thomasius vertretenen Richtung zu, welche dem Privatrechte das System des öffentlichen Rechtes zur Seite stellte und die einzelnen Zweige der Jurisprudenz genauer gliederte. Es gehört zu den interessantesten Untersuchungen, die verschiedenartigen Entwicklungsgänge einer und derselben geistigen Richtung unter der Einwirkung unterschiedlicher politischer und confessioneller Verhältnisse zu

Digitized by Google

verfolgen. Auch der Lehrplan der Rechtsfacultät zu Göttingen, nach dem Vorbilde Halle's, folgte der bezeichneten Richtung, ohne jedoch je solcher Verirrung und Verflachung des Rationalismus anheimzufallen, welche in der Aufklärungszeit zu Wien besonders auf den Gebieten des Staats- und Kirchenrechtes einrissen. Das Wiener Rechtsstudium ging allmälig seine eigenen Wege in der rationalistischen Behandlung der positiven Lehrfächer; den Ausgangspunkt entlehnte es jedoch vorzugsweise der Litteratur der Göttinger Schule, deren Compendien zum Theile als Vorlesebücher an der Rechtsfacultät in Wien eingeführt wurden. Wir werden erfahren, daß im weiteren Verlaufe der Reform der Wiener Rechtslehre noch nähere Beziehungen zwischen den Universitäten Wien und Göttingen hervortreten. Die Streitfragen der Cäsarianer und Kurfürstenianer, die Lehren über Fürstenrecht, über die Grenzen der Staats- und Kirchengewalt u. s. w. erhalten in Wien eine vielfach von der in Göttingen vertretenen Richtung abweichende, specifisch österreichische Beantwortung. Der Schlüssel zu dieser eigenthümlichen Wendung liegt zum Theil in der Methodologie, welche unter der unmittelbaren Einwirkung der Studienhofcommission je nach der vorherrschenden Regierungstendenz vorgeschrieben worden ist.

Der Behandlung des Kirchenrechtes wird seit 1753, mit besonderer Rücksicht auf die Festigung der landesherrlichen Hoheitsrechte fortwährende Aufmerksamkeit zugewandt. Zum ersten Mal ist speciell angeordnet, dieses Studium nicht nur in Verbindung mit der Kirchengeschichte, sondern auch mit einer vergleichenden Darstellung des protestantischen Kirchenrechts vorzutragen. Obgleich wiederholt befohlen wird, nichts zu lehren oder zur öffentlichen Vertheidigung auszusetzen, was anstößig sein könnte, entbrennt der Kampf der Neuerungspartei gerade auf diesem Gebiete allmälig am bedenklichsten mit schwankenden Grundsätzen.

Auch die Reichsgeschichte wird nun besonders gelehrt und im Zusammenhang mit Hugo Groot als Gegenstand einer selbstständigen Disciplin und Vorschule der Staatsmänner eingeführt. Zum Schlusse der neu anbefohlenen Rechtscultur wurde die Pflege der vaterländischen Rechte, des Lehenrechts, des Criminalrechts vorgezeichnet.

Das Naturrecht in Verquickung mit der Geschichte und Dogmatik des positiven Rechts sollte der Jurisprudenz ein dem Geiste der Zeit mehr entsprechendes Gepräge verleihen, an Stelle der Autorität der fremden Rechte, sollte ein vaterländisches durch die Lehren des Naturrechts geläutertes und den Bedürfnissen des Staatsdienstes angemesseneres Rechtsstudium gesetzt werden. In den Anmerkungen zu dem Entwurfe heißt es, daß Rechtsgeschichte zwar für jeden Rechtsgelehrten „wohlanständig und nützlich sei, aber keinen wesentlichen Theil der Rechte ausmache" daher nur auf eine kürzere Studienzeit Anspruch habe. Es wurde schon erwähnt, daß van Swieten von der Nothwendigkeit geschichtlicher Bildung für Juristen sprach. Wie einst Leibnitz Rechtsgeschichte zu den requisita, nicht zu den essentiala jurisprudentiæ zählte, so wurde auch bei der Berathung des

Digitized by Google

Entwurfes das geschichtliche Studium aus dem Gesichtspunkte einer Hülfswissenschaft aufgefaßt.

Bezeichnend war der Antrag, mit der Lehrkanzel des Naturrechts die Geschichte des römischen und deutschen Rechts, die Litteraturgeschichte und Kritik der berühmtesten Rechtsgelehrten zu verknüpfen. Die Lehre der Institutionen sollte mit dem Studium des natürlichen Privatrechts der Art in Verbindung gebracht werden, daß durch das Naturrecht der Werth und Nutzen der Institutionen desto klarer vor Augen trete. Ninij Institutiones, das Studium römischer Alterthümer zur Erklärung des Textes nach Rosini, Nieupoorts, Heineccius wurden im Besondern empfohlen.

Aus der Instruction für die Lehrkanzel des jus naturale hebe ich folgende Punkte hervor.

Man fand, daß Pufendorf und Groot die Eintheilung des Naturrechts in jus naturale privatum et publicum, universale et jus gentium verwirren. Besser sei die Eintheilung nach Cocceji. Vorläufig möge Pufendorf benützt werden, bis für die österreichische Staatsjugend ein passendes Lehrbuch vorliege, welches das Naturrecht auf deutliche und sichere Grundsätze zurückführt.

Das Naturrecht müsse selbstständig begründet und dürfe nicht wie bisher mit dem göttlichen Rechte, mit Beweisgründen aus den Testamente vermengt werden. Dies sei unzukömmlich. Wohl sei es zur sicheren Vermeidung aller Anstößlichkeiten dienlich, wie selbst von Protestanten: Groot, Pufendorf Boiler, Thomasius, Heineccius, Glafey, Gundling, Cocceji, Ziegler geschehen, die vortrefflichen Werke des h. Augustin, h. Thomas, der besten katholischen Moraltheologen, des Tournelli, Hubert, des gelehrten Jesuiten Bonfrer Commentar des alten Testaments mit an die Hand zu nehmen, allein diese zwei ganz verschiedenen, obwohl nie wider einander streitenden Rechte mit ihren verschiedenen Beweisgründen dürften nicht untereinander geworfen und zu wechselseitiger Begründung benützt werden.

Es soll in Oesterreich bei der Lehre des Naturrechts nicht gesagt werden: dieses oder jenes ist in den göttlichen Gesetzen verboten oder geboten, also ist es auch für alle Zeiten durch göttliches, natürliches Gesetz geboten oder verboten gewesen!

Demungeachtet wollte man, daß das jus naturale als ein jus civile naturalisatum dargestellt werde. Das römische Recht sei nach dem Maßstabe des Naturrechts und nicht dieses nach jenem abzumessen, wie es doch hin und wieder dem berühmten Cocceji aus übermäßigem Vorurtheil und allzu großer Bewunderung der römischen Rechtsgelehrheit widerfahren sei. Immerhin wäre aber dahin zu streben, daß die Eintheilung des auszuarbeitenden Lehrbuches des Naturrechts mit jenem der Institutionen übereinstimme und daß römische Rechtssätze aus dem Vernunftrechte erklärt werden, damit auf solche Weise der Nutzen dieser Lehre der Jugend desto handgreiflicher vor Augen gestellt werde.

Digitized by Google

Diesem Katechismus der naturrechtlichen Propaganda entsprechend, lautete die Instruction von 1753 zum Behufe der Vorbereitung einer österreichischen Codification dahin, daß die Justinianische unförmliche Compilation zahlloser vor Jahrhunderten für einen ganz fremdartigen Staat gegebener Gesetze durch ein einheimisches Recht mit Berichtigung und Ergänzung aus dem allgemeinen Recht der Vernunft zu ersetzen sei.

Auch die Lehrform des Naturrechts wurde genau anbefohlen.

Sorgsamkeit in der Behandlung strittiger Lehren. Nicht darauf komme es an, alle erdenklichen Fragen des Naturrechts kurzweg zu entscheiden und die gegentheilige Meinung abzufertigen. Der Vortrag sei so einzurichten, daß aus der historischen Darstellung der Meinungen für und wider der tiefer blickende Zuhörer die eigene Ansicht des Lehrers herausfinde, ohne das sich der Lehrer den anstößigen Folgerungen einer platten öffentlichen decision aussetze und ohne die Zuhörer an eine dictatorische vorurtheilhafte Hartnäckigkeit zu gewöhnen.

Da der akademische Vortrag nur Wegweiser in das Innere der Wissenschaft sein soll, seien kritische Litteraturnachweisungen zu geben. Nicht allein katholische, auch protestantische Autoren können vorgelesen werden, besonders wenn dasjenige, was in diesen irrig erscheint, im Umdruck ausgelassen oder noch besser, wenn die Irrthümer gründlich widerlegt werden. Dies sei schon deßhalb nothwendig, weil gerade über Naturrecht von Katholiken noch sehr wenig geschrieben worden ist.

Nicht weniger charakteristisch ist die Verhaltungsvorschrift für die Lehrkanzel des allgemeinen Staatsrechts.

Das alte, bloß aus der urkundlichen Formel und aus der Observanz mit unfruchtbaren historischen Schulfragen verbrämte Staatsrecht im Sinne des Moser'schen systema juris publici war nicht nach dem Geschmacke der Neuerungspartei eingerichtet. Die Streitfrage der Cäsarianer und Kurfürstenianer, über die Grenzen der Staats- und Kirchengewalt, über Fürstenrecht u. a. m. sollten auch nach dem allgemeinen in der Vernunft wurzelnden Staatsrecht mit besonderer Rücksicht auf die Regierungsgrundsätze des österreichischen Regentenhauses beurtheilt werden.

Vorläufig wurde bis zur Ausarbeitung eines österreichischen Compendiums Böhmers introductio in jur. publ. univers. mit Compilation der revidirten Lehren von Groot, Pufendorf, Haber, Boecler, Schmier, Heineccius, Fenelon für rathsam befunden. Erst 1760 wurde statt des Böhmer'schen Compendiums Hugo Groot zum Lehrbuche vorgeschrieben.

Bei der Erläuterung des allgemeinen Staatsrechts müsse es in Oesterreich vor allem darauf ankommen, das Ansehen und die Begründung der Majestätsrechte zu festigen, die Jugend gegen die Scheingründe der von Monarchomachen ausgestreuten Irrlehren zu wappnen, überhaupt die echten Principien über Staats- und Kirchengewalt in Umlauf zu bringen.

Hauptziele der staatsrechtlichen Vorlesungen sollten sein: Verbreitung der Ueberzeugung von dem Nutzen und von der Nothwendigkeit der weltlichen Majestät, von ihrer Unabhängigkeit auf Erden, von ihrer Unverletzlichkeit in allen

Digitized by Google

erdenklichen formis rerum publicarum, von der Staatsomnipotenz und dem ihr entsprechenden Unterthanengehorsam. Als punctum saliens der zur allgemeinen Wohlfahrt unumgänglichen echten Lehre von der höchsten Gewalt und ihren Befugnissen, wurde die grünliche Erörterung der materia de jure sacrorum bezeichnet, einmal zur Wahrung der Majestätsrechte, zum andern Mal zur Beleuchtung der protestantischen Streitigkeiten, die nach allgemeinem Dafürhalten nur aus dem allgemeinen Staatsrechte entschieden werden könnten.

Dieselben Grundgedanken waren auch bei der Lehre des deutschen Staatsrechts festzuhalten. Vor der Hand möge Moscows Compendium benützt werden. Dabei müsse vornehmlich in Betracht gezogen werden, daß alles, was zur Schmälerung der kraft Reichsgesetze und Herkommen dem a. h. Oberhaupte zustehenden kaiserlichen Reservata geschrieben wurde, gründlich zu widerlegen sei und daß die in weltlichen Sachen auf Erden höchste und von Gott eingesetzte Staatsgewalt mit Mäßigung und schuldiger Ehrerbietung gegen das sichtbare Oberhaupt der Kirche, aber mit aller Standhaftigkeit in der Weise des Pariser Erzbischofs Petrus de Marca vertheidigt werde. Im Besonderen müßten alle seit Gregor VII. in die Majestätsrechte geschehenen Eingriffe widerlegt werden.

Ferner wären hauptsächlich jene Reichsgesetze zu erläutern, welche die Religionsverhältnisse Deutschlands regeln, und alle Anfechtungen der Vorrechte zu entkräften, welche dem Erzhause Oesterreich in Ansehung der Krone Böhmen, des Erzherzogthumes Oesterreich, der Niederlande und anderer Erbländer zustehen.

Bedarf dieses Programm der Staatsregierung eines weiteren Commentars? Treffen hier die Intentionen der theresianischen Reform des Rechtsunterrichtes nicht mit der Emporbringung der österreichischen Staatsidee zusammen?

In inniger Verbindung mit dem Bestreben, die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse nach den rationalistischen Grundsätzen der Staatsomnipotenz zu meistern, steht die Instruction für die Lehrkanzel des Kirchenrechts.

Die Richtung der französischen Kirchenrechtslitteratur, die Namen: Petrus de Marca, Thomassin, Fleury, Pithou u. A. fanden in Oesterreich willkommene Aufnahme. Nach Anleitung der kurzen principia juris publici ecclesiastici Catholicorum ad statum Germaniæ accomodata und der Kirchenrechtsgeschichte sollte vorläufig über Pichlers Candidatus abbreviatus jurisprudentiæ sacræ gelesen werden.

An die Spitze aller Lehren müsse der Grundsatz gestellt werden: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, der Kirche, was der Kirche ist. Standhaft seien jene canones, deren Inhalt den Rechten der weltlichen Majestät nahetrete, wie cap. venerab. X. de Elect. et electi potest. cap. 2. de sentent. et re judicat. in 6 extravagant. Joan. XXII. ne sede vacante u. dgl. zu bekämpfen. Stets müsse hervorgehoben werden, daß die bindende Kraft der canonum nicht von der geistlichen Gesetzgebung, welche in weltlichen Dingen sich

Digitized by Google

nicht weiter erstrecken darf als der Kirchenstaat überhaupt, sondern einzig und allein von der ausdrücklichen oder stillschweigenden Annehmung und Gutheißung des Landesherrn herrühre.

In diesem Sinne sollten die Abweichungen von dem corpore juris canonici in der Praxis so wie die Rechte der deutschen Nationalkirche erklärt werden. Auch das protestantische Kirchenrecht wurde in den Kreis der Vorträge gezogen, theils um die in österreichische Dienste und Reichsämter eintretenden Staatsdiener zu befähigen die Jura circa sacra tam majestatica quam territorialia zu vertheidigen, theils um „die Grundsätze in den geistlichen Rechten zu festigen", da hin und wieder selbst unter Katholiken verschiedene Ansichten verfochten werden.

Wie die Institutionen in Verbindung mit dem Naturrechte, so sollten auch die Digesten in Verbindung mit einem neuen Lehrzweige — mit dem Criminalrechte von einem und demselben Professor vorgetragen werden. Heineccius, mehr noch Westenberg, vorzüglich aber der usus modernus wurde empfohlen, dem Codex und den Novellen nur untergeordnetes Interesse zugewandt. Vor allem hatte der Professor der Digesten die Erblandsrechte anzuzeigen und darauf hinzudeuten, daß diese sich nur in einigen Stücken von römischen Rechtssätzen unterscheiden. Der Schwerpunkt des Studiums sollte fortan in die einheimischen Rechte verlegt und deßhalb auch das Studium des gemeinen deutschen und österreichischen Criminalrechts aus seiner bisherigen akademischen Vernachlässigung emporgehoben werden. Es sollte die jurisprudentia terribilis nicht mehr fragmentarisch und in der Weise der Pandectencommentare als Anhängsel des römischen Rechts, sondern selbstständig mit Berücksichtigung der Erblandsrechte und particularen Gewohnheiten nach dem Systeme der Carolina in einem dreimonatlichen Curs behandelt werden. Man hatte dabei Böhmers und Banniza's Compendien im Auge und schrieb vor, den usum modernum und die jura patria auf Grundlage des Suttinger'schen Consuetudinars und des Codex austriacus nach Strycks Anleitung mit Rücksicht auf die einheimische Spruchpraxis vorzutragen. Nach dem Verhaltungsberichte für den Professor digestorum et juris criminalis waren practica in deutscher Sprache zu halten, damit die jungen Leute in der Gerichtssprache wie in der Anwendung der Gesetze geübt werden. Unter den Erblandsrechten wurden aber nicht die jura statutaria aller Erbländer verstanden, da man der Ansicht war, daß diese massenhaften Gesetze und Gewohnheitsrechte, aus deren Kenntniß nicht selten eine Geheimlehre gemacht wurde, vielen Rechtslehrern unbekannt seien und einem Böhmen mit den österreichischen Land- und Stadtrechten eben so wenig gedient wäre wie einem Oesterreicher mit den böhmischen novellis, im Besonderen aber fremde Zuhörer damit nur Zeit unnütz verlieren würden.

Desto dringender wurde das Bedürfniß einer einheimischen zeitgemäßen Codification anerkannt, um, wie man meinte, den Subtilitäten, Lücken und Controversen des römischen Rechts ein Ende zu machen.

Digitized by Google

Der Verhaltungsbericht für den Professor jurisprudentiæ historicæ schrieb vor, daß Reichsgeschichte nach Gaspari mit besonderer Rücksicht auf das Staatsrecht Deutschlands und der Erbländer nach Struv und Pütter, ferner Achenwalls Staatengeschichte und Staatsverfassungen mit kritischer Anzeige der besten Fachschriftsteller vorgetragen werden. Im Besonderen waren die Friedenstractate und Bündnisse in ihrem geschichtlich-diplomatischen Verlaufe darzustellen.

Die bisher dargestellten Grundsätze der Reform des Rechtsunterrichts von 1753 zeigen, daß die juridische Facultät zu einer Pflanzschule für den österreichischen Staatsdienst und zu einer Quelle wissenschaftlicher Bildung werden sollte, welche auch im Auslande größeres Ansehen zu verschaffen geeignet ist. Ferner sollte das neue Rechtsstudium dazu dienen, die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Staatsgewalt gegenüber unberechtigten oder gefährlichen Anfechtungen zu wahren und in dem Streite über die Grenzen der weltlichen und kirchlichen Gewalten starke Ueberzeugungen im Sinne der Aufklärungspartei zu verbreiten. Endlich sollte durch die neuen Lehrkanzeln, ohne der katholischen Wissenschaft nahe zu treten, eine wissenschaftliche Ebenbürtigkeit mit den protestantischen Hochschulen angestrebt werden. Hundert Jahre später begegnen wir auf dem Gebiete der Reform der österreichischen Hochschulen einer in vielen Stücken verwandten Auffassung. Doch besteht zwischen beiden Reformepochen der große Unterschied, daß 1853 der Zweck der österreichischen Universitäten erblickt wurde in der Pflege der Wissenschaft im Einklange mit dem Geiste der Kirche und mit besonderer Beachtung der Interessen des Staates, während 1753 das Hauptgewicht auf die Pflege der Wissenschaft im Einklange mit dem Geiste der österreichischen Staatsregierung und den Grundsätzen des Naturrechts so wie auf gründliche Heranbildung zu öffentlichen Diensten gelegt worden ist. Ein weiterer Unterschied drückt sich auch darin aus, daß 1753 der Rechtsunterricht vorzugsweise, jedoch nicht ausschließlich auf das Studium des Naturrechts zurückgeführt wurde, ohne ursprünglich einen geschichtsfeindlichen Charakter an den Tag zu legen, während 1855 der Rechtsunterricht fast ausschließlich auf rechtsgeschichtliche Grundlagen gestellt wurde und in entschiedenen Gegensatz zum Studium des Vernunftrechts getreten ist.

Das neue Studiensystem von 1753 wurde unter sehr umfassende Controle von Studiendirectoren gestellt, welche für jedes der von den früheren Doctorencollegien fortan gesonderten Professorencollegien vom Staate ernannt wurden. Die vom Staate angestellten Professoren der Rechte wurden die ausschließlichen Träger der Rechtslehre an der Universität und als Organe der Regierung in die Reihe der Staatsdiener aufgenommen. Diese Stellung der Universitätsprofessoren im Verwaltungsorganismus und die ausschließlich bureaukratische Führung der Studiensachen, die Fesseln des Lehrzwanges, die minutiösen Maßregelungen der Lehrmethode und Prüfungen waren dem frischen Aufschwunge eines edleren freien wissenschaftlichen Lebens an der Hochschule wenig förderlich. In dem Maße als die Neuerungspartei die Oberhand gewann, machte das Studium des Natur-

Digitized by Google

rechts und allgemeinen Staatsrechts, welches als Maßstab für alle Reformen im Staate proclamirt wurde, immer weiter greifende Eroberungen.

Dieselben beginnen mit der Zeit der Errichtung der neuen Lehrkanzel der Polizei- und Cameralwissenschaften. (Schluß folgt.)

Memoiren und Briefe.

IV

(Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien. Geschrieben in den Jahren 1825 bis 1853 von Dr. Alois Flir. Innsbruck 1865, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung.)

Z. Flirs Briefe aus Rom (Innsbruck 1864) erregten durch die interessante Persönlichkeit des Verfassers, so wie durch das reiche Detail römischer Zustände, das darin geboten ist, und die geistreichen, offenherzigen Bemerkungen darüber, solches Aufsehen selbst in weiten Kreisen, daß man unwillkürlich nach der Fortsetzung seines Briefwechsels lüstern wurde. Der Herausgeber trug diesem vielseitigen Verlangen Rechnung und legt uns einen zweiten Band Flir'scher Briefe vor, die der Zeit ihres Entstehens nach den ersten bilden. Begegnen wir in den Briefen aus Rom dem gereiften fertigen Manne, der seine Bildung beinahe abgeschlossen hat, so finden wir in diesen Briefen den für alles Hohe und Schöne feurig begeisterten Jüngling, der seine Studien in Wien und Brixen mit dem Flir eigenthümlichen Enthusiasmus betreibt. Dann trat eine Pause von zehn Jahren ein — und erst das bewegte Jahr 1848, das Flir als Volksvertreter nach Frankfurt führte, gab neue Anregung und mannigfachen Stoff, sich den Freunden brieflich mitzutheilen. Den Schluß bilden Briefe aus Wien, wohin er 1853 im Auftrage des Unterrichtsministers sich begeben hatte. Am reichsten vertreten sind die Briefe aus den Studienjahren (1 bis 152), die auch für Freunde und Kenner Flirs die größte Bedeutung haben. Er gießt hier sein volles Herz in eine verwandte Freundesbrust aus. Alles, was ihn anregt, bewegt, alles, was er denkt und treibt, theilt er seinem Geliebten mit. Studien und Stimmungen, Pläne und Erlebnisse ziehen im raschen Wechsel vorüber. Wir sehen hier den unvergeßlichen genialen Mann in seinem Werden — und die Entwicklang eines solchen Geistes zu beobachten, ist oft anziehender, als die orakelhaften Aussprüche des gereiften zu hören. Die Briefe aus Frankfurt beschränken sich meist auf die politischen Tagesfragen und Ereignisse. Es wird darin wenig Neues geboten, doch fehlt es nicht an geistreichen Skizzirungen der Lage und hervorragenden Personen. Die Briefe aus Wien (194 bis 222) würden den interessantesten Theil des Buches bilden, wenn nicht die Schere des Herausgebers zu strenge verfahren wäre. Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wollen wir das Büchlein näher durchgehen.

Digitized by Google

Nachdem Flir das Gymnasium zu Brixen vollendet hatte, besuchte er 1825 bis 1826 die Universität Innsbruck. Damals erwachte ein neues, früher nicht gekanntes geistiges Leben in Tirol. Für deutsche Litteratur und Poesie begeisterte Jünglinge schlossen sich zusammen, um auf dem Gebiete der Wissenschaft und Dichtkunst „denen im Reiche draußen" nachzueifern. Das Centrum dieses Kreises war Dr. Schuler, zu ihm zählten unter Anderen Seb. Ruf, Streiter, Beda Weber, Pius Zingerle. Auch aus Flirs Briefen, die an einen zärtlich geliebten Freund im Ober-Innthal gerichtet sind, weht einem der Enthusiasmus für Litteratur und Poesie, für Kunst und Theater entgegen, der jenen Jünglingen eigen war. Schon im ersten Briefe (5. Jänner 1825) trägt er sich mit dem Projecte, einen Dichterclub zu gründen und wirbt für denselben; aber „die sind dünn gesäet, welche dem Gesange hold sind". „Mein Plan", schrieb er damals schon, „ist immer nur ein stilles, ruhiges Leben, wo ich aber doch viel nützen kann. Wissenschaften werden meine Muße beschäftigen, und Gefühl meine Leier stimmen, und unser Freundschaft pflegen." Im März desselben Jahres berichtet er schon, daß er einen weitläufigen Plan zu einem Theater: „Alfred der Große, König von England" entworfen habe. „Allerdings ein kühnes Unternehmen für einen Jüngling, der noch so wenig Erfahrung und Menschenkenntniß besitzt; aber auch für ihn ein beständiger Antrieb, auf alle Menschen aufmerksam zu sein, um ihre Charaktere aus ihren Worten und Geberden zu entwirren und dann selbst aus ihren Worten und Geberden Charaktere zu entwickeln." Neben diesem Drama, das ihn lebhaft beschäftigte, drängte sich die Standeswahl heran. „Der Augenblick, wo ich am Scheidewege stehend einen Pfad mir wählen muß, ist nahe. Zwar meine Wahl wäre beschlossen, könnte ich Priester sein, wie ich den Priester will: — ich wollte gerne in das tiefste Thal mich verbannen lassen, und auch dort streben, den Menschen zu lehren, was er ist und sein soll. Aber Priester nach meinen Ideen darf ich nicht sein; und deßhalb wankt mein Entschluß, und das Resultat meiner Wahl schwebt noch auf gegenseitig sich messenden Kräften der mannigfaltigen Ansichten und Zweifel. Medicin — dagegen sträubt sich meine Neigung; Jus — dafür will ich mich nicht bestimmen. Nicht Theolog, nicht Mediciner, nicht Jurist — was soll ich denn werden? — Höre, wie gefällt Dir mein Vorschlag: ich studire zwei Jahre Theologie, benütze aber diese zwei Jahre zur Erlernung der italienischen, hebräischen und chaldäischen Sprache und rüste mich mit Kenntnissen, und gehe dann nach Wien, gebe Instructionen und mache bei Gelegenheit Professurconcurs." (S. 14.)

Auf Empfehlung des Prof. Chüeny erhielt er eine Hofmeisterstelle in Wien und begab sich im September 1826 dorthin. In einem Briefe vom 2. October schildert er kurz den Eindruck, den die Kaiserstadt auf ihn machte: „Die Gassen sind finster und schwer und hallen dumpf vom Gerassel der Fiaker. Freund — diese Menschenmasse! Aeneas staunte, wie er das Gewimmel im neuen Carthago sah, aber ich versichere Dir — da wäre der pius heros in Ohnmacht gesunken. . . . . Freund, das ist Dir so ein tragisch-komisches Gewühl! Die Vielfältigkeit des Lebens zeigt sich da recht offenbar. Wenn ich aber selbst durch die

Digitized by Google

Menge mich durchdrängen und um jeden Schritt gleichsam kämpfen muß, wenn die Dampfluft mich drückt und mein Auge nichts sieht, als hochgethürmte finstere Gebäude und einen kleinen Raum des dunstüberzogenen Himmels, dann seufze ich aus der beklemmten Brust: O, wäre ich in Tirol". Die Kunst aber war bestrebt, ihm die Natur zu ersetzen. Staunend und begeistert steht er vor Canova's göttlichen Gebilden oder betrachtet, unruhig erregt, die Kleinodien vom Schlosse Ambras, mit „Scham über Tirol, wenn es nicht so viel Kraft behauptet, seinen Perlenschmuck, den unvergleichlichen, zurückzufordern." Mit Interesse besieht er das Kriegszeughaus und besucht das Theater. Mit Begeisterung studirt er Geschichte und die alten Classiker, beschränkt sich aber bei ihrer Lectüre, „denn das viele Aufnehmen des Vorgeworfenen ist nicht gesund. Die Pflanzen geben bei geringer Nahrung viel frühere und schönere Blüthen". Die Poesie beschäftigte ihn nebenbei Sie gilt ihm für die Lebensseele, die unsere Kraft nährt und erzieht. Jeder ehrliche Mensch soll gewissermaßen Poet sein; passive und productive Poesie sind die beiden Zweige des ewigen Lebensbaumes. Er will durch seine Dichtung zeigen, daß die Kunst eine Himmelstochter und keine irdische Buhldirne ist. Von seinem Fachstudium schreibt er: „Ich bin mehr dem Worte als der That nach Mediciner. Medicinästudium — wäre freilich wohl eine herrliche Sache, aber von dem ist hier auch gar keine Rede. In fünf Wochen studirt man die tausend Kleinigkeiten zusammen und sucht sie bei der rigorosen Prüfung gut an seinen Mann zu bringen, und hiemit Punctum und den Doctorshut auf den Schädel, der sich nicht ersinnt, wie er unverhofft zu solcher Ehre gelangt." Obgleich ihm bei seinen Studien und Beschäftigungen sehr wenig Zeit übrig blieb, zu poetisiren, so hatte er doch den alten Drang darnach und setzte sich schon die Themata fest, worüber er einst emporfliegen wollte. „Da seh ich dann den Mann der finsteren zerstörenden Vergangenheit, den gewaltigen Regnar Lodbrocke im Schlangenthurme in Northumberland" (25. December 1828). Dies Thema hielt er fest und ward später ausgeführt. Es ist die einzige dramatische Dichtung, die wir von Flir besitzen, und sie wird nächstens in der Ueberarbeitung vom Jahre 1845 unter dem Titel: „Regnar Lodbrog oder der Untergang des nordischen Heidenthums. Eine Tragödie in fünf Aufzügen" erscheinen. Dies Werk ist nebst den Briefen über Shakspeare's „Hamlet", die im Innsbrucker „Phönix" erschienen sind, das Bedeutendste, das wir Flirs Feder verdanken. Nicht lange dauerte es an und Flir hatte einen anderen Stand ergriffen. Am 17. März 1829 schreibt er: „Ich habe die Medicin von mir abgeworfen und mich zum Priester geweiht." Meist beschäftigte er sich nun mit theologischer Lectüre und philosophischen Studien. Die Gründe dieses Schrittes giebt er in einem Briefe vom 17. April 1831 an: „Mein Grundsatz des Lebens ist: Sei selber gut, und wirke nach Kräften, daß auch Andere — so viele nur möglich — gut werden. Daher habe ich das innigste Streben und Bedürfniß nach einem Stande, wo ich diesem Grundsatze am meisten entsprechen kann. Dieser Stand ist für mich vorzüglich der Priesterstand, wo mir die mannigfaltigste Wirkungsweise offen steht, gegen jedes Alter und gegen jeden Stand, als

Digitized by Google

Praktiker und als Schriftsteller. Was oft so qualvoll mich vorhin vom Priesterthume abgehalten, vereint mich jetzt freudigst damit: nämlich die Philosophie. Dem Cölibat unterziehe ich mich aus Liebe zur Menschheit."

Im October 1831 finden wir Flir zu Brixen, wo er den theologischen Studien oblag. „Ich bin", schreibt er am 10. December desselben Jahres, „hier ungemein lebensfroh! aber so wirksam und thätig, wie vielleicht noch nie in meinen Tagen. Ein großer Theil meines Thuns wird aber für Andere verwendet. Ein höchst talentvoller Student der fünften Gymnasialclasse hat sich nun neuerdings gemeldet; Zweien aus unserm Curse gebe ich schon lange täglich eine Stunde in Lesung der Hellenen; einer ganzen Schaar hielt ich — unter dem Namen von Repetitionen — exegetische Vorträge. Das ist so mein liebstes Streben, den Geist in möglichst Vielem aufzuregen, und ich meine dadurch meinem Vaterlande — im Stillen einen schönen Dienst zu erweisen." Damit hat Flir auch das Programm seines späteren Lebens und Wirkens ausgesprochen. Den Geist in möglichst Vielem aufzuregen und möglichst Viele anzuregen, das war sein Verdienst. Eine Folge dieses Strebens war aber auch, daß sein litterarischer Nachlaß in streng wissenschaftlicher Beziehung sehr karg bestellt ist. Das möglichst Viele ließ ihn nie dazu kommen, sich mit voller Kraft auf ein bestimmtes Fach zu werfen und darin Etwas zu leisten, was seinem Talente entsprochen hätte und für die Wissenschaft von Bedeutung gewesen wäre. Am 2. August 1834 berichtet er, daß er um die Kanzel der Aesthetik und classischen Philologie concurrirt habe, und daß er diese Stelle höchst wahrscheinlich erhalten werde. Im October 1835 trat er seine akademische Wirksamkeit an, die allen seinen Schülern unvergeßlich bleiben wird. Der Briefwechsel versiegt aber in Folge seiner vielseitigen Beschäftigung. „Die schöne Zeit, wo mir das Briefschreiben ein innigstes Bedürfniß war, ist längst vorüber: Der Drang nach einem behaglich trauten Gespräche in lebendigem Gedankenspiel oder Ernst trat an die Stelle. Der Plunder der Alltagsgeschäfte legt sich so drückend auf das Leben, daß es, wie der Fuchs mit seinen Flöhen, in das Wasser sich flüchten muß, um ihrer ledig zu werden. Durch Tinte und Feder wird man bis zu kranker Reizbarkeit gegen beide abgemüdet; zu diesem Ekel gegen Pult und Geschreibsel kommt noch ein zweiter Grund: man hat seit Jahren die Erfahrung gemacht, wie einseitig, ungenügsam, todt — die Buchstabensprache das Innere mittheilt." In demselben Briefe vom 20. Juni 1844, der an Adolf Pichler gerichtet ist, äußert er sich auch über seine Lage und Stimmung und über den Aufschwung der Universität u. s. w.: „Wenn es mir auch noch an unendlich Vielem gebricht, so fühle ich mich doch in meinem Mannesalter tausendmal lebendiger und glückseliger, als in allen früheren Jahren. Die Stoßseufzer über dahingeschwundene Jugend sind mir ein Ekel. Schön und freudig war es damals, schöner und freudiger ist es jetzt! Meine größte Wonne ist meine Ueberzeugung; und diese Ueberzeugung in strengen Gedanken immer mehr zu entfalten und zugleich auszuleben und mich damit zu identificiren, das ist mein seligstes Streben. Was ich bisher gelegentlich geschrieben, ist eben nur Gelegenheitsschmarren. Ueberhaupt hat mir das Einzelne

Digitized by Google

aus seiner Ganzheit, der es angehört und wo es allein seine Stelle und Verständlichkeit hat, herausgerissen, einen sehr geringen Werth. Nach einem Modelle des Ganzen drängt mein Innerstes: die Arbeit wirkt im Stillen — ungesehen und unbeleuchtet. Unseren Studenten ein Lehrer zu sein, ist nicht meine Absicht; — nur Wachrufer Manchem zu werden, genügt — das Leben unserer Universität oder vielmehr unserer Studenten nimmt von Jahr zu Jahr einen kräftigeren Aufschwung. Sie und Purtscher waren eben auch tüchtige Motores. Gestern haben sechszig Enthusiasten vor dem Publicum im Redoutensaale das deutsche Lied gesungen, daß eine stürmische Begeisterung ausbrach und die Pedanten, welche die Sperrketten immer in der Tasche tragen, beschämt Augen und Ohren sinken ließen. Die Liedertafel macht Epoche dahier. Es wäre zu wünschen, daß auch allerwärts echter Chorgesang aus Studentenschaaren erschalle. Geh ich Abends durch die Gassen, so tönt es bald da, bald dort herzerhebend von einer Sängergruppe. Der Gesang ist Schwingung der tiefsten Geisteskräfte, und wo männliche Energie ist, kann es bei musikalischer Allgemeinheit und Simplicität nicht verbleiben. Leider sind auch einige Klopfereien vorgefallen — nicht von den Sängern, auch nicht im Löwenhause, — aber Sie wissen wohl, man wirft gerne Alles in Einen Topf, weil gewisse Leute so arm sind, eben nur Einen Topf zu haben. So zurückgezogen und friedliebend ich in meiner Stube eingeschlossen lebe, so gelte ich doch als der Sündenbock, und längst schon hätten manche Freunde der Ruhe mich ausgepeitscht, wenn sie es gewagt hätten, mich öffentlich anzurühren. Meinen Gegnern verzeihe ich um so lieber, je klarer ich sehe, daß sie von ihrem Standpunkte aus ganz natürlich handeln. Uebrigens hat mich mein sterbender Freund Trebisch in eine unabhängige Lage versetzt; ich handle, momentane Uebereilungen abgerechnet, ohnedies nur zum offenbaren Wohle der Studenten; sollte ich einmal wirklich lästig zu sein scheinen, so kann ich ja gehen, wohin es mir beliebt. Doch so lange B. das Ruder führt, geht alles frei und zugleich zum Bessern."

Bemerkenswerth für die toleranten Ansichten Flirs ist folgende Stelle: „T. hat oft von Ihnen gesprochen: Sie waren ihm sehr lieb. Ich habe ihm in Ansehung seiner religiösen Ueberzeugungen nur gedient, nichts aufgedrungen Der Katholicismus, so wie die Religion überhaupt, kann für das Subject keine Wahrheit und kein Leben sein noch werden — ohne innerste Freiheit. Intoleranz ist der Mord der Religion. Ich bin aus Katholicismus tolerant, aber wohl auch zugleich aus tausend andern Motiven. Ehre sei Gott nicht bloß in den Höhen, sondern überall, und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind, wenn auch von irrender Absicht." Am 31. Jänner schreibt Flir über „die Frühlieder aus Tirol", die im folgenden Jahre veröffentlicht wurden. „Die Frühlieder sind, mit rothen Strichen und Klammern schon ausstaffirt, an meine Censur gekommen, nebst einer Präsidialaufforderung, durch einen Bericht das Gutachten zu motiviren. . . Aber ich habe vernommen, wie in der Unterwelt, müssen auch da droben mehrere Urtheile über Leben und Tod entscheiden; mir traut man am allerwenigsten; nur der Legalität zu Liebe wurden dem Aesthetikprofessor die Gedichte zugesendet." Anfangs

Digitized by Google

Mai im Jahre 1848 wurde Flir zum Deputirten in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt gewählt. Die Wahl wurde ihm durch ein von fünfzehn Seelsorgern unterzeichnetes Schreiben angezeigt. In Frankfurt begann wieder das Bedürfniß, sich brieflich mitzutheilen. Jedoch berühren die Briefe meist nur allbekannte Ereignisse. Das erste Schreiben ist vom 14. Juni datirt. Am 18. Juni schreibt er unter anderem: „Unser Bündniß mit den Gottseligen gefällt mir auch nicht recht. Sie benützen uns nur als Aushängeschild, bemächtigten sich der Debatte; wir kommen kaum zum Worte und müssen Dinge hören, die uns wenig berühren. Die Petition Tirols in Betreff der Religionsfrage macht hier große Sensation und erschwert uns außerordentlich das ohnedies schwere Geschäft. Wir hätten das Gesetz ignoriren sollen mit dem Bemühen, ignorirt zu werden." Ueber seine politische Stellung und Richtung schrieb er am 23. Juni 1848: „Was mich anbelangt, so steckt jene Aeußerung, die ich im Hofgarten losließ, dem Sinne und Triebe nach leider auch jetzt noch in mir. In der Paulskirche halte ich jedoch mit meinen Landsleuten, weil wir die Gesinnung Tirols zu repräsentiren haben, und weil, wenn es zum Ernste kommt, ich durchaus den tollen Gelüsten der Linken nicht beistimmen kann. Meine Demokratie ist nur ein desiderium pium, ein idealer Wunsch menschlicher Freiheit und Brüderlichkeit, aber was die Demokraten jetzt in Bewegung setzen, das ist Anarchie." Ein anderes Mal, 5. Juli, berichtet er darüber: „Ich bin ein spröder, fast unbändiger Stoff. Ich ringe und werde in meinem Läuterungsprocesse nicht ermüden. In politischer Beziehung neigte sich meine Natur zur Republik, in Frankfurt habe ich jedoch die constitutionelle Monarchie gründlich kennen gelernt, und für sie entschied ich mich unter den dermaligen Verhältnissen." „Das Heranwogen der Bauern zum Reichstage" (in Wien), schreibt er in demselben Briefe, „wird die Herrschaftsrechte hinwegschwemmen; die erste Errungenschaft macht nach der zweiten gierig; kurz — der Krieg der Nichtshabenden gegen die Habenden bereitet sich rings in Europa vor, und der Kampf oder vielmehr die Schlacht zu Paris (im Juni 1818) war nur eine Signalrakete. Was wird aus dem Chaos sich aufbauen?"

Wie Undank und Verleumdung auch den edlen Mann nicht umgingen, erhellt aus einem Briefe vom 18. August 1850: „Ich war (im Jahre 1848) sehr aufgeregt, aber mein Schutzengel hat mich vor Abwegen ziemlich gesichert. Pedanten haben mir einiges Erlogene nachgesagt, z. B. ich hätte die Studenten aufgewiegelt! Meine vielbesprochene Anrede im Löwenhause hatte die Beruhigung zum Zwecke und zum Resultate, und daß ich den Studenten in der Nacht zuging, geschah im Auftrage des Gouverneurs. Die Studenten wollten einen Angriff auf das Jesuitencollegium machen. Ich hielt sie davon ab. Als ich Tags darauf vom späteren Einbruche einer kleinen Rotte von Wälschen in ein Schulzimmer der Jesuiten hörte, verlangte ich den Ausschluß dieser Elenden von der Studentenschaft. Da war meine Popularität dahin. Zum Lohne dafür sagten dann selbst Ordensmänner: Ich hätte aufgewiegelt! Basta!"

Die Briefe aus Wien stehen an Interesse den vorhergehenden bedeutend nach.

Digitized by Google

Sie scheinen, was schon bemerkt worden ist, unter der Schere sehr gelitten zu haben. Aus dem ersten Schreiben (8. Februar 1853) geht hervor, daß Flir auch Vorträge an der Universität besuchen mußte, um über die Professoren dem Herrn Unterrichtsminister referiren zu können. Ueber einen bekannten Professor der Wiener Hochschule berichtet er: „Wie in Innsbruck, lehnt er auch hier alle Einladungen frommer Vereine ab. Er erblickt in einigen derselben Ablagerungen des Radicalismus, indem junge Brauseköpfe gegen kirchliche und weltliche Behörden die Rechte der kirchlichen Freiheit geltend zu machen suchen."

Wir hoben beispielshalber Stellen aus, die geeignet sind auf die politischen, socialen und wissenschaftlichen Ansichten Flirs ein helles Schlaglicht zu werfen. Es würde zu weit geführt haben, wenn wir die feinen Bemerkungen über Kunst und Wissenschaft, über interessante Persönlichkeiten u. s. w. ausheben wollten. Das Angeführte möge genügen, um die Neugierde nach diesen Briefen, die ein gutes Stück Geistesleben des in Tirol unvergeßlichen Mannes enthalten, rege zu machen.

Oesterreichische Geschichte für das Volk.

Nr. 1: Aelteste Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates bis zum Sturze des weströmischen Kaiserreiches, von **M. A. Becker.**

(Wien 1865. Prandel u. Ewald.)

---

a. Wer die trümmerhafte Ueberlieferung, den vielbestrittenen Boden kennt, das außerordentliche Wirrsal topographischer, ethnographischer und culturgeschichtlicher Momente, die in jenem Zeitraume ihre historische Darstellung finden sollen, wird keinen Augenblick zweifeln, daß es die schwierigste Aufgabe des gesammten Unternehmens war, dem sich der Bearbeiter der vorliegenden Schrift zu unterziehen hatte. Ja, wer aus eigener Erfahrung weiß, welche Mühe es kostet, ein auch nur einigermaßen genügendes Bild von dem Werden und der Fortbildung des römischen Colonisationswerkes in unseren Gegenden, gewissermaßen einen geschichtlichen Querdurchschnitt von dem erreichten hohen Culturgrade zu geben und sodann das Werk der Zerstörung des Alten und des Heraufkommens neuer Kräfte aus den unsäglich dürftigen Quellenresten zu schildern, der wird die Aufgabe überhaupt für eine der anspruchsvollsten auf dem Gebiete der Geschichtsforschung erklären müssen. Aber der fachwissenschaftliche Bearbeiter dieser Epoche hat es doch gar gut im Vergleiche mit demjenigen, der diese Zeiten für das große Publicum darstellen will. Denn wenn man die Notitia dignitatum in der trefflichen Ausgabe von Böcking, wenn man Gruters Inscriptionenwerk, Aschbachs u. A. Abhandlungen, Zeuß „Die Deutschen" u. A. vor sich liegen hat und die Arbeit in ruckweiser Erfor-

Digitized by Google

schung eines Punktes nach dem anderen, in Excursen und Hypothesenkritik besteht, Form und Anordnung aber Nebensache bleibt, läßt sich wohl — zum mindesten — zu einigen neuen dankenswerthen Resultaten gelangen. Ganz anders, wenn es — wie dies bei der Populariſirung jener Forschungen geschehen muß — darauf ankommt, einem großen Leserkreise eine plastische Darstellung des Lebens jener Zeiten zu verschaffen, ihrem Verständnisse der späteren Geschichte durch die Schilderung österreichischer Vorgeschichte Anhalt und Richtung zu geben. Gar zu viel Kenntniß jener Zeiten darf bei unserem Publicum nicht vorausgesetzt werden, es wird daher nothwendig sein, entweder stets darauf Rücksicht zu nehmen und durch Ergänzungen und Umblicke im weiteren Kreise für die lückenhafte und theilweise durchbrochene Geschichte das Verständniß zu gewinnen oder aber nur die Thatsachen ganz kurz in den äußersten Umrissen zu geben und die Physiognomie der Zeiten überall, wo ein Wendepunkt eintritt und das Material zur Darstellung ausreicht, durch einzelne scharf pointirte Culturbilder hervortreten zu lassen. Wir entscheiden uns für die letztere Auffassung. Von dem Leserkreise der „Oesterreichischen Geschichte“ läßt sich unstreitig annehmen, daß er die römische Geschichte in ihrem allgemeinen Verlaufe kennt, was aber kümmern ihn die vielen Namen von Führern und Völkern, von denen man nichts als eben nur den Namen kennt, was die Namen von Städten, die verschollen oder deren Lage ungewiß ist Der Leser hat Besseres zu thun, als sich dabei aufzuhalten; das, was er wünscht, ist ein Bild des Lebens jener Römer und Germanen, die unser Land bewohnten, eine Schilderung ihrer Privatalterthümer, des geselligen Verkehres u. s. w. Nichts anderes will er, als seine Phantasie befriedigen, er will sich ausmalen können, wie es damals an der Donau ausgesehen, die dürre Haupt- und Staatsaction kümmert ihn wenig. Und das ist auch recht und billig, es sind vornehmlich historisch klare Zeiten, welche die volle Theilnahme des Oesterreichers in Anspruch nehmen, die Zeiten der höchsten Blüthe seines Stammes im Mittelalter und nicht die Epoche der fremden Beherrscher, denn was sind uns die keltischen, römischen, rugischen Einwohner des Landes! Ich möchte nicht mißverstanden werden, eine Kenntniß der vorbabenbergischen Zeit ist auch dem großen Publicum nöthig, das Unternehmen würde unvollständig sein, wollte es die Vorgeschichte von der Behandlung ausschließen. Aber man erlaube den allgemeinen Einwurf, es scheint, daß zwei Bändchen der vorbabenbergischen Geschichte zu viel des zusammenhanglosen Materiales und zu wenig des Inhaltes geben müssen.

Doch sehen wir ab von diesen principiellen Bedenken, die nur zu spät kommen, und fragen wir, inwieweit es dem Verfasser der vorliegenden Schrift gelungen sei, sein Buch zweckentsprechend, d. h. populär zu machen. Der Herr Verfasser hat jene oben erwähnten Behandlungsweisen des spröden Materiales zu verschmelzen gesucht, er suchte durch Einschiebung vieles Erklärenden, z. B. Schilderung der Volksart der Kelten, der Cimbern und Teutonen (nach Mommsen), den Zusammenhang herzustellen, indem er hier aus der römischen Geschichte Ergänzendes darbietet oder wieder über Charakter und Sitten, Standesverhältnisse, Verfassung

Digitized by Google

und Gerichtswesen, Götterglaube und Gottesdienst der Germanen bei deren erstem Auftreten sich eingehend verbreitet. Andererseits wieder hat er mit vielem Glücke durch breitere Schilderungen und Eingehen auf Culturgeschichtliches Ton und Farbe in die Darstellung zu bringen gewußt. Namentlich mag nach dieser Richtung auf die schönste Partie des Buches gewiesen werden, auf die Schilderung der Einrichtungen und Bildungszustände unter der Römerherrschaft. Wir erhalten in diesem Abschnitte ein lebendiges Bild von den militärischen Einrichtungen des Landes, von den Heerstraßen und Brücken, auf denen die Cohorten marschirten, von den Castellen zum Schutze der Provinz, von den wohlbefestigten Lagern der Truppen, von Landwirthschaft und Viehzucht, Bergbau, Gewerbe und Handel der Provinzialen. Interessant ist namentlich die meist auf Büdingers Forschungen basirende Darstellung des gesellschaftlichen, geistigen und religiösen Lebens, man sieht aus ihr, welche blühende Cultur, welches Raffinement damals schon an den Donauufern sich entwickelt hatte. Aber es fehlt auch nicht an scharfen und zutreffenden Charakterbildern, um nur auf einige hinzuweisen, mag auf die Skizze Cäsars, Octavianus', Augustus', Constantins und Theodosius' gewiesen werden. Dabei erscheint es freilich als abträglich, wenn die Geschichte jener römischen Kaiser gegeben wird, die in Ländern des nunmehrigen österreichischen Kaiserstaates geboren wurden. Denn sie sind eben keine Oesterreicher, sondern Vollblutrömer, deren Geschichte als Personengeschichte den Fluß und Zusammenhang der Landesgeschichte, auf die es hier vorzugsweise ankommt, unnöthigerweise aufhält. Dagegen bietet die Schilderung des Auflösungsprocesses, der bunten zerstörenden Völkerzüge, der Zeiten Alarichs, Attila's, Odoakers und Theodorichs viel Plastisches, wobei freilich Attila zu hoch, Theodorich aber zu wenig geschätzt wird.

Um nun den Eindruck, den Beckers Schrift auf uns gemacht, schließlich zusammenzufassen, so finden wir an ihr die Popularisirung wissenschaftlicher Forschung und klare Schilderung auch sehr verworrener Verhältnisse hervorzuheben und zeigt sich somit diese Schrift ihrem Zwecke, geschichtliche Kenntniß heimischer Vergangenheit im Volke zu verbreiten, als völlig entsprechend.

Auch zur Dante-Feier.

B. Die Dante-Feier erregt in Deutschland aus mancherlei Gründen weniger lebhafte Theilnahme als das vorjährige Dichterjubiläum, nur in einem Punkte wird ein Unterschied kaum bemerkbar werden: der Regen von Broschüren, Biographieen, Charakteristiken, Festreden u. s. w. wird sich gewiß eben so reichlich über unsere Häupter ergießen, und wenn der erste Tropfen zugleich als Probe der Qualität des Ganzen gelten darf, so ist es gerathen, bei Zeiten einen festen Schirm aufzuspannen. Ein Herr Julius Schanz, den ein Dresdener Blatt ungemein be

Digitized by Google

zeichnend den „gewandteſten“ Dichtern Deutſchlands beizählt, und der Deutſchland bereits mit achtzehn (uns leider unbekannt gebliebenen) poetiſchen Publicationen beſchenkte, ungerechnet ſeine Beiträge für einige Dutzend Journale, Taſchenbücher u. dgl, iſt der Erſte auf dem Platz mit einer „Feſtgabe für Deutſchland und Italien zur Dante-Feier“. Zuerſt eine „Vorfeier“, ein Huldigungsgedicht an König Johann von Sachſen als Ueberſetzer der göttlichen Komödie, welches ſich ſchließlich an Dante ſelbſt mit folgenden Strophen wendet:

„Wann Sachſens Fürſt Dich lieben lernte, nachſang Dein göttliches Gedicht,
Sei uns Dein Haupt, das reich beſternte, in Sturm und Nacht ein rettend Licht.
Erbraust der Kampf in nahen Tagen, nicht bebt das Herz vor Feindes Spott,
Das Reichspanier ſoll Dante tragen, und unſern König ſegne Gott.“

Eine Aehnlichkeit zwiſchen den Dichtern Dante und Schanz hätten wir alſo ſchon, an Dunkelheit der Rede giebt der Schüler dem Meiſter wahrhaftig nichts nach. Aber es ſind der Berührungspunkte noch mehrere, Herr Schanz verräth uns, daß es noch heutzutage wie vor ſechs Jahrhunderten ein Verbrechen „aus des Volkes Schwarm emporzuragen“, daß ſeine Feinde, „von Neid geſchwollen, zu ſeinem Sturz verſchworen ſchon ſeit Jahren, ihn zwingen, fremde Treppen zu erklimmen, der Verbannung Brot zu eſſen“. Weßwegen ihn die abſcheulichen Verſchwörer beneiden, verſchweigt er; doch nicht etwa wegen ſeiner Verſe? Schanz ſelbſt ſagt ja beſcheiden:

„Noch im Spiel der Harfen nicht erreichen
Durft ein Zweiter Dich, der ohne Gleichen,
Nur mein Schmerz iſt wie der Deine groß.“

„Noch“ hat der Zweite ihn nicht erreicht, aber ziemlich nahe iſt Jener ihm doch ſchon gekommen, denn:

„So hoch empor ließ Gott zu ihm mich ſteigen
Und ſeinen Herrlichkeiten, daß die Zungen
Der Feinde ſelbſt von meinem Lied nicht ſchweigen;“

und der Dante des 13. ſagt dem Dante des 19. Jahrhunderts:

„. . . . Mein Sohn, ich ſchloß Dir auf
Verborg'nen Schatz: des Drachen Trug und Liſten
Gelingt nicht mehr zu hemmen Dich im Lauf.
Wie ſicher auch die Widerſacher niſten,
Sei ohne Bang: wann ſie gebüßt das Leben,
Wird Dein's ſich noch durch manch' Jahrhundert friſten,
Und Ruhm und Glanz wird leuchtend es umſchweben.“

Es iſt uns wirklich für die kommenden Jahrhunderte recht lieb, daß ſie ſich noch an Verſen erfreuen ſollen, wie:

„Verklärter Graul, der Dante nachgeſungen,“

oder:

„Zu all' dem hämiſch kleinlichen Gebahren
Iſt Schweigen faſt das Einz'ge noch, das nützet,“

Digitized by Google

oder:

„Wann die Stimmen Deines Heimweh's klagen,
Schwichte sein Gedächtniß sie zur Ruh."

Ohne Zweifel werden unsere Leser den Wunsch mitempfinden, mehr von diesem deutschen Dante zu erfahren, und wir sind so glücklich ihre Sehnsucht befriedigen zu können. Es liegen uns nämlich gleichzeitig zwei Hefte „Hymnen der Völker" von Julius Schanz vor. Das erste ist „an den erlauchten Verfasser der Geschichte Julius Cäsars" adressirt. Herr Schanz ist nämlich der Ansicht, daß „die Verzweigungen der Strömungen der Jetztzeit früher oder später zu einem gemeinsamen Bette zurückkehren werden, einem Bette, wie es zum Heile der Welt die Tage Karls des Großen gekannt haben. Deutschland namentlich steht an dem Vorabend des Wendepunktes seiner Geschicke: das fühlt jeder Verständige dieser Ländercomplexe und der Völkerhaß getrennter Nationalitäten muß vor dem großen Neubau sinken, welchen die Napoleonischen Ideen vorausgeschattet, welchen Ihre kaiserlichen Maßnahmen anbahnten und Ihre Thronrede vom 15. Februar im Verein mit Ihren neuesten Erlässen so meisterlich näher rückte. Blicke ich auf entfreite Gewerbe und Handel, auf Freizügigkeit und Abschaffung der unliebsamen Schuldhaft, wie auf die Abolition der französischen Navigationsacte, so müßte ich ein Anderer sein als ich bin, wenn mich diese Großthaten Ihres Genius nicht in dem Maße begeistern sollten, als ich in meinen „Hymnen ꝛc ꝛc." es auszusprechen mich gedrungen fühlte". Wir machen Halt, um ausdrücklich zu versichern, daß dies nicht einer Privatarbeit Karlchen Mießnicks, des „Kladderadatsch"-Mitarbeiters entlehnt ist, sondern dem ganz ernsthaft gemeinten Schreiben des Herrn Schanz an den Kaiser Napoleon. „Jeder Verständige dieser Ländercomplexe," — der „vorausgeschattete Neubau" — die „entfreiten Gewerbe", — die „unliebsame Schuldhaft" (unvergleichlich, dieses „unliebsam!") — das alles steht wirklich so da. Hat der Leser nun Herrn Schanz als Prosaisten fast noch höher schätzen gelernt wie als Poeten, so soll er gleich noch eine andere, noch schätzbarere Seite an ihm sehen. Er berichtet nämlich, daß er „als Publicist und Redacteur verschiedener vielgelesener Zeitschriften" seit länger als zehn Jahren seine Sympathien „für das Reich des zweiten Cäsar, das auf Deutschland schon so wohlthätig eingewirkt hat, . . . festgestellt und promulgirt" habe, und jetzt zu der Einsicht gelangt sei, daß Napoleon III. über mehr Herzen als Unterthanen, über mehr Verehrer als Wähler gebiete und daß — jetzt aufgepaßt! — „wir Kleinern im Besonderen ohne die Anlehnung an Ihren mächtigen Schutz keine selbstständige Zukunft haben, daß unser Ursprung und der Verlauf unserer Geschichte darauf hinweisen, an diesem Hort festzuhalten, wollen wir nicht die Demüthigung erleben, wie Mykotermen von unseren mächtigeren Nachbarn verschlungen zu werden." Bravo Herr Schanz! Und Sie haben in Ihrer Heimat Sachsen so viele Feinde, in demselben Sachsen, dessen „Ursprung" es auf die Rheinbundspolitik hinweist? Denn unter den Kleineren verstehen Sie doch nicht etwa bloß die „einsichtsvolleren Landsleute", mit anderen Worten die Schanze? Glückliche Reise, Herr Schanz, nach Paris, möge es Ihnen

Digitized by Google

dort recht gut gefallen, denn hoffentlich werden Sie von Sr. Majestät „mit der Erlaubniß beglückt" werden, Paris besuchen und sich dem Kaiser vorstellen zu dürfen. Wir würden auch gern sofort und auf immer von Ihnen Abschied nehmen, wenn Ihre Hymnen die Trennung nicht so schwer machten. Der erste Hymnus heißt „das Veilchen" („bekanntlich die Lieblingsblume Napoleons I. und nach der Restauration das Zeichen seiner Anhänger"), versichert, daß geistverwandte Völker nur „Tyrannenhohn" (es ist nur wegen des Reims auf Napoleon!) aufs neue zum Schlachtfeld treiben könne, und daß endlich Karl der Große wieder aufstehen müsse. Der Refrain aber lautet: „Laut mahnet uns des Veilchens Kelch an Treue, Sein Blatt an Hoffnung auf Napoleon." Eine neue verbesserte Auflage des Becker'schen Rheinliedes läßt sich in folgenden sinnigen und klangvollen Strophen vernehmen:

„Laut rufts hinaus der Dichter: Frankreich, Batavien, Schweiz,
Laßt länger nicht Gesichter uns schneiden allerseits!
Thut auf euch, all' ihr Schranken, zerbrich' o Barrier'
Nicht frei nur in Gedanken, frei jauchz' er — bis ans Meer!"

Doch genug und übergenug von diesem „gewandten" Jünger Dante's.

Die Votivkirche in Wien.

Ueber die Fortschritte des Baues an der Votivkirche geht uns folgende Mittheilung zu:

Soeben wird das Gerüst für die nördliche Hälfte des Kreuzschiffes aufgestellt. Anfangs Mai beginnen die Versetzarbeiten für diesen Theil der Kirche, der im Laufe des Jahres in die gleiche Höhe des Langhauses gebracht werden wird; auch die andere Hälfte des Kreuzschiffes wird noch im gegenwärtigen Baujahre begonnen werden, da die Steinmetzarbeiten für das ganze Kreuzschiff nahezu vollendet sind. Das Kreuzschiff ist einschiffig, während das Langhaus dreischiffig ist. Die beiden Kreuzschifffaçaden erhalten große sechstheilige Fenster und sind von sechseckigen durchbrochenen Stiegenhäusern flankirt, die, nachdem selbe an der Ausladung der Strebepfeiler geführt sind, nach der abgesetzten Form derselben abtreppen. Das Kreuzschiff bildet zu jeder Seite der Vierung, welche aus dem Durchschnitte des Hauptschiffes mit dem Kreuzschiffe entsteht, drei Travées von der gleichen Breite der Travées des Langhauses. Das Centralthürmchen, welches auf den vier Pfeilern der Vierung ruht, wird erst nach Vollendung der Bedachung weitergeführt.

In den beiden folgenden Baujahren kann das Kirchenschiff vollendet sein und es dürfte schon im Laufe des Jahres 1866 mit der Bedachung begonnen werden, um die Einwölbung der Kirche vornehmen zu können.

Digitized by Google

Der Dachstuhl wird aus Eisen hergestellt werden und es ist die vollkommene Feuersicherheit, welche dadurch erreicht würde, und somit auch die Garantie auf vollständige Erhaltung aller Bautheile, das Opfer der dadurch vermehrten Bauauslagen wohl werth.

An den Thürmen wird nur jener Theil in diesem Jahre ausgebaut, zu dem die vorhandenen Gerüste ausreichen, dagegen dürften im kommenden Baujahre die beiden Thürme bis zur oberen Galerie, wo die Helme beginnen, gefördert werden.

In Folge der Reducirung der jährlichen Dotation (es werden nämlich per Jahr 150.000 fl. vom Stadterweiterungsfonde gewidmet, während von dem ursprünglichen Baufonde alljährlich über 200.000 fl. verbaut wurden) ist die Vollendung des Baues allerdings etwas verzögert, doch dürfte sie demungeachtet bis zum Jahre 1870 erfolgen, wonach sich die ganze Bauzeit auf 15 Jahre herausstellen würde. In Folge der eben erwähnten Reduction mußten auch die Arbeitskräfte reducirt werden und es wurde der Stand der Arbeiter von 190 auf 150 herabgemindert. Die tüchtigsten Kräfte blieben den Werkhütten erhalten und die Leistungen dieser Arbeiter bekunden eine derartige Tüchtigkeit, sowohl in Profilarbeiten als auch in Ausführung der ornamentalen Theile, daß diese Bauhütte sicher jener älteren von Köln an die Seite gestellt werden kann und als die vorzüglichste Bildungsschule unseres Steinmetzgewerbes betrachtet werden muß.

Kurze kritische Besprechungen.

Nahlowsky, Jos. W., Dr.: Grundzüge zur Lehre von der Gesellschaft und dem Staate. Leipzig 1865. 53 S.

B. Der Zweck dieses Schriftchens ist nach des Verfassers eigenen Worten „gewissermaßen Prolegomena zur Staatslehre darzustellen", die manchen „neuen" und „fruchtbaren" Gedanken enthalten sollen, um einer auf dem Gebiete der Philosophie wie auf dem der Staatswissenschaft gleicherweise heimischen Feder Veranlassung zu bieten, einen oder den anderen der dargelegten Hauptpunkte weiter auszubilden. Der Verfasser will also anregend auf die Staatslehre einwirken. Leider ist der schöne Zweck durch den Inhalt dieser Schrift nicht erreicht. Vielmehr wäre zu wünschen gewesen, die Staatswissenschaft in ihrer heutigen Ausbildung hätte anregend auf den Verfasser gewirkt. Die exacten Begriffe der Gesellschaft und des Staates festzustellen, versucht der Verfasser den Standpunkt Herbarts mit denen C. Frantz', Treischke's und u. A. synkretistisch zu verschmelzen. Eines Philosophen würdiger wäre es gewesen auf dem sicheren Grunde der Herbart'schen praktischen Philosophie fortzubauen, aus dem an Anregungen reichen Quell dieser Philosophie zu schöpfen. Wir meinen gleichfalls, daß kein Standpunkt eine synkretistische Vermischung mit dem Empirismus der gewöhnlichen Staatslehre weniger verträgt, als der Herbarts. Was die Darstellung betrifft, so ist auch sie wenig geeignet, anregend zu wirken. Der gewöhnliche Katheder-ton, der sich durch das Ganze hindurchzieht und ihm den Charakter eines gedruckten Collegienheftes aufprägt, hätte selbst in dem Falle, daß

Digitized by Google

das Schriftchen aus einer Vorlesung entstanden wäre, durch Umarbeitung vermieden werden können. Ueber das Verhältniß von Staat und Kirche drückt sich der Verfasser folgendermaßen aus: „Die Kirche erzieht dem Staate seinen Nachwuchs, der Staat dagegen öffnet ihr seine Bildungsschätze, schützt und fördert die Künste, die ihre Altäre schmücken und ihren Gottesdienst verherrlichen helfen und aus seinen Hochschulen gehen schließlich ihre leitenden Organe hervor." . . . . „In diesem engen Verbande bildet dann der Staat das Schwert, die Kirche das Schild der geselligen Ordnung" . . . . „Schon die bloße Indifferenz des Staates gegen die Kirche ist vom Uebel". . . . Wir erlauben uns an den Verfasser die Frage, wie er diese Stellen und ähnliche seiner Schrift, ganz abgesehen von der Gültigkeit des darin Behaupteten, mit dem wahren Geiste der praktischen Philosophie Herbarts zu vereinigen im Stande sei? Denn nur dem Verfasser dürfte dieses „Wie" offenbar sein.

Heller, S.: Die Wanderungen des Ahasver. Wien 1865. Zamarski und Dittmarsch. Ahasvers erste Wanderung. Glaubenskampf. Ahasvers Schuld und Sühne.

—l— Keine Salonlectüre, an der man flüchtig naschen kann, ist es, was uns hier geboten wird, wer daran geht, muß mit dem guten Willen kommen, sein eigenes Denken von dem Dichter erregen zu lassen, sonst wird er alsbald das hübsche Büchlein gelangweilt bei Seite legen. Die tiefsinnige Sage vom ewigen Juden hat in Heller einen echten Dichter gefunden, der sie mit Geist und echter poetischer Weihe behandelt. Was uns vorliegt, reicht bis zu Antonius des Einsiedlers Tod, umfaßt also mehr als die ersten drei Jahrhunderte seit Christus. Wir beobachten das jüdische Reich in seinen letzten Todeszuckungen, wir sehen Jerusalem fallen und begleiten das kleine Häufchen von Gesetzesjüngern, die sich retten und um so eifriger nun dem Studium des Gesetzes ergeben sind, je weniger sie noch von der Welt zu hoffen haben, daneben sehen wir Rom, die herrliche Stadt, an innerer Zerfahrenheit und Haltlosigkeit zusammenbrechen trotz einem Marc Aurel, in dem die letzte Kraft des Heidenthums noch einmal hell aufblitzt. Dazwischen entwickelt sich still die Urchristengemeinde zu immer größerer Bedeutung, trotz aller Verfolgung, bis Constantin ihr den Erdkreis erobert. Zwischen all' diesen Elementen der widerstrebendsten Art, die nur darin sich einigen, daß sie alle ein tiefes Bedürfniß nach geistiger Wiedergeburt und Erneuerung in sich tragen, schreitet eine Wundergestalt; Ahasver, hindurch, der den auf dem Leidensweg begriffenen Jesus, da er vor seiner Thür zusammenstürzte, wegtrieb, und darum wandern muß, „bis einst die ganze Menschheit labt die Frucht, die golden im Erlösungsstrahl erglühte". Aber weder der gleißende Schimmer des Heidenthums und seiner Philosophie, noch die starr am Buchstaben hängende jüdische Secte, und ebensowenig die Schwärmerei des ersten Christenthums kann ihm Befriedigung gewähren. Träger der reinen Humanitätsidee, gehört er, wiewohl er auf seiner Wanderung Leuten aller dieser Parteien begegnet und mit ihnen verkehrt, zu keiner derselben. Während er innerlich immer klarer seines Irrthums sich bewußt wird und seine Läuterung vollzieht, zieht er sich mehr und mehr von der Umgebung zurück, bis er in Antonius den Geistesverwandten findet, bei dem er bis zu dessen Tod ausharrt. Alles das hat uns der Dichter in kurzen großen Zügen, nur, wie uns dünkte, manchmal zu skizzenhaft, und in edler würdiger Sprache vorgeführt. Hie und da ist er etwas dunkel und zu abstract, namentlich wo er Ansichten und Glaubenssätze entwickelt, ein Fehler, in den bei solchem Stoffe leicht zu verfallen ist. Wie man sieht, hat der Dichter in die Sage eine rationalistische Idee gelegt, die ursprünglich in ihr nicht liegt, ja der ursprünglichen Idee derselben eher widerstrebt, immer bedenklich, wenn man eine Sage behandelt, die dadurch gar leicht zersetzt wird. Aber man muß dem Dichter zugestehen, die Idee ist groß und schön. An Vers und Reim haben wir bis auf wenige Stellen nur zu loben. Die Ausstattung ist hübsch.

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Jeder der Gelegenheit oder Beruf hat sich über die Lage der litterarischen Production näher zu unterrichten, wird, wenn er auch die überall laut werdenden Klagen zum Theil übertrieben finden wird, dennoch ein wenig erfreuliches Bild als Resultat dieser Beobachtungen davontragen. Es wird ihm vor allem das immer zunehmende Mißverhältniß zwischen Production und Nachfrage am litterarischen Markt auffallen, hervorgerufen durch die zum verbreitetsten und gebieterischsten Bedürfniß gewordene Tagespresse, die dem Publicum von heute alltäglich in bequemer, leicht verständlicher Form einen Extract von allem, was die Geschichte des Tages Interessantes und Wissenswerthes hervorbringt, liefert, und ihm die Muße und Neigung für Erzeugungen der Litteratur benimmt. In solchen Zeiten ist es doppelt anzuerkennen, wenn wir die Gründung eines Unternehmens wahrnehmen, das, für die Wissenschaft von größtem Werth, voraussichtlich gar keinen materiellen Erfolg verspricht. Ein solches ist die im vergangenen Jahre von der bekannten Verlagshandlung Weidmann in Berlin herausgegebene „Bibliotheca rerum Germanicarum". Es liegt uns von demselben heute der zweite Band vor unter dem Titel: „Monumenta Gregoriana ed. Phil. Jaffé", enthaltend außer dem „registrum Gregorii VII." in der zweiten Abtheilung: „Gregorii VII. epistolæ collectæ" und in der dritten: „Bonithonis episcopi Satirni liber ad amicum". Ein index epistolarum und rerum memorabilium schließt den Band.

Von den vortrefflichen, auch in diesen Blättern ausführlich besprochenen: „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine", von Prof. L. Friedländer in Königsberg, erschien der erste Band bereits in zweiter Auflage; gewiß ein untrügliches Zeugniß für den interessanten Inhalt des Werkes, das von den Tagesblättern so häufig als Feuilletonlieferant benützt wurde, daß die einzeln abgedruckten Capitel zusammengerechnet wohl einem dreifachen Nachdruck des ganzen Werkes gleichkommen. Von Neuigkeiten der historischen Litteratur haben wir nur noch eine neue Auflage von der deutschen Uebersetzung von Buckle's viel gelesener „History of civilisation" in England zu erwähnen, mit welcher gleichzeitig ein Nachdruck des englischen Originals erschien, und eine kurze Biographie des jüngst verstorbenen hannover'schen Generals Hugh v. Hackett, von E. v. d. Knesebeck.

Der Verfasser der anonym erschienenen Reiseschilderungen: „In den Voralpen", recht anziehend geschriebenen Schilderungen, die von fleißigem Studium und eingehenden Kenntnissen von Land und Leuten des baierischen Gebirges zeugen, ließ diesen ein zweites Bändchen unter dem Titel: „Baierisches Seebuch" folgen, das zunächst von dem Berchtesgadener Lande berichtet.

Aus dem Gebiete der Aesthetik und Kunstwissenschaft liegen uns folgende Novitäten vor: „Ueber die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten", von H. Motz, ferner „Form und Gehalt in der Aesthetik, eine kritische Untersuchung über Entstehung und Anwendung dieser Begriffe von Dr. Th. Vogt", eine neue Auflage von Prof. Hanslicks: „Vom Musikalisch-Schönen"; auch noch einer kleinen Schrift über Holbeins Madonna: „Eine neue Deutung der beiden nackten Knaben und anderer Momente in dem Dresdener Gemälde" sei hier gedacht.

Von der „Germania", Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde, herausgegeben von Franz Pfeiffer, erschien soeben das erste Heft des zehnten Jahrganges, reich wie alle früheren dieser Zeitschrift an interessanten Aufsätzen und Mittheilungen. Die größeren Essays dieses Heftes sind von Pfannenschmid über den mythischen Gehalt der Tell-Sage und von K. Bartsch, Beiträge zur Geschichte und Kritik der Kudrun.

Digitized by Google

Fr. Keinz' Schrift: „Ueber Meier Helmbrecht und seine Heimat", die als Schauplatz des Gedichtes, „der ersten wahrhaftigen deutschen Dorfgeschichte", die Umgegend von Braunau und Burghausen bezeichnet, findet große Beachtung.

Jede neue Bücherſendung bringt eine Anzahl politischer Broschüren, meistens litterarischer Eintagsfliegen, die schnell von der Flut neuer Erscheinungen dahingerafft werden. In jüngster Zeit hat bedeutendere Beachtung nur das Votum des Abgeordneten Prof. Mommsen über die Annexion Schleswig-Holsteins gefunden.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Es ist sehr zu wünschen und zu hoffen, daß mit dem Aufhören der Verlagsrechte auf unsere großen deutschen Classiker sich das Streben auch bei uns entwickeln wird, so wie die Engländer und neuerdings die Franzosen, das Andenken an die Heroen unserer Litteratur durch prächtige, würdige Ausgaben ihrer Werke zu feiern. Ein Muster von solchen Publicationen ist die von Charpentier in Paris soeben begonnene Gesammtausgabe der Werke Alfred de Musſets. Bei einem splendiden Druck, einem unverwüstlichen Papier, einer jedes unnützen Zierrathes entbehrenden Ausstattung, glänzt der soeben veröffentlichte Band (es ist der dritte der gesammten Werke) in edler Einfachheit. Die Publication, nicht für den buchhändlerischen Vertrieb bestimmt, erscheint im Subscriptionswege und wird zehn Bände umfassen, deren jeder 20 Fr. kosten wird.

Herr Pascal Coste, welcher lange Jahre die im Auftrage der französischen Regierung veranstalteten Ausgrabungen in Persien gemeinschaftlich mit Herrn Flandin leitete und auch mit Letzterem zusammen die „Monuments de la Perse ancienne" herausgab, veröffentlicht jetzt als Ergänzung zu diesem Werke ein auf 26 Lieferungen berechnetes, reich mit Abbildungen ausgestattetes Buch: „Monuments modernes de la Perse". Einmal im Orient, erwähnen wir gleich ein Buch von Barthélémy de St. Hilaire: „Mahomet et le Coran". Durch eine Abhandlung über den Buddhismus hat sich der Verfasser vielfach bekannt gemacht; das vorliegende Buch ist aus einer Reihe von Artikeln entstanden, welche in den Jahren 1863 und 1864 im „Journal des savants" veröffentlicht und jetzt weiter ausgeführt und zu einem Ganzen vereinigt wurden.

Eine Schrift vom Abbé Bautin: „La réligion et la liberté", gründet sich auf Vorlesungen, welche der Verfasser im Jahre 1848 in Paris hielt, und hat den Zweck, zu beweisen, daß die katholische Kirche, weit davon entfernt, die Freiheit der Völker zu bekämpfen, vielmehr die erste Stütze und die sicherste Garantie derselben ist. Ein schönes Unternehmen ist: „La famille, par Mr. le Comte de Gasparin." 2 Bände. Dieses Buch, welches hauptsächlich die Pflichten der einzelnen Familienglieder gegen einander im Auge hat, soll eine Reihe von Abhandlungen eröffnen, welche die Familie in ihrem Verhältniß zum Staate, zur Kirche u. s. w. betrachten werden.

Die letzte Ausgabe von Tocqueville's gesammelten Werken ist um einen neuen (8.) Band vermehrt worden. Derselbe enthält eine Anzahl Aufsätze, von denen ein Theil noch nicht veröffentlicht war, ferner einige Fragmente eines unvollendeten Buches, welches eine Fortsetzung von: „L'ancien régime et la révolution" bilden sollte, und zum Schluß einige Reiseberichte aus Nord-America, England und der Schweiz, untermischt mit Betrachtungen über das französische Colonialwesen.

Noch erwähnen wir einen neuen Band von Cuvillier-Fleury's „Études et portraits", welcher, wie die früheren Bände, eine Sammlung von Feuilletons enthält, die der Verfasser für das „Journal des Débats" geschrieben hat. Ein unter diesen

Digitized by Google

Portraits befindliches Lebensbild der Königin Marie Antoinette, aus ihren Briefen zusammengestellt, gründet sich nur auf die von Hunolstein und Feuillet de Conches veröffentlichten Correspondenzen, während die jedenfalls zuverlässigere Briefsammlung Arneths ganz unberücksichtigt blieb.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 20. April 1865.

Herr Prof. Dr. E. Mach in Graz übersendet eine Abhandlung: „Bemerkungen über die Accomodation des Ohres."

Wird einer Commission zugewiesen.

Das wirkliche Mitglied Herr Hofrath Ritter v. Haidinger legt einen dritten Bericht vor „über die Innsbrucker Dendriten auf vergilbten Blättern alter Bücher."

Zu den Mittheilnngen in den Sitzungen am 9. März und 6. April, und Herrn Prof. Albert Jägers Vorlage am 23. März giebt ein neues Schreiben vom 12. April von Herrn Prof. Kerner einen weiteren besonders anziehenden Beitrag. Bei einer Revision der Algen des Innsbrucker Herbariums fand Herr Kerner in dem seinerzeit von dem k. k. Unterrichtsministerium für Innsbruck angekauften werthvollen Trattinik'schen Herbarium auf kleinen Papierstreifen angebliche Algen, welche derselbe aber sogleich als Dendriten erkannte, wie sie in den alten Büchern der Innsbrucker Universitätsbibliothek von Herrn Kögeler und ihm zur Kenntniß des Publicums gebracht worden waren. Sie führten den Namen Trattinikia und waren in sieben Species gesondert, als: T. lichenoides, T. Asteriscus, T. lamellosa, T. paleacea, T. hyalina, festiva und pavonia. Letztere, Trattinikia pavonia von der Herr Prof. Kerner ein Exemplar freundlichst zur Vorlage eingesandt, enthält einen Metallkörper, wie solche Herr Prof. Jäger beschrieben, der aber von Dendriten umgeben ist.

Durch das bisher von verschiedenen Seiten Vorgebrachte ist die Betrachtung der Erscheinungen in gewissem Kreise so ziemlich abgeschlossen. Indessen glaubt Herr v. Haidinger doch noch einige Betrachtungen anschließen zu sollen, da doch ein vollständiges Bild aller Vorgänge auch jetzt noch nicht durchgreifend entworfen werden kann. Gewiß muß man auf den Gegensatz der Oberfläche und des Innern, wie anogen und katogen achten. Aeußerlich wird Auflösung vermittelt, innerlich Reducirtes abgesetzt. Gewiß ist hiezu ein veranlassender Körper erforderlich, entweder Metall, oder nach Analogie der Bildung von Pyrit in Braunkohlenflötzen, verkohltes oder doch angebranntes Holz, oder endlich möglicherweise Thierkörperchen, welche nicht tief eingedrungen wären und verendeten. Nach Herrn Prof. Kerner kommen von 100 Dendriten gewiß 98 knapp am Rande der Bücher vor. Die von Web. und Mohr aufgestellte oben erwähnte Trattinikia ist längst als Synonym von Padina verzeichnet. Eine Terebinthacee, Trattinikia Willdenow ist aber aufrecht erhalten. In Bezug auf die Dendriten ist wohl noch fortgesetzte und vervielfältigte Untersuchung über möglichst reiches Material wünschenswerth.

Herr Prof. Dr. E. Brücke überreicht eine im physiologischen Institute der Wiener Universität ausgeführte Arbeit von Mich Tscherinoff aus Moskau. Derselbe hat die

Digitized by Google

Abhängigkeit der Menge des Leberglycogens von der Ernährung untersucht. Er stellte zu diesem Zwecke an Hühnern eine Reihe von Fütterungsversuchen mit verschiedenen Substanzen an. Die Veränderungen traten verhältnißmäßig schnell ein und waren schon nach zwei Tagen sehr deutlich. Durch Kohlenhydrate, in reichlicher Menge dargeboten, wurde das Leberglycogen stets vermehrt. Weder den Fetten noch den Einweißkörpern kam diese Wirkung zu. Bei der Fütterung mit Zucker bekamen die Thiere regelmäßig Fettlebern. Es wurde dies an 13 Hühnern ausnahmslos constatirt. Es war dabei gleichgültig, ob man Traubenzucker oder Rohrzucker anwendete und ob man mit dem Zucker Reis oder ausgewaschenes Blutfibrin fütterte. Selbst bei Thieren, deren übriger Körper in hohem Grade abgemagert war, waren nach Zuckerfütterung ausgebildete Fettlebern vorhanden. Es scheint in der Leber eine fortwährende Bildung, beziehungsweise Ablagerung, und ein steter Verbrauch von Fett und Leberglycogen stattzufinden. Durch die reichlichere Anwesenheit von Zucker oder dessen nächsten Zersetzungs-, beziehungsweise Umwandlungsproducten im Blute scheint der Verbrauch verzögert zu werden, so daß sich Fett und Glycogen in der Leber anhäufen.

Herr Prof. Dr. R. Kner übergiebt einen „vorläufigen Bericht über die an der Ostküste Tenerife's bei Santa Cruz gesammelten Fische", von Herrn Dr. F. Steindachner, Assistenten am k. k. zoologischen Museum.

Prof. Redtenbacher legt vor eine Untersuchung des Herrn Prof. v. Than aus Pest über die Art wie in Lösungen von Salzen, z. B. in Mineralwässern, die Säuren und Basen untereinander combinirt zu denken sind.

Herr Prof. Dr. Jos. Boehm hält einen Vortrag „über die physiologischen Bedingungen der Chlorophyllbildung", in welchem er der Ansicht entgegentritt, daß die Entstehung des Chlorophylls mit den Wachsthums- und Gestaltungsprocessen innerhalb der Zellen in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehe. Auf Versuche gestützt, leitet Boehm die Abhängigkeit der Chlorophyllbildung von der sonst, wenigstens nach einer gewissen Richtung hin, normalen Entwicklung der Pflanzen ab, bespricht die Ursache der Bleichsucht und der Vergeilung und weist auf die Thatsache hin, daß die niedersten Temperaturen, welche noch Wachsthum und Vermehrung der Zellen ermöglichen, die Pflanze nicht mehr zur Chlorophyllbildung befähigen. Ferner zeigt der Vortragende, daß vergeilte Pflanzen nur in sauerstoffhältiger Luft ergrünen und daß anderseits die Blätter der in reinem Sauerstoffgas unter Einfluß des Lichtes entwickelten Triebe bleichsüchtig sind. Schließlich führt Boehm Versuche an, welche die Richtigkeit seiner früheren Behauptung: daß die im Dunkel gezogenen Coniferenkeimlinge durch den Einfluß der Wärme ergrünen, den gemachten Einwendungen gegenüber außer Zweifel stellen.

Herr Dr. S. Basch legt eine im physiologischen Institute der Wiener Universität ausgeführte Arbeit über „das Zottenparenchym und die ersten Chyluswege" vor.

Nach derselben stellt das Parenchym der Zotten ein Fachwerk dar, das aus Bindegewebsbalken besteht und in seinen Räumen freie Zellen einschließt.

Die große regelmäßige Lücke in der Zotte, der centrale Zottenraum, ist zunächst von einer Lage von Zellen des Parenchyms, also gleichsam von einem Epithel begrenzt.

Vom centralen Zottenraume aus lassen sich feine innerhalb der Balken des Parenchyms verlaufende intercellulare Gänge injiciren, die als die ersten Chyluswege — die einzigen Wege, auf denen der Chylus durch das Epithel in den inneren Zottenraum gelangt — anzusehen sind.

Herr Dr. Albert Schrauf hält einen Vortrag „über die Ermittlung des Refractionsäquivalentes der Grundstoffe."

Mit Zugrundelegung der Atomgewichte ($H = 1$; $O = 16$) wurden nachfolgende Werthe der Refractionsäquivalente von 33 Grundstoffen für deren (g) gas- oder dampf-

Digitized by Google

förmige, (f) feste oder flüssige, (m) metallische Zustände gefunden, wobei das Refractionsäquivalent des Wasserstoffs

$$M\,(H) = 0{\cdot}004050$$

der Einheit gleichgesetzt ist.

Aluminium	f	5.85	Phosphor	g	4.85
Antimon	m	76.35	"	f	18.88
Arsen	g	4.09	Quecksilber	g	7.95
"	f	12.39	"	f	18.99
Baryum	f	10.98	"	m	99.37
Blei	m	89.50	Sauerstoff	g	1.98
Bor	f	6.00	Schwefel	g	3.96
Brom	f	10.86	"	f	16.13
Calcium	f	7.74	Selen	m	30.11
Cadmium	f	11.72	Silber	m	34.09
Chlor	g	5.56	Silicium	f	8.81
Eisen	m	33.89	"	m	32.77
Fluor	f	1.00 (?)	Stickstoff	g	2.10
Jod	f	19.03	Strontium	f	8.50
Kalium	f	4.77	Titan	f	31.98
Kohlenstoff	f	5.06	Wasserstoff	g	1.00
Kupfer	m	18.01	Wismuth	m	81.62
Lithium	f	3.25	Zink	f	7.87
Magnesium	f	7.38	"	m	21.75
Natrium	f	3.71	Zinn	f	19.88

Diese gewonnenen Zahlen erlauben mehrere Vergleiche über die Aehnlichkeit des optischen und chemischen Charakters der Elemente.

Herr Dr. L. Ditscheiner legt eine Abhandlung „über die Krümmung der Spectrallinien" vor, aus welcher unter anderem hervorgeht, daß, je größer bei einem Spectralapparat die Anzahl der Prismen ist, desto mehr auch die Spectrallinien von der geraden Linie abweichen.

Durch Anwendung von Fernröhren mit Objectivlinsen von großer Brennweite und Oculären mit starker Vergrößerung, sowie von Collimatorlinsen mit ebenfalls großer Brennweite ist man im Stande, die nie gänzlich zu beseitigende Krümmung der Spectrallinien, wenn auch auf Kosten der Intensität, auf ein Minimum zu bringen.

Herr J. Loschmidt überreicht eine Abhandlung: „Beiträge zur Kenntniß der Krystallformen organischer Verbindungen, betreffend das oxalsaure Glycin, das oxalsaure Trimethylamin (saure), die Maleïnsäure, das salpetersaure Acetamid, das salpetersaure Glycin, das salpetersaure Alanin, das salpetersaure Anilin.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe hat in ihrer Sitzung vom 3. Februar l. J. beschlossen, dem Herrn Professor Dr. Oscar Schmidt in Graz zur Fortsetzung seiner Arbeiten über Systematik und Bau der Spongien und namentlich zur Vergleichung des in England befindlichen Materials eine Subvention von 400 fl., sowie dem Herrn Dr. Albr. Schrauf, Custosadjuncten am k. k. Hofmineraliencabinette, zur Durchführung einer Untersuchung, betreffend die Abhängigkeit der Fortpflanzung des Lichtes von den Eigenschaften der Materie, eine Unterstützung von 200 fl. österr. Währ. zu bewilligen, und die Akademie hat in ihrer Gesammtsitzung vom 23. Februar diesen Beschluß genehmigt.

Die in der Sitzung vom 9. März l. J. vorgelegte Abhandlung „über den Auftrieb in Flüssigkeiten, welche fein vertheilte, suspendirte, specifisch leichtere oder schwerere

Digitized by Google

Theilchen enthalten", von Herrn Camillo Bondy, wird zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

Jahresversammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 12. April 1865.

Die Sitzung wurde durch die Rede des Herrn Präsidentenstellvertreters k. k. Rathes Dr. Ludwig Ritter v. Köchel eröffnet; auf sie folgten die Rechenschaftsberichte der beiden Secretäre Georg Ritter v. Frauenfeld und Dr. H. W. Reichardt, so wie des Rechnungsführers J. Juratzka.

Nach den in diesen Berichten enthaltenen Daten zeigte sich im Leben der Gesellschaft im Laufe des verflossenen Jahres ein äußerst erfreulicher Fortschritt. Der letzte Band der Gesellschaftsschriften fand allseitig die beste Anerkennung. Nebst ihm wurden noch von der Gesellschaft separat herausgegeben: Dr. Schiners „Catalogus Dipterorum Europæ" und Director Karl Brunner v. Wattenwyls „Monografie des Blattaires". Die löblichen Directionen der verschiedenen Eisenbahngesellschaften und der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft bewilligten der Gesellschaft für neun Herren Mitglieder mit der größten Liberalität Freikarten zu wissenschaftlichen Reisen. Die Sammlungen wurden durch zahlreiche sehr werthvolle Beiträge vermehrt.

Eine große Zahl von Herren Mitgliedern betheiligte sich auf das eifrigste bei dem Instandhalten der zoologischen und botanischen Sammlungen. Im Laufe des Jahres 1864 wurden 14 Lehranstalten mit weit über 200 Wirbelthieren, 3000 Insecten, 2000 Mollusken und 1000 Arten Pflanzen betheilt. Auch die Bibliothek wurde bedeutend vermehrt und schritt ihre Ordnung auf das erfreulichste fort. Die Einnahmen des Jahres 1864 betrugen 7133 fl. Die Ausgaben 6907. fl.

Dem Vorschlage des Herrn Präsidentenstellvertreters entsprechend, ernannte die Versammlung zu Censoren der letzten Jahresrechnung die Herren Franz Bartsch und Theodor Hein.

Herr Dr. H. W. Reichardt las einen von Herrn Julius Finger eingesendeten Aufsatz, in welchem die Jagd auf die Waldschnepfe in anziehender Weise geschildert wird.

Herr Julius Ritter v. Schröckinger-Neudenberg legte seine Aufzählung der Gastropoden und Bivalven des österreichischen Kaiserstaates vor.

Herr Prof. Dr. Rudolf Kner beleuchtete eine von Agassiz ausgesprochene Ansicht näher, nach welcher Argyropelecus eine Jugendform von Zeus Faber sein sollte. Der Herr Vortragende wies nach, daß dies aus vielfachen Gründen unwahrscheinlich sei.

Herr A. Rogenhofer legte einen Aufsatz von Professor Dr. Förster in Aachen über Dolichopus pennatus und signatus Meig. vor, wornach zu Dolichopus pennatus signatus als Synonyme gehören und für argentifer Löw der ältere Name signatus Mg. einzutreten hat.

Ferner besprach er eine neue Reihe dipterologischer Beiträge von Dr. J. Egger, in denen vom Verfasser Cyrtoneura aculeata und penicillata, Zeuxia fuscinerois, Sphegina latifrons, Rœselia aberrans und Thryptocera securicornis als neue Arten aus Oesterreich beschrieben werden und in welchen auf Tachina rubricosa Meig. eine neue Gattung gegründet wird, die Dr. Egger zu Ehren unseres hochverdienten Secretärs Frauenfeldia benannte.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld las einen von Herrn A. v. Pelzeln eingesendeten Aufsatz über die im k. k. zoologischen Hofcabinette vorhandenen interessanten Farbenvarietäten von Vögeln und demonstrirte einige der lehrreichsten Exemplare.

Digitized by Google

Ferner lieferte er eine weitere (die vierte) Reihe von zoologischen Miscellen. In derselben werden als neu beschrieben: Bursa Sti. Pauli, eine Meeresschnecke von der Insel St. Paul: Tephritis Heyseri eine in Carduus Personata lebende Trypeta; endlich Phytoptus Coryli, eine Pflanzenmilbe, welche in den Knospen von Corylus avellana lebt und Verkümmerungen der Blätter veranlaßt.

---

* Historisch-statistische Section der mährisch-schlesischen Gesellschaft. (Sitzung vom 30. März.) Das Prüfungscomité über die vom abgetretenen Sectionscassier Herrn Maresch vorgelegte Rechnung des Vereinsvermögens meldet den richtigen Revisionsbefund, wonach sich am Ende des Jahres 1864 das Vereinsvermögen auf 183 fl. 82½ kr. im Baren und auf 21.290 fl. in Obligationen belief.

Hierauf hielt Herr Museumscustos Trapp seinen angekündigten Vortrag über manche alterthümliche Kunstobjecte, welche im rituellen Gebrauche der Katholiken, der mährischen Brüderunität und der Israeliten waren, und nun im Besitze des Franzens-Museums sind. Vorerst betonte der Vortragende, daß, wenn Kirchenbauten und andere architektonische Werke des Mittelalters den Künstler wie den Laien durch charakteristische Formen fesseln, Stoff zu Forschungen und Studien bieten, es nicht minder auch die Werke von kleineren Dimensionen sind, welche aus altehrwürdiger Zeit die Vereinbarung der Kunst und Kirche so sinnig vorführen.

Redner zeigte hierauf der Versammlung die Kunstgegenstände vor, und zwar:

I. Dem mosaischen Ritus angehörig:

1. und 2. Ein Weinbecher und Brodteller mit der Jahreszahl 1630, welche im vorigen Jahrhunderte zu Belgrad erbeutet wurden. Der Becher ist 4 Zoll hoch, krugartig, mit Blüthen des Tulpen- und Granatapfelbaumes bemalt und hat am obern Rande eine hebräische Aufschrift.

3. Ein Widderhorn (Buccina), gebogen, 20 Zoll lang, plattgedrückt, daran Randverzierungen und eine hebräische Aufschrift beiderseitig angebracht sind. Dasselbe stammt aus dem Jahre 1661.

II. Dem griechischen (altrussischen) Ritus zugehörig: 1. Diptychon und 2. Triptycha sammt zwei Kreuzen aus Metall und aus Holz (Amulete) aus dem 13. und 14. Jahrhundert.

III. Vom katholischen Ritus: Eine Reihe von Gefäßen und Schnitzwerken aus dem Mittelalter und der Renaissance, wie ein Ciborium, Aquamanile, Meßkännchen, Kreuze u. s. w.

IV. Dem Ritus der mährischen Brüderunität angehörig:

1. Kelch aus Silber und vergoldet, 4 Zoll hoch (Renaissance), vom Jahre 1597.

2. Kelchkuppa aus Silber, 17. Jahrhundert.

3. Die Platte einer Mensa (zum Opfer unter beiden Gestalten). Dieselbe ist aus Stein, 3 Schuh 6 Zoll im Quadrat, mit eingeätzten Glaubenssprüchen und vielen Ornamenten. Stammt aus dem Brüderbethause von Nikelsburg (Ende des 16. Jahrhunderts).

Bei Vorweisung dieser kirchlichen Objecte wurde vom Vortragenden immer auch die darauf bezügliche liturgische Erklärung abgegeben und detaillirt besprochen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Dante Alighieri.

Sechshundert Jahre werden bald verflossen sein, seit Italiens größter Dichter, Dante Alighieri, das Licht der Welt erblickte. Seine Heimat schickt sich an, die Erinnerung an den großen Mann mit allem Glanze zu feiern; aber auch in allen übrigen Ländern giebt es eine nicht geringe Anzahl von Gebildeten, welche bei dieser Gelegenheit ihre Liebe und Achtung für den mächtigen Dichterfürsten um so lebhafter fühlen, und mit erhöhter Dankbarkeit des Genusses und der Belehrung gedenken, die sie von ihm empfingen. Und da ist es gut und löblich, von dem Manne wieder zu reden, seine Bedeutung und seine Verdienste sich auf's Neue zu vergegenwärtigen. Wir wollen es daher versuchen, im Folgenden einen kurzen Ueberblick über Dante's Leben und Wirken zu geben, wobei wir bei seinem bedeutendsten Werke, der „Göttlichen Komödie" etwas länger verweilen. Ersprießlich scheint es uns, über die Anfänge der italienischen Litteratur und über die politischen Verhältnisse Florenz' Einiges voranzuschicken.

I.

Unter den romanischen Sprachen gelangte die italienische am spätesten zu schriftlicher Aufzeichnung und litterarischer Entwicklung. In der politischen Zerrissenheit und im nachhaltigeren Einflusse des Lateinischen, welches in seiner eigentlichen Heimat zäher als anderswo dem einbrechenden Neuen widerstand, sind die vorzüglichsten Ursachen dieser Erscheinung zu suchen. Aus dieser langsameren Entwicklung entsprang dem italienischen Schriftthume großer Vortheil. Für die Litteraturen der anderen occidentalischen Völker bildet das Mittelalter eine eigene in sich abgeschlossene Periode; nur einige wenige Stoffe retteten sich, vielfach verkümmert und verunstaltet, im schwankenden Gedächtnisse des Volkes bewahrt, in die folgenden Jahrhunderte; aber gerade die bedeutendsten Denkmäler der Litteratur, worunter viele von hohem dichterischen Werthe, geriethen in gänzliche Vergessenheit, aus der sie erst in unseren Tagen der Fleiß der Philologen hervorholt. Anders in Italien. Hier war man im Augenblicke, als die schriftstellerische Thätigkeit zu blühen und reiche Früchte zu tragen begann, der neuen Zeit schon viel näher; die classische Litteratur, deren Pflege nie vollständig erloschen, übte auf die Entwicklung der italienischen einen merklichen Einfluß aus, und die bedeutendsten unter den älteren Schriftstellern Italiens (Dante, Petrarca und Boccaccio) eröffnen zugleich den Reigen jener zahlreichen Humanisten, welche das Studium der römischen

Digitized by Google

und griechischen Classiker so eifrig betrieben und über ganz Europa verbreiteten. Die hervorragendsten unter den Erzeugnissen der älteren italienischen Litteratur waren demnach schon vom Geiste der neuen Zeit angeweht, und es gab daher hier keine Unterbrechung der Continuität in der Entwicklung des nationalen Schriftthumes. Als Ursache und Wirkung zugleich dieser Erscheinung darf auch die Stetigkeit der Sprache angesehen werden. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts waren die Sprachformen schon hinlänglich fixirt und daher der Gefahr weitgreifender Veränderung weniger ausgesetzt. Die Nachkommenden betrachteten daher als ihr volles unverkümmertes Eigenthum jene Schriften, deren Inhalt sie ansprach und deren Form ihnen vollkommen verständlich war, und die allgemeine Verbreitung so vieler und bedeutender Denkmäler trug ihrerseits dazu bei, die Sprache vor weiteren bedeutenderen Veränderungen zu bewahren. Daher blieb sich unter allen modernen Idiomen das italienische am meisten gleich; von einem Altitalienischen im Sinne z. B. des Altfranzösischen, läßt sich füglich nicht reden.

Die ältesten Denkmäler der italienischen Litteratur führen uns nach dem Süden, an den Hof der Hohenstaufen. Es sind lyrische Gedichte, ganz im Geiste der Minnesänger und der Troubadours. Dieselben Gedanken, dieselben Gefühle, dieselben conventionellen Bilder, nur in anderer Sprache: die Form — jene der dreitheiligen Strophe — ist ebenfalls eine treue Nachahmung der deutschen. Als späte Nachzügler einer schon im Verfalle begriffenen litterarischen Periode lassen sie alle Originalität vermissen: die zahlreichen Gedichte dieser Schule machen den Eindruck von Treibhauspflanzen, die durch Farbenpracht manchmal bestechen, aber keinen Duft verbreiten und weder auf die Länge dauern, noch Früchte zu tragen vermögen. Auch an anderen durch Verhältnisse begünstigten Stätten brachte die neue Litteratur ähnliche Blüthen hervor, so vorzüglich in Bologna, dem Sitze einer der besuchtesten Universitäten. Daneben dichteten viele Italiener, besonders des Nordens, in der Sprache ihrer Nachbarn, der Provençalen; zahlreiche französische Bänkelsänger durchstreiften Italien und indem sie ihre Heldenlieder hören ließen, reizten sie die Eingebornen zu eigenen Bearbeitungen derselben in gemischter wunderlicher Sprache; an vielen Orten endlich versuchten arme Mönche, fast lauter Franciscaner (an ihrer Spitze der Stifter des Ordens) in der Vulgärsprache geistliche Gedichte zu verfassen. Alle diese Bestrebungen konnten jedoch natürlich keinen nachhaltigen Erfolg erringen; dem Mittelpunkte Italiens, Toscana, und vor allem der Stadt Florenz war das neidenswerthe Glück beschieden, die Wiege und bleibende Stätte sowohl der Litteratur als aller schönen Künste zu werden. Auch hier begegnen wir zuerst der allgemeinen, der Fremde entlehnten dichterischen Production; auch hier finden wir zahlreiche Lyriker, welche sich in den hergebrachten Formen bewegen, sich aber trotzdem von ihren Genossen durch schönere edlere Sprache und durch einige Selbstständigkeit in Auffassung und Darstellung vortheilhaft unterscheiden. Bald fangen sie an ihre eigenen Wege zu gehen; in der Lyrik erfinden oder wenigstens vervollkommnen sie die specifisch italienische Form, das Sonett; Brunetto Latini dichtet ein didaktisch-allegorisches Gedicht; viele versuchen sich in

Digitized by Google

Prosa, theils durch Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Französischen, theils durch selbstständige Arbeiten. Ein reiches und mannigfaltiges litterarisches Leben fing um das Ende des 13. Jahrhunderts in der schönen Stadt Florenz sich zu regen an.

Es war zugleich in politischer Beziehung eine Zeit der größten Aufregung und des unablässigen Wechsels; es herrschte jene Unruhe, welche, aus dem Uebermaße eines kräftigen, vollen Lebens entspringend, Großartiges schafft, aber zugleich den Keim des späteren Verfalles in sich birgt. Schon seit geraumer Zeit war es der durch Handel und Industrie mächtig gewordenen Bürgerschaft gelungen, sich von der Botmäßigkeit der Lehensherren zu befreien, und viele unter diesen waren gezwungen worden aus ihren Burgen und Schlössern in die Stadt zu wandern. Anfangs nahmen sie den bedeutendsten Antheil an der Leitung der Stadt, deren Verfassung vorwiegend aristokratisch war; sie mußten aber bald vor der stets sich mehrenden Macht der Bürger, wenn auch nicht ohne Widerstand, zurückweichen. Die Niederlage des aristokratischen Elementes würde noch viel rascher erfolgt sein, wenn der Zwist unter den Bürgern selbst nicht dazugetreten wäre. Es bildete sich nämlich aus den reicheren Familien ein neuer Adel, welcher, von den alten Geschlechtern ebenso scheel angesehen, wie von der reinen Demokratie, es beiden mit gleicher Münze vergalt. Alle diese Parteien mit ihren verschiedenen zahllosen Abstufungen, durch persönlichen Hader mehrfach vervielfältigt und verwickelt, hielten die Stadt in steter Aufregung; das Blut der Bürger, von Bürgern vergossen, floß durch ihre Straßen, und die augenblicklich besiegte Partei mußte in der Regel die Heimat verlassen, um kurze Zeit darauf mit den Waffen in der Hand und dem Gefühle der Rache im Herzen wiederzukehren. Als Schlagwörter zur Bezeichnung der Parteien galten vorzüglich die Namen von Guelfen und Ghibellinen; Namen, die in Deutschland entstanden, dort nur einen vorübergehenden Streit zweier Dynastien bezeichneten; nach Italien verpflanzt, versinnlichten sie zuerst den Kampf von zwei großartigen Ideen, bald aber verloren sie alle ihre Bedeutung und dienten bloß als Aushängeschild für kleinliche, unklare und daher stets fluctuirende Parteispaltungen. In Florenz fanden die Namen Eingang am Anfange des 13. Jahrhunderts, als ein Edelmann, Buondelmonte de' Buondelmonti, die ihm angetraute Braut aus der Verwandtschaft der mächtigen Uberti verschmähte und ein anderes Mädchen aus der ebenfalls sehr vornehmen Familie der Donati heimführte. Buondelmonte büßte den Wortbruch mit dem Leben; die zwei Geschlechter schwuren sich Rache. Da jedes von ihnen einen zahlreichen Anhang hatte, wurde bald die private Angelegenheit zu einer öffentlichen, der Familienhaß vermischte sich mit dem politischen Hader und beide, sich gegenseitig anfachend, entbrannten in lichterloher Flamme. Die Donati näherten sich dem Volke und ihre Partei nannte sich die der Guelfen; die der Uberti war die der Ghibellinen. Mit wechselvollem Glücke bekämpften sie sich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts; beim Tode Friedrichs II. (1250) wurden die Ghibellinen verbannt. Im Jahre 1260 kehrten sie mit Hülfe Manfreds zurück, doch nur auf kurze Zeit, da bald darauf die Ankunft

Digitized by Google

Karls von Anjou dem schwäbischen Reiche in Süd-Italien ein Ende machte. 1267 kehrten die Guelfen wieder nach Florenz zurück und den Ghibellinen gelang es nicht mehr, die verlorne Macht auch nur auf kurze Zeit wieder zu erlangen. Oder mit anderen Worten, nach siebenzig wechselvollen Jahren war innerhalb der Mauern von Florenz jener Kampf beendigt, welcher unter diesem Schlachtrufe geführt worden war. Darum aber trat dauernder Friede doch nicht ein; der Streit zwischen den einzelnen Ständen dauerte fort und wir werden bald die scheinbar Einer politischen Partei angehörende Stadt sich wieder spalten sehen. Mitten unter diesen unaufhörlichen Unruhen sah Florenz die Zahl seiner Einwohner immer beträchtlicher wachsen, zu hunderten zählte man die Paläste und die Fabriken, die großartigsten Bauwerke wurden begonnen, die Künste und die Litteratur waren, wie oben erwähnt, in raicher Entwicklung begriffen.

In diese an Ereignissen so reiche und so vielfach anregende Zeit fallen die ersten Jugendjahre Dante's.

II.

Dante wurde zu Florenz im Mai 1265 geboren; der Tag ist nicht genau ermittelt worden. Seine Familie war von altem Adel, wenn auch nicht reich begütert; einer seiner Ahnen, Cacciaguida, hatte im zweiten Kreuzzuge den Heldentod gefunden. Der Vater Dante's scheint in seiner Vaterstadt keine hervorragende Rolle gespielt zu haben, daher mag er auch, obwohl in den Jahren 1260 bis 1267 seine, die Guelfenpartei, verbannt war, nicht gezwungen worden sein, die Stadt zu verlassen. Es ist auch der Fall denkbar, daß Donna Bella, Dante's Mutter, ihrem Manne ins Exil gefolgt und dann zur Entbindung heimgekehrt sei; immerhin ist die Thatsache unbezweifelt, daß das Kind des Guelfen in der von Ghibellinen beherrschten Stadt zur Welt kam. Die Erziehung Dante's scheint eine sehr sorgfältige gewesen zu sein; wenn er von Brunetto Latini, wie von einem verehrungswürdigen Meister redet, so ist dabei weniger an eine eigentliche Erziehung Dante's durch Brunetto, als an ein väterliches, freundschaftliches Verhältniß zwischen dem hochangesehenen, mit den wichtigsten Aemtern betrauten Manne und dem wißbegierigen, hoffnungsvollen Jüngling zu denken. Eingehendes Studium der lateinischen und provençalischen Dichter mag schon in den ersten Jahren die hauptsächliche Beschäftigung Dante's gebildet haben. Daneben genoß er ohne Zweifel Unterricht in der Zeichnenkunst und der Musik. Die göttliche Komödie liefert mehrfaches Zeugniß von seinem tiefen Verständnisse aller schönen Künste; unter seinen vertrauten Freunden zählte er mehrere florentinische Künstler und Sänger. Daß mit allen diesen Studien die Pflege der eben aufkeimenden Nationallitteratur eifrig betrieben wurde, braucht kaum gesagt zu werden. Bald trat das ein, was den jungen Dichter zum Singen drängt: die erste Liebe. Mit neun Jahren sah Dante zum ersten Male die erst achtjährige Beatrice (in florentinischer Abkürzung Bice) Portinari, und in seinem Herzen regte sich ein Gefühl, das nur mit dem Tode erlöschen sollte. Mit achtzehn Jahren sah er sie wieder und die kindische Neigung

Digitized by Google

gestaltete sich nun zu inniger, tiefempfundener Liebe. Eine Vision verräth dem jungen Dichter den Zustand seines Herzens, er erzählt dieselbe in einem Sonette, das er, der Sitte der Zeit gemäß, an alle Minnesänger Italiens mit dem Ersuchen sendet, ihm das wunderbare Gesicht zu erklären. Es antworteten mehrere, darunter Guido Cavalcanti, der tiefsinnige Poet, welcher bei dieser Gelegenheit mit Dante ein dauerndes Freundschaftsbündniß einging. Und nun beginnt die Geschichte einer so reinen, so begehrungslosen und übersinnlichen Liebe, daß es Vielen möglich war, an der wirklichen Existenz Beatrice's zu zweifeln. Diese Geschichte wurde später von Dante selbst erzählt [1]. Als nämlich Beatrice in jugendlichem Alter (1290) starb, veranstaltete er eine Sammlung, richtiger eine Auswahl, jener Gedichte, welche er bei verschiedenen Veranlassungen nach und nach verfaßt, um die kleinen Ereignisse seiner Liebe und die Gefühle, die ihn bewegten, zu schildern, und begleitete dieselben mit einer Erzählung in Prosa, die theils als Einleitung, theils als Commentar dient. Bei diesem Erstlingswerke — das er „Neues Leben" (Vita nuova) nannte und dem Freunde Guido Cavalcanti zueignete — ist genau zu unterscheiden zwischen dem poetischen Theile, dem unmittelbaren Ausflusse der augenblicklichen Eingebung, und dem prosaischen, später hinzugetretenen, in welchem die Reflexion sich manchmal übermäßig geltend macht. Die Lyrik Dante's übt einen eigenen Zauber durch ihr ernstes, man möchte sagen feierliches Gepräge aus; man hört die Stimme der wahren, tiefen, glühenden Leidenschaft, man fühlt das Schlagen des jungen Herzens, welches sich zum ersten Male der Liebe erschließt, und doch drückt sich dieses Gefühl in so erhabener Art aus, die Wirkungen, die es hervorbringt, sind so ungewöhnlich, daß man sich wie in eine fremde Region versetzt fühlt. Nicht ein einziges Lied ist an Beatrice selbst unmittelbar gerichtet, nirgends begegnet man auch nur der bescheidensten Schilderung leiblicher Schönheit; nur von der hohen Trefflichkeit des geliebten Wesens, von den wunderbaren Wirkungen ihres Erscheinens, ihres Grußes weiß der Dichter zu berichten. Bei ihrem Anblicke zittert er und fühlt seine Kraft dahinschwinden, vor ihrem Gruße verstummt jede Zunge, jedes Auge senkt sich zaghaft. Die Macht ihrer Tugend ist so groß, daß, wer sie nur begleitet, schon dadurch edler und besser erscheint; die Engel beneiden um ihretwillen die Erde und dringen in Gott, er möchte nicht länger den Himmel seines schönsten Schmuckes berauben. Besonders geistvoll und frischen Muth athmend sind die Anfänge der Lieder (ich verstehe unter diesem gemeinsamen Titel die verschiedenen Gattungen lyrischer Gedichte: Sonetti, Canzoni und Ballate), welche wie eine reiche Quelle emporschießen, die sich dann in einen breiten hellen Strom ergießt; nur glaubt man hie und da zu fühlen, als ob die engen Grenzen des Liedes der Fülle der sich drängenden Gedanken nicht vollkommen genügten, als ob der Dichter nicht alles zu sagen vermocht hätte, was ihm die Seele bewegte. Wie er alles Materielle mit geistigem Leben durchleuchtet und in

[1] Auch Uhland hat bekanntlich in einer reizenden Romanze dieses seltene Verhältniß mit der ihm eigenen Innigkeit und Wärme geschildert.

Digitized by Google

Regionen des Idealen erhebt, ohne es in nebelhafte Unbestimmtheit aufzulösen, so kleidet er alles Ideale in die plastischen Formen sinnlicher Wirklichkeit ein, ohne es im Stofflichen zu verendlichen. Die Gedanken sprechen von Liebe; im Herzen erwacht ein Gedanke, der schlief; vom Antlitze des geliebten Weibes schwebt ein milder Geist, der: „Seufze!" zu der Seele spricht. Der Gedanke an den Tod und Bilder, die daran mahnen, kehren oft in diesen Versen wieder, deren tiefer Ernst uns mit einer Art religiösen Schauers erfüllt. Ebenso lassen die häufig vorkommenden Visionen den künftigen Dichter der unsterblichen Trilogie gleichsam ahnen. Bei einer so übersinnlichen Auffassung werden wir uns nicht beirren lassen, wenn Dante in dem später hinzugefügten Theile seines Werkes in den Nebenumständen seiner an Ereignissen so armen und an Empfindungen so reichen Liebe mystische Beziehungen zu suchen sich bemüht. So macht er die Bemerkung, daß die Zahl Neun in allem, was Beatrice betraf, eine hervorragende Rolle spielte, und erklärt demnach das geliebte Weib für ein Wunder, „von welchem die Wurzel und der Ursprung allein die wunderbare Dreieinigkeit ist". Derartige Aeußerungen berechtigen durchaus nicht, die ganze Vita Nuova als eine frostige Allegorie anzusehen. Wenn schon die lebende Beatrice der Seele Dante's in übernatürlicher Gestalt vorschwebte, so hatte sie für ihn, nachdem sie der Erde entrückt war, vollends die Bedeutung eines Symbols erlangt; wenn selbst im Augenblicke des leidenschaftlichen dichterischen Schaffens er Gedanken und Ausdrücke fand, welche sich von der gewöhnlichen Sprache der Liebe so sehr unterscheiden, wie sollte er in der Prosa, dem Erzeugnisse späteren Nachdenkens, ja man darf, ohne dem großen Manne Unrecht zu thun, späteren Grübelns sagen, dem Hange widerstehen, verborgene Beziehungen, mystische Deutungen zu erforschen? Es ist dies ein eigener, höchst bemerkenswerther Zug im litterarischen Leben Dante's — und wir werden bald wieder demselben begegnen — daß er, eben so hervorragend als Denker wie als Dichter, sich immer versucht fand, die Erzeugnisse seiner Dichterkunst in gelehrter Art auszulegen und weiter zu entwickeln.

Noch vor dem Tode Beatrice's, im Jahre 1289, nahm Dante an dem Treffen bei Campaldino Theil, in welchem Florenz über das ghibellinisch gesinnte Arezzo einen glänzenden Sieg erfocht. Der vierundzwanzigjährige Jüngling war weder ein girrender Minnesänger, noch ein einsamer Stubengelehrter; er erkannte die Pflicht, auch mit der That dem Vaterlande zu dienen und es mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen Andere nicht weniger wichtige Dienste leistete er dann im Frieden. Im letzten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts gehört Dante ganz seiner Heimat an. Er vermählte sich mit Gemma Donati und gründete eine zahlreiche Familie; letzterer Umstand ist wohl genügend, um die von Boccaccio ausgestreuten, aber durch nichts beglaubigten Vermuthungen zu widerlegen, als ob Gemma ein zänkisches, unverträgliches Weib und ihre Ehe mit Dante eine unglückliche gewesen sei. Sobald er das erforderliche Alter erreicht hatte, ließ sich Dante, den bestehenden Gesetzen gemäß, in eine der Zünfte aufnehmen und nahm thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Stadt. Unverbürgte und

Digitized by Google

durchaus unglaubwürdige Angaben berichten von nicht weniger als vierzehn Gesandtschaften, mit denen er betraut wurde; Boccaccio mag aber, wenn er auch nach seiner Art sich etwas schwülstig ausdrückt, Recht haben, wenn er behauptet, daß in Florenz keine wichtigere Angelegenheit erledigt wurde, ohne daß Dante dabei den nachdrücklichsten Einfluß ausübte. Besonnene und männlich kräftige Leitung that auch der von Reichthum strotzenden, aber mehr als je von inneren Parteien durchwühlten Stadt dringend noth. Zu den bestehenden Ursachen des Zerwürfnisses traten neue hinzu. In Pistoja, einer Stadt, welche dem toscanischen Guelfenbunde angehörte, hatten sich die zwei Linien des vornehmen Geschlechtes der Cancellieri mit einander verfeindet und, wie immer, ihre Mitbürger in ihren Familienstreit hineingezogen. Zwei Parteien bildeten sich, die eine hieß die der Weißen, die andere die der Schwarzen. Grausame Thaten, welche gerächt werden sollten, gaben noch grausameren Anlaß, Mord folgte auf Mord. Um die Gefahr abzuwenden, welche der gemeinsamen Guelfenpartei aus diesem Zwiespalte drohte, wurde beschlossen, die Häupter beider Familien von Pistoja zu entfernen und nach Florenz zu berufen. Diese Maßregel war weit entfernt, die beabsichtigte Wirkung zu erzielen. Die Spannung, welche zwischen dem mächtigen Geldadel einerseits und der mit dem alten Adel in ein unnatürliches, aber durch die gemeinsamen Interessen gebotenes Bündniß getretenen Demokratie andererseits seit längerer Zeit herrschte, fand jetzt plötzlich eine willkommene Gelegenheit, sich deutlicher auszuprägen und an bestimmte Verhältnisse und Namen sich anzulehnen; Florenz sah bald seine Bürger in zwei Lager getheilt und der Name der Schwarzen und Weißen bezeichnete auch hier die feindlichen Parteien. Nie war die Parteiwuth mit solcher Heftigkeit ausgebrochen; die Aufregung und die Unsicherheit wuchs auf's äußerste. Unter dem geringsten Vorwande wurden Straßenkämpfe geliefert. Vergeblich bemühten sich die wenigen echt patriotischen Bürger, Friede und Eintracht wiederherzustellen. Im Jahre 1300 war Dante zwei Monate hindurch mit dem Priorenamte, dem wichtigsten der Republik, bekleidet; er setzte es durch, daß die hervorragendsten und unruhigsten Mitglieder beider Parteien auf einige Zeit aus der Stadt verbannt wurden. Diese eben so weise als gerechte Anordnung hatte aber keinen Erfolg, denn bald kamen alle wieder zurück. Da einer der ersten unter den Rückkehrenden der todeskranke Cavalcanti (welcher zu den Weißen gehörte) war, glaubte man Dante der Parteilichkeit gegen seinen Freund anklagen zu dürfen; entschieden mit Unrecht, da er zu jener Zeit sein Amt schon niedergelegt hatte. Trotzdem kann nicht geläugnet werden, daß Dante, obwohl über beiden Parteien stehend, sich doch zu den weit gemäßigteren Weißen hinneigte; gleicher Gesinnung war der treffliche Chronist Dino Compagni, welcher, ebenfalls nur das Wohl der geliebten Vaterstadt erstrebend, dasselbe von Seite der Weißen weniger bedroht fühlte. Denn die Schwarzen arbeiteten nur daran, ihre Gegner völlig aus der Stadt zu vertreiben. Sie fanden einen mächtigen Bundesgenossen in Papst Bonifaz VIII., und beschlossen, die Hülfe Karls von Valois anzurufen. Vergeblich eilt Dante im Auftrage der bestürzten Stadt nach Rom, um das drohende Gewitter

Digitized by Google

abzulenken, im Herbste 1501 hält der fremde Fürst seinen Einzug in Florenz. Er schützt die Absicht vor, Gerechtigkeit zu üben, Friede und Ruhe wieder einzusetzen; in der That aber wird Florenz wie eine eroberte Stadt behandelt und die entsetzlichsten Gräuel werden im Namen des Friedensstifters ausgeübt. In den ersten Tagen herrschen Mord, Brand, Erpressungen; dann beginnen bestochene Richter jene aus allen politischen Umwälzungen nur zu bekannten summarischen Processe, bei welchen Anklage und Verurtheilung gleichbedeutend sind. Gegen Dante's Hochsinn und echte Vaterlandsliebe mußte der Haß der Gewalthaber natürlich am heftigsten entbrennen: niedriger Verbrechen angeklagt, wird er zuerst zu einer beträchtlichen Geldstrafe, bald darauf aber wiederholt zu lebenslänglicher Verbannung und im Falle der Rückkehr zur Todesstrafe verurtheilt. A. Mussafia.

Die Reform der Rechtslehre an der Wiener Hochschule seit deren Umwandlung zu einer Staatsanstalt.

Von Prof. Dr. Wahlberg.

III.

(Schluß.)

In demselben Jahre als das neue Universitätsgebäude feierlichst eröffnet wurde — begann Joseph Sonnenfels nach seinem Austritte aus dem Regimente Deutschmeister das Studium der Rechte. Zur guten Stunde trat er durch die Pforten der Wiener Aula als Rechtshörer. Dem Unterrichte Martini's verdankt er die Uebung in der Kunst, klar, geordnet und schlüssig zu denken und zu sprechen. Das Beispiel eines angesehenen Lehrers, der dem Staate so viele Männer bildete, die mit Ruhm hohe Aemter bekleiden, festigte in Sonnenfels den Vorsatz, Lehrer der Rechte zu werden, bis ihm ein Ungefähr eine andere Richtung gab. Mit Feuereifer warf sich Sonnenfels nach kurzer juridischer Studienzeit ganz auf das Studium der deutschen Litteratur; ob er der Jurisprudenz ursprünglich gegen innere Neigung wie später Feuerbach, sich zugewandt habe, kann ich nicht bestimmt nachweisen. Jedenfalls waren auf dem Felde der Rechtswissenschaft für Sonnenfels nicht minder lockende Lorbeeren zu erringen gewesen, wie auf dem Gebiete der deutschen Litteratur. Diese bahnte ihm rasch den Weg zu Ruhm und äußerem Glück in Oesterreich und im außerösterreichischen Deutschland.

Staatsrath v. Borie, ein Litteraturfreund und Gönner des im neunundzwanzigsten Lebensjahre noch vergeblich um ein einträgliches Aemtchen werbenden Sonnenfels, verschaffte demselben den Ruf zu einer Universitätsprofessur. „Ich habe dieses Lehramt nicht gesucht", erzählt Sonnenfels selbst, „ich habe dazu den Ruf

Digitized by Google

erhalten; ich habe mich bestrebt, diesen Ruf durch eine Probearbeit zu rechtfertigen, welche mit dem Beifalle aller Hofstellen, bei denen sie zur Beurtheilung umlief, beehrt wurde."

Sonnenfels überreichte ein Majestätsgesuch „mit einer allerunterthänigsten Erklärung und Bitte um die Verleihung der Cameralprofessorstelle". In diesem Gesuche hebt Sonnenfels hervor, daß er es unternahm, den Vorwurf, österreichische Schriftsteller seien zu einem verständlichen deutschen reinen Aufsatz unfähig, zu widerlegen. „Es gelang mir selbst von Prof. Gellert, von einem unserer größten Männer, eine schmeichelhafte Anerkennung zu erhalten, die ich nicht einrücken darf, aus Bescheidenheit."

Seine gute Schreibart und Ausdrucksweise erwarb ihm auch zunächst ein herablassendes Lob von Seite der Hofkammer, welche seine Habilitirungsschrift zu beurtheilen hatte.

Die Hofkammer erstattete am 14. October 1763 den Bericht über die Professur von Sonnenfels.

Sie erinnert, daß man in älterer Zeit in dem Wahne gestanden, die Cameralia können nicht anders als durch die Praxis erlernt werden. Die Bemühungen verschiedener Gelehrten der letzteren Zeit haben gezeigt, daß auch die Cameralwissenschaft in „eine systematische Ordnung, und Licht wenigstens in so weit gesetzt werden mögen, damit einem Anfänger der Weg gebahnt werde, zu leichteren Begriff der nachfolgenden Uebung in den unzählbaren Theilen der Cameralpraxis, und er sich in dieser oder jener Vorfallenheit Raths bei den Authoren erhollen und erfahre, was in gleichen Fällen anderer Orten üblich ist und diensam befunden worden."

Dieses sei der nützliche Endzweck einer systematischen Lehre der Cameralwissenschaften, welche in der Folge einem Staate nicht anders als gedeihlich sein könne.

Nach dieser Absicht sei auch die Ausarbeitung des Sonnenfels eingerichtet, denn er schreibe nicht so viel aus eigenen als auch den Grundsätzen der in Cameralsachen bestbelobten Authoren, welche er ganz recht und in gründlicher Ausführung benanntlich anführt, übrigens auch eine gute Schreibart und Ausdrückung in seiner Arbeit zu erkennen giebt.

Der Gegenstand seiner Ausarbeitung des ersten Abschnittes betreffe keine eigentliche Cameralsache, vielmehr die Staats- oder Polizeiwirthschaft, welche hauptsächlich dem Publico zu statten kommt. Diese Wirthschaft ist wegen ihrer allgemeinen Grundsätze den Anfängern allerdings nützlich, mithin nach Ermessen der Hofkammer gutgeheißen und soll auch der Namen dieser Professur hiernach eingerichtet werden. Zu wünschen wäre gewesen, wenn dem Sonnenfels die Kürze der Zeit verstattet hätte, eine Ausarbeitung der eigentlichen Cameralwissenschaft vorzulegen, daher nichts übrig als daß er die weiteren Vorträge vorlege zur Genehmhaltung. Man ist aber zugleich schuldig ihm v. Sonnenfels in dem Punkt, da er über die kurze Zeit der ihm beschehenen Professursankündigung sich beklaget, das Wort zu sprechen, daß es nicht thunlich war,

Digitized by Google

wohlausgeführte Vorlesungen bis 1. November d. J. auszuarbeiten, dann die Cameralia sind kein allgemeines Studium und es muß jeder, so in diesen sich üben will, insbesondere sich hierauf legen, daher ganz andere Bücher und Schriften als die gewöhnliche vor sich nehmen und er hat ganze große Folianten denen In- und ausländischen Anordnungen in Finanzsachen durchzublättern, und aus solchen einen Auszug des nützlichen zu entwerfen, um die Anwendung an behöriger Stelle machen zu können. Er hat die in ökonomischen Sachen von gelehrten Gesellschaften und Professoren seit 30 Jahren herausgegebenen viel nützlichen Monatschriften zu durchwandern, besonders aber mit den zahlreichen Leipziger Sammlungen des Prof. Zinken sich bekannt zu machen, ohne von den inländischen Satzungen etwas zu gedenken. Es erhellet demnach, daß ein neu angehender Professor mit sich selbst lange Zeit zu thun habe, um in dem weiten Feld der Cameralwissenschaften sich genugsam umzusehen, auf daß er in Stand komme, anderen seinen bereits geprüften Weg zu zeigen, wenn er alles durchwandert und excerpirt hat; alsdann ist er erst im Stande nutzbare und taugliche Vorlesungen mit behöriger Anweisung der Authores auszuarbeiten, widrigens er, wie es von vielen anderen beschehen ist, nur Verzeichnisse der Cameralgeschäfte mit einer flüchtigen Feder zusammen- und abzuschreiben im Stande sein würde.!

Eine auf solcher Stufe der Bildung stehende Behörde hatte über — einen Sonnenfels zu urtheilen und durfte es sich erlauben, dessen „Schreibart und Ausdrückung" zu loben!

Die Hofkammer schlug vor, den Anfang dieser Professur noch durch ein Jahr auszusetzen. Erträglicher fiel das Gutachten des k. k. Commercienraths über das „eingelegte specimen des Professors v. Sonnenfels" aus.

Zunächst wurde demselben das Lob eines mühsamen Fleißes und guter Beurtheilungskraft ertheilt. Die Lehrsätze Justi's habe Sonnenfels theils erläutert theils widerlegt „auf eine eben so bescheidene als überzeigende Art" und allenthalben seine Doctrin aus den reinsten Quellen abgeleitet. „Er bringet zwar in allen diesen nichts Neue's auf die Bahn, sondern er zeiget selbsten auf die Urquellen, woher er den Stoff genommen; eben daraus aber veroffenbart sich seine Belesenheit und zugleich die geschickte Feder, womit er die Sach bündig und mehrers einleuchten macht."

Das Gutachten ging dahin, daß auch die Cameral- und Commercialökonomie auf principia gebaut werden könne, um der Jugend einen heiteren Begriff beizubringen.

In Uebereinstimmung mit der Hofkammer stellte es der Commercienrath der politischen Einsicht anheim, ob nicht einige Bemerkungen von Sonnenfels zu mäßigen wären, ob es nicht räthlich sei seinen Grundsätzen von der Gewissensfreiheit u. a. m. engere Schranken zu setzen. Sonnenfels erhielt mit Decret vom 16. April 1763 den Auftrag „er solle das Buch, worüber er Cameralvorlesungen halten wolle, bestimmen und nebst Anmerkungen der Hofcommission zur Einsicht vorlegen.

Digitized by Google

Schon in dem Majestätsgesuche gab er die Gründe an, die ihn bewegen würden, Justi allen anderen vorzuziehen, wenn dieser „auch nicht vorher schon zum Cameralvorlesebuch allerhöchsten Orts bestimmt gewesen wäre". In diesem Gesuche sagte Sonnenfels: „Obwohl nicht jedermann Justi zu seinem Lehrbuche gewählt und vielleicht ich lieber Bielefelds Lehrbegriff der Staatsklugheit vorgezogen haben würde, wenn der Titel für die Bescheidenheit des Lehrers nicht zu prächtig gewesen wäre, sei er für Justi, weil keines der vorhandenen Lehrbücher die erforderliche Allgemeinheit habe und das Justi'sche Buch mehr als jedes andere auf die Erbländer passe, indem dasselbe während der Zeit seiner Professur im Theresianum verfaßt und der Grundriß desselben von dem Directorio generali in publicis et cameralibus revidirt wurde. Auch komme hinzu, daß nicht selten Paradoxa in diesem Lehrbuche gelehrt werden, welche widerlegt werden müssen, da Justi in Cameralsachen Ansehen habe. Der von Justi, der persönliche Feindseligkeiten in seinen Schriften zu rächen gewohnt ist, den ein gewisser eingewurzelter Haß gegen ehrwürdige Stände zu heftig aneifert, der an manchen Orten zu kühne, mit der in monarchischen Staaten herrschen sollenden Denkungsart unverträgliche Grundsätze enthält, wird jedem Lehrer so viele Gelegenheit zu Widerlegungen darbieten, erfordert von dem, der darüber liest, so viele Bescheidenheit, Mäßigung und Klugheit, daß ich es zu sagen wage, ich werde an vielen Orten den Gründen meines Vortrages durch die Stärke der Beredsamkeit, wenn ich einige habe, zu Hülfe kommen müssen! Um eine Probe zu zeigen, wie ich meinen Gegenstand behandeln werde, habe ich eine der unfruchtbarsten Materien gewählt. . . ."

Die Probeschrift beschäftigte sich mit Vorlesungen über Justi's Staatswirthschaft 1. Buch, 2. Abtheilung, 1. Abschnitt; diese schließen sich an den Text der §§. 131 bis 156 des ersten Buches an. Ich hebe aus denselben nur einige charakteristische Punkte hervor.

Sonnenfels legt ein Skelet der über Justi gemachten Anmerkungen vor, macht kritische Litteraturangaben, verweiset seine Zuhörer namentlich auf Montesquieu, Mirabeau, Ricard, David Hume, Iselin, Schröder, Bielefeld. Die Rechtschreibung seiner in Form von Vorlesungen ausgearbeiteten Erörterungen ist noch auffallend mangelhaft. So schreibt Sonnenfels: Haubtwerge, Käntnuß, stöhren, Meynung. Zu §. 142, welcher bei Justi die Rubrik hat: „Die Unterthanen müssen eine vernünftige Freiheit genießen" bemerkt Sonnenfels: die Hoffnungen eines zureichenden Unterhalts ist ein mächtiger Trieb, Länder zu erzielen, aber noch mächtiger ist die Hoffnung der Freiheit, die nach Montesquieu darin bestehet, daß man thun könne, was man wollen soll und daß man nicht gezwungen ist, das zu thun, was man nicht soll, daß jeder dasjenige thun könne, was weder die öffentliche noch besondere Sicherheit stöhret. Man muß sich daher wohl einprägen, was die Unterwürfigkeit und was die Freiheit ist. „Hiebei verweiset er seine Zuhörer auf den Verfasser der patriotischen Träume, auf Iselin, einen der besten deutschen Schriftsteller über die wahren Vorrechte der Freiheit.

Digitized by Google

Zu § 143, welcher lehrt: „die Gewissensfreyheit muß gestattet werden" bemerkt Sonnenfels: „Ich komme sehr ungerne von der Gewissensfreiheit zu reden, von welcher ich doch nicht schweigen kann, weil die Meynung unsers Authors einer großen Einschränkung bedarf. Man erinnere sich genau, ich bitte darum, daß wir diese Frage nicht als Theologen, sondern als Staatskundige und Cameralisten untersuchen, die bei dem Gerichtsstuhle des Gewissens keine Stimme fordern. . ." Auch der Studienhofcommission legte Sonnenfels beispielsweise eine Probe seiner Lehrart mit der Bemerkung vor, daß er das Justische Vorlesebuch wenn nicht ganz zu umschmelzen, doch demselben eine andere Gestalt zu geben gedenke. Als Beispiel führte er an, daß Justi im §. 160 von der Kenntniß des Commercienwesens zu handeln anfange, zwischen in- und ausländischem Handel unterscheide, aber hinsichtlich des inneren Handels, welcher doch die Grundfeste des äußeren ist, eine ganze Lücke zu ergänzen lasse.

„Hier nun, zeige ich erstens die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des inneren Handels, welche Lehre ich meistentheils aus der comercialistischen Bibel, aus Schröders elemens du comerce ausgezogen habe; zweitens lege ich den Zuhörern die geographische Beschaffenheit und Verhältnisse der österreichischen Länder so vor Augen, daß ich den Ueberfluß und Mangel eines jeden anzeige und zugleich zeige, wie sie diesem wechselweise abhelfen könnten. Zu dieser Einschaltung benütze ich Büschings neue Erdbeschreibung, compendium geogr. Ungariæ, Keißler's neue Reisen, Becher'n, Schröder'n, Horneck'en, die Anmerkungen über die Beschaffenheit der k. k. Erbländer beständig."

Sehr bezeichnend ist nachfolgende Stelle:

„Wenn ich diese Einschaltung auch wirklich ausgearbeitet hätte, so berechtigt sie mich gewissermaßen damit zurückzuhalten, weil sie eine Geburt meines unermüdeten angestrengten Nachsinnens ist und weil nicht leichtlich jemand gern seine Mühe aus den Händen giebt."

Die Einführung der neuen Lehrkanzel der ökonomischen und Cameralwissenschaften an der Wiener Hochschule, die Lehre der echten Grundsätze, wie die Staatswirthschaft zu verwalten sei, kann für den Fortgang der theresianischen Reform in Staat und Schule geradezu als epochemachend bezeichnet werden.

Nicht allein die vollzogene Loslösung der Politik von der Ethik, sondern auch die Bevorzugung dieser vor allem auf Verbesserung der Zustände der bürgerlichen Gesellschaft berechneten Wissenschaften der Polizei, der Finanzen, der Nationalökonomie in dem Systeme der Universitätsstudien war dazu angethan, mit der hergebrachten Anschauung über das Verhältniß der Rechtsgelehrsamkeit zu den Staatswissenschaften, der Gelehrten zu den Staatsmännern, der Theorie zu der Praxis entschieden zu brechen.

Das Beispiel des Königs von Preußen, der ein guter Wirth war und die Gelehrsamkeit allein nach dem Nutzen beurtheilte, den sie dem Staate leisten konnte, machte auf die Vortheile der Lehrkanzel der ökonomischen Wissenschaften zunächst aufmerksam. Der König hielt auf Gassers Vorträge zu Halle so viel, daß sich

Digitized by Google

ein Preuße wenig Beförderung zu versprechen hatte, wenn er nicht von Gasser ein Zeugniß vorweisen konnte, daß er seine ökonomischen Collegien fleißig besucht habe. Die Universität Göttingen, welche sich Halle zum Muster nahm, das Theresianum in Wien und andere Lehranstalten folgten diesem Vorgange und zu derselben Zeit, in welcher das Naturrecht als Maßstab alles positiven Rechts proclamiirt wurde, kam die Ansicht in Schwung, daß die Lehre der Staatswirthschaft berufen sei, ein Collegium fundamentale an der Universität zu bilden, daß dieses Collegium jeder Studirende hören müsse, wenn er es auch nicht auf den Staatsdienst abgesehen habe zumal jedermann die Einrichtung und das Wesen des Staatskörpers kennen zu lernen habe, in welchem er lebt.

Wie nahe streifte diese Auffassung an die in der Neuzeit verkündete Lehre von der Nothwendigkeit, die Rechtswissenschaft auf Grundlage der Nationalökonomie aufzubauen! Wie sich die Aufklärungszeit das Verhältniß beider Wissenschaften zu einander gedacht hat, erhellt wohl am deutlichsten aus der bald nach der Berufung von Sonnenfels erlassenen Allerhöchsten Anordnung vom 5. Juli 1766, daß bei künftigen Dienstbesetzungen auf diejenigen besondere Rücksicht genommen werde, welche in dem Natur-, Völker- und allgemeinen Staatsrecht als dem Grund der gesammten Polizei, in der Polizei- und Cameralwissenschaft, in dem Cameral- und Mercantilrechnungswesen vorzüglich guten Fortgang ausweisen können.

Die äußere Ausstattung der Cameralprofessurstelle an der Wiener Hochschule war anfangs ärmlich. Sonnenfels, am 31. October 1763 zum Professor ernannt, erhielt nur 500 fl. Gehalt; das war für den jungen Professor und seine Frau nach dem Preise, wie man in Wien lebte, gerade genug, um nicht zu verhungern. Am 28. April 1764 erhielt er 1200 fl, am 9. Juli 1765 auf Verwendung des Staatsrathes v. König 2000 fl.

Sonnenfels hatte zwei Jahre bei dem obersten Justizhofrath Grafen v. Hartig Praxis genommen, aus allen Gattungen des Dienstes Zeugnisse erster Classe erhalten, war aber nie so glücklich gewesen bei oftmaligem Ansuchen angestellt zu werden. Man sagte seinem Vater, der als Dollmetscher ohne Gehalt diente, alles Schöne von dem Erfolge der Studien seines Sohnes, und adjungirte ihm denselben; dennoch wurde aber dem belebten jungen Manne die kleine Aufmunterung eines Regierungssecretärscharakters versagt. Endlich gelang es ihm bei der k. k. Arcierengarde eine Anstellung zu erlangen mit 450 fl. Gehalt. Sonnenfels ließ denselben der Wissenschaft halber fahren und sah sich kurz vor seiner Ernennung zum Professor, in den betrübenden Umständen, kein anders Brod zu haben, als was ihm schon durch so lange Zeit, bis in sein dreißigstes Lebensjahr, die Liebe des Vaters gereicht.

Nun war Sonnenfels auf einem Platze, der zwar seiner Neigung am meisten entsprach, an dem er seinem Hange, nützliche Wahrheiten nicht zu verkleiden, ganz Genüge leisten konnte; aber an dem er sich auch durch seine Freimüthigkeit bald eine Legion von Feinden verschafft hatte.

Digitized by Google

Die Verfolgungen, die er erfuhr und zum Theile auch durch seine Heftigkeit hervorgerufen wurden, faßte er als Begebenheiten auf, die mehr dem Lehramte, das mit ihm anhob, als dem Lehrer galten. Hofrath Gebler erwies sich als mächtiger Gönner. Er war es, der die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf die Lehrthätigkeit seines Schützlings lenkte, welcher denselben bei der Kaiserin gegen Anklagen und Verdächtigungen vertheidigte und den größten Antheil an den Belohnungen hatte, womit Maria Theresia den litterarischen Arbeiten von Sonnenfels ihren Beifall bezeigte.

Die akademischen Vorträge nach Justi eröffnete Sonnenfels mit einer Rede über die Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrung in den Geschäften des Staates. Der Besuch seiner Vorlesungen wurde, wie schon erwähnt, allen Studirenden anempfohlen. Sonnenfels hatte das Verzeichniß seiner Zuhörer und der aus der Polizeiwissenschaft erhaltenen Classen dem Hofe vorzulegen, damit bei Dienstesverleihungen auf seine besten Schüler besondere Rücksicht genommen werden könne.

Bereits 1769 hatte er sein Lehrbuch in drei Theilen ausgearbeitet, welches am 12. August desselben Jahres als Vorlesebuch vorgeschrieben wurde und nominell bis zum Jahre 1848 als solches beibehalten worden ist. Die Kaiserin hatte dem Verfasser ihr gnädigstes Wohlgefallen über dieses mit Gründlichkeit und Deutlichkeit verfaßte Werk aussprechen lassen. Auch wurde von der Regierung selbst dem Klerus empfohlen, daß es dienlich wäre, wenn er sich in diesen Wissenschaften einige Kenntnisse verschaffen würde. Die Sonnenfels'schen Grundsätze über Polizei, Handel, Finanzen wurden Obligatstudien nicht nur für Bewerber um politische und judicielle Dienststellen, sondern auch für Candidaten der Patronatspfarrämter.

Wir werden erfahren, daß unter der Regierung Josephs II. eine Reaction gegen diese Voranstellung der abstracten Sonnenfels'schen Lehren versucht wurde indem dem positiven Studium der politischen Gesetzkunde ein größerer Nutzen zugeschrieben werden wollte.

Culturgeschichtliches Interesse haben die Maßregelungen, welche Sonnenfels in seiner akademischen und litterarischen Wirksamkeit zu erleiden hatte.

Sonnenfels gerieth zunächst mit dem Erzbischofe von Wien wegen seiner Bekämpfung der geistlichen Asyle in Zwist. Der hiesige Cardinal überreichte bei der Kaiserin seine Beschwerde über das vierte Stück des Sonnenfels'schen Wochenblattes, welches von dem jure asyli handelte. Durch Allerhöchstes Handbillet an den Grafen Rudolf Chotek vom 23. Jänner 1767 befahl Maria Theresia, dem Sonnenfels ernstlich zu bedeuten, daß er sich von Materien, welche in die geistlichen und Staatsrechte einschlagen, in den Wochenblättern zu schreiben enthalten soll. Bezeichnend ist der hiebei von der Kaiserin beobachtete Vorgang. Sie befahl der Censur, welche diesen „irrigen Aufsatz passiren ließ", einen Verweis zu geben Vor der Expedition cassirte die Kaiserin den darauf Bezug habenden Passus mit der Bemerkung, sie wisse wohl, daß sie es also resolvirt habe, sie könne aber die Ausstellung nicht billig finden, weil die Ansicht des

Digitized by Google

Sonnenfels nicht irrig ist, sondern es nur unpassend war, sie auszusprechen.

Im Laufe desselben Jahres erging eine neuerliche Mahnung durch die Hofkanzlei an Sonnenfels in terminis generalibus, daß derselbe seine allzu große Freiheit im Schreiben überhaupt mäßige und beschränke, in seinen Lehrsätzen und Streitfragen aber jener Bescheidenheit und reifen Ueberlegung sich bediene, welche von ihm und seinem Lehramte billig gefordert werden kann. Die Censurcommission erhielt zu diesem Behufe den Auftrag, daß sie alle Sonnenfels'schen zum Drucke bestimmten Schriften ohne Ausnahme, selbst seine Theses genau prüfen und die zweifelhaften oder bedenklichen Stellen darin durch besondere Berichte zur Kenntniß und Beurtheilung der Kaiserin vorlegen solle.

Als Sonnenfels es erleiden sollte, daß selbst ein Theil seiner theses lectionum über Asyle, Majorate, Feiertage, Todesstrafe von der Censur gestrichen werde, wandte er sich an die Kaiserin mit der Frage, ob er seine Lehrbücher nach jenen Grundsätzen ausarbeiten dürfe, die er für die wahren erkannte. Die Antwort lautete bejahend, mit Vorbehalt der Censur. In demselben Jahre, nämlich 1769, sprach sich die Kaiserin sehr gnädig über die beiden ersten Theile der „Sonnenfels'schen Grundsätze" aus.

Sonnenfels ließ sich durch die Agitationen seiner Gegner in der freimüthigen Kritik der bestehenden Gebrechen nicht irre machen; vielleicht wäre er seinen erbitterten Feinden erlegen, hätte er nicht das Glück gehabt, sich dem Throne jederzeit nahen zu dürfen. Die officielle Mahnung zur Bescheidenheit beantwortete er in einer Rede an die Zuhörer beim Beginne der Vorlesungen: Von der Bescheidenheit im Vortrage seiner Meinung. Diese Rede ist bei einer feierlichen Vertheidigung aus den politischen Wissenschaften, welche von einem Weltpriester und Schüler von Sonnenfels gehalten wurde, 1772 dem Drucke übergeben worden. In dieser Rede zeichnet Sonnenfels in Umrissen den verwegenen anmaßenden Lehrer im Gegensatze zu dem bescheidenen Manne der Wissenschaft: Bei aller wohlüberdachter Mäßigung, bei aller Unterdrückung des Neuerungskitzels müsse der bescheidene Lehrer wie ein Krieger die Herzhaftigkeit besitzen, sich auch offenen Gefahren entgegenzustürzen, wo es die bessere Ueberzeugung gilt. Die Freimüthigkeit des Lehrers sei die Herzhaftigkeit seines Standes, Bescheidenheit im Besonderen der Ehrenmantel der studirenden Jugend.

Nur eines Verweises, welchen Sonnenfels sich gefallen lassen mußte, will ich hier noch gedenken. Bekanntlich bestritt Sonnenfels schon 1764 die Zweckmäßigkeit der Todesstrafe, während Beccaria die Rechtmäßigkeit derselben mit Feuereifer als einen verhängnißschweren Irrthum darzustellen bemüht war[1]. Beide Vorkämpfer des Fortschrittes bewirkten zunächst in den maßgebenden Kreisen zu Wien eine Erschütterung der gläubig festgehaltenen Traditionen und folgeweise ein Schwanken in dem Verhalten zu dem unabweisbar gewordenen Geiste der Neuerung. Am 4. December 1772 wurde Sonnenfels bedeutet, daß er sich nicht her-

[1] Vgl. Beccaria: Biographische Skizze nach Cantu von A. v. Rinaldini. Wien 1865.

Digitized by Google

ausnehmen soll, weder gegen die Todesstrafe und Tortur, noch gegen andere in bestehenden Gesetzen begründete Einrichtungen öffentlich zu lehren oder zur Vertheidigung auszusetzen. Aber schon nach zwei Jahren erschien die denkwürdige Entschließung vom 2. Jänner 1776, welche die Tortur ohne Vorbehalt allgemein aufhob und unter Einem der obersten Justizstelle zur näheren Berathung gab: „ob nicht auch die Todesstrafe nach und nach, wo nicht gänzlich, doch zum größten Theile aufzuheben und nur auf die delicta atrocissima zu beschränken wäre".

Neben v. Martini und Riegger gab es an der Facultät keine mehr gefeierte Persönlichkeit als v. Sonnenfels, auf welchen jüngere Lehrer als Vorbild blickten und welcher von dem gelehrten Auslande bald als Bannerträger der Aufklärung in Oesterreich begrüßt wurde.

Neue Romane.

I.

„Altadelige Haus-, Hof- und Familiengeschichten", von H. v. Maltitz (Berlin 1865). — „Stadtgeschichten", von Max Ring (Berlin 1865). — „Paul Bruno", von Karl Robert (Nordhausen 1865). „Das Griesheimer Haus", von E. Pasqué (Berlin 1865).

Wenn man sich entschließen kann, Romane nicht als Producte der Litteratur zu betrachten, sondern als Luxusartikel, an denen es nur zufällig ist, daß ihr Genuß die Seele statt der Sinne in Anspruch nimmt, dann wird man für diese Art von Unterhaltung nicht nur ein milderes Urtheil haben, man wird auch manche anregende Betrachtung daran knüpfen können, zu welcher solche Bücher sonst nach ihrem Geist und Inhalt gar keine Gelegenheit bieten. Hat man doch über die Verbreitung der Seife, der Handschuhe, der Crinoline u. s. w. des Beschaulichen und Erbaulichen genug geschrieben, was nicht bloß scherzhaft gemeint und der Frivolität gewidmet war, was auch über sociale Entwicklungen Aufschluß bot und culturgeschichtlichen und statistischen Ernst in sich schloß. Dabei wurde nicht mit einem Worte der Beschaffenheit der Gegenstände gedacht, über deren Einfluß auf das moderne Leben so viel gesprochen wurde, nicht das mindeste von den Regeln erwähnt, nach denen sie fabricirt sein müssen, um ihren Zweck zu erfüllen.

So sollte man wohl auch über die sociale Herrschaft geistiger Industrieartikel, wie der Roman ein solcher ist, Betrachtungen anstellen können, ohne eine Kritik der einzelnen Romane selbst damit verbinden zu müssen. Es wäre vielleicht unterhaltend, zu gesellschaftlichen Lebensformen und geselligen Redewendungen, die sich längst eingebürgert haben, die Urbilder und Muster in Romanen nachzuweisen, oder das Verhältniß der Jahreszeiten zur Romanlectüre in Betracht zu ziehen; es würde vielleicht sogar ernsterem Zwecke dienen, was die allgemeine Bildung ausschließlich aus dieser

Digitized by Google

Quelle schöpft, kenntlich zu machen, namentlich aber den Gemeinplätzen der Gedanken nicht nur und der Worte, vielmehr ganz besonders den Gemeinplätzen des Fühlens nachzugehen, die im Roman ihren Ursprung haben. Wie manches frische und gesunde Empfinden, aus welchem ein Hauch erquickender Natur dringt, stumpft sich ab und verläuft in unwahre Aeußerungen oder widernatürliche Handlungen, bloß weil romanhafte und romantische Herkömmlichkeiten ihren Einfluß darauf üben.

Leider ist einem Organe für litterarische Kritik eine so feuilletonistische Betrachtungsweise nicht gestattet, es soll ernsthaft bleiben, wenn die Romane, die fort und fort erscheinen, sich für Werke der Kunst ausgeben und soll sie auch als solche beurtheilen. Bieten sie nun zufällig dazu keinen Anhaltspunkt, weil das Künstlerische in ihnen so versteckt ist, wie der Maler in dem Knaben, welcher wohlbekannte, längst vorgezeichnete Figuren nach seiner Phantasie mit Farben bepinselt, was oft den ganzen Unterschied zwischen zwei Bilderbogen und zwischen zwei Romanen bewirkt, die sich sonst völlig ähnlich sehen würden; — so bleibt der litterarischen Kritik, wenn sie sich, wie gesagt, nicht in eine feuilletonistische Betrachtung verwandeln darf, nichts übrig, als das Erzählte wieder zu erzählen.

So und nicht anders sieht die heutige Welt aus, wenn man sie ausschließlich durch das Organ des Romans kennen lernt! Das ist in den meisten Fällen Alles, was die Kritik zu sagen vermag. Und vielleicht erzielt sie dadurch mittelbar jene künstlerische Wirkung, welche die Romane unmittelbar durch sich selbst hätten hervorbringen sollen. Denn das Stoffliche allein vermag vielleicht noch anzuziehen und anzuregen, wo die verfehlte Behandlung desselben durch den Roman den Leser nur abschreckt.

Dazu wird freilich vorausgesetzt, daß es die wirkliche Welt sei, die der Roman spiegeln will, und nicht das Nebelbild im Gehirn eines einsamen Phantasten, daß das rein Stoffliche mindestens von der Schönheit des Lebens, wenn schon nicht von der Schönheit der Kunst angeglüht sei. Und so weit hat die Wuth des Romanschreibens in Deutschland doch schon einige Vernunft angenommen, daß in den meisten der Romane mit der neuen Jahreszahl, die uns gerade vorliegen, der Wirklichkeit die Herrschaft eingeräumt ist, theils durch Darstellung von Verhältnissen, die unverkennbar der Gegenwart angehören, theils durch das Verpflanzen der Handlungen auf Localitäten, die man im Reisehandbuch oder mindestens auf der Karte auffinden kann. Das giebt im voraus einige Beruhigung, wo man sie nicht aus dem Talent des Autors selbst schöpfen kann; man weiß, daß man ihn entweder mit der eigenen Anschauung oder mit der eigenen Erfahrung controlirend begleiten kann.

Beides, die Wirklichkeit der Verhältnisse und die Wirklichkeit des Locales, ist allerdings noch immer sehr selten beisammen. In ein ganz phantastisches deutsches Königreich, in welchem freilich Analogieen und allegorische Andeutungen auf ein wirklich bestehendes hinweisen, führen uns „Altadelige Haus-, Hof- und Familiengeschichten", Roman von Hermann v. Maltitz. Die erste Abtheilung trägt den besonderen Titel: „Die von Vahsel" und bildet in vier Bänden

Digitized by Google

ein für sich abgeschlossenes Ganzes. Ob nicht auch die Voraussetzung, auf welcher diese erste Abtheilung beruht, eine phantastische ist, mögen diejenigen entscheiden, welche mit allen besonderen Richtungen innerhalb des modernen Adels vertraut sind.

Wer die Richtungen und Gesinnungen des Adels in Oesterreich oder in England kennt und sie zum Maßstab für das Gebahren des Adels überhaupt nehmen will, wird schwerlich geneigt sein, die Annahme zu theilen, daß ein altadeliges Geschlecht sich in dem Grade feindlich zur heutigen Industrie verhalten könne, um ihr die Ausbeutung eines auf einem altadeligen Gute entdeckten Kohlenlagers zu verweigern, obgleich sich dadurch das Einkommen des finanziell halb ruinirten adeligen Geschlechtes verdreifachen würde. Und wem diese Voraussetzung nicht glaubhaft erscheint, dem wird es noch fabelhafter vorkommen, daß das Haupt jenes stolzen Geschlechtes den Besuch eines Gutsbesitzers und Nachbars von gleich altem Adel in der beleidigendsten Weise ablehnen könne, aus keinem anderen Grunde, als weil der Nachbar auf seinem Gute Branntwein brennt.

Ist aber eine derartige Auffassung ritterbürtiger Exclusivität heute noch in der Wirklichkeit begründet, dann ist es um so mehr zu bedauern, daß uns die Stätte nicht positiv bezeichnet wird, auf der diese mittelalterlichen Lebensreste fortwuchern. Man würde an Mecklenburg denken, wenn nicht die politischen Vorgänge, welche den Gährungsstoff in der hier erzählten Familiengeschichte abgeben, durchaus an ein großes Königreich erinnerten, mit dessen gegenwärtigen Zuständen sich jedoch jene Abnegation des Adels, dem industriellen Gewinne gegenüber, ebenfalls nicht vereinbaren läßt. Die jüngste Gegenwart ist aber sonst in dem Roman nicht zu verkennen.

Will man sich mit diesem Schwanken der realistischen Grundlage zufrieden geben, so braucht man mit dem Uebrigen nicht mehr besondere Nachsicht zu haben, um es spannend, interessant und von all den Momenten erfüllt zu finden, welche einen unterhaltenden Roman ausmachen. Der Baron v. Vahsel ist der Repräsentant jenes stolzen Burgritterthums, welches jeden noch so vortheilhaften Compromiß mit den politischen und socialen Principien der neuen Zeit schroff zurückweist. Er hat sich vor zwei Jahren auf sein Stammgut zurückgezogen, unter dem Vorwand, daß die Gesundheit seiner Gemahlin ununterbrochenen Landaufenthalt erheische, in Wahrheit aber, weil der Hofdienst seine durch schlechte Verwaltung der Güter geschmälerten Mittel zu erschöpfen drohte. Denn auch die Oekonomie seines Besitzthumes selbst zu betreiben oder gar über den landwirthschaftlichen Ertrag ins Klare zu kommen, ist unter der Würde seiner eigenthümlichen Standesehre.

Ein Gesinnungsgenosse weckt ihn aus dem Schlummer der freiwilligen Unthätigkeit. Die „Casinopartei", wie sich die Feudalen kurzweg nennen, hat beschlossen, ihren Einfluß auf den König dahin zu verwenden, den immer stärker in die Regierung eingedrungenen Principien der freien Arbeit und der politischen Geltung des Bürgerthums einen festen Damm zu setzen in einem Ministerium Vahsel. Der Baron tritt in der That an die Spitze der Regierung, er hat früher ganz heimlich große Hypotheken auf seine Güter aufgenommen, um sein

Digitized by Google

Palais in der Stadt in das prunkvollste Ministerhotel zu verwandeln und durch den Glanz desselben auch von der materiellen Macht der Partei einen großen Begriff zu geben.

Allein jetzt gilt es, zu siegen oder schmählich unterzugehen. Der Vortheil der Partei ist jetzt seine persönliche Rettung und nur wenn es gelingt, die bäuerlichen Ablösungsgesetze zu hintertreiben, eine Ritterschaftscreditbank zu gründen, die Wechselfähigkeit zu beschränken und durch Lähmung der industriellen Thätigkeit die Capitalien dem Grundbesitz zuzuwenden, ist auch der alte Bestand seines eigenen Hauses wieder gesichert, der Wappenhelm der Vahsel neu überglänzt.

Auf besonderen Wunsch des alten Königs hat jedoch das Ministerium Vahsel einen Bestandtheil der früheren Regierung beibehalten müssen, den Finanzminister. Dieser bewahrte erst vor kurzem den Staat vor einer bedenklichen Krise, er ist es auch, der die feudalen Projecte unterminirt, endlich das ganze Ministerium Vahsel sprengt und zur Bildung eines neuen berufen wird, mit welchem die Ideen des bürgerlichen Rechtsstaates zur Herrschaft gelangen. Den Anlaß dazu giebt ein von der Casinopartei künstlich organisirter Aufstand, welcher den König überzeugen soll, daß das Volk gegen die Macht des Capitals erbittert wäre und die alten Zunft- und Zopfeinrichtungen zurückverlange, sogar mit dem wilden Ruf nach Abdankung des Königs und Einsetzung des Kronprinzen zum Regenten. In dem mährchenhaften Staat dieses Romans ist auch der Kronprinz mährchenhaft, nämlich reactionärer als der König, während in der Wirklichkeit gewöhnlich das umgekehrte Verhältniß stattfindet oder geglaubt wird. Der Finanzminister hat das ganze reactionäre Complott durchschaut und die Bürger zur Bewältigung des Aufstandes aufgerufen, nachdem er denselben bis zu dem Punkte hatte gelangen lassen, wo es dem König möglich war, die wahren Triebfedern der künstlichen Bewegung zu erkennen. Die Casinopartei hat vorläufig allen Einfluß am Hofe verloren, Baron v. Vahsel selbst aber sieht sich unmittelbar vor dem Abgrund stehen, da mit seinem politischen auch sein finanzieller Credit verloren ist.

Diese wesentlich politische Handlung ist so dramatisch erzählt, daß man ihr mit lebhaftem Interesse folgt. Neben dem negativen Vorzug, von tendenziösen Declamationen und subjectiven Raisonnements befreit zu sein, also einer bei so entschieden politischem Inhalt naheliegenden Klippe aus dem Wege zu gehen, besitzt der Roman in der Charakteristik der hauptsächlichsten Personen eine Lebenswahrheit, die frappirt, wie ein Portrait, dem man unwillkürlich zugestehen muß, daß es getroffen ist, auch wenn man das Original nicht mit Namen nennen kann. Minder gelangen die Repräsentanten der unteren Stände, und namentlich die Geschäftsagenten sind alte Figuren der Bilderbogen, neu colorirt. Was den Roman besonders auszeichnet, ist die von der Unmittelbarkeit eigener Erfahrung leuchtende Darstellung der adeligen Lebensformen auf dem Gute sowohl als in der Stadt und die Beschreibung des Luxus, der zugleich die stolzen Traditionen der Familie auszudrücken hat. In der ersten Unterredung des Ministerpräsidenten Vahsel mit

Digitized by Google

dem Finanzminister, die im Ahnensaal des Ersteren stattfindet, concentriren sich die Vorzüge der Charakteristik und der Localbeschreibung zu einem wahren Meisterstück.

Um übrigens die Leserin über den oben erwähnten Abgrund zu beruhigen, der sich vor dem Helden aufthut, so wie über den Mangel an Liebeszauber in einer so wesentlich politischen Handlung, ist noch zu erwähnen, daß zwei von den Kindern Vahsels durch ihre Heiraten den Lebenssaft der Industrie und des Capitals in den verdorrenden alten Stamm leiten, nach schweren Kämpfen, welche in Gemeinschaft mit einer dunklen Geschichte, die sich an den blödsinnigen Sohn Vahsels aus erster Ehe knüpft, den romantischen Reiz der Erzählung ausmachen. Man kann derselben aus dem Gesichtspunkt der Unterhaltung nichts vorwerfen, als eine stellenweise, zu gewissenhafte Weitschweifigkeit, welche zuweilen zu lästigen Wiederholungen führt. Hermann v. Maltitz scheint ein neuer Name zu sein (unbeschadet des Rufes der „Pfefferkörner"), von welchem jene glücklichen Leute, die Romane zu ihrem Vergnügen lesen, noch Gutes erwarten dürfen.

(Schluß folgt.)

Kurze kritische Besprechungen.

Nach Mexico. Ein Hülfs- und Reisehandbuch für Auswanderer. Mit Benützung der besten Quellen verfaßt von Karl v. Stubenrauch. Wien 1865.

M. Die Berufung eines erhabenen Prinzen aus dem österreichischen Kaiserhause auf den Thron von Mexico hat diesem merkwürdigen Lande, dessen Flächeninhalt jenen Oesterreichs um mehr als das Doppelte übersteigt, auch bei uns eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. Das Band, welches die Dynastieen der beiden Kaiserreiche verknüpft, wird auch unter den Bewohnern derselben einen steten Wechselverkehr erhalten, und namentlich dürfte die Aussicht auf die Herstellung und Erhaltung geordneter Zustände daselbst den Auswanderungsstrom nach jenen Gegenden lenken, deren Bodenbeschaffenheit dem rüstigen Arbeiter die reichhaltigste Ausbeute verspricht, deren klimatische Verhältnisse dem Mittel-Europäer keine Besorgnisse einflößen, deren unerschöpfliche Hülfsquellen noch der Hand des Erschließers gewärtig sind.

Man wird es daher begreiflich finden, daß die Litteratur sich alsbald der Aufgabe zugewendet hat, Aufschlüsse über jenes noch wenig bekannte Reich zu geben, eine richtige Erkenntniß seiner Zustände zu verbreiten, fördernd und belehrend zu wirken. Unter den mannigfaltigen Erscheinungen auf diesem Gebiete können wir auch dem vorliegenden Schriftchen einen ehrenvollen Platz einräumen. Es erfüllt eben seinen Zweck, den Auswanderungslustigen über die neue, von ihm aufzusuchende Heimat aufzuklären, ohne übermäßige Hoffnungen, die dann um so schmerzlichere Enttäuschungen zur Folge haben, in ihm zu erregen. Der Verfasser kennt zwar das Land, das er zu schildern unternommen hat, nicht aus eigener Anschauung, er hat aber mit anerkennenswerther Gewissenhaftigkeit aus den besten (deutschen, wie französischen und englischen) Quellen geschöpft und die gewonnenen Resultate, nach einer kritischen Sichtung derselben, in gefälliger, allgemein

Digitized by Google

faßlicher Weise zusammengestellt. Das Büchlein ergeht sich zuvörderst in recht lesenswerthen Mittheilungen über Lage, Klima und Bodenbeschaffenheit von Mexico, entwickelt seinen Pflanzenreichthum, wie seine mineralischen Schätze, und liefert eine Uebersicht der Bevölkerungsverhältnisse des Landes. Hierauf folgt eine kurze historische Skizze, an die sich eine fleißig gearbeitete Topographie anreiht. Cultur, Handel und Industrie im heutigen Mexico, so wie eine Darstellung der bestehenden Verkehrsmittel bilden den Gegenstand einer eigenen Abtheilung, welche mit einer kurzen Uebersicht der bisherigen Colonisationsversuche schließt. Gerne stimmen wir den Worten des Verfassers bei, wenn er die zuversichtliche Hoffnung ausspricht, daß sich die Zustände des mexicanischen Kaiserreiches um so rascher und herrlicher entfalten werden, als seine Geschicke von einem Fürsten geleitet werden, dessen kühner Geist, ausgezeichneter Verstand und edle Aufopferung zu den schönsten Erwartungen berechtigen.

Brunner, Heinrich, Dr.: Das gerichtliche Exemtionsrecht der Babenberger. Wien 1864.

Z. Vorliegende, aus dem Juliheste des Jahrganges 1864 der Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der k. Akademie der Wissenschaften besonders abgedruckte rechtsgeschichtliche Untersuchung beschäftigt sich mit der Entwicklung der deutschen Landeshoheit in der schon angedeuteten zeitlich-örtlichen Begrenzung und innerhalb des Gebietes, auf welchem die Landeshoheit sich am deutlichsten und frühesten als Gerichtshoheit offenbarte. Wir bedauern, bei der Natur dieser Anzeigen nur kurz bei der Besprechung dieser Abhandlung verweilen zu können, die, mit einer bei Erstlingsarbeiten seltenen Sicherheit, Durchsichtigkeit und juristischen Schärfe angelegt und durchgeführt, abgesehen von ihren für die deutsche Rechtsgeschichte wichtigen und schönen Ergebnissen, ein bis nun wenig betretenes Gebiet der heimatlichen Geschichte berührt. Ausgehend von den allgemeinen Grundsätzen über das „Gerichtslehen", welches, aus Amt und Lehen gemischt, an die Stelle des älteren „Richteramtes" trat, zeigt der Verfasser, wie ursprünglich der von dem Könige mit dem Gerichte Beliehene wohl das Gericht weiterleihen, nicht aber den Gerichtsbann, d. i. die Gewalt zu richten, ertheilen konnte, da die Bannleihe und in Folge davon auch das Exemtionsrecht, d. i. die Befreiung von der öffentlichen Gerichtsbarkeit ausschließlich dem Könige zustand. Dies änderte sich aber in dem Maße, als das Gerichtslehen seinen amtlichen Charakter einbüßte und auch auf diesem Gebiete die allgemeinen lehenrechtlichen Grundsätze sich Bahn brachen. So war die zweite Stufe der Entwicklung, daß der öffentliche Richter seine Gerichtsbarkeit über das zu eximirende Gut in die Hände des Königs aufließ, ehe dieser sie dem neuen Immunitätsherrn übertrug, und bald drehte man das Verhältniß um, indem die Exemtion vom Lehensträger ausging und die königliche Bestätigung als unerläßliche Ergänzung hinzutrat. Die vierte und höchste Stufe war erreicht, sobald selbst diese königliche Bestätigung als überflüssig unterlassen wurde. „Im ersten der vier angegebenen Stadien ist das Gericht ein Amt, im zweiten strenges, im dritten freieres Lehen, im letzten selbstständiges Hoheitsrecht."

Nach Feststellung dieser für ganz Deutschland gleichmäßig geltenden Grundsätze zieht Brunner die staatsrechtliche Stellung der österreichischen Landesfürsten in Betracht, welche auf der Markverfassung ihrer zwei Hauptlande, der Ost- und der Steiermark, beruhte, und auch durch die Erhebung beider zu Herzogthümern keine Aenderung erlitt. Sie waren in Wirklichkeit „Markherzogthümer". Das Eigenthümliche der Markverfassung aber lag zunächst in der Vereinigung mehrerer Grafschaften in der Hand des Markgrafen, die er nicht an dritte Hand verlieh, sondern durch Landrichter als bloß stellvertretende Beamte besorgen ließ. Mit Recht bedient sich der Verfasser äußerst vorsichtig der im Sachsenspiegel enthaltenen Darstellung der märkischen Gerichtsverfassung zur Ergänzung des in

Digitized by Google

den babenbergischen Landen geltenden Rechtslebens und weist nach, daß jene häufig nur auf Specialitäten der sächsischen Marken beruhe. Im privilegium minus von 1156 erblickt auch er einen wichtigen Abschnitt in der Entwicklung der österreichischen Landeshoheit, giebt aber der bezüglichen Stelle eine andere Erklärung als Berchtold, von dessen Auffassung dieser Verhältnisse er wohl mit Recht abweicht. Brunner hält für wahrscheinlich, daß 1156 der Kaiser den österreichischen Herzogen zugestand, daß künftighin keine Exemtion ohne Zustimmung derselben vor sich gehen sollte.

Entsprechend diesen vorläufigen Erörterungen gruppirt der Verfasser endlich bei dem Hauptpunkte der Untersuchung angelangt, die betreffenden Immunitätsbriefe, welche österreichischen Kirchen oder auswärtigen Stiftungen für österreichisches Stiftsgut verliehen worden. Er scheidet die Urkunden zeitlich vor und nach dem Jahre 1156 auf Grund der betreffenden Bestimmung des Minus und local, in solche, die sich auf Markgebiet oder auf babenbergische Besitzungen ohne Markverfassung, wie sie besonders später vorkommen, beziehen. Die Urkunden von 1156, freilich gering an Zahl, zeigen das Exemtionsrecht auf der ersten jener vier bereits erwähnten Stufen, nur gegen Ende dieser Periode „schüchterne Ansätze" zur Ausbildung des markgräflichen Exemtionsrechtes. Unter den die Zeit nach 1156 berührenden Urkunden zieht der Verfasser zuerst jene Fälle in Betracht, in welchem Bisthümer, reichsunmittelbar im späteren Sinne des Wortes, auf herzoglichem Boden Immunität erwarben. Da Pfaffenfürsten von Laienfürsten kein Lehen nehmen können, die Exemtion des Herzogs oder positiv ausgedrückt die Uebertragung von öffentlicher Gerichtsbarkeit durch den vom König beliehenen Herzog als Afterleihe erscheinen konnte, ist die herzogliche Exemtion in diesem Falle nur eine provisorische, und erst der König ertheilt dem Bisthum die Gewehre. Anders stand es mit den Klöstern in und außer den Marken. Hier fielen jene Rücksichten weg. Die selbstständige und ausschließliche Exemtion durch den Herzog bildet die Regel, die königliche Zustimmung tritt nur ausnahmsweise und nachträglich hinzu und hat immer einen besonderen Grund. Sehr scharf geschieden werden im Laufe der Untersuchung die häufig nur schwer unterscheidbaren Fälle der Entvogtung und der hier betrachteten Exemtion. Einen willkommenen Anhang liefert die Bestimmung des in der babenbergischen Zeit mit dem Ausdrucke „Immunität" verbundenen Inbegriffes von Privilegien und Rechten.

Kitz, Arnold: Sein und Sollen. Abriß einer philosophischen Einleitung in das Sitten- und Rechtsgesetz. Frankfurt a. M. 1864. Diesterweg. IV u. 123 S

H. T. Dieses Büchlein ist eines der ersten, welches, obwohl außerhalb der Schopenhauer'schen Philosophie stehend, doch die bedeutende Anregung und Förderung zeigt, die durch das Studium des „Frankfurt'schen Weltweisen" zu gewinnen ist. Die Probleme, deren Lösung hier versucht worden, bleiben freilich nach wie vor bestehen; trotz der vielfachen Warnungen, die in der „vierfachen Wurzel", in der „Welt als Wille und Vorstellung" u. s. w. ausgesprochen sind, hat Herr Kitz doch mit den dürren abgezogenen Begriffen „Sein und Sollen" begonnen (§ 32), um erst nach langer qualvoller Abmühung mit einem Saltomortale in das wirkliche Leben zu kommen, wo dann Alles hübsch so bleibt, wie es von jeher gewesen (§§ 37 und 44). Doch hat die Schrift manches Lobenswerthe: vor allem sieht man, daß es der Verfasser ehrlich und aufrichtig gemeint hat, was bekanntlich in philosophicis der neueren Zeit etwas heißen will; dann giebt er sich auch die Mühe, ordentliches verständliches Deutsch zu schreiben und nicht mit einer kauderwelschen Phraseologie herumzuwerfen, die lebhaft an den Spitzbubenjargon erinnert, und endlich liefert er den Beweis, daß die Herren Juristen in den Doctrinen der „historischen Schule" doch nicht die rechte und endliche Beruhigung finden

Digitized by Google

können. Wer also über die höchsten und wichtigsten Fragen der Menschheit etwas wirklich Originales lesen will, sei es auch nur, um daran seine Streitfertigkeit zu üben, dem sei das Werkchen bestens empfohlen.

Dühring, Eugen, Docent an der Berliner Universität: Natürliche Dialektik. Neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie. Berlin 1865. Mittler u Sohn.

B. Die vorliegende Schrift soll eine auf sich selbst beruhende neue Grundlegung der Philosophie sein, unabhängig von der Geschichte der Philosophie und frei von den Vorurtheilen der herrschenden Schulen. Wer eine logische Grundlegung unternimmt, der muß, wie der Verfasser meint, aus sich selbst schaffen und darf sich selbst mit der formalen Logik nicht in den Rahmen der noch sehr eingeschränkten Gesichtspunkte des Aristoteles bannen. Selbst bei Kant dürfe man nach dem Verfasser nicht anknüpfen, wenn auch das Kant'sche „das letzte einer ernstlichen Berücksichtigung würdige System sei". Denn auch Kant habe sich durch logische Ueberlieferungen einengen lassen. Nach dem Verfasser wird das ancien regime auch in der Philosophie bald zu Ende gehen: das Beispiel Schopenhauers sei in dieser Hinsicht belehrend. Wenn wir auch dem Verfasser in Bezug auf die Nothwendigkeit dieses radicalen von vorne Anfangens nicht ganz beipflichten können, sondern vielmehr die Continuität der Entwicklung als einen für den sicheren Fortschritt maßgebenden Gesichtspunkt ihm entgegenstellen, so geben wir gerne das zu, was er über die Zukunft der Philosophie und ihr Verhältniß zu Publicum, Staat und gelehrten Corporationen sagt. Wir bringen die treffliche Stelle wörtlich: „Die Zukunft der Philosophie beruht darauf, daß sie eine breitere Basis und einen festeren Rückhalt gewinnt, als ihn die Macht bloßer Staatsanstalten zu gewähren vermag. Wie viel Hoffnungen man auch auf die Umgestaltungen des staatlichen Geistes und der öffentlichen Anstalten setzen möge, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß eine freiere und von dem Absolutismus der Systeme unabhängige Philosophie nur bestehen kann, wenn sie zugleich einen Boden in der Gesellschaft hat und auch allenfalls ohne Staatshülfe, ja sogar, wenn nöthig, im Kampfe mit der sie etwa treffenden Ungunst einer gerade am Ruder befindlichen Partei für ihre Fortpflanzung zu sorgen vermag. Ueberdies erlaubt die Wissenschaft, die freiere Richtung unserer Tage keine Beschränkung auf gelehrte Körperschaften. Sie fordert im Gegentheil den möglichst directen Verkehr zwischen der Gesellschaft und ihren Denkern, und strebt offenbar dahin, eine gewisse vormundschaftliche Belehrungsart, d. h. die bloß schulmäßige Mittheilung der Philosophie in die zweite Linie zu setzen. Der heutige Schriftsteller wendet sich also an einen weiten Kreis, in welchem die Schulen nur einen Bruchtheil ausmachen."

Es sind besonders zwei logische Grundsätze, deren strenge Feststellung der Verfasser als Vorbedingung alles höheren Verstandesgebrauchs betrachtet: „das Princip der Identität" und das „Dogma vom zureichenden Grunde". Das letztere aber ist nach des Verfassers Ansicht der Angelpunkt, um welchen sich die wichtigsten Fragen der Erkenntnißtheorie und der Dialektik drehen. „Je nachdem man im Glauben an dieses Dogma befangen ist oder nicht, wird man die Frage nach der Tragweite der menschlichen Freiheit in der verjährten Weise der Scholastik oder in einer fruchtbareren Form beantworten. Die Bedeutung aller unserer Wissenschaft, d. h. der Erkenntniß überhaupt, kann nicht verstanden werden, so lange die hemmende Schranke der Autorität jenes Dogma's besteht." Des Verfassers Untersuchung wendet sich daher vorwiegend dem Satze vom zureichenden Grunde zu, der, nachdem Hume seinen von Leibnitz formulirten metaphysischen Gehalt untergraben, von Kant auf das Gebiet der Erscheinungen beschränkt worden war,

Digitized by Google

weitere Entwicklung aber eigentlich nicht erfahren habe, da die Schopenhauer'sche Monographie über den fraglichen Gegenstand „nur als eine secundäre Erscheinung, die sich in den von Kant abgesteckten Linien hält", anzusehen sei. Die Frage nun, die dem Verfasser auf derselben Stelle noch zu stehen scheint, bis zu welcher sie im 18. Jahrhundert gefördert worden war, wird von ihm selbst so beantwortet, daß das, was an dem Satze vom zureichenden Grunde wahr ist, keine dem Princip der Identität ebenbürtige Einsicht enthält, und daß es daher ganz verkehrt sein würde, von zwei gleichen obersten Grundsätzen der Logik zu sprechen. Begründet wird dieses Resultat folgendermaßen: Das Princip des zureichenden Grundes enthält gar keine bestimmte Einsicht; es spricht vielmehr nur die Aufforderung aus, in den Vermittlungen der Einsichten keine Lücke in den Beweisgründen zu lassen. An die Stelle des Satzes vom zureichenden Grunde sei vielmehr die Formel zu setzen: „Alle Einsichten, welche als wahr gelten sollen, müssen entweder unmittelbar einleuchten oder zureichend begründet sein." Unter Voraussetzung dieser Formel könne man den ganzen Satz aus der Logik streichen, denn sie enthalte seinen wahren Gehalt. Das ist im Ganzen genommen der Kern des wohlgeschriebenen, von Geist und vielseitiger Bildung zeugenden Schriftchens, das wir dem philosophischen Publicum als anregende Lectüre bestens empfehlen.

Huhn, E. H., Dr.: Statistik. Vergleichende Darstellung der Markt- und Culturverhältnisse aller Staaten der Erde. Leipzig 1865, bei Fr. Grunow.

S. Dr. Huhn hat es sich zur Aufgabe gesetzt, über die ganze Serie der staatswissenschaftlichen Doctrinen populäre Bücher zu schreiben und bereits Handbücher über Völkerrecht, allgemeines und deutsches Staatsrecht, über Finanzwissenschaft und Volkswirthschaftslehre geliefert, welche sämmtlich und besonders die beiden erstgenannten, sehr verdienstliche, interessante Leistungen bilden. Nun ist im Cyklus auch ein Handbuch der Statistik gefolgt. Der Autor, der sich als tüchtiger Nationalökonom und Staatsrechtskenner erwiesen hat, ist aber kein Statistiker, und dies verläugnet sich auch in seinem Buche nicht, dem man ungeachtet der unzweifelhaften aufgewendeten Mühe allzu sehr die ungewohnte Mache ansieht. Denn die Statistik hat, Dank den vielen auserlesenen Leistungen der letzten Jahrzehnte, eine solche Entwicklung gewonnen, daß es langen und ausschließlichen Studiums bedarf, um ihr Feld völlig kennen zu lernen, geschweige zu beherrschen. Ein vorübergehendes Beschäftigen mit ihr kann aus den bereitliegenden Büchern wieder ein neues machen, aber keine Leistung schaffen, der nachhaltiger Werth innewohnt. Und so ist Dr. Huhns Statistik ein fleißig compilirtes Buch, zu welchem das Material mit Mühe und Geschick gesammelt ist, aber irgend Neues findet sich weder der Materie noch der Darstellung nach darin, wogegen viele Partieen stark ans Stein'sche Handbuch, den Gothaer Almanach und Kolbs Statistik erinnern. Und doch tadelt der Autor die tendenziöse Richtung des Letztern. Er hat dieses, allerdings der Statistik wenig anstehende Vertheilen von Gnade und Ungnade in seinem Buch vermieden, ob er aber wirklich Besseres dafür geboten, bleibt dahingestellt. Jedenfalls fragt es sich, wie der in breitgetretener Weise nach den einzelnen Ländern vorgehenden Aufzählung die Bezeichnung einer vergleichenden Darstellung zukomme. Im Ganzen ist Huhns Buch eines jener in der jüngsten Zeit nicht seltenen Compendien und wird Vielen, die eben zum Hausgebrauch nachschlagen wollen, gute Dienste thun. In der wissenschaftlichen Litteratur aber dürfte es beim Mangel alles Originellen kaum einen dauernden Platz finden.

Digitized by Google

—l— Die Quelle des altfranzösischen Dolopathos ist nunmehr von Prof. A. Mussafia in einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek aufgefunden und in den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften (Novemberheft 1864, in Sonderabdruck bei Karl Gerolds Sohn) darüber berichtet worden. Die Streitfrage zwischen Loiseleur-Deslongchamps, der die historia septem sapientum als Herberts Quelle bezeichnete und das anffallende Abweichen des französischen Uebersetzers der angeblichen Quelle aus der Freiheit erklären wollte, mit der man im Mittelalter Uebertragungen besorgt hätte, und Montaiglon, der außer der historia septem sapientum ein zweites verlorenes lateinisches Original als Herberts Quelle annahm, ist damit endgültig entschieden und hat die Ansicht Montaiglons glänzende Bestätigung gefunden. Die Vergleichung zwischen dem Werke Herberts und der neu gefundenen lateinischen Erzählung kann keinen Zweifel übrig lassen, daß wir in letzterer die Quelle des französischen Trouvère vor uns haben. Als schönes erfreuliches Zeichen sowohl für die Wichtigkeit der Sache als für die Schnelligkeit, mit der sich heutzutage litterarische Neuigkeiten von Bedeutung verbreiten, weisen wir darauf hin, daß bereits Benfey, im ersten Heft des dritten Jahrganges seines „Orient und Occident", Domenico Comparetti (in Pisa) in seinen „Osservazioni intorno al libro dei sette savj di Roma" S. 24 und vor allen Paul in Paris in seinen Vorlesungen im Collége de France (Revue des cours littéraires, Februar 1865) davon Act genommen und die glänzende Entdeckung einem größeren Publicum vorgeführt haben. Erfreut hat es uns übrigens zu hören, daß es dem glücklichen Entdecker bereits gelungen ist, zwei andere Handschriften in Prag zu finden und daß wir eine Ausgabe des lateinischen Originals als nahe bevorstehend ankündigen dürfen.

Im Anhang zu seinem Schriftchen theilt Mussafia eine Beschreibung der Handschrift und einige nicht uninteressante Beiträge zur mittelalterlichen Novellenkunde daraus mit.

* Der historische Verein für Krain hat die in seinen „Mittheilungen" für April enthaltenen „Beiträge zur hundertjährigen Gründungsfeier von Neustadtl (Rudolfswerth) in Unter-Krain" in einer Separatausgabe in Octavformat auflegen lassen. Dieselben enthalten nächst einer Einleitung von A. Dimitz Folgendes: 1. Der Brand im Jahre 1540 von Th. Elze; 2. Das Spital von Th. Elze; 3. Doctor und Apotheker von Th. Elze; 4. Stadt und Steuern von Th. Elze; 5. Rudolfswerth im 17. Jahrhunderte von A. Dimitz; 6. Die Charfreitagsprocession von A. Dimitz; 7. Urkunden aus dem Archive des Collegiatcapitels zu Neustadtl von Adalbert Kraus; 8. Stiftung einer ewigen Messe in der St. Antonicapelle zu Rudolfswerth von A. Dimitz; 9. Die blutigen Octobertage des Jahres 1809 von Dr. H. Costa, nach Mittheilungen von Augenzeugen erzählt.

* Ein kirchengeschichtliches Quellenwerk — die „Acta ecclesiæ Jaurinensis" — wird demnächst in der Form der „Monumenta" des berühmten Kirchenhistorikers Theiner erscheinen, nachdem die Herausgabe durch die Munificenz des Raaber Bischofs Johann Simor ermöglicht worden.

* Von den gesammelten böhmischen Schriften des Magister Johannes Huß, die im Tempsky'schen Verlage in Prag vom städtischen Archivar Herrn Erben herausgegeben werden, ist soeben das 4. und 5. Heft erschienen, die den Schluß der „Erläuterung der zehn Gebote Gottes" und die „Erläuterung des Vaterunser" enthalten. Den beiden religiösen Abhandlungen folgt eine kurze Anleitung zur leichteren Uebersicht derselben und ein ausführliches Sachregister.

Digitized by Google

* Die Mumiensammlung im Antiquitätencabinet des Pester Museums hat dieser Tage in der Mumie eines ungefähr vierjährigen Kindes einen Zuwachs erhalten. Dieselbe wurde in Theben in Aegypten gefunden, nach Europa geschickt und von dem Fräulein Gisela Csúzy sammt dem aus einer harten Holzgattung bestehenden Sarkophag dem Nationalmuseum geschenkt.

* Aus Krakau erfahren wir, daß dort Herr Ludwig Lepkowski sämmtliche in den Kirchen vorhandenen mittelalterlichen Glasgemälde aufnimmt und diese sodann in einem größeren Werke zu veröffentlichen gedenkt, bei dem Reichthume Krakau's an alten Glasgemälden haben wir ein interessantes archäologisches Werk zu erwarten.

* Nach fünfjähriger ununterbrochener Arbeit hat Prof. Mandel in Berlin seinen Kupferstich nach Rafaels Madonna della Sedia vollendet. Er wird seiner außerordentlichen Wirkung wegen sehr gerühmt. Das Eigenthum der Platte hat Buchhändler Kaiser in Berlin erworben.

* Bildhauer Knaur in Leipzig hat von Sr. Majestät dem Kaiser von Mexico den Auftrag erhalten, zur Ausschmückung eines öffentlichen Saales in Mexico 10 Kaiserbüsten (Julius Cäsar, Karl der Große ꝛc. bis herab auf Napoleon III.) und für sein Cabinet die Büste Alexanders v. Humboldt in Marmor anzufertigen.

* Das germanische Museum in Nürnberg beabsichtigt sowohl die in seinen eigenen Sammlungen befindlichen Schätze des deutschen Kunstfleißes, als auch die vorzüglichen archäologischen Gegenstände, an denen Nürnberg bekanntlich so reich ist, in photographischen Darstellungen zu vervielfältigen. Das reiche Material wird in zwölf Serien getheilt werden, von denen jede 12 Blätter enthält; vierteljährlich sollen drei Blätter jeder Serie ausgegeben werden, so daß die ganze Jahresausgabe 144 Blätter umfaßt.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 26. April 1865.

Die historische Commission erhielt zugesandt zur Aufnahme in ihre Publicationen von Herrn Dr. Grünhagen in Breslau: „Die Correspondenz der Stadt Breslau mit Karl IV. in den Jahren 1347 bis 1355."

Dann wird der Classe vorgelegt ein von Herrn Dr. Mitterrutzner in Brixen eingesandtes Manuscript: „Die Dinka-Sprache in Central-Africa. Kurze Grammatik, Text und Wörterbuch", mit dem Ansuchen, für den Druck desselben eine Unterstützung von der Akademie zu erwirken.

Digitized by Google

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 27. April 1865.

Herr Hugo Platter, geprüfter Lehramtscandidat zu Innsbruck, übersendet eine Abhandlung, welche den Titel führt: „Ueberblick der wichtigsten Untersuchungen über die Abhängigkeit des Elektromagnetismus von der Stromintensität."

Die Arbeit besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste enthält die bezüglichen wichtigsten Versuchsreihen; die zweite

1. den Nachweis, daß Lenz und Jacobi in ihren Meßmethoden das Proportionalitätsgesetz schon voraussetzten;

2. Besprechung der Müller'schen Gleichung, Methode, seine Constanten zu bestimmen und Nachweis der Unbrauchbarkeit der Formel an Müllers eigenen Versuchen;

3. die Theorie der Molekularmagnete ergiebt bis zu zwei Drittheilen des für einen Stab erreichbaren Magnetismus das Proportionalitätsgesetz (aus Webers Theorie der Molekularmagnete nachgewiesen);

4. Ergänzung der Koosen'schen Methode.

Wird einer Commission zugewiesen.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Brücke legt Untersuchungen über die Bestimmung des Zuckers bei Diabetischen mittelst der Drehung der Polarisationsebene vor, welche Herr Michael Tscherinoff aus Moskau im physiologischen Institute der Wiener Universität ausgeführt hat. Chemische Untersuchungen, welche den optischen parallel gingen, zeigten, daß man das specifische Drehungsvermögen des Traubenzuckers bei den letzteren nicht ohne weiteres zu Grunde legen darf, indem die Werthe, welche man so erhielt, von den auf chemischem Wege eruirten weiter abwichen, als dies aus den Fehlerquellen erklärt werden konnte. Die Abweichungen fanden theils nach der positiven, theils nach der negativen Seite statt. Sie waren verschieden bei verschiedenen Kranken, wechselten aber auch bei einem und demselben während der Beobachtungszeit ihr Zeichen, um dann wiederum das neue für eine Weile beizubehalten.

Außerdem legt Prof. Brücke eine eigene Arbeit vor über die Ergänzungsfarben und Contrastfarben Man nimmt gewöhnlich an, daß die subjectiven Farben, welche durch den Contrast hervorgerufen werden, jedesmal in der Ergänzungsfarbe zur erzeugenden erscheinen müssen, d. h. in derjenigen Farbe, welche man erhält. wenn man die erzeugende von Weiß subtrahirt. Anscheinend beobachtet man jedoch von dieser Regel bedeutende Abweichungen und auch die nach Contrasten angeordneten Farbenkreise, welche man in verschiedenen chromatischen Werken findet, stimmen nicht mit ihr überein.

Jede Farbe hat nun, wie sich leicht ergiebt, nicht eine Ergänzungsfarbe, sondern eine ganze Reihe von Ergänzungsfarben, die alle als eine aus der anderen durch Hinzuthun oder Wegnehmen von Weiß entstanden gedacht werden können. Es zeigt sich aber ferner, daß sich diese Farben nicht nur durch ihre verschiedene Sättigung, sondern zum Theil auch durch ihre Nuance von einander unterscheiden, d. h. daß sie zum Theil verschiedenen Schattirungen angehören. Aubert fand schon, daß Blau mit Weiß auf dem Farbenkreisel violett, und Orange mit Weiß auf dem Farbenkreisel röthlich erscheinen; er schrieb dies aber einer Täuschung unseres Urtheils zu. Prof. Brücke zeigt nun, daß überall, wo Blau, Gelb oder Orange auf der Netzhaut mit Weiß gemischt werden, gleichviel, welche Methode man dabei anwendet, die Mischfarbe zum Röthlichen neigt, und findet den Grund darin, daß das diffuse Tageslicht, welches wir weiß nennen, röthlich ist, eine Färbung, welche wir deßhalb nicht wahrnehmen, weil sie bereits ein integriren-

Digitized by Google

der Theil des Beharrungszustandes unserer Sehnerven geworden ist. Beim Gaslicht werden unter ähnlichen Umständen Roth und Grün ins Gelbliche verschoben, weil das Gaslicht gelb ist. Auf solchen Verschiebungen scheinen nun auch die beobachteten Differenzen zwischen Contrast- und Complementärfarben zu beruhen, indem man z. B. als Complement eines Gelb Blau fand, während dasselbe Gelb als Contrastfarbe Violett erzeugte. Man hatte eben verschiedene Glieder einer und derselben Reihe beobachtet, ohne daß man damals wissen konnte, daß sie zusammengehörten.

Das wirkliche Mitglied Herr C. v. Littrow legt die Fortsetzung seiner Untersuchungen über physische Zusammenkünfte von Asteroiden vor.

Es haben sich für 1865 drei interessante Fälle ergeben:

Asträa-Diana, kleinste gegenseitige Distanz 0.035 Ende April,
Hygiea-Doris " " " 0.029 Anfangs August,
Asia-Feronia " " " 0.022 Ende October, die Distanz in

Einheiten der halben großen Erdbahnaxe zu verstehen. Die beiden letzten Combinationen haben die kleinsten bisher vorausgesagten gegenseitigen Abstände von Planeten und Asia bleibt über ein Jahr in einer Entfernung unter 0.1 von Feronia, so daß trotz der wahrscheinlich sehr geringen Massen dieser Himmelskörper eine wechselseitige Störung, die unseren Beobachtungen wahrnehmbar wäre, nicht ganz undenkbar ist.

Herr v. Littrow überreicht ferner sechs Zeichnungen der Oberfläche des Mars, die Herrn v. Franzenau am sechszölligen Refractor der hiesigen Sternwarte im November v. J., wo der Planet zu solchen Betrachtungen ziemlich günstig stand, gelangen, und die eine erfreuliche Ergänzung bilden zu der sich immer mehr vervollständigenden Kenntniß der physischen Beschaffenheit dieses Planeten.

Herr Prof. Schrötter macht eine vorläufige Mittheilung über eine Reihe von Versuchen, die er über die Natur des beim Verbrennen des Magnesiums erzeugten Lichtes angestellt hat. Schon im Laufe dieses Winters hatte derselbe das Magnesiumlicht zur Darstellung der Fluorescenzerscheinungen angewendet, wozu es sich im hohen Grade eignet. Es war dies auch schon im voraus zu erwarten, da es sich in der Photographie so wirksam zeigte, was jedenfalls auf eine große Menge darin enthaltener ultravioletter, d. i. chemisch wirkender Strahlen, schließen läßt.

Dies wird auch durch alle anderen Wirkungen des Magnesiumlichtes vollkommen bestätigt. So hat sich aus den in dieser Richtung angestellten Versuchen, zu welchen ein Apparat aus Linsen und Prisma von Bergkrystall diente, ergeben, daß das ultraviolette Spectrum dieses Lichtes mindestens sechsmal so breit ist, als das gewöhnliche von dem Violett und Roth begrenzte. Bei diesem Versuche wurde krystallisirtes Baryumplatincyanür, das als feines Pulver auf einen Papierstreifen, mittelst etwas Gummi angerieben, aufgetragen war, als fluorescirende Substanz angewendet, das sich hiebei als sehr empfindlich erwies.

Trockenes Silberchlorid färbt sich, vom Magnesiumlichte bestrahlt, schon nach wenigen Secunden dunkelblau.

Hält man brennenden Magnesiumdraht nur durch wenige Secunden nahe an einen mit Chlorgas und Wasserstoffgas nach gleichen Volumen gefüllten Cylinder aus weißem Glase, so bemerkt man sogleich an der der Flamme zunächst liegenden Stelle die Nebel des sich bildenden Hydrochlors. Verstärkt man die Wirkung noch durch einen zweiten brennenden Magnesiumdraht, so explodirt das Gasgemenge schon nach wenigen Secunden durch die Wirkung der chemischen Strahlen. Auf diese Weise läßt sich dieser schöne Versuch in den Vorlesungen leicht anstellen, während er gewöhnlich unterbleibt, da die Anwendung des Sonnenlichtes hiezu selten thunlich oder wenigstens zu umständlich ist.

Körper, die durch Bestrahlung für einige Zeit selbst leuchtend werden und hiezu einer Einwirkung des Sonnenlichtes (Insolation) von 5 bis 10 Minuten bedürfen, er-

Digitized by Google

halten, vom Magnesiumlichte bestrahlt, das Maximum ihrer Leuchtkraft in wenigen Secunden.

Mehrere Versuche, eine photographische Abbildung dieser durch das angegebene Verfahren stark leuchtend gewordenen Lichtsauger zu erhalten, blieben erfolglos, obwohl das verwendete Collodium sehr empfindlich und die Linse der Camera aus Bergkrystall verfertigt war, auch die Expositionszeit bis zu 10 Minuten verlängert wurde. Dieser Versuch zeigt, daß die chemischen Strahlen, welche das Leuchtendwerden der Lichtsauger bewirken, indem sie diese Arbeit verrichten, in reine Lichtstrahlen umgewandelt werden, d. h. daß die Lichtsauger nichts anderes sind als fluorescirende Körper, die länger fortleuchten als die chemischen Strahlen auf sie wirken, während die gewöhnlichen fluorescirenden Körper zu leuchten aufhören, sobald sie nicht mehr der Einwirkung der chemischen Strahlen ausgesetzt sind. Erstere sind also das Analogon der nachklingenden Körper, wie z. B. einer angeschlagenen Glocke, letztere das derjenigen Körper, die nur so lange klingen, als die den Schall erregende Ursache auf sie wirkt, wie dies bei einer Luftsäule der Fall ist.

Versuche, die Lichtsauger durch die Einwirkung der dunklen chemischen Strahlen allein leuchtend zu machen, gaben bisher kein entscheidendes Resultat, was wohl nur in Nebenumständen, die noch nicht beseitigt werden konnten, seinen Grund hat. Jedenfalls deuteten diese Versuche aber darauf hin, daß die Lichtsauger auf diesem Wege leuchtend gemacht werden können, wie dies auch der Natur der Sache entsprechend ist.

Die im Gange befindliche Fortsetzung dieser Untersuchungen wird das Weitere lehren.

Herr Prof. K. Peters bespricht die Eigenthümlichkeiten des Unterlaufes der Donau, die bei Galacz eine zweite untere Enge durchströmt, indem sie einerseits das nordwestliche Dobrudscha Gebirge streift, andererseits an das moldauische Lößplateau herantritt.

Der Raum zwischen dem eisernen Thor und jener Enge wird zum großen Theil von 20 bis 35 Fuß hohen Alluvialterrassen eingenommen, es erscheint somit der Ausdruck „unteres oder mysisches Donaubecken" mit ausschließlichem Bezug auf die Alluvialperiode und in Nebenordnung zu dem geographischen Begriff „mittleres oder pannonisches Donaubecken" gerechtfertigt. — Aus ähnlichen Gründen muß eine genaue Unterscheidung zwischen diesem unteren Becken der Donau (des Ister der Alten) und ihrem Delta, gemacht werden, welches letztere ein Theil des „pontischen" Beckens ist.

Die Donauenge zwischen Bazias und Kladova theilt Peters in drei Abschnitte. Das westliche und das östliche Stück sind im Wesentlichen Auswaschungsthäler und wurden durch den dritten Abschnitt, eine Vförmige Spalte (Cliffura), in Verbindung gesetzt. Der östliche Abschnitt, „eisernes Thor" (die Katarakte Strabo's), ist eine Fortsetzung des Cernathales, in dessen Erweiterung bei Orsova deutliche Gletscherabsätze zu bemerken sind.

Diese aus den bisher bekannten geologischen Thatsachen hervorgehende geographische Auffassung der unteren Donau hat der Vortragende in einer Notiz angedeutet, welche in den Sitzungsberichten erscheinen und, so weit sie den ostbulgarischen Steilrand des Stromes betrifft, in seiner größeren Abhandlung über die geologischen Verhältnisse der Dobrudscha ihre nähere Begründung erhalten wird.

Zur Aufnahme in die Sitzungsberichte werden bestimmt:

„Kritische Bemerkungen über die bisherigen Tonlehren und Andeutungen zu Reformen", von Herrn A. J. Koch (vorgelegt in der Sitzung vom 19. Jänner 1865); ferner folgende in der Sitzung vom 20. April d. J. vorgelegte Abhandlungen:

„Das Zottenparenchym und die ersten Chyluswege", von Herrn Dr. S. Basch:

„Ueber die physiologischen Bedingungen der Chlorophyllbildung", von Herrn Prof. Dr. J. Böhm;

„Beiträge zur Kenntniß der Krystallformen organischer Verbindungen", von Herrn J. Loschmidt, und

Digitized by Google

„Bemerkungen über die Accomodation des Ohres", von Herrn Prof. Dr. E. Mach.

Auszug aus dem Protokolle

der 4. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherr v. Helfert am 4. April 1865 abgehalten wurde.

Se. Excellenz der Herr Präsident verliest eine Zuschrift Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers, laut welcher der Sectionsrath im Staatsministerium Herr Adolf Altmann zum bleibenden Stellvertreter des Commissionsmitgliedes Herrn Ministerialrathes Ritter v. Heufler bestimmt wurde.

Der neuernannte Herr Stellvertreter wird hiernach in die Versammlung eingeführt.

Auf Grundlage einer Mittheilung Sr. Excellenz des Herrn Statthalters von Galizien wird beschlossen, den emerit. Universitätsprofessor Dr. Vincenz Pol und den griechisch-katholischen Consistorialkanzler Johann Ritter v. Stupnicki (beide in Lemberg) zu Correspondenten der Centralcommission zu ernennen.

Die Eröffnung Sr. Excellenz des Herrn Kriegsministers, daß es im gegenwärtigen Augenblicke unmöglich sei, die ehemalige, jetzt als Caserne benützte bischöfliche Residenz zu Trient ihrem ursprünglichen Zwecke wieder zurückzugeben, daß aber die k. k. Geniedirection zu Trient beauftragt wurde, alles aufzubieten, um die noch vorhandenen Fresken, das Holzgetäfel und die Plafonds im guten Zustande zu erhalten, wird zur Kenntniß genommen.

Der Conservator Herr Graf Franz Thun übersendet die früher versprochenen Photographien nach den schönen Graffitoverzierungen des Gesimses an der Kirche zu Nieder-Oels mit dem Antrage, die Centralcommission möge sich an den Patron dieser Kirche, den Herrn Feldmarschalllieutenant Franz Grafen v. Deym-Střitež, mit dem Ersuchen wenden, für die thunlichste Erhaltung jenes Gesimses fürsorgen zu wollen.

Dieser Antrag wird genehmigt und zugleich beschlossen, die vorliegenden Photographien zu einer Notiz für die „Mittheilungen" zu benützen.

Der k. k. Conservator Herr Gustav Graf Belrupt zeigt an, daß die alte Kirche zu Liebenthal in Schlesien vorläufig erhalten bleibt, da das neu zu erbauende Gotteshaus auf einem anderen Platze errichtet werden soll. Was die von der Centralcommission empfohlene Umgestaltung der Bedachung des alten Kirchthurmes anbelange, so hänge diese von der Gemeinde ab, da diese Eigenthümerin des Thurmes sei.

Der Herr Conservator bringt ferner zur Kenntniß, daß im Presbyterium der Kirche zu Prusinowitz in Mähren sich mehrere aus dem 16. und 17. Jahrhunderte herrührende Grabsteine der ehemaligen Grundherren befinden, deren Erhaltung und Wiederaufstellung bei dem dort stattfindenden Kirchenneubau sehr wünschenswerth erscheine.

Es wird der vorliegende Bericht zur Kenntniß genommen und beschlossen, bezüglich des ausgesprochenen Wunsches wegen Erhaltung der bezeichneten Grabsteine die Vermittlung Sr. Excellenz des Herrn Statthalters für Mähren nachzusuchen.

Mittelst eines zweiten Berichtes zeigt derselbe Herr Conservator an, daß die Kirche zu Krumsin in Mähren abgerissen werden soll, und daß unter der Kalktünche alte Fresken aufgefunden worden seien.

Die Centralcommission faßt den Beschluß, von dem Herrn Grafen Belrupt vorläufig genauere und verläßlichere Auskunft über den Werth dieser Fresken und über die muthmaßliche Zeit, welcher sie ihre Entstehung verdanken dürften, abzuverlangen.

Digitized by Google

Der Herr Correspondent Dr. Kenner äußert sich über die Bände zwei und drei des Manuscriptes des Canonicus G. Bertoli über die Alterthümer von Aquileja.

Der Antrag des Herrn Berichterstatters, sich auf eine ausführliche Besprechung des Manuscriptes in den „Mittheilungen" zu beschränken, welche zu liefern er sich bereit erklärt, wird zum Beschlusse erhoben.

Der k. k. Conservator Herr Scheiger berichtet, daß eine neuerliche Untersuchung der Grazer Reliquienschreine seine ursprüngliche Annahme, es haben diese Schreine früher keine den Vordertheilen gleiche Rückseiten gehabt und seien ein Ganzes gewesen, welches zum Behufe der Aufstellung in der Kirche in zwei Theile getrennt worden, zu bestätigen scheine. Diese Ansicht theile nun auch der Correspondent Herr Ritter v. Frank, welcher jedoch annehme, daß der ursprüngliche Schrein vollkommen quadratisch gewesen sei, während der Herr Einsender dafür hält, daß die beiden Seitenwände desselben schmäler als die Vorder- und Rückwand waren.

Se. Excellenz der Herr Staatsminister eröffnet, daß die königlich-sächsische Regierung durch ihre Gesandtschaft den Wunsch aussprechen ließ, für die Universitätsbibliothek in Leipzig nebst anderen von der österreichischen Regierung herausgegebenen Werken auch die Publicationen der Centralcommission zu erhalten, wofür dieser Commission von Seite der genannten k. Regierung ähnliche Schriften zur Verfügung gestellt werden würden.

Die Centralcommission erklärt, mit Vergnügen auf diesen Schriftenaustausch einzugehen, wonach das Entsprechende zu veranlassen sein wird.

Der k. k. Conservator Herr Graf Lichnowsky übersendet ein Exemplar des ersten Heftes des von ihm herausgegebenen Werkes „Kirchliche Gegenstände" und ersucht dieses Werk den übrigen Herren Conservatoren zu empfehlen.

Die Centralcommission nimmt das vorliegende Heft mit Dank entgegen und beschließt, nicht nur die Herren Conservatoren, sondern auch jene hochwürdigen Ordinariate auf das Unternehmen des Herrn Einsenders aufmerksam zu machen, welche an den ihnen unterstehenden Seminarien Vorlesungen über christliche Kunst und Kunstgeschichte eingeführt haben. Gleichzeitig wird das vom Herrn Grafen Lichnowsky am Schlusse seines Schreibens gemachte Anerbieten, der Centralcommission den Katalog der Olmützer bischöflichen Münzen, nach der Kremsierer Sammlung beschrieben, einzusenden, dankbar angenommen.

Dem Ersuchen des Alterthumsvereins, von den Holzschnitten der Centralcommission, sofern dieselben Denkmale aus Nieder-Oesterreich zum Gegenstande haben, auf des Vereines Kosten Bleiabgüsse zu erhalten, wird willfahrt.

Der Conservator Herr Schmoranz berichtet über die Restaurationen mehrerer kirchlicher Denkmale des Chrudimer Kreises, und zwar:

A. über die Fortsetzung der Restaurirung der Decanalkirche zu Maria Himmelfahrt in Chrudim, nach den von der k. k. Centralcommission gutgeheißenen Plänen;

B. über die Restaurirung der Pfarrkirche zu St. Jacob in Prělauč;

C. über die Restaurirung der Pfründnerspital-Capelle in Skuč,

D. über die Restaurirung des Thurmes der St. Katharina-Kirche zu Chrudim, und

E. über die Restaurirung der Pfarrkirche zu Práčow und Slatinan.

Dieser Bericht wurde dem Commissionsmitgliede Sectionsrathe Herrn Ritter v. Löhr zur Durchsicht und Aeußerung zugetheilt, welcher nun nachstehendes Gutachten abgiebt, und zwar:

Ad A. Die beantragten Herstellungen seien als Fortsetzung der bereits ausgeführten Restaurirung des südlichen Seitenschiffes, der Oratorien und des Presbyteriums der Maria Himmelfahrtskirche zu betrachten und betreffen die nördliche Seite und die Westfaçade des Baues. Anläßlich der angestellten Vorerhebungen sei eine zwischen den Pfeilern des Mittelschiffes laufende Mauer aufgefunden worden, aus welchem Umstande der Herr

Digitized by Google

Conservator mit Recht geschlossen habe, daß bei der ursprünglichen Anlage der Bau einer einschiffigen Kirche beabsichtigt worden sei. Eben so richtig scheine die Annahme des Herrn Schmoranz, daß der Bau in drei verschiedenen Perioden zu Stande gekommen sei. Was die projectirte Herstellung der Westfaçade und des Thurmes betreffe, so käme dieselbe einem totalen Umbau, der sich zwar dem früheren Style möglichst anschließt, ohne aber das Vorhandene zu benützen, ziemlich nahe. Obwohl nun die Pläne des Herrn Schmoranz von der Centralcommission genehmigt worden seien, so wäre bezüglich des vorliegenden Façade-Planes doch nachträglich zu bemerken, daß der abgetappte Giebel zwischen den beiden Thürmen für die Luftcontour im Ganzen nicht günstig wirken würde, so daß die Configuration der alten Façade vorzuziehen sein dürfte, weil im Falle der Beibehaltung derselben sich die Silhouette der Thürme schon vom Hauptgesimse der Kirche reiner abheben würde; ferner daß, was diese Thürme anbelange, ein Gesimse zu eliminiren und die Höhendimension der dieselben schmückenden Eckthürmchen herabzusetzen wäre, um einen besseren Effect und günstigere Verhältnisse zu erzielen.

Ad B. Von dieser Kirche komme nur das Presbyterium und die Sacristei in Betracht zu ziehen, da der Rest des Baues aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stamme und mit Ausnahme von Fresken von Joseph Cramolin kaum einen kunstarchäologischen Werth besitze. Für die von Herrn Schmoranz ausgesprochene Ansicht, daß die Sacristei früher einem zunächst bestandenen Kloster als Capelle gedient haben möge, spreche so mancher Umstand. Die Restaurirung der Kirche, die sich nebst der Trockenlegung der Kirche und nebst sonstigen Conservationsarbeiten die stylgemäße Herstellung der alten Bautheile und die Errichtung eines neuen Hochaltars zur Aufgabe machte, sei, nach den Vorlagen zu urtheilen, zweckmäßig durchgeführt.

Ad C. Man müsse es dem Herrn Conservator Schmoranz zu Dank wissen, daß er diese von Peter Parler erbaute, historisch und künstlerisch werthvolle Capelle im reinen Spitzbogenstyl mit schönen Maßwerkfenstern, mit möglichster Beachtung und Schonung des alten Bestandes restaurirt und durch feuersichere Eindeckung dieses Denkmals die Gefahr der Zerstörung desselben durch Brand bedeutend vermindert habe.

Ad D. Gegen die Absicht des Herrn Schmoranz, das oberste Geschoß des abgebrannten Thurmes an der Chrudimer St. Katharina-Kirche sammt dem Thurmhelm statt aus Holz, aus Mauerwerk auf steinernen, durch das untere Gemäuer greifenden Consolen zu reconstruiren, sei in der Voraussetzung, daß dieser Thurm auf diese Weise in seiner früheren Form wieder hergestellt werde, nichts zu erinnern.

Ad E. Die stylmäßige Herstellung der Fenster an der gothischen Kirche zu Praçow, welche im Jahre 1421 von den Taboriten zerstört, im Jahre 1675 ohne Rücksicht auf die ursprünglichen Stylformen renovirt wurde, erscheine sehr anerkennenswerth, da hiedurch der schönste Theil der Kirche, das Presbyterium, dessen drei Fenster im Jahre 1850 wegen drohenden Einsturzes vermauert werden mußten, in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt wurde. Der Antrag des Herrn Schmoranz, Sr. Durchlaucht dem Fürsten Karl Vincenz Auersperg, welcher die Kosten dieser Restaurirung trug, den Dank der Centralcommission auszusprechen, sei daher um so mehr gerechtfertigt, als dieser Letztere auch durch die Restaurirung der freilich in ihrem größten Theile der neueren Zeit angehörigen Pfarrkirche St. Martin zu Slatinan den regsten Kunsteifer entwickle, und statt dieser, ein gothisches Bauwerk in dem aus den vorhandenen Resten erkennbaren Style zu schaffen im Begriffe stehe.

Die Centralcommission tritt dem Gutachten des Herrn Sectionsrathes R. v. Löhr in allen Punkten bei, worauf die Sitzung geschlossen wird.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schmeitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Neue Romane.

I.

„Altadelige Haus-, Hof- und Familiengeschichten", von H. v. Maltitz (Berlin 1865). -- „Stadtgeschichten", von Max Ring (Berlin 1865). — „Paul Bruno", von Karl Robert (Nordhausen 1865). „Das Grieseheimer Haus", von E. Paeque (Berlin 1865).

(Schluß.)

Etwas besonders Unterhaltendes läßt der Titel „Neue Stadtgeschichten" erwarten, deren Max Ring zwei erzählt, jede in einem Bande. Jeder Mensch hat müßige Augenblicke, die ihn geneigt oder gar begierig machen, Neues zu hören und zwar, weil man gegen die Tagesneuigkeiten, wie sie die Zeitungen bringen,, schon ziemlich abgestumpft ist, Neues, das nicht in den Zeitungen steht. Darunter können eben nur Stadtgeschichten begriffen sein, wie sie sich junge Männer im Kaffeehaus oder alte Damen ebenfalls beim Kaffee erzählen. Von den beiden Reizmitteln solcher Stadtgeschichten, wirkliche Personen zu betreffen, die man mehr oder minder genau kennt, und ferner, je pikanter, um so wahrer zu sein, steht dem Schriftsteller, der uns mit Stadtgeschichten litterarisch unterhalten will, nur das letztere zu Gebote: in die Augen springende Wahrheit

Und gerade diese ist in Rings Stadtgeschichten nicht zu finden, weil ihm ganz und gar die dichterische Kraft abgeht, die dazu gehörte, um die allerdings dem Leben nachgezeichneten Stadtfiguren in eine Handlung zu bringen, die nicht so flach und interesselos wäre, wie sie selbst es sind. Mit einer genialen Anlage läßt sich wohl auch das bis zur Gemeinheit Alltägliche in ein reizendes Licht stellen, wie es aus dem Gemüth des wahren Poeten oder des wahren Humoristen hervorbricht. Max Ring ist ein angenehmer Feuilletonist; er weiß, was ihm das Leben einer großen Stadt wie Berlin fertig liefert, in gut lesbaren Berichten wiederzugeben und selbst manchmal eine passende Reflexion daran zu knüpfen. Was aber von seinen Schriften als dichterische Production gelten will, ist öde Handwerksarbeit. Wenn er einst in einem umfangreichen historischen Roman seiner Heldin abwechselnd braune und blonde Haare, schwarze und blaue Augen gab, weil er in der zweiten Hälfte seiner Arbeit bereits vergessen hatte, für welches Ideal er sich in der ersten Hälfte begeisterte, so ist dies zwar nur ein äußeres Zeichen für den Mangel an dichterischem Ernste, es leitet aber auf die Spur, weßhalb auch aus dem Innersten seiner novellistischen Arbeiten ein so frostiger Hauch dringt. Sie

Digitized by Google

sind die Erzeugnisse eines nicht wirklichen Berufes und tragen die Züge dieser Unwahrheit.

Man sehe zum Beweise dessen, was Ring unter einem „modernen Abenteurer" versteht und wie sich die also benannte „Stadtgeschichte" entwickelt. Ein Doctor Wirrer tritt vor uns auf. Er ist ein ausgezeichneter Gesellschafter, der die Damen durch seine geistreiche Unterhaltung entzückt. Er ist sodann ein derartig scharfsinniger Kenner der politischen und socialen Zustände, daß er bei einem Diner sowohl die alten Geheimräthe, die sich gerne ausschließlich den Tafelfreuden hingeben, als die reichen Bankiers, die ernste Discussionen nicht lieben, in den Bann seines Geistes zwingt, bis sie unwillkürlich an der Erörterung moderner Fragen Theil nehmen. Er ist ferner ein Mann der Wissenschaft, zu dessen populären Vorträgen über schwierige Materien sich nicht nur schöngeistige Damen, sondern die ersten Gelehrten, die anerkanntesten Intelligenzen einfinden, um nicht ohne den Ausdruck hoher Befriedigung zu scheiden. Derselbe Wundermann ist endlich auch ein gediegener Musiker, der die schwierigsten classischen wie modernen Compositionen mit einer Macht auf dem Clavier producirt, daß er Entzücken in jedem Salon verbreitet, der so glücklich ist, ihn zu hören. Und dieser außerordentliche Mann, der so viele Eigenschaften besitzt, die schon einzeln selten, in solchem Verein aber sonst niemals zu finden sind, sollte er nicht auch einen Mangel haben? Der Verfasser wird uns doch wohl nicht eine ganz unmögliche Vollkommenheit aufdrängen wollen? Und in der That, er giebt seinem Helden auch einen Mangel! Wir wollen ihn zum Staunen des Lesers auch gleich verrathen, es ist der Mangel — an Geld.

Man wähne nicht, daß dieser ganz äußerliche Mangel nicht ausreiche zur natürlichen Schattenseite der gehäuften geistigen Vorzüge. Max Ring wenigstens schlägt dieses Gebrechen so hoch an, daß seinem Doctor Wirrer alle Kräfte des Geistes, der Bildung und des Wissens nicht helfen — weil er kein Geld hat, ist er ein Schwindler, „ein moderner Abenteurer".

Man sollte glauben, unter einem Schwindler wäre ein Mensch zu verstehen, der durch den Schein des Reichthums oder einer gesellschaftlichen Stellung, die er nicht besitzt, die Leute betrügt oder auch nur täuscht. An das Vorhandensein äußerer Vorzüge wie Geld und Rang glauben zu machen, ist selbst unter den schwierigsten Umständen möglich, denn es bleibt immer eine Sache der Gewandtheit. Durch welche Eigenschaft der Seele es aber möglich werden soll, bloß zum Schein überwältigend geistreich, bloß zum Schein einer der ersten Clavierspieler, bloß zum Schein ein Mann des Wissens zu sein, dem die Gelehrten einer großen Hauptstadt Anerkennung zollen, das bleibt der Psychologie noch zu erforschen übrig und geht vorläufig sogar über das „Modernste" in der Abenteuerlichkeit hinaus.

Hat man aber in Wahrheit so brillante Vorzüge des Geistes und des Talentes und gleichwohl — was freilich schon seltsam genug ist — kein höheres Ziel als eine reiche Heirat, ist man mit solcher Ausstattung genöthigt, unlautere Wege zu dem Ziele einzuschlagen, und das erste beste reiche Mädchen, sogar ohne die geringste Liebe für dasselbe zu hegen, durch Betrug an sich zu locken? Das thut

Digitized by Google

aber Doctor Wurer und wie er es anfängt und wie es ihm fehlschlägt, das bildet den Inhalt dieser „Stadtgeschichte".

Der Bruder des umgarnten Mädchens engagirt eine zweideutige Person, sich für eine unermeßlich reiche Creolin auszugeben, um den habsüchtigen Doctor zu bestricken. Und der gewitzigte, vielerfahrene „Abenteurer" geht in die Falle. Nun sollte man glauben, der Bruder, der ohnehin dem Bankerott nahe ist, würde schon, um die Komödie nicht länger bezahlen zu müssen, sich beeilen, die Schwester zum Zeugen der Zärtlichkeit zu machen, die ihr heuchlerischer Liebhaber einer Anderen spendet. Der Leser, der dies glaubt, blamirt sich mit seiner einfachen Logik. Die kostspielige Komödie muß vielmehr weiter gehen und — trotzdem eine Entführung des bethörten Mädchens möglich werden, die nur an einem zufälligen, unvorherzusehenden Schwanken des Doctors scheitert. Dieser geht endlich in Paris, immer noch in den Banden seiner „Creolin", elend zu Grunde.

Medea im „Goldenen Vließ" von Grillparzer beginnt ihren herrlichsten Monolog mit den Worten: „Wenn ich das Mährchen meines Lebens mir erzähle, dünkt mich, ein And'rer spräch', ich hörte zu, ihn unterbrechend: Freund, das kann nicht sein!" Wie oft würde Medea zu dieser Unterbrechung gelangen, wenn sie sich die Mährchen des modernen Lebens, unsere Romane erzählen ließe!

In der zweiten Stadtgeschichte „Keine Geborne" ist weniger auf's Gerathewohl losgeschrieben, vielleicht weil die schon so häufig dagewesene Behandlung des Problems einen Fingerzeig gab. Ein bürgerliches Mädchen gelangt durch Heirat in eine adelige Familie und hat nun die Kämpfe und Conflicte durchzumachen, die sich mit einem solchen Verhältniß zu verbinden pflegen. Die Einleitung der Geschichte spielt auf einem Gute und in einer Kleinstadt und der Verfasser bewegt sich auf diesem engeren Schauplatz leichter, natürlicher und mit mehr Wahrheit als in der großen „Stadt". Offenbar leiten ihn dabei früh eingeprägte Erinnerungen, und da Max Ring ein besserer Berichterstatter als Erfinder ist, so würde er vielleicht Treffliches geleistet haben, wenn er von den Eindrücken eigener Erlebnisse unterstützt, mit den „Stadtgeschichten" nicht Gegenstücke, sondern Seitenstücke zu den „Dorfgeschichten" geliefert hätte durch Schilderung gleich beschränkter Verhältnisse, wie sie eben nicht nur in der Bauernstube, sondern auch in den Wohnungen kleiner Provinzial- und Landstädte heimisch sind.

Vielleicht wäre dann der schon erwähnte Mangel an dichterischer Kraft versteckt geblieben, der sich nicht bloß äußerlich durch die wechselnden Augen und Haare der Heldin verräth, vielmehr innerlich dadurch, daß die Entwicklung und die Lösung des Problems nicht aus diesem selbst hervorgehen; sie sind nur künstlich angeheftet in Gestalt zufälliger Ereignisse. So entsteht in „Keine Geborne" der hauptsächlichste Conflict, weil sich der adelige Ehemann von einer schönen Frau verführen läßt, seiner eigenen untreu zu werden, was nach seinem Charakter auch geschähe, wenn die letztere keine bürgerliche wäre, und so löst sich auch der Conflict mit Hülfe der nivellirenden Einflüsse von 1848.

Wie sieht die Welt heutzutage aus? Diese einfache Frage zu beantworten

Digitized by Google

ist doch wohl die harmloseste Aufgabe, die man dem modernen Roman, dem „Epos der Gegenwart" stellen kann. Dennoch wird sie in Beziehung auf die socialen Verhältnisse so selten in ansprechender Weise gelöst, daß man sich schon zufrieden geben muß, wenn sich im Roman die Welt in ihren localen, in ihren geographischen Verhältnissen mit einiger Wahrheit darstellt, wobei eine mehr oder minder lebendige Staffage aus dem Leben der Zeit das belletristische Interesse zu vertreten hat. Von dieser Art ist „Paul Bruno", von Karl Robert, ein Roman „aus dem idealen und realen Leben", wie auf dem Titel ausdrücklich bemerkt ist. Real ist der Roman insoferne als es ein Reiseskizzenbuch sein kann, welches sich über mehrere der herrlichsten Punkte Deutschlands und Italiens verbreitet. Die Handlung beginnt in Heidelberg und seiner Umgebung und am Rhein, zieht sich in das baierische Hochland, um uns ein reizendes Bild von der Fraueninsel im Chiemsee zu geben, geht weiter nach Berchtesgaden und zum Königssee, kehrt zu den Rheingegenden zurück, verweilt ein wenig in Wiesbaden, besucht das Berner Oberland und nimmt längeren Aufenthalt in Rom und Neapel. Wieder nach Deutschland zurückgekehrt, muß sie doch erst wieder ein einsames Gebirgsdorf in Baiern, einen Theil der Schweiz und die Umgebung von Florenz aufsuchen, bevor sie sich am Rheine wieder zur letzten Ruhe bringt. Indessen schließt sich das Gemüth des Lesers der Reise mit vergnüglichem Gefühle an, denn die Miniaturbilder dieser Wanderungen sind ohne Ueberschwänglichkeit, einfach, hübsch und verlockend gezeichnet, so daß man sich manches von den unliebsamen, erdichteten Schicksalen gefallen ließe, um den Preis, sie auf denselben Schauplätzen bei gleich günstigem Wetter zu erleben.

Was aber das „Ideale" oder den Roman selbst betrifft, so ist er bloß ein Product der Reflexion und keineswegs des Talentes. Das würde bei der schriftstellerischen Gewandtheit des Verfassers nicht so offen hervorgetreten sein, wenn er sich mit der Form einer kleinen Novelle begnügt hätte, nicht etwa, weil die Fabel keinen großen Umfang erlaubt, denn dieses materielle Kennzeichen darf über den Unterschied zwischen Roman und Novelle nicht entscheiden, sondern weil sie innerlich nicht viel Gehalt und, obgleich mit den Grundlagen der Ehe beschäftigt, nach den Charakteren, die dabei ins Spiel kommen, keine sociale Bedeutung hat.

Ein Jurist, der lieber Dichter wäre, verschmäht ein ihm von den Eltern gewähltes treffliches Mädchen, um ein in der Pension erzogenes, das nur für „Höheres" Sinn hat, ein Mädchen von „idealer" Richtung zu heiraten. Die junge Frau hat in ihrem ästhetischen Dilettantismus nie geahnt, daß das Leben nicht aus großen Ereignissen besteht, welche den Opfermuth des innersten Menschen herausfordern, sondern aus Tagen und Augenblicken, von denen jeder praktische Pflichterfüllung heischt, wenn eine friedliche Gemeinsamkeit möglich werden soll. In Ermanglung dieser Einsicht, welche eine richtige Mädchenerziehung giebt, wird die Ehe sehr unglücklich, bis eben die unglücklichen Schicksale noch rechtzeitig nachzuholen gestatten, was die Töchterpension zu lehren versäumte. Diese pädagogische Mission des Schicksals, wie häufig sie auch von Roman und Drama zur Herbei-

Digitized by Google

führung eines „guten Ausganges" in Anspruch genommen wird, bleibt immer eine sehr unkünstlerische. Denn die Kunst hat es mit dem am Menschen zu thun, was sich weder erlernen noch verlernen läßt, mit dem Charakter, der immer derselbe bleibt, mit der ewigen Naturbeschaffenheit und nicht mit veränderlichen Manieren.

Einen Roman giebt es, der uns die Welt nicht zu zeigen braucht, wie sie sein sollte oder könnte, oder wie sie sich nur in einem besonders gearteten Gemüth spiegelt — und das ist der humoristische Roman. Welches sonderbare Schicksal schwebt über dem deutschen Geisteleben, daß wahrhaft humoristische Romane gerade einer Nation fehlen, welche so viele Anlage als Sinn für Humor hat, eben so viele Bereitwilligkeit, sich in die innersten Gründe der Erscheinungen zu vertiefen, als ihr Spiel und Gegenspiel ohne Leidenschaft, mit jener kosmopolitischen Uneigennützigkeit zu betrachten, welcher die Welt so leicht komisch erscheint, weil sie nichts von ihr haben will. Ein philosophisches Volk, wie das deutsche, sollte die besten, die zahlreichsten humoristischen Romane haben und sie sollten niemals aufhören zu erscheinen.

Sieht man aber, was in dieser Art heute geboten wird, so muß man sich fast wundern, daß es in deutscher Sprache geschrieben ist. „Das Griesheimer Haus", von Ernst Pasqué, läßt durch seinen Nebentitel: „Eine Wald-, Jagd- und Spukgeschichte des 18. Jahrhunderts" auf humoristischen Inhalt schließen, Und in der That, der Roman bemüht sich weidlich durch alle möglichen Mittel Lachen zu erregen. Man wird bei Beurtheilung des Buches an jenen wahrheitsliebenden Mann erinnert, dem ein Gönner eine Flasche Wein vorsetzte, mit der Aufforderung, seine Meinung über das Getränk zu sagen. Der verlegene Trinker versicherte, daß es ein vorzüglicher, ein ganz ausgezeichneter alter Wein sei, er hätte nur einen einzigen Fehler — er wäre nicht gut. — „Das Griesheimer Haus" ist unbestreitbar ein humoristischer Roman, er hat nur einen einzigen Fehler, er hat keinen Humor.

Der Anfang ist vielversprechend und eine ernste Darstellung der Zeit und des Ortes ließe man sich wohl gefallen. Man liest gerne von dem großen Wald bei Darmstadt, der ein kolossaler Thiergarten ist, von den Jagden des Landgrafen vor hundert Jahren, von den Bauern, denen der Wildschaden den Ackerbau verleidet, so daß sie im Sommer als Kräutersammler die Welt durchziehen und im Winter wieder zu ihrem Dorfe heimkehren, von dem patriarchalischen Verhältniß, das gleichwohl zwischen Fürst und Land herrscht, und endlich von dem geheimnißvollen Wildschützen, der die besten Rehe und Hasen auf dem Markte in Frankfurt wohlfeil macht. Mit der Geschichte dieses Wildschützen jedoch beginnt eine Reihe handgreiflicher Späße, welchen selbst die Zeichner der „Fliegenden Blätter" nichts Ergötzliches und die noch übrigen Verehrer der italienischen Pantomime kein Lachen mehr abgewinnen würden.

Wenn der Verfasser mindestens so viele technische Berechnung gehabt hätte, nicht schon im voraus in das Geheimniß des Spukes einzuweihen! Es fehlt dadurch sogar die banale Spannung. Man würde lieber zu den Gefoppten gehören,

Digitized by Google

die erst am Schlusse aufgeklärt werden, als jetzt zu jenen, die sich verleiten lassen, den Roman von Anfang an zu lesen. Hieronymus Lorm.

Dante Allighieri[1].

III.

Wenn von zwei sich feindlich gegenüberstehenden Parteien die eine in ihrem Innern sich spaltet, so geschieht es häufig, daß die schwächere der neu gebildeten Fractionen zur gegnerischen Partei übergeht und, um den neuen Groll zu stillen, den alten vergißt. Solche Umwandlungen sind um so leichter, je mehr den Parteibildungen nicht tiefe politische Ueberzeugung, sondern bloß kleinlicher Hader, Herrsch- und Habsucht zu Grunde liegen. Wir werden es daher begreiflich finden, daß die Weißen, welche im Beginne nur eine Schattirung der Guelfen waren, sich zum Ghibellinismus zuerst neigten, nach ihrer Vertreibung aber entschieden bekannten. Auch von Dante hört man nur zu oft wiederholen, daß er, der früher für die Guelfen gefochten und in der guelfischen Stadt wichtige Aemter bekleidet hatte, vom Gefühle des Zornes über die ihm zugefügten Unbilden getrieben worden sei, einer der eifrigsten und unversöhnlichsten Ghibellinen zu werden. Selten hat oberflächliche Anschauung und seichte Auffassung der Thatsachen einem edleren Manne größeres Unrecht zugefügt. Dante fing, wie wir gesehen haben, damit an, daß er, seiner Bürgerpflicht eingedenk, dem Vaterlande im Kriege und Frieden diente; aber gerade die hervorragende Rolle, welche er bei der Leitung der Republik spielte, gab ihm gar oft zur traurigen Wahrnehmung Anlaß, daß das eigentliche Wohl des Staates nur sehr Wenigen am Herzen lag und die Meisten zu ihren Handlungen vom engherzigsten Particularismus bestimmt wurden. Die mit immer größerem Eifer betriebenen Studien erweiterten und erhöhten seinen Gesichtskreis und immer deutlicher bildete sich in ihm das Bewußtsein, daß nur jene Politik wahrhaft heilbringend sei, welche die Sonderinteressen dem allgemeinen Wohle unterordnet. Er bemühte sich, diesen Grundsätzen in die Verwaltung der Stadt Eingang zu verschaffen, und wenn er sich auch darin nur schwach unterstützt sah, so hielt er sich deßhalb doch nicht für berechtigt, von der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurückzutreten. Ein echter Mann der That, fühlte er die Pflicht, in die gegebenen Verhältnisse, so lange es mit seiner Würde und seinem Gewissen vereinbar war, sich zu fügen und im Vereine mit jenen zu handeln, welche seinen

[1] Siehe Nr. 19 dieser Wochenschrift. Inzwischen ist am 15. Mai auf Veranstaltung des k. k. Professorencollegiums der philosophischen Facultät im Festsaale der k. Akademie der Wissenschaften eine Dante-Feier abgehalten worden. Die von dem Verfasser gehaltene Festrede bildet im Wesentlichen den Inhalt der folgenden Abschnitte.

Digitized by Google

edlen Ansichten am nächsten kamen oder auch nur am wenigsten von denselben sich entfernten. In diesem Lichte erscheint er uns während seines Priorats und seiner Gesandtschaft an Bonifaz VIII.: unparteiisch, voll glühender Liebe für die Vaterstadt, von welcher er die Geißel einer fremden Invasion mit aller Kraft entfernt zu halten sich bemühte. Verleumdet, verbannt, zu entehrender Todesstrafe verurtheilt, giebt er seine Unglücksgenossen nicht ihrem Schicksale preis, sondern sucht ihren Muth aufzurichten, ihren Sinn zu stärken, sie zu wohlerwogenen und männlichen Thaten anzufeuern. Doch seine Bemühungen waren fruchtlos; Uneinigkeit und Mangel an Energie vereitelten die Ausführung jedes größeren Planes und bald schied Dante unwillig und betrübt von seinen Genossen, um einsam und still seinen eigenen Weg zu gehen und für jene großen Ideen zu leben, welche seinen Geist und sein Herz erfüllten. Je trauriger die Verhältnisse um ihn wurden, desto lebhafter fühlte der Dichter die Sehnsucht nach ideeller Vollkommenheit, und die schmerzlichen Erfahrungen, die er erleben mußte, trugen wesentlich dazu bei, ihn von der Trefflichkeit jener politischen Lehre zu überzeugen, zu deren Erkenntniß er schon früher auf wissenschaftlichem Wege gelangt war, der Lehre nämlich von der allgemeinen Weltordnung unter der Leitung einer Universalmonarchie. Jetzt erst geht er an die Ausführung des ihm schon lange vorschwebenden Planes der „Göttlichen Komödie" und arbeitet gleichzeitig sowohl an dem großen philosophischen Werke „Das Gastmahl" (Convito), als an dem Buche „De Monarchia", von denen das erstere gelegentlich, das zweite aber ausschließlich sein politisch-religiöses System darlegt, die dafür sprechenden Argumente anführt und die dagegen erhobenen Einwendungen bekämpft.

Diese Lehre nun, in welcher das ganze intellectuelle Leben Dante's gipfelt, kann kurz so zusammengefaßt werden. Der nicht auf Abwege gerathene Mensch strebt unabläßig nach Glückseligkeit, und zwar ist diese, da der Mensch aus Körper und Seele besteht, eine zweifache, die irdische und die ewige Glückseligkeit. Diese zwei Arten bedingen und ergänzen sich gegenseitig, die eine kann ohne die andere nicht gedacht werden. Die erste durch die Cardinaltugenden zu erringen, lehrt uns die Philosophie, während das Mittel, in Ewigkeit selig zu sein — die Ausübung der geistlichen Tugenden — uns von der Theologie geboten wird. Sich selbst überlassen, können die Menschen dieses doppelte gemeinsame Ziel nicht erreichen; sie bedürfen einer Führung, welche diese Gemeinschaftlichkeit gleichsam verkörpert, sinnlich darstellt. Da aber die ersehnte Glückseligkeit zweifacher Art ist, so müssen auch der Führer, welchen die Leitung dieses Allen innewohnenden Strebens anvertraut wird, zwei sein, von denen jeder seine eigene Aufgabe ins Auge faßt und verfolgt: Kaiser und Papst. Der Kaiser sorgt für das irdische Glück, er steht über allen Staaten und Nationen, über allen Fürsten und Königen; von Habgier und Ehrgeiz frei, da ihm Alles unterworfen ist, entscheidet er bei vorkommenden Streitigkeiten, durch strenge Ausübung der Gerechtigkeit erhält er dauernden allgemeinen Frieden. Keine Autokratie: denn die universelle Monarchie duldet unter sich alle möglichen auf Zucht und Ordnung gegründeten Staatsverfassungen, achtet

Digitized by Google

sie und sichert ihren Bestand vor gewaltthätigen Umwälzungen. Das Recht und die Pflicht für das allgemeine Wohl zu sorgen empfängt der Kaiser unmittelbar von Gott; ebenso wie das Ziel der Menschheit, die Glückseligkeit, an sich Eines und nur zweifacher Art ist, so zweizackt sich (um den treffenden Ausdruck Dante's zu gebrauchen) die Macht der Führer unmittelbar von Gott. Eigentliche Stätte dieser doppelten Autorität und daher Mittelpunkt der Geschichte des Menschengeschlechtes ist Rom: der Sitz des Papstes, die Stadt, welche dem Kaiserthume den Namen giebt. Seit uralter Zeit bereitete die Vorsehung die Geschicke dieser bedeutungsvollen Stadt vor, langsam aber unaufhörlich brachte sie dieselben zur Reife, und das doppelte Werk wurde gleichzeitig vollendet: die Gründung des römischen Kaiserreiches und das Erscheinen des Erlösers sind contemporane Ereignisse. Nur im harmonischen Zusammenwirken der zwei Vertreter der Menschheit liegt die Bedingung allgemeiner Ordnung, allgemeinen Glückes; jede Störung desselben bringt Unheil über die Welt.

Diese Lehre, der man wohl Lebensfähigkeit, nicht aber überwältigende Größe absprechen kann, war es nun, zu der sich Dante eifrig bekannte, an der er bis zu seinem letzten Athemzuge um so fester hing, je mehr er Gewaltthätigkeit, Eigennutz und Heuchelei an der Stelle von Rechtssinn, Menschenliebe und echter Religiosität herrschen sah. Dante war demnach weder ein Guelfe noch ein Ghibelline, im Sinne wenigstens seiner Zeitgenossen, welche sich dieser Parteinamen nur wie eines eitlen Aushängeschildes bedienten, um ihre kleinlichen Zwecke zu erreichen; in seinen Augen waren vielmehr die Ghibellinen nur eine Faction, welche, wenn sie sich auch als Beschützerin des Kaiserthums aufwarf, doch nur auf eigenen Vortheil bedacht und der erhabenen, alle Parteien überragenden und ausschließenden Mission des Kaiserthumes durchaus unbewußt war. Doch Dante war nicht der Mann, welcher sich mit kopfhängerischen Träumereien hätte begnügen können; vielmehr wartete er immer vertrauungsvoll auf die Verwirklichung seines Lieblingsplanes, und im Kreise jener Männer, in welchen die alten Tugenden nicht ganz erstorben waren, suchte er Trost für die Gegenwart, Hoffnung für die Zukunft. So finden wir ihn in den Jahren 1306 bis 1307 in der Lunigiana, am Hofe der Markgrafen Malaspina, deren hohe Verdienste und großmüthige Gastfreundschaft er mit rührender Dankbarkeit rühmt. Und als die großartige im Aussterben begriffene Theorie einen letzten begeisterten Kämpfer fand, da eilte Dante aus Paris, wo er theologischen Studien oblag, eiligst herbei (1310) und stand für den neuen Kaiser mit aller Kraft seiner Ueberzeugung, mit der ganzen Energie seines Charakters ein. Selbst als der mit so frischem Muthe und so hochgespannten Erwartungen unternommene Zug Heinrichs VII. ein jähes, trauriges Ende nahm (1313), da verzweifelte Dante noch immer nicht. Der rührenden Anhänglichkeit, welche er für den ihm so früh entrissenen Kaiser bewahrte, giebt er dadurch Ausdruck, daß er ihm in den höchsten Regionen des Paradieses einen erhabenen Sitz vorherbestimmt. Dort, so belehrt ihn Beatrice, dort wird des großen Heinrich Seele sitzen, der Italien wohl zu ordnen kommen wird, bevor es bereit ist

Digitized by Google

l'alma . . . .
Dell' alto Arrigo, che a drizzare Italia
Verrà in prima ch'ella sia disposta (Pd. XXX., 136 ff.)

Diese Worte sind sehr bedeutsam. Das Unternehmen Heinrichs war also gescheitert, nicht etwa (wie es in der That der Fall war) weil er längst vergangene Verhältnisse wieder herzustellen sich bestrebte, sondern weil die Völker dazu noch nicht reif genug waren, mit anderen Worten: nicht „zu spät", „zu früh" war Heinrich erschienen, um Italien zu ordnen: Italien, denn wenn auch die Macht des Kaisers sich über alle christlichen Staaten erstreckte, so waren es doch die Schicksale der Halbinsel, welche auf jene der Gesammtheit den entscheidendsten Einfluß hatten. So verstand es Dante, seinen Kosmopolitismus mit der Liebe zu seiner engeren Heimat in Einklang zu bringen.

Nach dem Tode Heinrichs finden wir unseren Dichter einige Zeit hindurch (1314 bis 1316) in Lucca bei Uguccione della Faggiuola, dann in Verona bei Cane della Scala, dem hochbegabten jungen Manne, auf welchen die Hoffnungen aller kaiserlich Gesinnten gerichtet waren, mochten sie, wie die meisten unter den Ghibellinen, vom Kaiserthume nur den Aufschwung ihrer Partei oder, wie Dante, den Sieg der Ordnung und Gesetzlichkeit über alle Parteien erwarten. Doch auch dort war seines Verweilens nicht lange und unablässig setzt der unglückliche Dichter jene Wanderungen fort, welche schon mit dem ersten Tage seines Exils begonnen hatten; keine Stadt, kein Fürstenpalast vermag ihn auf längere Zeit zu fesseln und jeder Tag bringt ihm neue Enttäuschungen, neue Schmerzen. Doch ein Trost bleibt ihm in seinem Unglücke: das Gefühl, für die Wahrung seiner Würde und seiner innersten Ueberzeugung mit unbeugsamem Muthe zu leiden. Er vergeht vor Sehnsucht die Heimat wiederzusehen, die süße Heimat, an die er beständig denkt, deren bezaubernd schönes Bild ihm immer vor den Augen schwebt und ihm in den angstvollen Träumen erscheint: aber als Florenz ihm die Rückkehr anbietet unter der Bedingung, daß er seine Schuld öffentlich bekenne und eine Geldbuße leiste, weist der edle Mann das Ansinnen mit aller Entschiedenheit zurück. „Ist das", ruft er aus, „der Ruhm, mit welchem man Dante Allighieri in das Vaterland zurückruft, nachdem er fast drei Lustra die Verbannung ertragen hat? Auf solche Weise belohnt man seine Unschuld, die niemand mehr verkennt? Auf solche Weise den Schweiß und die Arbeit, welche er auf Gelehrsamkeit verwandt hat? . . . Wenn man nicht auf einem ehrenvollen Wege in Florenz eingehen kann, so werde ich nie wieder in Florenz eingehen. Und warum nicht? Werde ich nicht die Sonne und die Gestirne überall erblicken? Werde ich nicht überall unter dem Himmel den edelsten Wahrheiten nachforschen können, ohne daß ich mich ehrlos und sogar schmachbeladen wieder darbiete dem Volke und der Stadt von Florenz? Und auch Brot, hoffe ich, wird mir nicht fehlen." Und doch schmeckte ihm dieses fremde Brot gar bitter, und gar schwer fiel es ihm, fremde Stiegen zu steigen!

Die letzte Zufluchtsstätte fand Dante in Ravenna (1320), wo Guido Novello

Digitized by Google

da Polenta, ein edelsinniger Fürst, den todmüden Mann gastlich aufnahm, ihn mit allen Ehren auszeichnete und sorgfältig bedacht war, ihm ein behagliches ruhiges Dasein zu schaffen. Guido war ein Guelfe, ein Umstand, der uns wieder am deutlichsten die Gesinnung unseres Dichters und sein Verhältniß zu den Parteispaltungen seiner Zeit erkennen läßt. Im Augenblicke der That schloß er sich den Ghibellinen an, welche den von ihm verfochtenen Ideen näher standen, und die zuerst berufen waren, zu deren Verwirklichung, wenn auch unbewußt, beizutragen; nun aber, wo die Hoffnung auf eine sociale Wiedergeburt wenigstens für die Zeit seines Lebens völlig entschwunden war, stand er beiden Parteien gegenüber durchaus neutral, und ebenso wie er die zahllosen Unwürdigen der einen und der anderen Seite verachtete, so wußte er die Wenigen hochzuschätzen, welche durch die Gaben des Geistes und des Herzens hervorragten, mochten sie nun Guelfen oder Ghibellinen sein.

Am 21. September 1321 beschloß Dante sein Leben in Ravenna, im Alter von 56 Jahren und einigen Monaten. Er wurde in der Minoritenkirche daselbst mit feierlichem Geleite beigesetzt, und der Lorbeerkranz, welchen der Dichter am Borne seiner Taufe zu empfangen so sehnsüchtig wünschte (Pd. XXV, 1—9), schmückte nun seine erbleichte Stirne.

IV.

Nach dieser kurzen Schilderung der Lebensschicksale Dante's wollen wir zur Betrachtung seiner Werke übergehen. Ueber Inhalt und Form seiner Jugendarbeit, der „Vita Nuova", ist das Nöthige schon gesagt worden; nur eine Episode blieb unerwähnt, welche in engem Zusammenhange mit einem anderen, ebenfalls aus Versen und Prosa bestehenden Werke steht.

In den letzten Abschnitten der „Vita Nuova" erzählt nämlich Dante, wie anderthalb Jahre nach dem Tode Beatrice's er einer jungen und schönen Frau gewahr wurde, die ihn mitleidig anblickte. Da fing in seinem Herzen ein Gefühl der Neigung und der Dankbarkeit für die theilnahmsvolle Frau sich zu regen an, gegen welches jedoch die Erinnerung an Beatrice kämpfte. In zwei Sonetten schildert er das Schwanken seiner Seele, bis die erste Liebe den vollen Sieg davontrug. Beatrice erscheint ihm im Traume, in demselben Alter, in derselben Kleidung, wie er sie zum ersten Male gesehen hatte. Da beschloß er, keine andere Frau mehr zu besingen, und von Beatrice selbst wollte er nun nicht mehr reden; in einigen Jahren würde er von ihr sagen, was noch von keiner gesagt worden sei. Diese kurze, aber anziehende Episode würde in Dante's Leben von keinem weiteren Belange sein, wenn der Dichter nicht später diese vorübergehende Neigung in seiner eigenthümlichen Weise aufgefaßt und sie zum Ausgangspunkte eines größeren wissenschaftlichen Werkes, des Gastmahles (Convito), gemacht hätte. Wir haben schon gesehen, wie Dante besonders dadurch seinen lyrischen Gedichten einen höheren Werth zu verleihen suchte, daß er denselben ernstere, wenn auch minder poetische Deutungen unterlegte. Der Dichter und der Philosoph waren in ihm so innig

Digitized by Google

verbunden, daß er einerseits sich bestrebte, seine an und für sich gehaltvollen und geistig durchdachten lyrischen Gedichte als Träger wissenschaftlicher Gedanken darzustellen, andererseits philosophische Lehrsätze auf keine würdigere und ersprießlichere Art vortragen zu können glaubte, als wenn er sie in Verbindung mit der Poesie brachte. Dazu kam ein äußerer Anlaß, der ihn zur Abfassung des „Convito" bewog. Das Elend, in welches er durch die Verbannung gestürzt worden war, hatte sein Ansehen in den Augen jener geschmälert, welche, nur nach dem Erfolge urtheilend, bereit sind, in jedem Unglücklichen einen schuldigen und verachtungswürdigen Mann zu erblicken. Dante fühlte nun das Bedürfniß, dieser Geringschätzung, die er auch thatsächlich erfahren haben mag, dadurch entgegenzuarbeiten, daß er die Tüchtigkeit seiner Kenntnisse, den Ernst seines Strebens und die Lauterkeit seiner moralischen und politischen Grundsätze in einem umfassenden Werke darzulegen suchte. Nicht für einen Sänger von Liebeständeleien, welcher flatterhaft den Gegenstand seiner Neigung wechselte, wie oberflächliche Beurtheiler der „Vita Nuova" und seiner anderen lyrischen Gedichte glauben konnten, wollte er gehalten werden; man sollte wissen, daß er nach höheren Zielen steuerte, und daß der edelste Wissensdrang seine Seele erfüllte. Er beschloß demnach vierzehn seiner Canzonen zu einem Cyklus zu vereinigen und denselben einen Commentar beizugeben, worin er erstens im Einzelnen die Ergebnisse seiner gründlichen Studien mittheilte, dann aber im Allgemeinen die verborgene höhere Bedeutung der Lieder enthüllte. Das Werk hätte aus fünfzehn Abschnitten bestehen sollen, und zwar aus einer einleitenden Abhandlung und ebensoviel Tractaten als Lieder zu commentiren waren. Aus zahlreichen Hinweisen früherer Tractate auf spätere ersieht man deutlich, daß Dante den Plan des ganzen Werkes sich vorher genau zurechtgelegt hatte, sowohl was die Aufnahme und Reihenfolge der Gedichte als auch was den Inhalt der sie erläuternden Tractate betraf. Leider aber fehlte ihm die Muße oder die Lust, das begonnene umfangreiche Werk zu vollenden, von dem nur ein vier Tractate, d. h. die Einleitung und den Commentar zu den drei ersten Canzonen enthaltendes Fragment vorhanden ist. Von den Canzonen bezieht sich die erste auf den Seelenkampf, den er zu bestehen hatte, als die Neigung zur mitleidigen Frau die Erinnerung an Beatrice zu verdrängen suchte. Der Dichter meint nun, unter dieser anmuthigen, milden Frau, welche er doch in der „Vita Nuova" mit so vieler Naturwahrheit geschildert hatte, sei nur die Philosophie zu verstehen, zu deren Studium er sich wandte, um sich über Beatrice's Verlust zu trösten. Ebenso war die zweite Canzone ohne Zweifel ursprünglich ein echtes, warm empfundenes Minnelied und aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls zum Preise jener Frau gedichtet, die aber hier natürlich wieder nichts anderes als die Philosophie vorstellen soll. Schon die dritte Canzone handelt nicht mehr von der Liebe; sie ist vielmehr ein Lehr- und Strafgedicht, bestimmt, die Begriffe vom wahren (Seelen-) Adel zu läutern. Welche unter den uns erhaltenen lyrischen Gedichten Dante's dazu erlesen waren, das Thema zu den elf fehlenden Tractaten abzugeben, ist sehr schwer zu bestimmen: nur für einige derselben lassen sich mehr oder weniger gegründete Vermuthungen aufstellen. Es

Digitized by Google

werden darunter manche sein, welche ursprünglich der mitleidigen Frau gegolten hatten, andere werden andere Frauen besungen haben, vielleicht auch Beatrice selbst, da, wie wir wissen, nicht alle sie betreffenden Lieder in die „Vita Nuova" Eingang fanden; manche mögen endlich nun erst gedichtet worden sein, um den Rahmen des projectirten Werkes zu vervollständigen: alles bleibt aber, wie gesagt, nur Vermuthung und als Thatsache ist nur festzuhalten, daß die Gedichte zum größten Theile bei ihrem Entstehen eine andere, durchweg verschiedene Bedeutung hatten und sie im „Convito" nur als Vermittler von philosophischen Auseinandersetzungen dienen. Das „Convito" und die „Vita Nuova" haben demnach nur das gemein, daß in beiden die Gedichte früher verfaßt worden und die Prosa später hinzugetreten ist; das Verhältniß aber, in welchem diese zu jenen steht, ist in den beiden Werken geradezu entgegengesetzt. In der „Vita Nuova" bildet die Poesie die Hauptsache und die Prosa ist bloß eine oft nur umschreibende Erläuterung derselben, während im „Convito" die Bedeutung der Gedichte völlig zurücktritt vor jener der Prosa, welche den eigentlichen Inhalt des Werkes ausmacht. Man kann daher von den Gedichten füglich absehen, und nachdem man sie in jene ihnen ursprünglich zukommende Stellung wieder versetzt, aus welcher der Dichter sie herausnahm, darf man lediglich auf den Commentar seine Aufmerksamkeit richten. Dieser besteht nun aus zwei nothwendig von einander zu unterscheidenden Theilen, aus der fortlaufenden Erläuterung, welche, den einzelnen Versen folgend, daraus Veranlassung nimmt, Fragen aus dem Gebiete der verschiedensten Wissenschaften zu erörtern, und der Deutung der Allegorie des als ein Ganzes aufgefaßten Liedes. Letztere steht im zweiten und dritten Tractate am Ende; im vierten, das ein Lied commentirt, welches von Liebe nicht handelt und worin nur der Dichter im Beginne sagt, daß, da er Groll und Unmuth in der Herrin Augen sieht, er für jetzt von Liebe nicht mehr sprechen und nur kundmachen wolle, was dem Menschen wahren Adel verleihe, begnügt sich Dante damit, schon im Anfange nach gewohnter Art zu erinnern, daß die Herrin wieder nur allegorisch als die Philosophie aufzufassen sei, und beschäftigt sich dann bis zum Ende des Tractates ausschließlich mit der Erklärung der einzelnen Verse. Ueber letztere nun ist wenig zu erinnern, es genügt, noch zu bemerken, daß die Anknüpfung an die Dichtung gewöhnlich eine ganz äußerliche, manchmal an ein einzelnes Wort sich klammernde ist. So heißt es an einer Stelle von der Geliebten, die Sonne sehe in ihrem Laufe kein so holdes Wesen, und dieser Ausspruch giebt Gelegenheit zu einem astronomischen Excurs über den Sonnenlauf, und wieder wird bei Anführung einer Aeußerung Kaiser Friedrichs II. über den Adel das System der Universalmonarchie erörtert. So befremdend eine solche Methode auch erscheinen mag, so fühlt man doch freudiges Erstaunen über das ausgedehnte Wissen des Dichters und bedauert lebhaft, daß dieses Werk, welches mit Recht als der nützlichste Commentar zur „Göttlichen Komödie" bezeichnet worden ist, unvollständig geblieben sei.

Zu größerer Aufmerksamkeit fordert die allgemeine Erklärung heraus. Nach der Ansicht ausgezeichneter deutscher Gelehrten soll Dante beabsichtigt haben, darin

Digitized by Google

den Kampf zwischen irdischer und göttlicher Weisheit zu veranschaulichen. Die Philosophie, auf ihre eigenen Kräfte muthwillig vertrauend, maßt sich an, alle Probleme selbst lösen und zur Erkenntniß der Wahrheit allein gelangen zu können; wer aber ihren Versprechungen Gehör schenkt, wird nur zu bald ihrer Ohnmacht gewahr, und wenn ihm die Gnade beisteht, kehrt er zum Glauben, zur wahren göttlichen Weisheit zurück. Diesen inneren Kampf soll Dante selbst bestanden haben; vom Zweifel gequält, soll er vom Glauben abgefallen sein, um jedoch dann nur um so eifriger in demselben Trost und Frieden zu suchen. Das Bruchstück, das wir vom „Convito" besitzen, berechtigt indessen nicht zu einer so bestimmten Schilderung des Seelenlebens Dante's. Allerdings kann man voraussetzen, daß diese Kämpfe, welchen alle großen Geister unterworfen sind, auch unserem Dichter nicht werden erspart worden sein, daß auch seine Seele nur nach langer Gährung sich wird geläutert haben; im „Convito" jedoch kommen nur leise Andeutungen darüber vor, bloß aus dem vollständigen Werke könnten wir das zusammenhängende Bild jener Seelenvorgänge erhalten, welche Dante ohne Zweifel durch seine Allegorisirungen zu schildern beabsichtigte.

Das Werk ist italienisch abgefaßt, und zwar nicht ohne Absicht. Dante wollte jene Lügen strafen, welche anderen Sprachen den Vorrang vor der italienischen einräumten und, indem sie behaupteten, letztere sei der Behandlung wissenschaftlicher Fragen nicht fähig, ihre Werke lieber in einer fremden, als in ihrer eigenen Muttersprache verfaßten. Mit beredten Worten wirft er ihnen die Verkehrtheit ihres Urtheils und den Mangel an Patriotismus vor und zugleich überweist er sie mit seinem glänzenden Beispiele ihres Irrthums.

Aehnlich ist der Inhalt eines lateinisch geschriebenen Buches *über die Volkssprache* (de vulgari eloquio), welches ebenfalls unvollendet blieb. Im ersten Buche werden die Vorzüge der italienischen Sprache hervorgehoben, die einzelnen Mundarten aufgezählt und die Wege untersucht, auf welchen man zu einer edlen, gebildeten, vorzüglich der lyrischen Poesie angemessenen Sprache gelangen könne. Die anderen drei Bücher sollten eine Art Poetik bilden, es sind jedoch nur einige Capitel vom zweiten vorhanden.

Wenn wir nun noch einige äußerst werthvolle lateinische Briefe und zwei lateinische Eklogen erwähnen, so haben wir alle kleineren Werke Dante's aufgezählt und können nun zur Betrachtung jenes schreiten, dem er seinen unsterblichen Ruhm verdankt.

A. Mussafia.

Digitized by Google

Die Reform der Rechtslehre an der Wiener Hochschule seit deren Umwandlung zu einer Staatsanstalt.

Von Prof. Dr. **Wahlberg.**

III.

Zeitgenossen berichten uns von dem Umschwunge des allgemeinen Urtheils über den Zustand des Wiener Rechtsstudiums seit 1753. Schon 1757 versichert eine Flugschrift, daß die Fortschritte der Hochschule in Wien bereits im Auslande bemerkt werden und unter den Juristen über hundert Fremde sich befinden.

Von österreichischer Seite wird zunächst Hofrath v. Martini als ein bedeutender Gelehrter geschildert, welcher Naturrecht, Geschichte des Civilrechts und Institutionen mit großem Nutzen und Ruhm lehre. Wien sei seinen Bemühungen die Verbreitung gesunder Grundsätze in der Rechtswissenschaft und die Bildung vieler geschickter Männer schuldig, die in wichtigen Bedienstungen sich dankbar seine Schüler nennen.

Von Seite des Auslandes wird v. Martini's große Belesenheit und Einsicht anerkannt. Selbst die Göttingen'schen Anzeigen von 1769 sprechen ihm eine von Vorurtheilen gereinigte Vernunft zu, die überall von heftiger Liebe für den Regenten und das Vaterland geleitet werde.

Seinen in streng syllogistischer Form gehaltenen Vortrag mit murmelnder italienischer Aussprache kennzeichneten Gründlichkeit und Pedanterie. Nichtsdestoweniger kämpfte er mit Freimuth und Standhaftigkeit wider Mißbräuche und Vorurtheile. Die institutiones und historia juris civilis wurden nach dem hergebrachten Schlendrian gelesen, dagegen fand das Natur- und Staatsrecht liebevolle Behandlung. Die Vorlesungen hierüber glänzten gern mit Citaten aus göttlichen und profanen Schriften. Auf seinem Lehrstuhle gab sich Martini großes Ansehen. Seine Schüler waren sehr für ihn eingenommen. Sie sprachen von ihm als von einem Manne, der nicht seines Gleichen habe.

Hofrath Riegger gehörte vorzüglich zu den Männern, deren Leben und große Gelehrsamkeit Wiens und der Universität Ansehen hoben. Man rühmte ihm nach, daß Oesterreich seiner Lehrerthätigkeit die reinsten und unparteiischsten Grundsätze in Ansehung der Kirchen- und Staatsgewalt zu verdanken habe. Er habe muthig die Vorurtheile und Irrthümer, die auf den Lehrstühlen des kanonischen Rechts bisher geherrscht, im Interesse der Fürstenrechte zu verscheuchen verstanden, ohne jedoch den wahren Rechten des Oberhauptes der Kirche zu nahe zu treten. Rieggers kirchenrechtliche Schriften waren an der Hochschule und im Theresianum Vorlesebücher. Seit 1766 wurde die geistliche Lehrkanzel des Kirchenrechts den Jesuiten entzogen, „weil von keinem Religiosen eine bei den jetzigen Zeiten dem Staate anständige Lehre des juris canonici jemals zu hoffen sei". Nur die von

Digitized by Google

der Staatsverwaltung gutgeheißenen Sätze und Theses des Kirchenrechts sollten fortan gelehrt werden.

Die Riegger'schen institutiones juris ecclesiastici kamen bei der herkömmlichen Noth an Druckkosten nur langwierig in erster Auflage zu Stande. Dieses aus vier Quartanten bestehende Kirchenrecht blieb noch der Ordnung der Decretalen treu. Ein Auszug aus diesem Werke wurde zu akademischem Gebrauche bestimmt. Nach Rieggers Tod erschien auf Befehl des Hofes eine zweite Ausgabe seiner Institutiones juris eccles. in usum auditorum contract., welche Zusätze und Milderungen zu harter Ausdrücke enthalten sollte. Hofrath v. Martini ward mit der Redaction beauftragt, damit ohne Gefährdung der landesfürstlichen Gerechtsame der geistlichen Behörde keine gegründete Ursache zu Beschwerden gegeben werde. Diesen bedenklichen Auftrag wollte Martini ablehnen; zuletzt bat er, daß wenigstens die theologischen Professoren Gazzaniga und Bertieri als Censoren seiner Bearbeitung des Riegger'schen Lehrbuches bestimmt werden. Dagegen remonstrirten nun die Anhänger des dem Klerus sehr anstößigen Kirchenrechtslehrers J. Eybl: es sei nun um das reine katholische Kirchenrecht geschehen. Italiener, Mönche würden niemals mit den wahren Grundsätzen einverstanden sein! Ehe noch der erste Theil des Compendiums erschien, wurde derselbe so heftig verdächtigt, daß der Befehl erging, vorläufig die alte Auflage Rieggers für die öffentlichen Vorlesungen beizubehalten. Martini beschwerte sich über diesen Vorgang. „Man gab vor, als wäre ich wider eigenes Wissen durch Vorspiegelungen zweier wälscher Mönche getäuscht worden. Ohne mir eine Anzeige meines Versehens zu machen, ohne auf einen misrathenen Lehrsatz zu weisen, brachte man es dahin, daß das von mir berichtigte und noch nicht völlig abgedruckte Lehrbuch des canonischen Rechts verboten und unterdrückt wurde"

Man behauptete, um ein Beispiel anzuführen, daß die Macht und Untrüglichkeit des römischen Bischofs ein Hauptartikel des neuen Riegger'schen Lehrbuches sei, ungeachtet es doch lehrte: Primatum singularem inter omnes Episcopos præeminentiam, non autem monarchiam, et in omnes ecclesias conjunctim spectatas superioritatem absolutam demonstrare; oder daß jeder Papst den Verordnungen der allgemeinen Kirchenversammlungen unterworfen ist. Schon diese Reibung warf einen Schatten auf die in naher Zukunft bevorstehenden aufregenden Kämpfe — der prælectiones in jus ecclesiasticum austriacum.

Daß die Sonnenfels'sche Lehrkanzel vor allem dazu diente, im Wege des Universitätsunterrichtes die Grundsätze der Aufklärung zu verbreiten, wurde schon angedeutet. Ich habe hier nur noch zur Ergänzung der Rundschau in den juridischen Hörsälen zu erinnern, daß Sonnenfels mit seinen Zuhörern, die er als seine jungen akademischen Freunde ansprach, anregend, ziemlich freundlich und ohne die übliche Gravität verkehrte. Miegs freimüthige Briefe über den Zustand der Gelehrsamkeit und der Universität zu Wien schildern 1773 den Eindruck seiner Vorlesungen. Sein Vortrag war schön, angenehm, rein deutsch. Er hatte weder das pedantische noch das vornehme steife Wesen an sich, sondern erschien ganz

Digitized by Google

munter ohne ein Katheder-harlekin zu sein oder die Grenzen einer vernünftigen Ernsthaftigkeit zu verkennen. Der erwähnte Briefsteller erzählt: „Was mir dieses Mannes Vorlesungen noch angenehmer und schätzbarer macht, ist der Eifer, womit er die Rechte der Menschheit vertheidigt, und sein unerschrockener Muth, mit dem er Vorurtheile, heilige sowohl als profane, angreift; erschüttert, umstürzt! Wäre er im alten Rom oder zu Athen oder in unsern * * * geboren, er wäre des erhabensten Heroismus und Patriotismus fähig gewesen, die doch immer von der Erziehung und anderen Umständen Gewalt leiden. Von seinem moralischen Charakter sind mir Züge bekannt, die des menschenfreundlichsten Weisen würdig sind. O! möchte doch dieser verehrungswürdige, dieser rechtschaffene Mann seinen edlen Charakter nicht durch eine gar zu übertriebene Eitelkeit beflecken! Wie viel besser würde er für seinen Ruhm sorgen, wenn er weniger darnach geitzete! Und wie viel mehr, unendlich mehr Nutzen würde er stiften können, wenn er sich nicht durch thörichtes Wohlgefallen an sich selbst den Weg zum Herzen seiner Mitbürger verschlösse. Er würde mit seinem Reformiren weiter gekommen sein, wenn er gewisse Thorheiten mit Sanftmuth hätte heilen wollen! Nur für die bösartigsten Schäden sind beißende und ätzende Mittel gut und nothwendig. — Soll ich Ihnen sagen, daß er ein wirklich schöner, wohlgebauter Mann ist, und daß seine Frau mit der Schilderung in dem Briefe an Klotz ihm nicht geschmeichelt, sondern ihn bloß getroffen habe. Er weis es aber selbst, daß er schön und gelehrt ist, und bildet sich auf sein bel air nicht weniger ein als auf sein air savant. — Auch den bissigen Correspondenten in Schlözer's Staatsanzeigen misfällt Allerlei an dem Helden des Tages, namentlich dessen Vorliebe für öffentliche Disputationen."

Die Lehre des deutschen Criminalrechts hob an der Wiener Hochschule mit J. P. Banniza an. Dieser aus Würzburg 1753 berufene Professor lehrte peinliches Recht nach seinem systema jurisprudentiæ criminalis in usum auditorii in univ. Vienn. adornat. Anfänge einer Quellenkritik, bescheidene Anregungen des Sinnes für Systematik und für die wissenschaftliche Seite der Praxis machten seine Vorträge bei aller Magerkeit ihrer rechtsgeschichtlichen Anschauungen nach Struv, Brunquell, Kreß, Böhmer verdienstlich, um so mehr als er zuerst auf österreichisches Particularrecht und strafpolitische Erörterungen über Vertheidigungsrecht u. a. m. Rücksicht zu nehmen begann. Sein Nachfolger, Christoph Hupka, lehrte mit Beifall nach seinen Sätzen über das peinliche Recht auf Grundlage der Theresiana in Vergleichung mit der Carolina und vertheidigte im Einzelnen, mit Benützung der Lehren Martini's und Rieggers, Reformvorschläge auf dem Gebiete des inquisitorischen Strafverfahrens. Das Vertheidungsrecht wollte er erweitert, die peinliche Frage jedoch — nur gemildert haben! Hupka las auch Pandecten im buchstäblichen Sinne vor, in eintöniger singender Sprache.

Van der Haydn wurde nach Martini Lehrer des Staatsrechts. Sein Vortrag war gründlich, ernst, weniger pedantisch wie der der meisten übrigen Professoren. Durch den classisch gebildeten Hofrath v. Schrötter, der 1774 Director der juridischen Facultät wurde, durch die Bestrebungen des durch v. Heß nach

Digitized by Google

Gatterer in Göttingen eingeführten historischen Seminars in Wien gewann die Behandlung des Staatsrechts gediegenere wissenschaftliche Grundlagen, leider nur für die Zeit, in welcher Heß, Schrötter u. A. für geschichtliche Studien wirkten. Schon zeigten sich schöne Anfänge der Pflege des historischen Elementes in der Jurisprudenz. Im Theresianum, wie an der Hochschule wurde Geschichte in Verbindung mit Staatsrecht und Statistik getrieben. Lynch, Gaspari, Leporini. Reigersfeld lehrten nach den Werken der Göttinger Autoritäten, nach Pütter, Gatterer, Schlözer, Achenwall. Ein Schüler des historischen Seminars, J. B. Fölsch, schrieb 1775 eine Abhandlung über die Verbindung der Universalgeschichte mit dem deutschen Privatrechte und bezeichnete das Studium der Rechtsgeschichte als den Grund aller Rechtswissenschaft.

Der Umstand, daß das Naturrecht an die Spitze des Systems gestellt wurde, schloß keineswegs alle geschichtlichen Studien aus. Daß der professor historiarium den letzten Rang und kleinsten Gehalt hatte und sein Gegenstand erst im fünften Curse vorgetragen wurde, zeigte wohl Unterschätzung, aber noch nicht geschichtsfeindliche Unduldsamkeit. Reichsgeschichte wurde von Prof. Schmidt vorgetragen, der diese seinen Zuhörern lateinisch in die Feder dictirte. Erst seit 1768 mußte nebst Reichsgeschichte und deutschem Staatsrechte auch europäische Verfassungsstatistik nach den Grundsätzen Pütters und Achenwalls in deutscher Sprache vorgetragen werden.

Der geistige Zwang, der auf der akademischen Pflege der Rechts- und Staatslehre lastete, die fortwährenden Maßregelungen durch Directoren, Censoren, Vorlesebücher, Prüfungen, der Mangel an neuen hervorragenden Lehrkräften, der Mechanismus der vorgeschriebenen Lehrmethode wirkten nachtheilig auf den wissenschaftlichen Fortgang des Wiener Rechtsstudiums. Nur zu bald trat, von wenigen tüchtigen Lehrern abgesehen, in den Hörsälen die Tendenz einseitiger Abrichtung für Regierungszwecke hervor, und immer lebhafter wurde der Mangel eines wissenschaftlich regsamen, gediegenen Nachwuchses empfunden.

So kam es, daß der frischere Geist und der Glanz der Studienreform noch bei Lebzeiten van Swietens zurückzutreten begann. Kurz nach dem Tode van Swietens (im Jahre 1772) erhielten die Directoren den Auftrag, Vorschläge zur Belebung des wissenschaftlichen Geistes und Heranbildung tüchtiger Lehrer zu erstatten. Das Unglück wolle, daß alles, was hier hervorgebracht wurde, schon eben darum für schlecht erachtet werde! Das war die stehende Klage der Nostraten. Tiefer und vorurtheilsfreier Denkende lenkten die Blicke auf Heranziehung anregender vorzüglicher Lehrkräfte und zu diesem Behufe wurde der gewandte und gelehrte Hofsecretär v. Birkenstok von dem Staatskanzler ausersehen, um tüchtige Lehrer im Auslande für Oesterreich zu gewinnen und die Einrichtungen blühender Lehranstalten in Deutschland zu studiren. Diese Mission führte Birkenstok auch nach Göttingen.

Es ist einer allgemein litterargeschichtlichen Betrachtung werth, dem

Digitized by Google

stillen Laufe der Bildungsquellen zu folgen, die in Göttingen auch für die wissenschaftlichen und pädagogischen Anschauungen zu Wien eröffnet wurden.

Die zwanzig Jahre nach Gründung der modernen Göttinger Hochschule durchgeführte Reform der Wiener Hochschule gerieth zu einer Zeit in merkliche Erschlaffung, namentlich an der juridischen Facultät, in welcher die von neuer Wurzel anhebende Georgia Augusta sich den stolzen Beinamen der Königin der deutschen Universitäten, der Hochschule der Hochschulen erwarb.

Durch die Unermüdlichkeit des ersten Curators der Göttinger Hochschule, Gerlach Adolf von Münchhausen, in der Beschaffung von Bildungsmitteln, in der Förderung berühmter Lehrer, in der Unterstützung wissenschaftlicher Anstalten; durch die rastlose Fürsorge für die Berufung der tüchtigsten Lehrkräfte, durch Zugeständnisse der Lehr-, Lern- und Censurfreiheit, durch zarte Rücksichten in der Form der Geschäftsbehandlung, durch eifrige Anerkennung des Verdienstes, durch taktvolle Behandlung heikler Fragen der freien wissenschaftlichen Forschung u. a. m. gelang es, ein reiches wissenschaftliches Leben in der stillen hannover'schen Landstadt zu entfalten, dessen Uebergewicht über andere Pflanzschulen der Wissenschaft in Deutschland von Birkenstok nicht verkannt werden konnte. Sein Bericht an Kaunitz vom 13. Februar 1772 über Göttingen ist in der That eine Apologie. In Uebereinstimmung mit späteren Schilderungen von Schumacher, Rößler u. A. bezeichnete der österreichische Berichterstatter als den Schlüssel zur Lösung des räthselhaften Aufschwunges der Göttinger Universität, die unabläßige Sorgfalt des Curatoriums für die bestmögliche Auswahl und Berufung der gelehrtesten Männer. Birkenstock erinnert, daß bei der Anstellung derselben nie auf Empfehlungen, sondern auf bewährte Verdienste, auch auf eine vernünftige Moral der Lehrer gesehen werde, ohne dieselben einer Censur zu unterwerfen. Gerühmt werden die guten Sitten, der würdevolle, anständige Ton im Verkehre der Lehrer und der Studenten, die beständige Aufmerksamkeit der Regierung auf in Deutschland sich hervorthuende Docenten, damit solche bei Zeiten „in diese litterarische Republik einverleibt und nach ihrem Genie ein selbstgewähltes Fach erhalten, auf daß Göttingen nie den Vorzug verliere, die geschicktesten Leute zu besitzen". Auch der finanzielle Vortheil der Pflege dieser wissenschaftlichen Anstalt wird hoch angeschlagen. Birkenstock berechnet, daß etwa 700 Ausländer, die in Göttingen studiren, etwa 300.000 Thlr. jährlich ins Land bringen, so daß die Cultur der Wissenschaften zugleich zu einer Quelle landesherrlicher Einkünfte werde, abgesehen von dem Vortheile, im Lande selbst so viele Wissenschaftliche „zur besten Rathholung der Staatsverwaltung" zu haben. Mit Wärme wird die Freiheit der Landeskinder im Besuche der Universität hervorgehoben und bemerkt, daß bloße Landesuniversitäten leicht zu Zwangsanstalten werden, welche der wahren Gelehrsamkeit nachtheilig sind.

Göttingen wird als ein gelehrter Freihafen geschildert, wo jeder frei einlaufen und von Gelehrsamkeit und Kenntnissen, so viel und von wem er will, einhandeln könne.

Digitized by Google

Aus dieser gesetzlich geschützten Freiheit erkläre sich auch das freie, ernste Wesen, die Anständigkeit, die mit den Professoren wetteifernde große Arbeitsliebe der Studenten. Die geselligen Abende bei den Professoren Pütter, Böhmer, Achenwall, General Zastrow befördern dieses gute Einvernehmen. Die behaglichen Lebensstellungen, die vielen Reisen und persönlichen Verbindungen der Professoren mit den ersten Gelehrten tragen dazu bei, daß die Göttinger Lehrer nichts weniger als Pedanten oder bloße Brotgelehrte seien, vielmehr erhaben über das Handwerkmäßige und schädlichen Zunftgeist, die Bewunderung in und außer den Collegien erregen. In Entzücken bricht Birkenstok über das Kleinod der Bibliothek aus. Er empfiehlt die diplomatischen und historischen Institute Gatterers und bemerkt sehr richtig von Göttingen, daß daselbst alles so eingerichtet wäre, daß das Studium bequem gemacht, aber für diejenigen, die nicht studiren, der Aufenthalt sehr langweilig ist.

Nach dieser allgemeinen Schilderung, welche der Wiener Hochschule einen Spiegel vorhält, legte Birkenstok dem Fürsten Kaunitz „den weiteren Erfolg seiner Bemühungen in Ansehung der von Ihro Majestät bezielten Endzweck aufzusuchender brauchbarer Subjektorum“ vor. Unter den jungen Katholiken in Göttingen, bedauerte er, keinen gefunden zu haben, der von ihm als Lehrer für Oesterreich empfohlen werden könnte. Von den Göttinger Professoren glaubte Birkenstock, wären höchstens Dieze, Schlözer, Feder, Gatterer geneigt, einer Berufung nach Oesterreich zu folgen. Einen Versuch in dieser Richtung hatte er aber nicht gemacht, weil er hierüber erst eine Allerhöchste Entschließung abwarten wolle. Jedenfalls hielt er aber für rathsam, daß ein paar junge Leute aus Oesterreich nach Göttingen auf Staatskosten geschickt werden, um die Lehrart nach Heyne, Schlözer, Dieze, Murray sich anzueignen.

Die anschaulichen Lebensbilder, welche Birkenstok von den Göttinger Gelehrten, von Heyne, Gatterer, Schlözer, Dieze u. A. skizzirt, habe ich bereits in den „Oesterreichischen Blättern für Litteratur und Kunst“, 1855 Nr. 42, wiedergegeben. Hier führe ich nur an, wie die Birkenstok'schen Nachrichten und Vorschläge in Wien aufgenommen worden sind.

Die Kaiserin übergab diese Relation über Göttingen der Studienhofcommission zur Begutachtung, „ob und in welchem Maße von diesen Nachrichten, Vorschlägen auf der hiesigen Universität ein nützlicher Gebrauch gemacht werden könnte“. Auch der juridische Studiendirector v. Bourguignon hatte sich darüber auszusprechen.

Die unmaßgeblichen Anmerkungen desselben spiegeln eine dünkelhafte Empfindlichkeit gegen das Ausländische und beschränkte Eingenommenheit für das Particularistische.

Franz v. Bourguignon nahm nicht Anstand zu erklären, daß nach seinem Dafürhalten nicht leicht Jemand zu finden sein wird, der die Verfassung der Göttinger Universität hinsichtlich des Rechtsstudiums als ein Muster einer guten Einrichtung ansehen wollte. Die große Zahl der Rechtslehrer daselbst

Digitized by Google

sei ein äußerliches Blendwerk, eine mehr schädliche, als nützliche Ausgabe. Welche Ungereimtheit, täglich 21 Vorlesungen über römisches Recht und nur eine über Kirchenrecht zu halten, 11 Docenten über Institutionen lesen zu lassen. Die geschicktesten Lehrer werden besucht, alle übrigen lesen vor leeren Bänken. Auch lehre die Erfahrung, daß viele Materien zu seicht behandelt werden. Es hätten sich auf der Wiener Hochschule Leute gefunden, die in Göttingen den ganzen Curs absolvirt, aber gestanden haben, hier in einem Jahre mehr als in drei Jahren zu Göttingen erlernt zu haben!

Anderseits werde dort wieder zu großes Gewicht auf historia juris gelegt, welche zwar zu einer gründlichen Rechtsgelehrsamkeit nothwendig sei, aber nach des Hofrathes Meinung nicht gehörig in Göttingen betrieben wurde.

Derselbe macht sich über den starken panegyrischen Styl Birkenstok's lustig, spöttelt über die Katone und Sokrates unter den Göttinger Studenten, hebt hervor, daß in Wien die Zahl der Zuhörer dreimal größer sei wie in Göttingen u. dgl. m. Uebrigens wollte der juridische Studiendirector nicht behaupten, daß ein in Wien Absolvirter im Auslande nichts mehr zu erlernen finde. Nur ein Zugeständniß macht derselbe, nämlich, daß die protestantischen Schriftsteller, selbst für die schlechtesten Schmierereien Honorare bekommen, dagegen der gelehrteste Mann in Prag oder Wien für die stattlichsten Werke nicht einmal die Druckkosten erhalte. Ja wenn nicht ausländische, selbst protestantische Wochenblätter die Werke von Riegger, Martini, Gaspari, Schrött belobt hätten, so würde das Wiener Publicum aus selben nicht mehr gemacht haben, als aus dem abgeschmackten Geschmiere eines Winkler u. s. w.

Hofrath Kreßl läßt dem Birkenstok'schen Berichte mehr Gerechtigkeit widerfahren, wünscht, daß in Wien so wie in Göttingen auf feinere Sitten der Studenten gesehen würde, spricht die Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit des Vorschlages aus, gebildete junge Leute an auswärtige Universitäten zu schicken, um dem Mangel der richtigen wissenschaftlichen Methode in Oesterreich abzuhelfen. Käme es darauf an, aus Göttingen einige berühmte Männer hieher zu berufen, so seien es nur Gatterer, Heyne, Dietz und Schlözer, die wir brauchen. Kann man oder will man diese Männer von Göttingen nicht haben, so empfehle sich der Birkenstock'sche Vorschlag als bestes Mittel. Man verhehle sich nicht, daß es mit diesen Berufungen sehr schwer halten würde, da selbst fürstliche Versprechungen und Ministerstellen die großen Annehmlichkeiten nicht aufwiegen, welche Göttingen seinen Professoren bietet. Man erinnerte daran, daß die Kaiserin von Rußland sich erfolglos nach Göttingen gewandt habe, als sie zur Ausarbeitung des neuen Gesetzbuches die Mitwirkung Göttinger Lehrer in Petersburg gewünscht.

Die Lorbeern Göttingens beunruhigten die Mitglieder der Studienhofcommission nicht im geringsten. Selbst v. Gebler begnügte sich damit, der Kaiserin zu rathen, einen oder den andern mit Lob absolvirten Inländer nach Leipzig oder Göttingen zu schicken um sich auf Staatskosten die dortige Lehrart eigen zu machen. Von Berufungen berühmter Gelehrter war keine Rede mehr. In diesem

Digitized by Google

Sinne resolvirte auch die Kaiserin 1772. Am 3. October 1774 wurde der unter Einwirkung v. Martini's ausgearbeitete Entwurf der Studienhofcommission über die neue Verfassung der Facultäten publicirt, welcher wenigstens für die Zeit der Wirksamkeit von Heß und Schrötter eine Belebung des geschichtlichen Geistes an der Wiener Hochschule bewirkte und zu Nachahmungen einzelner Göttinger Einrichtungen anregte, abgesehen davon, daß zahlreiche Compendien Göttinger Gelehrten als Vorlesebücher vorgeschrieben wurden. An der juridischen Facultät wurde das Prüfungswesen neu und strenger geregelt. Der Director sollte alle Sätze und Abhandlungen der Lehrer mit der gehörigen Bescheidenheit, auch höchst nöthiger Achtung vor dem Fortschritte der Wissenschaften censuriren.

Um Ausländer mit einer leichter zu erlangenden Würde zu erfreuen, auch einen tüchtigen Nachzug zum Lehramt zu erhalten, wurde der Licentiatengrad eingeführt. Zur Hebung des rechtshistorischen Studiums wurde verordnet 1775, daß auch der Professor der Reichs- und Staatenhistorie den juridischen Rigorosen beizuwohnen habe. Auch das Studium der Reichspraxis, des deutschen Rechts nach Senkenberg, des Völkerrechts, der Diplomatik, Numismatik, Heraldik kam in größere Aufnahme; Reichsgeschichte mit Rücksicht auf erbländische Specialgeschichte, österreichisches Staatsrecht fanden durch Schrötter eine beachtenswerthe Förderung. Ausführlich entwickelte Schrötter in seiner ratio studii die Bedeutung gemeinrechtlicher Studien in Wien, welches als Hauptstadt des römisch-deutschen Reiches zu betrachten wäre und die deutsche Jugend aus politischen Rücksichten an die hiesige Hochschule zu fesseln habe. Großen Werth legten Martini und Schrötter auf reichhaltige außerordentliche Collegien. Als passendsten Studiengang empfahlen sie: erst Philosophie, Naturrecht und Institutionen, Litteraturgeschichte; dann Civil- und Criminalrecht, deutsche und österreichische Gerichtspraxis; Kirchenrecht, Kirchen- und Reichsgeschichte, deutsches Staatsrecht, Staatenkunde u. a. m. Wie bisher blieb das Rechtsstudium, in fünf Jahrgänge getheilt, bei dem Lehrplane von 1753, und balancirte zwischen Naturrecht und Rechtsgeschichte mit Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des öffentlichen Dienstes, nach den durch Sonnenfels, Martini u. A verbreiteten Grundsätzen des Rationalismus. Gegen das Ende der theresianischen Zeit trat die Maxime immer schroffer hervor, daß die Wissenschaften für die Zwecke des Staatsdienstes einzurichten und den jungen Leuten an der Universität nur solche Kenntnisse beizubringen seien, welche sie zum Besten des Staates brauchen können.

Die Reaction gegen diese Herabsetzung der Facultäten zu Abrichtungsanstalten für Regierungszwecke, gegen diese Herrschaft des Brotstudiums drang seit dieser Zeit nicht mehr durch.

Als unanfechtbares Dogma galt die Bestimmung, daß die Facultätsstudien Staatsdiener, nicht Gelehrte heranzubilden haben. Es handelte sich bei allen späteren Reformversuchen bis zum Jahre 1847 hauptsächlich nur um ein Mehr oder Weniger gelehrter Zuthat und Vorbereitung zu den specifischen, für den Staatsdienst oder die Advocatur berechneten Berufsstudien, welche das Interesse der

Digitized by Google

Studirenden vornehmlich an gute Zeugnisse und die durch diese bedingte Beförderung knüpften. Das Band wissenschaftlicher Zusammengehörigkeit der deutschen Universitäten innerhalb und außerhalb der Erbländer wurde immer mehr gelockert, bis es zu einer völligen particularistischen Absperrung des Rechtsstudiums von der gemeinen deutschen Rechtswissenschaft kam. Erst 1847 wird das Problem der Reform wieder richtiger formulirt; dem Rechtsunterrichte sollte eine gleichmäßig den Anforderungen der fortschreitenden Wissenschaft wie den Bedürfnissen des öffentlichen Dienstes entsprechende Einrichtung gegeben werden; die Bildung der Juristen sollte nicht mehr vornehmlich auf eine Geschäftsqualificirung gerichtet und einseitig nach der sogenannten rationalistisch-praktischen Methode angelegt sein. Der Anstoß zu dieser schroffen Ausbildung des juridischen Studienwesens als einer vorzugsweise auf Geschäftsqualificirung berechneten Lehranstalt wurde eben in der josephinischen Zeit gegeben, und datirt mit dem Zurückdrängen der durch Schrötter aufgenommenen geschichtlichen Grundlagen der Rechts- und Staatsstudien. Als daher im Jahre 1785 ein anonymer Verbesserungsvorschlag bezüglich des österreichischen Studienwesens nach dem Muster Göttingens die Signatur des Kaisers erhalten hatte, stemmte sich die Hofcommission, vor Allen Gottfried van Swieten gegen die Annahme dieses Projectes und plaidirte für die — Nationalerziehung nach dem Programm der Sonnenfels'schen Grundsätze.

Die Göttinger Hochschule, so wurde behauptet, sei mehr eine lehrende Akademie der Wissenschaften, welche alle Zweige von Kenntnissen versammelt, um Ausländer anzulocken, als eine den Zwecken der Nationalerziehung und des Staatsdienstes entsprechende Universität. Außer der Allgemeinheit haben die Studien unter sich keine Verbindung, keinen vorgeschriebenen Plan, weil Ausländer sich dem Plane einer fremden Regierung zu unterwerfen nicht geneigt wären. Die Studirenden, an deren Fortgang die Regierung von Hannover keinen Antheil nimmt, seien wie die Lehrer sich selbst überlassen; jene besuchen für ihr Geld beliebige Collegien; diese lesen was sie wollen und was ihren Hörsaal am meisten zu füllen hoffen läßt Daher sei die ganze Verfassung Göttingens von Seiten der Lehrer und der Regierung — eine Finanzspeculation.

Ganz anders stehe es mit der österreichischen Studienverfassung, welche genau mit der Nationalerziehung zusammenhängt und bestimmt ist, dem Staate gute Bürger und brauchbare Beamte zu bilden. Bei solchem Endzwecke kann eine fremde Verfassung nicht zum Vorbilde genommen werden, kann die wissenschaftliche Erziehung nur nach einem vorgeschriebenen, eine beständige Leitung und Wachsamkeit fordernden Plane geregelt, nicht einmal der einseitigen Einsicht der Eltern überlassen werden, indem die Bürger eines wohlbestellten Gemeinwesens — nicht als Kinder der Privatleute, sondern als Kinder des Staates, nicht nach dem Privaturtheile, sondern nach dem Geleite der öffentlichen Weisheit erzogen werden.

Digitized by Google

Kaiser Joseph II. resolvirte hierauf, daß von dem signirten Vorschlage, wie die Studiencommission ganz gründlich bemerkt, kein Gebrauch zu machen ist.

Hiemit war der Sieg des auf die Bedürfnisse der Landesuniversitäten und des Brotstudiums berechneten Lehrsystems über die Universität der freien Wissenschaft definitiv errungen. An den seit dieser Zeit festgehaltenen, 1808 revidirten Grundlagen der juridischen Studienordnung wurde erst 1847 gerüttelt. Eine principielle Negation derselben kam durch die Reform der rechts- und staatswissenschaftlichen Studien von 1855 zu gesetzlicher Geltung, welche die 1848 anerkannten Grundsätze der Lehr- und Lernfreiheit wesentlich modificirte und das geschichtliche Problem einer vereinigten rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät sehr verdienstlich, jedoch nur halb gelöst hat.

Kurze kritische Besprechungen.

Pfahler, Georg: Handbuch deutscher Alterthümer. Frankfurt a. Main 1865. H. L. Brönner. 8. 777 S.

F. v. H. Wer die Vielseitigkeit des Begriffes erwägt, den der kurze Titel: „Deutsche Alterthümer" umfaßt, der wird nicht umhin können, mit Freude eine Erscheinung zu begrüßen, welche unter dem bescheidenen Titel „Handbuch" ihn durch dieses Labyrinth von Archäologie, Geschichte, Philologie, Rechtswissenschaft ꝛc. hindurchleitet. — Sowohl die häuslichen als die bürgerlichen, sowohl die Cultur- als Rechtsverhältnisse wollen in einem solchen Handbuche ihre Berücksichtigung finden: die ersteren führen uns wieder in die Details des Hauses und der Familie, des gewöhnlichen Lebens, der Sitten und Gebräuche — die anderen in die einstigen religiösen Anschauungen, die Stellung des Priesterthums, in Handel und Industrie, in Sprache und deren Dialekte, ja selbst bis in die Details der Schrift — schließlich in Recht und Verfassung, Gericht und Strafe. In richtiger Auffassung seiner Aufgabe theilte der Verfasser des vorliegenden Werkes dasselbe in vier Bücher, wovon das erste „Das deutsche Volk und seine Stämme" in ihrer geschichtlichen Entwicklung bespricht, das zweite die „Oeffentlichen Rechtsverhältnisse", das dritte die „Häuslichen und bürgerlichen Lebensverhältnisse", und endlich das vierte die „Bildung und Culturverhältnisse" behandelt. Hat auch der Verfasser mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit die politische Geschichte der deutschen Stämme erörtert, so liegt, unserer Ansicht nach, in diesem Theile des Werkes weitaus nicht der Schwerpunkt desselben; allerdings wird nur aus der Geschichte das richtige Verständniß von Leben und Sitte, von Recht und Verfassung gewonnen, allein immerhin bildet dieses Capitel nur gewissermaßen das Mittel zum Zweck, die Anbahnung zu leichterem Verständnisse und als solchem hätte diesem einleitenden Abschnitte kein so überwiegend großer Raum eingeräumt werden sollen; doch, wollen wir diese Bevorzugung dem Historiker, speciell dem Verfasser der „Deutschen Geschichte" zugutehalten. Einer glücklichen Anordnung begegnen wir in dem zweiten Buche, welches, wenn auch Grimms „Rechtsalterthümer" unverkennbar als Grundlage erscheinen, dennoch eine tüchtige Kenntniß altdeutscher Gesetze — wir möchten namentlich die nordischen betonen — beurkundet. Concentrirt sich ohnedem das allgemeine Interesse auf das bürgerliche und geistige Leben der alten Germanen, so sind es die zwei

Digitized by Google

letzten Bücher von Pfahlers Werk, welche wir einer besonderen Berücksichtigung empfehlen möchten, und in denen entschieden der Hauptwerth des ganzen Buches ruht. In dem verhältnißmäßig engen Rahmen ist das Wissenswürdigste über Lebensweise und Beschäftigung, Kleidung, Speise und Getränke, über Krankheiten und Bestattungsweise, dann wieder über Götterlehre, Festzeiten und Opfer, schließlich über Maße, Münzen, Zeitrechnung u. s. f. aller germanischen Stämme in leichtfaßlicher Darstellungsweise und in natürlicher Reihenfolge enthalten, ganz besonders glauben wir aber auf das Capitel „Sprache und Schrift" aufmerksam machen zu müssen, welches — wenn auch eine minder große Anzahl von Beispielen bezüglich der Orts- und Personennamen dem Zwecke des Handbuches entsprochen hätte — doch immerhin eingehende Kenntniß auf dem Gebiete der Philologie, so wie der nordischen Litteraturgeschichte verräth — die Darstellung der Verwandtschaft unter den verschiedenen germanischen Dialekten ist eine eben so concise als gelungene — die Abhandlung über Runen. . . . doch was kann in vier Seiten gesagt sein, was nicht schon Grimm gesagt hätte? Haben wir übrigens die Absicht des Verfassers recht verstanden, so war sein Zweck nicht, uns mit einem Werke zu beschenken, welches den slavischen Alterthümern von Šafařik an die Seite gestellt werden sollte; besitzt die gelehrte Welt doch ohnehin Grimms ausgezeichnete Arbeit. Woran es uns aber bisher gebrach, war ein dem Publicum zugängliches Handbuch; Pfahler hat allem Anschein nach versucht, diese Lücke auszufüllen, und wir glauben sagen zu dürfen — es ist ihm gelungen.

Was die Ausstattung des Buches anbetrifft, so läßt nur das Papier zu wünschen übrig; der lateinische Druck ist groß und deutlich.

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Herausgegeben von Bruno Hildebrand. 2. Jahrgang in 12 Heften. Jena, Druck und Verlag von Friedrich Mauke. 1864. 1. Band 476 S., 2. Band 416 S.

C. v. B. Die beifällige Aufnahme, welche der erste Jahrgang der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik" von Seite der Kritik und des Publicums erfahren hat, so wie die Masse des von allen Seiten zuströmenden Materiales haben die Redaction, so wie die Verlagsbuchhandlung bewogen, dem Unternehmen einen größeren Umfang zu geben. So kommt es, daß uns gegenwärtig aus dem Jahre 1864 zwei Bände, die das Volumen des Einen Bandes aus dem ersten Jahrgange ansehnlich übersteigen, zur Besprechung vorliegen. Die Eintheilung des Stoffes ist die frühere geblieben.

Unter den Abhandlungen des ersten Bandes begegnen wir zuerst dem Herausgeber selbst, aus dessen Feder der Aufsatz: „Natural-, Geld- und Creditwirthschaft" stammt. Er weist in demselben auf überzeugende Weise nach, daß jede Nation mit der erstgenannten Wirthschaftsform ihre ökonomische Laufbahn beginnt; daß dann später bei allen civilisirten Völkern der Erde dem Naturaltausch der Geldumsatz gefolgt ist, und daß die drittgenannte Wirthschaftsform, obwohl nicht überall realisirbar, da sie auf mannigfachen Voraussetzungen beruht, doch für die civilisirtesten Völker Europa's die Wirthschaftsform der nächsten Zukunft ist, so wie das beste Heilmittel gegen die socialen Schäden der Gegenwart. Des Verfassers Gedankengang in diesem Aufsatz ist eben so streng wissenschaftlich, als seine Argumente klar und schlagend sind. Der Form nach zeichnet sich die Abhandlung durch zweckmäßige Präcision und geistreiche Darstellung gleich vortheilhaft aus. Wilhelm Roscher bringt eine Abhandlung unter dem Titel: „Die österreichische Nationalökonomik unter Kaiser Leopold I.", in welcher nach einer kurzen Betrachtung über die nationalökonomischen Hauptrichtungen des 17. Jahrhunderts und die damalige Lage und Politik Oesterreichs die litterarische Wirksamkeit der Nationalökonomen Johann Joachim Becher, P. W. v. Hörnigk und Wilhelm v. Schröder, von denen der Erst- und Letztgenannte zeitweilig in österreichischen

Digitized by Google

Staatsdiensten gestanden, auf Grundlage eingehender und gründlicher Quellenstudien zum Gegenstande seiner Betrachtung gewählt hat. Von Sodemann, Beamter im statistischen Bureau zu Kopenhagen, folgt ein in der geographischen Gesellschaft zu Kopenhagen gehaltener Vortrag über „Die ökonomische Entwicklung Islands in der Neuzeit". Ist auch der Inhalt des Berichtes etwas dürftig, was aber nur den bisherigen mangelhaften Erhebungen über die Zustände jenes entfernten Landes zur Last fällt, so hat doch der Verfasser in gelungener Darstellungsform seine Aufgabe wohl erfüllt, die darin bestand, nachzuweisen, daß Island im Laufe dieses Jahrhunderts nicht unbedeutend fortgeschritten ist und unter dem Schutze seiner jungen Handelsfreiheit einer noch bedeutenderen Entwicklung entgegensieht. Sodann tritt uns zunächst ein Aufsatz über die Anfänge der mercantilistischen Staatspraxis in Deutschland entgegen. Auf Grundlage tüchtiger Forschungen giebt uns der anonyme Verfasser ein anschauliches Bild der von den Regierungen Deutschlands im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts ergriffenen Maßregeln, um der damals eingetretenen allgemeinen Preissteigerung wirksam zu begegnen. Weitere Darstellungen, die uns der Verfasser dieses Aufsatzes in Aussicht stellt, sollen dann die damaligen Zeitansichten über ethische Bedeutung der Arbeit, so wie das fiscalische Interesse an Erhaltung und Förderung der städtischen Industrie zum Gegenstande haben. Ein Aufsatz über den deutschen Briefportotarif und dessen Reform zeigt von tüchtiger Fachkenntniß und enthält in den Reformvorschlägen, auf die hier näher einzugehen der Raum verbietet, viel Beachtenswerthes. Von hohem, wenn auch nur eigentlich mehr streng historischem Interesse ist die nach Form und Inhalt treffliche Abhandlung von Rodbertus: „Untersuchungen auf der Gebiete der Nationalökonomie des classischen Alterthums." Der Gegenstand seiner Betrachtung ist die agrarische Entwicklung Roms unter den Kaisern. Die interessanten Untersuchungen, die der Verfasser im Gegensatze zu den bisher bekannten Ansichten über das Wesen der Adscriptitier, Jaquiliner und Colonen auf Grundlage der römischen Rechtsquellen mit glücklichstem Scharfsinn entwickelt, scheinen uns die Frage im Sinn des Verfassers zu einem den bisherigen Ansichten entgegenstehenden endgültigen Abschluß gebracht zu haben. Auch der erste Artikel der Abhandlung von Gustav Fischer: „Ueber das Wesen und die Bedingungen eines Zollvereins" welcher uns die Geschichte des deutschen Zollvereins in prägnantester Klarheit und Uebersichtlichkeit bringt, verdient die vollste Anerkennung. In dem Aufsatze „Ueber Forstverwaltungsgrundsätze", von Georg Mayr, tritt der Verfasser eigentlich nur den Ansichten, welche die baierische Forstverwaltung in dem Werke: „Forstverwaltung Baierns" (München 1861) über Größe des Staatswaldareals, Umtriebszeit und Hochwaldcultur aufstellte, polemisch entgegen. Im zweiten Bande finden wir vor allem einen Aufsatz von K. A. H. Schmid zur Geschichte der Briefportoreform in Deutschland. Der historische Theil, die einzelnen Phasen der Briefportoreform in Deutschland betreffend, ist immerhin in der fraglichen Angelegenheit beachtenswerth, nur die daran geknüpfte Schlußbetrachtung erscheint uns nach Form und Inhalt gleich verfehlt. Otto Kins in Weimar bringt in diesem Bande dann eine Abhandlung über: „Die thüringische Landwirthschaft im 16. Jahrhundert", aus archivalischen Quellen geschöpft, und liefert mit demselben in gelungener Darstellung einen beachtungswerthen Quellenbeitrag zur Geschichte der deutschen Landwirthschaft. Von wissenschaftlich hervorragender Bedeutung ist der Aufsatz von E. Laspeyres über: „Hamburger Waarenpreise 1851 bis 1863 und die californisch-australischen Golderdeckungen seit 1848". Der Beitrag, den er hiemit dem Titel nach liefern will zur Lehre von der Geldentwerthung, wird gewiß von jedem Sachverständigen der den Aufsatz durchstudirt hat, bereitwillig als interessant und bedeutend bezeichnet werden. Auch Brückner liefert in der Abhandlung: „Die Münzzeichen in Schweden 1716 bis 1719", auf Grundlage umfassender Quellenstudien schwedischer Archivalien, Handschriften und Werke in sachgemäßer und anziehender Form einen sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte der Finanzkrisen. Unter der Rubrik „Nationalökonomische Gesetzgebung" wird in beiden Bän-

Digitized by Google

den Sachgemäßes geboten. Auch das unter der Abtheilung Miscellen Gebotene verdient Anerkennung und Beachtung. Die kritischen Besprechungen sind durchaus dem Inhalt nach den Anforderungen der Wissenschaft entsprechend und in würdigem Tone gehalten. Die Abtheilung: „Nationalökonomische Litteratur in der periodischen Presse" umfaßt die Vereinigten Staaten Nordamerica's, England, Frankreich und Italien. Dem Kn-Referenten, derselben, Herrn Rechtsanwalt Kircheisen, gebührt auch in diesem Jahrgange für die entsprechende, Fach- und Sprachkunde verrathende Behandlungsweise die warme Anerkennung der Leser. Wir schließen unsere Anzeige mit einem freundlichen Glück auf! für das Fortgedeihen des Unternehmens, das der wissenschaftlichen Untersuchung der Tiefen des wirthschaftlichen Lebens gewidmet ist.

Zeitschrift des allgemeinen österreichischen Apothekervereines, redigirt von Fr. Klinger. Wien 1864, im Selbstverlage des Vereines.

r. Dieses Fachblatt, welches im laufenden Jahre seinen dritten Jahrgang angetreten hat, das erste Organ für Pharmacie auf heimischem Boden, auf welchem sie in früheren Zeiten nur von einzelnen tüchtigen Praktikern in stiller Abgeschlossenheit mit wissenschaftlichem Eifer gepflegt wurde, ist von Fachmännern begründet worden und wird theilweise von ihnen erhalten. Schon wegen dieses Umstandes und nicht minder wegen des würdigen Strebens, womit diese Zeitschrift ihr Ziel, Beförderung des Fortschrittes in der Pharmacie durch Bearbeitung ihrer Hülfswissenschaften, namentlich der Physik, Chemie, Naturgeschichte und Pharmakognosie stetig verfolgt, dürfte es die vollste Beachtung verdienen. Wenngleich diese periodische Schrift nur für einen engern Leserkreis bestimmt ist, so wird doch eine nähere Bekanntschaft mit dem von ihr eingehaltenen Plane und besonders die Sorgfalt, womit die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Physik und der Chemie, namentlich der organischen, trotz der strengen Wahrung ihres speciellen Standpunktes in der Wahl, bei der in unsern Tagen so regen Theilnahme für Naturwissenschaften, auch ein größeres Publicum zu fesseln vermögen. Aber selbst der pharmakognostische Theil, welcher der Darstellung der eigenthümlichen Beschaffenheit der Heilkörper gewidmet ist, bietet in seiner naturgeschichtlichen Grundlage Anhaltspunkte für ein allgemeineres Interesse dar. Der toxikologische Theil giebt gemeinnützige, belehrende Winke über Natur- und Kunstproducte, deren Unkenntniß durch unbesonnenen Genuß verderbliche Folgen nach sich ziehen könnte, wie dies beispielsweise bei gefärbten Gegenständen oder bei Pflanzen vorzukommen pflegt, die mit unschädlichen, denen sie ähnlich sind, verwechselt werden. Der diätetische Theil giebt dem Leser Fingerzeige zur gehörigen Würdigung der bekannten Nahrungsmittel und macht ihn fortlaufend mit den jüngst entdeckten bekannt. Die Rubrik der kosmetischen Mittel dürfte Vielen manche interessante Aufschlüsse liefern.

Es wird ferner nicht verabsäumt, an Tagesereignisse, welche in weiteren Kreisen Aufsehen erregten, insoferne sie eine wissenschaftlich interessante Seite darbieten, oder an Tagesfragen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit mächtig beschäftigten, anzuknüpfen und sie durch darauf bezügliche Artikel zu illustriren. So findet man im Jahrgange 1864 des Journals Artikel über das Digitalin, die Wasserversorgung von Wien ꝛc.

Das Feuilleton, die Specialität des Fachblattes abstreifend, behandelt Gegenstände von einem mehr allgemeinen geistigen Interesse, die in andere Gebiete des Forschens und Wirkens, wie: Technik, Länder- und Völkerkunde, Geschichte, Alterthumskunde ꝛc. gehören.

Unter den für dieses Journal gewonnenen Mitarbeitern sind Namen, wie: Schroff, Berg, Hentzel, Hanburg, Landerer, Vogl, Petzolt, Scherzer ꝛc., welche für sich selbst

Digitized by Google

reden, und Guibourt, der ausgezeichnete Chemiker und Pharmakognost, hat seine Mitwirkung zugesagt.

Als besondere Beilage zu dieser Zeitschrift erscheint in dem laufenden Jahrgange seit dem 15. März die Uebersetzung von Dr. Weddell's Werk über die Cinchoneen.

Aehnliche Beilagen von Abhandlungen über interessante die Pharmacie in einer oder der anderen Richtung berührende Gegenstände sind fernerhin zu gewärtigen.

Blätter für Landeskunde von Nieder-Oesterreich. Herausgegeben vom Vereine für Landeskunde von Nieder-Oesterreich 1. Heft. Wien 1865.

V. In seiner „Bibliographisch-statistischen Uebersicht der Litteratur des österreichischen Kaiserstaates" im Jahre 1854 beklagte Wurzbach das Aufhören der vielen Provinzialzeitungen früher beigegebenen belletristischen Wochenblätter, welche der Geschichte, der Geographie und Topographie der Länder einen Grad von Aufmerksamkeit widmeten, welchen das an deren Stelle getretene, nicht bloß äußerlich in genauerer Verbindung mit den politischen Tagesblättern stehende Feuilleton für jene Angelegenheiten erübrigen theils nicht kann, theils nicht will. Natürlich war jene Veränderung keine willkürliche, die Zeitungen schmiegten sich eben dem Geschmack und Bedürfniß ihrer Leserkreise an, und je allgemeiner die Theilnahme an den Weltereignissen, deste mehr wird auch der Inhalt der Feuilletons der politischen Zeitungen von jenen beeinflußt. Zugleich ist es der Sache gewiß förderlicher, wenn eigene Organe sich ausschließlich der Verbreitung der Landeskunde widmen; Geschichte und Biographie finden immer noch eher einen Platz in den Journalen und das aus natürlichen Gründen. Die Monatsschrift, mit welcher der junge „Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich" in die Oeffentlichkeit tritt, muß deßhalb mit Freuden begrüßt werden und wird hoffentlich Nachahmung in anderen Kronländern finden. Sollen die „Blätter für Landeskunde von Nieder-Oesterreich" auch in erster Linie ein Correspondenzblatt für die Mitglieder des Vereines selbst sein, von dessen Arbeiten Nachricht geben und das Interesse an dem Streben und Gedeihen des gemeinnützigen Unternehmens zu verbreiten suchen, so sind sie doch nicht ausschließlich für diese Zwecke bestimmt, sondern sollen von allem Kunde geben, „was Land und Leute des Kronlandes Nieder-Oesterreich gründlich kennen lehrt". Wir machen also jeden Freund der Ethnographie auf die Zeitschrift, aufmerksam und fügen noch hinzu, daß die erste Nummer außer dem Programm und einigen Vereinsnachrichten einen Plan für die Bereisung der weniger besuchten und an Naturschönheiten so reichen Gegenden Nieder-Oesterreichs von M. A. Becker, den Anfang einer größeren Arbeit von J. Wurth über Sitten, Bräuche und Meinungen des Volkes in Nieder-Oesterreich und einen statistischen Aufsatz von G. A. Schimmer über die Bevölkerung von Wien in Vergangenheit und Gegenwart enthält.

V. Eduard Hanslicks Abhandlung: „Vom Musikalisch-Schönen" ist kürzlich in neuer Auflage erschienen, der dritten innerhalb eines Zeitraumes von zehn Jahren. Es ist gewiß eine erfreuliche Erscheinung, daß einer streng wissenschaftlichen Schrift aus einem Gebiete, von welchem man gerne die strenge Wissenschaft so fern als möglich halten möchte, auch noch nachgefragt wird, nachdem die Aufregung, welche sie zuerst im feindlichen Lager erregte, sich längst gelegt hat. Den Verfasser dürfte aber nicht allein

Digitized by Google

diese Betrachtung bei Veranstaltung der neuen Auflage mit Selbstbefriedigung erfüllen, sondern auch die Thatsache, daß die zahlreichen Kritiken und Nothschreie, welche damals erschienen, längst verhallt sind, während sein Satz, daß die Musik nicht Gefühle darzustellen habe, nicht allein von den Aesthetikern von Fach, sondern zugleich von der großen Mehrzahl der Gebildeten überhaupt acceptirt worden ist. Ja, er kann diesmal sogar das Zeugniß eines Dichters, Geibels, für sich anrufen. Er that daher auch gewiß das Rechte, wenn er bei der neuerlichen Durchsicht der Arbeit den Kern derselben unangetastet ließ. Als er sie zuerst niederschrieb, „waren die Wortführer der Zukunftsmusik eben am lautesten bei Stimme", zwischen der ersten und zweiten Auflage waren Liszts Programmsymphonien hinzugekommen, „welche, vollständiger als es bisher gelungen, die selbstständige Bedeutung der Musik abdanken und diese dem Hörer nur mehr als gestaltentreibendes Mittel eingeben", und mit dem Erscheinen der dritten Auflage fallen die Fanfaren zusammen, welche die „systemisirte Nichtmusik" von ihrem neuesten, hoffentlich letzten befestigten Punkte schmetternder und herausfordernder als je ertönen läßt. Es ist also gewiß noch immer an der Zeit, auf die musikalische Schönheit hinzuweisen, „wie sie unsere großen Meister verkörperten und echt musikalische Erfinder auch in aller Zukunft pflegen werden".

* In den nächsten Tagen erscheint im Verlage der akademischen Buchhandlung C. Gerolds Sohn die zweite vermehrte und verbesserte Auflage des Buches: „Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken", dessen erste Auflage im verflossenen Jahre den Mitgliedern der 14. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure als Festgabe geboten wurde. Die Herausgabe erfolgte auf Veranlassung des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines, welcher, „die Bedeutung des gegenwärtigen Zeitabschnittes für die Wiener Architektur ins Auge fassend, sich für das Unternehmen auf das lebhafteste interessirte. In dem uns vorliegenden Vorworte erörtert Herr Karl Weiß den von ihm bei der Redaction des Werkes eingenommenen Standpunkt mit folgenden Worten:

„Was die Darstellung der Bauwerke Wiens betrifft, so war die Rücksicht vorwaltend, daß bisher noch keine zusammenhängende Charakteristik derselben nach ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung unternommen wurde, und so unvollkommen der gemachte Versuch auch sein mag, dürfte doch damit für so lange eine Lücke in der Geschichte unserer Stadt ergänzt sein, bis eingehende Studien eine ausführliche und erschöpfende Behandlung des Stoffes gestatten. Im Einklange mit der einleitenden Charakteristik der Bauwerke wurde auch die Beschreibung derselben kunstgeschichtlich gruppirt, wobei vorzüglich jene Berücksichtigung fanden, welche für die Beurtheilung der einzelnen Bauepochen von Belang sind. Bei den Neubauten kam der Redaction der Umstand zu statten, daß die Architekten derselben selbst die nöthigen Daten zur Verfügung gestellt haben, wodurch dieser Schrift ein bestimmter Werth gesichert bleiben dürfte. Bei der Umgestaltung und Erweiterung des Textes der neuen Auflage war die Redaction bemüht, neue und möglichst verläßliche Daten zu liefern.

Das Werk ist daher nicht bloß für den Fachmann, sondern für jeden Gebildeten bestimmt. Den Einheimischen soll es das Verständniß für die wichtigsten Kunstschätze Wiens erleichtern helfen; den Fremden werden die zahlreichen von Künstlerhänden ausgeführten Abbildungen eine angenehme Rückerinnerung an ihren Aufenthalt in der Kaiserstadt bieten."

Das Buch enthält fünfunddreißig von Architekten gezeichnete Abbildungen, von denen allein vierundzwanzig den Neubauten gewidmet sind. Gegenüber der ersten Auflage wurde das Buch um acht Abbildungen vermehrt. Auch ist dem Buche ein neuer, in Farbendruck ausgeführter Plan der Stadt Wien beigegeben. Unter den neuen

Digitized by Google

Illustrationen sind die Weißgärber Kirche, das akademische Gymnasium, das Musikconservatorium, das Künstlerhaus, die Paläste Ihrer k. Hoheiten der Herren Erzherzoge Ludwig Victor und Wilhelm, das Rudolf-Spital und der Cursalon. Eine besondere Erwähnung verdient die glänzende Ausstattung des Buches von Seite der Verlagsbuchhandlung Gerold.

* Prof. Dr. Bratranek ist mit der Herausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und dem bekannten Gelehrten Grafen Kaspar Sternberg beschäftigt. Zu dem Zwecke begab sich Prof. Bratranek nach Prag, um dort von den im böhmischen Museum befindlichen vierzig Briefen Sternbergs an Goethe Einsicht zu nehmen.

* Der bekannte vaterländische Litterat Ludwig Germonik beabsichtigt den ganzen Balladencyklus des hochgefeierten slovenischen Dichters France Prešern ins Deutsche zu übertragen. Eine wohlgelungene Probe bietet die Uebertragung der Ballade: „Rosamunde" von Auersperg in der die vaterländischen Interessen vertretenden Zeitschrift „Triglav", die demnächst auch eine zweite: „Der Wassermann", bringen wird.

* Das neueste Heft des deutschen Geschichtsvereines in Prag enthält einen für die böhmische Kunstgeschichte sehr werthvollen Aufsatz von L. Gruber; er behandelt die „Denkmale zu Mühlhausen am Neckar".

* Von Theodore Martin der vor zwei Jahren eine rhythmische Uebersetzung des zweiten Theils vom Goethe'schen „Faust" ins Englische veröffentlichte, ist jetzt auch der erste Theil des Gedichtes erschienen. Nach „Saturday Review" ist diese Uebertragung unter den vielen Versuchen, den „Faust" über den Canal zu verpflanzen, der gelungenste. Das genannte Blatt macht dabei die richtige Bemerkung, daß der englische Nachbildner deutscher Poesie und der deutsche Uebersetzer englischer Dichtung mit entgegengesetzten Schwierigkeiten zu kämpfen haben: der Engländer muß den deutschen Vers öfter amplificiren, erweitern, weil seine Sprache kürzer ist; der Deutsche hingegen ist in Verlegenheit, wie er den Inhalt des knappen englischen Verses in seinen längeren Wörtern unterbringen soll.

* Ueber das soeben erschienene zehn Druckbogen starke zweite Heft der neuen Folge der „Buda-Pesti-Szemle" berichtet „P. N.": Den Inhalt dieses Heftes bilden: „Das Zeitalter des Heerführers Taks" (erste Mittheilung) von Karl Szabó. Der treffliche Monograph des Zeitalters der ungarischen Heerführer hat mit gründlicher Kritik in großer Ausführlichkeit alles das zusammengestellt, was über die Zeit des Heerführers Taks, welche einen Wendepunkt der ungarischen Geschichte bildet, in occidentalen und orientalischen Quellen sich vorfindet. Den zweiten Artikel des Heftes bildet: „Die mittelalterliche französische Litteratur" von Johann Erdélyi Zu Grunde gelegt ist das von der französischen Akademie preisgekrönte Werk von Gernzez. Der dritte Artikel macht den Leser mit der Studie eines französischen Schriftstellers über die Ursachen der Geld- und Handelskrisen und die Mittel, ihnen zu begegnen, bekannt. Hierauf folgt der Anfang eines Artikelcyklus: „Rechtsgeschichtliche Studien über den Organismus der ungarischen Comitate." Der erste Artikel hat den einstmaligen Landtagsdeputirten des Barser Comitats und Geschichtsforscher Theodor Botka zum Verfasser.

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Unter den uns heute aus den jüngstvergangenen Wochen zur Anzeige vorliegenden Werken nehmen wiederum die geschichtlichen, beziehentlich biographischen Novitäten sowohl der Anzahl als der Bedeutung nach den ersten Platz ein; unter ihnen wieder ein neuer Band der im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erscheinenden „Staatengeschichte der neuesten Zeit", einem Unternehmen, das sich sehr bald in der Gunst des Publicums festzusetzen verstanden hat. Wie es bei den früheren Bänden die Herausgeber sich angelegen sein ließen, für die Bearbeitung der Geschichte der einzelnen Länder Geschichtsschreiber zu gewinnen, die in ihren Grundansichten harmoniren, so daß dem ganzen Werke der einheitliche Charakter und Richtung erhalten blieb, so auch bei diesem neuesten Band, der „Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage", dessen Bearbeitung der durch eine vor vier Jahren erschienene „Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution" bekannte Herm. Baumgarten übernommen hat. Den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes der Geschichte Spaniens bilden außer der Einleitung nachstehende zwei Abtheilungen: „Die Vorbereitung der Revolution durch die Regierung Karls IV., 1788 bis 1808", und „Die Revolution und der Krieg gegen Napoleon, 1808 bis 1814". Es sei hier gleichzeitig bemerkt, daß der zweite Band von Springers „Geschichte Oesterreichs" für die nächste Zeit zu erwarten ist. — Eine andere interessante Novität der geschichtlichen Litteratur ist die: „Geschichte des Schweizer Volkes und seiner Cultur, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart", von dem Cantonsarchivar in St. Gallen Otto Henne-Am-Rhyn, ein populäres, für ein größeres Publicum bestimmtes Geschichtsbuch. Dasselbe soll in drei Bänden erscheinen, von denen der erschienene erste Band bis zur Losreißung der Schweiz vom deutschen Reiche im „Schwabenkriege" reicht, während der zweite bis zum Sturze der alten feudalen Eidgenossenschaft durch die helvetische Revolution und der dritte bis zur Gegenwart reichen wird. Unter den Quellen für seine Arbeit erwähnt der Verfasser auch einer für die bei Perthes erscheinende Staatengeschichte bearbeiteten, noch ungedruckten, jedoch nur bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts gediehenen Geschichte der Schweiz seines Vaters.

Der hochbejahrte Karl Gustav Carus in Dresden erfreut seine zahlreichen Verehrer und Leser durch die vielseitigen Wünschen nachgebende Herausgabe seiner Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten, deren Veröffentlichung ursprünglich erst nach dem Ableben des Verfassers beabsichtigt war. Wenn man desselben langes, thatenreiches Leben, seinen umfassenden Umgang mit den Besten seiner Zeit, seine Bekanntschaft vor allem mit Goethe und seine bekannte liebenswürdige und edle Gesinnung bedenkt, bedarf es gewiß der dem ersten Bande vorangehenden, das Erscheinen desselben motivirenden Bemerkungen nicht, um ihm für die Veröffentlichung desselben Dank zu wissen. Wenn Carus in seinem Vorwort auch der schwierigen Aufgabe für nachlebende Angehörige und Freunde gedenkt, welche die Herausgabe von Erlebnissen und Selbstbekenntnissen eines Verstorbenen möglichst genau in derjenigen Weise, die man voraussetzen dürfte, daß es wohl dem Verfasser selbst hätte homogen und erfreulich genannt werden können, bildet und hinzufügt, wie namentlich in unseren Tagen in solcher Beziehung die mannigfaltigsten, oft bedauerlichsten Mißgriffe geschehen, so können wir die Wahrheit dieses Ausspruches sogleich durch die Erwähnung eines anderen Memoirenwerkes bethätigen. Frl. Ludmilla Assing hat soeben aus dem unerschöpflichen Nachlaß ihres Onkels in einem starken Bande dessen Tagebuch aus dem Jahre 1850 erscheinen lassen. Bezeichnend für den Inhalt desselben ist der Umstand, daß, während die früheren Bände in Leipzig erschienen sind, der neueste Band in Zürich, also in sicherer Ferne vor der Confiscation seitens des Vaterlandes Varnhagens, über dessen Zustände er sich in diesen Blättern in der allerverbissensten und heftigsten Weise äußert, das Licht der Welt erblickt hat. Eine erfreuliche Lectüre bildet

Digitized by Google

dies Tagebuch einer trüben Zeit, geschrieben von einem mit der Welt zerfallenen kränklichen Mann, dem jede Gerechtigkeit fehlt gegen seine politischen Gegner, für deren Bezeichnung ihm ein ganzes Schimpfwörterlexikon nicht auszureichen scheint, wahrlich nicht, und kaum begreift man, was denn die Herausgabe solcher niemals für die Oeffentlichkeit bestimmter Aufzeichnungen rechtfertigt. Ein drittes Memoirenwerk endlich sind die: „Erinnerungen aus meinem Leben", von Ad. Bernh. Marx, bekannt als Componist und mehr noch als Verfasser trefflicher musikgeschichtlicher Werke, wie der Biographieen von Beethoven, Gluck u. A. Auch er kann aus einem langen thätigen Leben berichten, namentlich über das litterarische und musikalische Leben Berlins dürften seine Tagebuchblätter manchen interessanten Beitrag enthalten.

* Herr Architekt Heinrich Ferstl ist außer der Votivkirche noch mit dem Baue von Kirchen in Brünn und Teplitz in Anspruch genommen. An der Brünner Kirche, welche im Jahre 1864 unter Dach gekommen und eingewölbt wurde, wird gegenwärtig der Thurm und noch im Laufe dieses Sommers der ganze Rohbau vollendet. Der Bau der Teplitzer Kirche war im vorigen Jahre sistirt, weil die Geldmittel in Stockung gerathen waren; nachdem dieselben wieder flüssig geworden, wird heuer der Bau fleißig fortgesetzt und ist gegenwärtig bis zur Höhe der Fensterfohle vorgeschritten.

Ueberdies baut Ferstl auch an dem Palaste Sr. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ludwig Victor und an dem Wohnhause des Fabricanten Herrn Ritter v. Wertheim. Der erzherzogliche Palast, welcher unzweifelhaft eines der geschmackvollsten Werke der Ringstraße werden wird, wäre schon weiter vorgeschritten, wenn die Istrianer Steinlieferanten ihren Verflichtungen nachgekommen wären. Wir freuen uns, daß der ausgezeichnete Künstler Gelegenheit besitzt, sein Talent nach verschiedenen Richtungen hin zur Geltung zu bringen.

* Die von König Ludwig I. von Baiern im vorigen Jahre aus dem Besitze des englischen Consuls Hormuzd Rassan in Mossul erkauften assyrischen Alterthümer sind seit kurzem in einem Anbau gegen den innern Hof der Glyptothek in München aufgestellt. Im Ganzen sind es sieben Reliefplatten, zu denen noch der Gypsabguß einer kolossalen geflügelten Löwenfigur kommt, welche Kaiser Napoleon III. dem Könige Ludwig I. zum Geschenk gemacht hat. Das Material der Figuren besteht aus einer Art Alabaster.

Sitzungsberichte.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 3. Mai 1865.

Seine Durchlaucht der Herr Präsident Fürst Colloredo-Mannsfeld eröffnete die Sitzung indem er den aus Altona anwesenden Herrn Georg Semper als einen tüchtigen Entomologen begrüßte.

Der Secretär Herr Dr. H. W. Reichardt machte hierauf folgende Mittheilungen. Der Verein für Landeskunde hat der Gesellschaft seine Constituirung angezeigt.

Digitized by Google

Herr Karl Edler von Sonklar schickte den Prospect seines neuesten Werkes über die Gebirgsgruppe der hohen Tauern ein.

Herr Dr. Salomon Striker lieferte Beiträge zur Biologie der Batrachier. In denselben wird namentlich die Laichzeit der einzelnen um Wien vorkommenden Arten eingehender besprochen.

Herr J. Juratzka legte ein neues Laubmoos aus den Umgebungen Wiens vor, welches dem Mnium affine Schw. verwandt ist und nannte dasselbe M. Seligari.

Herr A. Rogenhofer las einen von Herrn Dr. Fieber eingesendeten Bericht über die Fortschritte in der Bearbeitung der europäischen Homopteren.

Der Secretär Herr Dr. H. W. Reichardt sprach über Podaxon Thunii, einen Staubpilz, welchen Herr Schulzer von Müggenburg im südlichen Ungarn beobachtet hatte. Er zeigte, daß dieses höchst interessante Gebilde kein Podaxon sei, sondern daß es naturgemäß dem Genus Secotium eingereiht werden müsse, und schlug vor, diesen Pilz Secotium Schulzeri zu nennen. Seine nächsten Verwandten sind Secotium Cerniævii Tul., welches in der Ukraine und S. acuminatum Tul., welches in Algier vorkommt. Ferner theilte er mit, daß es Herrn A. Grunow gelang, an Batrochospermum dimorphum Kg. Tetrasporen zu finden.

Schließlich legte er eine von Herrn Christian Brittinger eingesendete Notiz über die Flora von Ober-Oesterreich vor, in welcher einige Aufklärungen über zweifelhafte Pflanzen gegeben werden.

---

* Deutscher Geschichtsverein. (Versammlung aller vier Vereinsabtheilungen vom 4. Mai.) An der Tagesordnung war die Berathung über den in der ersten Abtheilung gestellten Antrag, betreffend die Durchforschung der böhmischen Archive. In der Besprechung, welche dieser Antrag hervorrief, wies Herr Prof. Höfler auf die Ersprießlichkeit eines sogenannten Städtebuches in Böhmen hin, wie es z. B. in so trefflicher Weise Wuttke für Posen geschaffen. Der Antragsteller Herr Dr. Schlesinger stellte dagegen als eigentliches Ziel seines Vorschlages vielmehr die Ermittlung und Sicherstellung der vorhandenen Urkundenschätze hin und begründete nochmals seinen Antrag. Herr Schmied v. Bergenhold setzte einen Plan auseinander, wie man bei der Erforschung der Archive vorgehen könnte, und rieth in dieser Beziehung sich einerseits vorläufig an die betreffenden Gemeinden mit dem Ersuchen um Aufklärungen über den Zustand ihrer Archive zu wenden, andererseits die in Prag befindlichen werthvollen Urkundensammlungen der Land- und Lehentafel, der Universitätsbibliothek, der Museumssammlungen, der Strahöfer Bibliothek, des Stadtarchivs u. s. w. zu benützen. Herr Dr. Schlesinger betonte die Nothwendigkeit, zuerst die Landarchive gründlich zu durchforschen, da hier Gefahr im Verzuge ist. Bezüglich der Aufforderungen an die Gemeindevorstände bedauerte der Antragsteller, daß leider die gemachten Erfahrungen hier sehr wenig Erfolg anhoffen lassen. Der Antrag des Herrn Dr. Schlesinger wurde nach längerer Debatte mit großer Stimmenmehrheit angenommen. Der Antrag des Herrn Schmied v. Bergenhold wurde abgelehnt. — Es wurde weiter beschlossen, ein Comité von drei Mitgliedern zur Abfassung und Vorlage einer Instruction zur Erforschung der Archive niederzusetzen und den Antragsteller zu bevollmächtigen, sich die zwei anderen Comitémitglieder selbst zu wählen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Th. Sickel: Die Mundbriefe, Immunitäten und Privilegien der ersten Karolinger bis zum Jahre 840.

Die Fragen, welche der Verfasser der „Beiträge zur Diplomatik" in diesen seinen zwei jüngsten Abhandlungen erörtert, haben für die deutsche Rechtsgeschichte mindestens dieselbe Bedeutung wie für die Diplomatik, da er sich diesmal weniger mit der Prüfung der formellen Merkmale der Urkunden beschäftigt, sondern eine bestimmte Gruppe von Diplomen „in Bezug auf ihren Rechtsinhalt und die stylistische Fassung" behandelt. Mundium und Immunität der Kirchen und die Stellung der Klöster zur bischöflichen Gewalt sind es, die in dieser Weise zur Sprache kommen, Verhältnisse, die zu den wesentlichen Grundlagen der fränkischen Reichsverfassung gehören und somit auch für ein richtiges Verständniß des mittelalterlichen Staates überhaupt von Wichtigkeit sind, da ja bekanntlich in fränkischer Zeit die politischen Veränderungen sich Bahn brachen, die ihm sein eigenthümliches Gepräge geben sollten, das Gepräge des Lehenstaates.

Man gestatte mir zur Erklärung der in Betracht kommenden Rechtsinstitute so weit auszuholen als es nöthig ist, um zugleich die allgemeine Bedeutung derselben ins Licht zu setzen. Der altgermanische Staat ruhte auf ähnlicher Grundlage wie der moderne Staat. Die Einzelnen stehen als Unterthanen alle in gleichem Verhältniß zur Staatsgewalt. Zwischen unserem Staate der ältesten und neuesten Zeit liegt der Lehenstaat mit seinem vielgegliederten Ständewesen. Die Zersetzung der altgermanischen Zustände war in fränkischer Zeit eingetreten, und in dieser Zersetzung spielen auch Mundium und Immunität ihre Rolle. Das Wesen des Mundiums, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben, beruht darauf, daß der König jemand in seinen besonderen Schutz aufnimmt. Durch die Ertheilung besonderen Schutzes wird er aber aus der Masse der Unterthanen emporgehoben; es wird, um ein Bild zu gebrauchen, die einförmige Linie durchbrochen, in der bis dahin dem König gegenüber die Gesammtheit der Volksgenossen stand. Die Immunität hat — von ihren einzelnen Entwicklungsstadien will ich absehen — im Allgemeinen zur Folge, daß die auf den Gütern einer Kirche oder eines weltlichen Grundherrn ansäßigen Leute der öffentlichen Gewalt entzogen werden. Die Rechte, welche bis dahin der öffentliche Beamte über die Hintersassen der Kirche ausgeübt, werden dieser selbst übertragen. Hiedurch wird ein Theil der Unterthanen hinuntergedrückt unter das Niveau des allgemeinen Unterthanenverbandes. Die Hintersassen werden

Digitized by Google

der Staatsgewalt gegenüber durch ihre Herren gedeckt oder, wenn man will, verdeckt. So tragen Mundium und Immunität, jenes in der Richtung nach oben, diese in der Richtung nach unten hin dazu bei, jene zahllosen Abstufungen zu erzeugen, welche den Staat des Mittelalters charakterisiren.

Diese Verhältnisse und die Echtheit oder Unechtheit der darauf bezüglichen Urkunden sind der Gegenstand dieser Untersuchungen und mit glücklichstem Erfolge hat der Verfasser für die Behandlung desselben insoferne einen neuen Weg eingeschlagen, als er die einzelnen Urkunden an der Hand der Urkundenformeln untersucht. Wie etwa heute Correspondenten, die um den Ausdruck verlegen sind, zum Briefsteller greifen, so haben die Urkundenschreiber Karls des Großen und seiner Vorgänger die Urkunden nach vorliegenden Formularien verfaßt, die sie mit all ihren Sprachfehlern und ihrer greulichen Latinität von Wort zu Wort abzuschreiben pflegten. Da uns von den Urkundenformeln viele erhalten sind, ist die Wissenschaft der stylistischen Unbeholfenheit jener Zeit zu großem Danke verpflichtet, denn die Vergleichung der Urkunde mit der Formel bietet uns nicht nur wesentliche Merkmale für die Frage nach Echtheit und Alter des Diploms, sondern sie läßt uns auch erkennen, was bei Beurtheilung der einzelnen Urkunde auf Rechnung des speciellen Falles zu setzen ist, in dem sie ausgestellt wurde, und was in derselben als allgemeines Rechtsverhältniß zu gelten hat. Wie Sickel dieses Verfahren anwendet, eröffnet er uns nicht nur für das Verständniß der Urkunden, sondern auch für das der Formeln wesentlich neue Gesichtspunkte. So gelangt er in Bezug auf drei Formeln (Rozière 10, 11, 31), die den Rechtshistorikern bisher wesentliche Schwierigkeiten darboten, zu dem überraschenden Resultate, daß sie für die Urkunden der arnulfingischen Hausmeier aufgesetzt und, nachdem dies Geschlecht mit Pipin den Thron bestiegen, von der königlichen Kanzlei beibehalten wurden, ohne daß dabei die der Stellung des neuen Königshauses entsprechenden Aenderungen consequent durchgeführt wurden. In Folge dessen waren in den Formeln einzelne Fügungen stehen geblieben, welche früher im Gegensatz zu den Urkunden der Könige jenen der Hausmeier eigenthümlich waren. Nebenher erfahren wir durch diese Untersuchung, daß nicht, wie man bisher annimmt, bereits Pipin, sondern erst Karl den Titel: „Dei gratia rex“ angenommen hat.

Mit Uebergehung aller Einzelheiten will ich des Verfassers Ergebnisse in Bezug auf Mundium und Immunität nur im Großen und Ganzen herausheben. Bis zum Tode Karls des Großen sind Mundium und Immunität strenge zu scheiden, da sie von einander unabhängig verliehen werden können. Immunität kann jede Kirche, auch die bischöfliche erlangen. Mundium genießen vorerst jene Klöster, die durch ihre Stiftung im Eigenthum des Königs stehen. Bei ihnen ist der Königsschutz selbstverständliche Folge ihrer Qualität, daher denn auch von den durch Stiftung königlichen Klöstern ein besonderer Mundbrief gar nicht bekannt ist. Was sie von Anfang an besaßen, brauchte ihnen nicht erst verliehen zu werden. Um die Vortheile der königlichen Klöster zu erlangen, pflegten nichtkönigliche Stiftungen sich dem König zu tradiren. In Folge der Tradition gelangen sie in

Digitized by Google

das Mundium des Königs, das ihnen durch Ausstellung eines Diploms ein- für allemal bestätigt wird. Endlich kann ein Kloster sich in den Schutz des Königs begeben, ohne in das Dominium desselben überzugehen, indem der Abt es dem König „commendirt". Diese Commendation schuf kein dingliches dauerndes, sondern ein persönliches vorübergehendes Schutzverhältniß, „welches unter den Karolingern wahrscheinlich mit dem Tode des Commendirten und dem des Empfängers der Commendation (analog dem Thron- und Mannfall im Vasallitätsverhältniß) erlosch und zwischen den Nachfolgern erneuert werden mußte". Dem entspricht es, daß solche Klöster eine ganze Reihe von Schutzbriefen aufzuweisen haben. Das Mundium erscheint somit als Ausfluß des königlichen Dominiums oder eines demselben nachgebildeten Abhängigkeitsverhältnisses. Nur Klöster, nicht aber bischöfliche Kirchen können ein solches Verhältniß eingehen; die letzteren haben innerhalb des gegebenen Zeitraumes königliche Schutzbriefe nicht erlangt.

Mit der besonderen Verleihung des Mundiums hängt es zusammen, daß in den Immunitätsurkunden vor 814 von einem Schutze des Königs keine Rede ist, und daß, wenn einem Kloster Mundium und Immunität in Einer Urkunde zugleich verliehen wird, beide Verleihungen besonders betont werden. In den Urkunden Ludwigs des Frommen zeigt sich dagegen eine auffallende Aenderung. Während in Immunitätsdiplomen Karls das Wort „defensio", wie gesagt, nicht vorkommt, wird seit Ludwig die Immunität stets unter dem Ausdrucke „immunitatis nostre defensio" oder einer ähnlich klingenden Formel, die den Schutz mit enthält, verliehen. Und zwar erhalten Klöster, die Mundium im alten Sinn und Immunität genießen, ohne besondere Hervorhebung des ersteren, dieselben Privilegien wie Kirchen, Bisthümer und Klöster die nur im Besitze der Immunität stehen. Ja, in den Urkunden Ludwigs, in welchen er solche Diplome Karls bestätigt, welche Immunität und Mundium zugleich verliehen, wird dieser Unterschied nicht mehr anerkannt, sondern nur erwähnt, daß das Kloster früher sub immunitatis defensionem genommen worden sei, und derselbe Ausdruck wird von solchen älteren Urkunden gebraucht, die ausschließlich von Immunität handeln. Die Umarbeitung der Formeln, die unter Ludwig stattgefunden, die freiere Stylisirung der Urkunden, die sich seit dieser Zeit fühlbar macht, reichen zur vollständigen Erklärung jener Thatsachen nicht aus. Ein bloßer Wechsel des Ausdruckes kann da nicht vorliegen. Es ist der allgemeine Kirchenfrieden, der von nun an besonders zugesichert wird; hiezu kommt der Begriff eines durch die Immunität an sich gewährten Schutzes und beides zugleich wird nun durch dasselbe Wort defensio ausgedrückt, welches früher das aus dem dominium regis fließende Schutzverhältniß bezeichnete. Einzelne Vorrechte, die als Wirkungen des alten Mundiums erscheinen, werden auch noch unter Ludwig und dessen Nachfolgern verliehen. Es finden sich noch vereinzelte Schutzbriefe alter Form, andererseits Immunitätsbriefe, die von einer „specialis defensio" sprechen, ein Ausdruck, den Sickel nicht auf den allgemeinen Kirchenfrieden, sondern auf besonderen Königsschutz bezieht, obwohl er es aufgiebt, zwischen beiden Begriffen eine scharfe Grenze festzustellen.

Digitized by Google

Diese Abgrenzung wäre in der That vergebliche Arbeit, so lange nicht die Rechtsgeschichte die Bedeutung der alten Mundbriefe nach allen Seiten hin richtig erkannt hat. Gerade in diesem Punkte scheint mir die Klage, welche der Verfasser in der Vorrede vom Standpunkt der Diplomatik ausspricht, vorzugsweise gerechtfertigt, die Klage, daß ihn bei seinen diplomatischen Untersuchungen, wenn es auf rechtshistorische Fragen ankam, mitunter die besten unserer rechtsgeschichtlichen Arbeiten im Stiche ließen. Der Verfasser sah sich denn genöthigt, in seine Abhandlung einen Abschnitt über die Wirkungen des durch die Schutzbriefe ertheilten Mundiums aufzunehmen, nicht sowohl um die Frage zum Abschlusse zu bringen, als um die Urkundenbelege zusammenzustellen „und auf die Punkte hinzuweisen, die seiner Meinung nach bei einer weiteren Untersuchung über diese Verhältnisse ins Auge zu fassen sein werden". Den zweifellos richtigen Weg hat Sickel getroffen, wenn er als die wesentlichste Bestimmung der Mundbriefe jene betrachtet — ich möchte sie die Reclamationsformel nennen — welche dem Schützling das Recht ertheilt, seine Rechtssachen vor den König zu bringen, zu „reclamiren", falls die Entscheidung im Gaugericht ihm zu unbilligem Nachtheil gereichen sollte. Ebenso leidet es keinen Widerspruch, daß es nach dem derzeitigen Stande der rechtsgeschichtlichen Forschung nur darauf ankommt, jenes Reclamationsrecht von der gewöhnlichen Scheltung des Urtheils zu unterscheiden. Allein nicht mehr zu folgen vermag ich dem Verfasser, wenn er diesen vermuthlichen Unterschied dahin angiebt (eine Ansicht, die er freilich mit allem Vorbehalt nur als Hypothese mittheilt), daß die Mundleute der Formalitäten überhoben wurden, die sonst bei der Appellation vorgeschrieben waren, und daß sie ein uneingeschränktes Recht der Berufung erhielten. Ohne meine Ansicht über diesen Punkt hier auszusprechen, will ich mich doch gegen zwei Voraussetzungen wenden, die der Diplomatiker der Rechtsgeschichte zu entlehnen genöthigt war und die, wenn richtig, allerdings zu seiner Hypothese drängen müßten. Erstens scheint es mir nicht ausgemacht, daß das Verfahren am Königsgericht nothwendig dasselbe war, wie im Gaugerichte, vielmehr scheint mir das Gegentheil festzustehen. Zweitens ist die gewöhnliche Urtheilsschelte nicht als Appellation, als Berufung, sondern als Klage gegen die Urtheiler aufzufassen.

Sickels Untersuchungen über das Mundium greifen zum Theil in die bekannte Controverse zwischen Roth und Waitz hinein, insoferne der Verfasser gegen Roth an der Hand der Mundbriefe den engen Zusammenhang zwischen Commendation und Schutzertheilung nachweist. Eine nähere Erörterung dieser Frage ist an diesem Orte nicht möglich. Ich gehe daher auf den zweiten Theil der Untersuchung über, welcher von den „Privilegien" der Klöster handelt.

„Privileg" hatte damals nicht die allgemeine Bedeutung, die es später erlangte. Man verstand darunter „in erster Linie Urkunden kirchlicher Autoritäten, in zweiter königliche, welche Verfügungen der Geistlichkeit bestätigen oder doch kirchliche Verhältnisse regeln". Wie die erste Abhandlung die weltliche, behandelt die zweite die geistliche Verfassung der Klöster. Hervorgerufen wurden die Privilegien

Digitized by Google

durch die Mißbräuche, welche sich in merovingischer Zeit die Bischöfe gegen die Klöster zu Schulden kommen ließen. Privilegien mußten die Klöster in ökonomischer Hinsicht gegen die Bedrückungen des Episcopats schützen und die ihnen zustehende Freiheit der Abtwahl garantiren. Eine Exemtion der Klöster von der Pontificalgewalt der Bischöfe bezweckten sie nicht. Diese Natur der Privilegien bringt es mit sich, daß sie seltener werden, nachdem durch die Karolinger die kirchlichen Verhältnisse gesetzlich geregelt worden waren. Neue Privilegien des alten Inhaltes erhalten seit Ludwig dem Frommen nur mehr bischöfliche Klöster. Dagegen lassen sich nun die nichtbischöflichen Klöster aus anderem Grunde die Freiheit der Abtwahl bestätigen, nämlich den Beeinträchtigungen gegenüber, die sie von Seite der Könige und der weltlichen Großen zu dulden haben. Und wie andererseits früher die Verwaltung des Klostergutes zu Differenzen zwischen Bischöfen und Aebten geführt hatte, so kommt es nun, nachdem die Selbstverwaltung bei den meisten Klöstern durchgeführt ist, zu ähnlichen Streitigkeiten zwischen Aebten und Mönchen, die nun gleichfalls eine urkundliche Regelung dieser Verhältnisse nothwendig machen. Am Ausgang des 9. Jahrhunderts verliert der Name Privileg seine ursprüngliche Bedeutung und wird für königliche Urkunden jeder Art angewendet.

In einem längeren Excurse bespricht Sickel die vielbestrittene Echtheit der ältesten Fulderprivilegien, eine Frage, die insofern von größerer Bedeutung ist, als es davon abhängt, „ob die Päpste schon zu Zeiten Pipins und Bonifacius' in der Weise, wie es die Fulder Privilegien besagen, bestimmend in die Verhältnisse der fränkischen Kirche eingegriffen haben", daß sie nämlich den Klöstern eigentliche Exemtionen von der bischöflichen Gewalt verliehen. Durch eine spannende diplomatische Untersuchung gelangt der Verfasser dahin, diese Frage in Bezug auf Fulda zu bejahen. Er erklärt uns zugleich diese Ausnahmsstellung Fulda's durch den Hinweis auf die analoge Stellung von Klöstern in England, dem Heimatlande des Bonifacius, wo es darauf ankam, den sich Rom anschließenden Klöstern eine bevorzugte Stellung anzuweisen, „da die das altbrittische Christenthum vertretenden Klöster ebenfalls eine solche einnahmen und da wohl kein Abt um den Preis altherkömmlicher Selbstständigkeit in den Verband der römischen Hierarchie einzutreten bereit war".

Ich schließe diese Inhaltsangabe, indem ich bemerke, daß es mir nur darum zu thun war, die Ergebnisse hervorzuheben, welche diese Beiträge zur Diplomatik für die deutsche Rechtsgeschichte bieten. Sie haben ihr den Beweis geliefert, daß wir auf dem Gebiete dieser so schwierigen Untersuchungen in der That festen Boden unter uns haben, auf dem sich getrost weiter bauen läßt. Der nächste Beitrag soll die „Vorbedingungen und Einzelbestimmungen der Immunität" enthalten. Sämmtliche drei Abhandlungen will der Verfasser nur als nothwendige Vorarbeiten zur Herausgabe karolingischer Regesten betrachten. Wenn ich schließlich die — ich möchte fast sagen — mathematische Exactheit der Untersuchung und die bei so verwickelten Fragen doppelt wohlthuende Durchsichtigkeit der Dar-

Digitized by Google

stellung betone, so ist dies nur eine Wiederholung des Urtheils, welches sich in der wissenschaftlichen Welt über die Leistungen des Verfassers bereits allgemein festgestellt hat. Heinrich Brunner.

Dante Allighieri.

V.

Die Komödie, welcher die Bewunderung der Zeitgenossen bald nach ihrem Erscheinen das Beiwort „die göttliche" beilegte, ist ein didaktisch-allegorisches Gedicht; ihr Endziel ist, wie Dante selbst sich deutlich ausdrückt, die Lebenden aus dem Zustande des Elends in den der Seligkeit zu führen; ihr Gegenstand, der Mensch, welcher nach Beschaffenheit seiner Handlungen Belohnung oder Strafe erfährt. Die zu diesem Zwecke gewählte Form ist eine Wanderung in die drei ewigen Reiche, welche der Dichter selbst unternimmt. Dante stellt also in seiner Person die ganze Menschheit dar, welche nach Läuterung strebt, dieselbe aber nur durch göttliche Hülfe zu erringen vermag. Nur wer der furchtbaren Strafen, zu welchen das Laster verdammt ist, und der unaussprechlichen Seligkeit, welche die Tugend belohnt, inne geworden ist, wird hinreichend gerüstet sein, um mit gleichem Eifer jenes zu fliehen und diese zu üben. Ein treues und lehrreiches Bild der Menschheit entrollt sich daher vor unseren Augen, ein Bild, in welchem die Person des Dichters, obwohl überall hervortretend, doch der allgemeinen Idee, der Darstellung der Kämpfe und Schicksale der nach ethischer Vollkommenheit ringenden Menschheit, unterworfen ist. Der Menschheit, nicht des einzelnen Menschen allein: denn letzterer ist dazu geboren, um in gesellschaftlichem Verbande zu leben und zu wirken, und nur der ist vollkommen tugendhaft, welcher durch genaue Erfüllung seiner Pflichten gegen das gesammte Menschengeschlecht dazu beiträgt, daß der Endzweck des letzteren erreicht werde. Hier gelangt nun zu allseitiger poetischer Darstellung jene Lehre des christlichen Gemeinstaates, welche, wie schon erwähnt, die Richtschnur aller Gedanken und Handlungen des Dichters ausmachte. Das Endziel der „Göttlichen Komödie" geht demnach dahin: die Menschheit zur Tugend und zu der von Gott bestimmten Ordnung anzuleiten; nur dadurch, daß der Einzelne das Gute befolgt, ist die Möglichkeit gegeben, daß das Reich Gottes auf Erden ungestört walte, unter der Führerschaft des Kaisers, welcher für die irdischen Schicksale, des Papstes, welcher für das Seelenheil aller Menschen besorgt ist. Der politische Gedanke geht also nicht mit dem moralischen parallel, sondern beide sind innig und unzertrennlich mit einander verbunden, sie bilden nur Ein Ganzes.

Der Dichter, welcher schlaftrunken sich in einem dunklen Walde verirrt und

Digitized by Google

sich beim Erwachen am Fuße eines von der Sonne beleuchteten Hügels findet, stellt in durchsichtiger Allegorie das ganze Menschengeschlecht dar, welches das Gute sieht und erkennt, aber in sich selbst die Kraft nicht findet, um die es bestrickenden Leidenschaften völlig zu besiegen. Drei Laster sind es besonders, welche, alle anderen gleichsam in sich fassend, dem Menschen die Umkehr am meisten erschweren: die Sittenlosigkeit, die Hoffahrt und die Habgier. Sie finden ihre symbolische Darstellung in den drei Thieren, welche am Abhange des Hügels dem Dichter den Weg versperren, dem Panther, dem Löwen und der Wölfin. Hier tritt die Person Dante's gänzlich in den Hintergrund, denn wenn er von der Habgier spricht, welche der inneren Läuterung die größten Hindernisse bereitet, wie könnte er sich selbst jenes Lasters beschuldigen, gegen welches er am heftigsten auftritt, und von welchem seine Seele gewiß am wenigsten berührt war. Nicht minder läuft es der richtigen Auffassung zuwider, wenn man unter diesen Symbolen die speciellen politischen Verhältnisse Dante's und seiner Zeit ausschließlich dargestellt finden und unter den drei Thieren lediglich Florenz, Frankreich und den römischen Hof verstanden wissen will. Es heißt dies auf enge persönliche, vorübergehende Beziehungen einen Gedanken zurückführen, welcher ewige, für alle Zeiten und alle Menschen geltende Wahrheiten in sich faßt. Nur so viel kann man zugeben, daß (wie Dante es überhaupt liebt, allgemeinen Sätzen größere Festigkeit und überzeugendere Deutlichkeit dadurch zu verleihen, daß er sie mit bestimmten concreten Fällen in Verbindung bringt) er hier zunächst die Geschichte seiner Zeit im Auge gehabt habe, welche wieder einmal den Beweis lieferte, wie das Ueberwuchern des Bösen das Glück des Einzelnen und der Gesammtheit zu untergraben vermöge. Beim Panther denkt er an alle unsittlichen Handlungen, von wem und wo immer sie begangen werden mögen, zunächst vielleicht an Florenz, wo Mangel an sittlichem Halt seit langer Zeit alle Verhältnisse unsicher machte. So mag er beim Löwen nicht bloß an den Hochmuth überhaupt, sondern vorzüglich an den des Hauses Frankreichs gedacht haben, jenes Hauses, welches den Absichten des Kaiserthums nur zu oft feindlich gegenüberstand und das schwerste Unheil über die Heimat und die Person des Dichters heraufbeschworen hatte. In gleicher Weise, wenn er von den fast unüberwindlichen Hindernissen redet, welche die Gier nach unrechtmäßiger Macht und Habe der Wiederherstellung der Ordnung entgegensetzt, will er zwar dieses Laster in allen seinen verderblichen Kundgebungen geißeln, hat aber dabei vorzüglich das Verhalten des römischen Hofes im Sinne. Und hier handelt es sich nicht um eine die Allgemeinheit und Reinheit des Systems beeinträchtigende Individualisirung; vielmehr hängt dieselbe mit der der ganzen „Göttlichen Komödie" zu Grunde liegenden Theorie auf das innigste zusammen. Denn die Universalmonarchie wird in der Ausübung ihrer Mission durch nichts so sehr gehemmt, als durch die Anfechtungen, welche das ihr von Gott unmittelbar verliehene Recht von Seite des Oberhauptes der Kirche erfährt.

Bei der Beurtheilung jener weltbewegenden Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, welche die Geschichte des Mittelalters erfüllen, stand Dante entschieden auf

Digitized by Google

Seite des ersteren; von seinem Standpunkte aus durfte er die Schwierigkeiten, welche die Päpste den Kaisern bereiteten, nicht anders beurtheilen, als daß er darin einen Eingriff in fremde Rechte, eine durch Sucht nach fremdem Gute und fremder Ehre herbeigeführte Ueberschreitung der von Gott bestimmten Grenze, kurz eine Störung der Weltordnung erblickte, worüber der böse Neider der Menschheit, Satanas, frohlockt. Wie man sieht, spielen hier die Grundsätze, von denen ausgegangen wird, eine sehr bedeutende Rolle; manche Thaten des Papstthumes, welche Männer von entgegengesetzten Anschauungen als die würdigsten und erhabensten ansehen mochten, mußten in den Augen Dante's verwerflich erscheinen. In seinen oft wiederkehrenden Anklagen gegen die Geistlichkeit ist demnach genau zu unterscheiden zwischen jenen Handlungen, welche nur der Verfechter des Kaiserthums als sündhaft bezeichnen durfte, und jenen directen Angriffen gegen die Moral welche alle Menschen zu jeder Zeit mit Entrüstung erfüllen. Daß letztere gerade zu Dante's Zeit nur zu häufig waren, wissen wir leider, und die beredten Worte gottesfürchtiger Männer, welche die Wunden der Kirche aufdecken, bezeugen, daß der Dichter die Thatsachen weder fälschte noch übertrieb, als er über den Verfall der Sitten jener klagte, welche ihren Mitmenschen als edle Vorbilder hätten voranleuchten müssen. Weit entfernt, darin einen Grund zu finden, um unserem Dichter geringe Achtung vor der Kirche und irreligiösen Sinn vorzuwerfen, ist man vielmehr berechtigt, zu sagen, daß sich eben darin seine tiefe echte Religiosität, welche über allen Zweifel erhaben ist, auf's deutlichste kundgiebt. Gerade weil er mit gläubigem Gemüthe an den Satzungen der Kirche festhielt und deren Reinheit sorgfältig bewahrt wissen wollte, mußte es ihn mit tiefer Wehmuth und edlem Zorne erfüllen, wenn er an die eingerissenen Mißbräuche und deren traurige Folgen dachte. Welche hohe Meinung er von dem seines Amtes bewußten Papstthume hegte, ergiebt sich schon aus seinem Systeme, welches Politik und Religion in einem unlösbaren Verbande mit einander vereinigt. Selbst jenen Päpsten gegenüber, welche am wenigsten ihrer Aufgabe gerecht geworden, läßt es Dante an der ihrer hohen Würde geziemenden Achtung nicht fehlen. Die Ehrfurcht vor den hohen Schlüsseln (la riverenza delle somme chiavi) verbietet ihm, gegen Nikolaus III allzu harte Worte zu gebrauchen; vor Adrian V., der im Fegefeuer seine Habsucht sühnt, kniet er nieder, und als Philipp der Schöne den greisen Bonifaz VIII. gewaltthätig angreifen und beschimpfen läßt, vergißt Dante allen Groll gegen den Urheber seines Unglücks und hat nur Worte des Mitleids für den Bedrängten, des Unwillens gegen den Bedränger.

Die Grundanschauung der „Göttlichen Komödie" zieht sich wie ein rother Faden durch das ganze Gedicht, und eben so wie im Ganzen und Großen, giebt sie sich in kleinen fast unmerklichen Zügen zu erkennen. Wenn z. B. Dante seine Besorgniß, er möchte nicht würdig sein, die wunderbare Wanderung anzutreten, mit den Worten ausdrückt: „Ich bin Aeneas nicht, ich nicht Paulus", so erkennt man gleich „die zwei eng in einander verschränkten Ideen der Politik und des Glaubens, des Staates und der Religion, der Seligkeit des irdischen und ewigen

Digitized by Google

Lebens, welche typisch in Aeneas und Paulus dargestellt werden" (Wegele). Nicht anders, wenn im tiefsten Punkte der Hölle Lucifer, der größte Sünder, als Gestrafter und Strafender zugleich neben Cassius und Brutus, den Mördern Cäsars, Judas, den Mörder Christi, zermalmt. Und so mag hier noch der Hoffnung an einen Retter der Menschheit gedacht werden, welche sich an mehreren Stellen der „Göttlichen Komödie" kundgiebt, vorzüglich im ersten Gesange, wo dafür das allegorische Sinnbild eines Windhundes gewählt wird. Es ist unendlich oft wiederholt worden, daß darunter Can Grande della Scala zu verstehen sei; von Einigen wurde versucht den verheißenen Retter in irgend einem anderen kleinen Parteiführer der Ghibellinen zu erblicken: ein völligeres Verkennen der das ganze Gedicht durchziehenden Idee kann kaum gedacht werden. Ein Gebäude, dessen einzelne Theile sich auf die wunderbarste Art entsprechen, wird über den Haufen geworfen und zu einem chaotischen Gemenge verwandelt, sobald man dem Sänger der Universalmonarchie zumuthet, daß er die Regeneration der Menschheit, die Wiederherstellung von allgemeiner Sitte und allgemeinem Frieden, die Regelung der Verhältnisse des Staates zur Kirche, kurz die Ausübung der kaiserlichen Rechte von einem andern als eben einem Kaiser erwartet hätte.

Die großartige Conception, die wir bisher in ihren äußersten Umrissen darzulegen suchten, fand nun ihren würdigsten Ausdruck in der „Göttlichen Komödie", jener heiligen Dichtung, wie Dante sie mit Recht selbst nennt, an welche Himmel und Erde Hand gelegt:

poema sacro
A cui ha posto mano e cielo e terra.

Wie das ihr zu Grunde liegende System, so umfaßt diese Dichtung alles in sich, das Zeitliche und das Ewige, Kämpfen und Siegen, Leiden und Freuden des Einzelnen und der ganzen Menschheit; alles findet sich darin vereinigt, von der herbsten Satyre bis zur rührendsten Idylle, vom Fluche der Verdammten bis zur Hymne der Seligen: der Unwillen des unschuldig Verbannten und die Anhänglichkeit des Bürgers, die Wuth der Parteien und die ruhigen milden Familiengefühle, die Hölle, wo nur Dunkelheit, Wehklagen und ewiges Seufzen herrscht, und das Paradies, wo alles nur Glanz und Klang ist, das spöttische Grinsen der Teufel und das himmlische Lächeln Beatrice's. Wie jene wunderbaren Denkmale der Baukunst, welche die Kühnheit des Mittelalters ersann, mit den Tausenden von Standbildern, die sie füllen, eben so mächtig wirkt auf uns die „Göttliche Komödie" mit ihrem nach strengem Maße geordneten Baue, mit jener Fülle von charakteristisch gezeichneten Gestalten, welche sie beleben. Der größte Zauber der Poesie Dante's, die vorzüglichste Quelle jenes überwältigenden Eindruckes, welchen sein Gedicht auf den Leser aller Zeiten, aller Völker hervorbringt, liegt in der großen Meisterschaft, mit der er Gegensätze auszugleichen, und das, was weniger begabten Geistern als unvereinbar erscheinen mag, so harmonisch zu verbinden weiß, daß daraus ein unübertreffliches Kunstgebilde entsteht. Die Lehre, deren Darstellung das Endziel des Gedichtes ist, tritt nirgends in abstracten Sätzen auf, vielmehr findet sie ihre Ver-

Digitized by Google

körperung in einer großen Anzahl von concreten, vom Geiste der edelsten Poesie angehauchten Gestalten; überall ist es das Fühlen und Handeln unserer Mitmenschen, welches unsere Theilnahme unmittelbar erregt, und daher kommt es, daß nicht nur derjenige, welcher den einheitlichen Gedanken erfaßt und damit alles in hellem Lichte erblickt, sondern auch jener, welchem die tiefere Bedeutung verborgen bleibt, in dem Gedichte eine unversiegbare Quelle echten Kunstgenusses, erhabener Empfindungen und trefflicher Lehren findet. Um die Geschicke der ganzen Menschheit handelt es sich hier, und doch ist es vorzüglich Italien, Toscana, Florenz, sind es die Zeitgenossen des Dichters, für welche er eine so besondere Vorliebe zeigt, daß Uebelwollende zu behaupten wagen konnten, die „Göttliche Komödie" wäre nur eine wenig Jahrzehnte umfassende Reimchronik von Florenz. Allerdings vermögen einige der darin auftretenden Personen von nur localer Bedeutung unser Interesse an und für sich nicht mehr zu erregen, niemand wird aber deßhalb dem Dichter zum Vorwurfe anrechnen, daß er die ihn umgebende Welt als die geeignetste zur Darstellung der ihn leitenden, für alle Zeiten gültigen Ideen gehalten habe. Er selbst, der Dichter, ist in den zwei ersten einleitenden Gesängen nur als Sinnbild des ganzen Menschengeschlechtes aufzufassen; bald aber tritt er aus dieser Allgemeinheit heraus und gewährt uns deutlichen Einblick in die geheimsten Falten seines Herzens. Mit seltenem Freimuthe gesteht er seine Schwächen, erzählt uns von seinen Verirrungen, wir nehmen lebhaften Antheil an seinem Hoffen und Bangen, wir fühlen mit ihm, wenn er sich mit Freunden und Feinden beschäftigt. Das beständige Hervortreten der Person des Dichters verleiht der Trilogie frisches, warmes Leben, ohne daß diese nie unterbrochene Subjectivität und die durch das ganze Gedicht sich hinziehende dialogische Form irgendwie ermüdend einwirkte. Jene zwei Hauptgestalten, welche nicht vorübergehend erscheinen, sondern tief in die Oekonomie des Werkes eingreifen und mit Dante selbst dasselbe beherrschen — die zwei Führer nämlich durch die ewigen Reiche — sind ebenfalls eigentlich nur Symbole, aber sie waren einst lebende Wesen und zeigen sich noch aller menschlichen Regungen so fähig, daß wir, beim vollen Erkennen ihrer höheren Bedeutung, für die Gefühle, die sie empfinden und erregen, ein Verständniß und mithin innige Theilnahme haben. In drei verschiedenen Auffassungen erschien Virgil dem Mittelalter: die eine, die antike, ursprüngliche, sah in ihm den Sänger Roms, den Verherrlicher des Kaiserthums; eine andere, die kirchliche, verehrte in ihm, besonders wegen der vierten Ekloge, einen der Vorboten des Christenthums; im Volke endlich lebte der Glaube an sein außerordentliches Wissen, an seine zauberische Macht. Von letzterer Auffassung enthält die „Göttliche Komödie" nur eine leise Andeutung; die zwei ersten vereinigten sich im Gedanken Dante's. Virgil war ihm das Sinnbild jener Philosophie, welche, wie früher erwähnt, durch Ausübung der Cardinaltugenden die vom Kaiserthum geleitete irdische Glückseligkeit zu erreichen lehrt und mit dem Glauben unzertrennlich verbunden ist. Die Philosophie ist es also, welche ihn in die immer tiefer sich senkenden Kreise des Höllenschlundes, in die hoch emporsteigenden Stufen des Fegefeuerberges begleitet,

Digitized by Google

und doch noch immer Virgil, der von Dante inbrünstig geliebte und verehrte Dichter, welcher ihn mit väterlicher Sorgfalt beschützt, für den er die süßesten Namen, die rührendsten Aeußerungen dankbarer Anhänglichkeit findet. Und als im irdischen Paradiese die Philosophie ihre Sendung vollendet hat und die Obhut über Dante einem höheren Wesen überläßt, mit welcher überwältigenden Wahrheit weiß der Dichter seine Trauer um den verlornen Freund zu schildern! Ein Thränenstrom ergießt sich über seine Wangen und selbst der frostigste Leser, möge er sich auch noch so oft wiederholen, es handle sich hier ja nur um die Philosophie, welche der Theologie den Platz einräumt, vermag sich der Unmittelbarkeit des Gefühles nicht zu verschließen. Die glücklichste Eingebung des Dichters war es dann, als Sinnbild der höchsten Weisheit und Führerin in den Kreisen des himmlischen Reiches Beatrice, den Gegenstand seiner ersten seiner einzigen wahren Liebe zu wählen. Er konnte fürwahr auf keine würdigere Art das Gelöbniß erfüllen, dem geliebten Weibe ein hehres, die Zeit überdauerndes Denkmal zu errichten! Diese jungfräuliche Gestalt, welche den ersten Anlaß zur Rettung Dante's giebt und das erhabene Werk zur Vollendung bringt, verbreitet ein mildes Licht auf die ganze Dichtung, erwärmt sie mit dem Hauche echter tief empfundener Liebe, welche besonders im Paradiso, jener der drei Cantiche wohlthuend wirkt, in welcher streng wissenschaftliche Erörterungen häufiger als es vielleicht der Poesie zuträglich, wiederkehren. Wie glücklich sind auch hier Allegorie und Wirklichkeit mit einander in Einklang gebracht. Als Beatrice dem Dichter seine Verirrung vorwirft, hört man die Stimme des verletzten Weibes, die es tief schmerzt, daß er an ihr Untreue üben konnte, welcher ihr sein ganzes Leben gewidmet hatte. Bald aber gewährt sie dem aufrichtig Bereuenden Verzeihung und, eine weise und liebevolle Lehrerin, ermüdet sie nicht, alle seine Zweifel zu lösen, alle seine Fragen zu beantworten.

Die „Göttliche Komödie" liefert uns ein treues Bild der Natur: strengste Einheit im Plane, unendliche Mannigfaltigkeit in der Ausführung. Jeder der drei Abschnitte, aus denen sie besteht, hat seinen eigenthümlichen Charakter. Im Inferno herrscht die Politik und die Geschichte, besonders der Mitwelt vor; im Paradiso die Wissenschaft, vorzugsweise jene, welche sich mit den erhabensten Fragen beschäftigt, die Theologie; im Purgatorio, welches gleichsam das verbindende Mittelglied bildet, ist es die Liebe in ihren verschiedenen Kundgebungen — Liebe zu Gott, zum Nächsten, zum Vaterlande, zum Weibe, zur Familie, zur Kunst — welche zu allseitiger Darstellung gelangt. Die „Hölle" führt uns Dulder und Peiniger vor, die tiefer als der Mensch stehen, und nicht so sehr Mitleid als Schrecken erregen; das „Paradies" eröffnet unserer Bewunderung eine Welt von Licht und Sang, wo übermenschliche Wesen eine Seligkeit genießen, welche unser Fassungsvermögen weit übersteigt und für welche eine innige Theilnahme nicht aufkommen kann; wir treffen da Wesen, welche mit unserer Natur übereinstimmen, welche von dem Bewußtsein ihrer Fehler durchdrungen, dieselben bitter bereuen, aber dennoch die Hoffnung der Besserung in ihrem Innern tragen. Aber auch innerhalb der einzelnen Cantiche weiß der Dichter Verhältnisse und Situationen, die mit einander große

Digitized by Google

Aehnlichkeit haben, so mannigfaltig zu schildern, daß die Aufmerksamkeit desjenigen, welcher dem großartigen, sich immer in neuen Formen entwickelnden Schauspiele beiwohnt, nie ermattet. Die Strafart sowohl in der Hölle als im Läuterungsberge ist immer der Sünde genau angemessen, und das Erstaunen über die Erfindungsgabe des Dichters wächst besonders dort, wo es sich darum handelt, nur verschiedene Abstufungen oder Gattungen einer und derselben Schuld zu unterscheiden. Das Rechtsgefühl Dante's erhellt deutlich aus dem Eintheilungsprincipe der „Hölle". Zu oberst, das heißt weniger entfernt von der Oberfläche der Erde und milderen Strafen unterworfen finden wir jene, welche, der Begierde nachgebend, irdische Güter übermäßig liebten; ihre Sünde bestand bloß in Unenthaltsamkeit, im Mißbrauche von Dingen, deren verständiger Genuß niemandem untersagt ist. Tiefer stehen die Gewaltthätigen, noch tiefer die, welche Betrug übten, aber am verwerflichsten und daher an unterster Stelle die Verräther. Und dies in einer Zeit, wo die nie ruhenden Parteien jedes Rechtsgefühl in der Politik erstickt hatten und das Brechen der geschwornen Treue als einen Act der Nothwendigkeit, der Selbstwehr erscheinen ließen! Dieses Gerechtigkeitsgefühl war es auch, welches dem Dichter gebot, mit unparteilichem Sinne selbst jene zu beurtheilen, die er persönlich verehrte; nur sucht er dann seiner Hochachtung so wirksamen Ausdruck zu geben, daß wir über dem sonst hochbegabten Manne den Sünder, welcher der Leidenschaft nicht genügenden Widerstand zu leisten vermochte, fast gänzlich vergessen. Welcher hohe Sinn, welche männliche Festigkeit giebt sich in der Haltung Farinata's kund! Wie mitleiderregend ist das Schicksal Pietro's dalle Vigne, der seine Unschuld dadurch in Unrecht verwandelte, daß er an sich selbst Hand anlegte. Man glaubt zu fühlen, daß er Brunetto Latini, dem geliebten Lehrer, um so eindringlicher seine Hochachtung und Dankbarkeit zu bezeugen sich bestrebt, je unwürdiger das Laster, dessen er ihn anklagen muß. Das Fegefeuer bot geringeren Anlaß zu mannigfaltigen Schilderungen; dafür begegnet uns auf dem Berge der Versöhnung eine Fülle von lieblichen genialen Gestalten von Frauen und ritterlichen Herren, von Künstlern und Dichtern. Hier ist, um nur von den letzteren zu reden, Casella, der gewandte Musiker, dort Belacqua, der Lautenschläger, dann der Miniaturmaler Oderisi, welchen aber Franco Bolognese eben so überflügelte, wie Giotto seinen Vorgänger Cimabue; dann eine Schaar von Dichtern, von dem patriotischen Sänger, dem Troubadour aus Mantua, Sordello, bis zu Arnaud Daniel,

il miglior fabbro del parlar materno.

Dazu die unübertrefflichen Beschreibungen der Skulpturen im Kreise der Stolzen und der Triumphzug in den letzten Gesängen, welcher, obwohl durch seine symbolische Bedeutung an das Paradies mahnend, uns doch ein Bild jener prachtvollen Umzüge vorführt, welche den Festen des Mittelalters ihren größten Glanz verliehen. Die größten Schwierigkeiten bot dem Dichter das Paradies. Mit bewunderungswürdiger Kunst verstand er es, das stete Zunehmen von Klang und Licht durch Anwendung immer neuer anschaulicher Bilder zu schildern. Hier, wo nur körperlose Wesen uns entgegentreten und daher dem Gestaltungs-

Digitized by Google

vermögen des Dichters Schranken gesetzt waren, begegnen wir einer Reihe trefflicher schwunghafter Reden.

So, um nur einige zu erwähnen, die Apologie der zwei religiösen Orden der Dominikaner und Franciskaner, die Unterredung Dante's mit seinem Ahnherrn Cacciaguida, die dreifache Prüfung über die Lehrsätze der drei theologischen Tugenden, welcher der Dichter unterworfen wird, die steten Klagen über die Sittenlosigkeit des Klerus, die um so mächtiger wirken, je heiliger der Ort, an dem sie ausgesprochen werden, je heiliger die Männer, die sie aussprechen; endlich im obersten Himmel das unvergleichlich schöne Gebet des h. Bernhard an Maria, damit sie für Dante Gottes Anblick erflehe.

Neben Beatrice und der Mutter Gottes ist es Lucia, die leuchtende Gnade, welche des im Walde verirrten Dichters sich erbarmt: drei Frauen, welche den Gegensatz zu den drei wilden Thieren bilden Im irdischen Paradiese erscheint ihm dann Matelda singend und Blumen pflückend. Und gleichsam an der Schwelle jedes einzelnen der drei Reiche begegnet man je einer milden Frauengestalt; zuerst Francesca, die bedauernswerthe Sünderin, dann Pia de' Tolommei, das unschuldige Opfer wilder Eifersucht, endlich Piccarda Donati,

che tra bella e buona
Non so qual fosse più (Pg. XXIV., 13—14),

die fromme Nonne, welche der Klosterstille gewaltsam entrissen wird.

Der Mitglieder seiner Familie gedenkt Dante nie, und zwar nicht aus Gefühllosigkeit, sondern weil in der „Göttlichen Komödie", dem Lehrgedichte der Menschheit, nichts eine Stelle haben durfte, das sich lediglich auf seine Privatverhältnisse bezogen hätte. Wenn Cacciaguida ihm den Kummer der nahen Verbannung mit den Worten vorhersagt:

Tu lascerai ogni cosa diletta
Più caramente e questo è quello strale
Che l'arco dell' esilio pria saetta. (Pd. XVII, 55—57.)

da denkt der Dichter gewiß an seine Frau, an die Kinder, welche noch im zarten Alter waren, und daß er seiner eigenen Mutter und der Mutter seiner Kinder nicht vergaß, dafür bürgen uns die oft wiederkehrenden Gleichnisse, bei denen von Mutterliebe und Mutterherz die Rede ist.

In der Wahl und der Ausführung der Gleichnisse zeigt überhaupt dieser Dichter große Meisterschaft. Naturereignisse, Oertlichkeiten, große und kleine Vorkommnisse des menschlichen Lebens werden mit überzeugendster Wahrheit, mit Berücksichtigung aller Nebenumstände geschildert. Es kommen selbst Gleichnisse vor, bei welchen, um sinnlich wahrnehmbare Vorgänge zu veranschaulichen, die immaterielle Welt zu Hülfe genommen wird. So wird Dante an der erhöhten Schönheit des Himmels gewahr, daß er um einen Kreis höher gestiegen sei,

wie der Mensch, weil er mehr Freud' empfindet
Am Gutesthun, von Tag zu Tage merket
Wie seine Tugend in ihm vorwärts schreitet. (Pd. XVIII, 58—60.)

Digitized by Google

Schon dieses Gleichniß würde in der That allein genügen, die Eigenthümlichkeit dieses echt christlichen Dichters zu charakterisiren, dem das Uebersinnliche eine so reiche Quelle edler, erhabener und doch allgemein verständlicher Poesie eröffnete.

Dante vereinigt in sich drei Culturperioden. Die antike Welt, welche den Dichtern des eigentlichen Mittelalters so gut wie verschlossen war, bietet ihm ihre Schätze, die er nach Art der echten Dichter verwerthet, welche nachahmend schöpferisch gestalten.

Er bedient sich des ganzen mythologischen Apparates, aber so, daß er die einzelnen Gestalten nach seinem eigenen Sinne und der Anlage seiner Dichtung gemäß ummodelt. Um Tagesanbruch und Abendröthe zu schildern wird er keiner classischen Behelfe bedürfen; zu dem Zwecke weiß er mit offenem Sinne der Natur ihre Farben und Töne abzulauschen; er wird aber Charon, Minos, Pluto in scheußliche Teufel verwandeln und sie als Wächter seiner Höllenkreise aufstellen. Dies mag allerdings den nur im Classicismus sich Bewegenden beim ersten Anblicke befremden, ja verletzen; schließlich aber wird man es doch dem mittelalterlichen Geiste, in dem die ganze Komödie gedichtet, zugutehalten müssen. Eine Fülle mittelalterlicher Sagen, Ueberlieferungen, Volksglauben findet ihre Vertretung oder wenigstens ihre Andeutung in der „Göttlichen Komödie", wie denn sowohl die Schilderung einer Wanderung in die Ewigkeit als zahlreiche Einzelheiten in der Ausführung lange Zeit vor Dante in der reichhaltigen Visionenlitteratur uns begegnen. Hier finden wir wieder die Höllenfahrt Pauli und die Zauberkünste Virgils; Karl den Großen, Roland mit dem weitschallenden Horne und die Schlacht von Roncesvalles; die Schlacht von Aleschamps, Wilhelm von Orange und seinen treuen Knappen Renouart; die anziehende Legende Trajans, welchem, Dank seiner Milde gegen die Wittwe, Gregor der Große die ewige Seligkeit erwirkte und den Streit zwischen Engeln und Teufeln um eine Seele; Tristan und Isote, Paris und die schöne Vienne, und wohl zweimal die ehebrecherische Liebe Ginevra's zu Lancelot. Und doch neben diesem mittelalterlichen Geiste ein stetes Hinblicken vor sich, der Keim des modernen Lebens, des modernen Denkens und Fühlens, welcher noch einige Zeit brauchen wird, um hervorzubrechen, aber doch in der Heimat des Dichters und vorzüglich Dank seiner Werke und seines befruchtenden Geistes am frühesten zu gedeihlicher Entwicklung gelangen und sich über ganz Europa verbreiten wird.

Diese großartige, die Geschicke und das Streben der ganzen Menschheit umfassende Dichtung erregte bald die allgemeine Bewunderung. Nicht weniger als 500 Handschriften, die uns davon bewahrt wurden, liefern ein beredtes Zeugniß des Eifers, mit dem sie gelesen und vervielfältigt wurde; eine erstaunlich große Anzahl, wenn man den beträchtlichen Umfang und den Umstand berücksichtigt, daß fast alle einem Zeitraume von nur 150 Jahren — bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst — angehören. Die Vielseitigkeit des Werkes, die zahlreichen historischen, philosophischen und theologischen Erörterungen, die es enthält, mußten aber schon den Zeitgenossen nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereiten, und so sehen wir denn,

Digitized by Google

daß bald nach dessen Erscheinen das Bedürfniß nach Commentaren sich lebhaft fühlen läßt. Es war am 3. October 1373, als der von Krankheiten schon niedergebeugte Giovanni Boccacci die Kanzel der Stephanskirche zu Florenz bestieg, um vor dem Volke die „Göttliche Komödie" zu erläutern. Selten mag ein Vorleser eine empfänglichere Zuhörerschaft um sich versammelt haben. Hier standen die Söhne jener, welche in der Dichtung eine so strenge Beurtheilung erfahren hatten, und der Parteihaß, welchen der Dichter als den Grund alles Unheils anklagte, glimmte fort in vielen Herzen, und viele der Kämpfe, die hier so beredt geschildert sind, hatten ihren Ausgleich noch nicht gefunden. Und doch mochte der Eindruck des gewaltigen Werkes Freund und Feind erschüttern, und Alle mochten fühlen, daß der seltsame Mann, welcher über ihre Väter zu Gericht gesessen, immer nur der Stimme lautester Vaterlandsliebe, edler Unparteilichkeit gefolgt sei. Und Italien bewahrte immer treu die Anhänglichkeit und Verehrung für seinen größten Dichter und mit unermüdlichem Eifer suchte es in das Verständniß des unsterblichen Werkes einzudringen. Wohl kamen Zeiten, wo Schlaffheit der Geister und verdorbener Geschmack die überwältigende Größe Dante's nicht zu ertragen vermochte, dies waren aber auch immer die traurigsten Perioden in der Geschichte der italienischen Litteratur, und der erneuerte Eifer im Studium Dante's war stets ein untrügliches Zeichen und ein mächtiger Hebel zugleich des intellectuellen Lebens Italiens. Aber weit über die Marken seiner Heimat hinaus erstreckt sich der Einfluß dieses Dichters und alle Nationen waren redlich bemüht, durch Uebersetzungen, Erläuterungen und selbstständige Arbeiten das Studium seiner Werke zu fördern und zu verbreiten. Mit gerechtem Stolze kann vorzüglich Deutschland auf seine Leistungen auf dem Gebiete der Dante-Litteratur hinweisen: ist es doch einer der schönsten Vorzüge des deutschen Volkes, daß es auch fremde Größe und fremdes Verdienst bereitwillig anerkennt und neidlos die Freude fremder Völker über ihre bedeutenden Männer theilt. Deutschland zählt eine Reihe trefflicher Männer, welche Dante und dessen Werke zum Gegenstande allseitiger gründlicher Forschung gemacht haben, und Italien gedenkt mit dankbarem Sinne ihrer Namen. Hoffentlich wird auch das soeben gefeierte Jubiläum dazu beitragen, dem Dichter neue Freunde zuzuführen!

A. Mussafia.

Digitized by Google

Neue Romane.

II.

„Der stille Winkel", von A. v. Winterfeld (Berlin 1865). — „Der Himmel auf Erden", von A. Mützelburg (Berlin 1865).

Der humoristisch sein wollende Roman am Schluß der vorigen Betrachtung leitet zu A. v. Winterfelds „Der stille Winkel", eine Leistung deutschen Humors, welche sich die Bezeichnung „komischer Roman" gleich selbst auf dem Titel beilegt. Der Verfasser beginnt damit, Reißaus zu nehmen — vor unserer Zeit. Er flüchtet sich und seinen ganzen geistigen Apparat hinter die Tage der Eisenbahnen und Telegraphen, indem er aus der Gegenwart nichts mitnimmt als die Klage über das Verschwinden des Traulichen, Gemüthlichen, Echten, wobei er jedoch vergißt, daß auch diese Klage, das Einzige, was er aus der neuen Zeit in das Behagen seiner Reminiscenzen hinüberträgt, selbst schon etwas Verbrauchtes, Abgethanes, Altes ist.

Ja, Geister aller Art werden fortwährend und bis zum Ueberdruß gequält von dem Gespenst jener Tage, die nun einmal todt, wenn auch freilich noch nicht lange begraben sind. Und was zu Anfang des Jahrhunderts für talentvolle Köpfe das Mittelalter war, ein Gegenstand romantischer Sehnsucht und Schwärmerei, das ist für dieselben Köpfe heutzutage — die Postkutsche. Sie können es nicht verschmerzen, daß sie nicht mehr Stunden, ehrwürdig feierlich dahinschleichende Stunden mit einer Fahrt vertrödeln können, die heute von wenigen frivolen Minuten abgethan wird; daß sie nicht mehr von einem so wackern alten Kasten lahm gefahren und nicht mehr von dicken Wirthen mit grünen Sammtkäppchen höchst gemüthvoll, sondern von mageren Kellnern mit rückwärts gescheiteltem Haare ganz ungemüthlich geprellt werden.

Das Mittelalter war doch wenigstens weit und groß und Vieles hatte darin Raum! das ritterliche Turnier mit den rothen und blauen Blumen, die man dabei auf die Haut bekam; das schöne Feuerwerk der Hexenprocesse; die minnigliche Maid und das biedere Todtgeschlagenwerden, wenn man sie zu keck ansah. Was hätte aber in einer Postkutsche Raum, das werth wäre der Wehmuthsthränen des Edlen? Und dennoch wollen sie nimmer und nimmer versiegen!

Mit einigem Ernste mag man darauf hören, wenn die Klage mit einigem Ernste vorgebracht wird. So hat z. B. der berühmte Arzt und Naturforscher Karl Gustav Carus in Dresden in seinen soeben erschienenen „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" sich auch nicht enthalten können, diese schon etwas heisere Saite wieder klingen zu lassen. Er regt aber damit doch im Kopf des Lesers sich fortsetzende Betrachtungen an. Von Dresden nach Berlin fährt man jetzt in fünf Stunden, man fuhr damals gegen drei Tage. Nun kann selbst der bedauernde Rückblick des alten Herrn von den Dingen, über welche jene flüchtigen Stunden hinhuschen, ohne ihre nähere Betrachtung zu erlauben, nichts besseres namhaft

Digitized by Google

machen, als: Sand und Sumpf, über welche der kleine Wagen durch Dörfer und Städtchen dahintrug; einige schöne Eichenwaldungen, einzelne malerische Kiefern, Störche, im Morgenlicht auf den Bauernhütten stehend, und ähnliche Merkwürdigkeiten, um „Betrachtungen anzustellen".

Allein Carus läßt es doch wenigstens nicht bei bloßen romantischen Seufzern bewenden, sondern deutet mit Ernst darauf hin, wie millionenfältig sich der Unterschied zwischen Postkutsche und Eilzug jetzt täglich und stündlich in der Menschheit fühlbar macht und wie, während jene einfacheren, contemplativen Zustände nicht mehr vorkommen werden, eine wesentliche Umgestaltung im Denken und Fühlen der Massen die unausbleibliche Folge ist. Eine solche Bemerkung mag der Leser im Stillen weiter spinnen, sie wird ihn nicht dahin führen, die Veränderung des Lebens und der Anschauungen zu bedauern.

Etwas ganz anderes ist es jedoch, wenn ein Schriftsteller seine gute Laune nur zu retten glaubt durch eine starre und unfruchtbare Opposition gegen die neue Zeit, wenn er ihr, so zu sagen, die Thüre vor der Nase zuschlägt, jede Verbindung mit ihr abbricht und aus der Rumpelkammer einen moderigen Großvaterstuhl herbeiholt, um darin mit geschlossenen Augen von einer abgethanen Vergangenheit zu träumen, als ob sie noch lebendig wäre. Mögen die Träume auch komisch sein, der Träumer ist es jedenfalls noch viel mehr, und es dürfte leicht geschehen, daß die unfreiwillige Komik des Autors die beabsichtigte seines Buches aufhebt.

Indessen spürt man jedenfalls eine behagliche Atmosphäre, wenn man A. v Winterfelds „stillen Winkel" betritt, der sich ziemlich geräumig ausnimmt, denn er umfaßt vier Bände. An der Schwelle begrüßt uns eine Standrede gegen diese grundschlechte Zeit, und ist man mit den Consequenzen, die aus ihren Erscheinungen gezogen werden, nicht einverstanden, und noch weniger damit, daß zum Theile gar keine gezogen werden, dem Geist und der Wahrheit einzelner Verdammungsurtheile wird man nicht widersprechen können.

Die Völkerschlacht bei Leipzig hat die eisernen Fesseln gebrochen, mit denen der gewaltige Kaiser die Freiheit der Völker erbarmungslos zusammenschnürte, aber die parfümirten seidenen Bändchen können nicht zerrissen werden, mit denen die französische Mode unseren Geschmack und unser gesundes Urtheil umstrickt. An die Variationen über dieses Thema knüpfen sich solche über die geringe Pietät in der Erhaltung alter Möbel und Einrichtungsstücke aller Art, welche aus den Palästen und Schlössern immer mehr verschwinden. Daran schließen sich Klagen über den zerstörenden Einfluß der Politik auf die schöne Litteratur und endlich über moderne Hotels und über das moderne Reisen mit der unvermeidlichen Sehnsucht nach der schon erwähnten alten Postkutsche. Wie schön war es, wenn sie Mittags vor der Passagierstube hielt! Ja, sogar nach dem Bauchkneipen, das man bekam, wenn man den dort servirten Gurkensalat genossen hatte, scheint der Verfasser ganz ernsthaft zu verlangen. Sollte unsere Zeit wirklich so ganz aller Gemüthlich-

Digitized by Google

keit entrückt sein, ihm nicht einmal mit der Erfüllung jenes bescheidenen Wunsches mehr dienen zu können?

Das ist der Punkt, an dem man erkennen kann, wie diese Rückwärtsgekehrten, die doch deßhalb noch immer keine Propheten sind, selber zum Gegenstand eines komischen Romanes werden. Auch sollte sie die leiseste Erinnerung daran, daß gerade der größte humoristische Roman aller Zeiten und Länder einen solchen Rückschauer mit geistig verdrehtem Halswirbel verherrlicht, zu einiger Besinnung bringen. Wer sich zur Lectüre dieses Romans die Cigarre mit einem modernen Phosphorhölzchen anzündet, den zwingt schon dieses Fackellicht der neuen Zeit zu einem Gelächter über das verzweifelte Händeringen, welches sich in den Worten ausdrückt: „Es ist eine undankbare und ungerechte Welt . . . überall waltet das kalte, moderne Regel-de-Tri-Leben . . . wohl uns, wenn wir einst ruhen und das langweilige Rechnenexempel des modernen Lebens nicht mehr mitzurechnen brauchen!"

Der Roman spielt natürlich an einem Orte, der deßhalb ein „stiller Winkel" genannt wird, weil „Eisenbahnen und Telegraphen sich noch nicht erkältend auf die Oberfläche der Erde gelegt hatten". Und da der Verfasser die neue Zeit sogar „langweilig" nennt, ein Prädicat, das sie eben wegen der raschen Förderung und Beförderung am wenigsten zu verdienen scheint, so muß es wohl in den „stillen Winkeln", wohin die Pest der neuen Zeit noch nicht gedrungen ist, ganz außerordentlich unterhaltend sein, und die Leute sind Verleumder, welche solche stille Winkel unausstehliche alte Nester nennen.

Man kann nun nicht sagen, daß der Roman selbst unterhaltend genug wäre, um diese Ansicht zu bestätigen. Es ist indessen eine ausgemachte Sache, daß die Art von Komik, wie sie sich hier in Personen und Situationen darstellt, ihr dankbares Publicum besitzt, und diese Thatsache erspart der Kritik, über die Existenzberechtigung derartiger Komik erst nachzugrübeln. Der alte pensionirte Lieutenant v. Hühnerfeld dreht den Knoten seines Halstuches nach rückwärts und läßt den Zipfel seiner Schlafmütze auf seiner Nase baumeln, damit die Verschiebung des Knotens und das beständige Kitzeln den stets Vergeßlichen an bestimmte Gegenstände erinnern. Solche und ähnliche Späße wollen auch leben und sie haben diesen Willen schon so lange kundgegeben, schon seit Weisflog und Langbein, daß man ihnen denselben endlich lassen muß. Uebrigens tauchen in der That Charakterzüge auf, die nicht vergebens um ein Lächeln buhlen, selbst bei Lesern, deren Geschmack der ganzen Richtung nicht zugeneigt ist.

Vielleicht hätte die Intention des Verfassers eine wirksamere Ausführung gefunden, wenn er die neue Zeit nicht so schroff ausgeschlossen, sondern ihre Erscheinungen zum Zweck des Contrastes mit aufgenommen hätte. Wie das Werk vorliegt, wird es wohl auch seine Freunde finden, wenn auch nicht gerade unter den Freunden von Katzenbergers oder Yoriks Reise. Dennoch wird selbst die nachsichtigste Beurtheilung bekennen müssen, daß man in diesem „stillen Winkel" vergebens nach dem hochdrastischen — „Winkelschreiber" sucht. Dieser dramatische

Digitized by Google

Löwenwurf, dieses, wir stehen nicht an zu sagen, unvergängliche Lustspiel A. v. Winterfelds wird stets ein günstiges Vorurtheil für seine übrigen Leistungen erwecken müssen.

Im Eingang der ersten dieser Betrachtungen ist erwähnt worden, daß es dankbarer wäre, den Roman nicht als Kunstwerk, nicht als einen Theil der nothwendig zur Erscheinung kommenden geistigen Blüthe einer Nation, also nicht wie die Litteratur überhaupt anzusehen, sondern als ein durch Gewohnheit unvermeidlich gewordenes sociales Bedürfniß, als einen Luxusartikel, welchen der Denker stets für überflüssig, der Lebemann stets für unerläßlich erklären wird. Wie der Arzt Kaffee und Cigarren nicht nach den Bedingungen beurtheilt, unter welchen sie den Feinschmecker befriedigen, vielmehr nach ihren Wirkungen auf die Gesundheit des Volkes, so hätte dann auch die Kritik nicht den Roman nach den Gesetzen, wie sie der feine Geschmack fordert, sondern nur nach dem Verhältniß zu prüfen, in welchem diese Art von Unterhaltung zur Gesittung und geistigen Entwicklung der Massen steht, die solchen Zeitvertreib nun einmal nicht mehr entbehren können.

Allein auch dieser Gesichtspunkt trifft hie und da wunderbar zusammen mit dem des ästhetischen Urtheils. Langweilige Romane, selbst mit angeblich moralischen Tendenzen, wirken verderblicher, entsittlichender, als sogar die geradezu lasciven Romane. Wenn eine unwahre Sentimentalität, eine mißverstandene Ritterlichkeit, erlogene Beweggründe aller Art, eine Erfindung, die sich die Glieder zerbricht, um in eine vorausbestimmte Tendenz hineinzupassen, unwahre Schilderungen socialer Verhältnisse, kurz all' die hervortretenden Kennzeichen langweiliger Romane sich an der Kunst versündigen, so versündigen sie sich in gleichem Maße am Volke, insoweit es die Lectüre neuer Romane zur Ausfüllung des Lebens für unentbehrlich hält.

Man hat darum oft schmerzlich bedauert, daß, wenn schon eine größere Anzahl von Romanen nothwendig ist, als die wahre Kunst producirt, das Geschlecht jener beliebten Erzähler ganz ausgestorben scheint, welche zwar nicht begeisterten und nichts weniger als Epoche machten, aber mit einiger Phantasie erfanden und das Erfundene mit einigem Verstand zu einem anspruchslosen Zeitvertreib zusammensetzten. Mit welch' gemüthlichem Behagen konnten sich unsere Väter in viele, oft bändereiche Erzählungen eines Döring, Blumenhagen, Spindler, Storch, Rellstab u. A. m. vertiefen! Man konnte sicher sein, in der Unterhaltung nicht durch die unleidlichen Ansprüche auf „Bedeutung" gestört zu werden, Ansprüche, die sich immer einfinden und immer störend und zerstörend wirken, wo ein kleines Talent vorhanden ist und sich mit einem dazu nicht im Verhältniß stehenden, großen Ehrgeiz verbindet. Es giebt heutzutage Romanschriftsteller, die es für ihrer unwürdig halten — zu amüsiren, was doch den Erzählern der oben erwähnten Art das höchste Ziel ihres Strebens war.

Und es ist ein wahres Glück, daß sich ein solcher Erzähler wieder findet, ein Benjamin oder ein Adam, denn es ist nicht zu entscheiden, ob er der jüngste des

Digitized by Google

Geschlechtes oder der neue Stammvater eines ähnlichen ist. Er führt den Namen A. Mützelburg und ist Verfasser mehrerer Romane, von denen uns nur der letzte, „Der Himmel auf Erden", Roman aus unserer Zeit in sechs Bänden, bekannt geworden ist. Diese schauerliche Zahl der Bände hat nichts Abschreckendes mehr, sobald man nur erst in die Hälfte des ersten Bandes gekommen ist.

In einer ziemlich überflüssigen Vorrede charakterisirt der Verfasser selbst sein Werk ganz der Wahrheit gemäß, indem er es solchen Lesern widmet, die nach des Tages Last und Arbeit in einem Buche vorzugsweise Erholung suchen; sie finden leichte, allgemein verständliche Schilderungen, und den Schauplatz, welcher zum größten Theile Paris ist, in anmuthiger und mannigfaltiger Darstellung. Die Handlung setzt einen noch nicht zu abgenützten Apparat der Spannung in Bewegung, und obgleich der Verfasser beabsichtigte, einen Volksroman zu schreiben und in diesem die Pariser Zustände einmal durch eine deutsche Feder zu schildern, kann man doch den Roman solchen Lesern empfehlen, die sich nicht zum „Volk" zählen, ihre Unterhaltung aber vorzugsweise in französischen Romanen suchen. So viel ist gewiß, daß, wenn Mützelburgs Roman französisch geschrieben wäre, derselbe bereits übersetzt und in mehreren Ausgaben und Auflagen in Deutschland verbreitet wäre. Ob er jetzt auch mehrere Auflagen erleben wird? Die ästhetische Kritik hätte die Verneinung dieser Frage gerade nicht zu bedauern, aber im Interesse deutscher Autoren, die sich die harmlose Aufgabe stellen, das deutsche Publicum zu unterhalten, ließe sich manche traurige Betrachtung daran knüpfen.

Hieronymus Lorm.

Die Arbeiten am neuen Opernhause.

K. W. Nachdem die Verzögerungen beseitigt sind, welche in den verflossenen Jahren die Steinmetzarbeiten herbeigeführt haben, schreitet der Bau des Opernhauses rasch vorwärts und es können nahezu an 600 Arbeiter beschäftigt werden, um die Vollendung des Rohbaues zu beschleunigen. Die Formen der Anlage treten nun klarer und bestimmter hervor; es entwickelt sich in Umrissen der interessante und gewaltige Bau vor unseren Augen, und bald werden auch die Bildhauerei und Malerei Hand an das Werk legen, um die künftige heimatliche Stätte ihrer Schwesterkünste — der Musik und des Tanzes — zu schmücken, vielleicht nicht ohne innerlichen Groll, daß sie selbst noch immer ärmlich und in Miethe wohnen und wenig Aussicht haben, bald ein eigenes, ihrer Stellung würdiges Haus zu erhalten. So rasch, wie wir vor wenigen Tagen gelesen, dürfte aber die Vollendung des Aeußern und Innern des Opernhauses kaum zu erwarten sein, wenn wir die vielen und bedeutenden Arbeiten überblicken, welche noch zu bewältigen sind.

Digitized by Google

Wie wir vernehmen, hat sich die Bauleitung zur Aufgabe gestellt, in dem laufenden Jahre den Außenbau in den Hauptmassen zu vollenden, die Maßwerke zu versetzen und im Spätsommer den Dachstuhl in Angriff zu nehmen. Eine eingehende Besichtigung des Baues wird überzeugen, daß die Ausführung dieses Programmes mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist; es setzt das energische Zusammenwirken verschiedener technischer Factoren und eine sehr präcise Bauführung voraus. Insbesondere wird der Dachstuhl eine geraume Zeit in Anspruch nehmen, da die eigenthümliche, in der ganzen Anlage des Baues begründete Construction desselben besondere Vorsichten nothwendig macht. Abgesehen von der großen Spannweite — sie beträgt circa 20 Klafter — sind in dem Bühnenraume die sämmtlichen Schnürvorrichtungen mit dem Dachstuhle in Verbindung gebracht, wobei jedoch zwischen dem Schnürboden und dem Dachraume eine feuersichere Decke eingeschaltet ist.

Im Jahre 1866 beginnt die Ausführung des Innenbaues und gleichzeitig die Herstellung der Stuccatur- und Verputzarbeiten, so daß noch in demselben Jahre mit den Malereien begonnen werden kann. In dem darauf folgenden Winter wird die Herstellung des Zuschauerraumes, dessen Bestandtheile großentheils aus Eisen sind, in Angriff genommen, und wir heben hiebei hervor, daß auch der Plafond des Zuschauerraumes vollkommen feuersicher gemacht werden wird. Noch ein guter Theil des Jahres 1867 dürfte wahrscheinlich von den Arbeiten für die innere Einrichtung des Zuschauerraumes und der zahlreichen Nebenräume in Anspruch genommen werden.

Inzwischen sind auch alle Vorarbeiten für die ornamentale Ausschmückung des Gebäudes im Gange. In dem Modellirsaale stehen bereits die Modelle für die Kapitäle, Consolen und Reliefs; das Modell der Loggia ist vollendet und veranschaulicht die jedenfalls bedeutende Wirkung dieses Bautheiles. In der Mehrzahl der Ornamente bezeugt van der Nüll wieder den auserlesenen Geschmack, seine geistvolle Combinationsgabe einzelner schöner Motive und die Bildhauer Schönthaler und Pokorny, denen die Ausführung der ornamentalen Glieder übertragen ist, haben schon in der Anfertigung der Modelle ihre Uebung und Gewandtheit in diesem Theile der Plastik bewiesen.

Auch die Cartons zu den Malereien und die Modelle zu den figuralischen Sculpturen sind zum Theile vollendet. Ueber die Vertheilung der Arbeiten erfahren wir, daß Prof. Schwind mit der malerischen Ausschmückung der Loggia, Prof. C. Rahl mit jener des Zuschauerraumes und mit der Anfertigung des Vorhanges, Prof. Engerth mit der Ausschmückung des kaiserlichen Salons, und Prof. Geiger mit jener des Stiegenhauses betraut werden wird. Die Ausführung der Statuen für die Loggia haben Prof. Hähnel in Dresden und der beiden kolossalen Pegasus an der Hauptfaçade der Bildhauer Pilz in Wien übernommen.

Dagegen ist uns nicht bekannt, daß rücksichtlich der Anfertigung der neuen Decorationen bereits Einleitungen getroffen wurden. Und doch ist diese

Digitized by Google

Angelegenheit von großer Wichtigkeit, erfordert eine sorgfältige Erwägung und steht nicht außer allem Zusammenhange mit der Ausschmückung des ganzen Gebäudes. Wir erinnern uns hiebei, daß man auf künstlerisch ausgeführte und den Anforderungen der Kunstgeschichte entsprechende Decorationen in Berlin stets großes Gewicht gelegt hat, und daß eine Reihe der schönsten Decorationen, wie beispielsweise jene zur „Zauberflöte", nach Compositionen des berühmten Architekten Schinkel angefertigt wurden. Wer das Schinkel-Museum in Berlin besucht hat, wird sich der wundervollen Entwürfe zu den Theaterdecorationen entsinnen, welche von diesem genialen Künstler vorliegen.

Kurze kritische Besprechungen.

Göldlin v. Tiefenau, Alfred: Metaphrasen. Wien, in Commission bei Selch. 12. 128 S.

Z. Name und Sprache verrathen den Schweizer. Das anspruchslose Büchlein enthält metrische Uebersetzungen aus dem Griechischen, Englischen und Französischen. Das erstere ist durch Anakreon allein, letztere beide sind in bunter Reihe durch Mathew, Prior und Tennyson, durch Lamartine, Barbier, Hugo, den französischen Hans Sachs, Jean Februl, de Vigny, Delavigne, Houssaye, de Musset, den Faust-Uebersetzer Gérard de Nerval und durch den in Deutschland weniger, als er seiner Originalität wegen verdient, gekannten Elsässer Heinrich Murger (Henri Murger) vertreten. So verschiedene Töne, wie den der Anakreontica und der blasirten jeune France mit gleichem Glücke zu treffen, ist gewiß nicht leicht, und die Art, wie der Uebersetzer seine Aufgabe löst, verdient in vielen Fällen alle Anerkennung. Jene hat er versucht in Reimen zu übertragen, was vor ihm schon Rettig gethan hat. Um sich von der wörtlichen Treue seiner Version zu überzeugen, vergleiche man einmal seine Uebersetzung des „Frühlings" mit jener Richters, die für die beste gilt und fast um ein Drittheil Verse mehr zählt als das Original. Unter den Neueren erscheinen die Gedichte von Murger († zu Paris 1862) hier zum ersten Male im deutschen Gewande, während sie doch ursprünglich aus deutschem Munde kommen. Neben den Ausbrüchen einer Gemüthsstimmung, die man kaum anders denn Galgenhumor nennen kann, finden sich solche, wie „Die Immlein" (S. 127), von so echt schwäbischer Gemüthlichkeit, daß man den Widerspruch, daß der Dichter sich einen Franzosen nennt und französisch schrieb, recht bitter zu fühlen bekommt. Der Uebersetzer verdient Dank dafür, daß er diesen Deutsch-Franzosen seinen wahren Landsleuten zurückgegeben hat.

Barison, Nik.: Chrysographisches Emporium (Missale Romanum). Wien 1865. Reiffenstein u. Rösch.

F. Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen für die heimische Kunstthätigkeit auf dem mehr ornamentalen Gebiete, daß dem vortrefflich ausgeführten „Missale Romanum" von Reiß ein zweites, fast großartiger angelegtes zu folgen vermag. Diesmal ist es Herr Nikolaus Barison, welcher als Künstler und Herausgeber das schwierige Werk unter-

Digitized by Google

nimmt, während die Ausführung von der artistischen Anstalt von Reiffenstein u. Rösch besorgt wird. Wer das österreichische Museum im vorigen Sommer besucht hat, wird sich sicherlich der zahlreichen Copien von Miniaturen, Initialen und Arabesken aus allen Zeiten des Mittelalters erinnern, welche Herr Barison ausgestellt hatte. Die Vortrefflichkeit dieser Copien, welche allgemeine Anerkennung gefunden haben, läßt über die Befähigung des Herrn Barison zu einem derartigen Unternehmen keinen Zweifel aufkommen, so wie die Reichhaltigkeit seiner Sammlungen, davon die im Museum ausgestellten Beispiele nur einen geringen Theil ausmachten, für eine glänzende, interessante und mannigfache Ausstattung Bürgschaft gewährt.

Während das Missale des Herrn Reiß den an sich gewiß richtigen Gesichtspunkt aufstellte, ein Werk zu sein, dessen Ornamentik wie kalligraphische Ausstattung nach Möglichkeit einem Style und einer Zeit angehörte, geht Herr Barison darüber hinaus und stellt sich eigentlich zwei Zwecke. Der erste davon ist allerdings, ein Prachtmissale zu geben für den kirchlichen Gebrauch; damit verbindet er aber den zweiten einer Mustersammlung von Beispielen für die ganze Entwicklung der Manuscriptenmalerei vom 8. bis zum 17. Jahrhundert. Wenn es nun keine Frage ist, daß nach dem, was wir von der Sammlung des Herrn Barison gesehen haben, in dieser zweiten Beziehung das Werk von höchstem Interesse sein wird, so läßt sich ebensowenig verkennen, daß es allen denjenigen, die sich für diesen Zweig der Kunst interessiren, angenehmer gewesen sein würde, wenn der Unternehmer den ersteren Zweck ganz fallen gelassen und seine Copien in chronologischer Ordnung mit den nöthigen Nachweisen der Zeit und der Herkunft zu einem Atlas der Miniaturmalerei oder zu einem systematischen „Chrysographischen Emporium", wie er sein Werk nennt, zusammengestellt hätte. Wir können uns freilich denken, daß ein solcher Plan, weil er das Publicum bedeutend verringert hätte, bei der großen Kostspieligkeit das Unternehmen überhaupt in Frage gestellt haben dürfte, und daß keine Wahl geblieben, als die reichen Sammlungen entweder als Missale oder gar nicht zu verwerthen. So wollen wir denn das Werk im Interesse der Kunst in der Gestalt willkommen heißen, wie es uns geboten wird. Wir hoffen aber, daß uns mindestens am Schluß oder von Zeit zu Zeit ein Nachweis gegeben wird, von wo die einzelnen Miniaturen und Initialen entstammen.

Was uns bis jetzt von dem Unternehmen vorliegt, sind vier Lieferungen, jede zu zwei oder drei Folioblättern; hundert Lieferungen, davon jeden Monat eine erscheinen soll, werden mit 500 Folioseiten das Werk zum Abschluß bringen. Da die technische Ausführung vom Künstler selbst überwacht wird und die Anstalt von Reiffenstein es an Mühe und Sorgfalt nicht fehlen zu lassen pflegt und in dies Prachtwerk sicherlich eine Ehre setzt, so ist zu erwarten, daß das Werk mit der gleichen Gediegenheit und Schönheit zu Ende geführt wird, welche diese vier ersten Lieferungen zu erkennen geben.

Noël, Ch.: Theoretisch-praktische Grammatik der französischen Sprache für Lectüre, Composition, Conversation und lexikologische Uebungen. Wien 1865. Wilhelm Braumüller.

Btt. Diese Grammatik soll nach der Absicht des Verfassers unter der schon fast lästigen Zahl der didaktischen Werke über den Unterricht in der französischen Sprache eine bisher noch immer fühlbare Lücke ausfüllen, indem sie der bisher nicht genügend beachteten praktischen Anwendung der grammatikalischen Regeln in der Conversation und Composition eine besondere Sorgfalt zuwendet, durch die frische Behandlung des zu bewältigenden Stoffes das Interesse des Lernenden andauernd belebt und selbst bei verhältnißmäßig geringerer Ausdauer die Sprache in moderner Form schreiben und sprechen lehrt.

Digitized by Google

Es ist nicht zu verkennen, daß die sogenannten systematischen, für den Gebrauch der Deutschen eingerichteten französischen Sprachlehren mit der trockenen Aneinanderreihung zahlreicher Regeln und den denselben beigefügten abgerissenen und unzusammenhängenden Uebungsbeispielen nur zu leicht den Lernenden ermüden und derselbe selbst nach langer, zeitraubender, äußerst mühsamer Arbeit nicht selten ganz ungenügende Resultate erzielt. Eine ehrenvolle Ausnahme in dieser Beziehung bildet, wie der Verfasser selbst zugesteht, die vortreffliche erschöpfende Grammatik des Eugène Borel, welche aber, da in derselben die Regeln in der französischen Sprache gegeben sind, nur für jene geeignet ist, welche sich schon die hiezu nöthigen Vorkenntnisse erworben haben, und es kann daher nur als empfehlend bezeichnet werden, daß der Verfasser, obwohl er Borels Methode nicht angenommen hat, auf dessen ausgezeichnete, aber auch weit schwierigere Grammatik aufmerksam macht und zugleich mit den in seinem Buche vertheilten Exercices de composition et de lecture jenen Schülern, welche ihre Forschungen in der Syntax und den feinen und zarten Färbungen der Sprache fortzusetzen Willens sind, ein erfreulicher Uebergang zu Borels Werk geboten ist.

Was aber die vielen, als praktische Curse bezeichneten französischen Sprachlehrbücher nach der von Seidenstücker in Anregung gebrachten, insbesondere durch die Ahn'schen Werkchen allgemein bekannten Methode anbelangt, welchen auch das hier besprochene Lehrbuch eigentlich angehört, so trifft dieselben nach der Ansicht des Verfassers, der übrigens eine zwanzigjährige Erfahrung im Unterrichte für sich hat, der Vorwurf, daß sie meist in zu engen Grenzen sich bewegen, nur dürftiges, zu wenig vielseitiges Sprachmateriale enthalten, hauptsächlich aber das Zeitwort, diese Seele des ausgesprochenen Gedankens in gleichgültiger, leichtfertiger und geringschätzender Manier behandeln und demselben kein weiteres Feld einräumen, als es in den sogenannten systematischen, eigentlich analytischen Grammatiken geschieht, wo es wie die anderen Partieen in einem knapp abgemessenen Raume eingeengt ist.

In dem neuen Lehrbuche ist dem Zeitworte, welches, wie der Verfasser bemerkt, erst die übrigen Theile der grammatikalischen Maschine in Bewegung bringt, der erste Platz eingeräumt, es steht an der Spitze jeder Lection, jedes Thema's, es ist die Basis aller Uebungen der praktischen Grammatik und herrscht überall über die anderen, nur graduell den Sinn der Sätze und Redensarten ergänzenden Worte.

Wie schon oben erwähnt, ist auch auf die Composition durch passend eingefügte Beschreibungen, Briefe, Erzählungen ꝛc. gebührend Bedacht genommen und endlich noch für die Ansammlung des Wortreichthums neben den Exercices de conversation, die nur auf grammatikalischen Regeln basirt sind, durch in gleicher Weise hie und da angebrachte rein lexikologische Exercices de conversation hinreichend vorgesorgt.

Der Verfasser hat mit diesem Buche in der That durch eine glückliche Vereinigung und eifrige sachgemäße weitere Entwicklung der in den vielen Grammatiken zerstreut angetroffenen Vorzüge ein Lehrmittel geschaffen, welches in mehrfacher Beziehung als ein erfreulicher Fortschritt angesehen werden kann und dem deßhalb auch sicherlich ein günstiger Erfolg in Aussicht steht.

F. In Braumüllers Verlag ist dieser Tage zur Jubelfeier des Dichters, Dante's „Göttliche Komödie" in einer deutschen metrischen Uebersetzung von Jos. v. Hoffinger ausgegeben worden, und zwar vorerst die „Hölle" und das „Purgatorium" in zwei Bändchen, während der dritte und letzte Theil, das „Paradies", in einigen Monaten erscheinen wird. Die deutsche Litteratur besitzt zwar bereits eine Anzahl metrischer Uebertragungen dieses Hauptwerkes von Dante, von denen einige mit Recht geschätzt sind, allein keine einzige den ganzen Reichthum des Inhaltes, die Gedankentiefe, die wundervolle

Digitized by Google

Färbung und vollendete Kunstform der großartigen Dichtung auch nur annähernd erschöpfend zum Ausdruck bringt. Es muß daher jeder neue, mit Ernst und Liebe unternommene Versuch, das großartige Gedicht dem Verständniß und Genusse des deutschen Publicums in künstlerischer Form möglichst nahe zu bringen, mit Freude begrüßt und mit Aufmunterung gefördert werden. Der oben angekündigten Bearbeitung gebührt vor allem das Zeugniß daß sie nicht unberufen begonnen wurde, daß ihr ein genaues Studium des Originalwerkes voranging, und daß Verständniß und lebendige Empfindung die nachbildende Hand leitete. Daher gelang es dieser Uebersetzung so oft den Ton der entsprechenden Partieen des Originals mit überraschender Treue wiederzugeben, und wenn auch an manchen Stellen die Präcision und Kraft des Ausdruckes etwas vermißt wird, doch im Ganzen die richtige Auffassung und Stimmung festzuhalten und im Leser hervorzubringen. Dies ist wohl das Hauptverdienst dieser Uebersetzung, wodurch sie sich vor früheren, mag die eine oder andere theilweise auch wörtlich treuer oder formell correcter sein, vortheilhaft unterscheidet. Ich würde wenigstens demjenigen, der sich mit Dante's Werke bekannt machen will und nicht in der Lage ist, dasselbe in der Urschrift zu lesen, vorzugsweise die vorliegende Uebersetzung empfehlen, welche die Färbung des Originals besser festhält, als die in gereimten Terzinen abgefaßten Bearbeitungen von Streckfuß, Kannegießer und Gusek, und andererseits vor den in reimlosen Jamben gehaltenen Uebertragungen den zum Genuß dieser Dichtung kaum zu entbehrenden Reiz des Reimes voraus hat. Was das Versmaß betrifft, zeigt die gegenwärtige Uebersetzung von der Dante'schen Terzinenstrophe nur insofern eine Abweichung, daß durchgehends nur zwei Verszeilen, nämlich die Einfassungsreime jeder Terzine, dann der Mittelvers der ersten Terzine mit dem der zweiten, der Mittelvers der dritten mit der vierten und analog so weiter, reimen, eine Reimstellung, die bei der Lectüre nicht unvortheilhaft wirkt.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Eine wirklich staunenerregende Vielseitigkeit und Arbeitskraft bewährt der bekannte Rud. Virchow, der außer seinen Berufsgeschäften und seiner Thätigkeit in der preußischen Kammer auch noch Zeit findet, in Vorträgen und litterarischen Arbeiten sein Talent leuchten zu lassen. Es liegen uns von ihm vor: eine Gedächtnißrede auf den im vergangenen Jahre verstorbenen Joh. Luc. Schönlein, den Leibarzt Friedrich Wilhelms IV., und ein Vortrag, im Verein für Familien- und Volkserziehung gehalten, „Ueber die Erziehung des Weibes für seinen Beruf". Auch die folgenden Vorträge dürften als gedruckte Schriften werthvoll und der Kenntnißnahme würdig sein. Es sind dies: eine Rectoratsrede des Prof. Lazarus in Bern „Ueber die Ideen in der Geschichte", ein „Vortrag über das alte und neue Rom", von Fr. A. Maercker und endlich eine „Vergleichung der beiden Theologen Harms und Schleiermacher", gleichfalls ein von Dr. K. Schneider gehaltener Vortrag.

In dem an Werken ersten Ranges reichen philosophischen Verlag von B. G. Teubner in Leipzig erschien das erste Heft: „Herkulanische Studien", von Th. Gomperz, den Separattitel führend: „Philodem über Inductionsschlüsse, nach der Oxforder und Neapolitaner Abschrift herausgegeben".

Auch einer inländischen Novität müssen wir erwähnen, nämlich der von der k. k. orientalischen Akademie in Wien herausgegebenen und von der Staatsdruckerei außerordentlich sorgfältig gedruckten „Osmanischen Sprüchwörter". Außer dem Interesse, welches die einfache Zusammenstellung der in jener reichhaltigen Sammlung enthaltenen Sprüchwörter bietet, liegt dem Werke namentlich die Absicht zu Grunde, ein Hülfsmittel zum Lesen und Verstehen osmanischer Texte für die mit der Schrift und Grammatik dieses Idioms

Digitized by Google

einigermaßen vertrauten Deutschen und Franzosen zu bilden, das sie der Beihülfe eines Lehrers überhebt. Zu diesen Behufe sind dem orientalischen Texte beigefügt: eine möglichst treu gehaltene Interlinearübersetzung, die Transscription der Aussprache, eine deutsche und französische Uebersetzung und ein Glossar. An der Herausgabe des Werkes haben sich außer dem Director der k. k. orientalischen Akademie, Freiherrn v. Schlechta-Wshrd, auch die ältesten sechs Zöglinge der Anstalt betheiligt.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Herr Streckeisen-Moultou, hat das Verdienst, die Correspondenz J. J. Rousseau's aus ihrer bisherigen Verborgenheit in der Bibliothek der Stadt Neufchatel, wohin sie durch den Freund und Erben Rousseau's, Du Peyrou, gebracht war, vor die Oeffentlichkeit gezogen zu haben. Aus der Unzahl von Briefen an Rousseau, welche dort lagen, hat der Herausgeber diejenigen ausgewählt, welche geeignet sind, entweder auf die Schriften des Philosophen oder auf die Art von deren Aufnahme durch die Zeitgenossen ein neues Licht zu werfen, und diese füllen zwei starke Bände, welche den Titel führen: „J. J. Rousseau, ses amis et ses ennemis, publ. par Streckeisen-Moultou".

Der alte Victor Cousin tritt noch einmal mit einer neuen Schöpfung vor die Oeffentlichkeit: „La jeunesse de Mazarin". Wie der Verfasser in seiner Vorrede angiebt, hatte er ursprünglich die Absicht, eine vollständige Geschichte des gewaltigen Besiegers der Fronde zu schreiben, hierzu jedoch in sich vielleicht nicht mehr die Kraft fühlend, beschränkte er sich darauf, die Entwicklungsgeschichte und ersten Erfolge dieses großartigen Talentes zu erzählen. Ein neuer (siebenter) Band von Duvergier de Hauranne's: „Histoire du gouvernement parlementaire de la France" enthält die Geschichte des Congresses zu Verona, des Krieges mit Spanien und des Ministeriums Villèle; derselbe schließt mit dem Jahre 1825.

Von dem bekannten National-Oekonomen Baudrillart liegt ein Urtheil in der Arbeiterfrage vor; sein Buch nennt sich: „La liberté du travail, l'association et la démocratie".

Ein, zwischen den sich schroff gegenüberstehenden Ansichten über den Ursprung der Verschiedenheit der Menschenracen vermittelndes Buch ist: „Trémaux, origine et transformations de l'homme et des autres êtres". Trémaux glaubt den Schlüssel zu dem Gesetze gefunden zu haben, nach welchem sich die Racen entwickelt haben; sein Gesetz lautet: Die Entwicklung der Geschöpfe steht oder stellt sich in ein Verhältniß zu dem Grade der Nutzbarkeit des Bodens, welchen sie bewohnen.

Für sehr beachtenswerth halten wir ein Büchlein von Champfleury: „Histoire de la caricature antique". Mit zahlreichen Holzschnitten versehen, birgt dieses Buch unter einer leichten gefälligen Form ein tiefes und gründliches Studium des Gegenstandes.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Mit allem Luxus englischer Publicationen über Kunstgegenstände ausgestattet ist ein Buch von Street: „Some account on Gothic architecture in Spain". Die diesem Buche beigegebenen Illustrationen und Pläne sind mit einer Sorgfalt und künstlerischen Vollkommenheit ausgeführt, die für ähnliche Werke als mustergültig erscheinen können.

Digitized by Google

Dem vor einigen Monaten erschienenen kolossalen Lexikon des englischen Adels von Warford folgte kürzlich ein Buch von Sauford und Townsend: „The great governing families of England“. Während ersteres ein reines Nachschlagebuch nach Art unserer Gotha'schen Taschenbücher ist, bringt letzteres die vollständige Familiengeschichte von ungefähr vierzig der ersten Adelsgeschlechter Englands.

Selten sind in einem wenige Jahre dauernden Kriege so enorme Fortschritte in der Construction und Handhabung neuer Zerstörungswerkzeuge gemacht worden, als in dem soeben beendeten americanischen Bürgerkriege. Admiral Gilmore hat nun seine im Feldzug 1863 gemachten Erfahrungen in einem großen Werk niederlegt: „Engeneer and artillery operations against Charleston“. Die Pünktlichkeit und Genauigkeit in den kleinsten Details dienen noch dazu, den Werth zu erhöhen, den dieses Buch schon an und für sich durch die Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes für jeden Fachmann hat.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 10. Mai 1865.

Es werden der Classe zur Aufnahme in ihre Schriften vorgelegt:

a. Von Herrn Dr. Fr. Müller: „Ueber den Ursprung der Schrift der malayischen Völker“.

Der Verfasser bespricht zuerst das Schriftsystem der Javanen, dessen Entstehung aus einem Pali-Alphabet nachgewiesen wird. Darauf vergleicht er die Schriften der Battaks Lampungs und Redschangs auf Sumatra, der Bugis und Makassaren auf Celebes und der Tagalas auf den Philippinnen, sowohl untereinander als mit den älteren indischen Schriftsystemen, und gelangt zu dem Schlusse, daß wir den Ursprung aller dieser Schriften in einem alten indischen Alphabete, wie es in den ältesten Inschriften vorliegt, suchen müssen.

b. Von Herrn Prof. Ignaz Zingerle: „Eine Geographie aus dem 13. Jahrhundert“.

Hat der Bücherschreiber Sentlinger aus München die vorliegenden Verse auch nur der „Christherrechronik“ nachgeschrieben, wie den größten Theil seiner übrigen Chronik, und können somit dieselben auf den Werth eines Originalwerkes keinen Anspruch machen, so verdienen sie dennoch allgemeineres Interresse, da dieser Abschnitt der Christherrechronik, der ein vollständiges Compendium der Geographie für die damalige Zeit bietet, noch nie ganz veröffentlicht worden ist. Der Leser gewinnt hier genaue Einsicht in die geographischen Anschauungen jener Zeit, wie sie uns von keinem anderen mittelhochdeutschen Werke gewährt wird.

c. Von demselben: Die von ihm im Meraner Archive aufgefundenen Bruchstücke von Pleiers Garel.

Diese Bruchstücke verdienen die Aufmerksamkeit um so mehr, da sie einem Gedichte angehören, welches bisher nur in einer bedeutend jüngeren Handschrift uns erhalten war und welches bisher ungedruckt ist. Sie haben aber auch noch dies besondere Interesse, daß sie uns die Reste des Werkes eines österreichischen Dichters, der an Bildung auf

Digitized by Google

der Höhe seiner Zeit stand, bieten. Zudem ist noch bemerkenswerth, daß sie ein Gedicht enthalten, dem, wie wenigen nur, die Ehre zu Theil ward, schon gegen das Ende des 14. Jahrhunderts als Vorwurf künstlerischer Darstellung zu dienen. Denn in den Fresken des Schlosses Runkelstein bei Bozen ist neben Gottfrieds Tristan der Garel unseres vaterländischen Dichters durch die Kunst verherrlicht.

d. Von Herrn Dr. S. Reinisch: „Ueber den phonetischen Werth eines Hieroglyphenzeichens."

Herr v. Karajan erstattet als Referent der historischen und der Conciliencommission die Generalberichte über die Thätigkeit derselben während der Verwaltungsjahre 1862, 1863 bis Ende 1864.

Das wirkliche Mitglied Prof. Bahlen legt eine Abhandlung vor unter dem Titel: „Beiträge zu Aristoteles' Poetik", in welcher für die ersten neun Capitel der Poetik Zusammenhang und Gliederung der aristotelischen Erörterungen dargelegt und insbesondere diejenigen Stellen, welche für die richtige Auffassung der Gedankenverbindungen von Wichtigkeit sind, eingehender besprochen werden.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 11. Mai 1865.

Das wirkliche Mitglied Herr Ministerialrath M. Koller überreicht eine von ihm im dritten Bande der Verhandlungen des naturforschenden Vereins in Brünn veröffentlichte Abhandlung, betitelt: „Beitrag zur Theorie der Röhrenlibelle", und bespricht den Inhalt derselben.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Alexander Rollet in Graz übersendet eine Abhandlung: „Ueber die Veränderungen welche nach einseitiger Durchschneidung des fünften Hirnnerven in der Mundhöhle auftreten". Es wird in derselben die in Folge der Kaumuskellähmung eintretende Abweichung des Unterkiefers genauer beschrieben, als dies bisher geschah, auf eine nicht beachtete Verbildung der Backenzähne und einige neue Localaffectionen der Mundhöhlenschleimhaut aufmerksam gemacht und die Beziehung der gemachten Erfahrungen zur Controverse über die specifische oder nicht specifische Natur der Ernährungsstörungen nach der Durchschneidung des Quintus besprochen.

Das coresponderende Mitglied Herr Dr. K. Freiherr v. Reichenbach spricht „Ueber eine unbeachtet gebliebene sinnliche Reizfähigkeit vieler Menschen, Sensitivität genannt".

In der hergebrachten Ordnung der Dinge erwerben die Menschen ihre Anschauung urch gemeine fünf Sinne. Diese Organe reichen aber nicht bei allen gleich weit. Es giebt durzsichtige und fernsichtige Augen, harte und feine Ohren, und so giebt es auch im Gefühle Stumpfe und Reizbare, und diese letzten bisweilen in so hohem Grade, daß man sich versucht fühlen könnte, zu glauben, sie hätten einen Sinn mehr als andere regelrechte Leute. Da ergiebt sich denn bei genauerer Prüfung, daß gewisse feinfühlende Menschen in dem Dualismus zwischen rechts und links eine gute Anzahl eigenthümlicher Beschaffenheiten herausfühlen, auf welche die Physiologie bis jetzt ihre Aufmerksamkeit noch nicht gerichtet hat, oder, wo sie es mit einem Seitenblicke gethan, es nur that, um sie anzuzweifeln und an der Pforte der Wissenschaft zurückzuweisen. Der Vertragende stellt nun eine Anzahl solcher Fühlungen in eine Reihe, auf zahlreiche Versuche sich stützend, welch' große Unterschiede in den höheren Functionen zwischen der linken und rechten Seite des Menschen obwalten; weist den Weg nach, auf welchem diese erkannt werden; sucht darzuthun, wie verschiedene Menschen nach unwandelbaren Gesetzen zuträglich oder unzuträglich

Digitized by Google

auf einander einwirken, wie dies durch gewisse Reibungen, durch Berührungen und schon durch bloße Annäherungen lebendiger und lebloser, fester, flüssiger und luftförmiger Körper bethätigt wird, welchen Antheil daran Wärme, Licht, Magnetismus, Krystallisation, Chemismus und Schall nehmen und gelangt dann zu gewissen eigenthümlicher, bisher unbekannten, farblosen und luftartig durchsichtigen Ausströmungen aus organischen und unorganischen Gebilden, die er in der Luft und im Wasser dargestellt und bis auf $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge bei 4 Zoll Dicke ausgeführt hat, unsichtbar gewöhnlichen Menschen, sichtbar aber Hunderten von höher reizbaren Sinnen. Indem er eine gewisse Solidarität der Wahrnehmungen sämmtlicher Erscheinungen unter den Appercipienten erkennt, sieht er diese wie eine Art eigener Abtheilung von Menschen an und nennt sie „Sensitive", sowie ihre Reizfähigkeit „Sensitivität". Er hält die Anzahl solcher Menschen im Gemenge mit Nichtsensitiven für nicht geringe und giebt die Mittel an, sie mit Leichtigkeit herauszufinden.

Diesen auf die subjective Seite des Gegenstandes gerichteten Vortrag gedenkt er des nächsten durch einen den objectiven Theil desselben behandelnden zu vervollständigen.

Herr Dr. A. v. Waltenhofen, Professor der Physik an der Universität in Innsbruck, übersendet eine Abhandlung über: „Beobachtungen am elektrischen Lichte in sehr verdünnten Gasen". Deren Hauptresultate sind in Kürze folgende:

1. Von jedem einzelnen Spectrum erlöschen — in Uebereinstimmung mit der von Plücker aufgestellten Regel — bei hinreichender Verdünnung die weniger brechbaren Streifen früher als die brechbaren, und es ist wahrscheinlich, daß sich diese Reihenfolge bewährt, soweit nicht eine zu geringe Helligkeit brechbarer Spectrallinien scheinbare Ausnahmen bedingt.

2. Wenn mehrere Spectra gleichzeitig auftreten, ist die Reihenfolge, in welcher sie bei zunehmender Verdünnung angegriffen oder ausgelöscht werden, von den relativen Intensitäten der vorhandenen Spectra, und insofern von dem Mischungsverhältnisse des glühenden Gasgemenges abhängig.

3. Ergiebt sich aus den beschriebenen Versuchen, daß die Schichtungen des elektrischen Lichtes, welche bei zunehmender Verdünnung zunächst immer weiter auseinander rücken und anwachsen, bei noch höheren Verdünnungen unregelmäßig und intermittirend werden und dann allmälig verschwinden, indem sie sich in einen continuirlichen Lichtstrom auflösen, der endlich selbst erlischt.

4. Zeigen die angeführten Versuche, daß die Verdünnung, bei welcher die Entladung erlischt, auch von der Wahl der Elektroden abhängt, und daß, wenn die Entladung zwischen Spitzen eingeleitet wird, dieselbe auch bei mehr als zwanzigtausendfacher Verdünnung noch nicht aufhört.

Ferner wird auseinandergesetzt, wie die beiden ersten Sätze in gewissen Fällen Anhaltspunkte geben können, um über die Zusammengesetztheit eines gasförmigen Körpers, der bisher für einfach galt, zu entscheiden.

Endlich werden, mit Hinweisung auf die von Plücker gegebenen Andeutungen zur Bestimmung der obern Grenze des Nordlichtes, die Folgerungen erörtert, welche sich aus den angeführten Versuchen in Bezug auf diese Frage ergeben.

Herr Dr. Stricker legt eine Abhandlung vor: „Ueber die Entwicklung der Bachforelle".

Der Verfasser hat im Wiener physiologischen Institute künstliche Fischzucht getrieben und das gewonnene Materiale für seine Untersuchungen benützt. Er bespricht zunächst die Furchung, welche von den bisher bekannten analogen Vorgängen auffallend abweicht. Die Keimschicht zeigt Formveränderungen, treibt buckelartige Fortsätze, welche sich abschnüren, und damit ist ein Theil der Zerklüftung gegeben. Nach vollständiger Zerklüftung hebt sich ein centraler Theil des abgeplatteten Keims von der Unterlage ab; es kommt zur Bildung einer Höhle. In der Peripherie der Keimschicht und in der Umgebung dieser Höhle kommt

Digitized by Google

es zu größeren Zellenansammlungen und aus diesen gruppiren sich die ersten Anlagen des Embryo. Mit der weiteren Ausbreitung der Keimschicht, mit der Längenzunahme des Embryo schwindet die genannte Höhle wenigstens in ihrer größten Ausdehnung.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung vom 16. Mai 1865.

Herr k. k. Hofrath und Director W. Ritter v. Haidinger im Vorsitz.

Dank des Vorsitzenden für das freundliche Geschenk einer Photographie, Gesammtgruppe der Herren Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt und der Herren k. k. Montanisten aus den Einberufungen der Jahre 1863 und 1864.

Bericht über das prachtvolle Serpentinpostament für die Marmorbüste vom 5. Februar.

Herr k. k. Bergrath Adolf Patera berichtet über die Entwicklung und den Zweck des k. k. hüttenmännisch-chemischen Laboratoriums.

Der Vorsitzende spricht seine lebhafte Theilnahme und hohe Anerkennung für die rühmliche Beharrlichkeit des Herrn Bergrathes in diesen so höchst nützlichen Arbeiten aus.

Herr k. k. Bergrath Fr. Foetterle berichtet über den Besuch der Fünfkirchner und der Banater Steinkohlenbezirke als Leiter der Gesellschaft der im Jahre 1864 einberufenen Herren k. k. Montanisten.

Herr Karl Ritter v. Hauer berichtet über den Mannersdorfer Stein aus den durch Herrn k. k. Stadtsteinmetzmeister Franz Reder neu in Angriff genommenen Steinbrüchen jener k. k. Familienherrschaft, dessen Qualität ganz dieselbe ist, wie die des trefflichen, bekannten und so viel verwendeten Wöllersdorfer Steines.

Der Vorsitzende legt eine Bemerkung des Herrn k. k. Prof. Dr. F. v. Hochstetter vor über das von Herrn Dr. E. v. Mojsisovics als Trachyt, nach Tschermak insbesondere als Amphibolandesit in einer früheren Sitzung vorgelegte Gestein, für welches er lieber die Bezeichnung als Dioritporphyr anzuwenden vorschlägt.

Ferner den Bericht über die diesjährigen Aufnahmen der Section des Herrn k. k. Bergrathes Franz Ritter v. Hauer und Dr. Guido Stache in der südlichen und südöstlichen Grenze derselben in der Umgebung von Gran.

Herrn königlich preußischen wirklichen Geheimrathes Dr. H. v. Dechen Biographie des am 1. Februar verewigten Geologen und Berghauptmanns Karl v. Oeynhausen wird vorgelegt.

Bericht, daß die Hohenegger'sche Sammlung in Teschen nicht für die k. k. geologische Reichsanstalt, sondern für das königliche Museum in München angekauft worden ist.

Vorlage der nun vollendeten geologischen Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westphalen, von Dr. H. v. Dechen, in 35 Blättern.

Bericht über die Theilnahme der k. k. geologischen Reichsanstalt an der am 2. Juni zu eröffnenden internationalen landwirthschaftlichen Ausstellung in Köln durch Sendung einer geologischen Uebersichtskarte und einer begleitenden erläuternden Sammlung.

Vorlage einer Abhandlung des Herrn Prof. F. Kaufmann in Luzern über einen neuen Fundort, Obbürgen in Niederwalden von Dopplerit und über künstlichen Dopplerit, aus Baumwolle und Holz durch Schwefelsäure dargestellt.

Bericht von Herrn Gregor Freiherrn v. Friesenhof über ein Porzellanerdevorkommen am Fuß des Tribecs und über urarchäologische Reste als Wall auf dem Gipfel desselben und im Neutrathale.

Digitized by Google

Vorlage der zweiten Abtheilung der Geologie von Neu-Seeland, die Paläontologie enthaltend, des großen Novara-Reisewerkes, in anerkennendster Weise für Herrn k. k. Prof. v. Hochstetter und die einzelnen Herren Verfasser der Beiträge: Unger, Zittel mit Franz v. Hauer und Sueß, Karrer, Stoliczka, Stache, Jäger.

Vorlage von N. v. Kokscharows Schluß des vierten Bandes der „Materialien zur Mineralogie Rußlands", ferner einer Schrift des k. russischen Akademikers Gregor v. Helmersen, in welcher dieser nachweist, wie wünschenswerth für den Fortschritt geologischer Karten insbesondere die Gründung eines Institutes ähnlich der k. k. geologischen Reichsanstalt wäre.

Vorlage des neuesten Bandes der so wichtigen „Philosophical Transactions of the Royal Society of London", welches auch Haidinger als auswärtiges Mitglied derselben ebenso erhält, wie die k. k. geologische Reichsanstalt.

Vorlage einer neuen Sammlung von Malachit- und Kupferschwärze-Tropfsteinbruchstücken von Herrn k. k. Oberverweser Ferd. Schliwa in Reichenau.

K. k. geographische Gesellschaft.

Sitzung am 9. Mai 1865.

Der Herr Präsident Se. Excellenz der k. k. FZM. Ritter v. Hauslab führte den Vorsitz.

In Vertretung des auf einer Reise befindlichen Secretärs, Herrn Bergrathes Foetterle, legte Herr Friesach die eingelangten Schriften vor, wobei er die Versammlung auf den von Herrn Ziegler in Winterthur eingesendeten Bericht über die im verflossenen Sommer in der Schweiz im Zusammenhange mit der großen mitteleuropäischen Gradmessung ausgeführten Vermessungsarbeiten aufmerksam machte. Dem Berichte ist eine mit großem Fleiße ausgeführte Höhenschichtenkarte der Schweiz beigegeben.

Dr. Kanitz verlas einen Aufsatz über seine Forschungen im Norden der europäischen Türkei, welcher demnächst in der „Wochenschrift" veröffentlicht werden wird, und zeigte einige von ihm selbst ausgeführte Ansichten aus dem Balkangebirge vor.

Dr. J. E. Polak hielt einen freien Vortrag über den Vulcan Demawend und über die an seinem Fuße entspringenden, Kalksinter absetzenden Quellen. Er sprach über die Pyramidengestalt des Berges, dessen eine steile Kante im Westen gegen Teheran und die Ragesebene, die andere, mehr geneigte, gegen Osten gerichtet ist, von wo aus der Berg sowohl von Schwefelausbeutern als auch von Reisenden und Touristen bestiegen wird. Der Demawend bringt durch seine Höhe und durch seine Sichtbarkeit in weiter Ferne einen weit imposanteren Anblick als der Ararat hervor. In der Nähe angelangt, erscheint er jedoch viel niedriger, welches sowohl von der Höhe der Beobachtungsbasis von nahe an 8000 Fuß herrührt, als auch von dem kleinen Winkel, unter dem man ihn beobachtet. Aehnliches bemerkt man auch an den ägyptischen Pyramiden. Der Demawend dominirt die Ebene Teherans gegen Nordosten und ist von der Residenz in der Luftlinie gegen 6 deutsche Meilen entfernt. In den Monaten Juli und August, wenn die Sonne gerade hinter dem Berge aufgeht, sieht man zur Zeit des Sonnenaufganges einen mächtigen Dreieckschlagschatten, welcher weit in den Horizont hineinreicht, durch welchen man vielleicht die Höhe des Berges bemessen, als auch etwa auf die Entfernung der Sonne Rückschlüsse machen könnte. Der Demawend ist ein Vulcan, und zwar allerjüngster Formation, welcher sich durch die Steinkohlenformation, welche ihn ringsum umgiebt, einen Weg bahnte, welches sich durch die scharfe Grenze, welche die vulcanische von

Digitized by Google

der Sedimentformation deutlich scheidet, kundgiebt. Von seiner vulcanischen Natur, an welche sich sowohl Mythen von der ältesten Zeit knüpfen, von welcher auch Berichte glaubwürdiger arabischer Forscher zeugen, sprechen noch: a. seine Gestalt, b. die Lavenmassen, welche sich ringsum, als auch die Schwefellager, welche sich gegen die Spitze befinden; c. der Krater an dessen Spitze, als auch die vielen Seitenkrater, aus denen noch immer heiße Dämpfe und Gase, vorzüglich von schwefliger Säure aufsteigen; d. die vielen heißen Quellen, welche in seinem Rayon entspringen; e. die zahlreichen Erdbeben, welche sowohl Rages als auch das Gebiet von Masanderan heimsuchten. In Bezug auf Erdbeben herrscht unter dem Volke die Sage, daß, wenn eine Ebene durch die Cultur häufig mit unterirdischen Canälen und tiefen Schachten zum Behufe der Wasserleitung durchzogen ist, sich dadurch die Erdbeben vermindern, weil die Gase (Buchar) der Erde einen leichten Ausweg finden. Diesem Umstande wird es zugeschrieben, daß seit der Zeit als die Ebene Teherans cultivirt und mit zahlreichen Leitungen versehen wurde, die Erdbeben auffallend abnehmen. Der Demawend, obwohl mit mächtigen Schneefeldern durch fast neun Monate des Jahres bedeckt, läßt doch keinen Bach abfließen, daher das Sprüchwort: „Der Demawend trinkt das Wasser wie ein Schwamm". Die Hirten, welche besonders auf der östlichen Seite seine fetten Triften benützen, sind daher gezwungen, die künstlichen Cisternen mit Schnee zu füllen, um im Sommer sich und die Heerden mit Wasser zu versorgen. Die Ersteigung des Berges, welche seit alter Zeit von der östlichen Kante aus von den Landeskindern zum Behufe der Schwefelausbeute unternommen wird, ward von Europäern spät ausgeführt. Der erste war H. Taylor Thomson 1835, der zweite Dr. Kotschy 1843, der dritte der österreichische Mineralog Czarnotta 1852, welcher ohne Führer die Ersteigung unternahm, fast ein Opfer des tollkühnen Unternehmens wurde, dort den Grund einer tiefen Melancholie legte; kurz darauf erlag er auch einer schweren Krankheit. Seit dieser Zeit bestiegen ihn viele Europäer und es ist fast zur Modetour geworden, daß jeder Reisende den Demawend besteigt.

Von den Kalkfinter absetzenden Quellen erwähnt Herr Dr. Polak: 1. die kalte Quelle in Eskere zwischen Bumehinne und Rudehinne auf dem Wege nach der Demawend-Statt, die Quelle enthält nebst kohlensaurem Eisenoxydul noch viel kohlensauren Kalk, daher die braunen Hügel von mäßiger Größe; 2. die warmen Quellen von Diwasia (Teufelsmühle) in einem Seitenthale des Demawend. Der Zugang ist vom Laarthale, man gelangt in ein kleines Kesselthal, wo zwei merkwürdige Hügel von Quellensedimenten sich befinden. An einem bemerkt man eine sogenannte Grotta canina, außerdem ein intermittirendes Geräusch, wahrscheinlich von unterirdisch sich herabstürzendem Wasser; auf dem anderen Sedimenthügel befindet sich an der Spitze ein schön geformtes natürliches Bassin, in dessen Mitte ein Sprudel von warmem Wasser, kohlensaure Soda und Kalk enthaltend, hervorquillt. Dieser Teufelsmühlkessel sammt den schönen fossilen Abdrücken, den sonstigen vorfindlichen Versteinerungen und den hineingeschleuderten Lava- und Schwefelstücken ist einer der merkwürdigsten Punkte der Demawend-Umgebung; 3. die Sedimente, auf denen das schöne Städtchen Ask gebaut ist, die warme Quelle befand sich zuerst auf dem linken Ufer des Heras-Flusses, verstopfte sich endlich durch die eigenen Sedimente und brach später auf dem linken Ufer hervor, bildet jetzt dort ein natürliches Bassin, welches zu Bädern gebraucht wird. Die Kalksedimente sind krystallinisch durchscheinend, sind jedoch nicht wie die berühmten zu Meraghe am Urumieh-See zu technischen Zwecken zu verwenden, weil sie nicht flache Tafeln bilden, sondern leicht spaltbar sind.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Neuere Lyrik.

(Zweiter Cyklus.)

Erster Artikel.

Wie der Reisende, nachdem er durch eine Gegend gekommen, wo die Straßen und Pfade nicht zum Besten bestellt sind, vergnügt aufathmet, nun er einen Boden betritt, der ihm voraussichtlich das Gehen und Fahren nicht ungebührlich erschweren wird, so ist auch mir jetzt zu Muthe, der ich nach den Gedichtsammlungen der Oesterreicher die der Deutschen zu beurtheilen mich anschicke. Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß in unserem engeren Vaterlande die poetische Form sich nicht zu der unumgänglich nöthigen Sauberkeit und Richtigkeit herangebildet hat, welche wir von der heutigen Lyrik ohneweiters begehren können und welche wir auch an den Productionen der Schwaben, Baiern, Westphalen, Preußen u. A. in den meisten Fällen wahrnehmen. Ob die Dichter dieser Stämme zweiten oder dritten Ranges, ob sie Talente oder Mittelmäßigkeiten sind: das anständige Kleid des Ausdruckes vermissen wir bei ihnen in der Regel niemals, gegen die unerläßliche Forderung der Reinlichkeit der Sprache — und sei sie auch im Uebrigen bettelarm — verstoßen die Gedichte dieser Poeten äußerst selten Ohne Frage berührt solch' ein gesitteter Anstrich angenehm, zum mindesten so angenehm, wie der Anblick einer freundlichen Zimmereinrichtung, eines netten Gewandes. Ist doch die Kunst — neben Anderem das sie ist — der Luxus der Welt, der denn zuvörderst niemals lästig fallen und an die Angst der Arbeit erinnern soll, wenn er schon außer Stande ist, seine wirkliche Sendung zu erfüllen, nämlich zu erfreuen und zu befreien. Dabei versteht es sich von selbst, daß die Glätte als solche nicht für ein Verdienst gelten kann, so wenig als die Suada im Gespräch, und daß ein interessanter, vollends ein ursprünglicher Geist, der in der poetischen Form stammelt und uns in der Sprache an sich den Eindruck des Ringens nicht erspart, für jeden Einsichtigen höher stehen wird, als der vorwiegend correcte Dichter, welcher mit oder ohne Anstrengung erträgliche Verse macht. Das sieht wie ein Widerspruch aus, ist aber keiner. Denn es besteht ein scharfer Unterschied zwischen den gequälten oder rohen Versen, die dem Stümper oder dem Ungebildeten ihr Dasein verdanken und den unbeholfenen oder widerspänstigen Versen, die den mit sich kämpfenden Dichter offenbaren; ganz abgesehen von jenen spröden dichterischen Wendungen, welche mit der Kraft eines Naturlautes wirken und an einer bestimmten

Digitized by Google

Stelle poetisch und künstlerisch schön sind: wie z. B. in „Wanderers Nachtlied" die Verse: „Der Du von dem Himmel bist, alles Leid und Schmerzen stillst" — „Ach, ich bin des Treibens müde, was soll all' der Schmerz und Lust", Unebenheiten, welche gerade einen Zauber sonder Gleichen ausüben, wie zuweilen eine doppelte Verneinung und Aehnliches, wovor den Schulmeisterseelen graut.

Sind nun die Oesterreicher im Allgemeinen noch nicht zum vollen Bewußtsein der pflichtschuldigen Form gekommen, welche die Beschäftigung mit der Poesie jedermann auferlegt, er sei, wer er wolle, so ist dagegen der Dichterkreis, der sich vor einem Jahrzehnt in München angesiedelt hat, über das Bewußtsein des Besitzes der schönen Form nicht hinausgekommen und dadurch zu einer Selbstzufriedenheit gelangt, die sich von der Selbstüberschätzung nicht wesentlich unterscheidet. Besonders gefällt man sich in München, die Verdienste, welche sich Platen um unsere Sprache erworben, über die gleichartigen Goethe's und Schillers zu erheben. Den sicher abgemessenen Tonfall der Verse Platens, die unanfechtbare Lauterkeit seiner Reime suchen die Poeten und Aesthetiker an der Isar als einen Fortschritt zu erklären, von dem die Sprache unserer beiden großen Dichter nichts gewußt haben soll. Die süße Melodik des Goethe'schen Verses und die gewaltige Rhythmik des Schiller'schen geringer anschlagend als die schwungvolle Metrik Platens, der seine Verse den „Satzungen des thebanischen Sängers gemäß gebildet", glaubten die Münchner Wunder was geleistet zu haben, wenn sie einen Hiatus vermieden, einen Spondäus gewannen und vergaßen leider des Goethe'schen Wortes, daß es immer ein Zeichen einer unproductiven Zeit sei, wenn dieselbe so ins Kleinliche des Technischen gehe. Die Hexameter in „Hermann und Dorothea" höchst mangelhaft zu finden und auf die weitaus besseren in Heyse's „Thekla" hinzuweisen, das gehört in München längst zum guten ästhetischen Ton [1]. Mit aristokratischer Vornehmheit, welche auf das blaue Blut der schönen Verse pochte, sahen die Münchner Poeten die zeitgenössischen starken Dichternaturen, die nicht

[1] Bei dieser Gelegenheit erwähne ich eines Monstrums gelehrter Kritik, welches nicht in München, welches in Tübingen das Licht der Welt erblickte. Professor Rapp meint nämlich in seinem „Goldenen Alter der deutschen Poesie" die Hexameter in „Hermann und Dorothea" seien so elend, daß „Frauen, für die das Gedicht eigentlich gemacht ist, dasselbe unmöglich vorlesen können". Dann fährt der Herr Professor also fort: „Meine Ansicht über „Hermann und Dorothea" ist darum, dieses sogenannte epische Gedicht ist die erste Entdeckung Goethe's, daß er auch ein herrliches Talent für die Form der Novelle in sich fühlte, zu der er sich hier in der Form noch vergriff, und das er erst in späteren Jahren durch das Studium des Boccaccio und Cervantes vollständig entwickelte; es ist eine mastirte Novelle in schlechten Hexametern. Daß die neun kleinen Gesänge neben ihren natürlichen Ueberschriften auch noch die neun Musennamen nachschleppen sollen, ist für diese landpomeranzliche Historie eine lächerliche, hochtrabende und preciöse Zuthat. Dieses wahrhaft nationale Gedicht wird seine wahre poetische Kraft erst dann völlig aufdecken, wenn einmal jemand den Muth hat, es in schöne einfache Prosa umzusetzen, in der ihm gebührenden Novellenform." S. „Das goldene Alter der deutschen Poesie", Tübingen 1861, Laupp'sche Buchhandlung, Bd. 1, S. 213 ff.

Digitized by Google

wie sie „ins Kleinliche des Technischen gingen", über die Achsel an und waren vielleicht innerlich überzeugt, daß diesen der empfindliche Sprachsinn, das feine Gehör fehle, daß ihnen geradezu etwas Barbarisches anklebe. Der unerquickliche, weil unfruchtbare Streit zwischen Idealismus und Realismus erhielt dadurch erwünschte Nahrung und die dem Menschen angeborne Neigung zur Unbilligkeit und Uebertreibung zog aus den Verkehrtheiten der Theorie der Münchner willkommene Trugschlüsse auf deren Praxis.

Mit am ungerechtesten verfuhr man in den jüngsten Jahren gegen Emanuel Geibel, als ob er es hätte entgelten sollen, daß er einst der gelesenste und gefeiertste Dichter, daß er unter den Frauen, „Köchinnen und Prinzeßchen" — wie eine Satyre meinte — der erkorne Liebling gewesen. Selbst den von Emanuel Geibel in die Litteratur eingeführten Hermann Lingg benützte man in den Tagen der umgeschlagenen Stimmung, um den Geleitsmann herabzudrücken, und übersah vollständig, daß Geibel nach manchen Seiten ein Anderer geworden sei und in überraschender Weise sich entwickelt habe. „Gedichte und Gedenkblätter" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung) nennt er seine neueste Sammlung. Sie bildet den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens. Es ist eine zusammengehaltene, straffe Lyrik, der wir hier begegnen, im Gesichtsausdruck an die Gedichte Platens erinnernd, aber doch von wärmerer Stimmung und größerer Lebhaftigkeit, nicht selten anmuthig, wo diese eine starre Schönheit veranschaulichen, häufig tonerfüllt, wo diese mit scharfen Contouren sich begnügen müssen. Das schöne Geschlecht wird zu dieser Geibel'schen Sammlung große Augen machen; es wird den schwärmerischen, weichlichen Poeten suchen, der die ruhebedürftige Epoche nach der Revolution des Jahres 1848 lyrisch eingeläutet hat, es wird nach dem melancholischen Sänger spähen, der in seinen „Juniusliedern" die volksthümliche Weise so glücklich nachgeahmt hat, wie dies einst Hoffmann v. Fallersleben gethan. Aber der frühere Geibel ist nicht mehr zu finden. Statt seiner steht ein Dichter da, den die warme Neigung für die Alten zur Männlichkeit der Gesinnung erzogen und den der Wunsch, ihnen gleich zu werden, nicht als ohnmächtiges Begehren durchdrungen hat. Geibels Lyrik ist plastisch geworden, seine Gedanken und Empfindungen zeichnen sich jetzt in festen Umrissen ab, und der sonst gerne geschwätzige Ausdruck zieht sich nun mit Vorliebe zu lakonischer Kürze zusammen. Nicht mit philologischem Dünkel errichtet Geibel ein schulgerechtes Hellenenthum, über dessen lattenartigen Bau die Griechen zuerst ein unsterbliches Gelächter aufschlagen würden, nicht zur Parade vor den studirten Leuten läßt er schläfrige Einfälle im alcäischen oder glykonischen Gewande einherschreiten und bildet sich nicht ein, es könne die mangelnde künstlerische Schönheit durch „adonische Verse" ersetzt werden. Geibel hat sich wirklich hineingelebt in die classischen Formen und Anschauungen, und einzelne seiner neuesten Gedichte geben davon vollgültiges Zeugniß. Dennoch fühlt man sich in dieser „herangewachten" Lyrik fremd, auch dort, wo durchaus keine Absicht zu merken ist. Gerade die vortrefflichsten Stücke der Sammlung erwecken den Eindruck des geistig Hervorgebrachten, nicht den des zufällig

Digitized by Google

Entstandenen, des natürlich Geborenen und entlocken der Bewunderung des Genießenden das Eingeständniß: Wie ist das glänzend, wie ist das prächtig, das kann nicht jeder machen! Aber nur jene Gedichte, welche der Künstler „im muntern Diebstahl der Natur erzeugt hat", welche selbst den tiefsten Kenner zu dem naiven Glauben des kindlichen Gemüthes verleiten können: das ist nicht schwer, das kann ich auch! nur jene Gedichte senken sich in das Innerste der Menschenbrust, wie nur sie allein aus dem Innersten der Menschenbrust gekommen sind. Wir freuen uns nicht mit Emanuel Geibel, wir leiden nicht mit ihm, wir lauschen bloß wohlgefällig seinen frohen und seinen traurigen Gesängen, und wenn vollere Töne an unser Ohr schlagen, so bemächtigt sich unser jenes ästhetische Gefühl, welches das Bewußtsein der Trennung von der Natur nicht zu unterdrücken vermag. Welch' ein Aufwand von Kunst ist in „Schäfers Klagelied" und dennoch wähnt man, es habe Goethe vom Knaben, der seine Heerde weidet, die Liebesklage vernommen Und nicht bei Goethe allein: was für eine künstlerische Arbeit birgt sich hinter dem „Traum" von Uhland, dem „Asra" von Heine, dem Fragment „Die Nacht" von Hölderlin! und wie strömen diese Lieder klar und leicht und einfach hin, als ob sie mit dem Bache aus dem Stein gesprungen wären. Warum vergleichen? hör' ich grämliche Stimmen fragen, die mich selbst für den Grämling halten. Warum? weil jeder neue Dichter, ohne es eben zu wollen, einen Wettkampf mit den bereits vorhandenen Meisterwerken aufnimmt, und weil sich das Außerordentliche, das längst unser Eigenthum ist, dann augenblicklich in unserer Vorstellung einfindet, um den ihm gebührenden Platz allein zu behaupten. Wer nun möchte läugnen, daß die jüngsten Gedichte Emanuel Geibels mit dem Anspruch erschienen, sich ebenbürtig den Gesängen Uhlands, Heine's und Hölderlins anzureihen! und wer möchte es dem Kritiker verargen, daß dieser die naiven, tiefsinnigen und unschuldigen Gestalten der Lyrik von den lyrischen Gebilden strenge zu scheiden sucht, die den Charakter des Ateliers niemals oder doch nur mit Mühe verläugnen. Diese Atelierstimmung ist es vorzugsweise, welche die neuesten Gedichte Geibels athmen. Wenn die deutschen wie die griechischen Lieder Goethe's die Sprache der gekreuzten Arme vor der Brust zu sprechen scheinen, die bei Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" so beredt ist, so sprechen dagegen die deutschen wie die griechischen Lieder Geibels die höfische Sprache der Kunst. Unter Statuen, Gemälden, Gipsabgüssen sind diese Lieder aufgewachsen, an stolzen Portalen sind sie vorbeigegangen, über marmorne Fliese sind sie geschritten. Mit den Träumen großer Künstler haben sie sich genährt, an entschwundener Dichterherrlichkeit haben sie sich begeistert, aus schon gedichtetem Leben haben sie die Kraft des eigenen Daseins geschöpft. Denkt Euch die Perserkriege und den, der sie besungen, aus der Welt hinweg, zusammt der Akropolis und dem Fries des Parthenon, löscht in Eurer Phantasie die göttlichen Augen und Linien aus, womit Pinsel und Meißel die Natur beschämt haben, und stellt das Talent Geibels in die so entgötterte Welt: es wird dann wie Einer, dem all' sein Hab und Gut, sein Trost und seine Stütze geraubt worden, ängstlich, rathlos umherirren, das Lallen der Natur nur kümmerlich verstehen

Digitized by Google

und ihre Gaben aus erster Hand, wie ein Almosen empfangen. In der ahnenstolzen Region aber, worin diese Lyrik heimisch, bewegt sich Geibel mit souveräner Freiheit.

Zu den menschlich schönsten und künstlerisch reinsten der Sammlung zählen jene Stücke, welche die Jugendzeit und die Vaterstadt des Dichters feiern; doch meine ich damit nicht die „Lieder aus alter und neuer Zeit" und auch nicht die „Zwölf Jugendlieder", wenngleich darunter ebenfalls einige sehr werthvolle Gedichte sind. Ich habe hier die Stücke im Auge: „Die Ostsee", S. 260, „Erste Begegnung", S. 304, „Die Lachswehr", S. 306. Mit der leidenschaftlichen Heimatsliebe, welche das Herz des Mannes schwellt, schaut der Dichter der „Ostsee" in sein theures Lübeck hinein, die Jugend der Hansa selbst steigt vor seiner entzückten Seele auf und wie im Anblick eines lebendigen Wesens schwelgt er in der Beschwörung der alten Macht, des alten Glanzes seiner „hochgegiebelten Vaterstadt", freilich auch nach Pindar hinüberschielend und sichtlich von der Empfindung geschwellt, daß er die schäumende Sprache wie in einem goldenen Kelche uns credenze. Ich setze die Schlußstrophen des Gedichtes hieher.

Schön sind die Tage der Jugend
Und nichts ersetzt schwellender Kraft Thatenlust;
Aber ein herrlich Theil auch ist's,
Mit Würden alt sein, und geehrt
Von vielen, voriger Stürme gedenk,
Des Friedens Segnungen kosten. Solchen Geschicks
Rühmst Du Dich nun vor den Schwestern, o Lübeck,
Den andern Töchtern der Ostsee.
Denn es schwand Julin und Vineta schläft
Wogenumspült, wo der silberne Stöhr
Durch die Hallen zieht, und der Baum der Koralle
Sein Purpurgeäst aus glutlosem Herde treibt;
Du aber, siebenthürmige, schaust
Von deinen Hügeln noch heute
Hinaus auf's Meer, das mit der Sonne
Die Segel dir bringt von Aufgang,
Schwanenweiß, und über dem Schiff
Die gewölkdunkle, windgebeugte Säule des Rauchs.

Immer ergreift mir die Seele
Festtägliche Lust, wenn schwellenden Klangs mich wogenreich
Deiner Glocken Geläut umhallt
Und bildwerkpfortige Giebel entlang
Mein Fuß die Stätten der Jugend,
Die verwitternden, sucht, und ich segne dich still,
Daß du mit großer Erinnerung
Des Knaben klangfrohes Gemüth im Erwachen schon
Genährt. Mit unverwelklichem Grün
Schmücke die greisende Locke dir
Der Freiheit Kranz, und es bleibe dir stets

Digitized by Google

Vererbt ehrwürdiger Sitte Preis
Und gaſtlicher Huld. Mir aber verleih,
Der wohl dem hellſtimmigen Kranich zugeſellt
Gen Mittag zog, doch ſeiner Geburt nie vergaß,
Mir gieb, wenn flugmüde dereinſt
Mein Fittich ſinkt, im heimiſchen Grund,
Mutter, ein Grab,
Aber zuvor noch manchen Geſang im gold'nen Licht!

Eine ſanft bewegte Empfindung durchweht das Gedicht „Die Lachswehr". Aus dem „ſtillen Garten, der den ſchattigen Ulmengang im blauen Fluſſe ſpiegelt", wandelt die Erinnerung des Dichters mit ihrem Jugendglück in die Tage genoſſener Freude und erlittenen Ungemachs hinein und kehrt beſchwichtigt wieder an die traute Stätte der Kindheit zurück. Bloß die Verſe, in denen er von der „glorreichen Sonne Griechenlands" redet, die ihn „reifere Kunſt gelehrt", berühren wie ein unangenehmer individueller Zwiſchenfall. — Als wäre ein liebliches Bild vom klaren Waſſerſpiegel abgehoben worden: ſo ſtellt ſich das harmloſe Jünglingsabenteuer in dem Gedichte „Erſte Begegnung" dar.

Den Liedern der Sammlung fehlt ihrer Mehrzahl nach die Stimmungstiefe, welche im ſchlichten Laut, der ihr entquillt, ein Unausſchöpfbares ahnen läßt. Ebenſowenig ſpielen Geibels Lieder wie Kinder ſüßer Thorheit froh. Dieſe Lieder ſind zumeiſt betrachtend, von einem Grundgedanken epigrammatiſch beherrſcht. Die Beſchränkung der künſtleriſchen Form, die erſt dann mit der Kraft des Wunderbaren wirkt, wenn ſie wie der Horizont die blühende Landſchaft begrenzt, übt hier den beengenden Eindruck der Mauer, welche einen Garten einſchließt. Nur in einigen der Lieder überwallt die Empfindung, ſo in den Stücken II und IX der „Jugendlieder". Die geheimnißvolle und ſichere Erwartung des Guten, das der Frühling bringen wird, iſt in dem einen eben ſo lebendig ausgedrückt, wie in dem anderen die unbeſtimmte Angſt, welche den in der Sommerfrühe plötzlich Erwachenden übermannt. Beſonders ſchön ſind die Schlußverſe des erſtgenannten Liedes:

Und Morgens dann in rother Frühe
Erwacht mein Herz ſo reich und froh,
Als wüßt' es, daß ſein Glück ſchon blühe,
Und müßte nur noch rathen, wo?

das zweitgenannte lautet:

Ich fuhr empor vom Bette,
Darauf ich ſchlafend lag;
Ein Schlag geſchah an meine Thür,
Ein Schlag und noch ein Schlag.

Ein wunderbarer Schauder
Geht rieſelnd durch mein Blut;
Ins Fenſter fällt ein fremdes Licht,
Der Himmel ſteht in Glut.

Digitized by Google

Ich weiß nicht, was da glühet,
Ist's Früh-, ist's Abendroth?
Ich weiß nicht, hat die Liebe gepocht,
Oder war es der Tod?

Innigkeit hauchen die Lieder: „Ach, wer hat es nicht erfahren", S. 33, und „Um Mitternacht", S. 315, wo in der letzten Strophe die Wehmuth der vorhergeganzenen Strophen sich zu einem schönen Symbole verkörpert. Einen eigenthümlichen Schmuck der Sammlung bilden jene Gedichte, welche Empfindungen in heidnische Vorstellungen verwandeln. Da fliehen die Freuden als rosige Tänzerinnen, mit Kränzen und Fackeln, mit Spiel und Gesang auf schimmernden Sohlen von hinnen, indeß der Kummer, ein grimmiger Wächter, um's Haus tappt und die langsamen Stunden der Nacht ruft. Heine macht aus der Freude ein leichtsinniges Dämchen, aus der Sorge eine am Bett strickende Frau, Geibel, wie man sieht, holt sich die Metamorphose von den pompejanischen Tafeln. — Dann wieder sieht sich der Dichter mit der Geliebten wie unter dem Fittich des sagenhaften Vogels gebettet, vom „Geist der Dichtung" hoch emporgehoben, den Sultanskindern ähnlich, die vom rauschenden Greif getragen, „über das Meer, ferne, ferne hinaus zu seligen Inseln" schweben. Diese Gedichte sind wie im Basrelief gearbeitet und haben einen bestechenden Reiz.

Die romantischen Stücke der Sammlung heißen: „Bothwell", S. 69, „Mährchen", S. 71, „König Romans Zins", S. 56, „Der Spielmann von Lys", S. 62; die beiden letzten Gedichte sind dem Bretonischen nachgebildet. „Bothwell" mahnt an „Karl I." im „Romanzero"; es hat die Hast und die Färbung der echten Ballade, aber anstatt des unheimlichen Fingers, der in den altschottischen und in den dunklen Balladen Uhlands, Heine's und Kerner's umhertastet, erblicken wir in der Geibel'schen Ballade die regelnde Hand des Künstlers selbst. Im „Mährchen" ist das Grausige zu plastisch behandelt; der Leser erschrickt und giebt sich dem Dichter dennoch nicht gefangen. Ein meisterhaftes Gedicht ist „Der Spielmann von Lys"; es steht in seinem freundlichen Halbdunkel, wie das lichte Gegenstück zum „Erlkönig" da. Die ganze Heiterkeit des Waldes lacht uns aus diesem bretonischen Liede an. In der Mittagsstunde, wenn am See von Lys die hundertjährigen Eichen schlafen, kommt der Spielmann und weckt mit seiner Rohrpfeife das eingenickte Leben des Forstes auf. Der bezaubernde Schall lockt auch die Schlangenkönigin und alle Schlangen des Waldes hervor.

Sie schließen den Kreis gleich wie zum Reih'n,
Sie ringeln und züngeln vor Wonne,
Um ihre schillernden Leiber spielt
Durchs Laub der Strahl der Sonne.

Und sieh, nun schlüpft um des Spielmanns Hals
Die Königin zärtlich und leise,
Er kennt das Liebkosen der Freundin schon
Und bläst die schmelzendste Weise.

Digitized by Google

Doch als des Schalls ihn dünkt genug,
Da setzt er vom Munde die Pfeife,
Die Schlange, wonnegesättigt, löst
Langsam die glänzenden Reife.

Sie gleitet hinweg durchs wogende Gras
Und sucht ihr Nest in den Tannen,
Die Schwestern schießen ihr rauschend nach;
Der Spielmann wandert von dannen.

Er singt: „Ich bin des Waldes Kind,
Die Thierlein kennen mich alle;
Woher ich komme, das weiß der Wind,
Der Wind, wohin ich walle."

Wie die Orangerie neben dem königlichen Schlosse den fürstlichen Ueberfluß vornehmlich bekundet, so ungefähr deutet die Abtheilung: „Erinnerungen aus Griechenland" auf den Kunstluxus unseres Poeten prunkend hin. Man wird bei diesen Gedichten die Empfindung des Exotischen nicht los, und daß die seltenen Gewächse wie aus den Glashäusern ins Freie gebracht worden. Goethe's Geist wohnte in den „Römischen Elegien", der Dichter aß und trank und trieb Unfug auf classischem Boden, wie im Rhein- und Mainthale; Geibel dagegen ist in den „Erinnerungen aus Griechenland" stets der nordische Fremdling, der mit staunendem Blick an dem Wittwensitz hellenischer Schönheit verweilt. Gewiß sind es melodische Accorde, die in diesen Gedichten anklingen, aber daß es Tafelmusik ist vergessen wir nicht leicht.

Einen stattlichen Raum in dem Buche nehmen die Imitationen ein, deren Originale Horaz, Goethe, Platen und Hermann Lingg sind. Die „Epistel", die dem „Briefe an die Pisonen" nacheifert, kommt einem „angehenden" Poeten, der sich an Geibel um ein Recept zur Verfertigung von Dramen wendet, bereitwillig entgegen. Wenn der Verfasser des „Entwurfes zu einer Mimik", der geschworene Feind jeglichen Verses, auch keine so trefflichen Hexameter hätte machen können, hinter dem Tiefsinn des Geibel'schen Entwurfes zu einem Drama würde er kaum zurückgeblieben sein. Daß, nebenbei bemerkt, Geibel das undichterische Verlangen des Fragers nicht lächelnd ablehnt, wird demjenigen, welcher das Verhalten großer Dichter in ähnlichen Fällen kennt, eigene Gedanken erregen. Die „Distichen am Strande der See" wären ohne die „Epigramme aus Venedig" und ohne die himmlischen Distichen Goethe's, welche die Jahreszeiten umgaukeln, wahrscheinlich nie entstanden; sogar das Besprechen des Distichon versäumt Emanuel Geibel nicht. Aber, offen gestanden, unfaßbar ist es mir, daß unser Poet sich nicht schon durch den Unwillen, der über Platen einst laut geworden, abschrecken ließ, das technische Selbstgefühl wie dieser zur Schau zu tragen und wie dieser einen Narciß zu spielen, der sich in die Wohlgestalt der eigenen metrischen Kunstfertigkeit vergafft. „Heil, wem das Unmittelbare blieb, als er die Kunst erlernt"; „Wohl hab' ich dann bei griechischer Tage Glanz, an Deinen Marmorsäulen, o Parthenon,

Digitized by Google

gediegener Kunst formklaren Zauber lieben gelernt und den Reiz der Schranke", „Komm und nimm des Gedichts Rhythmen als Gastgeschenk"; „Doch der inhaltschwere Gedanke wiegt sich gern, der Ernst tiefsinniger Weltbetrachtung auf der langausrollenden, tongeschwellten Woge des Rhythmus." Wo treffen wir solche oberpriesterliche Grimassen bei unseren nationalen Dichtern, wo bei Kleist, Chamisso, Uhland, Heine, Mörike und Hebbel! Und diese Männer wußten fürwahr, welch' ein Gottesgeschenk die Sprache des Poeten sei, die sagen kann, was er leidet, wenn der Mensch verstummt in seiner Qual. Der Goethe-Schiller-, der Schiller-Humboldt- und der Schiller-Körner-Briefwechsel enthalten reichlich Beweise, wie genau die ersten Dichter Deutschlands es mit der äußern Form genommen, und wie ihnen oftmals ein einziger Vers tagelanges Nachsinnen und Ueberlegen verursacht. Aber auf dem Markt oder gar im Tempel haben sie nichts davon erzählt. Auch ohne das ominöse Platen'sche Wahrzeichen hätte jeder Redliche und Einsichtige nothgedrungen bezeugt, daß Emanuel Geibel gegenwärtig zwar nicht der begabteste — so doch der formmächtigste Dichter ist, daß jetzt außer ihm keiner die Sprache so zu schmeidigen, ihre Vorzüge so zu nutzen, ihre Schwächen so zu verdecken weiß. Ueberbieten ihn an Einfachheit und Süßigkeit der Sprache Andere, so überragt er doch Alle im Pathetisch-Feierlichen, im Gemessenen und Triumphatorischen des Ausdrucks.

Die politischen Gedichte der Sammlung und jene, welche auf die Manier Linggs zurückzuführen sind: „Omar", „Gesang der Prätorianer", „Geschichte und Gegenwart" und auch die Sprüche stammen nicht aus den ergiebigsten Adern des Geibel'schen Talents. Wohl aber ist die beigefügte Erzählung: „Die Blutrache" mit ungetrübter Sinnlichkeit geschaut und mit der edlen Ruhe epischer Dichtung vorgetragen.

Emil Kuh.

Das constitutionelle Princip.

Seine geschichtliche Entwicklung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und socialen Verhältnissen der Staaten und Völker. Herausgegeben von **August Freiherrn v. Harthausen.**

(In zwei Theilen. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1864.)

I.

F. St. Seit langen Jahren beschäftigte sich der Herausgeber des vorstehenden Werkes mit dem Studium russischer Zustände. Er hat, wie er bemerkt, eine große Zuneigung für Rußland, für den eigentlichen Kern des russischen Volks, und er glaubt, daß ihm (dem russischen Volke) eine große Aufgabe in der

Digitized by Google

Weltgeschichte gestellt sei. Dies ins Auge fassend, hat sich der Herausgeber entschlossen, auch sein Scherflein dazu beizutragen, daß die jetzige innere Krisis einer weisen, thatkräftigen aber vorsichtigen Leitung nicht entbehre. Es schien ihm vor allen Dingen nothwendig, daß den gebildeten Russen, den Staats- und Geschäftsmännern (nicht den russischen Fachgelehrten) eine richtige und klare Einsicht über das Wesen und die Principien des constitutionellen Systems, seine Geschichte und die Wirkungen bei dessen Einführung, Fortbildung und Ausbildung vorgelegt und mitgetheilt werde. Hiezu bedurfte es ihm eines Buches, worin dies leicht und faßlich, aber concis und wahrheitsgetreu dargestellt wurde. Ein solches Buch mußte nach dem Herausgeber vor allem die verschiedenen Wahlsysteme als die reale Grundlage alles staatlichen constitutionellen Lebens und ihre politischen und socialen Wirkungen in verschiedenen Staaten und Ländern, ihre Abänderungen, Umwandlungen, Ersetzungen durch ein anderes Wahlsystem, namentlich in Folge von Mißständen, die durch sie erzeugt waren, enthalten. Es mußte ihm gewissermaßen ein Lehrbuch zum praktischen Gebrauch, zur praktischen Ausbildung und zugleich ein Spiegel sein, worin man Gutes und Böses, Ersprießliches und Gefährliches, was in den constitutionellen Systemen und ihren Anwendungen sich herausstellt, erkennen könnte.

Da sich aber der Herausgeber nicht selbst zu einer solchen Aufgabe gewachsen gefühlt, entwarf er das Programm eines Buches nach seinem Sinne und trat mit mehreren deutschen Fachgelehrten rücksichtlich der Bearbeitung desselben in Unterhandlung. Im Interesse der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Nützlichkeit schien es für das ganze Unternehmen nothwendig, daß hierüber nicht eine Stimme allein gehört werde, sondern daß vielmehr mehrere Schriftsteller von verschiedener politischer Färbung und Anschauung sich darüber ehrlich, gewissenhaft und unbefangen, nach eigenen persönlichen Ansichten und Ueberzeugungen aussprechen.

Zur Durchführung seines Unternehmens gewann er fünf „namhafte Staatsrechtskundige", die Herren: Professor Karl Biedermann in Leipzig, Hofrath Professor Held in Würzburg, Professor Gneist in Berlin, Hofrath Professor Waitz in Göttingen und Professor Kosegarten in Graz. Wir wollen nun sehen, wie sich die genannten Gelehrten der übernommenen Aufgabe zum Heile Rußlands entledigt haben.

Der erste Theil enthält eine umfangreiche Abhandlung unter dem Titel: „Die Repräsentativ-Verfassungen mit Volkswahlen. Dargestellt und geschichtlich entwickelt im Zusammenhange mit den politischen und socialen Zuständen der Völker" von Professor Karl Biedermann.

Diese Schrift, eine vergleichende Geschichte und Darstellung der modernen Verfassungen und insbesondere der bestehenden Wahlsysteme, versucht die Aehnlichkeiten und die Verschiedenheiten derselben hervorzuheben, jene wie diese soviel möglich aus den gegebenen Verhältnissen zu erklären und solchergestalt zu zeigen, wie die repräsentativen Einrichtungen mit ihren mannigfachen und wechselnden Formen eben

Digitized by Google

sowohl die Wirkungen als die Ursachen der so verschiedenartigen politischen und socialen Zustände der Völker sind.

Der Reihenfolge nach umfaßt diese Abhandlung, nebst den einleitenden allgemeinen Betrachtungen über die Natur der gesellschaftlichen Einrichtungen, die Entstehung, Befestigung und Ausbildung des RepräsentativSystems in England, die Geschichte der repräsentativen Einrichtungen in Frankreich; die alten Reichs- und Landstände, dann die neueren Verfassungen seit dem Befreiungskriege in Deutschland, insbesondere die Constitutionalisirung Oesterreichs und Preußens; hierauf die anderen constitutionellen Monarchieen Europa's, wie Belgien, Holland, Spanien, Portugal, die skandinavischen Reiche u. a.; und endlich die Verfassungen und Vertretungen der nordamericanischen und schweizerischen Republik.

Er beginnt seine Revue mit der Geschichte Englands. Das englische Volk ist das erste, bei dem das constitutionelle Princip Wurzel geschlagen und Früchte trug. „Die Angelsachsen brachten auf die britannischen Inseln den Geist einer wilden, aber kräftigen Freiheit und Gleichheit mit hinüber, wie er in den germanischen Wäldern und an den Küsten der Nord- und Ostsee herrschte, und sie erhielten diesen Geist lange Zeit auch in ihrer neuen Heimat ungebrochen und unverkümmert" Zur Begründung des Repräsentativsystems führte die gemeinsame Opposition aller Stände, die eben nur bei dem urwüchsigen Volke der Angelsachsen möglich war. Die ersten, durch die Magna Charta verbürgten Fundamentalrechte der Engländer datiren seit 1215 und wurde erstere binnen zwei Jahrhunderten durch nicht weniger denn siebenunddreißig abgerungene Bestätigungen gekräftigt. „Jeder Bruch der Magna-Charta endete mit einer erzwungenen neuen Bestätigung und schärferen Begrenzung der darin verbürgten Rechte." Zwar ist der Gebrauch derselben dem englischen Volke im Laufe der Zeit öfter verkümmert worden; was aber die englische Verfassung aus jeder Krisis siegreich und unversehrt, ja fast immer gekräftigt und geläutert hervorgehen ließ, war, „daß das englische Volk niemals nöthig hatte und nie darauf ausging, neue, noch unbekannte Freiheiten zu erobern, oder Einrichtungen, welche erst die Probe der Erfahrung machen sollten, künstlich auszudenken, sondern daß es immer nur für die Wiederherstellung, Befestigung, höchstens Läuterung und Vervollkommnung längst besessener und geübter Freiheiten, wohlbewährter staatlicher und socialer Einrichtungen zu kämpfen hatte."

Aus der Geschichte des Repräsentativsystems in England, die der Verfasser in kurzen, aber scharfen Umrissen entwirft, geht hervor, daß der Gebrauch politischer Freiheit und parlamentarischer Einrichtungen in diesem Lande „uralt" ist, daß diese Einrichtungen nicht planmäßig, nach allgemeinen Theorien ausgearbeitet, sondern auf durchaus historischem Wege allmälig erwachsen, erweitert und befestigt worden sind. In der Geschichte des englischen Constitutionalismus sei nichts Ueberflüssiges, Vages, Ueberschwengliches, kein Recht werde gefordert, keine Freiheit erstrebt bloß um des Princips, um der logischen Consequenz willen; aber

Digitized by Google

es sei auch nichts versäumt, was zum vollen Gebrauch und zum sichern Rückhalt irgend eines werthvollen politischen Rechts nöthig erscheint.

Haben wir nun alle Ursache, England als das Mutterland des Constitutionalismus, als den Musterstaat repräsentativer Einrichtungen par excellence zu betrachten und zur Nachahmung aufzustellen, so sehen wir in dem Nachbarstaate Frankreich das Gegentheil von allem dem als Ergebniß von Bestrebungen, die nach demselben Ziele gerichtet waren. „Das alte Frankreich in Gallien, dessen Erbe das heutige Frankreich ist, entstand anscheinend unter ganz ähnlichen Voraussetzungen wie das angelsächsische auf den brittischen Inseln. Hier wie dort war es eine germanische Militärcolonie, die sich inmitten einer keltischen Bevölkerung festsetzte, diese unterjochte und sich des Landes bemächtigte." Doch waren die Verhältnisse, genauer besehen, wesentlich verschiedene, und da müssen wir den Leser auf die Ausführung des Buches selber verweisen.

Es ist bekannt, welcher Geist der Unterwürfigkeit und der Hingebung des Volkes an die herrschende Gewalt die Geschichte Frankreichs von Karl VII. an kennzeichnet. Seit jener Zeit schon war es die Hauptaufgabe der französischen Könige, diesen Geist der Nation durch eine Politik der Eroberung nach außen, und durch eine Politik verschwenderisch er Pracht im Innern zu nähren und daraus, wie man heut zu Tage sagen würde, politisches Capital zu machen. Wie weit es mit der Würde der „großen Nation" gekommen war, darüber hat Ludwig XIV. mit den berühmten drei Worten „L'etat c'est moi!" der Nachwelt eine inhaltsschwere Geschichte überliefert.

„Der politische und gesellschaftliche Zustand Frankreichs", führt der Verfasser weiter aus, „hat sich mit einer beinahe fatalistischen Consequenz zu dem geraden Gegentheil von dem ausgebildet, was wir in dem Inselreiche jenseits des Canals ebenfalls mit einer gewissen Stetigkeit nach ganz anderer Richtung hin sich entwickeln sahen. In England war das anfangs übermächtige und tyrannische Königthum je mehr und mehr durch den gemeinsamen Widerstand des Adels und Volks eingeschränkt und zu einer constitutionellen Regierungsweise genöthigt worden, in Frankreich hatte die vom Hause aus schwache Königsgewalt allmälig immer mehr Rechte gewonnen, indem sie die ihr gegenüber stehenden Factoren, den Adel und die Bürgerschaften gegeneinander benutzte, sich bald auf die letzteren stützte, um die Macht der Aristokratie zu brechen, bisweilen auch wohl mit Hülfe des Adels die Bestrebungen des Bürgerthums nach größerer Selbstständigkeit niederhielt. Eine Zeitlang war der Kampf des Königthums gegen den Adel in gewisser Hinsicht der allgemeinen Gleichheit und Gerechtigkeit zugutegekommen, allein der Sieg desselben hatte zuletzt doch nur dahin geführt, alle Classen gleichermaßen unter die Füße eines fast schrankenlosen Despotismus zu werfen, während in England der gemeinsame Kampf, den Adel und Bürgerthum gegen die Tyrannei der Könige unternahmen, wirklich den Erfolg hatte, dauernde und für Alle gleiche Bürgschaften der Gerechtigkeit, der persönlichen Freiheit, der Sicherheit des Eigenthums der geregelten Antheilnahme an den öffentlichen An-

Digitized by Google

gelegenheiten zu begründen. Der englische Adel fand sich befriedigt durch eine auszeichnende politische Stellung und durch die Theilnahme an den allgemeinen Freiheiten der Nation, und erkaufte jene Stellung und das Ansehen, dessen er beim Volke genoß, durch den aufrichtigen Verzicht, den er auf alle und jede privatrechtlichen Vortheile leistete, und durch die bereitwillige Uebernahme der gleichen Staatslasten: in Frankreich dagegen verlor der Adel seine politische Macht oder gab sie selbst preis an die alles verschlingende Prärogative der Krone, aber er suchte sich dafür zu entschädigen durch um so starreres Festhalten an Feudalprivilegien, durch welche er auf die unteren Classen, namentlich die ländliche Bevölkerung drückte. In England hatten politische Kämpfe, zum Theil von sehr heftiger Natur, hatten sogar zwei offene Bürgerkriege stattgefunden; aber der Preis für diese Uebel war wenigstens jedesmal die Befestigung und Erweiterung der gesetzlichen Freiheit gewesen: in Frankreich hatte zu verschiedenen Zeiten bald das gemeine Volk und bald der Adel sich empört; abwechselnd hatten die Jacquerie, die Ligue, die Fronde den Frieden des Reichs und die gesetzliche Ordnung gestört, aber der Ausgang war immer der gleiche gewesen: eine Steigerung des fürstlichen Absolutismus und eine erhöhte Feindseligkeit der Stände untereinander."

Der Rückschlag gegen diese Verhältnisse konnte nicht ausbleiben. Unter diesem Drucke bereitete sich ganz allmälig und friedlich eine litterarische Revolution vor, die im Jahre 1789 mit unbändiger Gewalt materiell zum Ausbruch kam. Wenn wir aber heute auf die Reihe von Verfassungsexperimenten zurückblicken, welche Frankreich seit jenem Jahre durchgemacht hat, und wenn wir nach dem Ergebniß forschen, welches sie geliefert, so sehen wir, daß diese Experimente nicht nur zu einem gesicherten und befriedigenden Abschluß noch nicht gediehen sind, sondern daß sie vielmehr von einem solchen weiter als jemals entfernt sind. Es ist interessant, den Verfasser über die Ursachen zu vernehmen, welche die Franzosen nicht zum Ziel gelangen lassen. „Die Gewohnheit des Gehorchens," sagt er, „des Commandirt-, Bevormundet- und Beglücktwerdens von Einem Punkte aus — eine Gewohnheit, welche die Franzosen Jahrhunderte lang unter ihren Königen gelernt, die sie in der ersten Republik, nur unter anderen Formen beibehalten, der sie unter dem ersten Napoleon in gesteigertem Maße gehuldigt und auch unter der constitutionellen Monarchie niemals ganz entsagt hatten — diese Gewohnheit trug nicht bloß über die republicanischen, sondern über jede Art von freiheitlichen Einrichtungen den Sieg davon. Um den Preis einer Komödie des allgemeinen Stimmrechts ließ das französische Volk sich einen neuen Herrn gefallen, dessen Gewalt zehnmal unbeschränkter und dessen Regierungsweise zehnmal unverträglicher mit irgend welchen verfassungsmäßigen Freiheiten war, als der ärgste jener Mißbräuche monarchischer Gerechtsame, um derentwillen man seinerzeit die Bourbons und die Orleans enthront hatte."

Wenn es nun aber wahr ist, daß nach alle dem in Frankreich die Verfassung, das Repräsentativsystem, unter keiner Regierung eine „Wahrheit" geworden,

Digitized by Google

so ist es wohl von noch größerem Interesse, zu vernehmen, in welcher Weise sich in Frankreich die Zukunft gestalten müßte.

„Wenn es gelingt", so schließt der Verfasser, „das französische Staatswesen ebenso in den Grundlagen nach dem englischen Muster (natürlich mit Vorbehalt der durch die Verhältnisse gebotenen Abweichungen) zu reformiren, wie man es schon wiederholt in der Spitze danach reformirt hat, so läßt sich noch eine ersprießliche Zukunft für Frankreich prophezeien. Wo nicht, so wird das französische Volk auch fernerhin wie bisher zwischen dem Despotismus und der Anarchie unstet und ruhelos hin und her geworfen werden; es wird von Zeit zu Zeit Revolutionen haben, aber keine dauernden, keine befriedigenden Reformen; es wird die eine Regierung umstürzen, um sich bald darauf unter das vielleicht weit härtere Joch einer andern zu beugen. Die Aufgabe ist schwer, aber der Anstrengungen eines großen Geistes oder einer tapfern und patriotischen Partei würdig. Sie erfordert eine starke und seltene Selbstverläugnung, denn sie kann nur von denen durchgesetzt werden, welche im Besitze der Gewalt sind, und sie kann nicht durchgesetzt werden, ohne von dieser Gewalt selbst einen großen Theil aufzugeben. Allein sie trägt ihren Lohn in sich. Eine Regierung, die dauernd über Frankreich herrschen will, kann dies nur dadurch, daß sie der unnatürlichen Ansammlung aller Kräfte, aber auch aller Leidenschaften in dem Centrum Paris eine heilsame Ableitung verschafft, daß sie das französische Volk gewöhnt, die Freiheit nicht sowohl in der Theilnahme an der Herrschaft und der Unterdrückung Anderer, als vielmehr in der möglichst großen Unabhängigkeit von fremder Herrschaft und Bevormundung, in der möglichst ausgedehnten Selbstbestimmung der Privaten, der Oertlichkeiten, der Gemeinden zu suchen. Dann erst wird das französische Volk lernen zufrieden sein in eigener selbstständiger Thätigkeit, dann erst wird es die Antheilnahme an der Repräsentation, den Parlamentarismus, nicht mehr als ein glänzendes Schauspiel zur Erregung und Befriedigung der politischen Leidenschaften, oder als ein Mittel zur Erlangung von Auszeichnungen und Ehrenstellen, auch nicht als den Weg betrachten, um in den Besitz der Gewalt und ihrer zahlreichen Vortheile zu gelangen, sondern als das, was allein es sein soll, als eine nützliche, aber mit Weisheit und Mäßigung zu gebrauchende Bürgschaft der Sicherung eben jener individuellen Freiheit und Selbstregierung, der Abwehr von Eingriffen in dieselbe und der wirksamen Controle derjenigen Angelegenheiten, welche der Staat nothwendigerweise in seine eigene Hand nehmen muß"

Digitized by Google

E. Dümmler: Geschichte des ostfränkischen Reiches.

(2. Band. Berlin 1865, Dümmler.)

Z. Das fränkische Reich hatte mit Karl dem Großen seine welthistorische Sendung vollendet; es hatte die deutschen Stämme alle in seine beherrschenden Kreise gezogen, es hatte sie alle für die Aufnahme seiner höchsten Ideen empfänglich gemacht und bewirkt, daß die verschiedenen Stämme sich allmälig an ihr anfangs aufgezwungenes Zusammenleben gewöhnten und ihr Stammesgefühl durch das nächsthöhere Volksbewußtsein ersetzten. Freilich hat es bis zu dem vollen Erwachen dieses Bewußtseins noch mancher harten Kämpfe bedurft und auch dann hat sich nur gruppenweise die Erkenntniß ihrer Zusammengehörigkeit gebildet. Zunächst trugen die Stürme der Zeit den befruchtenden Samen nach allen Winden und es lag im Schooße der Zukunft, was und wie viel des Samens auf guten Boden gefallen. Durch den Vertrag von Verdun siegte über den vielseitig gehegten Wunsch nach Erhaltung der Einheit des Reiches das altfränkische, privatrechtliche Theilungsprincip und es stand zu befürchten, daß das Princip sich in seinen äußersten Consequenzen ausleben werde, daß das Theilreich neue Theilreiche aus sich erzeuge.

Mit diesem Blick in die nächste Zukunft schloß der erste Band des verdienstvollen Werkes, dessen nunmehr vorliegender zweiter und letzter die Zeit der letzten Karolinger (vom Tode Ludwigs des Deutschen an) und Konrads I. umfaßt. Im Allgemeinen läßt sich auch hier nur wiederholen, was in diesen Blättern bereits bezüglich des ersten Bandes gerühmt werden mußte Gediegene allbekannte Vorarbeiten, welche der Verfasser selbst in früheren Jahren geliefert, bilden die Grundlage des umfassenden Baues; die Arbeit tritt anspruchloser und schlichter, aber wo möglich noch besonnener, gründlicher als ihre Vorläuferin an uns heran. Die Urkunden der Könige namentlich sind in einer für den Zweck dieser Jahrbücher sehr passenden Weise in die Darstellung ungezwungen und dennoch so eingeflochten, daß man mit Hülfe des Datums sie leicht an der betreffenden Stelle findet. Böhmers Regesten werden durch sie vielfach bereichert, vielfach berichtigt, und die auch in diesem Bande nicht mangelnden Angaben über das Kanzleiwesen der einzelnen Könige sind als Vorarbeiten künftiger Karolinger-Regesten sehr willkommen zu heißen. Vor allem Th. Sickel, ferner Ph. Jaffé, Hinschius, K. Pertz, Th. Wüstenfeld und Wattenbach haben den Verfasser mit manchem schönen Beitrag gefördert. Selbst Jaffé's Regesten, obgleich diese natürlich nur nebenher in Betracht kamen, erfahren hier manche Berichtigung, und endlich berichtigt und ergänzt der Verfasser, besonders auf die jüngsten Forschungen v. Noordens und Hinschius' gestützt, manche der im ersten Bande aufgestellten Ansichten. Den Schluß bilden zwei dem Rechtsleben und der sonstigen Geistesentwicklung im ostfränkischen Reiche gewidmete Abschnitte, in denen vornehmlich auch die altdeutsche Litteratur auf Grund der jüngst gewonnenen Resultate Berücksichtigung findet. Auffallend

Digitized by Google

ist, daß gegen das Ende hin die Darstellung immer lückenhafter wird, was mit dem beklagenswerthen Umstande zusammenhängt, daß für diese so wichtige Uebergangszeit der deutschen Geschichte die historischen Quellen allmälig versiegen.

Das Werk ist reich an neuen interessanten Ergebnissen: die nationale Bedeutung der Schlacht bei Andernach, in welcher Ludwig, der Sohn Ludwigs des Deutschen, seinen Oheim Karl den Kahlen besiegte und zum ersten Male Deutsche und Franzosen mit den Waffen sich maßen, wird hier mit Recht betont. Es folgt sodann Karlmanns unglücklicher Zug nach Italien, welcher der erste, den ein deutscher König unternimmt, „ein düsteres Wahrzeichen für die Zukunft". Interessant ist ferner und bezeichnend für die Zähigkeit, mit der sich der Gedanke des fränkischen Theilungsprincipes auch jetzt noch erhält, daß Ludwig das noch unvertheilte Lothringen in drei Theile für sich und seine beiden Brüder Karl und Karlmann zu zerlegen beabsichtigt, um sich dadurch zugleich den Anspruch auf einen äquivalenten Antheil des durch den zuletzt genannten Bruder erworbenen Italien zu sichern. Nach dem Tode Karls des Kahlen näherten sich auch dessen Sohn Ludwig der Stammler und der ostfränkische Ludwig wieder im Vertrage zu Fouron (bei Vise), durch den sie sich gelobten, bezüglich Lothringens die vor acht Jahren gezogene Grenzlinie auch fürder gelten zu lassen. Ein weiterer Punkt bestimmte: „Was aber das Reich betrifft, welches Ludwig, der Kaiser von Italien, besaß, so soll, da bisher noch keine Theilung desselben stattgefunden, ein jeder das, was er jetzt inne hat, behalten, bis wir nach Gottes Willen wieder zusammenkommend, mit unseren gemeinsamen Getreuen festsetzen, was uns das Beste und Gerechteste erscheinen möchte. Weil aber in Betreff des Reiches Italien jetzt kein Recht werden kann, so sollen doch alle wissen, daß wir unseren Theil von jenem Reiche gefordert haben, fordern und fordern werden." Die Worte sind dunkel und Dümmler bezieht das Reich Kaiser Ludwigs II., welches hier neben dessen italienischem Reiche genannt wird, auf die Provence und den Theil Burgunds, welchen Ludwig besessen. Aber es sollte anders werden, als dieser Vertrag beabsichtigt hatte. Noch einmal sollte das gesammte fränkische Erbe, wie eine reif gewordene Frucht in den Schooß eines einzigen, des schwächsten von den ostfränkischen Brüdern fast mühelos fallen. Zuerst wurde Karlmann von einem Schlaganfalle gerührt und übertrug, vielleicht um die Pläne der beiden Ludwige zu durchkreuzen, sein Anrecht auf Italien dem jüngeren Bruder. Es starben sodann rasch nacheinander sowohl Karlmann als Ludwig, und noch vor diesem stürzte dessen einziges eheliches Söhnchen aus dem Fenster der Pfalz zu Regensburg. Das ganze ostfränkische Reich ging auf den überlebenden Karl über, der bereits [1] die Kaiserkrone empfangen, „der erste deutsche Fürst, der als Cäsar Augustus begrüßt wurde". Aber auch im Westreiche war Ludwig der Stammler, 33 Jahre alt (879), gestorben und dessen Söhne Ludwig und Karlmann erkauften die Freundschaft des ostfränkischen

[1] Um die Mitte des Februar 881, für welches Datum sich Dümmler nach sorgfältiger Vergleichung der Urkunden und der historischen Berichte entscheidet.

Digitized by Google

Ludwig durch den Vertrag von Ribemont, durch welchen zum ersten Male jenes Gebiet vollständig mit Deutschland verschmolz, welches nachmals unter dem Namen des Herzogthums Lothringen als ein wesentliches Glied des Reiches alle Geschicke desselben durch Jahrhunderte theilen und recht eigentlich die Brücke nach dem romanischen Westen bilden sollte." Auch im Westreiche richteten sich die Blicke erwartungsvoll auf die Thaten, durch welche der neue Beherrscher der ostfränkischen Lande seinen kaiserlichen Ruf den Völkern verkünden würde. Besonders lud ihn der greise Hinkmar von Rheims ein, bei den verwaisten Söhnen seines Vetters Ludwig gleichsam Vaterstatt zu vertreten. Doch es schien eher das Gegentheil nöthig; denn nur zu bald wurde die Welt über die an Karl geknüpfte Hoffnung getäuscht. Hatte der westfränkische Ludwig, der Sohn Ludwigs des Stammlers, über die Normannen den Sieg bei Saucourt errungen, den das Ludwigs-Lied [1] der späten Nachwelt verkündet, so schloß Karl zu Elsloo auf den Rath seines allmächtigen Erzkanzlers und Rathgebers Luitward, Bischof von Vercelli, mit eben denselben Normannen jenen schmachvollen Frieden, welcher die Reihe der Unglücksfälle eröffnet, die den bisher vom Glücke so sehr begünstigten Kaiser trafen. Bald danach wurde der Sieger von Saucourt bei einem Liebesabenteuer verwundet und starb am 5. August 882, und am 12. December 884 folgte demselben auch Karlmann, sein jüngerer Bruder, ins Grab. Ein Jüngling, der den Letzteren auf der Jagd gegen den anspringenden Eber zu schützen gesucht, hatte ihm den Todesstoß wider Willen versetzt. Nun lebte zwar noch Karl der Einfältige, der letzte nachgeborene Sohn Ludwigs des Stammlers, doch in der entsetzlichen Noth des von den Normannen durchplünderten Reiches dachte niemand an diesen fünfjährigen Knaben. Es blieb nichts übrig, als sich an den ostfränkischen Herrscher zu wenden, der, täuschte man sich auch vielleicht nicht über seine persönliche Schwäche, doch der einzige Anker war, der dem Reiche gegen die heraudringenden Wogen einigen Halt gewährte und immerhin über erprobte Krieger gebot. So vereinigte Karl, mit Ausnahme der Provence, wo sich Boso, der Schwager Karls des Kahlen zum König erhoben, und der Bretagne, die unter einheimischen Häuptlingen stand, das gesammte Reich Ludwigs des Frommen. Doch ruhte nun nur mehr in seiner Person die Einheit der Reiche, die durch eine mehr als vierzigjährige Trennung einander fremd geworden. Vielmehr hatte die seltenere Anwesenheit des Oberhauptes die einzelnen Stämme gewöhnt, ihre Blicke auf die Männer zu richten, welche in ihrer eigenen Mitte die reichsten, angesehensten und tapfersten waren, sie am besten vertreten konnten und führten. Um eine tiefere Einheit zu begründen, hätte es einer durchgreifenden Organisation des Ganzen bedurft, an welche in dieser so wenig schöpferischen Zeit, in der die Vertheidigung gegen den auswärtigen Feind alle Kräfte in Anspruch nahm, sicherlich niemand dachte. Jede neue Krone brachte Karl nur einen Zuwachs von Sorgen, denen der geistig und

[1] Dümmler giebt eine von Karl Lucä auf Grund des besten Textes desselben (Müllenhof und Scherer, Denkmäler) besorgte Uebersetzung des Liedes.

Digitized by Google

körperlich schwache Fürst endlich erlag. So setzten ihn denn die deutschen Fürsten zu Trebur 887 ab und, da sich kein Schwert für den rechtmäßigen Herrscher erhob, sandte der unglückliche Kaiser seinen eigenen Sohn Bernhard an den zum König erhobenen Neffen, den natürlichen Sohn Karlmanns, Arnolf [1].

Aber schon Zeitgenossen fühlten Wehmuth und Mitleid bei dem jähen Sturz und frühen Tod des Kaisers, der zum letzten Male das Reich Karls des Großen in seiner Hand vereinigt „Darin kamen sie überein, daß ihr Haupt das irdische Reich nur verloren, um das himmlische desto sicherer zu gewinnen. Die demüthige Ergebung, mit der er die harten Schläge des Schicksals über sich ergehen ließ, nachdem ihm zuvor das Glück seine Gaben in so verschwenderischer Fülle gespendet, gewann ihm von neuem die Herzen der Geistlichkeit und versöhnte über die vielen Fehler und Schwächen seiner Regierung."

Dümmler verneint entschieden die oft aufgeworfene Frage, ob denn mit Arnolf, der in doppelt unrechtmäßiger Weise, nach Verdrängung nämlich des rechtmäßigen Kaisers und als Bastard auf den Thron gelangte, nicht eine neue Form der Verfassung in Wirklichkeit getreten sei, die Wahlmonarchie nämlich an die Stelle der erblichen. Arnolf ging sofort von der bestimmt und klar hervortretenden Ansicht aus, daß die Erhaltung der einstigen fränkischen Gesammtmonarchie unmöglich geworden sei. In Italien hatte sich Berengar von Friaul und gegen diesen Wido von Spoleto als Könige erhoben, nachdem des Letzteren Versuch, die westfränkische Krone zu gewinnen, an der Wahl Odo's, des Grafen von Paris, durch die Mehrheit der Großen gescheitert. Den kleinen Sohn Boso's, Ludwig, hatte schon Kaiser Karl anerkannt, doch bildete sich auch hier neben dessen fast nur auf die Provence beschränkten Reiche ein hochburgundisches unter einem dem karolingischen Hause anverwandten Könige Rudolf. Arnolf anerkannte allenthalben, was er nicht hindern konnte, und rettete, wo er die thatsächliche Herrschaft aufgab, wenigstens die Anerkennung der Oberhoheit des ostfränkischen Reiches. Die vornehmste Bedeutung der im Jahre 888 stattgehabten Umwälzung liegt darin, daß nach kurzer Wiedervereinigung die durch den Vertrag von Verdun begründete, später vereinfachte Theilung der Frankenreiche hiedurch für immer bekräftigt und besiegelt wurde. „Indessen blieben sie nicht bei dieser bloßen Scheidung stehen, sondern sie fanden sich gewissermaßen auch wieder zusammen. Wie schon bei den späteren Theilungen durch das wachsende Uebergewicht des ostfränkischen Reiches diesem der Löwenantheil des Ganzen zugefallen war, so stand dasselbe auch jetzt unter den übrigen Staatswesen bei weitem am mächtigsten da und erfreute sich zugleich des am meisten berechtigten Herrschers. Diesem factischen Uebergewichte gab die Anerkennung jener Oberhoheit den rechtlichen Ausdruck. Dazu gehörte freilich eine höhere Würde, wie sie die Kaiserkrone verlieh, und eben darum wurde zuletzt diese ein besonderes Eigenthum der deutschen Nation. Den Grund hiezu aber hat

[1] So lautet die durch Dümmler auf Grund der Urkunden dieses Königs wiederhergestellte Namensform.

Digitized by Google

das Jahr 888 gelegt. Durch die auf seinem zweiten Zuge nach Italien erreichte Kaiserkrönung befindet sich bereits Arnolf in dem Besitze der seiner Stellung angemessenen Würde. Freilich konnte es nur zu bald für Arnolf nicht an bitteren Enttäuschungen fehlen. Es war eine derselben, als Odo starb und nun mit der Anerkennung Karls des Einfältigen der deutsche Einfluß auf das Westreich erlosch."

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Dümmler auch andere, als die von uns vorzugsweise berührten Seiten in den Regierungen Karls des Dicken und Arnolfs sehr sorgfältig behandelte. Es gilt dies zumal von den italienischen Verhältnissen und von den normännischen, mährischen, späterhin magyarischen Kämpfen. Bezüglich der Regierung Arnolfs, dem Dümmler bekanntlich bereits früher eine Monographie zugewendet, läßt sich in der That buchstäblich sagen, der Verfasser habe sich selbst übertroffen.

Die beiden folgenden Regierungen — Ludwigs des Kindes und Konrads I. — zeigen nur den fortschreitenden Auflösungsproceß. Hatten sich durch die Unfähigkeit der Vorgänger Arnolfs in einzelnen Theilen des Gesammtreiches die Männer, welche ihren betreffenden Stamm vertraten und schützten, mit Erfolg erhoben, so wiederholte sich dies nunmehr im ostfränkischen Reiche innerhalb der einzelnen Stämme. Es entwickelte sich auf diese Weise von neuem und allenthalben das Herzogthum So war ein Zustand wieder zurückgekehrt, den Karl der Große durch die Abschaffung der Volksherzogthümer gänzlich beseitigt hatte Aus den angesehensten Familien ihres Stammes hervorgehend, halb die ihnen übertragenen Aemter, Marken und Grafschaften, halb den Drang der Noth ihrer neuen Stellung zur Grundla ge gebend, erinnerten die neuen Schöpfungen vielfach an jene älteren, ja sie knüpften wohl gar an dieselben an, da auch nach Aufhebung der letzteren sich dennoch, besonders durch die aufrecht erhaltene Trennung des Heerbannes die Erinnerung und das Bewußtsein ihrer Sonderung in den Stämmen erhielt. Unter den Sachsen wurde der Grund zum Herzogthume schon in den Zeiten Ludwigs des Deutschen durch Liudolf gelegt; er wird bereits Herzog der Sachsen genannt. In Sachsen ging diese Entwicklung still, fast unbeachtet vor sich. Dasselbe gilt von Baiern, nur daß hier die Entwicklung dadurch verzögert wurde, daß so kräftige Fürsten, wie Karlmann und Arnolf, dies Land als ihre Heimat ansahen und in demselben am liebsten verweilten. Nur wer es verstand, in deren Rathe zu glänzen, konnte auf eine einstige Erhöhung gleich jener der Liudolfinger rechnen. So ragt hier Luitbold vor Allen hervor, aber erst sein Sohn Arnolf nahm den herzoglichen Titel an und fertigte gleich dem Könige Urkunden aus „im Namen der heiligen und ungetheilten Dreifaltigkeit". In Franken zersplitterte sich die Macht zwischen den beiden feindlichen Häusern der Babenberger und Konradiner. Nach dem Untergange der ersteren läßt sich der Besitz einer herzoglichen Stellung im Hause der Konradiner erweisen. Doch kam die Niederlage der Babenberger vorzugsweise auch dem Bischof von Würzburg zu statten, und es lag schon hierin der Keim der herzoglichen Würde, die jener Kirchenfürst

Digitized by Google

später für Ostfranken erhalten sollte. Auch in Schwaben und Lothringen regt sich bereits unter Ludwig dem Kinde dasselbe Streben. Aber in Schwaben büßen es die Brüder Burchard und Adalbert mit dem Leben, und Lothringen schließt sich im Todesjahre des Königs Ludwig des Kindes (911) an das Westfrankenreich an, wozu vorzüglich jener mächtige Graf Reginar den Anstoß giebt, der sich selbst mit dem damals ungebräuchlichen Titel eines Sendboten bezeichnet. Reginar selbst legt sich später den Titel Herzog von Lothringen bei, und so befestigt ist seine Stellung, daß bei seinem Tode sein jugendlicher Sohn Giselbert unter der Leitung seiner Mutter ihm ungehindert in der herzoglichen Würde nachfolgen kann. Unter Konrad ließ sich endlich auch Erchanger zum Herzog von Schwaben ausrufen. Die Entwicklung war somit vollends durchgedrungen.

So standen die Dinge als Konrad starb und Heinrich I. ihm folgte, dessen Geschichte in den Jahrbüchern Waitz vor kurzem so trefflich beleuchtet. Auch Dümmler hat diese ausgezeichnete Arbeit bereits und meist zustimmend benützt.

Schließlich noch eine nebensächliche Bemerkung. Man pflegt die letzten Karolinger gleich ihren Ahnen mit Beinamen auszuzeichnen. Bekanntlich rühren diese Benennungen sehr häufig erst aus einer gar späten Zeit. Dies ist jedoch im vorliegenden Falle, wie Dümmler zeigt, nicht durchgehends der Fall. Karl der Kahle wird bereits von Mitlebenden so genannt, der Mönch Hukbald von St. Amand widmete ihm ein Gedicht von 300 Versen zum Lobe der Kahlen; von den Versen beginnt jeder mit C. Anders verhält es sich mit Karl dem Dicken. Nach dem Mönch von St. Gallen ist er von sehr großer Gestalt gewesen. Der Meßner in Reichenau, wo der Kaiser begraben liegt, versicherte den Verfasser, daß die Gebeine Karls von ungewöhnlicher Größe seien. Bei Ludwig dem Kinde heben die zeitgenössischen Quellen allerdings diese Eigenschaft bereits hervor, aber wie ein Beiname erscheint der Ausdruck „Kind“ zum ersten Male bei Thietmar von Merseburg.

Ueber den Stand der k. k. St. Marcus-Bibliothek in Venedig [1].

E. Ein Custos dieser Bibliothek, der alte Abate Pietro Bettio, pflegte zu denen, die über den Mangel irgend eines Buches daselbst ihre Verwunderung äußerten, zu sagen: „Wenn Sie die Quantität und Qualität alles dessen, was die Bibliothek enthält, kennen würden, so könnten Sie sich über das „Mangelnde“ nicht verwundern.“ Zu solcher Aeußerung war Bettio wohl mehr als irgend ein Anderer berechtigt, nachdem er Zeuge der Bereicherung der Bibliothek nicht nur durch die Vermächtnisse des Cardinals Bessarione, so wie durch die Legate Reca-

[1] Nach einem Berichte in der „Gazzetta di Venezia“.

Digitized by Google

nati's und Contarini's, sondern auch durch unzählige sehr werthvolle Druckwerke, ferner durch griechische, lateinische, italienische und französische Manuscripte gewesen war, die aus den Sammlungen Nani's, Farsetti's, Zeno's, Morelli's und aus den reichen Bibliotheken aufgehobener Klöster herrührten. Auch hatte er selbst die classischen Beiträge der holländischen, englischen, deutschen und französischen Litteratur aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mit großer Umsicht zur Vermehrung der seiner Obhut anvertrauten Litteratur gesammelt.

Jener Satz des alten Custoden hat aber auch jetzt noch seine volle Berechtigung. Als nämlich die Bibliothek im Jahre 1812 aus ihrem ehemaligen Locale in den Dogenpalast übertragen wurde, zählte sie nicht mehr als 40.000 Bände, jetzt aber über 130.000, abgesehen von fast 100 000 kleinen Werken, wie sie seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeit veröffentlicht wurden. Diese bedeutende Vermehrung verdankt die Bibliothek theils den für Staatsgelder gemachten Ankäufen, theils den behördlich zugewiesenen Exemplaren der im österreichischen Italien erscheinenden Werke, endlich den Geschenken, abgesehen von Vermächtnissen, wie sie Conte Guglielmo Contarini (1843), der Rath Giovanni Rossi (1851) und der Ministerialrath Ritter v. Ghega (1858) testamentarisch zugewiesen haben.

Die Contarini'sche Hinterlassenschaft wurde seinerzeit vom Vicebibliothekar Veludo in den öffentlichen Blättern ausführlich besprochen; die betreffenden Druckwerke und Manuscripte enthalten vorzugsweise schätzbare Beiträge zur venetianischen Geschichte. Aehnliches, aber mehr ethnographischen Inhalts enthält die Rossi'sche Sammlung, während die etwas über 600 Bände umfassende Hinterlassenschaft Ghega's, vorzugsweise mathematischen und technologischen Inhalts, sich als überaus schätzbar durch die beigegebenen geographischen, ethnographischen und Eisenbahnkarten und durch handschriftliche Beiträge des Erblassers herausstellt.

Von Wien aus erhält die Bibliothek fortwährend bedeutende Sendungen, bestehend in litterarischen und politischen Blättern, in akademischen Verhandlungen und wissenschaftlichen Werken, in statistischen Zusammenstellungen, wozu das Staats- und Finanzministerium, die k. k. Hof- und Staatsdruckerei, die k. Akademie der Wissenschaften und die Sternwarte beitragen; die Acten und Verhandlungen des lombardischen Institutes, der Dubliner Gesellschaft der Wissenschaften ꝛc. werden ebenfalls in fortlaufenden Nummern zugeschickt, und das Smithsonian'sche Institut in Washington sendet regelmäßig ein Exemplar seiner Publicationen; außerdem hat es die Bibliothek mit einer reichen Sammlung wissenschaftlicher und industrieller Werke und mit den Acten des americanischen Congresses bereichert. Die New-Yorker Bibliothek hat seit 1851 überaus werthvolle Beiträge über americanische Geschichte, Geographie, Archäologie, Kunst und Litteratur, so wie über nord- und südamericanische Naturgeschichte zugeschickt.

Kaiser Napoleon hat neuester Zeit ein schönes Exemplar seiner „Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie" (Paris 1846 bis 1863), ferner ein Exemplar der unter seinen Auspicien in Paris erscheinenden „Opere di Bartolommeo

Digitized by Google

Borghesi" der Bibliothek zum Geschenk gemacht; sein Cultusministerium überschickte die „Documents inédits sur l'histoire de France", der Herzog von Luynes, ein ausgezeichneter Gönner der Bibliothek, die „Historia diplomatica Friderici II.", von Huillard-Bréholles.

Besonderen Dank schuldet die Bibliothek der Liberalität der großbritannischen Regierung, die ihr bereits im Jahre 1839 die große in London gedruckte Sammlung diplomatischer Actenstücke „Reviews" (71 Bände von 1800 bis 1838), dann im Jahre 1862 die hiemit in Verbindung stehende Sammlung „State papers published under the authority of her Majesty's commission", ebenfalls 71 Bände, enthaltend: „State papers during the reign of Henry the Eighth", „Historical Notes relative to the History of England, by Thomas", „Calendars of State Papers" (1509—1662), „Rerum Britanicarum medii ævi scriptores", ferner 220 elegant gebundene Bände, ebenfalls Chronistisches und Diplomatisches aus der Geschichte Englands bietend, dann acht starke Bände des „Calendar of State Papers", weitere 23 Bände der „Scriptores rerum Britanicarum medii ævi", 41 Bände der „British and foreign State papers", 74 Bände der „Bulletins of the Campaign" und ebensoviel besonders reich gebundene Bände ähnlichen Inhalts, die erst im Jänner dieses Jahres zugeschickt wurden.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß der um die venetianische Geschichte vielverdiente Sir Rawdon Brown, ferner viele venetianische Buchdrucker und eine große Anzahl in- und ausländischer Gönner die Bibliothek fortwährend mit werthvollen Gaben bereichern.

Kurze kritische Besprechungen.

Polak, Jakob Eduard, Dr.: Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen. Erster Theil. Leipzig 1865. F. A. Brockhaus.

F. v. H. Eines der interessantesten Völker der Erde, ein Volk dessen Ruhm zwar in den Thaten ferner Vergangenheit liegt, das aber noch nicht gealtert erscheint, sind die Perser und ihr Land stets der Gegenstand mannigfacher Schilderungen gewesen. Auch das vorliegende Werk, dessen erster Band erst vor wenigen Tagen im Buchhandel erschien, zeigt, daß nicht bald zu viel Licht über dieses seltsame Land verbreitet werden kann. Dr. Polak bietet uns Neues, und zwar viel Neues; der Hauptwerth seiner Schilderung besteht aber ganz gewiß in der Objectivität, mit welcher er auch schon Bekanntes zu behandeln verstand; er hat sich bemüht, und es dürfte ihm gelungen sein, die Verhältnisse frei von aller Vereingenommenheit darzustellen; hiedurch mag das Buch vielleicht jenes poetischen Schmuckes beraubt worden sein, welchen enthusiastische Touristen ihren Schilderungen von Land, Leuten und Leben im Orient zu verleihen wissen. Andererseits

Digitized by Google

aber vermissen wir wohlthuend jene wegwerfende Kritik aller orientalischen Einrichtungen, die sich oft in ähnlichen Werken vorfindet. Wir begegnen in dem ganzen Werke einer nüchternen Weltanschauung, einer vorurtheilsfreien Auffassung, welche beurkunden, daß der Verfasser nicht als Tourist, sondern als Denker geschrieben, dem ein nahezu zehnjähriger Aufenthalt im Lande die Gelegenheit geboten, alle, selbst die geheimsten Verhältnisse kennen zu lernen und zu studiren. Polaks Buch macht vor allem auf den Leser den Eindruck der Wahrheit, ein um so größeres Verdienst, als er vermied, bei der Abfassung des Werkes fremde Quellen zu benützen, also lediglich aus seinem eigenen Wissen, aus seinen eigenen Erfahrungen schöpfen mußte; denn er wollte, daß das Buch ihm gehöre, daß er allein für seine Vorzüge und Fehler einzustehen hätte.

Die Stellung, welche der Verfasser am Hofe als Leibarzt des Schah bekleidete und die hiedurch gewonnene Einsicht in Dinge, die sonst dem Forscher verborgen bleiben, veranlaßte ihn, mit besonderer Ausführlichkeit das Leben am Hofe des Schah zu schildern, weil die Sitten und Moden des ganzen Volkes im Wesentlichen sich nach ihm richten, während andererseits die Dynastie, aus türkisch-tatarischem Stamme hervorgegangen, dem Einfluß des persischen Elementes sich nicht verschließen konnte. Wir gewinnen dadurch auch einen Einblick in die Verhältnisse der Staatsverwaltung, welche zwar nicht eigentlicher Gegenstand der Schilderungen sind, jedoch unwillkürlich mit ins Bereich der Betrachtungen gezogen werden. So wird uns ein vortreffliches Bild des persischen Heeres, seiner Organisation, seiner mannigfachen Mängel und Krebsschäden und geringen Vorzüge entworfen, welches seitens des Verfassers ein feines Verständniß des Militärwesens beurkundet, das er vielleicht im steten Umgang mit den in Persien lebenden österreichischen Officieren sich erworben. Hier, so wie überall in seinem Buche findet er Gelegenheit, Andeutungen und Regeln für das diätetische Verhalten der Ankömmlinge und Reisenden aus Europa zu geben, wobei er stets aus eigener Erfahrung spricht. Aus seinen Entwicklungen hierüber scheint auch die Unmöglichkeit einer allfälligen russischen Invasion nach Indien, quer durch Persien hervorzugehen, da ein europäisches Heer auf klimatische Hindernisse stoßen würde, welche es nicht hygienisch zu bekämpfen verstände.

Das Buch zerfällt in zwölf Abschnitte, deren fünf erste sich über Volkszahl, Abstammung und Stämme, Wohnhäuser, Städte, Gärten, Sommersitze und Zeltlager, Speisen und deren Zubereitung, Mahlzeiten, Kleidung, Schmuck und Waffen, Ruhe und Bewegung, Jagd und Gymnastik auslassen. Von größerer Wichtigkeit sind aber unstreitg die sieben letzten Abschnitte, worin eine Fülle von Material niedergelegt ist. Das Familien- und Geschlechtsleben konnte nur ein Arzt durch eigene Anschauung und mit jener Sachkenntniß schildern, wie dies hier der Fall ist, daher dieses Capitel zu den lehrreichsten des ganzen Buches gezählt werden muß. Die Stellung der Diener, Sclaven und Ennuchen, über welche bei uns noch weit auseinandergehende Meinungen herrschen, wird eingehend erörtert und zu klarer Anschauung gebracht. Bildung, Wissenschaften und Künste werden in großen, aber treffenden Zügen geschildert und ist der Einwirkung der Poesie im Orient Rechnung getragen. Eine vollständige Kenntniß der Sprache, die der Verfasser sich im Lande aneignete, setzt ihn in die Lage, über diese Verhältnisse mehr zu wissen, als viele seiner Vorgänger; obgleich er nirgends die Prätension erhebt, als Philologe oder Orientalist zu gelten, so hat er es doch nicht unterlassen, das ganze Buch hindurch die persischen Worte für die meisten Gegenstände und Dinge beizusetzen, wodurch selbst Fachgelehrte ihren Wortschatz mit vielen im Wörterbuche nicht enthaltenen Ausdrücken der Umgangssprache bereichern können. Einen interessanten Abschnitt widmet Polak den Versuchen zur Einführung der europäischen Civilisation, in welch' äußerst lesenswerthem Capitel er auch seine eigenen Bestrebungen in dieser Richtung auf anspruchslose, wenngleich würdige Weise zum Vortrage bringt. Religion und Gesetz, Bäder und Begräbnißstätten, dann der Nauruz (das Neujahrsfest) sind die Vorwürfe der drei letzten Abschnitte und

Digitized by Google

dürften bei der anziehenden Weise ihrer Behandlung nicht verfehlen, lebhaftes Interesse zu erwecken.

Sind wir recht unterrichtet, so wird der zweite Band, mit welchem das Buch zum Abschlusse gelangt, der aber erst in drei bis vier Monaten erscheinen dürfte, die land- und volkswirthschaftlichen dann die Handels- und Industrieverhältnisse ins Auge fassen. Wir zweifeln nicht, daß Polak auch hierin sich als eben so feiner Beobachter bewähren wird, wie er dies in dem vorliegenden Bande gethan, den wohl niemand ungelesen lassen darf, der sich über Persien zu unterrichten wünscht. Der Name des Verlegers überhebt uns der Mühe, die Ausstattung des Buches zu besprechen.

Chronik der Gegenwart. Herausgegeben von F. Retzer und J. Strobel 1. Band. München 1864.

r. Die hervorragendsten Fragen der Gegenwart auf dem Gebiete der Politik der Oekonomie, der Geschichte, des Handels und der Gewerbe zu besprechen, auseinanderzusetzen und dem großen gebildeten Publicum damit als Führer zu dienen, ist die Aufgabe dieser Sammlung. Leben und Litteratur der Gegenwart, die wichtigsten Erscheinungen auf den Gebieten des Staates, der Kirche, der Gesellschaft zu schildern, versuchen mit Glück die größeren und kleineren Arbeiten derselben. Die Herausgeber selbst sind in erster Reihe zu nennen, ihnen schließen sich einzelne tüchtige, zumeist jüngere Kräfte an. Gegen Wahl und Anordnung der Stoffe ließe sich zwar Manches und mit gutem Grunde einwenden, hingegen müssen die Schwierigkeiten des Unternehmens, welches keiner Partei als Organ dienen mag, darum auch der Unterstützung einer solchen entbehrt, in Rechnung gezogen werden. Von besonderem Werthe sind Essays von Strobel, wie „Maximilian II. von Baiern", „Völkerrecht und politische Umgestaltung Europa's", „Die Systeme der Wirthschaftslehre", Adlers Beiträge: „Carey und die Arbeiterfrage", „Arbeit und Verkehr", „Geld, Credit und Arbeit", „Sparcassen und Volksbanken", „Gedanken über moderne Geschichtschreibung" verrathen richtigen culturhistorischen Sinn und sind, liberaler Gesinnung und Anschauung entstammt, wenn auch für den Gelehrten nicht viel Neues enthaltend, für das größere Lesepublicum ein zuverlässiger Wegweiser. „Die neuere Litteratur des Völkerrechts", von Dr. Edel, ist eine schätzenswerthe Arbeit; während „Christenthum und Nationalökonomie", an und für sich gesucht als Thema, nicht mit gehöriger Durcharbeitung und Kritik erscheint. Die der Geschichtsbetrachtung entlehnten Gesichtspunkte sind eben nicht immer diejenigen, welche mit den in der Gegenwart herrschenden übereinstimmen. Die Bedeutung des Suezcanals und die Bedeutung des mexicanischen Reiches für Deutschland sind publicistische Arbeiten von Werth. Bücherschau und Nachrichten vervollständigen diese Partien zu einem Ganzen. Die schöne Litteratur muß jedoch entschieden mehr, als dies jetzt der Fall ist, berücksichtigt werden, zumal die Herausgeber für eine große Abhandlung über „Pasigraphie" Raum gefunden haben.

Bolanden, Konrad v.: Historische Novellen über Friedrich II. und seine Zeit. Mainz 1865, Franz Kirchheim. 1. Band. 8.

K. L. Dieser erste Band einer anzuhoffenden Sammlung historischer Novellen über die Person und Zeit des großen Preußenkönigs enthält zwei Piecen: „Der Gefangene von Küstrin" und „Judas Makkabäus". Der Zeit nach führen sie uns bis zur Schlacht von Mollwitz. Der Grundgedanke der ganzen Sammlung ist schon in einem, dem Buche ohne Angabe der Quelle vorgesetzten Motto angedeutet: „Man muß die historischen Wahrheiten gemeinnützig machen, damit die Geschichtslügen gefahrlos und die Geister

Digitized by Google

aufgeklärt werden." Die erste Erzählung stellt die Gefangenschaft des Prinzen Friedrich in Küstrin und die auf Verwendung des Kaisers Karl VI. erfolgte Freilassung desselben dar. Die zweite zeigt uns Friedrich von Voltairianern umgeben, wie er Pläne hinsichtlich der Erwerbung Schlesiens schmiedet, deren Ausführung auch begonnen wird. Dazwischen, als Episode, eine Liebesgeschichte, welche die Sittenlosigkeit der Freunde Friedrichs zu charakterisiren bestimmt ist. Das Ganze liest sich gut, die Darstellung ist frisch und gewandt. Die Ausstattung des Werkes entspricht bescheidenen Anforderungen.

Hausner, Otto: Vergleichende Statistik von Europa. Lemberg 1865, Verlag von J. Milikowski. 1. Band.

S. Dieses Buch verblüfft auf den ersten Einblick völlig durch Neuheit der Behandlung, Reichthum der Daten und die Sicherheit, mit welcher der Verfasser auftritt. Die sociale Seite ist durch stete Anwendung der statistischen Ergebnisse auf Land und Volk in den Vordergrund gestellt, dabei der Masse so recht mundgerecht gemacht, und so kam es, daß ein und die andere Anzeige in den Tagesblättern Hausners Buche mit vollem Lobe gedachte.

Geht man aber näher ein, so drängt sich immer mächtiger die Frage auf: Woher stammen diese überraschenden, in keinem der renommirtesten statistischen Werke vorkommenden Ziffern? Der Autor sagt nichts darüber und deutet nur dunkel auf Materialien über Italien und die Schweiz hin, die sonst niemand zugänglich wären. Je weiter man im Buche kommt, desto mehr steigt die Ueberraschung, und wenn endlich Ziffern über Dinge vorkommen, welche nachweislich gar nicht erhoben sind, so erreicht der gerechtfertigte Verdacht einen Grad, daß die Kritik der Angaben nach authentischen Quellen geboten erscheint.

Wir haben diese von Schritt zu Schritt mehr widerwärtige Arbeit nicht gescheut, sind aber hiedurch zu dem merkwürdigen Resultate gekommen, in Herrn Hausners Buch eine unerhörte Mißhandlung des statistischen Materials, eine Ansammlung größtentheils rein erfundener oder doch vollkommen willkürlich umgestalteter und approximirter Zahlen zu sehen. Diese Anklage ist eine schwere, es sind aber die Beweise dafür leicht beizustellen; denn wo immer man das Buch aufschlägt und seine Angaben mit den besten amtlichen Quellen vergleicht, zeigt sich das wüste Gebahren des Autors stets in vollem Lichte. Wählen wir nur das dem Autor zunächstliegende Land Oesterreich, und nur solche Partien, über welche ganz unanfechtbare Quellen, wie Zählungsergebnisse, officielle Tafeln u. dgl. vorliegen. Da findet sich schon bei der Bevölkerung eine Masse Falsches, willkürlich Abgeändertes. Die Römisch Katholischen sind gegen die Zählung in Nieder-Oesterreich um 300.000, der lateinische Stamm in der Monarchie um 30.000, die Serben mit Bosniaken und Dalmatinern um 323.000, die Ungarn um 80.000 zu hoch angegeben, Griechen 15.000 statt 2300, Armenier 24.000 statt 16.000, Albanesen 6000 statt 3000; dagegen der czechische Stamm um 120.000 (in Ungarn allein fehlen 100.000 Slovaken gegen die Zählungsziffer), Croaten und Wenden um 300.000 zu wenig. Adelige, in Oesterreich gar nicht besonders gezählt, giebt Herr Hausner 806.700 an, wobei er einfach Kolbs Approximation von 800.000 nimmt, etwas appretirt und ohne Weiteres auf die einzelnen Provinzen ziffermäßig vertheilt. Und doch weiß Herr Hausner an Kolb sehr viel zu tadeln. Geistliche giebt er in Ungarn 20.900 statt 13.000 an.

Und so geht es fort. In den Abschnitten über Wohnorte und Bevölkerungsbewegung ist auch nicht Eine Ziffer zu finden, welche mit den amtlichen Erhebungen stimmt. Die Zahl der Städte um 77, jene der Dörfer um 1986 zu hoch, dagegen Märkte um

Digitized by Google

173 zu wenig. Die Bewegung der Bevölkerung giebt Herr Hausner auch für die ungarischen Länder von 1858 bis 1861 an. Nun sind aber diese Nachweisungen in Ungarn und Siebenbürgen seit 1860, in Croatien seit 1858 eingestellt und erst in neuester Zeit, 1863, wieder aufgenommen. In dem zweiten Bande der ungarischen Akademieberichte (statistische Section, 1862, S. 278) ist ausdrücklich zu lesen, daß die Bemühungen der Akademie in dieser Richtung ganz ohne Erfolg blieben, und sonach sind Herrn Hausners Ziffern über die ungarischen Länder rein erfunden. Daher sehen wir auch im Durchschnitte für die Monarchie 290.000 Trauungen statt 304.000, 1,358.000 Geburten statt 1,423.000 und 1,098.000 Sterbefälle statt 1,145.000 angegeben, und ebenso sind die Ziffern für die einzelnen Provinzen durchwegs falsch.

Auf S. 86 wird weiter die Bevölkerung der Städte, durch die Zählung gar nicht erhoben, mit 5,750.000 angegeben, also eine rein erfundene Ziffer, wenn nicht wieder Kolb zu sehr curioser Operation herhalten mußte, denn dessen Bevölkerung der größeren Städte mit 2.5 multiplicirt giebt genau obige Zahl.

Sehr sinnig ist auf S. 105 die Vergleichung der Bewohner der Hauptstädte mit jenen der Länder, „weil diese den besten Maßstab der natürlichen, in den Verhältnissen des Landes begründeten Centralisation giebt", und sie kommt auch in der That zu dem schlagenden Resultate, daß Oesterreich, die Schweiz, Italien und Rußland, weil ihre Hauptstädte zur ganzen Bevölkerung natürlich eine kleine Ziffer zeigen: „der Natur der Verhältnisse nach föderativ constituirt sein sollten".

Die Angaben über Arme in Oesterreich auf S. 77, über Taubstumme, Blinde und Wahnsinnige von S. 110 an sind rein fingirt, es bestehen darüber keine Erhebungen. Ueber die Cretins wäre in Prof. Skoda's Akademiebericht eine Quelle vorgelegen, Herr Hausner fand es aber bequemer, auch hier zu erfinden, und giebt daher in Krain 1 Cretin auf 60 statt auf 110, in Salzburg 1 auf 115 statt 139 Bewohner an.

Es mag des verdrießlichen Registers genug sein, das leicht ins Unendliche fortgesetzt werden könnte. Herr Hausner giebt die gleichen Angaben von allen europäischen Staaten, und da mag leicht gedacht werden, wie es mit den Daten für Romanien, Griechenland und mehrere deutsche Kleinstaaten aussieht, über welche fast alles statistische Material fehlt. Auf gleicher Stufe der Verläßlichkeit stehen natürlich die darauf gebauten Berechnungen.

Genug auch überhaupt von der, man könnte sagen, böswilligen Fiction. So lange eine derlei unnütze Zifferspielerei im Pulte liegen bleibt, hat der Autor allein die vergeudete Zeit zu verantworten, wenn sie aber anmaßlich auf den Markt tritt, so wird es Pflicht, der Fälschung die Maske abzureißen und dieselbe in ihrer ganzen Nichtigkeit zu kennzeichnen.

Jonak, E., Prof. Dr.: Der land- und lehentäfliche Grundbesitz im Königreiche Böhmen. Prag 1865, in Commission bei Credner.

S. Das von der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag constituirte Centralcomité für die land- und forstwirthschaftliche Statistik Böhmens hat ein großes, nach Kreisen geordnetes Tafelwerk über Land- und Forstwirthschaft in Bearbeitung genommen, welches rüstig fortschreitet. Da aber der Abschluß der einzelnen Kreise, wozu das einige Zusammenwirken vieler Delegaten in den einzelnen Bezirken erforderlich ist, seine Zeit braucht, so eilt der Verstand des Comité mit der vorliegenden Publication der detaillirten weiteren Bearbeitung voraus und bringt darin die Darstellung des land-, lehentäflichen und nicht landtäflichen Grundbesitzes in Böhmen mit Angabe des bücherlichen Einlagswerthes, der Culturarten und der Grundsteuer. Bei den landtäflichen und Lehengütern

Digitized by Google

geht die Nachweisung bis zu den einzelnen Besitzständen und Besitzern herab, die nicht landtäflichen Güter sind in gleicher Weise nach Bezirken zusammengefaßt dargestellt und den ersteren gegenübergestellt. Das Verdienst einer so eingehenden Bearbeitung ist an und für sich, besonders aber in einer Zeit ein großes, wo die Frage bezüglich der Besitzstände nationalökonomisch so hohe Bedeutung erlangt hat.

Höpfner, Ernst, Dr.: G. R. Weckherlins Oden und Gesänge. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung Berlin 1865, Verlag von Stilke u. van Muyden.

G. „Das Buch der Oden und Gesänge", wie Dr. Ernst Höpfner sich selbst ausspricht, „ist in der Geschichte der Weckherlin'schen und der deutschen Dichtung der äußerste Markstein, welcher anzeigt, wie viel an dem Umschwunge der Dichtung im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts im Südwesten Deutschlands Weckherlin vor und neben Opitz selbstständig vollbracht hat". Leider konnten die damaligen Zeitverhältnisse dem „Vollbringen" nicht das rechte Gelingen nachkommen lassen, und Weckherlin war ganz ungünstig in den so gewaltthätig gerissenen Spalt zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie, besser gesagt, zwischen Poesie und Sprachkünstelei hineingestellt. Daher denn auch „seine Reform der Sprache Stückwerk geblieben und die der Verskunst vollkommen mißlungen war". Doch hier läßt sich das nicht erschöpfen. Der Verfasser hat das Seinige gethan, uns in Weckherlin das Bild eines Reformers zu zeigen; die Darstellung ist eine solche, daß wir darüber gerne die Sprödigkeit des Stoffes vergessen, und wenn es seiner Wärme, seinem tiefen Eingehen in die Sache und seinem gründlichen Wissen auch nicht gelingen dürfte, in weiteren Kreisen damit Propaganda zu machen, so liegt das eben in der Sache selbst, und was uns der Verfasser in seinem Vorworte erzählt, ist mehr als ein Wink: es ist eine ganze, volle Bestätigung von Thatsachen.

---

* (Magazin für die Litteratur des Auslandes.) Die Besprechung österreichischer Zustände und Verhältnisse in auswärtigen Blättern wird immerhin unser Interesse erregen, besonders aber, wenn dieselbe mit möglichster Ruhe und Objectivität durchgeführt ist. Zu den nicht zahlreichen auswärtigen Blättern, denen letztgenannte Eigenschaften eigen sind, können wir das „Magazin für die Litteratur des Auslandes" rechnen. Es giebt nur wenige Nummern des genannten trefflich redigirten Wochenblattes, in denen nicht entweder der litterarischen Production Oesterreichs oder dessen politischen und socialen Zuständen eine Würdigung zu Theil wird. So finden wir in einer der letzteren Nummern einen recht gut geschriebenen Aufsatz: „Die volkswirthschaftlichen Parteien Oesterreichs", und dann noch eine kurze, aber gut gehaltene Besprechung der bekannten Denkschrift des Revoltella-Comité über die Betheiligung Oesterreichs am Welthandel. Der erstere Aufsatz constatirt vor allem, daß die Gruppirung von volkswirthschaftlichen Parteien in dem Sinne, daß die eine eine schutzzöllnerische und die andere eine freihändlerische genannt werden müsse, in Oesterreich noch nicht erfolgt sei. Mangel an volkswirthschaftlicher Bildung bei der großen Masse unserer Industriellen sei hievon die hauptsächlichste Ursache. Aus eben diesen Grunde könne man einen und denselben Industriellen für den Schutzzoll

Digitized by Google

und den Freihandel zugleich eingenommen finden. Nur unter den größeren Industriellen hat sich die Handelsfrage geklärt und diese sind wieder größtentheils für das Schutzzollsystem. Nichtsdestoweniger wird in der weiteren Ausführung dem Freihandel auch in Oesterreich der Sieg prophezeit und die Regierung aufgefordert, nur muthig die Bahn einer freien Handelspolitik fortzuwandeln. In dem anderen Artikel hat der Bericht des Revoltella-Comité jene verdiente Würdigung gefunden, der wir auch bei der großen Mehrzahl der österreichischen Blätter begegnet sind.

P. Hermann Landau's „Neuer deutscher Hausschatz" ist eben in vierter vermehrter Auflage erschienen und seit seiner Verbreitung in Deutschland von fast allen Organen der Presse als ein eben so belohnendes als unterhaltendes, so werthvolles als höchst anziehendes Werk anerkannt worden. Der „Hausschatz" enthält eine reiche Sammlung der interessantesten Charakterzüge, Anekdoten, Eigenthümlichkeiten, prägnanter Urtheile und kleiner, doch bedeutungsreicher Erlebnisse berühmter oder beliebter Persönlichkeiten der Kunstwelt.

Z. Das erste Heft des zweiten Jahrganges vom „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols" (Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung) ist soeben erschienen und zeichnet sich vor den früher veröffentlichten durch Mannigfaltigkeit des Inhaltes aus. Es enthält folgende Aufsätze: „Die Landeshauptleute von Tirol", von P. Justinian Ladurner; „Das Schloß Maultasch oder Neuhaus", von P. J. Ladurner; „Dr. Jakob Strauß und Dr. Urban Regius", von Seb. Ruf; „Das Lutherthum im Kloster Stams im Jahre 1524", von David Schönherr; „Zur Geschichte der Volksbewegung in Tirol 1525", von Dr. Theodor v. Kern; „Reise zweier Bozner Bauern nach Wien im Jahre 1792 zur Rettung der Mendicantenklöster in Tirol", von P. Cölestin Stampfer. Besonders die Beiträge von Ruf, Schönherr und Theodor v. Kern, welche neues Licht über die Bewegung in Tirol in den Jahren 1524 und 1525 verbreiten, sind auch für fernere Kreise von Bedeutung. Von Cölestin Stampfer, der zu diesem Hefte die in mancher Beziehung interessante Aufzeichnung zweier Bozner Bauern über ihre Reise in die Kaiserstadt beigesteuert hat, erschien jüngst eine „Chronik der Stadt Meran" (Meran, bei Jandl), die namentlich durch die im Anhange mitgetheilten Urkunden Historikern sich empfiehlt. Zu wünschen wäre, daß der Herr Verfasser die Kirchenordnung der St. Nikolaus-Pfarrkirche zu Meran vom Jahre 1559, aus welcher er Bruchstücke mittheilt und welche für die Culturgeschichte sehr lehrreich ist, vollständig veröffentlichen möchte. Die mitgetheilten Proben machen nach dem Ganzen lüstern.

* Der Secretär der ungarischen Akademie, Herr Johann Arany macht in einem vom 3. Mai datirten Schreiben darauf aufmerksam, daß die Einsendungstermine für folgende Preisbewerbungen nächstens ablaufen: 1. Für ein erzählendes Gedicht aus der ungarischen Geschichte oder Sage, 100 Ducaten aus der Stiftung des Grafen Thomas Nádasdy, Einsendungstermin: der letzte Sonntag im Monat Mai. 2. Für die beste Abhandlung über die Frage: „Welchen Einfluß übt die an den Grenzen der österreichischen Monarchie bestehende Zollinie auf die materielle Entwicklung, namentlich auf die Landwirthschaft, Industrie und den Handel Ungarns? Welche Bedeutung haben die Zolltarife der namhafteren Zollterritorien Europa's (namentlich Englands, Frankreichs, Deutschlands, Preußens, der Türkei) gegenüber der Production unseres Vaterlandes?" Endlich „Welches Zollsystem und welcher Tarif würde die materielle Entwicklung Ungarns und der Monarchie am meisten fördern?" Preis 1000 fl. aus der Stiftung der ersten ungarischen Assecuranzgesellschaft, Einsendungstermin: 1. Juli.

* Eine neue Nordpolexpedition wird in England gegenwärtig von Capitän Sherard Osborne vorbereitet. Die englische Presse ist mit diesem Unternehmen nichts

Digitized by Google

weniger als zufrieden und erklärt es für ein unnützes Wagestück. Indeß wäre es nach dem von dem americanischen Marineofficier Maury bezüglich des Südpoles ausgegangenen Vorschlage doch wünschenswerth zu erfahren, ob die ganze Oberfläche des Nordpoles — drei Millionen Quadratmeter — nur ein einziges todtes Eisfeld ist, oder ob hinter dem bisher bekannten Eisgürtel noch ein Land und ein Meer sich vorfindet

* Soeben ist von dem auf Kosten der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft herausgegebenen und vom Herrn Custos M. Trapp mit besonderer Umsicht zusammengestellten Kataloge der Bibliothek des Franzens-Museums in Brünn der zweite Band erschienen.

* Die in neuester Zeit rasch angewachsene Tacitus-Litteratur ist durch eine neue Schrift: „Beiträge zur Kritik und Erklärung des Cornelius Tacitus", von Dr. Joh. Müller. Erstes Heft: Historiarum I. et II. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung) bereichert worden.

* Von Edmund Höfers erzählenden Schriften veranstaltet die Buchhandlung A. Krabbe in Stuttgart eine Gesammtausgabe in 36 Lieferungen. Höfer gehört mit Recht zu den beliebtesten Novellisten der Gegenwart und seine Schilderungen der Natur und Volkssitte sind treu und lebensfrisch. Wir wünschen daher auch dieser Gesammtausgabe eine rege Theilnahme.

---

* (Vom französischen Büchermarkt.) Von den gesammelten Schriften Alexis v. Tocqueville ist soeben (Paris, Michel Lévy) der achte Band erschienen unter dem Specialtitel: „Mélanges, fragments historiques et notes sur l'ancien régime, la révolution et l'empire. Voyages. Pensées." Die Sammlung wird mit einer sehr bedeutenden Studie über die sociale und politische Lage Frankreichs vor und seit 1789 eröffnet, welche zuerst in der „London and Westminster Review" vom Jahre 1836 erschienen ist. Dann folgen Skizzen zu einem größeren Werke über das alte Regime und die Revolution, Reisetagebücher aus den Vereinigten Staaten, aus England, Irland, Deutschland, der Schweiz und Algier, endlich vermischte Gedanken. Die in Deutschland gemachten Aufzeichnungen wird man bei uns nicht ohne einige Enttäuschung lesen, sie beziehen sich nämlich nicht auf moderne Verhältnisse, sondern auf den Bericht Machiavelli's über seine diplomatische Reise an den Hof Kaiser Maximilians, also auf die Einrichtungen des deutschen Reiches am Ausgange des Mittelalters, und dann auf die florentinische Geschichte des berühmten Italieners. Die „vermischten Gedanken" gewähren eine sehr anziehende Lectüre; wir entnehmen ihnen zur Probe nur die beiden folgenden: „Welche Macht die socialen und politischen Verhältnisse der Zeit auch auf jene ausüben mögen, die in derselben leben, sie werden niemals auf die Dauer das Bedürfniß zu hoffen und zu glauben verdrängen können, welches einer der dauerbarsten und unüberwindlichsten Instincte der menschlichen Natur ist." Und folgendes tiefsinnige Wort: „Am Anfang der Revolutionen sind die Uebelstände immer schlimmer, als die Befürchtungen; bei ihrem Ausgange sind die Befürchtungen schlimmer, als die Uebelstände." — Zwei der angesehensten französischen Kritiker, der legitimistisch-katholische A. de Pontmartin, von der „Gazette de France", und der orleanistisch-freigeistige J. J. Weiß, vom „Journal des Débats", haben (gleichfalls im Verlage von Michel Lévy) ihre litterarische Ausbeute vom letzten Jahre gesammelt, Pontmartin in den:

Digitized by Google

„Nouveaux Samedis", worunter vorzügliche Abhandlungen über Michelet, Guizot, Chateaubriand u. s. w., Weiß in den „Essais sur l'histoire de la littérature française", in welchen ein Aufsatz über den eigenthümlichen Charakter des französischen Geistes den ersten Rang einnimmt und die eine Studie über den jungen Alexander Dumas würdig abschließt. — Endlich hat Theophile Gautier seine Reiseeindrücke von Cherbourg, Wiesbaden, Stuttgart, Venedig u. s. w. in einem Büchlein: „Quand on voyage" veröffentlicht, in welchem man den pittoresken Styl des Feuilletonisten des „Moniteur" und des Verfassers der „Reisebilder aus Spanien" u. s. w. wiederfindet.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 18. Mai 1865.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Kner überziebt die zweite Abtheilung des speciellen Verzeichnisses der während der Novara-Fahrt gesammelten Fische. Dasselbe umfaßt 146 Arten, die noch sämmtlich den sogenannten Stachelflossern beigezäht zu werden pflegen. Er beschränkt sich auch diesmal hier nur auf die Mittheilung der Diagnosen für die von ihm als neu erachteten Arten. Unter diesen befindet sich eine Art aus der Familie Gobiidæ (Gob. bifrenatus), drei aus jener der Blenniiden, nämlich 1 Cristiceps (argyropleura) und 2 Blennius (paucidens und maoricus), nebst zwei Arten von Salarias, die er als zweifelhaft neu anführt, und endlich eine Art aus der Familie Mugilidæ, der Gattung Myxus Gth. zugehörig (M. analis).

Das wirkliche Mitglied Prof. J. Redtenbacher überreicht die „Analyse des Jodquellensalzes von Hall in Oberösterreich", ausgeführt von Herrn A. Effenberger.

Man bereitet nun aus dem Hallerwasser durch Abdampfen bei gelinder Wärme das Hallersalz, welches als Arzeneisalz zu Bädern in Handel gesetzt wird.

Dr. Effenberger hat im Laboratorium Redtenbachers dieses Salz untersucht und darin die Hauptbestandtheile des Hallerwassers ziemlich unverändert nachgewiesen.

Prof. A. Bauer legt eine Abhandlung vor: „Ueber einen neuen Kohlenwasserstoff der Acetylenreihe".

Von der Ansicht geleitet, das gebromte Diamylen darzustellen, wurde die Einwirkung der alkoholischen Natronlösung auf das Diamylenbromür studirt. Die Reaction ist sehr energisch und von starker Temperaturerhöhung begleitet. Es wird jedoch nicht, wie erwartet wurde, bloß ein Molecül Bromwasserstoff durch das Aetznatron ausgeschieden, sondern die Wirkung der letzteren erstreckt sich sofort auf die zwei vorhandenen Bromatome, indem neben zwei Molecülen Bromnatrium ein in die Acetylenreihe gehöriger und mit dem Menthen isomerer Kohlenwasserstoff gebildet wird.

Wie weit derselbe dem Menthen nahe steht, ob beide nicht sogar identisch sind, müssen eben später vergleichende Untersuchungen aufklären.

Vorläufig nennt Bauer den neuen Kohlenwasserstoff Rutylen um an seine Beziehung zu Diamylen und zur Rutinsäure zu erinnern, welche ähnlich sind der Beziehung des Valerylen zu Amylen und Valeriansäure.

Digitized by Google

Das Rutylen ist eine farblose Flüssigkeit, leichter als Wasser und von angenehmem an Terpentinöl erinnernden Geruche. Der Siedepunkt liegt etwa bei 150 Grad C. Mit dem Brom verbindet sich dieser Kohlenwasserstoff sehr leicht und bildet eine Verbindung welche zwei Atome Brom enthält, sehr energisch auf trockenes essigsaures Silberoxyd einwirkt und von weingeistiger Natronlösung unter Abscheidung von Bromnatrium und wahrscheinlich unter Entstehung eines neuen Kohlenwasserstoffes zersetzt wird.

Das zur vorstehenden Untersuchung verwendete Diamylen wurde aus Amylen mittest Schwefelsäure bereitet, welche Bereitungsmethode schon im Jahre 1861 vom Vortragenden in einer die Ursache der Bildung der Polyamylene betreffenden Arbeit angegeben, seither aber (im Jahre 1863) von M. Berthelot wieder als neu beschrieben wurde, was der Vortragende am Schlusse seines Aufsatzes zur Wahrung seiner Priorität berichtigt.

Herr Dr. V. Schwarzer überreicht eine Abhandlung, betitelt: „Beitrag zur qualitativen Analyse der Chinasulfate".

Bei den Analysen, die der Verfasser auf Chinabasen ausgeführt hat, ist es ihm gelungen, die bisherige Ansicht, daß die Reaction, die man bei Zusatz von Chlorwasser, Ferridcyankalium und Ammon zu einer wässerigen Chinin- und Chinidinsulfatlösung erhält, als eine gemeinsame für beide dieser Salze angesehen werden kann, zu widerlegen und darzuthun, daß bei gleichmäßiger Behandlung dieser Salze in Chininsulfatlösungen bloß rothe Färbungen entstehen, die nach einigen Minuten verschwinden, während bei Chinidinsulfatlösungen stets bleibende voluminöse Niederschläge entstehen, und daß mithin diese Regaentien ein bequemes Mittel zur Unterscheidung dieser Salze neben und unter einander bieten.

Die in der Sitzung vom 11. Mai vorgelegte Abhandlung: „Untersuchungen über die Entwicklung der Bachforelle", von Herrn Dr. S. Stricker, wird zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

---

* Ungarische Akademie. (Sitzung der philosophischen, rechtswissenschaftlichen und historischen Classe.) Das ordentliche Mitglied Cyrill Hováth setzte seine Vorlesung über das cartesianische Princip fort und referirte das correspondirende Mitglied Andreas Fabó über eine weitere Folge der Vitnyédi'schen Briefe. Dieselben sind aus den Jahren 1657 bis 1658 an Mednyánßky, Zrinyi u. s w. gerichtet und enthalten mehrere interessante Daten aus der Rákoczy'schen Periode. Eines derselben ist, daß ursprünglich Zrinyi zum Führer der Rákoczy'schen Truppen ausersehen war. Franz Toldy zeigte an, daß die historische Commission Herrn Prof. G. Wenzel für die Fortsetzung der Szalayschen Geschichte Ungarns in Vorschlag bringe, was angenommen wird, mit dem Zusatz, daß das Präsidium sich dahin verwende, es möchte Herrn W. gestattet werden, auch in der k. k. geheimen Cabinetskanzlei Studien zu machen. Für den aus der Fay-Stiftung von der Pester Sparcasse ausgesetzten Preis von 1500 fl. wird der Bewerbungstermin auf den 31. December 1866 festgesetzt. Dr. Henßelman wird nächstens wieder eine archäologische Expedition in das Szathmarer Comitat unternehmen.

In der am 15. Mai stattgefundenen Sitzung der philologisch-belletristischen Abtheilung verlas das correspondirende Mitglied Emerich Szepesy die äußerst interessante Abhandlung des correspondirenden Mitgliedes Florian Mátyas über ungarische Sprachalterthümer. Die philologische Commission der Akademie hatte den Verfasser schon früher zur Eingabe eines diesbezüglichen completen Werkes aufgefordert, was jedoch der Dissertant bisher noch nicht gethan. Die Akademie hegt für selben eine solche Anerkennung, daß ein Mitglied (Ballagi) beantragte, daß die soeben verlesene Abhandlung im Protokolle belobt werde, was jedoch für statutenwidrig befunden wird; die Akademie äußerte ihre vollkommene Würdigung der von dem Dissertanten verfolgten Richtung.

Digitized by Google

Den zweiten und letzten Gegenstand bildete die Abhandlung des Herrn Georg Joannovics, welche das correspondirende Mitglied Johann Pompéry vorlas, indem der Dissertant introductionsweise auf seine bisherigen philologischen Artikel hinwies. Die Vorlesung handelte über gewisse Anwendungen des Artikels „a", was eine hervorragende, offene Frage der ungarischen Linguistik ist und die Akademie hoffentlich zu einer philologischen Manifestation bestimmt, was um so mehr erwartet werden kann, nachdem in der gestrigen Sitzung solche philologische Autoritäten, wie Franz Toldy, Ballagi u. s. w. die Ansichten des Herrn Joannovics vollkommen theilten. — Ein anderer Theil der Abhandlung des Herrn Joannovics wird in der nächsten philologischen Sitzung zur Vorlesung kommen.

(Sitzung der historisch-philosophischen und rechtswissenschaftlichen Classen vom 23. Mai.) Herr Iván Nagy las zwei kurze historische Abhandlungen von Herrn Stephan Szilágyi, Professor in Marmaros-Sziget, vor. Die erstere enthält einige Mittheilungen über Anna Surányi, Wittwe des berühmten Stephan Verbőczy, die zweite einige Documente über den außerehelichen Sohn des Johann Drágfi, welcher der letzte Sprosse seines Stammes war. Herr Prof. Theodor Pauler las eine Abhandlung des Herrn Emerich Hajnik, Professors der Geschichte und Statistik an der Großwardeiner Rechtsakademie, vor. In dieser Abhandlung werden die Ereignisse des Jahres 1621, besonders die in Tyrnau abgehaltenen Berathungen der Anhänger des siebenbürgischen Fürsten Bethlen, die Friedensunterhandlungen desselben mit den Commissären des Königs Ferdinand in Znaim und Olmütz, und endlich Preßburgs Abfall von Bethlen auf Grund bisher meistens noch unbenützt gebliebener Documente erzählt, welche der Verfasser in den städtischen Archiven zu Preßburg und Oedenburg fand.

* Deutscher Geschichtsverein für Böhmen. (Sitzung vom 25. Mai. Versammlung sämmtlicher Abtheilungen zu einer gemeinschaftlichen Berathung.) Herr Dr. Schlesinger trug den Instructionsentwurf, betreffend die Art und Weise der Durchforschung der Archive des Landes vor, mit dessen Ausarbeitung mehrere Mitglieder des Vereines sich beschäftigt hatten. Der Entwurf nimmt Rücksicht auf Stadt-, Orts-, Pfarr-, Kloster- und herrschaftliche Archive, auf Zunftladen, Privatarchive und Chroniken oder ältere Tagebücher, und stellt die Fragen auf, deren Beantwortung bei der Untersuchung der Archive von den betreffenden Berichterstattern abgefordert werden sollte. Die Versammlung entscheidet sich für die vom Berichterstatter beantragte Annahme des Entwurfes und für Uebergabe desselben an den Ausschuß. — Herr Prof. Höfler spricht seine Ansichten über einen Plan aus, betreffend die Abfassung eines größeren Geschichtswerkes von Seite des Vereines und befürwortet in dieser Beziehung die Ausarbeitung einer populären Geschichte von Böhmen vom Standpunkte des Vereines, wobei auch die Mitwirkung der deutschen Bevölkerung an der Geschichte des Landes und die Beziehung Böhmens zum deutschen Reiche und Volke die gebührende Berücksichtigung finden solle; eine Arbeit, welche auch für die Fragen der Gegenwart nicht ohne Wichtigkeit wäre. Der Vorsitzende spricht zugleich die Bereitwilligkeit aus, falls sein Vorschlag Anklang fände, einen näheren Plan zur Abfassung eines solchen Werkes auszuarbeiten, und drückt den Wunsch aus, daß zur Erzielung einer förderlichen Theilung der schwierigen Arbeit, die dem Vereine angehörenden Kräfte ihre Mitwirkung hiezu erklären möchten. Der Antrag fand lebhaften Anklang in der Versammlung, und wird nach Vorlage des versprochenen eingehenden Planes nochmals zur Berathung gelangen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweiter. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ueber die ältesten Formationen der Erde und die frühesten Spuren organischen Lebens.

Von Prof. Dr. Ferdinand v. Hochstetter.

Wo immer man an der Erdoberfläche, sei es im Berg- oder Hügelland, im Mittel- oder Hochgebirge von den jüngeren Schichten vordringt zu den tiefer liegenden und älteren Formationen, kommt man endlich auf Gesteine von krystallinischem Gefüge, welche die Unterlage bilden, auf welcher alle sogenannten sedimentären, d. h. vorherrschend durch die mechanische Wirkung des Wassers aus zertrümmerten älteren Gesteinen gebildeten Formationen abgelagert erscheinen, oder auf den Kern, um welchen sich das Flötzgebirge wie Schale über Schale anlagert. Die deutsche Geologie nennt dieses krystallinische Grundgebirge das Urgebirge und bezeichnete früher auch die Gesteine, aus welchen es besteht, mit der Vorsilbe Ur, als Urgneiß, Urthonschiefer, Urkalk u. s. f. Organische Reste kannte man in diesen Gesteinen nicht; man betrachtete sie daher als Bildungsproducte einer gleichsam vorgeschichtlichen Zeit, einer azoischen oder prozoischen Periode, auf welche erst mit dem Auftreten des organischen Lebens an der Erdoberfläche die eigentliche historische Zeit der Erdgeschichte folgt. Der Menschengeschichte analog hat man diese dann nach den organischen Resten wieder in Zeitalter eingetheilt: in eine paläozoische Periode, das Alterthum; eine mesozoische Periode, das Mittelalter; in eine känozoische Periode oder Neuzeit, und die anthropozoische Periode, die Jetztzeit oder das Zeitalter des Menschen.

Die graue nebelhafte Vorzeit der azoischen Periode dachte man sich als eine Zeit, da „die Erde wüste war und leer", als eine Zeit, wo chemische Processe und physikalische Kräfte allein herrschend wirkten und noch kein lebendes Wesen materiellen Stoff in Kraft verwandelte.

Die Entstehung der Urgesteine blieb in Dunkel gehüllt; allein die herrschende Ansicht war die, daß sie eine uranfängliche Bildung seien, die erste Erstarrungskruste des einst feurig-flüssigen Erdballs, der älteste feste Boden, dem in einer späteren Periode die ersten Organismen erwuchsen. Die abenteuerlichen, von allem Lebenden so sehr abweichenden Formen der Trilobiten und einiger anderer Seethiere, welche in den tiefsten Schichten der paläozoischen Periode gefunden werden, — in den braunen Thonschiefern von Ginetz und Skrey in Böhmen, im Alaunschiefer der Kinnekule am Wenernsee in Schweden, in den Lingula Flags in

Digitized by Google

Wales und im Potsdam-Sandstein Nord-America's — hielt man für die frühesten lebenden Wesen auf der Erde. Joachim Barrande, der verdienstvolle Erforscher der silurischen Fauna Böhmens, nannte ihre Gesellschaft die Primordialfauna, die uranfängliche, erste Fauna.

Kaum zwei Jahrzehnte sind verflossen seit den glänzenden Entdeckungen Barrande's in Böhmen und bereits ist die sogenannte Primordialfauna, welche den Anfang des Lebens auf der Erde zu bezeichnen schien, ein überwundener Standpunkt. Man kennt heutzutage organische Reste aus viel älteren Schichtensystemen, aus den sogenannten azoischen Formationen, und selbst das, was die alte deutsche Geologie Urgebirge nannte, müssen wir jetzt als einen Complex von umgewandelten, ursprünglich sedimentären Schichten betrachten, in welchen wir Spuren organischer Reste zu suchen haben.

Die ersten Entdeckungen in dieser Richtung gingen von England aus. Englische Geologen (Prof. Sedgwick) haben unter dem Namen cambrisches System im cambrischen Gebirge in Wales längst eine über 10.000 Fuß mächtige Ablagerung von Sandsteinen, Conglomeraten und Schiefern unterschieden, welche älter ist als die ältesten silurischen Ablagerungen. Man kannte lange nichts von organischen Resten aus dieser Formation, bis man solche endlich in den Longmynd Hills in Shropshire und bei Wicklow in Irland auffand. Jetzt kennt man bereits fünf Species von Anneliden, von welchen zwei die Namen Arenicolites sparsus und A. didymus erhielten, einen undeutlichen Rest eines Krusters: Palæopyge Ramsayi und zwei Species von Zoophyten, welche von Prof. E. Forbes Oldhamia radiata und O. antiqua genannt wurden. Diese Fossilien sind die ältesten organischen Reste, welche bis jetzt in Europa gefunden worden sind.

Mit ihrer Entdeckung mußte ein großer Theil der früher für azoisch gehaltenen Schichten zur Reihe der paläozoischen Formationen gerechnet werden, als deren ältestes, am tiefsten liegendes Glied.

Allein noch immer blieben die krystallinischen Schiefergesteine: Gneiß, Glimmerschiefer, Amphibolschiefer u. s. w., oder der „Fundamentalgneiß", wie ihn Sir Roderick Murchison nannte, welcher in kolossaler Mächtigkeit unter der cambrischen Formation lagert, als das eigentliche azoische Grundgebirge der Erde übrig. Freilich war man in Bezug auf die Bildung und ursprüngliche Natur dieser krystallinischen Schiefergesteine, die man früher für die erste Erkaltungskruste der Erde erklärte, nach und nach zu anderen Ansichten gekommen, die es wahrscheinlich machten, daß sie durch dieselben chemischen und mechanischen Processe gebildet worden seien, welche noch heutzutage an der Erdoberfläche zerstörend und neubildend wirken, mit anderen Worten, man faßte sie als umgewandelte sedimentäre Schichten auf und nannte sie jetzt metamorphische Gesteine, wenn man auch gleich den Hergang dieser Metamorphose keineswegs vollständig zu deuten vermochte.

Unter der Voraussetzung eines solchen großartigen Umwandlungsprocesses war man jedoch berechtigt zu der Vermuthung, daß auch der „Fundamentalgneiß" der Engländer oder die Primitivformation deutscher Geologen in Wirklichkeit kein

Digitized by Google

azoisches Gebilde sei, sondern daß organisches Leben in irgend welcher Form schon vor der paläozoischen Periode existirt haben müsse, und daß nur durch den Umwandlungsproceß, welcher die allerältesten thonigen oder sandigen und kalkigen Ablagerungen in Gesteine von krystallinischer Structur verwandelt hat, die Spuren dieses früheſten organischen Lebens gänzlich verwischt worden seien.

Für diese Vermuthung sprachen in der That auch mancherlei Gründe: vor allem das Vorkommen von Graphit und Kalkstein im krystallinischen Schiefergebirge. Graphit ist Kohlenstoff. Aller Kohlenstoff, welcher sich sonst in den Schichten der Erde als Anthracit oder als Steinkohle und Braunkohle findet, ist vegetabilischen Ursprungs, rührt von untergegangenen Pflanzen und Pflanzentheilen her. Soll nun der Graphit, der sich bei gewissen chemischen Processen, bei welchen eine große Hitze mitwirkt, aus Mineral- und Holzkohle vor unseren Augen bildet, der auch in seinen reinsten Varietäten noch Spuren von Asche enthält, anderen Ursprungs, etwa auf rein chemischem Wege entstanden sein? Ist es nicht vielmehr im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Graphit das Product eines noch weiter fortgeschrittenen Umwandlungsprocesses vegetabilischer Ueberreste ist, als Steinkohle und Anthracit? Ist dem so, dann haben wir in den Graphitlagern im Gneißgebirge die Ueberreste einer Vegetation, welche viel älter ist, als die der Fukoidensandsteine der silurischen Formation.

Der Kalkstein andererseits erscheint vorherrschend als ein zoogenes Gebilde. Es ist Thatsache, daß weitaus die meisten Kalksteinlager der Sedimentformationen durch Anhäufung verschiedenartiger Thierreste, wie Rhizopoden, Korallen, Crinoideen, Mollusken u. s. f. gebildet worden sind. Schon in dichten Kalksteinen jüngerer Formationen ist jedoch die organische Structur häufig so sehr verwischt, daß man sich nicht wundern darf, wenn in den ältesten Kalksteinbildungen, welche einer krystallinischen Metamorphose unterworfen waren, jede organische Structur verloren gegangen ist.

Weitere Wahrscheinlichkeitsgründe für den Anfang des Lebens schon in viel früheren Erdperioden ließen sich aus der Natur der ältesten organischen Reste selbst entwickeln. Wenn nach den neueren Ansichten es ein Naturgesetz ist, daß die Entwicklung des organischen Lebens auf der Erde von niederen zu höheren Formen stetig fortschreite, so müssen naturgemäß die ersten Anfänge des Lebens durch die niedersten Formen bezeichnet sein. Die Meeresthiere der Primordialfauna aber, die Trilobiten und Brachiopoden, und ebenso die cambrischen Thierreste stehen keineswegs auf der untersten Stufe der Organisation, sie setzen vielmehr schon eine Stufenentwicklung des Lebens voraus, so daß man mit einem gewissen Rechte behaupten kann, diese Thiere können unmöglich die allerersten gewesen sein. Wenn man trotzdem in älteren Schichten keine Reste fand, so konnte dies seinen Grund recht wohl darin haben, daß die damals vorhandenen Organismen ihrer Natur nach gar nicht geeignet waren, erkennbare Ueberreste zu hinterlassen. Sehr leicht kann z. B. das Meer von Medusen, Quallen, Aktinien, nackten Polypen und sonstigen Thieren bevölkert gewesen sein, deren weiche, gallertartige oder fleischige Körper

Digitized by Google

durchaus unfähig waren, in Abdrücken oder Versteinerungsform ein Denkmal ihres Daseins zu hinterlassen, während die organische Substanz, die sie bei ihrer Verwesung lieferten, dennoch reichlich den Schichten, welche auf dem damaligen Meeresgrunde zum Absatze gelangten, sich mittheilte und dieselben imprägnirte. In der That mag die bituminöse Beschaffenheit mancher krystallinischen (Ur-) Kalke, der sogenannten „Stinkkalke", die beim Schlag mit dem Hammer einen bituminösen Geruch geben, nur aus einer solchen Imprägnation mit aufgelösten organischen Verwesungsproducten zu erklären sein.

Allein alles dies waren nur Wahrscheinlichkeitsgründe, welche wohl geeignet waren, die Theorie des Metamorphismus zu stützen, jedoch keinen directen Beweis abgaben für die Existenz organischer Wesen schon während dieser frühesten Periode der Erde, in welcher sich diejenigen Schichten ablagerten, welche sich jetzt als Gesteine von krystallinischer Structur der Beobachtung darbieten.

In den neuesten englischen Lehrbüchern der Geologie (z. B. in Sir Charles Lyells „Elements of Geology", 6. Ausgabe, 1865) ist jedoch auch die Bezeichnung „Fundamentalgneiß" verschwunden und an ihre Stelle ein „laurentianisches System" getreten, als die älteste bekannte Formation der Erde, welche zugleich die frühesten Spuren organischer Reste enthält.

Die epochemachende Entdeckung, durch welche nun auch das letzte Glied der früheren azoischen Periode einbezogen wird in die Reihe der organische Reste enthaltenden Formationen, ging von Canada in Nord-America aus, und der älteste organische Rest, den wir heutzutage kennen, heißt Eozoon canadense, von ἠως, die Morgenröthe, und ζωον, lebendes Wesen. Statt einer azoischen Periode haben wir jetzt eine „eozoische Periode", welche die Entwicklungsgeschichte des Lebens auf der Erde einleitet, gleichsam wie die Morgenröthe den Tag ankündigt.

Mit der Geologie von Canada haben uns officielle geologische Aufnahmen bekannt gemacht, welche unter der Leitung von Sir William E. Logan stehen, und deren Resultate erst kürzlich in einem größeren Werke veröffentlicht worden sind.

In Canada sind Schichtensysteme, welche älter sind, als die silurische Formation, über einen Flächenraum von nicht weniger als 200.000 englischen Quadratmeilen verbreitet. Canada ist also ein classisches Gebiet für die ältesten Formationen der Erde. Die canadischen Geologen unterscheiden in diesen vorsilurischen Schichtensystemen zwei Hauptgruppen oder Formationen: das huronische System (Huronian Series) und das laurentianische System (Laurentian Series).

Die huronische Gruppe entspricht dem cambrischen System der Engländer. Sie ist nach Murray 18.000 Fuß mächtig und besteht vorherrschend aus Quarziten, Thonschiefern, Conglomeraten, Diorit und Kalkstein; sie lagert ungleichförmig auf dem Unter-Laurentianischen und wird in West-Canada wieder ungleichförmig von untersilurischen Schichten überlagert. Die laurentianische Gruppe, von Sir W. Logan so benannt nach den Laurentian Mountains in Canada, besteht aus metamorphischen Gesteinen, aus Gneiß, Glimmerschiefer, Amphibolschiefer mit Granit, Syenit, Porphyr, Serpentin, Gabbro und mit sehr häufigen Einlagerungen

Digitized by Google

von krystallinischem Kalkstein. Die Mächtigkeit dieser in eine untere und obere Abtheilung zerfallenden Gruppe wird auf 30.000 Fuß geschätzt, und wir haben in diesem Schichtensystem die ältesten Bildungen unserer Erdrinde vor uns, die man bis jetzt kennt.

Die gesammten vorsilurischen Schichtensysteme in Nord-America erreichen also die enorme Dicke von 40.000 bis 50.000 Fuß und kommen an Mächtigkeit nahezu allen Formationen von der paläozoischen Periode angefangen bis zu den jüngsten Bildungen gleich, deren Gesammtdicke wir vielleicht nicht viel höher al 60.000 Fuß zu schätzen berechtigt sind. Die ursprünglich sedimentäre Bildung dieser ungeheuer mächtigen Schichtensysteme eröffnet uns daher eine Perspective in eine so riesige Zeitdauer der vorsilurischen Periode, daß das Auftreten der Primordialfauna uns als ein verhältnißmäßig modernes Ereigniß erscheinen muß. Während aber die huronische Gruppe bis jetzt noch keine Fossilreste zu Tage gefördert hat, so wurden in den zwischen Gneiß vorkommenden krystallinischen Kalklagern der unteren Abtheilung der laurentianischen Formation die höchst merkwürdigen Reste entdeckt, die den Namen Eozoon erhielten und im Februarheft des „Quarterly Journal" der geologischen Gesellschaft in London beschrieben sind.

Das erste Exemplar, welches Sir William Logan auf die Idee brachte, daß er es mit organischen Resten zu thun habe, wurde 1858 von Herrn J. Mc.-Culloch bei Grand Calumet am Flusse Ottawa gefunden. Die mehrere Zoll großen Stücke zeigten parallele oder scheinbar concentrische Lagen, abwechselnd aus weißem Pyroxen und aus Kalk bestehend, welche einigermaßen der Schichtenstructur von Stromatopora, einem silurischen Fossil, das man zu den Korallen rechnet, sich vergleichen ließen. Diese Exemplare erinnerten an andere, welche einige Jahre früher Dr. James Wilson bei Burgeß bekommen hatte, und aus abwechselnden Lagen von Loganit (einem dunkelgrünen Magnesiasilicat) und krystallinischem Dolomit bestanden. Man hatte sie bisher nur als Mineralausscheidungen betrachtet allein nun schien es doch auffallend, daß Mineralien von so verschiedener Zusammensetzung solche eigenthümliche und ganz identische Formen bilden sollten. Sir William Logan zögerte daher nicht, sie für organische Reste zu erklären. Er stellte sie als solche bei der Naturforscherversammlung zu Springfield im August 1859 aus und zeigte sie 1862 auch in Europa, jedoch ohne bei Fachmännern viele Gläubige für seine Theorie zu finden. So blieb die Sache zweifelhaft, bis 1864 ähnliche Formen auch in Kalksteinblöcken von Grenville beobachtet wurden. In diesem Fall bestanden jene Formen aus Serpentin und Kalkspath, und dünne, für das Mikroskop präparirte Schliffe zeigten in der That Spuren organischer Structur. Jetzt wurden die Stücke einem geübten Mikroskopiker, Dr. J. W. Dawson, an der Universität zu Montreal vorgelegt und dieser entschied nach genauer Prüfung für die organische und zwar animalische Natur jener Formen und gab ihnen den Namen Eozoon canadense.

Nach Dawson entsprechen die kalkigen Theile der Stücke dem kalkigen Gehäuse des Thieres, während Serpentin, Loganit und Pyroxen die Hohlräume oder

Digitized by Google

Kammern, welche ursprünglich zwischen den über einander liegenden Schalentheilen bestanden, ausfüllen. An dünnen Schliffen läßt sich unter dem Mikroskop, namentlich mit Zuhülfenahme polarisirten Lichtes, in den aus einer fein gekörnten Masse bestehenden kalkigen Theilen des Fossils ein System von zahlreichen Canälen und feinen büschel- oder garbenförmig gruppirten Röhren nachweisen; löst man die Kalkmasse in Salzsäure, so wird die ganze Structur des Fossils dadurch in sehr instructiver Weise deutlich, daß die von den Silicaten erfüllten Kammern und Canäle isolirt übrig bleiben, so daß man also gewissermaßen einen Abguß des Thierkörpers hat, dessen Theile die Kammern und Canäle erfüllt haben. Dawson schloß aus seinen Untersuchungen, daß das Eozoon nicht zu den Korallen, sondern zu den Foraminiferen zu stellen sei, als eine höchst merkwürdige Riesenform dieser heutzutage nur durch mikroskopisch kleine Formen repräsentirten und auf der niedersten Stufe der Organisation stehenden Ordnung des Thierreiches. Er vergleicht sie in ihrer Form mit den modernen Geschlechtern Carpenteria, Polytrema und Nubecularia. Die Eozoen saßen fest auf einer breiten Basis, sie bauten durch übereinander liegende Kalklamellen flache unregelmäßige Kammern reihenweise übereinander. Die Kammern waren durch Canäle mit einander verbunden. So bildeten sie halbkugelförmige oder unregelmäßige cylindrische Massen, die wieder zu enormen Stücken zusammenwuchsen und das Ansehen eines Korallenriffs annahmen. Also Kalkriffe aufbauende Foraminiferen im Meere der azoischen Periode, und die Urkalklager — alte Foraminiferenriffe — das Analogon der modernen Korallenriffe! Das ist das überraschende Resultat, zu welchem die Entdeckung in Canada geführt hat.

Diese Thatsachen sind so völlig neu, allen unseren bisherigen Vorstellungen von dem Zustand der Erdoberfläche zur Zeit der Bildung des krystallinischen Gebirges so wenig entsprechend, daß man sich nicht wundern darf, wenn man zögert, sie zu glauben.

Allein wie kann man noch zweifeln, wenn die ausgezeichnetsten englischen Foraminiferenkenner, wie W. C. Carpenters und Rupert Jones, Dawsons Beobachtungen und Ansichten vollständig bestätigen?

W. C. Carpenter untersuchte Stücke vom Petit Nation River und konnte an denselben die eigenthümliche Structur der Eozoen noch viel klarer und überzeugender nachweisen, als dies Dawson an seinen weniger vollkommenen Exemplaren und Präparaten möglich gewesen war; während er im Uebrigen die scharfsinnigen Schlüsse Dawsons auf die Foraminiferennatur des Fossils und dessen gesellschaftliches Wachsthum zu förmlichen Kalkriffen vollständig bestätigte. Carpenter vergleicht die Structur und das Wachsthum der Eozoen mit den modernen Formen von Calcarina, Cyclopaeus und Polytrema. Auch Rupert Jones erklärte, daß er, nachdem er die Präparate selbst untersucht habe, mit den Ansichten von Dawson und Carpenter, daß das canadische Eozoon eine Foraminifere sei, vollkommen übereinstimme.

Somit steht als unbestreitbare Thatsache Folgendes fest: die Foraminiferen,

Digitized by Google

welche in den jüngeren Perioden der Erde als Nummuliten, Orbituliten u. s. f. durch Milliarden kleiner Individuen sehr wesentlich beigetragen haben zur Bildung von Kalksteinlagern, sie waren in der ältesten Periode der Erdgeschichte, die fortan nicht mehr eine azoische, sondern vielmehr eine eozoische genannt werden muß, durch Riesenformen repräsentirt, deren Reste uns in den Kalkriffen, welche sie gebaut haben, in den Urkalklagern aufbewahrt sind.

Wie wunderbar stimmt diese außerordentliche Entdeckung überein mit dem allgemeinen Gesetze der Entwicklung des Thierlebens von niederen zu höheren Formen?

Die ältesten Schichten der Erdrinde, die man kennt, enthüllen uns die niedersten Formen des Thierlebens in einer Riesengröße und massenhaften Entwicklung, wie man sie in späteren Perioden der Erdgeschichte nicht mehr kennt. Waren diese Riesenformen von Protozoen, müssen wir fragen, in der ältesten Erdperiode der einzige, der dominirende Typus des organischen Lebens auf der Erde, sind sie in Wirklichkeit als die ersten organischen Wesen überhaupt zu betrachten? Wer will diese Frage jetzt schon bejahen oder verneinen? Scheint es doch fast mit der Auffindung der ältesten Erdschichten, mit dem Nachweis der ältesten Fauna dem Geologen nicht anders zu gehen als dem Astronomen mit der Entdeckung neuer Planeten und der Auflösung der Nebelsterne. Jede Verbesserung am Teleskop läßt im Hintergrunde der bisher fernsten Sterne noch fernere erblicken und nirgends erreicht das Auge das Ende des Raumes. Ebenso ist für den Geologen jeder neue Fund in den ältesten Formationen der Erde eine Entdeckung, die ihm immer wieder neue Zeiträume in der Urgeschichte der Erde eröffnet, die, wie sie ihn vorwärts bringt auf dem Eroberungszuge des Wissens, so auch das Ziel, dem er sich zu nahen glaubt, immer weiter rückt, das Ziel, das er zu finden strebt und nicht erringen kann, — den Beginn des Lebens, den Anfang der Zeit!

Jedoch kehren wir wieder zurück zu den Thatsachen und auf das positive Feld der Beobachtung. Soll das, müssen wir fragen, was in der neuen Welt gefunden wurde, nicht auch im alten Europa sich finden? Sicherlich.

Bereits hat Sir Roderick Murchison das krystallinische Gebirge des nordwestlichen Schottland als laurentianische Formation bezeichnet und es unterliegt keinem Zweifel, daß auch das krystallinische Grundgebirge der scandinavischen Halbinsel demselben Alter entspricht Aber auch in unserem Vaterlande haben wir ein classisches Gebiet für die ältesten Formationen der Erde, und zwar in Böhmen.

Im südwestlichen Böhmen liegt unter den Ginetzer Schichten, welche Barrande's Primordialfauna enthalten, und unter der Przibramer Grauwacke, in welcher Herr Fritsch aus Prag Wurmgänge, also Spuren von Anneliden entdeckt hat, in ungleichförmiger Lagerung ein immenses Schichtensystem, das sich über den Böhmerwald bis zur Donau in Baiern erstreckt. Die Gesammtmächtigkeit dieses Schichtensystems ist auf nicht weniger als 90.000 Fuß geschätzt worden. Es umfaßt sehr deutlich zwei Gruppen, eine obere und eine untere.

Digitized by Google

Die obere Gruppe besteht aus verschiedenartigen zum Theile halbkrystallinischen Thonschiefern mit Einlagerungen von Quarziten und Kieselschiefern. Sie bildet das Aequivalent des cambrischen Systems in England oder des huronischen Systems in Canada.

Die untere Gruppe aber besteht aus krystallinischen Schiefergesteinen mit Granit, Syenit und anderen Massengesteinen, die den Böhmerwald und den baierischen Wald zusammensetzen; und diese uralten Gebirgsrücken sind es, welche mit ihren metamorphischen Schiefern bei uns die laurentianische Formation Canada's repräsentiren. Aehnliche Schichtensysteme finden sich auch im böhmisch-mährischen Grenzgebirge, im Erz- und Riesengebirge. Bereits kann ich auch die interessante Thatsache mittheilen, daß Herr Dr. Fritsch, Custos am Nationalmuseum in Prag, aus einem grauen feinkörnigen Kalkstein, welcher bei Pankratz unweit Reichenberg dem Urthonschiefer eingelagert ist, zwei Stücke gefunden hat, welche organische Reste zu enthalten scheinen. Herr Prof. Dr. Reuß, welcher die Stücke gesehen hat, erklärt den organischen Rest in dem einen Stück für einen Crinoidenstiel, die etwa ein Zoll große spiralförmig eingerollte Form in dem anderen für eine Foraminifere. Das wären also organische Reste aus dem böhmischen Cambrischen. Das laurentianische Eozoon aber müssen wir in den Urkalklagern des südlichen Böhmen bei Krummau und Schwarzbach finden. Wer dort sucht, der wird — davon bin ich überzeugt — sich den Ruhm erwerben, Eozoen zuerst auch in Europa nachgewiesen zu haben.

Neuere Lyrik.

(Zweiter Cyklus.)

Zweiter Artikel.

Wer je einen Vogel in seiner Hand gehabt, der kennt jenes ängstliche Gefühl, welches von dem holden Gefangenen auf den ihn Haltenden selbst übergeht, der weiß, wie der leise vibrirende Flügel, der nach Freiheit verlangt, die Finger unsicher macht, als ob sie selber in bänglicher Lage wären. Aehnlich empfinde ich heute, da ich einen schüchternen Liedergeist kritisch festzuhalten suche. Aber dieses Sträuben und Zappeln und das Bewußtsein der Schwierigkeit, meine eigene Kraft gegen den schönen Unwillen der Erscheinung zu behaupten, welche mir jeden Augenblick entschlüpfen will, das verursacht eine Aufregung eigenthümlicher Art. Es sind die „Gedichte" von Theodor Storm (Berlin, Verlag von Heinrich Schindler), welche solch' einen Eindruck auf mich geübt. Fast will der Beisatz auf dem Titelblatte: „Vierte vermehrte Auflage" zu dem Büchlein nicht recht passen. Denn er erinnert an die Mode, an den lärmenden Erfolg und an weiß Gott was für ver-

Digitized by Google

dächtige und flüchtige Dinge mehr. Und das Büchlein ist zutraulich und weltfremd zugleich.

Die Poesie Storms lebt ein vergnügtes Leben in sich selbst. Sie hat nicht das Bedürfniß beguckt und angestaunt, declamirt, in Musik gesetzt und recensirt zu werden, sie hat ihrem eigenen Dichter viel reicheres Glück bereitet, als der Genießende durch sie empfangen kann. Sie hat keine volksthümlichen Anwandlungen, keine kunstdichterischen Liebhabereien. Sie kümmert sich nicht um die stolze und begüterte lyrische Verwandtschaft in deutschen Landen, und zwar nicht aus Gleichgültigkeit, noch weniger aus Hochmuth, sondern einfach, weil sie dieselbe nicht braucht. Frage sie nach den Wildlingen, die im Elsaß, in Schwaben, Mecklenburg und Holstein geboren sind: sie hat von ihnen vernommen; es grüßt auch wohl ab und zu einer in ihre kleine Wirthschaft hinein. Erkundige Dich bei ihr, was ihre edleren lyrischen Schwestern denken und thun und wie es den lyrischen Hoffräulein ergeht, die sich für vornehmer als sie halten: neidlos wird sie von jenen sprechen, liebenswürdig über diese schweigen und, um weiteren Fragen auszuweichen, unbefangen davoneilen, wie ein größeres Kind, das man aus seiner Einsamkeit, aus seinen ernsthaften Spielen, aus seinem spielenden Sinnen aufgestört hat und das gerne wieder in seine zufriedene Enge zurückkehrt.

Ich kenne in der neueren lyrischen Litteratur keinen zweiten Dichter, der sich mit einer so wunderbaren Harmlosigkeit giebt, wie Theodor Storm. Die Physiognomie dieser Gedichte ist eine heilige Alltäglichkeit. Die Werkeltagsstimmung eines Gemüthes, das keines Festgewandes bedarf, um schön, keines besonderen Anlasses, um bewegt zu sein, haucht uns aus allen Liedern an. Sie lächeln oder sind guter Dinge, wenn längst die Kirchweih vorüber oder wenn noch lange hin ist auf sie, sie weinen bitterlich in die Hände oder sie senken bekümmert das Haupt, wenn die Trauerkleider schon abgelegt oder der Kummer schon „verjährt" ist; die gewöhnliche Sonne, die das gewöhnliche goldgelbe Feld bescheint, der allbekannte Sommerabend, von dem kein Mensch ein Aufhebens macht, die allbekannte Liebe und der allbekannte Schmerz, zu denen die Leute von jeher in die Schule laufen, ohne was Erkleckliches darin zu lernen: solcherlei Alltägliches finden wir in den Gedichten von Theodor Storm — und dennoch haben wir dergleichen niemals gehört und gesehen. In ihrer Sorglosigkeit, das zu sagen, was ihnen einfällt, in ihrer Schlichtheit, womit sie es sagen, wurzelt eben ihre Originalität. Die poetische Mittelmäßigkeit freut sich jetzt ihres alltäglichen Zuges, den man ihr so oft hat vorgeworfen, und wir wollen sie aus ihrer Täuschung gewiß nicht wecken. Doch hingewiesen sei auf das neulich in diesen Blättern ausgesprochene Wort: wie die Natur dafür sorge, daß ihr Einfachstes nur von jenen gefunden werde, die sie am reichsten ausgestattet habe.

Als ich mich früher des Bildes von dem größeren Kinde bediente, das in seine zufriedene Enge zurückkehrt, nachdem es mit den Erwachsenen eine Weile hatte plaudern müssen, da stellte ich mir die Muse Theodor Storms vor. Ein halbreifes Mädchen ist sie, die zwischen einer aufgescheuchten Kindlichkeit und einer

Digitized by Google

herben Jungfräulichkeit lieblich schwankt. Storms Lieder sind entweder munter oder sinnend, selten fröhlich und gramvertieft; sein Temperament, wie seine Weltanschauung scheinen die leidenschaftlichen Steigerungen der Empfindung auszuschließen. Wenn man von einer Philosophie des Lebens bei Storms Liedern reden darf, so möchte man sie die des „Haiderösleins" nennen: „muß es eben leiden". Wortkarg sind diese Lieder, ohne lakonisch zu sein, von einer reinen und beherzten Sinnlichkeit, welche nie zudringlicher ist als die Natur selbst und welche alles Unnöthige wie mit dem Verstand der Biene ausgeschieden hat. Der Liederton ist all' den Gedichten so eingeboren, daß er in der Vorstellung des Lesers zu der der Wirklichkeit allein gemäßen Sprache wird, und der lyrische Quellpunkt ist von vornherein schon mit den ersten Versen bestimmt wahrzunehmen, so daß uns der poetische Gedanke nicht mit den verschiedenen Möglichkeiten beunruhigt, sich andere Formen als die eben werdenden bauen zu wollen oder zu können.

Mit den holsteinischen Dichtern, namentlich mit Klaus Groth, hat Theodor Storm den heimatseligen, den keusch männlichen Zug gemein und das Irdische der Darstellung. Ja auch die Liebe für die Thiere darf man vielleicht auf seine Stammeseigenthümlichkeit zurückführen. „Am grauen Strand, am grauen Meer und seitab liegt die Stadt", die Vaterstadt des Dichters.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Gerne giebt sich Storm dem finstern Zauber hin, den die See und die trotzigen Deiche frühzeitig über ihn gewonnen, aber noch lieber vertieft er sich in die nordische Frühlingsherrlichkeit, mit ihren Inseln, die auf funkelndem Meere schwimmen, mit ihren Wiesen, die sammetgrün zwischen der Niederung bis zum Deichesrande aufgegangen, und wohlig-schaurig schmiegt sich seine Phantasie an die Wunder der berufenen Fee Morgane, die an regentrüben Sommertagen, wenn Luft und Flut zusammenragen, vor dem Wanderer aufsteigt.

So steht sie jetzt im hohen Norden
An uns'res Meeres dunklen Borden,
So schreibt sie fingernd in den Dunst.
Und quellend aus den luftigen Spuren
Erstehn in dämmernden Contouren
Die Bilder ihrer argen Kunst. — — —

— — Bald wechselt sie die dunkle Küste
Mit Libyens sonnengelber Wüste
Und mit der Tropenwälder Duft;
Dann bläst sie lachend durch die Hände,
Dann schwankt das Haus und Fach und Wände
Verrinnen quirlend in der Luft.

Digitized by Google

Ebenso wie an Klaus Groth drängen sich an unseren Dichter die wunderlichen Figuren seiner Heimat: Der Kerl in Jack und Schurzfell, der am Weihnachtssonntag zu ihm gekommen, der zwei Stunden von Zinsen und Capital gesprochen, der „keinen Festtag hat im ganzen Jahr". Nicht minder lebendig ist Storm das schlanke Kind des Juden Abraham, die dunkle Jüdin, die auf dem leeren Markte vor der verlassenen Bude saß, mit deren buntem Trödelkrame der Wind sein Spiel trieb, indeß sie in einem alten Buche emsig las das heiße Lied des weisen Königs. Und wie schalkhaft streckt aus seiner Erinnerung die murrende Honoratiorentochter das Hälschen hervor, die sich gar putzig über die „kleine Kaufmannstochter" ereifert:

Setzt sich, wo wir auch erscheinen,
Wie von selber nebenbei;
Präsidentens könnten meinen,
Daß es heiße Freundschaft sei.

Und es will sich doch nicht schicken,
Daß man so mit Jeder geht,
Seit Papa im Staatskalender
In der dritten Classe steht.

Hat Mama doch auch den Diensten
Anbefohlen klar und hell,
Fräulein heißen wir jetzunder,
Fräulein, und nicht mehr Mamsell.

Ach, ein kleines Bischen adlig,
So ein Bischen — glaub', wir sind's!
Morgen in der goldnen Kutsche
Holt uns ein verwünschter Prinz!

Aber auf den Gedichten, die ich jetzt hervorgehoben, weil sie das biographische Bild des Dichters umschreiben, beruht nicht der volle Werth des lieben Büchleins. Ihn offenbaren vielmehr die Herzens- und Seelenklänge der Sammlung und die rasch aus dem Naturleben aufgehaschten Laute. Auf diese bezieht sich, was ich in der allgemeinen Charakteristik Storms anzudeuten bemüht war; im Einzelnen kann ich hier nur Weniges beibringen, weil auf dem Wege des Uebertragens aus dem feinen Körper dieser lyrischen Gestalten ins erklärende Wort das Beste verloren ginge; oder ich müßte in den Styl der altdeutschen Liebesbriefe gerathen, deren einer seine Grüße auf dem Fuße einer Nachtigall mit so viel Segnungen sendet, als man auf einen Leiterwagen gefüllter Rosen laden kann, an denen jedes Blatt ein neunfältiges ist. Wie leicht wird man überschwänglich, wenn man das Einfache preisen und Andere von dessen Schönheit überzeugen will.

Storm ward die Gabe, die innigste Regung einer innigen Stunde, den bängsten Seufzer eines schweren Leides zu bannen, ohne dem mit einem Male zur Dauer Gezwungenen den Reiz des Vergänglichen abzustreifen, und ebenso weiß er uns die Lösungen der kleinen Naturräthsel durch die bloße Darstellung zu bieten. Und alles das geschieht so unversehens, so schlicht, so heilig-alltäglich

Digitized by Google

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch Alles, was ich leide,
Unter Deiner Hand zur Ruh.

Ist das nicht eine von den zarten Bitten, die schon Mancher hat lispeln wollen?

Auf meinem Schooße sitzet nun
Und ruht der kleine Mann;
Mich schauen aus der Dämmerung
Die zarten Augen an.

Er spielt nicht mehr, er ist bei mir,
Will nirgend anders sein:
Die kleine Seele tritt heraus
Und will zu mir herein.

Wem käme diese dürftige Scene aus der Kinderstube neu vor und wem die Deutung alt! Ob es die todte Schwester ist, deren Leben und Sterben dem Poeten nach vielen Jahren wieder in die Erinnerung tritt, ob eine plaudernde Kleine, mit der er durch einen Lindengang schreitet, versucht, ihren unschuldigen Sinn zu ritzen: immer athmet die Empfindung in unverfälschter sinnlicher Klarheit. Wo die Empfindung zur Fülle des lyrischen Accords sich verdichtet — denn am liebsten spinnt sie bei Storm kurze Klangfäden — dort ist der Ton von einer Helle und Süße ungewöhnlicher Art. Dahin zählen die Lieder: „Die Nachtigall", S. 14, „Im Herbste", S. 60, und „Käuzlein", S. 217. Das erstgenannte Gedicht, welches das gleichnamige, vielgerühmte Lied im „Simplicissimus" weit hinter sich läßt, und das letztgenannte sind Stücke, welche sogar der Sammlung Uhlands zur Zierde gereichen würden. Das Lied „Im Herbste" theile ich mit:

Es rauscht, die gelben Blätter fliegen,
Am Himmel steht ein falber Schein;
Du schauerst leis und drückst Dich fester
In Deines Mannes Arm hinein.

Was nun von Halm zu Halme wandelt,
Was nach den letzten Blumen greift,
Hat heimlich im Vorübergehen
Auch Dein geliebtes Haupt gestreift.

Doch reißen auch die zarten Fäden,
Die warme Nacht auf Wiesen spann —
Es ist der Sommer nur, der scheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Du legst die Hand an meine Stirne,
Und schaust mir prüfend ins Gesicht;
Aus Deinen milden Frauenaugen
Bricht gar zu melancholisch Licht.

Erlosch auch hier ein Duft, ein Schimmer,
Ein Räthsel, das Dich einst bewegt,

Digitized by Google

Daß Du in meine Hand gefangen
Die freie Mädchenhand gelegt?

O schaudre nicht! Ob auch unmerklich
Der schönste Sonnenschein verrann —
Es ist der Sommer nur, der scheidet:
Was geht denn uns der Sommer an!

Mit hinein ins Juwelenkästchen der neueren Lyrik thue ich auch die Diamantensplitter, die in dem Storm'schen Büchlein flimmern. So nämlich erlaube ich mir jene zwischen Lied und Sinngedicht wundersam schwebenden Gedichte zu heißen, welche die kleinen Naturräthsel hegen, deren ich oben gedacht:

Die Sense rauscht, die Aehre fällt
Die Thiere räumen scheu das Feld,
Der Mensch begehrt die ganze Welt.

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Aehren senkt das Korn,
Rothe Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst Du nur?

Die Ballade ist nicht Storms Sache; es zergeht ihm hier das Plastische zum Liederhaften, und in den idyllischen Gemälden überwiegt das Beschreibende allzu sehr. Soll ich im Mäkeln fortfahren? muß der Tadel sein Opfer haben? Ich denke, Nein. Daß Theodor Storm in einem engen Kreise waltet, das haben diese Zeilen nicht geläugnet, wenn sie es auch nicht ausdrücklich betont haben, das will dieses Büchlein selbst nicht läugnen, wenn es sich auch seiner Schranken nicht deutlich bewußt ist. Emil Kuh.

Das constitutionelle Princip.

Seine geschichtliche Entwicklung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und socialen Verhältnissen der Staaten und Völker. Herausgegeben von **August Freiherrn v. Harthausen.**

(In zwei Theilen. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1864.)

II.

F. St. Auf die Verfassungsgeschichte Deutschlands übergehend, hebt der Verfasser, an Frankreich anknüpfend, den Gegensatz hervor, in welchen die Entwicklung des Staatswesens in Deutschland zu jenem Frankreichs tritt.

„Während in Frankreich", sagt er, „nach einer vorübergehenden Herr-

Digitized by Google

schaft des aristokratischen und particularistischen Elementes — das centralisirende, monarchische allmälig ein unbestrittenes und in rascher Proportion steigendes Uebergewicht erlangte, trug in Deutschland das centrifugale und individualistische den Sieg davon. Drei Dynastien, alle drei reich an tüchtigen Persönlichkeiten und stark durch den Rückhalt großer Stämme, die sie vertraten — die sächsische, die fränkische und die schwäbische oder hohenstaufen'sche — mühten sich vergeblich ab, eine feste und dauernde Königsgewalt zu gründen. . . . Nach dem Sturze der Hohenstaufen und dem großen Zwischenreich (im 13. Jahrhundert) war es so gut wie entschieden, daß Deutschland nicht ein Reich im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur ein Complex von Staaten sein sollte. Die Selbstherrlichkeit der einzelnen Territorien, die sich aus ursprünglichen Statthaltereien des Reiches zu förmlichen Staaten herausbildeten, entwickelte sich allmälig bis zu einer fast vollständigen Souverainetät, während die Reichsgewalt selbst, das Kaiserthum, nur noch eine Art von Zubehör, Schmuck oder Verstärkung der Hausmacht ihres jeweiligen Inhabers ward."

„Wir werden daher auch in Bezug auf die Geschichte der Reichsstände in Deutschland sehr kurz sein können. Dieselben haben nur in wenigen Momenten die Kraft und Lebensfähigkeit einer großen politischen, in noch wenigeren die einer volksthümlichen und nationalen Institution bewährt. Sie waren vom Anfang an mit einem verhängnißvollen Zuge der Absonderung behaftet, und an der immer wachsenden Ausbildung dieser Richtung ging das Reich zu Grunde. Wenn in Frankreich die allgemeinen Stände und die Parlamente verfielen, so kam ihre Schwächung wenigstens der Stärkung des Königthums und mittelbar einer Steigerung der Macht und Einheit des Staates nach außen zugute; in Deutschland ging die Ohnmacht der Reichstage mit der Ohnmacht des Reiches selbst Hand in Hand und war ebensowohl eine Ursache wie eine Wirkung dieser letzteren. Wie das deutsche Reich durch seine Schwäche und Uneinigkeit ein Gegenstand des Spottes und der Mißachtung für das Ausland, so ward es der Reichstag — das getreue Abbild eben dieser Uneinigkeit und Schwäche — für die eigene Nation, die er vertreten und leiten sollte!"

Wenn in England jedes der großen constitutionellen Grundgesetze darauf abzielt, die allgemeinen Freiheiten zu sichern und dadurch zugleich die Kraft und Einheit des Reiches zu befestigen, so sehen wir in Deutschland fast alle die großen politischen Acte, welche entweder die Reichsstände den Kaisern abdringen oder diese letzteren aus eigenem Antriebe erlassen, von dem ganz entgegengesetzten Geiste eines engherzigen Particularismus und Separatismus dictirt, ja sehen die Spuren dieses Geistes alsbald auch solchen Einrichtungen aufgedrückt, welche ihren Ursprung einem höheren und freieren Impulse verdankten.

Nachdem der Verfasser in anziehender Weise die hervorragendsten modernen Verfassungsstaaten, England, Frankreich und Deutschland mit einander in Parallele gestellt und bei Besprechung des Ursprunges, der Entwicklung und der Veränderungen in der Wirksamkeit des Verfassungswesens in den drei genannten Ländern

Digitized by Google

die Geschichte derselben in dieser Richtung mit kritischer Schärfe beleuchtet hat, glaubte er sich rücksichtlich der übrigen Verfassungsstaaten kürzer fassen zu können.

Um nun die Ergebnisse geschichtlicher Forschung auf dem Gebiete constitutioneller Einrichtungen mit dem Verfasser der Hauptsache nach kurz zusammen zu fassen, so steht der Wohlstand und die Macht der Staaten gewissermaßen im Verhältniß zu dem Maße bürgerlicher und politischer Freiheit, deren sie sich zu erfreuen haben. So erhält das System parlamentarischer Einrichtungen da eine besondere Bedeutung, wo es helfen muß, verschiedenartige, wohl gar einander feindselige Nationalitäten zu einer gemeinsamen Staatseinheit zu verschmelzen. So ist, mindestens für größere Staaten, das System einer in zwei Abtheilungen berathenden Vertretung oder das sogenannte Zweikammersystem das zweckmäßigere und durch die Erfahrung bewährtere; so besteht endlich die bessere und allein sichere Bürgschaft einer Verfassung in der allmäligen, aber andauernden Gewöhnung an ihren Gebrauch sowohl seitens des Volkes als des Fürsten. Das Volk müsse, wie der Verfasser bemerkt, lernen, von den in der Verfassung ihm gewährten Rechten einen mäßigen und besonnenen Gebrauch zu machen. Es sei beeifert, die Summe dieser Rechte, wie groß oder wie gering immer, durch ein lebendiges Gefühl ihrer Nothwendigkeit und ihrer Nützlichkeit und eine dem entsprechende rührige Betheiligung an ihrer praktischen Uebung sich ganz und nach allen Seiten hin zu eigen zu machen und ehe es nach einer Erweiterung seiner Freiheiten strebt, zuvor den Kreis der ihm verliehenen mit seiner politischen Thätigkeit vollständig auszufüllen! Es halte seine Blicke mehr auf das Nächste, vor seinen Füßen Liegende, als auf eine unbestimmte und nebelhafte Ferne gerichtet und suche die Verbesserung seiner Zustände mehr in der fortschreitenden Vervollkommnung der gegebenen Verhältnisse, als in einem ungeduldigen Jagen nach Theorien, welche zu diesen Verhältnissen einen allzu großen Abstand bilden und daher, auf dieselben angewandt, statt einer Weiterbildung und Entwicklung vielleicht nur Störung und Verwirrung hervorbringen würden! Wenn ein Volk solchergestalt ruhig, fest, beharrlich, ohne Hast, aber auch ohne Rast auf dem gesetzlichen Boden verfassungsmäßiger Einrichtungen vorwärts schreite, und wenn es das Glück habe, von einsichtigen und wohlwollenden Fürsten regiert zu werden, so werde es ebensowohl vor Staatsstreichen als vor Revolutionen gesichert bleiben und aller der Wohlthaten theilhaftig werden, welche das System einer verfassungsmäßigen, durch eine gewählte Volksvertretung unterstützten und geleiteten Regierung, recht verstanden und recht gehandhabt, überall und allezeit hervorgebracht habe.

Mit dem Vorstehenden ist der Geist des ersten Theiles des uns vorliegenden Werkes genügend angedeutet. Auch der zweite Band hat nur die Theorien und die Geschichte des constitutionellen Princips, vorzüglich aber die Volkswahlen, die Bildung und die Wirkungen der verschiedenen Wahlsysteme, theils von demselben, theils vom entgegengesetzten Standpunkte zum Gegenstande, und wir heben in dieser Beziehung die Abhandlung des Dr. Joseph Held: „Die politischen und socialen Wirkungen der verschiedenen Wahlsysteme“, dann jene über „Das Repräs-

Digitized by Google

sentativsystem in England", von Rudolf Gneist, und jene des Prof. Waitz „Ueber die Bildung einer Volksvertretung" hervor.

Bis hieher war das liberale Princip vertreten. Allein mit Rücksicht auf das Gleichgewicht der Kräfte hat es sich der Herausgeber, wie wir schon Eingangs angedeutet, angelegen sein lassen, in der Person des Herrn Verfassers Kosegarten auch eine Capacität aus dem entgegengesetzten Lager aufzutreiben. So geistvoll auch seine Auffassung und Behandlung einzelner Fragen ist, so klingt uns ein großer Theil der Anschauungen des Verfassers über die österreichische Verfassung so absonderlich, daß wir darauf verzichten, denselben hier Raum zu geben.

Mémoires de Madame Roland,

publiés par M. Dauban. Études sur Madame Roland et son temps par M. Dauban et Lettres inédits de Madame Roland à Buzot. 2 vols. in 8. Plon 1864. — Mémoires de Madame Roland, accompagnés de pièces inédites et de notes, par M. P. Faugère. 2 vol. in 12. Hachette 1864.

Mit unauslöschlichen Zügen haben die Thaten und Gedanken der französischen Revolution dem 19. Jahrhundert ihren Charakter aufgeprägt und Staaten und Völker fühlen heute noch die nachzitternden Schwingungen dieser furchtbaren Vergangenheit. Es ist nicht ein bloß historisches Interesse, das die Gegenwart immer wieder zurückdrängt in jene Zeit, es ist das Interesse einer dauernd regen Lebensfrage, die wie mit noch warmen Pulsschlägen unser Denken und Bemühen bewegt und anregt. Darin findet der rastlose Eifer der Forschungen über diese Zeit fast aller europäischen Nationen seine dauernde Anregung; darin liegt der Grund des ewigen Dranges nach Aufklärung und Erörterung der Charaktere der Helden und ihrer Thaten, des Wissens und Denkens, des Glaubens und Hoffens jener Tage. Eine der bedeutendsten und wichtigsten Arbeiten dieser Art ist die genaue und sorgfältige Herausgabe der Memoiren und Correspondenzen der Roland von den beiden Schriftstellern, die wir oben angezeigt haben. Madame Roland hat den größten Theil der heute neu erschienenen Memoiren im Gefängniß geschrieben und ihrem treuen Freunde Bosc übergeben lassen. Sei es, daß sie ahnte, daß eine spätere Zeit sie einst strenger richten werde, als ihre Freunde und Verehrer, sei es, daß sie glaubte, sich selbst ein dauerndes Gedenkblatt in der Geschichte setzen zu müssen — sie schrieb ihre Memoiren unter dem kühnen Titel: „Appel à l'impartiale postérité" und so übergab sie schon 1795 Bosc der Oeffentlichkeit. Die Jakobinerkämpfe unter dem Directorium, die großen Thaten und Ereignisse der Herrschaft Napoleons machten es unmöglich, daß die öffentliche Aufmerksamkeit sich mit besonderem Interesse einer Schrift zukehre, welche ohnedies

Digitized by Google

auch nichts anderes enthielt, als das, worüber jedermann sein Urtheil eben gebildet. Selbst die Kritik würdigte es nicht besonders, und wenn sie es that, richtete sie mit der Ungerechtigkeit und Parteilichkeit der Zeitgenossen Die rastlose Zeit aber ging darüber hin, ein neues Geschlecht haust auf der Erde. Und diesem neuen Geschlechte bieten Dauban und Faugère die Memoiren einer Heldin der französischen Revolution, der beide Schriftsteller ihr ganzes Interesse, ihre unbegrenzte Verehrung und eine langjährige Thätigkeit gewidmet haben.

Beide Werke erschienen fast zu gleicher Zeit, ohne daß der Herausgeber des einen Kenntniß von der Thätigkeit des anderen hatte, aber beide Ausgaben ergänzen sich, die erste durch den weiteren Text der Memoiren des anderen, dieses durch die Briefe an Buzot, welche unter anderen Papieren bei einem Gemüsehändler aufgefunden wurden und die Dauban in einem vorzüglichen Facsimile seinem Werke anhängt. Gerade dies ist eine werthvolle Ausstattung des genannten Werkes, denn wenn es wahr ist, daß die Handschrift eine Erklärung des Charakters des Schreibers ist, so sind diese festen männlichen Züge ein sicheres Bild von dem ganzen Wesen und Leben jenes merkwürdigen Weibes. Beide Ausgaben sind mit Noten und Bemerkungen der Herausgeber ausgestattet. Jene Daubans sind wohl kaum einer eingehenden Beachtung werth, obgleich sie hin und wieder mit großen Ansprüchen auftreten. Sie bilden theils nur ein Urtheil, das sich engherzig an den Text der Memoiren anlehnt, theils eine Verbindung zu Auszügen aus der Correspondenz der Roland. Diese aber, man muß dem Herausgeber alle Anerkennung zollen, sind mit außerordentlicher Umsicht gewählt. Von Faugère, der durch seine Ausgabe des „Pascal" schon einen geachteten Namen sich erworben, war es zu erwarten, daß er, abgesehen von der ursprünglichen Reinheit des Textes der Memoiren, auch in der Kritik etwas Besonderes schaffen werde, besonders darum, weil diese nur die Vorläuferin einer speciell der Roland geweihten historischen Studie sein soll. Außer den Vorzügen, welche so vor Dauban das Werk Faugère's auszeichnen, bietet dies noch ein kleines Schriftwerk: „Ueber die beste Erziehung des weiblichen Geschlechtes", mit welchem Mad. Roland noch als Mädchen an der Akademie zu Besançon concurrirte. In manchen Zügen des Charakterbildes, das Faugère von seiner Heldin entwirft, merkt man, und nicht ohne Interesse, den Geist Eudora's, der Tochter der Roland, mit welcher er in langer und inniger Freundschaftsverbindung stand. Welche Vorzüge nun auch das eine Werk vor dem anderen haben mag, es wird immer schwer sein, sich ein vollkommenes Bild von dieser Erscheinung der Revolution zu entwerfen, wenn man nicht beide Werke zu Rathe zieht.

Und welch' eine merkwürdige Gestalt tritt durch diese beiden Werke aus dem Dunkel der Geschichte hervor?

Entsprungen aus einer einfachen Bürgerfamilie, deren Namen bis auf sie niemand gekannt, ist sie berufen, in ihrer Zeit zur höchsten Würde emporzusteigen, welche der Staat bieten kann. Ein Mann, schon in vorgerückten Jahren, von ernstem Charakter, den die Geschichte seines Vaterlandes in den bewegtesten Tagen

Digitized by Google

der Revolution ins Ministerium beruft, der eine Zeitlang der Ausdruck der republicanischen Tugend und Freiheit, die Hoffnung des französischen Volkes gewesen, ein solcher Mann wählt das feurige und geistvolle Mädchen als seine Gattin. Wir setzen als bekannt voraus die politische Stellung, welche Roland und durch ihn seine Frau in den Tagen der französischen Revolution einnahm, und wollen daher sogleich das Bild der Frau zu entwerfen versuchen, welches sich aus ihren Memoiren gestaltet.

Erzogen von einer einfachen braven Mutter, die sie zärtlich liebt und deren Tod sie bitter beklagt, ist sie es doch ganz allein, die ihre Bildung leitet. Sie greift nach jedem Buch, das sie findet, sie liest alles, was sie nur zu lesen versteht. „Ich hätte gelernt", schreibt sie von sich, als sie kaum sieben Jahre zählte, „ich hätte alles gelernt, was man gewollt hätte, ich würde den Alkoran wiederholt haben, wenn man mir ihn hätte lesen lassen. Sie studirt den Plutarch, sie kennt ihn auswendig, denn „Plutarch hat mich herangezogen, um Republikanerin zu werden. Er hat die Kraft und den Stolz in mir erweckt, welche den Charakter machen; er hat mir den wahrhaften Enthusiasmus für die öffentlichen Tugenden und die Freiheit eingehaucht!" Und neben Plutarch ist Rousseau der zweite Apostel, der die Republikanerin erzieht. Er lehrt ihr den Haß gegen die socialen Ungleichheiten und die Begierde, diese zu zerstören. Aber „Rousseau zeigte mir auch das häusliche Glück, das ich fordern konnte, und die höchsten Genüsse, die ich zu würdigen fähig war". Plutarch durchdringt ihre ganze Phantasie, füllt ihre Wünsche und Hoffnungen aus. Ihre Schwärmereien kehren sich der alten Welt zu, sie sieht und hört die Redner des Forums, die Republikaner von Athen und Sparta. Sie legt in ihrer Phantasie der reellen Welt einen idealen Charakter unter und tritt so ausgerüstet auf die Schaubühne des öffentlichen Lebens. Mit den Gedanken einer unwandelbaren Gerechtigkeit, mit jener exaltirten Empfänglichkeit, die ihr Rousseau gelehrt, sieht sie vor sich die Möglichkeit ihrer Träume und will ihre Wirklichkeit. Das Königthum gewinnt in den Freiheitsbestrebungen der Revolution an Achtung, sie fordert ihre Freunde auf, es zu entwürdigen; das Königthum ist am 10. August aufs äußerste bedroht, sie räth der Gironde, den König in seiner Gewalt zu suspendiren. Da wird das Königthum gestürzt und sie begrüßt zuerst, vor ihren zagenden Freunden, die Republik.

Der Traum der Jugend war erfüllt, die Form war da, sie mußte jetzt mit einem faßbaren Inhalt ausgefüllt werden. Das vermochte diese Zeit nicht. Es war ihr Fluch, daß sie, wie Mirabeau schon zürnend ausrief, daß sie zu zerstören weiß, ohne aufbauen zu können. Wie alle äußerste Demokratie vor und nach der Revolution, so hatte auch die Gironde die Kritik des Bestehenden verstanden, aber vom Schöpfungswerk hatte sie keinen Begriff. Ein Weib war ihre Meisterin und dieses Weib trug eine Welt in ihrem Geiste, aber die Welt bestand aus Träumen, wie ihre Bildung, und war verworren, wie diese. Plutarch und Rousseau waren die Grundsteine dieser Welt, aber am Ausbau hatten „Candide" und die „Confessions" mitgeholfen. Neben Voltaire hatte das Mädchen den h. François de Sales, neben

Digitized by Google

Bossuet den h. Augustin studirt. Ihr Herz nährt sich mit der Begierde nach dem Genuß des Lebens, sie denkt lange nach über das Gesetz, „daß das Weib aus dem Leibe kein Vergnügen ziehen soll als das der legitimen Ehe“ und greift dann mit gleicher Begierde nach Shaftesbury's Betrachtungen über die Sitten. Schon ist der Geist mit krankhaften Bildern ausgefüllt, die Seele geschwellt von leidenschaftlicher Begierde, da verliert in der Verwirrung des Denkens das Herz seinen Glauben und seinen Gott. Die Zweifel regen sich, da sie eine Wahrheit nicht begreift oder einen Irrthum als Wesen der Gotteslehre erkennt. „Ich bin getäuscht in einem Glaubenssatz, das ist gewiß; bin ich es nicht in den anderen auch?“ Und kaum begreift sie, daß sie zweifelt, verkündet sie schon mit stolzer Gewißheit: „In dem Augenblick, wo alle Katholiken dieses Raisonnement machen, kann sich die Kirche für verloren halten.“ Das ist nicht der Geist, der eine Welt aufbaut, das ist nicht die Bildung, aus der die That einst entsteht. Das ist das Weib und stets nur das Weib, getroffen von dem vernichtenden Gesetz, seine Bestimmung zu verläugnen, weil die Begierden über die Grenzen derselben hinausgehen. Bücher und Formeln lebten in dem Geist der Roland ebenso wie in dem aller Girondisten, aber keine Erfahrung, keine Kenntniß des wahren Lebens. Ideen durchwühlen den Kopf, aber sie sind nicht aus der Betrachtung der Welt entstanden und ihrer Gesetze, auf denen allein die Gesellschaft ruhen kann. Das lebhafte Gefühl muß für die strenge Vernunft Ersatz bieten, die Schnelligkeit der That die Weisheit derselben ersetzen. Die Glut der Begeisterung wird in jedes Unternehmen getragen und am Ende ist Herz und Verstand der Narr einer klingenden Phrase. So war Mad. Roland allmächtig unter einer allmächtigen Partei, die eine Zeitlang das Vaterland beherrschte, doch war sie auch das Unglück derselben und ihr eigenes Verhängniß.

Der Jakobiner Chaumette donnerte es den Damen der Halle zu und seine Worte treffen all' die Bestrebungen, die das Weib aus der Sphäre reißen wollen, die die Natur geschaffen, sie richten die krankhaften Ausbrüche der Zeit und in ihr die Heldin derselben. „Seit wann ist es den Frauen erlaubt“, rief er aus, „ihr Geschlecht zu verläugnen und sich zu Männern zu machen. Seit wann ist es Gebrauch, zu sehen, daß die Frauen die fromme Sorge ihres Haushaltes opfern, die Wiege ihrer Kinder, um auf die öffentlichen Plätze zu eilen, die Tribünen zu besteigen, in die Reihen der Armee zu dringen, um jene Pflichten erfüllen zu wollen, welche die Natur allein für den Mann bestimmt hat. Hat denn uns die Natur Brüste gegeben, um unsere Kinder zu säugen? Nein! Sie sagte zum Manne, sei Mann! Die Rennbahn, die Jagd, die Arbeit, die Politik und Mühe aller Art, das ist Dein Recht. Sie sagte zum Weib: sei Weib! die Sorge für die Kinder, für den Haushalt, die süße Unruhe der Mutter, das ist Dein Recht! Unkluge Weiber! warum wollt ihr Männer werden? Ist die Welt nicht gut getheilt? Im Namen der Natur, bleibt was ihr seid!“

Es ist wahr, daß selten die Natur ein Weib so reich ausgestattet hat, wie eben die Roland. Sie allein ist es, die die Fehler und Schwächen ihrer großen

Digitized by Google

politischen Partei genau erkennt, nur ahnt sie nicht, daß diese auch die ihren sind. Sie richtet, was sie liebt, eben so streng und sicher, wie das, was ihr Herz nur kalt berührt. Die Charakterbilder, die sie von den hervorragendsten Helden ihrer Zeit entwirft, sind Meisterstücke der Psychologie ebenso wie der Sprache. Man berichtet ihr im Gefängniß die Ermordung Marats, und während die Feinde desselben Charlotte Corday wie einen Engel der Rettung bewundern, bedauert sie, bei aller Verehrung für das verwegene Mädchen, die That. Sie hat ihre Zeit und ihr Opfer schlecht gewählt. „Unsere Feinde werden daraus Waffen wider uns schmieden und ihn wie einen Märtyrer betrachten." Und sie hatte richtig geurtheilt. Neue Gewaltmaßregeln des Convents folgten jener That, die Girondisten werden alle eingekerkert und schneller und ungerechter gerichtet. Mad. Roland hört dies alles und, mit festem Blick in die Zukunft schauend, verkündet sie den Henkern von heute ihr baldiges und sicheres Ende. „Die Tyrannen sind in Todeskämpfen! Sie glauben den offenen Abgrund auszufüllen mit den Ehrenmännern, die sie hinabstürzen, aber sie werden nach uns fallen!" So durchdringt sie die Ereignisse ihrer Zeit; Sie hat Politik in ihrem Kopf, aber der Kopf gehört einem Weibe und wird in seiner letzten Consequenz vom Herzen bestimmt. — Doch, kehren wir uns ab von der Heldin der Revolution und betrachten wir nur das Weib Welch' ein anderes Bild entrollt sich vor unseren Augen! Wohl verletzt es uns bis ins Innerste, wenn wir lesen, wie sie gemeine und schmutzige Angriffe auf ihre Unschuld erzählt. Sie hat es nie einem Menschen vertraut, was sie als zwölfjähriges Mädchen erfahren, warum erzählt sie es der Welt vor ihrem Tode? Sie beschreibt mit eigenthümlicher Offenheit die Vorkommnisse ihrer jungfräulichen Entwicklung und schildert ebenso die Ereignisse ihrer Brautnacht. Die Bekenntnisse Rousseau's haben sie gewiß dazu angeregt, aber sie begriff nicht, daß das, was dem Manne verziehen wird, bei dem Weib wie Schamlosigkeit gerichtet werden muß. Mehr noch tritt dies in den Briefen hervor, in denen sich der Mensch stets unmittelbarer giebt als in seinen mit Ueberlegung geschriebenen Memoiren. Nur die Reinheit des Lebens, die Sittenstrenge, mit der sie handelt, die hingebende Liebe, die ihr Herz ausfüllt, die Entsagungen, denen sie sich freiwillig und aus Ueberzeugung unterwirft, versöhnen uns mit jenen Auswüchsen des Geistes und lehren eben nur, daß sie aus einer irregeleiteten Bildung hervorgingen.

„Ein sanfter Charakter", so schildert sie sich selbst, „eine starke Seele, ein sicherer Geist, ein empfängliches Herz und ein Aeußeres, das dies alles anzeigt, haben mich jenen theuer gemacht, die mich kannten." Und dann beschreibt sie ihr Aeußeres so liebenswürdig und naiv und doch mit einem Zug von Koketterie, die wir stets am Weibe lieben, wenn sie der Funke des Geistes durchleuchtet. Sie war nicht schön von Gesicht, aber sie gefiel; sie bezauberte, denn zu der kleinen Gestalt „mit der Büste wie aus Marmor gehauen und einem Embonpoint, das eine treffliche Gesundheit anzeigte", zu dieser Gestalt paßte der Kopf mit seiner Lockenfülle, das große feurige Auge und der feingeschnittene Mund. „Nur meine Nase macht mir einige Mühe", setzt sie scherzend hinzu, „sie ist etwas zu dick an

Digitized by Google

der Spitze, aber doch im Ganzen betrachtet und im Profil verdirbt sie das Uebrige nicht. Was das Kinn anbelangt", fährt sie fort, „so ist es genügend vorstehend, und trägt gerade den Charakter, welchen die Physiognomisten als ein Zeichen der Sinnlichkeit anerkennen. Ich zweifle", sagt sie wehmüthig, „daß jemand besser für sie gemacht war als ich, und daß jemand sie weniger genossen."

Nein, sie hat den Genuß der Sinne nicht gehabt, sie hat freiwillig dem Glück der Liebe entsagt und bis zum Schaffot die Leidenschaft bekämpft, die sie genährt. Man hat viel über die geheime Liebe der Roland gesprochen, viel vermuthet, und da man nichts gewisses wußte, selbst verleumdet. Mad. Roland selbst gab dazu Veranlassung. Sie hatte ihre Liebe in den Memoiren gekennzeichnet: „Ich ehre, ich liebe meinen Gatten", schreibt sie, wie eine gefühlvolle Tochter ihren Vater, welchem sie selbst ihren Geliebten opfert. Ich habe den Mann gefunden, welcher dieser Geliebte sein konnte, und, treu bleibend meiner Pflicht, konnte meine Offenherzigkeit doch die Gefühle nicht verbergen, denen ich unterworfen war." Und diese Offenherzigkeit scheint eine Zeitlang das eheliche Glück getrübt zu haben. „Da regte sich die Eifersucht", fährt sie fort, „und das Glück war weit von uns." Der Schleier, der lang über diesen geheimnißvollen Worten lag, wurde durch die neue Ausgabe der Memoiren emporgehoben. Der Geliebte, dessen Mad. Roland noch im Kerker so gedenkt, war nebst Brissot und Vergniaud der bedeutendste der Girondisten, Buzot. Vier Briefe an ihn, bei einem Gemüsehändler gefunden, zwei Portraits von ihm, mit einer Charakteristik des Originals von Mad. Roland beschrieben, in dem Staub eines Antiquarladens entdeckt, bieten den Commentar der Geschichte eines unglücklichen Herzens. Buzot war verheiratet und stand in demselben Verhältniß zu seiner Frau, wie Mad. Roland zu ihrem Gatten. Das Schicksal hatte zwei starke Seelen gewählt für die Prüfungen, die es ihnen auferlegte. Sie fanden sich, weil sie gleich an Geist und gleich im Gefühle waren. Sie liebten sich und kämpften mit einander den großen Kampf der Revolution des Staates und trugen mit einander die Qualen der ewig unbefriedigten Leidenschaft. Nur ein Schritt noch trennt das starke Weib vom Schaffot, aber ehe sie es betritt, will sie sich versöhnen mit allem, was in ihr gekämpft und gerungen. Und mit heiliger Weihe, mit philosophischer Kraft durcheilt sie noch einmal das Leben, das hinter ihr liegt. „Ist es ein Gut, das uns gehört, ruft sie aus, „ich glaube an die Bejahung. Aber dieses Gut ist uns gegeben unter Bedingungen, nach denen ein einziger Irrthum es zerstören kann!" In dieser Erkenntniß nimmt sie Abschied von ihrem Gatten, von ihrem Geliebten. Ihre Treue hat das Unrecht ihrer Liebe versöhnt. Dann grüßt sie noch einmal ihre Tochter! Mit welchen Schmerzen gedenkt hier die Mutter des einzigen Kindes. Und doch, nahe dem Tode, malte sie sich noch einmal ihr Glück aus. Sie soll Musik lernen, die kleine Eudora, aber keine Virtuosin werden; ihr Lied allein soll sie auf der Harfe begleiten können. Sie soll zeichnen können, um die Blume sich zu verewigen, die ihr gefällt. „Doch, mein guter Gott, ich bin gefangen und meine Tochter ist weit von mir."

Digitized by Google

Da nahen die Henkersknechte des Revolutionstribunals, noch ein Verhör, dann das Urtheil und augenblicklich der Tod. „Ich weiß nicht mehr die Feder zu führen inmitten der Schrecken, die mein Vaterland zerfleischen. Ich kann nicht leben auf seinen Ruinen, es ist besser, mich zu begraben. Natur, öffne deinen Busen, gerechter Gott, empfange mich!"

Ein wenig unter diesen Worten, bemerkt Duban, findet man die Spuren der Thränen. Die Thränen eines Weibes bedürfen keines Commentars.

Dr. Karl Richter.

August Kunzek Edler v. Lichton,

Professor der Physik und angewandten Mathematik an der Wiener Universität.

(Geb. 1795, gest. 31, März 1865.)

Nach dem Buche der Bücher ist dem Menschen das siebenzigste Jahr als Ziel gesteckt. Und doch war es Prof. Kunzek vergönnt, dasselbe noch in voller Rüstigkeit des Körpers und Frischheit des Geistes anzutreten. Vollenden sollte er es allerdings nicht. Einige Wochen Krankenlager, ein zu frühes Aufstehen des allzu Pflichtgetreuen, der das geliebte Lehramt nicht lange missen wollte, ein Rückfall — und Prof. Kunzek war nicht mehr. Die Universität hatte einen tüchtigen Lehrer, die Wissenschaft einen begeisterten Vertreter, seine Familie einen sorgsamen Vater, die Menschheit einen edlen Charakter verloren.

August Kunzek wurde zu Königsberg im österreichischen Schlesien im Jahre 1795 geboren und absolvirte das Gymnasium und die zwei philosophischen Jahrgänge in Olmütz mit Auszeichnung. Talentirte Köpfe pflegten damals meist das Jus als Brotstudium zu ergreifen. Diesem Usus war es zuzuschreiben, daß August Kunzek nach vollendetem philosophischen Curse sich zunächst dem Jus zuwandte. Er legte die vier juridischen Studienjahre mit dem besten Erfolge an der Wiener Universität zurück. Aber von Jugend an hatte er eine außerordentliche Vorliebe für die Naturwissenschaften gehegt und so wählte er nach absolvirtem Jus das naturwissenschaftliche Lehramt zu seinem Lebensberufe. Im Jahre 1822 erhielt er die Stelle eines Adjuncten der Physik und Mathematik an der philosophischen Facultät zu Wien und 1824 wurde er in Folge der gelieferten vorzüglichen Concursarbeiten zum ordentlichen Professor der Physik und angewandten Mathematik an der Lemberger Universität ernannt.

Auf diesem vorgeschobenen Posten war es Prof. Kunzek bestimmt, dreiundzwanzig Jahre zu verweilen. Mit 29 Jahren kam er nach Lemberg, mit 52 verließ er es. Dies ist die Zeit, während welcher der Mann berufen ist, die That seines Lebens zu vollbringen. Und während dieser Zeit war Kunzek in einem

Digitized by Google

Lande, wo der Boden für die Wissenschaft erst urbar gemacht werden mußte. Hier handelte es sich darum, den Garten selbst erst anzulegen, nicht eine seltene Zierpflanze zu ziehen. Hier waren nicht zahlreiche Freunde der Wissenschaft durch eine glücklich gefundene neue Einzelheit zu ergötzen; hier hatte man der Wissenschaft selbst im Großen und Ganzen erst Freunde zu gewinnen. Es war nicht anders möglich, als daß dies auf Kunzeks wissenschaftliche Thätigkeit bestimmend einwirkte, und zwar um so mehr, je mehr er sich mit seltener Ausdauer und Hingebung der ihm gewordenen Aufgabe widmete.

Mit einer umfassenden „Lehre vom Lichte" machte er im Jahre 1836 sein litterarisches Debut auf physikalischem Gebiete. Nicht eben verwunderlich war es, daß er sich im Dunkel seiner Umgebung vor allem zum Lichte hingezogen fühlte. Auch war er, so lange er lebte, ein „Lichtfreund" in des Wortes edelstem und weitestem Sinn. Ueber die ihn charakterisirende Gründlichkeit und Vorliebe für mathematische Form vergaß er doch nicht, daß er seinem Gegenstande die Theilnahme seiner Leser erst zu gewinnen hatte. Er strebte dies zu erreichen durch eine angenehme, allgemein verständliche Ausdrucksweise und indem er den herrlichen kosmischen und meteorologischen Erscheinungen, welche jedermann wahrnimmt, aber nur der Physiker zu erklären im Stande ist, eine besondere Beachtung schenkte. Eben hiedurch erhält die Lectüre dieses Buches ihren eigenthümlichen Reiz.

So hatte also Prof. Kunzek schon in der „Lehre vom Lichte" aller jener Phänomene ausführlicher gedacht, welche sich auf die Mission des Lichtes als Sternenboten beziehen, oder in welchen das Licht, wie im Regenbogen oder im Nordlichte zum Zeichen atmosphärischer Vorgänge wird. Hiedurch lag es ihm nahe, dem ersten Werke zwei weitere, das eine über Astronomie, das andere über Meteorologie folgen zu lassen. Der ausgesprochene Zweck aller seiner Schriften war, der Naturforschung möglichst viele Freunde zu gewinnen. Bei der begeisterungsfähigen Jugend kann man dies in keiner besseren Weise erreichen, als indem man ihr die großartigen Wunder des Sternenhimmels enthüllt. An die Jugend sind denn auch in der That die Vorlesungen gerichtet, aus denen Kunzeks „Populäre Astronomie" besteht. Eben deßhalb stellte er auch an ihre Spitze das schöne Wort Jean Pauls: „Ich verarge es euern Eltern, daß sie euch nicht Astronomie lernen ließen, sie, die dem Menschen ein erhabenes Herz giebt, und ein Auge, das über die Erde hinausreicht, und Flügel, die in die Unermeßlichkeit heben und Einen Gott, der nicht endlich, sondern unendlich ist". Ist aber die Astronomie am geeignetsten den jungen Menschen in das Studium der Naturwissenschaften einzuführen und ihm für dasselbe Liebe einzuflößen, so wird dagegen der inmitten des praktischen Lebens Stehende, insbesondere der gebildete Land- und Forstwirth, mehr noch durch die Meteorologie und ihre Resultate zur Theilnahme an der Naturforschung herangezogen. Die Beziehung ihrer Erscheinungen zum täglichen Leben ist einleuchtender und die Nützlichkeit ihrer Beobachtungen für die Zwecke der Land- und Forstwirthschaft augenfällig. Zweifellos wollte sich daher Kunzek durch die 1846 veröffentlichte „Meteorologie" nicht nur an die ihm allezeit vorschwebende

Digitized by Google

Jugend, sondern eben auch an die erwähnten ferneren Kreise wenden, um auch deren Liebe zu naturwissenschaftlichen Studien zu wecken oder zu steigern. Dafür spricht nicht nur der Inhalt des Buches, sondern vor allem der Umstand, daß er die ersten Abschnitte schon vorher im „Oesterreichischen Kalender zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" hatte erscheinen lassen, und daß er in der Vorrede vorzüglich die praktischen Erfindungen und Fortschritte der Naturwissenschaft betont. So suchte er also möglichst weite Kreise von dem Werthe der Naturforschung zu überzeugen, „um ihnen", wie er am Schlusse der erwähnten Vorrede bemerkt, „dadurch eine Quelle der schönsten Freuden zu eröffnen" [1].

Und wie durch die Schrift, so suchte er auch durch das Wort den physikalischen Lehren die möglichste Verbreitung zu geben. Er trug nicht nur mit größtem Fleiße und in einer das Maß seiner Pflicht übersteigenden Stundenzahl den Studirenden vor, sondern hielt überdies sowohl in Lemberg als auch später in Wien populäre Vorlesungen für Damen und Herren, welche hier wie dort sich ein theilnahmsvolles Publicum zu gewinnen wußten. Sie zeichneten sich durch Deutlichkeit der Darstellung und durch glückliche, dem Leben entnommene Beispiele aus.

Als akademischer Lehrer ward ihm aber das schöne Los zu Theil, die Achtung seiner Collegen mit der Liebe seiner Schüler zu vereinigen. Durch die erstere erhielt er die Würde eines Decanes der philosophischen Facultät, eines Rectors der Universität zu Lemberg; durch die letztere gelang es ihm, während der schwierigsten Krisen auf die Studirenden zu Lemberg beruhigend und beschwichtigend einzuwirken. Wie sehr er sich die gleiche Liebe auch bei seinen Schülern in Wien erworben hatte, zeigte sich noch nach seinem Tode, wo es sich dieselben nicht nehmen ließen, seinen Sarg nach dem St. Marxer Friedhofe selbst zu tragen.

Die merkwürdigen Entdeckungen und Erfindungen der Naturwissenschaften und insbesondere deren Anwendungen zu praktisch-technischen Zwecken, wodurch sich unsere Zeit vor allen früheren auszeichnet, hatten an vielen Orten zur Gründung einer neuen Art von Hochschulen, die man Polytechniken oder technische Akademien nannte, geführt. Auch in Lemberg war man bestrebt, im Jahre 1842 eine solche Schule ins Leben zu rufen, und Prof. Kunzek bekam den ehrenvollen Auftrag, den Organisationsplan der technischen Akademie zu Lemberg zu entwerfen. Er löste diese schwierige Aufgabe mit solchem Geschicke, daß fast alle seine Vorschläge angenommen wurden. Die erfolgreiche Leistung war aller Anerkennung werth. Jahrelang Lehrer an der Universität, mit ihren Würden bekleidet, in ihre althergebrachten Institutionen eingelebt, war Kunzek dennoch im Stande, den Bedürfnissen der neuartigen, dem praktischen Leben näher stehenden technischen Hoch-

[1] Die in Lemberg verfaßten drei Werke: „Lehre vom Lichte", „Populäre Astronomie in Vorlesungen" und „Meteorologie" fanden später eine mit zeitgemäßen Nachträgen vermehrte zweite Auflage im Verlage des Hofbuchhändlers Braumüller, der sich überhaupt um die Verbreitung der Naturwissenschaften in Oesterreich wesentliche Verdienste erworben hat. D. Verf.

Digitized by Google

schulen gerecht zu werden. Er dankte dies jenem freien und unbefangenen Blick welchen die Naturforschung ihren Jüngern als Ehrengabe verleiht.

Seiner vielfachen Verdienste wegen wurde er im Jahre 1847 an die Wiener Universität berufen, in welcher Stellung er bis an sein Lebensende verblieb. Bekanntlich ist, nachdem die Wirren des Jahres 1848 vorüber waren, eine durchgreifende Reform des österreichischen Unterrichtswesens, namentlich auch der Gymnasial- und Realschulstudien, vorgenommen worden. Der in Folge dessen ins Leben gerufenen Prüfungscommission für das Gymnasiallehramt gehörte er als Mitglied an. Er vertrat in der Commission die Physik. Hiedurch war seine Aufmerksamkeit auf den physikalischen Unterricht an Mittelschulen gelenkt worden. Er schrieb ein „Lehrbuch der Experimentalphysik", das zum Gebrauche an Gymnasien und Realschulen bestimmt war. Er hat darin in verständlichster Weise, begleitet von vielen erläuternden Beispielen, eine allerdings in der vorgeschriebenen Zeit nicht leicht zu bewältigende Fülle experimenteller Daten aufgespeichert. Er suchte eben dadurch dem Lehrer eine gewisse Freiheit der Bewegung in der Auswahl des ihm zusagenden Materiales zu bewahren. Noch viel mehr war dies in seinem „Lehrbuch der Physik mit mathematischer Begründung" der Fall, welches die Fortsetzung der Experimentalphysik bildet und sich ebenso durch die Menge des Gebotenen, wie durch die übersichtliche und treffliche Anordnung desselben auszeichnet Schon in diesen Werken war er also bestrebt, dem Lehrer mehr als das zur Befriedigung des Schulbedarfes unumgänglich Nothwendige zu bieten. Mit feinem Gefühle erkennen die Schüler, ob der Lehrer noch einen größeren Schatz des Wissens besitzt, als er im Vortrage verwendet und seine Wirksamkeit wächst mit seiner Ueberlegenheit. Um nun diese nicht auf den Reichthum des Stoffes allein zu beschränken, sondern auch auf die Tiefe der Einsicht auszudehnen, verfaßte Kunzek seine „Studien aus der höhern Physik", durch die er den Lehramtscandidaten jenes eingehende Verständniß der Naturgesetze zu eröffnen suchte, welches man eben nur mit Hülfe der höheren Mathematik zu erreichen im Stande ist. Mit vollem Rechte hatte auch schon das Prüfungsgesetz für Lehramtscandidaten die Ansprüche so weit erstreckt, als es nun Kunzek that, indem er die erwähnten drei Werke den Forderungen an Lehramtscandidaten zu Grunde legte. In solcher Weise gelang es ihm, eine Reihe tüchtiger Gymnasiallehrer heranzubilden.

Ueberblickt man die Leistungen Kunzeks als Universitätslehrer, als Prüfungscommissär für Gymnasien, als Organisator des Lemberger Polytechnicums, als Schriftsteller, so wird man nicht läugnen wollen, daß er zur Verbreitung physikalischer Kenntnisse in Oesterreich wesentlich beitrug. Dabei war er stets redlich bemüht, seinen eigenen Gesichtskreis zu erweitern und sich mit jedem Fortschritte vertraut zu machen. Zu diesem Zweck hat er wiederholt Deutschland, Frankreich und England besucht und so unter anderem sich auch zur Naturforscherversammlung in Karlsruhe begeben. Dies ward zum äußeren Anlaß, daß ihm die großherzoglich badische Regierung in Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen das Ritterkreuz des Zähringer-Löwenordens verlieh. Auch im Vaterlande fehlte seinen Ver-

Digitized by Google

dienſten nicht die entſprechende Anerkennung. Er war correſpondirendes Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, und 1862, nach zurückgelegtem vierzigſten Dienſtjahre, wurde er in den Adelsſtand des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates mit dem Prädicate „von Lichton" erhoben.

Ein Lieblingsgegenſtand ſeiner Forſchung waren die zahlreichen Wiederſcheine geweſen, welche ein vor einen Winkelſpiegel geſtelltes Licht vielfach zurückſtrahlen. Deren Anzahl beſtimmte er genauer als frühere Phyſiker. In ähnlicher Weiſe aber, wie hier das eine Licht vervielfacht wird, wußte er vielfache Spiegelbilder des einen klaren lichten Bildes, das er ſich ſelbſt von der Natur und ihrer Geſetzmäßigkeit entworfen hatte, im Geiſte ſeiner Zuhörer und Leſer zu erzeugen. Doch waltet hiebei ein bezeichnender Unterſchied. Löſcht man das Licht aus, ſo verſchwinden auch die Wiederſcheine; während das vom Lehrer und Schriftſteller hervorgerufene Naturgemälde auch noch nach deſſen Tode in tauſenden von Seelen verharrt und dieſe des Dahingeſchiedenen dankbar gedenken läßt. E. Rr.

Kurze kritiſche Beſprechungen.

O. Leitner, k. k. Oberlieutenant: Gedenkblätter aus der Geſchichte des k. k. Heeres vom Beginn des dreißigjährigen Krieges bis auf unſere Tage. Zweite Ausgabe, 42 Blätter, Originalcompoſitionen in Folio mit Text. Ausgabe in 14 monatlichen Lieferungen zu 3 Blättern ſammt Text. Wien 1865, k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

E P. Das vorliegende Werk iſt eine in hohem Grade verdienſtvolle Publication. Im Vorworte entwickelt der Verfaſſer den eigentlichen Zweck dieſer Gedenkblätter und zeigt wie die Völker des Kaiſerſtaates durch Jahrhunderte gemeinſchaftlich der hochgehaltenen Fahne Oeſterreichs gefolgt ſind, wie das Heer der Schutz und Schirm Deutſchlands geweſen iſt gegen Oſt und Weſt.

Von den Ufern des Manzanares bis zum Balkan, vom Ottenſund bis an die Geſtade der Scylla und Charybdis, ſagt er eben ſo ſchön als wahr, zeigen die bleichenden Gebeine die Größe von Oeſterreichs Opferwilligkeit und bezeichnen den Weg des Kriegsruhms ſeiner Söhne. Und in der That iſt es ſo geweſen. Auf dem großen Gebiete Mittel-Europa's und auch wohl über deſſen Grenzen hinaus iſt kaum eine Scholle Erde, auf welche der kaiſerliche Soldat nicht ſeinen Fuß geſetzt hätte. An den Ufern der baltiſchen See, an den Geſtaden des tyrrheniſchen Meeres, auf den Inſeln Sicilien und Corſica, den Höhen der dinariſchen Alpen, den Ebenen an der Schelde und Maas, wie an jenen der Champagne, im Thale der Rhone — überall wehten unſere Fahnen. Nicht immer geleitete der Sieg die Kaiſerheere — aber auch im Unglück, in troſtloſen Lagen bewahrten ſie die Kriegerehre, das Palladium des wahren Soldaten.

Der Verfaſſer ſtellte ſich nun die Aufgabe, die hervorragendſten Momente aus der Geſchichte des öſterreichiſchen Heeres in Schilderungen, welche ſich jedoch nur auf die Erzählung der Thatſachen beſchränken, herauszugeben und ſie theilweiſe mit Abbildungen zu illuſtriren.

Digitized by Google

In der uns vorliegenden ersten Lieferung beginnt der Herr Verfasser mit der Rettung König Ferdinands II. durch Dampierre's Küraffiere und der Niederlage Mannsfelds bei Zablot den 10. Juni 1619, und entrollt hiebei in Kürze ein Bild der trostlosen Verhältnisse unter Ferdinand II., der bekannten Vorgänge in Böhmen und Oesterreich und des Charakters des schwedischen Königs.

Von höchstem Interesse ist die photographirte Copie des Befehles Wallensteins an Pappenheim, nach Lützen zur Schlacht zu eilen. Das mit Pappenheims Blut getränkte Original befindet sich im k. k. Kriegsarchiv. Das Schreiben von des Friedländers eigener Hand lautet: „Der Feind marschirt hereinwärts, der Herr lasse alles stehen und liegen und incaminire sich herzu, mit allen Volk und Stücken auf daß er Morgen Früh bei uns sich befinden kann. Ich aber verbleibe hiemit des Herrn verdienstwoller Albrecht Herzog zu Mecklenburg" — übrigens nicht ausgeschrieben, sondern mit der besonderen Bezeichnung, wie Wallenstein stets seinen Namen fertigte.

Es folgen nun die Beschreibungen mehrerer interessanten Waffenthaten, so die Gefangennehmung des schwedischen Corps bei Steinau den 18. October 1633; König Ferdinands III. Sieg bei Nördlingen den 16. September 1634; die Niederlage des französisch-weimarischen Heeres bei Tuttlingen am 24. November 1634, lauter frische, lebensvolle Bilder. — Es folgt Montecuccoli's großer Sieg bei St. Gotthart über die Osmanen am 1. August 1664, dann die Belagerung und der Entsatz von Wien im Jahre 1663 mit dem Suttinger'schen Plane.

Von den drei bereits vollendeten Bildern stellt das Titelblatt eine kriegerische Scene im Costüm des dreißigjährigen Krieges dar — darunter Schillers schöne Worte: „Ich habe gesehen den Kaufmann und den Ritter, und den Handwerksmann und den Jesuiten und doch hat mir keins unter allen wie mein eisernes Wamms hier gefallen".

Das zweite Bild stellt den Saal in der Kaiserburg dar, als eben die protestantischen Stände den König Ferdinand zu ihrem Willen zwingen wollen, während aber bereits die Dampierre'schen Küraffiere auf dem Burgplatz erscheinen, es folgt die Darstellung einer Episode aus der Schlacht am Berge Harsanyi, wie Prinz Comerci dem Herzog von Lothringen einen eroberten türkischen Roßschweif präsentirt. Die Umgebungen des Herzogs Prinz Eugen, Veterani, der Kurfürst von Baiern und Markgraf Ludwig von Baden sind mit Portraitähnlichkeit dargestellt, das vierte Bild stellt den Ueberfall Johann v. Werths bei Tuttlingen und die Eroberung des französischen Artillerieparkes am 24. November 1643 dar. Die folgenden, noch nicht erschienenen Bilder, welche wir aber theilweise schon zu sehen Gelegenheit hatten, sind wirklich künstlerische Leistungen von großem Interesse.

Kolb, G. Fr.: Handbuch der vergleichenden Statistik. 4. Auflage. Leipzig 1865, bei A. Felix.

S. Ein Buch, das in der kurzen Zeit von neun Jahren die vierte Auflage erlebt, spricht für sich selbst und bedarf des Anpreisens nicht. Schon die erste Auflage bahnte sich durch die Reichlichkeit des Inhaltes schnell den Weg, wurde weidlich ausgenützt und fand weit über Deutschlands Grenzen hinaus allgemeine Anerkennung. Und der Verfasser ließ es mit diesem Erfolge nicht beruhen, denn jede der schnell auf einander folgenden Auflagen ist fleißig ergänzt und durch neue werthvolle Zusätze bereichert. Wenn wir daher Anlaß nehen, die eben erschienene vierte Auflage zur Sprache zu bringen, so bringt uns hiezu ein besonderer Umstand: nicht die Ergänzungen, sondern die Auslassungen dieser letzten Ausgabe, in welchen nach unserer Ansicht ein eben so großer, ja größerer Vorzug derselben liegt, als in den fleißigen Zusätzen und Vervollständigungen. Kolbs Statistik

Digitized by Google

war in der ersten Auflage gleichfalls ein Buch, das viel Gutes und Neues brachte, aber in einer Art geschrieben, die dem innersten Wesen der statistischen Wissenschaft widerspricht, nicht eine objective Darstellung der sachlichen Vorkommnisse, sondern ein rein persönliches Austheilen der Gunst des Verfassers je nach dessen subjectiver Anschauung. Da kam ein Staat gut, der andere sehr übel weg, wie es dem Autor eben beliebte. Vielleicht hat diese scharfe Lauge dazu beigetragen, das Buch im großen Publicum zu empfehlen. Desto lautere Anerkennung verdient es aber, daß er selbst zur Erkenntniß kam, wie ein derlei Unterschieben der Persönlichkeit sich schlecht mit wahrer Wissenschaft vertrage. Jede der späteren Auflagen hat sich mehr den objectiven Anschauungen genähert und die jüngste sich dieser „pikanten Skandälchen" so gut als völlig entschlagen. Dem Freimuthe und gründlichen Urtheile ist dadurch wahrlich kein Eintrag geschehen und diesem bei den einzelnen Staaten, wie in den sehr lehrreichen und in der jüngsten Auflage wieder ansehnlich erweiterten allgemeinen Uebersichten der Platz gewahrt; aber der Autor beherrscht die Doctrin, er steht mit ihr über den Parteien und hat es zum Frommen des Buches, aufgegeben, für die eine und gegen die andere als Kämpe von Sonderinteressen aufzutreten.

Tafeln zur Statistik der Land- und Forstwirthschaft des Königreiches Böhmen. 5. Heft. Prag 1865.

S. Diese ausgezeichnete, vom Centralcomité für die land- und forstwirthschaftliche Statistik Böhmens herausgegebene Arbeit ist bis zum fünften Hefte vorgeschritten, welches den Kreis Chrudim umfaßt. Die früheren vier Hefte betreffen die Kreise Budweis, Tabor, Pisek und Czaslau. Wie diese behandelt das neueste Heft Flächenmaß und Vertheilung der Culturarten, Besitzkategorien und Besitzstände, mit Vergleichung derselben zur Area und im Anhange Bevölkerung und Viehstand und deren Verhältniß unter einander, so wie zu den Besitzständen. Jede dieser Nachweisungen geht bis ins volle Detail der einzelnen Gemeinden ein und liefert hiedurch ein äußerst schätzenswerthes, auf den sichersten Grundlagen beruhendes Bild der Cultur- und Bodenverhältnisse, wie es, nach Vollendung der umfangreichen Arbeit, keine andere Provinz Oesterreichs außer Mähren aufzuweisen hat, wo der Landtafeldirector Demuth selbst eine ähnliche fleißige Nachweisung herausgegeben hat. Mögen diese mühevollen, aber für die Wissenschaft wie für die Praxis höchst wichtigen Arbeiten allenthalben Nachahmung finden.

---

* Von Betti Paoli, der verdienstvollen Schriftstellerin, welche seit einer Reihe von Jahren die Kunstkritik pflegte, ist soeben im Verlage von C. Geroldś Sohn ein geschmackvoll ausgestattetes Buch erschienen, betitelt: „Wiens Gemäldegalerien, in ihrer kunsthistorischen Bedeutung dargestellt", worin sich Paoli zur Aufgabe gestellt hat, an den in unseren bedeutendsten Galerien enthaltenen Werken den Entwicklungsgang der Kunst in fünf Jahrhunderten nachzuweisen. Wir kommen auf das Buch ausführlicher zurück.

* Von Dr. Hóšek wird im 15. Bande der Schriften der historisch-statistischen Section der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft für Ackerbau-, Natur- und Landeskunde ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Wiedertäufer in Mähren in slavischer Sprache erscheinen. Er führt den Titel: „Bartholomäus Hubmayer und seine Zeit". Hubmayer

Digitized by Google

oder Hubmör von Friedberg, welcher als Haupt der Secte der Anabaptisten im Jahre 1528 zu Wien verbrannt und seine Gattin mit einem Steine am Halse in die Donau gestürzt wurde, brachte aus der Schweiz eine Druckerei nach Nikolsburg und verbreitete so die Wiedertäuferschriften im Lande. Viele widmete er dem Herrn von Nikolsburg, Leonhart v. Liechtenstein. Seine Werke machten großes Aufsehen und erwarben ihm eine bedeutende Zahl Anhänger. Bald verbreitete sich die neue Lehre in das benachbarte Oesterreich und weiter, so daß Kaiser Ferdinand ein strenges Mandat gegen dieselben erließ und die Auslieferung Hubmayers vom Herrn v. Liechtenstein forderte.

* Nach Berichten südslavischer Blätter hat der Aufruf des Comité für die Herausgabe der Vuk'schen Werke und Manuscripte unter den Südslaven Anklang gefunden und sind bereits 5130 fl. zu diesem Werke gezeichnet worden, weßhalb auch mit der Drucklegung sogleich begonnen werden konnte. Von dem fünften Bande der serbischen Volkslieder sind bereits 30 Bogen gedruckt. Inzwischen aber ist Schlötzers Vorbereitung für die Weltgeschichte, ursprünglich von Vladisavljević übersetzt und von Vuk Stefanović umgearbeitet, bereits erschienen.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die oft ausgesprochene Wahrnehmung, daß keine Nation so befähigt ist, sich die Geistesarbeiten Fremder eigen zu machen und sie, auf heimischen Boden verpflanzt, oft mit mehr Erfolg zu pflegen als die eigenen Landsleute der großen Dichter des Auslandes, ist von neuem gelegentlich des Dante-Jubiläums bestätigt worden. Gleich einem deutschen Shakspeare-Kataloge würde auch eine Zusammenstellung der Dante-Litteratur zahlreichere und werthvollere Arbeiten ausweisen, als die des Vaterlandes des großen Italieners. Wir erinnern nur an die Ausgaben und Commentare von Witte, Blanc, Braun, Schlosser, Ruth u. A. und die zahlreichen Uebersetzungen von Schlegel, Kannegießer, Streckfuß, Blanc, Braun, Philaletes u. A. Letztere sind außer der bereits in diesen Blättern angezeigten Uebertragung von Joseph v. Hoffinger, welche unter diesen Jubiläumsgaben wohl als die bedeutendste erscheint, noch um zwei metrische, aber reimlose Uebersetzungen von Alex. Tanner und Karl Eitner vermehrt worden. Beiden sind Einleitungen und kurze erläuternde Anmerkungen beigegeben. Eine dritte Festschrift ist die von der k. Akademie der Wissenschaften veröffentlichte Arbeit des Herrn Prof. Mussafia: „Studii sul testo della divina commedia", deren erstes Heft sich mit den Stuttgarter und Wiener Codices beschäftigt.

Beim Erscheinen des ersten Bandes der von Herrn Prof. Pfeiffer herausgegebenen „Sammlung deutscher Classiker des Mittelalters" ist die Erwartung ausgesprochen worden, daß das dankenswerthe Unternehmen, dem größeren Publicum gute Textausgaben der Dichter des Mittelalters zu bieten, einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommen werde und auf eine beifällige Aufnahme rechnen dürfe. Dies ist denn auch durch die Kritik wie den äußerlichen Erfolg der Pfeiffer'schen Ausgabe Walthers von der Vogelweide bestätigt worden. Den Gedichten Walthers folgt jetzt als zweiter Band der Sammlung „Die Kudrun", herausgegeben von K. Bartsch, mit erläuternden Anmerkungen und Glossar in gleich praktischer Weise ausgestattet wie der erste Band.

Von der umfangreichen „Geschichte des Drama's", von J. L. Klein, liegt uns der zweite Band vor, welcher die im ersten begonnene Geschichte des griechischen Drama's zu Ende führt, der sich die Darstellung der römischen Komödie und Tragödie anschließt.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten der historischen Litteratur haben wir heute nur zu erwähnen: „Vorlesungen über deutsche Geschichte im Zeitalter der französischen Revolution (1786 bis 1815)", von Sigismund Stern, ein Versuch, die Resultate der in den umfangreicheren Werken von Häusser, Sybel, Pertz, Droysen, Beitzke u. A. niedergelegten Forschungen einem größeren Publicum im Auszug darzubieten, ferner einen neuen (vierten) Band der großen deutschen Specialgeschichte von Prof. Heinrich Leo in Halle. Es unterbricht dieser Band die in seinem Vorgänger bis zum Tode König Wilhelms gediehene allgemeine Darstellung, indem er als Einschiebsel eine geographisch-genealogische Uebersicht des ganzen Reiches mit zahlreichen Stammtafeln der einzelnen Familien beginnt. Dieser soll auch die erste Hälfte des zweiten Bandes gewidmet sein, und dann erst, an den Schluß des dritten Bandes anknüpfend, die allgemeine Geschichtschreibung ihre Fortsetzung finden.

Schließlich haben wir noch anzuführen eine juridische Arbeit: „Ueber den Besitz nach österreichischem Rechte, mit Berücksichtigung des gemeinen Rechtes des preußischen, französischen und sächsischen Gesetzbuches", von Prof. A. Randa in Prag.

Sitzungsberichte.

Auszug aus dem Protokolle

der 5. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherr v. Helfert am 9. Mai 1865 abgehalten wurde.

Der Ehrendomherr und Präfect des bischöflichen Waisenhauses zu Sillein Herr Franz Drahotuszky, welcher sich erboten hat, zu Zwecken der Centralcommission thätig zu sein, wird zum Correspondenten ernannt.

Der hochwürdige Herr Bischof zu Trient übersendet die Abschrift eines an die unterstehenden Seelsorger ergangenen Circulares, durch welches dem Wunsche der Centralcommission nach Maßnahmen gegen die Verschleppung oder zweckwidrige Verwendung von kirchlichen Kunstdenkmalen in erfreulichster Weise entsprochen wurde. Dieses Circulare verordnet: „daß, so oft es sich um Veräußerung, Reparatur oder veränderte Verwendung eines der Kunst oder dem Kunsthandwerke entsprungenen Gegenstandes handelt, welcher sich im kirchlichen Besitze befindet, weder der Seelsorger noch eine Kirchenvorstehung nach bloßem eigenen Ermessen vorgehen soll, mag auch der materielle Werth des Gegenstandes noch so gering sein", sondern daß in solchen Fällen die Entscheidung des bischöflichen Ordinariates einzuholen sei, welches, wenn dem betreffenden Antrage nicht ohnehin ein Gutachten des Bozener oder Meraner Kunstvereines oder des Herrn Conservators Tinkhauser zuliegen sollte, selbst nur auf Grund eines solchen vorgehen werde.

Diese Mittheilung, so wie die weitere Eröffnung des Herrn Bischofes, daß am bischöflichen Seminare zu Trient auch Studien über kirchliche Kunst betrieben werden, nimmt die Centralcommission mit Befriedigung zur Kenntniß.

Ebenso wird der Bericht des Conservators Herrn Benesch über die Schwierigkeit der photographischen Aufnahme der Fresken im Saale der Sedlecer Tabakfabrik, über die von ihm ausgegangene Anempfehlung des „Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alter-

Digitized by Google

thums" von Freiherrn v. Sacken zur Beschaffung für Schulbibliotheken des Czaslauer Kreises; endlich über die in diesem Jahre beabsichtigten Restaurationen an der Czaslauer Decanalkirche, an den Kirchenthürmen zu Alt-Kolin und Krchleb und dem uralten Kirchlein zu Wawřinec zur Kenntniß genommen.

Der Correspondent Herr Torma in Csicsó-Keresztur hat einen Aufsatz über einige dacische Inschriften eingesendet. Der Correspondent Herr Dr. Kenner, welchem dieser Aufsatz zur Beurtheilung gegeben wurde, erachtet die mitgetheilten sechs Inschriften als sehr werthvoll, zumal für die Topographie des westlichen Siebenbürgens und für die Verwaltung des dreigetheilten Dacien durch eine ad hoc creirte Behörde mit dem Titel „consul" oder „consularis trium Daciarum".

Es wird die von dem Herrn Referenten als im Interesse der Epigraphik sehr wünschenswerth empfohlene Aufnahme des Aufsatzes in die „Mittheilungen" beschlossen.

Der Conservator für die Kreise Wadowice und Bochnia Herr Adam Ritter v. Gorczynski legt in einem Berichte jene Umstände und Verhältnisse dar, die ihn bis jetzt hinderten, seine Aufgabe als Organ der Centralcommission in dem Grade zu erfüllen, als es dem Interesse der in seinem Bezirke befindlichen Denkmale und seinem eigenen Wunsche entsprechen würde. Der Herr Berichterstatter verspricht das erste Heft des von dem Professor der Malerei an der Krakauer technischen Schule Luszczkiewicz verfaßten Werkes über galizische Baudenkmale einzusenden, in welchem die Abbildungen des Schlosses Debno und des Klosters zu Tiniec enthalten seien, und hofft in Verbindung mit dem genannten Herrn Professor die Publication aller übrigen bedeutenderen Baudenkmale der ihm unterstehenden Kreise zu ermöglichen.

Die Centralcommission anerkennt den dankenswerthen Eifer, den der Herr Conservator an den Tag legt und beschließt denselben aufzumuntern, in seinem Streben zum Zwecke der Erforschung und Erhaltung der in den Kreisen Wadowice und Bochnia befindlichen Denkmale fortzufahren.

Die Smithsonian Institution in Washington und die United Patent Office dortselbst haben sich durch ihren Agenten Herrn Dr. Felix Flügel in Leipzig an die kaiserliche Regierung gewendet, mit dem Ersuchen, diesen Instituten im Wege des Austausches gegen ihre Publicationen je ein Exemplar der von den k. k. Ministerien und Centralstellen veröffentlichten größeren Werke zuzuwenden.

Se. Excellenz der Herr Staatsminister stellt, indem er hievon Nachricht giebt, es dem Ermessen des Herrn Präsidenten anheim, ob und wiefern von Seite der Centralcommission auf den gewünschten Tauschverkehr mit den genannten Instituten einzugehen wäre.

Die Centralcommission entnimmt aus dem der vorliegenden Zuschrift beiliegenden Verzeichnisse der von diesen Instituten publicirten Schriften, daß diese letzteren Materien behandeln, die den Tendenzen dieser Commission zu fern liegen, um für dieselbe von Interesse oder Nutzen zu sein.

Es wird demnach beschlossen, auf den angebotenen Schriftenaustausch nur in dem Falle einzugehen, als jene americanischen Institute in der Lage sein sollten, der Centralcommission solche Werke als Aequivalent anzubieten, deren Gegenstand in das von derselben vertretene Fach einschlägt.

Der Professor am technischen Institute zu Krakau Herr Ph. v. Pokutynski widmet der Centralcommission ein Exemplar des 1. Heftes seiner „Krakauer Kirchen".

Es wird beschlossen dem Herrn Einsender den verbindlichsten Dank auszusprechen.

Die Mittheilung des k. k. Staatsministeriums, daß im Einvernehmen mit dem k. k. Finanzministerium die Bestellung eines zweiten Kirchendieners an der Basilica zu Aquileja mit einer Jahresentlohnung von 200 fl. bewilligt wurde, um diesem altehrwürdigen berühmten Denkmale die gehörige Wartung und den entsprechenden Schutz zu gewähren, wird zur angenehmen Kenntniß genommen.

Digitized by Google

Die k. k. Statthalterei für Nieder-Oesterreich übersendet anstatt des von der Centralcommission beanständeten Projectes für den Erweiterungsbau der Pfarrkirche zu Weistrach ein von dem k. k. Ingenieur Hieronymus Schaller neu verfaßtes Project für diesen Erweiterungsbau

Dieses neue Project wird auf Grund des von Herrn Prof. Rösner darüber abgegebenen Gutachtens als bei weitem besser, den gothischen Styl richtiger auffassend anerkannt als das frühere und zur Ausführung geeignet befunden, nur wird als wünschenswerth bezeichnet, die Giebelmauer der vorderen Façade anstatt in abgetreppten Zinnen, lieber in geraden Linien abfallen zu lassen, die Unterabtheilung A des großen Fensters an dieser Façade zu vermeiden und den Seiteneingang mit der kleinen Vorhalle nicht so hoch aufzubauen, wie projectirt wird, sondern den Giebelausgang tiefer anzulegen.

Die Beobachtung dieser Modificationen ist der k. k. Statthalterei für Nieder-Oesterreich zu empfehlen.

Der neuernannte Correspondent Herr Thaler in Kuens hat im Wege der k. k. Statthalterei für Tirol ein Dankschreiben eingesendet und demselben einen Aufsatz „Ueber Alterthümliches aus dem Burggrafenamte von Tirol" beigeschlossen.

Dieser Aufsatz wird über Empfehlung des Herrn Rathes Bergmann zur Benützung für die „Mittheilungen" angenommen.

Hierauf wird die Sitzung geschlossen.

---

* Deutscher Geschichtsverein. (Sitzung vom 30. Mai.) Die Jahresversammlung des Vereins, welche im Sitzungssaale des deutschen Casino abgehalten wurde, eröffnete Prof. Höfler an Stelle des Vereinsvorstandes mit einer längeren Rede, in welcher er die Aufgabe und den Standpunkt des Vereines darlegte und die Berechtigung, ja die Pflicht der Deutschen Böhmens, an der Entwicklung der Verhältnisse des Landes und des ganzen Reiches mitzuwirken, nachwies. Der Redner ergriff hiebei die Gelegenheit, die tiefen, geschichtlichen und natürlichen Wurzeln des österreichischen Kaiserreiches in skizzenhaftem Abriß bloßzulegen. Seine Worte wurden mit Beifall aufgenommen. Der Vorsitzende verlas sodann eine Zuschrift des Herrn Dr. Banhans, betreffend das von ihm angeregte Project einer Preisausschreibung für die beste Geschichte einer Zunft oder eines Gewerbes in Böhmen. Der Betrag von 300 fl. (für zwei Preise), welcher durch die Bemühung des Herrn Dr. Banhans zu diesem Zwecke gesammelt worden war, steht bereits zur Verfügung des Ausschusses.

Nach Erledigung des Jahresberichtes wurden die Stimmzettel für die neuen Ausschußwahlen abgegeben. Hierauf wurden die Rechnungen des Vorjahres geprüft und für gut befunden. — Den letzten Programmspunkt bildete ein Vortrag des Herrn Appellationsrathes Schmidt v. Bergenhold. Derselbe machte in einer langen und gründlichen Rede auf eine Reihe von Gebrechen im Vereinsleben aufmerksam. Er wünschte namentlich eine größere Regelung der wissenschaftlichen Vereinsthätigkeit, die er einer scharfen Kritik unterzieht, eine bessere Ausstattung der Bibliothek und systematische Anschaffung aller über Böhmen handelnden geschichtlichen Werke, die Veröffentlichung aller wichtigeren Ausschußversammlungen, die Ausschreibung eines Preises für eine populäre Geschichte der Deutschen in Böhmen u. s. w. Der Vorsitzende widerlegte unter dem Beifalle der Versammlung die erhobenen Beschwerden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die neueste geographische Litteratur der Franzosen und Engländer.

Von Friedrich v. Hellwald.

I.

Wissen ist Macht. Dieser Satz ist heutzutage beinahe schon banal geworden, und daß er es geworden, darf man als ein für unsere Epoche ehrenvolles Zeichen begrüßen; er enthält eine Anerkennung der Wichtigkeit jeglichen wissenschaftlichen Gebietes.

Unter den mannigfachen Zielen, die sich der Forschungsgeist unseres Jahrhunderts gesteckt, gebührt unstreitig einer der Ehrenplätze jenem, welcher sich die gründliche Erforschung unseres Erdballes nach allen Richtungen zur Aufgabe macht. Täglich gewinnen die geographischen Wissenschaften an Bedeutung sowohl für das große Leben der Staaten als für das Leben des Einzelnen; sie dürfen, ja sie können daher in ihrer Tragweite nicht unterschätzt werden. Die Stellung der hervorragendsten europäischen Staaten, ihre oft an den verschiedensten Punkten der Erde zerstreut liegenden Colonien, welche dem Mutterlande Macht und Ansehen gewähren, ihm die Vortheile eines ausgebreiteten Welthandels eröffnen, ihm die Schätze ferner Länder zuführen und dadurch für die Wichtigkeit desselben und den Rang entscheidend in die Waage fallen, den es im Rathe der Völker einzunehmen berufen ist — die Erkenntniß, daß durch Erforschung des eigenen heimatlichen Bodens auch der eigene Wohlstand gefördert werden kann — dies alles ist Ursache, daß auch in dieser Beziehung der Spruch sich erhärtet: Wissen ist Macht.

Wenn einmal eine Idee sich so allgemeine Geltung verschafft, als dies hier der Fall ist, wenn daher von jeder Seite die Nothwendigkeit anerkannt wird, demselben Ziele zuzusteuern, dasselbe unverrückt im Auge zu behalten und alle Bestrebungen auf Erreichung dieses einen Zieles gerichtet sind, so werden die auf dieser Bahn errungenen Erfolge gewissermaßen zum Gemeingute Aller. Es ist dann keine leichte Aufgabe mehr, die Leistungen einzelner Völker aus dem großen Ganzen selbstständig herauszunehmen, da dies, man möchte sagen, eine anatomische Zersetzung des gewaltigen Körpers voraussetzt.

Daß aber eine derartige Analyse von ganz besonderem Interesse, für Beurtheilung der Thätigkeit und Geistesrichtung der Nationen überaus wichtig sei, bedarf wohl keines Commentars, denn im Allgemeinen gilt auch der Satz, daß jedes Volk auf jenem Forschungsgebiete vorzügliche Thätigkeit zu entwickeln sich bestrebe,

Digitized by Google

wo die Ergebnisse seiner Bemühungen auf seinen materiellen Vortheil fördernd einwirken können. Besonders anwendbar ist dies auf die Leistungen in der Erweiterung der geographischen Kenntnisse, wo jede Nation hauptsächlich der Untersuchung jener Gegenden sich zuwendet, von welchen es materielle Bereicherung, Eröffnung neuer Verkehrsquellen und Verbreitung seines Handels erwarten zu können glaubt. Die größte Ausnahme von dieser Regel bilden jedoch die Deutschen, welche unverdrossen, ihrer eigenen Ehre halber und der Förderung der Wissenschaft zu liebe, ungeachtet der großen Opfer an Geld und schön begabten Menschenleben, Jahr aus Jahr ein das große Werk der Erforschung Central-Africa's ohne Aussicht auf materiellen Gewinn fördern und pflegen.

So weit dies eben thunlich und in Publicationen niedergelegt ist, wollen wir das Wirken der Franzosen und Engländer in der Geographie, und zwar in der jüngsten Zeit ins Auge fassen. Es ist hier nicht am Platze, an das zu mahnen, was die geographische Wissenschaft diesen beiden Nationen verdankt, um unsere getroffene Wahl zu rechtfertigen. Die Leistungen und die Verdienste der Engländer auf diesem Gebiete erfreuen sich selbst der Anerkennung des Laien. Weniger ist dies bei den Franzosen der Fall, und wir möchten die Gelegenheit benützen, einem allgemein herrschenden Vorurtheile entgegenzutreten, die Meinungen in dieser Hinsicht zu berichtigen. Vielfach wurde und wird noch heute, besonders von den Deutschen große Ungenauigkeit in der Erforschung und Unkenntniß der geographischen Verhältnisse fremder Länder den Franzosen zur Last gelegt und in Folge dieser allgemeinen Anschauung von dem Laienpublicum jede in Frankreich erscheinende Publication dieser Richtung mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen, welches häufig eine Arbeit verdammt, ohne sie näher zu prüfen. Daß die Geographie in Frankreich lange Zeit brach gelegen, daß deren genaue Kenntniß für das auf alltägliche Bildung Anspruch machende Publicum nicht für besonders nöthig erachtet und daher in den öffentlichen Schulen wenig cultivirt und zumeist nur auf die Kenntniß der Geographie von Frankreich beschränkt wurde, ja theilweise noch ist, mag leider Thatsache sein. Sehr mit Unrecht jedoch werden diese Begriffe, an welchen allerdings die Franzosen selbst größtentheils Schuld tragen, auf ihre wissenschaftlichen Leistungen in der Geographie angepaßt und denselben die Anerkennung versagt, die sie gerechterweise verdienen. Ueberblicken wir die Reihe der heutigen Geographen in Frankreich, wie sie meistens die „Société de géographie de Paris" bilden, so finden wir Namen, wie: d'Avezac, Lejean, Martin de Mousſy, Eugène Cortambert, Vivien de St. Martin u. s. w., auf welche die Wissenschaft stolz zu sein berechtigt ist. Die Publicationen dieser Gesellschaft unter dem Titel: „Mémoires de la société de géographie de Paris" gehören wirklich zu dem Vorzüglichsten, was in dieser Richtung geboten werden kann und stellen sich den berühmten „Proceedings of the royal geographical society of London" würdig zur Seite. „L'année géographique", eine geographische Revue, welche die Leistungen aller Völker auf dem Gebiete der Geographie alljährlich zusammenstellt und die Fortschritte der Wissenschaft übersichtlich verzeichnet, wird von einem

Digitized by Google

einzigen Gelehrten, Herrn Vivien de St. Martin redigirt und bleibt trotz der kleinen Mängel, welche einer derartigen Arbeit immer ankleben, ein glänzendes Zeugniß tiefer Gelehrsamkeit und riesigen, ausdauernden Fleißes. Es genügt auf die Resultate hinzuweisen, welche andere gelehrte Körperschaften auf der Geographie verwandten Gebieten, beispielsweise die „Société asiatique", das „Comité d'archéologie américaine", das „Institut d'Afrique", die „Société française de statistique universelle", die „Société géologique de France", die „Société météorologique de France" und die erst seit vier Jahren bestehende „Société d'anthropologie" bisher erzielt haben, um die Verdienste der Franzosen um die Geographie in ihr gehöriges Licht zu stellen.

Der uns vorliegende Stoff, welcher auch im verflossenen Jahre zu einer beträchtlichen Masse herangewachsen ist, vertheilt sich am zweckmäßigsten wohl in Werke rein geographischer Natur, zu welchen die Reisewerke und solche überhaupt, die sich mit Erforschung der verschiedenen Ländertheile beschäftigen, zu rechnen sind, und solche, welche sich als Sammelwerke charakterisiren, die Geographie als Wissenschaft oder die hieher gehörigen Hülfswissenschaften behandeln oder endlich auch Daten aus mehreren Welttheilen umfassen; diese letzteren sind in weit geringerer Anzahl vertreten und mögen aus diesem Grunde hier zuerst ihre Berücksichtigung finden.

Sieht man von dem umfangreichen, mit Tafeln reich ausgestatteten astronomischen Werke Guillemins: „Le ciel, notions d'astronomie" (Paris 1864, 8.), welches jedoch eine mehr populäre Richtung verfolgt, dann von Pietro Santa's verdienstvoller Arbeit: „Essai climatologique théorique et pratique" ab, so bietet uns diese Gattung Publicationen nichts mehr besonders Werthvolles. Werke mit bombastisch klingendem Titel, wie jene von Roussell-Killough [1], von Thil-Lorrain [2] und von Lafond de Lurcy [3], dürfen eben nicht als eine nennenswerthe Bereicherung des geographischen Wissens betrachtet werden. Es ist dies im Grunde genommen eine schon vielfach anerkannte Erscheinung, daß unsere Zeitepoche, nehmen wir hievon die großen Heroen geographischer Wissenschaft, Humboldt und Ritter, aus, nicht fruchtbar sei an gediegenen Uebersichtswerken. Der Deutsche besitzt die Tendenz, zu registriren, wenn ich mich so ausdrücken darf, in noch viel höherem Grade als der Engländer oder gar der Franzose. Wenn also schon bei uns derartige gelungene Leistungen zu den Seltenheiten gehören, so kann dies unseren Nachbarn über'm Rheine und über'm Canale wohl auch nicht zum Vorwurfe gereichen. Einen höheren Rang nimmt das Buch R. Cortamberts [4] ein, welches

[1] Roussell-Killough Seize mille lieues à travers l'Asie et l'Océanie. Sibérie, Gobi, Peking, Amur, Japon, Australie, Nouvelle Zélande, Inde, Himalaya. Paris 1864. 18.

[2] Thil-Lorrain. Géographie détaillée de l'Asie, d· l'Afrique, de l'Amérique et de l'Océanie. Tournai 1864. 8.

[3] Lafond de Lurcy. Fragments de voyages autour du monde. Philippines, Chine, Malaisie, Polynésie, Méxique. Paris 1864. 4.

[4] Cortambert. Peuples et voyageurs contemporains. Paris 1864. 12.

Digitized by Google

— eine angenehme Lectüre — aus einzelnen elegant geschriebenen Schilderungen und Beschreibungen des Orients, Hinter-Asiens, Mexico's besteht, die Reisen berühmter Reisender klar und anmuthig vorführt, jedoch auf wissenschaftliche Behandlung keinen Anspruch macht. Diesem ähnlich, hat der Engländer Fr. Galton unter dem Titel: „Vacation tourists and notes of travel 1862—1863" (London 1864. 8.), eine Sammlung von eilf verschiedenen Aufsätzen, meist länder- und völkerbeschreibender Natur, veranstaltet, die auch aus verschiedenen Federn herstammen und ungleichen Werthes sind. Neues bietet eigentlich das Buch nicht, wenngleich hie und da schätzenswerthe Notizen niedergelegt sind. Ein ziemlich gelungener Versuch dürfte Isaak Taylors: „Woods and places" (London 1864. 8.) sein, welches an etymologische Untersuchungen über Ortsnamen interessante historische, geographische und ethnologische Bemerkungen und Beobachtungen knüpft. Noch zu wenig ist im Allgemeinen auf diesem Gebiete der Ortsnamendeutung geleistet worden und es wäre zu wünschen, daß seinerzeit kein Ortsname ununtersucht bliebe. Die Geographie hätte dabei ganz gewiß einen vorzüglichen Nutzen, wie nicht minder die Geschichte; ein gemeinschaftliches Arbeiten seitens des Philologen, Historikers und Geographen ist allerdings hiezu unbedingt erforderlich; es wird aber sicher auch jeder reichlich für seine Mühe entschädigt werden, denn für jede dieser Disciplinen wird sich eine gewiß nicht zu verachtende Ausbeute ergeben. Wie wichtig diese Untersuchungen sind, zeigen z. B. die Ortsnamen in Nieder-Oesterreich, welche deutlich bei ihrer Bildung das Walten deutscher, gothischer, keltischer und slavischer Elemente bekunden, obwohl heutzutage es schwer, ja beinahe unmöglich ist, an vielen Orten eine Stammesverschiedenheit der Bewohner wahrzunehmen.

Gedenke ich noch hier der Arbeit des verdienstvollen Decalsne, welcher zu dem großen, schon vor vielen Jahren erschienenen Werke der Erdumseglung des oft genannten Admirals Abel Dupetit-Thouars den botanischen Text erst im verflossenen Jahre geliefert, so ist hiemit die Reihe der wichtigsten dieser Publicationen erschöpft.

So arm verhältnißmäßig die hier vorgeführte Litteratur, so reich ist jene, die sich mit einzelnen speciellen Beschreibungen und Erforschungen beschäftigt. Betrachten wir zuvörderst die Werke, welche das alte Europa zum Gegenstande haben, und wir werden von der Reichhaltigkeit dieser Litteratur im verflossenen Jahre wahrlich überrascht sein.

Wenn ich der leichteren Uebersicht halber diese Werke geographisch nach Ländern classificire und mit dem fernsten Osten Europa's, mit Rußland und der Türkei beginne, um allmälig in westlicher Richtung vorzuschreiten, so scheint es fast, als ob das große Czarenreich — im Auslande und namentlich in Frankreich und England nur sehr lückenhaft bekannt und gewiß einer näheren Untersuchung werth — wenig Reiz besitze für die französischen und englischen Federn, um an ihm ihre Gewandtheit zu versuchen. Außer Schnitzlers, eines Nichtfranzosen, großem Werke: „L'empire des tsars au point actuel de la science", von welchem das

Digitized by Google

letzte Jahr einen neuen Band brachte, ist nichts auf diesem Gebiete zu verzeichnen. Doch nein, ein Buch, wenn es auch kein wissenschaftliches, kein geographisches ist, verdient Erwähnung, Prosper Mérimée's: „Les cosaques d'autrefois" (Paris 1865. 8.). Eine Art Roman, eine Gattung Biographie und eigentlich weder das Eine noch das Andere, wird uns hier in schlichter, aber ausdrucksvoller Weise Bogdan Chmielnicki, der Zaporogenhäuptling, vorgeführt und ein interessantes Bild der Zustände in der Ukraine im 17. Jahrhundert entworfen. Stenka Razine, der Anführer eines Bauernaufstandes zu Ende des 17. Jahrhunderts, ein Mann, an dessen Namen sich noch heute in Rußland die Erinnerung blutdürstiger Metzeleien knüpft, ist der Gegenstand der zweiten kürzeren Skizze dieses Buches, welches, da diese Verhältnisse im Allgemeinen wenig bekannt sind, auch der Mann der Wissenschaft nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Der Orient, der mit Italien das gleiche Schicksal theilt — es beschreibt ihn auch der flüchtigste Reisende — hat auch diesmal wieder eine ziemlich zahlreiche Litteratur aufzuweisen, worunter ich einige auf die Türkei speciell bezügliche Arbeiten hervorhebe. Die Küstengegenden dieses Landes sind schon häufig beschrieben, aber das Innere desselben bietet uns noch unzähliges unbekanntes Detail, so daß sogar noch die uns so nahe liegenden Grenzländer Serbien und Bosnien vom geographischen Standpunkte aus als terra incognita gelten können. Nebst den Werken von Cooke und Tilley sind es hauptsächlich Walker und Allard, welche die Kenntniß des inneren Landes erweitern; ersterer beschreibt, wie auch der Titel seines Buches es ankündigt, seine Reise durch Macedonien zu den albanischen Seen, während der zweite das östliche Bulgarien sich zum Vorwurfe genommen hat. Der Verfasser, welcher im letzten Jahre auch seine „Souvenirs d'Orient" erscheinen ließ und auf die türkischen Zustände übel zu sprechen ist, theilt uns hier Werthvolles über die Dobrudscha, so wie über die Reise von Rassova an der Donau nach Küstendsche am schwarzen Meere mit und beleuchtet besonders die Bevölkerung in der Donau-Halbinsel. Auch auf die Naturgeschichte dieser Länder, ihre Klimatologie, die dort vorzüglich herrschenden Krankheiten hat Allard sein Augenmerk gerichtet; zum Schlusse folgt eine nicht unwichtige Abhandlung über alte griechische und römische Inschriften, welche für die Geschichte Unter-Mösiens von Interesse sind. Man darf also sagen, daß sich in dem Buche Vieles und Gutes beisammen findet; es ist überdies noch mit Ansichten und Kärtchen in Holzschnitt ausgestattet, welche aber der französischen Xylographie eben nicht zur Ehre gereichen. Ueber die Genauigkeit der Karten erlaube ich mir kein Urtheil, da ich nicht Gelegenheit hatte, sie eingehend zu prüfen.

Der österreichische Kaiserstaat wurde von den Franzosen ganz ignorirt; auch Deutschland wurde nur mit einem einzigen unbedeutenden Werke von Durand: „Le Rhin allemand et l'Allemagne du Nord" (Tours 1864. 8.) bedacht. Es ist eigenthümlich, daß das den Franzosen so nahe gelegene Deutschland bei denselben so wenig Beachtung findet; sie verschmähen es, in den Geist dieses Landes einzudringen, sich mit seinen Sitten und Gebräuchen vertraut zu machen und

Digitized by Google

empfinden daher kein Bedürfniß, ein Land zu schildern, das so wenig Reiz für sie besitzt. Doch auch die Engländer, so sehr sie für die herrlichen grünen Fluren am deutschen Rheine schwärmen, so sehr sie auch überall als deutsches Brudervolk gelten, scheinen Deutschland nicht zum besonderen Gegenstande ihrer Forschung gemacht zu haben. Allerdings ist das eine, einzige Buch, welches ich hier zu verzeichnen habe, ein solches, daß es viele mindere ersetzt; ich meine J. Gilbert und G. Churchills: „The Dolomite Mountains; excursions through Tyrol, Carinthia, Carniola and Friuli" (London 1864. 8.). Das Gebiet, welches diese beiden Männer durchforscht haben, umfaßt den ganzen Alpenzug von Bozen bis Cilli; die einzelnen vorzüglicheren der besuchten und beschriebenen Punkte und Orte anzuführen, würde zu weit führen, aber die Aufgabe, welche sich die Verfasser gestellt, war lohnend in hohem Grade; denn die Dolomitgebirge, die einen weiten Raum in Süd-Tirol einnehmen und längs der östlichen Kette in einzelnen Kegeln erscheinen, sind einzig in Europa, sowohl in Betreff des Charakters der landschaftlichen Scenerie als der geologischen Probleme, welche sich hieran knüpfen. Daß diese bis jetzt merkwürdigerweise noch undurchforschten südöstlichen Theile unserer Alpen endlich in einem Werke dem Publicum bekannt gemacht werden, welches sowohl den Laien durch die leichte anmuthige Darstellung und interessanten Einzelheiten als den Fachmann durch die allenthalben angebrachten wissenschaftlichen Bemerkungen gleich befriedigt, darf als eine bedeutende Erweiterung der Kenntniß unserer Alpen freudig begrüßt werden. Prachtvolle Ansichten in Farbendruck, mit äußerst naturgetreuen Tinten, so wie eine sauber ausgeführte Uebersichtskarte und eine geologische Karte eines Theiles von Süd-Tirol illustriren dieses mit englischem Fleiße und englischer Tüchtigkeit geschriebene Werk, von dem es nur zu wünschen wäre, daß durch Uebertragung sein Leserkreis unter uns Deutschen erweitert werde.

Uebrigens ist bekanntlich das Feld englischer Thätigkeit die Schweiz. Hier, wo die höchsten Erhebungen Europa's gipfeln, wo die eisbedeckten Firnen den gewaltigsten Anblick gewähren, hier ist das Rendezvous aller den Continent besuchenden Gentlemen. Hier ist auch das Feld des weit und hochberühmten englischen „Alpine Club", dessen Beispiel in den letztverflossenen Jahren den österreichischen Alpenverein und in noch neuerer Zeit den Alpenverein in Turin und jenen in Basel ins Leben rief. Die ausgezeichneten Mittheilungen, welche dieser Club unter dem Titel: „Alpine Journal; a record of mountain adventures and scientific observations" herausgiebt, ist hier nicht der Ort, eingehend zu besprechen, sie dienen als Vorbild für alle ähnlichen Publicationen. Murray, welcher seine „Knapsack guide" für alle Theile Europa's fabriksmäßig bearbeitet, hat auch die Schweiz wieder mit einem solchen beschenkt, während J. Ball ein mit acht Karten versehenes Werk veröffentlichte, das die Centralalpen sammt dem Berner Oberland und der übrigen Schweiz umfaßt, mit Ausnahme der Umgebung des Monte Rosa und des großen St. Bernhard. Seitens der Franzosen kündigt sich ein: „Nouveau guide général du voyageur en Suisse", von J. Lacroix, an, der die hervor-

Digitized by Google

ragendste unter den geringen und unbedeutenden Erscheinungen auf diesem Gebiete der geographischen Litteratur bildet.

Von der Schweiz führt uns ein Schritt nach Italien, dem Lande der Träume und der politischen Wirren. Savoyen, Nord-Italien und der in der Geschichte der Eisenbahnen so denkwürdige Mont Cenis haben Goumain-Cornille zu einer Monographie jenes Gebietes angeregt, der eine kurze Abhandlung über die Naturgeschichte dieser Gegenden angehängt ist — ein nicht unerheblicher Beitrag zur Kenntniß dieses Gebirges. Nebst Renaudin, welcher einen: „Nouveau guide général du voyageur en Italie" erscheinen ließ, nenne ich das schöne Werk von Noel des Vergers: „L'Etrurie et les Etrusques ou dix ans de fouilles dans les Maremmes toscanes" (Paris 1864. 8), in zwei Bänden, welches auf den Titel eines Prachtwerkes Anspruch machen kann und in archäologischer Richtung von wahrer Bedeutung ist. Es bleibt bedauerlich, daß der hohe Preis dieses Werkes — es kostet 100 Fr. — dessen Verbreitung nur auf Bibliotheken und wenige vom Glück begünstigte Liebhaber beschränken dürfte. Die Romagna und die Albaner Gebirge mit ihren ausgebrannten Kratern, die herrlichen, feuerdurchglühten Fluren Campaniens — sonst der Gegenstand mancher Schilderung — sind diesmal unbeschrieben geblieben. Dagegen hat Sicilien, dessen jetzige gewaltige Aetna-Eruption gewiß mannigfaltige Darstellungen, sowohl gelehrte als belletristische hervorrufen wird, eine Bereicherung seiner Litteratur in Verhaege's: „Autour de la Sicile" (Brüssel 1864) und in des unfehlbaren Murray's: „Handbook for Sicily" (London 1864. 8.) erfahren, welch' Letzterer übrigens auch noch einen neuen: „Knapsack guide for travellers in Italy" veröffentlichte. Es läßt sich übrigens nicht läugnen, daß Murray's Reisehandbücher großen reellen Nutzen gewähren, sich auch in den Händen der meisten reisenden Engländer befinden, deren praktischer Sinn stets das Richtigste wählt, und ähnlich unserem deutschen Bädeker einen Platz in der geographischen Litteratur einzunehmen halbwegs berechtigt sind. — Die jonischen Inseln endlich haben in Kirkwall: „Four years in the Jonian islands" (London 1864) einen eben so eleganten als gewandten, lesenswerthen Darsteller gefunden.

Weniger bedeutend ist das über Spanien Erschienene. Unter dem Wenigen ist H. Ch. Andersens: „In Spain, a narrative of wanderings in the peninsula" (London 1864. 8.) das beste und einzige Empfehlenswerthe; es ist eine hübsche Schilderung einer im Jahre 1863 durch die Halbinsel unternommenen Wanderung, aber für das geographische Wissen von sehr untergeordneter Bedeutung. Die übrigen hieher einschlägigen Bücher, als Packe: „A guide to the Pyrenees" (London 1864); Lannau-Rolland: „Nouveau guide général du voyageur en Espagne et en Portugal" (Paris 1864. 8.); A. de Grandeffe: „Nouveau guide en Espagne" (Paris 1864. 8.), sind kaum mehr als Reisehandbücher, deren praktischer Nutzen erst durch die Erfahrung bestätigt werden muß.

Bevor ich mich der Lustrirung der englischen und französischen Litteratur auf ihrem eigenen Boden, in ihrer Heimat zuwende, sind noch einige wenige

Digitized by Google

Werke über die Niederlande, Norwegen und Island zu verzeichnen. Guérard hat es unternommen, Belgien im Detail sowohl in seinem heutigen als in seinem vergangenen Zustande genau zu schildern, mit Berücksichtigung der neuesten Erforschungen und mit Zuhülfenahme der besten Quellen. Es liegt uns von dieser höchst mühsamen und verdienstvollen Arbeit: „La Belgique ancienne et moderne", der Band Brabant vor, und es erübrigt nur zu wünschen, es möge dem Verfasser gelingen, in ähnlicher Weise Monographieen der übrigen Provinzen zu liefern, so wie dies in seiner Absicht liegt. Ch. Clément hat die geologischen Verhältnisse Luxemburgs erforscht und seine Ergebnisse in einem: „Aperçu général de la constitution géologique et de la richesse minérale du Luxembourg" (Arlon 1864. 8.) niedergelegt, wodurch ein anschauliches Bild des Metallreichthums dieser Provinz gewonnen wird.

Norwegen, das in jüngerer Zeit viel besuchte Heimatland Afraja's, hat von Murray seinen unentbehrlichen „Knapsack guide" erhalten! während Al. Bryson die Ergebnisse eines Ausfluges auf das sagenreiche Island erzählt.

Unter den Büchern, welche England selbst behandeln, macht sich der eigenthümliche Umstand bemerkbar, daß kein Franzose über England in geographischer Beziehung, ja nicht einmal als Touriſt geschrieben, während dasselbe Verhältniß umgekehrt bei Frankreich stattfindet. Haben denn diese beiden Nationen, die gemeinsam an der Spitze der Civilisation stehen, die gemeinsam ihren Willen nicht allein Europa, sondern der Welt dictiren, ja noch mehr, die, Antagonisten im Charakter, ihre gegenseitigen Handelsverhältnisse und, ich möchte beinahe sagen, Existenzbedingungen von einander wechselseitig abhängen sehen — haben diese zwei Nationen so wenig Interesse für sich selbst, daß das Land des einen nicht einmal Gegenstand der Forschung des Andern wird? Doch sei dem wie ihm wolle, so viel ist sicher, daß sowohl Engländer als Franzosen auf sich selbst beschränkt waren in der Beschreibung heimatlicher Gegenden.

„The colonial office list for 1864", von Birch redigirt, dann C. Bray's: „The british empire" (London 1864) behandeln Englands Weltstellung nach außen und giebt besonders das erstere Buch interessante Aufschlüsse über den Stand der Colonien. Coke's: „Population gazetteer of England and Wales" (London 1864. 4.) enthält das Neueste über Englands Bevölkerungsstatistik. Von geographischen Werken, die das Land selbst betreffen, verdienen erwähnt zu werden: Armstrongs: „The industrial resources of the district of the three northern rivers, the Tyne, Wear and Tees" (London 1864. 8.), welches ein gelungenes Bild der dortigen Industrieverhältnisse entwirft, und Waughs: „Rambles in the Lake Country and its borders" (Manchester 1864. 12.). Als Beitrag zur Geographie von Schottland ist J. H. Burtons: „Cairngorm [1] Mountains" (Edinburg 1864. 8.) bemerkenswerth, während Mc. Manus aus dem irischen Highland Skizzen entwirft und sociale und religiöse Schilderungen hiebei einflicht.

[1] Auf der Grenze zwischen den Grafschaften Banff und Inverneß, 4080 Fuß hoch.

Digitized by Google

Wie aus dieser einfachen Aufzählung ersichtlich, haben die Engländer im verflossenen Jahre keine besondere Bereicherung in der geographischen Kenntniß ihres Landes erfahren, denn keines von den angeführten Werken ist derart, daß es auf einen größeren Leserkreis zählen dürfte; der Fachmann nimmt davon Kenntniß, wie von vielem anderen, dem Laien aber bleiben sie unbekannt.

Wenden wir uns nun aber zu Frankreich, so bietet sich uns hier ein anderes Bild; die Anzahl der in einem Jahre über verschiedene Theile des Landes veröffentlichten Schriften ist wirklich erstaunlich und es würde den Rahmen, den ich mir gezogen, bedeutend überschreiten, wollte ich alle derartigen Werke nur nennen, geschweige denn besprechen. Um aber dennoch eine Vorstellung hievon sich machen zu können, will ich die Orte und Gegenden bezeichnen, die hauptsächlich der Gegenstand solcher Untersuchungen geworden sind. Es sind dies insbesondere die unteren jurassischen Stufen der Normandie, die Weincultur im Nordwesten Frankreichs, die Geographie der Departements Calvados und Maine-et-Loire im Norden und Westen von Frankreich. Im Centrum und gegen Osten hin waren es namentlich die Mineralquellen der Auvergne in ihren Verhältnissen zur Chemie und Geologie, die Geognosie der südwestlich anschließenden Gebirge von Velay, dann im Osten der Mineral-, Agricultur- und Industriereichthum des Beckens von Autun, so wie die geologische, mineralogische und metallurgische Statistik der beiden Departements Doubs und Jura, welche eigene Monographien hervorriefen. Der südliche Theil des Kaiserthums endlich wird vertreten durch pluviometrische Beobachtungen im Südwesten Frankreichs, durch einen geographischen, historischen und archäologischen Dictionär des Bezirkes von Nérac (unfern Agen), durch eine Würdigung der Reichthümer der Pyrenäen, durch die „Monographies communales", von Rossignol, durch eine geologische Beschreibung des Dauphiné, eine historische, biographische und statistische Geographie des Var-Departements und durch eine Schrift über die Winterstädte am Mittelmeere und die Seealpen. Hieran reihen sich noch einige Reisebeschreibungen, dann das Buch Duvals: „Les colonies et la politique coloniale de la France" (Paris 1864) und zwei Abhandlungen über historische Geographie: Deloche's „Études sur la géographie historique de la Gaule" (Paris 1864. 4) und Peigné-Delacourts: „Recherches sur divers lieux du pays des Silvanèctes" (Amiens 1864. 8).

Es wäre hiemit nur beiläufig der Umfang der geographischen und einschlägigen Arbeiten angedeutet, da ich nur die vorzüglicheren Gegenstände erwähnte. Es ist schon oft ausgesprochen worden, daß heute nur mit Detailerforschungen, mit speciellen Untersuchungen Resultate in der Wissenschaft erzielt werden können. Werke, die einen zu reichen Stoff bewältigen wollen, fördern selten Neues zu Tage, während diese einzelnen, in kleinen Rahmen beschränkten Untersuchungen ebensoviele werthvolle Steine zum einstigen Aufbau eines großen Ganzen sind. Die Franzosen gehen hiebei mit gutem Beispiele voran, und ohne sich hiedurch verleiten zu lassen, alles durch das Prisma franzosenfreundlicher Gesinnung zu sehen, kann der Unparteiische nicht umhin, zu gestehen, daß ihr Vorgehen auf der

Digitized by Google

Bahn der wissenschaftlichen Forschung ein rationelles, das erzielte Resultat ein werthvolles und nachhaltiges sei.

Palacky: Geschichte von Böhmen.

(5. Band, 1. Abtheilung. Prag 1865. Verlag von Fried. Tempsky.)

Nach einem Zwischenraume von fünf Jahren ist der erste Theil des fünften Bandes des im Titel angezeigten Werkes vollendet, als die Fortsetzung eines in der Geschichtslitteratur Oesterreichs epochemachenden Werkes, das trotz seiner bekannten Schwächen und seiner nationalen Färbung von allen Freunden vaterländischer Geschichte mit warmem Interesse begleitet wird. Auch diese Abtheilung bekundet den Fleiß und die Emsigkeit des Forschers und hat das große Verdienst einer durchwegs ursprünglichen Leistung. Tiefe und Umfang der Forschung zeichnet namentlich den vorliegenden Band aus. Palacky bringt hier in ein völliges Dunkel beleuchtend und aufklärend und mehr und mehr gelangen wir bei der Lectüre des vorliegenden Bandes zu der Ueberzeugung, daß in demselben eine vollkommen objective Darlegung der Verhältnisse Böhmens unter König Wladislaw geliefert wird. Wenn im vorigen Bande die Vorliebe für seinen Helden, Georg von Podiebrad, den Verfasser etwas zu weit gehen ließ, wenn gewisse Anschauungen des Autors der Wahrheit in der Zeichnung einigen Eintrag thaten, so müssen wir es besonders hervorheben, daß bei dem Durchlesen des in Frage stehenden Bandes eine solche Anschauung sich nicht, wenigstens nicht offenkundig, erkennen läßt.

Nicht erfreulich, jedoch in hohem Grade Interesse erregend ist das Bild, welches die böhmischen Lande in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts ihrer Selbstständigkeit bieten. Gar manche Ereignisse späterer Zeit finden in den Vorgängen von König Georgs Tode bis 1526 ihre Erklärung und gewisse moderne Staatsrechtsweise in Oesterreich werden gut thun, die Geschichte dieses Zeitraumes, von Palacky dargelegt, aufmerksam nachzulesen. Böhmen als historisch-politische Individualität in dieser Zeit seiner Entwicklung, geschildert von Franz Palacky, dem nationalen Historiker, der seinen Patriotismus an den historischen Erinnerungen der einstigen Größe seines Vaterlandes entzündet hat, ist fürwahr ein Gegenstand von besonderer Anziehungskraft.

Hier wird dem Historiker die Aufgabe zu Theil, die letzen Athemzüge des einst so lebenskräftigen Körpers zu belauschen und dieselbe Feder, welche einstmals mit Begeisterung die Hoheit nationaler Fürsten beschrieben, muß sich hier zur objectiven Erzählung der traurigsten Vorgänge nöthigen.

Nur zum geringsten Theile kann die Böhmen selbst der Vorwurf treffen, diese Zustände verschuldet zu haben. Es war eine Zeit der größten Bewegung in

Digitized by Google

kirchlichen und staatlichen Dingen, „ein Gähren und Wogen, ein gegenseitiges Bekämpfen der Geister". Die alten Grundlagen, auf denen Staat und Kirche geruht, waren zerstört und neue noch nicht an ihre Stelle getreten. Das Drängen der einzelnen Fürstenfamilien auf Erweiterung der Hausmacht war zumeist auf Böhmens Besitz gerichtet. Die religiöse Spaltung, das Parteiinteresse, die feudalen Elemente, alles dieses bildete das Material zur Ausnützung für dynastische Interessen und noch war die Weltstellung der Habsburger nicht so ins Klare getreten, um die Staatenbildung auf natürlicher Grundlage zu vollziehen. Noch ruhte in Böhmen das Königthum auf seiner nationalen Basis; allein es konnte nicht mehr in nationaler Abgeschlossenheit den Weg selbstständiger Größe gehen — außer unter Führung eines genialen Oberhauptes, welches ihm seit Georgs Tode fehlte.

Wie ein glänzendes Meteor erscheint Georg, mit seinem Hintritte ist auch der Glanz vorüber. Daß seine Regierung aber eine mehr glänzende als beglückende genannt zu werden verdient, mag daraus geschlossen werden, wie Palacky den Zustand des Landes bei Georgs Tode schildert (S. 5):

„Bedenklich war jedenfalls der allgemeine Zustand des Landes bei König Georgs Tode. — Nicht nur die Hälfte Mährens, ganz Schlesien und beide Lausitze, ja auch ein bedeutender Theil Böhmens selbst befanden sich in der Hand des Feindes, und der lange furchtbar blutige und verheerende Krieg hatte die Kräfte des Volkes beinahe erschöpft; die Landescassen waren geleert, ja der König hinterließ bedeutende Schulden, mit denen er sogar seine eigenen Familiengüter belastet hatte; viele Burgen, Ritterveſten und Dörfer waren eingeäschert, Handel und Gewerbe lagen darnieder, die Felder blieben größtentheils unbebaut und das Landvolk, verarmt durch die vielfachen Steuern und Abgaben, vom Hunger sowohl, als von den rohen Soldaten bedrängt, zerstreute sich über das Land und verwilderte, theils floh es in Wälder und unterirdische Höhlen, theils trieb es sich in jenen Städten und Kreisen, die der Krieg noch nicht erreicht hatte, als eine nicht zu befriedigende Masse von Bettlern herum, unter denen es besonders von Wittwen und Waisen der gefallenen Bauern und Handwerker wimmelte. Dazu kam noch, daß die Nachricht von König Georgs Tode die Gemüther im ganzen Lande in große Aufregung versetzte; in der Furcht vor den bevorstehenden Stürmen fingen überall die Einwohner an, ihre Festungswerke auszubessern und sich mit ihren werthvollsten Habseligkeiten innerhalb derselben zurückzuziehen. Die Wachposten und Besatzungen in den Kreisen wurden vermehrt und das Reisen im Lande sehr erschwert. Aber obschon sich überall Stimmen erhoben über die Nothwendigkeit des Friedens, wünschte man trotz des großen Elends und vielfachen Jammers doch nicht sich dem Willen und Gesetze des Feindes zu unterwerfen; ja der kriegerische Geist des Volkes begann wieder, wie vor einem halben Jahrhundert, sich an das schreckliche Handwerk des Krieges zu gewöhnen und seinen täglichen Erwerb in demselben zu suchen".

Von den Söhnen des verstorbenen Königs hatte keiner des Vaters Thatkraft Muth oder Klugheit geerbt; Victorin wurde von Mathias in Gefangenschaft ge-

Digitized by Google

halten, Boček, der älteste, besaß unzureichende Verstandesgaben, Hynek war noch zu jung, um öffentlich wirksam auftreten zu können, nur Prinz Heinrich nahm eine hervorragende Stellung ein.

„Zwar war der Sohn des Königs Kasimir von Polen, Wladislaw, durch den Landtagsbeschluß vom Jahre 1469 bereits zum Nachfolger bestimmt, jetzt aber benahmen sich alle Parteien so, als wenn ein solcher Beschluß gar nicht existirte".

Die Reihe der Throncandidaten, welche der bewährte Chronist jener Zeit Johann Dlugoš aufzählt, ist bunt genug. Neben Kasimir von Polen, Mathias von Ungarn, Kaiser Friedrich, erscheinen der Sohn Heinrich und der Schwiegersohn des verstorbenen Königs, Herzog Albrecht von Sachsen. Selbst Ludwig XI. von Frankreich wird als Throncandidat genannt, ebenso Ludwig von Baiern. Ernstlich läßt Palacky nur die sich gegenseitig bekämpfenden ungarischen und polnischen Ansprüche gelten. Der auf St. Georgi ausgeschriebene Landtag zu Prag kam wirklich zu Stande und am 23. April 1471 rückte Herzog Albrecht von Sachsen in Prag mit Truppen ein, um die Freiheit der Königswahl zu schützen. Man einigte sich dahin, Verhandlungen in Deutsch-Brod zu pflegen, woselbst „ein christlicher Waffenstillstand bis zum Tage Johannes des Täufers" geschlossen wurde. Inzwischen war Mathias in Iglau eingetroffen und auch Gesandte des Königs Kasimir von Polen erschienen. Nun begannen die Wahlumtriebe; der päpstliche Legat nahm in einem Schreiben an die Böhmen offen Partei für den König von Ungarn, die Königin Wittwe Johanna, welche stets betheuerte, sich völlig neutral zu halten, „wie es sich für eine arme Wittwe zieme", verhandelte heimlich, aber desto eifriger, mit Herzog Albrecht. Prinz Victorin ward zu seinem Bruder Heinrich abgesandt, um diesen für Mathias zu gewinnen.

Auf dem im Mai 1471 zu Kuttenberg stattgefundenen Landtage sollte es sich entscheiden, wer künftig die Geschicke Böhmens als König dieses Landes zu lenken die Aufgabe erhalte. Beide Candidaten waren durch Gesandtschaften vertreten.

Die Wortführer beider Parteien überboten einander in Schmeichelreden auf das böhmische Volk und in Anpreisung ihrer Auftraggeber. Für den König von Ungarn sprach überdies der Gefangene desselben, Prinz Victorin. Man entschied für Wladislaw, den 15 Jahre alten, erstgebornen Sohn des Königs Kasimir von Polen. Indessen vollzog der päpstliche Legat an Mathias in der Pfarrkirche zu Iglau eine eigenthümliche Ceremonie. Er bestätigte ihn nämlich als König von Böhmen. Dies gab das Signal zu neuen Kriegen und zu neuen Verhandlungen. Am 9. Juni kamen die böhmischen Gesandten des Kuttenberger Landtages in Krakau an, der junge Wladislaw nahm die Krone von Böhmen an, wurde in einer glänzenden Versammlung von böhmischen und polnischen Großen zum Könige ausgerufen und bestätigte in einer Urkunde 19 Artikel, von denen der zweite den Inhalt hatte, daß der König die zwischen dem heiligen Baseler Concil und der Markgrafschaft Mähren abgeschlossenen Compactaten wieder in volle Wirksamkeit treten lasse und darauf sehen wolle, daß sie in der That gehalten werden; ingleichen

Digitized by Google

ein solcher Erzbischof baldigst ermittelt, bestätigt und geweiht werde, welcher die Böhmen und Mährer bei den Compactaten schützen werde.

Palacky macht hiezu die treffende Bemerkung: „Es ist schwer zu sagen, ob Capitulationspunkte von solchem Gewichte und so ausnehmender Schwierigkeit mit größerer Leichtfertigkeit gefordert oder zugestanden wurden; möglich zwar, daß beide Parteien in gleicher Weise bereit waren, sich mit dem Versprechen und der Bemühung zufrieden zu stellen, indem sie die Unmöglichkeit des Erfolges einsahen aber gewiß ist es, daß die Regierung Wladislaws durch diese eingegangene Verpflichtung gleich im Anfange auf ungangbare und beinahe hoffnungslose Bahnen gerieth". Am 22. August 1471 wurde Wladislaw in Prag gekrönt. Die Situation in Böhmen und die beiden Hauptheldeu derselben zeichnet Palacky in folgender Weise:

„In Böhmen regierten nun zwei Könige, beide Ausländer: Wladislaw, ein Pole, und Mathias, ein Ungar; jener in der Herrscherluft geboren und erzogen, zum Throne von Gottes Gnade bestimmt, aber darauf durch den Willen des Volkes berufen; dieser ein Emporkömmling unter den Monarchen, aber von der Hierarchie und dem Adel ersehnt und geschützt. Wladislaw war ein gutmüthiger wohlerzogener Jüngling, ohne Selbstsucht und unfähig jemand Unrecht zu thun, aber auch ohne Energie und Scharfblick, ohne höheren Schwung des Geistes und ohne Erfahrung; weder verstand er zügellose Leidenschaften zu bändigen und ungestüme Bitten zurückzuweisen, noch zu rechnen und zu haushalten.

Mathias dagegen, ein gereifter Mann von ungewöhnlicher Thätigkeit, Energie und außerordentlichem Scharfblick, war im Durst nach Macht und Herrschaft unersättlich, rücksichtslos, gleich fähig der edelsten Gedanken, wie der schmählichsten Selbstsucht, Grausamkeit und Hinterlist. Jener hatte die Krone, die Hauptstadt und die ganze Staatsverwaltung thatsächlich in seiner Gewalt; dieser beherrschte den größten Theil der zur Krone gehörigen Länder. Sollte das böhmische Reich nicht für immer zerrissen werden, so mußte einer der beiden Herrscher entweder freiwillig abtreten oder mit Macht und Gewalt vertrieben werden".

Diejenigen Leser, welche ein tieferes Interesse an den Einzelheiten dieser Vorgänge nehmen, mögen in dem Buche selbst nachlesen; daselbst werden sie die einzelnen Thatsachen mit Umständlichkeit erzählt finden, für unsere Aufgabe ist es genügend, die Zustände Böhmens nach den Resultaten der Palacky'schen Forschung im Allgemeinen zu charakterisiren.

Die Hartnäckigkeit, mit welcher Mathias selbst nach der Wahl Wladislaws seine Ansprüche geltend zu machen strebte, brachte es mit sich, daß die Spaltung des Landes ständig wurde und so der Krieg nur zeitweilig ruhte, um dann von neuem und verheerender wieder zu beginnen. Eine Fülle von einander seltsam durchkreuzenden Projecten, angeblich, um die Kluft der Parteien auszufüllen, brachte Verwicklungen aller Art mit sich, welche die Lage des Landes nur trostloser zu gestalten, nicht zu ordnen im Stande waren. Bald ist Krakau, bald Ofen, bald Böhmen (Kuttenberg, Beneschau, Prag) Ort der Handlung, der Brennpunkt, wo

Digitized by Google

sich die Thätigkeit der wirkenden Factoren sammelt. Seit der Schlacht bei Lipan (1434) begegnen wir böhmischen Soldaten in jenen Heeren, welche verwüstend und zerstörend in den böhmischen Landen auftreten. Dem unglücklichen Lande sollte die schrecklichste Heimsuchung nicht erspart bleiben, welche überhaupt ein Land treffen kann — der Bürgerkrieg. Der böhmische Soldat, noch immer einer der kriegstüchtigsten, folgte als Söldner dem höchsten Anbote, der Fahne des Glücks. An der Spitze der böhmischen Schaaren finden wir die böhmischen Großen, je nachdem ihr Interesse sie der einen oder der andern Fahne folgen hieß. Innerhalb der Familie des verstorbenen Königs begegnen wir denselben Trieben und Leidenschaften. In ihr spiegelt sich der Zustand des großen Ganzen wieder. Die Prinzen in ihrer hohen Stellung verläugnen ebenso jedes Gefühl für das Vaterland, und nach Vortheil wechseln sie religiöse und politische Ueberzeugung. So kam 1472 Victorin nach Prag, der bereits in Ungarn das Bekenntniß des katholischen Glaubens angenommen hatte, um Mathias freien Zutritt nach Böhmen zu gewinnen, mit welchem Könige er einen Vertrag abgeschlossen hatte, „daß, im Falle er nicht mit 100.000 Ducaten losgekauft würde, er sich für Mathias' Herrschaft über Böhmen bemühen sollte". Wiewohl die böhmischen Barone sich bemüht hatten, den Prinzen Victorin aus der Gefangenschaft zu lösen, so ist es, nach Palacky, nichtsdestoweniger gewiß, daß er seine Freiheit nur dadurch erlangte, daß er dem König Mathias seine Güter in Böhmen abtrat, und daß er einwilligte, dem Könige von Ungarn in der Folge als seinem Herrn und Könige zu dienen. Die Dürftigkeit der Nachrichten macht es Palacky nicht möglich, zu erklären, wieso der Prinz, „einst die Hoffnung Böhmens", der Feind seines Vaterlandes geworden ist. Nicht anders sehen die geistlichen Großen die Sache an. Sixtus IV., der Nachfolger Pauls II., erbte von seinem Vorgänger die freundliche Gesinnung für Mathias, der römische Legat unterließ nicht, das arme Land mit Interdict zu belegen; so hatten die Böhmen einen katholischen König und doch keinen Frieden mit Rom. Prag entbehrte noch immer eines Metropoliten und der bedeutendste Kirchenfürst, Bischof Protas von Olmütz, hielt fest zum Könige von Ungarn. War ein großer Theil des Volkes utraquistisch, so geriethen die katholischen Anhänger Wladislaws in Gefahr, gleichfalls mit Rom zu zerfallen. In solcher Zeit der Verwirrung und Intrigue, inmitten eines Kampfes der mannigfachsten widerstreitenden Interessen und religiösen Grundsätze, saß auf dem Throne von Böhmen ein unerfahrener Jüngling, in schwachen Händen die Zügel haltend, mit denen er ein kräftiges, von den Leidenschaften des Jahrhunderts bewegtes, in sich uneiniges und vielfach zerklüftetes Volk lenken, dem er die Segnungen des lang entbehrten Friedens schenken sollte. Den Katholiken zu wenig katholisch, den Utraquisten ein Papist, vermag der Aermste keine der Parteien an sich zu fesseln. Bald wird er eine Beute der Feudalen, die ihn berathend umgeben, ihr eigenes Standesinteresse zu befriedigen suchen und dem jungen Könige planmäßig die Sympathien des utraquistischen, demokratisch gesinnten Volkes entziehen. So waren Unruhen im Innern nicht selten, welche in den Streitigkeiten der Gemeindeglieder mit den Magistrats-

Digitized by Google

behörden neue Nahrung fanden. Die Gräuel, welche auf beiden Seiten im sogenannten schlesischen Kriege verübt wurden, sind Beweise für die Entartung und Entsittlichung eines Geschlechtes, dem die Begriffe von Treue, Vaterlandsliebe und Menschlichkeit gänzlich abhanden gekommen zu sein scheinen. Erst Hunger, Frost und endlich Pest nöthigten zu Friedensunterhandlungen, welche mit dem Vertrage von Breslau ihren Abschluß fanden.

Der Breslauer Friede und die ihm folgenden Landtage von Prag und Brünn sprachen „die Zweispaltung der böhmischen Krone" aus. Palacky steht nicht an, dies als ein Zeichen tiefen Verfalles zu betrachten und knüpft daran eine höchst interessante Betrachtung der sittlichen und moralischen Zustände seines Volkes. Dem besonnenen Raisonnement des Geschichtschreibers ist eine leise Klage des Patrioten beigemischt, die dem Ganzen eine gewisse lebhaftere Färbung ertheilt:

„Jenes Volk, welches vor einem halben Jahrhunderte der ganzen Welt rühmlich widerstanden und seine Feinde zum Frieden unter unerhörten und für unmöglich gehaltenen Bedingungen gezwungen hatte, war jetzt in einen solchen Verfall gerathen, daß es selbst die Hand zu dieser Theilung und somit zur Vernichtung seiner staatlichen Einheit bot. Woran lag die Schuld dieser unseligen Veränderung?

Noch immer hielt man die Böhmen bisher für das kriegerischste Volk in Mitteleuropa und für Meister in der Kriegskunst, obgleich die denkwürdigen Siege der Schweizer über große Feudalheere die Aufmerksamkeit in diesen Dingen auch anderswohin, je weiter, desto mehr gelenkt hatten; auch Mathias' erste Kriegsleute waren nicht Ungarn, sondern Böhmen und Mährer. . . . Warum war die Kraft und Wirksamkeit des böhmischen Heeres jetzt gleichsam Null geworden?

Man muß erkennen und bekennen, daß die jetzige Calamität tiefere Wurzeln hatte, daß die Vorzüge und Tugenden, welche in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts aus den Böhmen das Wunder der Welt gemacht hatten, sich je weiter desto mehr verloren, und daß der thätige Geist des Fortschrittes, zugleich der Geist einer überlegenen Cultur, sich von dem Volke abwandte und zu seinen Nachbarn und Feinden überging.

Jener Geist des Fortschrittes und der Initiative überhaupt, der im Beginne des Jahrhunderts so viele unerhörte Thaten vollbracht hatte, war in der geistigen Abgeschlossenheit der Utraquisten, unter der Herrschaft einer noch strengeren Autorität, als man sie anderswo finden konnte, allmälig erschlafft und verdumpft. Selbst in der Kriegskunst waren die Böhmen seit Zizka's und Prokops Zeiten nicht vorwärts geschritten, denn der Rigorismus der Calixtiner setzte dem geistigen Aufschwunge und freieren Blicke noch größere Schranken als selbst die römische Kirche; was damals noch von Fortschritt auf religiösem Gebiete übrig blieb, flüchtete sich zu der zwar edleren, aber geistig einigermaßen beschränkten Unität der böhmischen Brüder, welche man Pikharten schimpfte. Es giebt nichts langweiligeres, als die polemischen Schriften aus diesem Zeitraume, in denen sich die geistige Armuth beider Parteien begegnete. . . ."

Digitized by Google

Die humanistischen Studien, welche sich besonders durch die Verbreitung der Buchdruckerkunst hoben und die großen überseeischen Unternehmungen des westlichen Europa wurden die heilspendenden Quellen, durch die sich der gesammte Gedankenkreis der damaligen Zeit belebte und erweiterte, von denen sich aber die Utraquisten beinahe absichtlich fern hielten. Darum offenbarte sich auch die geistige Regsamkeit und die mit ihr verbundene Initiative, wenn auch in geringem Maßstabe, so doch immer mehr bei der römischen Partei, während bei den Utraquisten die geistige Trägheit durch die herrschende Unfreiheit und Beschränktheit der Gedanken zunahm und sie zur Barbarei zurückschritten; wie leer nun auch der Ideenkreis des Volkes wurde, so nahm deßwegen die Leidenschaft in keiner Weise ab. Aber es erstehen keine Helden da, wo der schlummernde Geist gebannt ist in das enge Geleise einer alltäglichen Einförmigkeit. Darum vermißt man auch schmerzlich jenen Schlag ausgezeichneter Männer, welche der Zeit zum Vorbilde dienen, dem Volke den Weg bahnen und es in den unvermeidlichen Ringkampf führen konnten."

Um diese Zeit starb Karl der Kühne von Burgund; um die Hand der schönen und reichen Maria warben „Freier ohne Zahl", die Luxemburger forderten Wladislaw auf, sich um Mariens Hand zu bewerben, Wladislaw schickte eine Gesandtschaft nach Luxemburg, um die Sachlage zu erforschen, allein die weiteren Schicksale des böhmischen Königs in seiner Eigenschaft als Heiratscandidat sind unbekannt geblieben.

Ein neuer Krieg brach aus, der zum Nachtheile Wladislaws endete und „mit dem Ofner Frieden und dem Tage von Olmütz war Böhmen auf die niedrigste Stufe seiner Macht gesunken". Nicht einmal das Schwesterland Mähren richtete seine Blicke nach dem böhmischen Throne. „Von dieser Zeit an", sagt Palacky, „verliert die Geschichte Böhmens einen großen Theil ihrer Bedeutung, wenigstens was ihre auswärtigen Beziehungen betrifft. Seit die internationalen Verhältnisse fortan in Europa sich ohne sichtlichen Einfluß und Theilnahme der böhmischen Könige entwickelten, seit böhmische Kriege auch deßhalb unmöglich wurden, weil die Böhmen selbst nie auf Eroberung und Beherrschung der benachbarten Völker bedacht waren, seitdem beschränkt sich unsere Geschichte auf die bloße Heimat und trägt zur Aufhellung der auswärtigen Verhältnisse ebensowenig bei, als diese mit ihr in wechselseitiger Beziehung stehen."

Im Folgenden setzt Palacky die Erzählung der Begebenheiten bis zum Erscheinen der Wladislaw'schen Landesordnung (1500) fort. Die zweite Abtheilung dieses Bandes, deren Erscheinen baldigst zu erwarten ist, wird, wie dies die Vorrede unerbittlich verkündet, mit den Begebenheiten des Jahres 1526 das ganze Werk des Nationalhistorikers abschließen. H. M. R.

Digitized by Google

Neuere Lyrik.

(Zweiter Cyklus.)

Dritter Artikel.

Wenn uns Emanuel Geibels Gedichte die abgeleitete Lyrik in einer glänzenden Gestalt, Theodor Storms Gedichte die ursprüngliche Lyrik in einer lieblichen Umfriedung veranschaulicht haben, so können uns die Gedichte Friedrich Bodenstedts und Karl Lemcke's die Schattenbilder beider Arten versinnlichen. Was jene sind, das möchten diese werden Aber es ist keine von innen heraus treibende Kraft, welche diese Mittelgeschöpfe hervorbrachte, so zu sagen auf den unvollkommenen Organisationen ausruhend, um sich dann zu höheren weiterzutasten, sondern es ist der Kitzel des Machenwollens, der hinter dem Rücken der Natur zu den ihr ähnlichen Leistungen anspornt.

Von Friedrich Bodenstedt liegen „Ausgewählte Dichtungen" vor (Berlin, Verlag der k. geh. Oberhofbuchdruckerei). Also das hält der Verfasser für sein Bestes — sagte ich mir, nachdem ich mich überzeugt hatte, wie wenig Gutes in der Sammlung enthalten sei. Weder die Erfindung, noch der Ausdruck, noch der Mensch haben in Bodenstedts Gedichten was sonderlich Fesselndes; Gedanken und Empfindungen, die schon viele Herren gewechselt haben, sind hier wieder der scandirenden Botmäßigkeit unterthan. Wie viele namenlose Lyriker, welche mit ihren Manuscripten den Verlegern erst drohen oder schon nahen, dürften den Erfolg Bodenstedts beanspruchen, wenn eine Forderung an die Theilnahme des Publicums vernünftigerweise überhaupt zu stellen wäre Aber nicht darüber mag man sich füglich wundern, daß Gedichte, denen ein kärglicher Werth innewohnt, für eine Weile die Aufmerksamkeit des Tages erregten; ist dieses Schauspiel doch kein überraschendes und gab doch längst Chamford den Grund solcher Erscheinung an, indem er sagte: „Ce qui fait le succès de quantité d'ouvrages est le rapport qui se trouve entre la médiocrité des idées de l'auteur et la médiocrité des idées du public Nein, die Thatsache ist bei Bodenstedt deßhalb auffallend, weil der Erfolg seiner schwächlichen poetischen Arbeiten in keiner bestimmten Strömung des Zeitgeschmackes, der ihnen entgegengekommen wäre oder dem sie gehuldigt hätten, die angemessene Erklärung finden kann. Sie haben kein vorübergehendes Bedürfniß des Publicums befriedigt, sie haben keiner Parteistimmung gedient, sie haben kein apartes Gelüste gestillt, wie gewisse politische Gedichte, wie die Sachen Oskars v. Redtwitz und Otto Roquette's; sie sind niemals in die unsichtbare Gemeinde gedrungen und wissen trotzdem von einem gewissen Lärm und Anwerth zu erzählen, den sie verursacht und gefunden haben. Das ist eines der litterarischen Räthsel, auf welche wir in der Geschichte unserer Dichtung ab und zu stoßen. Schon die „Lieder des Mirza-Schaffy" standen rück-

Digitized by Google

sichtlich ihres dichterischen Gehaltes nicht in richtigem Verhältniß zu der Bewunderung, die ihnen gezollt wurde. Denn ihre monotone Weisheit hält die Vergleichung mit der Rückert'schen Bramanenlehre nach meiner Meinung nicht aus, und nach der Gefühlsseite muß ich ihr die volleren Töne des ohnehin überschätzten „Hafis" von Daumer unbedingt vorziehen. Nun gar diese „Ausgewählten Dichtungen"! Das Buch sollte heißen: „Das Geheimniß der Reminiscenz", da es den Schlüssel birgt, wie jemand mit Versen, welche meist wiederholen, was von vielen Anderen eben so gut und theilweise viel besser gesagt worden, sehr hübsche Wirkungen erzielen kann.

Lieder, Sinngedichte und Sprüche, Sonette, Zeit- und Gelegenheitsgedichte, Volksweisen, Aus dem Morgenlande, die Rose von Tiflis, Aus dem Buche Edlitam, Aus dem Divan des Abbas-Kuli-Chan und Verschiedene: das sind die Ueberschriften der lyrischen Abtheilungen. Doch dem bunten Wechsel der Stimmungen und Tonarten, den sie vermuthen lassen, entsprechen jene Bezeichnungen nicht. Wie sich die Leute gewöhnt haben, ihre Wohnung in Schlaf-, Speise- und Gesellschaftszimmer zu theilen, ohne sich in der Regel an die inneren Motive, welche diese äußeren Unterscheidungen anzeigen, zu halten, so haben sich auch die Lyriker gewöhnt, ihre Gedichte in einer stereotypen Weise von einander zu scheiden und zu gruppiren. Nun ist Friedrich Bodenstedts Phantasie im Liede nicht leichter beschwingt, als im Sinngedicht, in der Volksweise nicht unbefangener als im vorsichtigen Sonett, und der Leser denkt daher — um in dem gebrauchten Bilde zu bleiben — an den Familienvater, der beinahe stets und am liebsten in seinem Schlafzimmer sitzt und der sein unnöthig creirtes Gesellschaftszimmer eigentlich nur aus dem Grunde hat, damit er den Kindern verbiete, sich darin zu tummeln, und damit seine Nachbarn wissen, daß er es hat.

Die Sammlung Bodenstedts eröffnet mit einem Gedicht, das in wehmüthig angehauchten Strophen den Lebenslauf des Autors innig, ungeziert betrachtet. Die darauf folgenden Gedichte sind herzlich unbedeutend. Daß der Frühling, der den Schnee schmilzt, im Menschenherzen den Wunsch rege macht, nun auch ein friedliches Dasein zu führen, das singt Bodenstedt seinen Vorgängern schlecht und gerecht nach Ist ihm bei der Wendung: „Still, vom reinsten Morgenglanz umwoben ruht die Welt — vergiß nun Leid und Weh!" nicht Uhlands Lied: „Die linden Lüfte sind erwacht" in den Sinn gekommen? Wie vermochte er weiter zu singen! — Was sind das für ausgetretene Pfade, in denen „Der Alpenjäger" sich bewegt! und das „Herbstlied", wie wagt sich noch eine so triviale Elegie auf den scheidenden Sommer aus der lyrischen Asche hervor! Des „Kriegers Sterbelied" plätschert in der Empfindung, aus welcher „Der gute Kamerad" unsterbliches Leben getrunken. Das Gedicht: „Ach, wie oft ward ich betrogen" will kindlich liederhaft thun und bringt es doch nur zum trockenen Reflectiren. — Die Sinngedichte und Sprüche enthalten Wahrheiten, wie diese: daß man um so weniger flunkert, je wahrer man liebt, daß man um so bescheidener wird, je höher man steigt, daß die ungeprüfte Tugend kein Lob und jene Weisheit keinen Preis verdient, welche

Digitized by Google

sich nicht im Leben erwiesen hat, daß man nicht fechten lernt ohne Schwert, nicht reiten ohne Pferd, daß Wohlthun eigenes wie fremdes Glück schafft, und daß nur der glücklich ist, der glücklich macht. Wer möchte nicht all' die Sprüche unterschreiben, vorausgesetzt, daß sie ihm nicht bereits zur Unterschrift vorgelegt worden! Dafür könnten Einwände gegen die Stichhaltigkeit nachstehender erhoben werden:

Auf Nichts mehr sich freuen,
Auch Nichts mehr bereuen,
Das Alte versenken,
An Neues nicht denken:
Wohl Mancher versucht' es und fand es zu schwer,
Und wem es gelungen, der lebte nicht mehr.

Irre ich nicht, so hat Spinoza durch sein Leben selbst bewiesen, daß man kein todter Mann zu sein braucht, um diese regungslose Stille in sich genießen zu können. Und ein wunderschöner Spruch von Hieronymus Lorm lautet:

Zwischen Heil und Unheil schweben,
Gleich gestimmt für Tod und Leben,
Ist das höchste Glück;
Nichts mehr hoffen, nichts mehr wollen
Giebt auf Erden schon den Schollen
Ihren Theil zurück.

In dem Stücke „Das Walten des Schicksals" wird der Gedanke, aus welchem Hans Sachs seine schöne Parabel „St. Peter und die Geis" geholt, zu einem länglichen Spruche ausgedehnt. In „Schön und häßlich" passirt es Bodenstedt, ein Bild anzuwenden von so anwidernder Ungeheuerlichkeit, daß der Leser entsetzt zurückweicht:

Wer durch die Brille der Liebe schaut,
Der hat den Blick der Musen
Und hält den Buckel seiner Braut
Für einen zweiten Busen.

Die Sonette sind steif, klanglos; die vierzehnzeilige Fessel schnürt den Gedanken die Kehle zu. Eines der Sonette besingt Hermann Lingg in Ausdrücken platter Ueberschwänglichkeit; Fürst des Gesanges, Urquell ewiger Gedichte, Priester am Altar des Schönen: solche Tropen verschmäht es nicht. Wie ein Labetrunk nach schwerer Leibesarbeit mundet einem das Gedicht: „Am Neujahrsmorgen 1858", S. 116, und zwar nur deßhalb, weil es mit der Dürre der übrigen verglichen, etwas frisch und einfach Empfundenes vorstellt. Die Stücke „Hugin und Munin", „Radbod", „Der Römerknabe", „Augustus", „Ballade vom treuen Ritter und der spröden Maid" sind entweder allegorisch ausgebeutete Geschichtchen oder gleichgültige Anekdoten oder schlaffe Romanzen, bei denen man sich fragt, warum der arme und armselige Stoff aus seinem Prosaschlafe aufgestört worden. Der Cyklus „Zeit- und Gelegenheitsgedichte" beginnt mit einem Fehdebriefe gegen die

Digitized by Google

„Stoff- und Kraftphilosophen", der die Irrthümer der Büchner und Consorten mit Altweibergründen zu bekämpfen sucht.

Es giebt nur Einen Glauben, Eine Philosophie.
Wir unterscheiden uns durch Nichts vom lieben Vieh!

Ist das nicht ein Almosen philosophischen Hohns! Und die Schlußmoral:

Wer selbst nicht schaffen kann, begreift auch keinen Schöpfer —
Hat je ein Topf gekannt, der ihn geformt, den Töpfer?

Thu' Geld in Deinen Beutel! meint Jago. Den politischen Scharfblick Bodenstedts bekundet das Eine Wort von „Englands Roastbeefwuth". Die „Volksweisen" und die orientalischen Gedichte haben die Koketterie der Einfalt und die Turbanfarben östlicher Pracht. Wer einmal das kleine Zigeunerlied im Daumerschen „Hafis" vernommen hat: „Verstecke Deine Brüste, Kind", der wird sich an dem Cimbal, der hier erklingt, nicht sehr erbauen, und wer Bodenstedts Werk: „Tausend und ein Tag im Orient" aufrichtig schätzt, der wird bedauern, mit Vers und Reim belastet zu sehen, was bei Bodenstedt ohne diese Gedichte weitaus schmucker und gelenker zur Erscheinung kam. Denn Bodenstedt denkt nicht im Rhythmus der gebundenen Sprache und empfindet nicht im holden Gleichklang der Sylben. Eben weil bei Bodenstedt die dichterische Form nichts Immanentes ist, geräth er so leicht in das unfreiwillige Nachahmen der Formen Anderer. Dem Gedicht „Der Terek" (S. 207) merkt man es auf hundert Schritte an, daß es mit „Mahomeds Gesang" Umgang gepflogen. Das einzige Gedicht unter den orientalischen, das aus der Anschauung geboren ward, dünkt mir „Der Gesang der Winde" S. 233.

. . Wir wandeln gestaltlos
Himmelauf, Erdenab,
Und finden nicht Ruhe
Und finden kein Grab.
Gieb uns Deine Gestalt, Mensch!
Gieb uns Deine Geberde,
Daß wir leben und sterben
Wie Du auf der Erde!
Wir müssen ewig wehen,
Bringen Tod und Verderben;
Wir müssen sterben sehen,
Und können selbst nicht sterben! . .

Zur Unvollkommenheit und Unbeholfenheit der künstlichen Lyrik bei Bodenstedt bildet die künstliche Nonchalance der Lyrik Karl Lemcke's ein unliebsames Seitenstück. Mit einem Bande „Lieder und Gedichte" (Hamburg, Hoffmann u. Campe) ist dieser Poet aufgetreten und hat sich, wie ich weiß, schon die Gunst Vieler erobert, deren Urtheil in Sachen der Kunst Beachtung verdient. Da es ein „Werdender" ist, dessen Gedichtsammlung mir vorliegt, so gebe ich selbst durch obige Bemerkung dem verständigen Leser gerne einen Anhalt, die abfällige Meinung, die

Digitized by Google

ich vorbringen will, mit etwas Reserve aufzunehmen. Doch soll damit auch nicht im entferntesten angedeutet sein, daß sich meine abfällige Meinung unsicher fühlt; sie hat kein böses Gewissen.

Lemcke's Gedichte sind naturlos. Sie singen, besser sie wollen singen, wie dem Volksliede der Schnabel gewachsen ist. Sie sind in ihrer Künstlichkeit, z. B. Geibel gegenübergestellt, entschieden im Nachtheil. Denn was der vornehmen Poesie eines gereiften Dichters unter Umständen frommen kann, das kommt nicht auch der volksthümelnden Poesie, welcher kaum der erste Flaum ums Kinn sprießt, zugute. Aus der zweiten Hand leben, wenn diese zweite Hand Homer, oder Phidias oder Rafael heißt, das geht an; doch wenn dieselbe ein von der empirischen Natur nicht einmal noch vollständig losgelöstes Gebilde ist, wie das Volkslied, das scheint mir ein mißlich Ding Mit dem Auge des Sophokles die Welt anschauen, in die Formen einer abgeschlossenen großen Culturepoche den individuellen Gedanken- und Empfindungsgehalt leiten wollen: das hat seine Berechtigung, das kann zu glänzenden Leistungen führen, wenn noch andere Momente zusammenstimmen, wie ich bei Geibel nachzuweisen suchte. Aber dem Volksliede gleich in die Welt gucken, dessen abgebrochene Laute nachstammeln, dessen anscheinend linkische Geberden nachahmen wollen: das ist verkehrt, das kann niemals poetisch gute Früchte tragen. Die Gedichte Lemcke's bezeugen es wieder auf das schlagendste. Lemcke greift daher fort und fort zu den Aeußerlichkeiten des Volksthümlichen, was schon an Bürger, der doch den Volkston hatte, so herb getadelt wurde; er überbietet das „Hop, Hop" der „Lenore" mit „Tanderadei" und „Ju ja ju", so daß man sich häufig selbst nach der Etikette der dichterischen Sprache sehnt. Und überdies verwechselt Lemcke oft das Burschikose mit dem Volksthümlichen, wie denn diese Gedichte mehr an Commers- und Turnerlieder als an des „Knaben Wunderhorn" erinnern. Drängt sich bei Lemcke das Burschikose irgendwo seiner selbst willen hervor — denn es klopft auch nicht selten unangemeldet in volksthümlicher Verkleidung an — so macht es den Eindruck des Albernen. Hic, hæc, hoc, zerrissen ist mein Rock, qui, quæ, quod, ich bin mir selbst ein Spott, ille, illa, illud, ich sinne im Caput: das sind die Reverenzen eines „fahrenden Scholasten" in dem Liede „Noth"; „Jetzt hab' ich schon zwei Jahre lang in der verdammten Ki, Ko, Ka, in der Kasern gelegen": diese faden Anfangszeilen wiederholen nach einander fünf Strophen des Liedes „Marschiren"; das „Philisterlied" ist auf den Witz „Potz Doria zum Gloria" versessen. Ich habe noch nie Gedichte gelesen, die mir ein ärgeres moralisches Uebelbefinden verursacht hätten, als diese. Wenn das Humor ist, dann gehört auch das Feuerfressen zu den schönen Künsten.

Die „Lieder im Volkston" sind äußerlich und heucheln Freiheit, wie Gurli Unschuld und wie die falsche Dorfgeschichte Herzensfrieden heuchelt. Mit „Erbarmen hin! Erbarmen her:", „Mein schwarzbraun Mädel weinet", „Die Kellnerin thut mich lieben" und Aehnlichem ist's nicht gethan Diese Manieren der Ursprünglichkeit nehmen sich nicht minder langweilig und pedantisch aus als die Menuettschritte der antiken Lyrik des 18. Jahrhunderts. Da ladet man sich lieber gleich

Digitized by Google

bei „Frau Schnips" zu Gaste, weil es dort wenigstens lustiger hergeht. Was der alte Gleim in seinen „Grenadierliedern" und später Arndt und Schenkendorf mit einem Enthusiasmus, den das jüngst Erlebte anblies, gesungen, das setzt uns Lemcke in jener conventionellen Soldatenweise vor, welche zum Trödel der Roßbach-Lyrik zählt.

„Hans Ziethen, Hans Ziethen, der saß auf's Pferd,
Hußaren, ich habe den Feind gehört.
Ich hört' auf 'ne Meile sein Singen und Schrei'n,
Die Parlezvousfranzosen, die müssen es sein;
Sie kommen mit Trommeln gegangen,
König Friedrich wollen sie fangen,
Spaziergang nennen sie's über den Rhein,
Potz tausend, da müssen wir auch bei sein,
Hußaren! Hußaren!

Ich finde in diesen patriotischen Tönen nicht mehr, als in den Gedichten Scherenbergs, des Leibdichters preußischen Ruhms, und ohne Vergleich weniger als in Theodor Körners Leyer- und Schwertliedern.

Die Gedichte, wo Lemcke das Liebes- und Naturleben feiert, haben der Mehrzahl nach einen matten Puls und eine schwache Sinnlichkeit. Als besondere Ausnahmen hievon hebe ich die Stücke hervor: „Nach Blankenese", S. 210, und „Heimkehr", S. 250; in dem zweitgenannten beirrt nur das „blaue Taubenpaar". Das Lied S. 260, welches mit den schönen Versen beginnt: „Du gehst aus meinem Herzen, wie der Sommer aus der Welt" und welches dann abstract wird, scheint uns die Wahrheit des Sprüchwortes einschärfen zu wollen, daß Eine Schwalbe noch keinen Sommer macht. Anklänge an Bürger, Uhland, Heine und Wilhelm Müller sind bei Lemcke in Hülle und Fülle anzutreffen. Als ich den Refrain „Ja wandern, ja wandern" in dem Lemcke'schen Liede „Frühjahrswandern" las, da jubilirte die Melodie Schuberts in die kleinlauten Strophen hinein, als ob diese ein ihr untergeschobener Text geworden wären. Bei den Reminiscenzen aus Uhland und Heine wiederfuhr mir so Liebes nicht. Die Versbildung der Lemcke'schen Gedichte ist hart, die Sprache dünn und reizlos in den Caesuren, „dieses geheime Athemholen der Muse, dessen kürzeres oder längeres Anhalten nur derjenige kennt, der in ihren Armen träumte".

Emil Kuh.

H. Hettners Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

(3 Theil, 2. Buch. Braunschweig 1864, Vieweg.)

Der vorliegende neueste Band von Hettners Litteraturgeschichte umfaßt das Zeitalter Friedrichs des Großen, wie er es nicht unpassend nennt, d. h. die Zeit

Digitized by Google

von dem entschiedenen Unterliegen Gottscheds bis zur Sturm- und Drangperiode: die Vierziger, Fünfziger und Sechsziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Behandlungsweise des Verfassers ist im Wesentlichen dieselbe geblieben. Die Vorzüge, die wir an ihm kennen, sind dieselben geblieben, aber auch — ich will es nicht verschweigen — die Mängel.

Hettners Buch ist vortrefflich, wenn man es als eine Besprechung litterarischer Gegenstände in geschichtlicher Folge betrachtet. Es sinkt bedeutend im Werthe, wenn man den Maßstab der Geschichtswissenschaft anlegt. Und ich will um so eher gerade diesen Maßstab anlegen, als man ihn selten bis jetzt angelegt hat. Die Litteraturgeschichte darf sich nicht entreißen lassen, was bereits ihr Besitz war. Wir können es einem Litterarhistoriker nicht vergeben, wenn sein Buch trotz einzelner feinen und berichtigenden Bemerkungen im Ganzen und Großen, in dem allgemeinen Standpunkt der historischen Betrachtung ein Rückschritt hinter Gervinus ist.

Hettners Litteraturgeschichte erfüllt nur wenige der Forderungen, die wir an ein historisches Werk zu stellen berechtigt sind.

Die historische Grundkategorie, hat man mit Recht gesagt, ist die Causalität. Keine noch so treue und gewissenhafte Erforschung der Thatsachen, keine noch so lichtvolle und sinnige Sonderung und Gruppirung des Stoffes kann den Historiker der Pflicht entheben, die Ursachen dessen zu ergründen, was geschieht. Der Hauptfehler Hettners ist die mangelhafte Motivirung. Gerade hierin konnte er über Gervinus hinausgehen, gerade hierin ist er hinter ihm zurückgeblieben.

Er lehnt solche Motivirung einmal ausdrücklich ab. Es wäre ein nutzloses Beginnen, meint er, das Wesen der Anakreontiker auf „tiefere culturgeschichtliche Grundlagen" zurückführen zu wollen. Erstaunt fragen wir: weßhalb? Hettner hält uns Aeußerungen einiger Anakreontiker entgegen, welche ausdrücklich jede Vermischung des Poeten und des Menschen abwehren und dagegen protestiren, daß man aus ihren Versen auf ihre Gesinnungen schließe. Er hält uns eine Aeußerung Gleims entgegen, wonach das einzige Motiv der anakreontischen Dichtung die Absicht gewesen wäre, reimlose Verse in Aufnahme zu bringen, und die Meinung, durch Gedichte scherzhaften Inhalts würde diese Absicht am leichtesten zu erreichen sein. Aber was den ersten Punkt anbelangt, so ist die eigenthümliche Feigheit oder Lügenhaftigkeit jener Dichter, welche nicht beim Wort genommen sein wollen, eine Erscheinung für sich, die ihre eigene Erklärung fordert. Und was den zweiten Punkt betrifft, so muß dem Litterarhistoriker von heute nicht ein kurzsichtiges Urtheil Gleims darum Autorität sein, weil Gleim dabei von sich selbst redet. Gesetzt auch, die Gesinnung jener Dichter wäre völlig abgetrennt gewesen von den Gedanken ihrer Poesien; gesetzt, ihre Phantasie hätte sich nicht mit Vorliebe auf demselben Gebiete bewegt, auf welchem sich ihre Gedichte bewegten — was doch so unwahrscheinlich als möglich ist — so enthielten gleichwohl schon Gleims Worte selbst das Zugeständniß, man habe Rücksicht auf einen bestimmten Geschmack des Publicums genommen. Und daß der Erfolg „über Erwarten" günstig gewesen sei, läugnet auch Hettner nicht Daß Gleims Lieder nicht bloß in Aller

Digitized by Google

Händen, sondern auch in Aller Gedächtniß waren, bezeugt Lessing. Ist aber die Thatsache jenes Geschmackes des Publicums, die Thatsache jener Rücksichtnahme, die Thatsache dieses Erfolges keiner tieferen culturhistorischen Begründung werth?

Offenbar würde sich Hettner solchen einfachen Erwägungen nicht verschlossen haben wenn das Streben, die Geschichte als eine lückenlose Kette von Ursachen und Wirkungen anzusehen, lebhafter in ihm entwickelt wäre. Er fühlt sich aber z. B. versucht, den griechischen Glauben an vom Himmel gefallene Götterbilder auf Winkelmann anzuwenden. Unerklärlich in seinem Ursprung, scheint er ihm „wie ganz aus sich selbst herausgewachsen". Die Schwierigkeit, große Männer zu begreifen, steigert sich mit der Spärlichkeit der Lebensnachrichten, die uns von ihnen zufließen. Wer über sich selbst gedacht hat, wer sich selbst ein Problem war, der hat auch die Welt weniger im Dunkel über sich gelassen. Darum ist uns Goethe verhältnißmäßig so durchsichtig. Bei Winckelmann sind wir weit schlechter gestellt: eine um so interessantere Aufgabe erwächst der Geschichtschreibung. Auf Urkundlichkeit muß sie oftmals verzichten. Aber es giebt eine klare und sichere Kühnheit der Combination und Construction, welche, je entlegener die Zeiten, desto häufiger eintreten muß, und welche urkundliche Kenntniß niemals vollständig, aber doch bis zur Befriedigung des historischen Geistes ersetzen kann. Diese Befriedigung wird erreicht mit der Denkbarkeit des Geschehenen. Daß ein großer Mann nicht „mit einer gewissen Naturnothwendigkeit aus den herrschenden Bildungszuständen herauswachse", daß er nicht „die reife Blüthe und Frucht einer still keimenden, lange vorbereiteten Entwicklung" sei, wie Hettner von Winckelmann im Gegensatze zu Goethe und Schiller meint, ist undenkbar. Wie spärlich auch die Thatsachen seien, die für eine historiische Motivirung der Erscheinung Winckelmanns vorliegen, immer wäre schon ihre Aufzählung vorläufig wichtiger gewesen, als die blendende Phrase, durch welche jetzt Winckelmann eingeführt wird und deren Glanz die stark auf das Formelle gerichtete Einbildungskraft des Verfassers keinen Widerstand geleistet hat.

Die wahre Methode litterarhistorischer Forschung geht von den überlieferten Schicksalen und von der schärfsten Analyse des geistigen Inhaltes der Individuen aus; sucht aus jenen die natürlichen Anlagen und äußerlichen Lebensbedingungen, aus dieser die treibenden Einflüsse am Einzelnen zu erspähen; steigt durch die Zusammenfassung des Verwandten, das sich bietet, zu einem realen Allgemeinen auf, und stellt dieses als bewegende Kraft hin, deren Entstehung aus einer Summe individueller Leistungen ein weiteres Object der Forschung, ein vorausgehendes Moment der Darstellung bildet. Vergebens suche ich diese Methode bei Hettner. Anstatt jenes realen Allgemeinen stoße ich wiederholt auf ein unwirkliches und unwahres Allgemeines, welches den obersten Gesichtspunkt seiner Erzählung ausmacht. Es ist der Gegensatz der Renaissance oder des hohen und idealen Kunststyls und der Volksthümlichkeit.

Noch der Streit Gottscheds und der Schweizer soll seinem innersten Wesen nach ein Kampf jener Gegensätze, und das Streben unserer großen Dichter seit

Digitized by Google

Klopstock auf dieser Gegensätze Vermittlung gerichtet, ihre verschiedene Kunstweise der verschiedene, bald weniger, bald mehr gelingende Versuch jener Vermittlung sein. Mit solchen Verallgemeinerungen, solchen Reductionen eines überreichen historischen Lebens auf ein paar Begriffe schwankenden und wechselnden Inhalts befindet man sich auf dem Wege zu eben der teleologischen Geschichtsbetrachtung, gegen welche Hettner selbst gelegentlich ein scharfes Wort fallen läßt.

Die psychologische Analyse darf und muß jederzeit hinausgehen über die Formen, in denen das geistige Leben sich äußert, und die unwandelbaren Grundkräfte der menschlichen Seele zu belauschen suchen. Aber die Form der Aeußerungen darf nicht durch Abstraction zu einer anderen gemacht, und am wenigsten diese Abstraction für das innerste Wesen der historischen Erscheinungen ausgegeben werden. Wer unter den bewegenden Ideen noch sonst etwas versteht, als die Gedanken, welche in einer Zeit laut werden, der muß entweder zur „Philosophie der Geschichte" sich bekehren oder zu der Annahme einer unmittelbar eingreifenden Leitung sich bequemen. In beiden Fällen wird er den Boden der Empirie ohne Noth verlassen. (Schluß folgt.)

Kurze kritische Besprechungen.

Holtzendorff, v.: Kritische Untersuchungen über die Grundsätze und Ergebnisse des irischen Strafvollzuges. Berlin 1865.

—r. Die Streitfrage über die beste Art des Strafvollzuges ist in eine neue Phase getreten. Den Gegensatz von Collectiv- und Einzelhaft hat die wissenschaftliche Controverse schon seit geraumer Zeit von der Tagesordnung abgesetzt. Der Sieg des Einzelhaftsystems schien bis vor kurzem auf dem Continente in naher und sicherer Aussicht zu stehen. In der Theorie war die Herrschaft des Principes der Einzelhaft eine fast unbestrittene geworden, wenn auch die Praxis sich mit der Durchführung desselben nicht eben sehr beeilte. Da tritt denn nun ein jüngeres System in den Kampfplatz ein, welchen die Einzelhaft der alten Collectivhaft abgerungen, das System „des graduirten Strafzwanges", welches in Irland seit mehreren Jahren mit Erfolg durchgeführt wird und in Deutschland an Holtzendorff einen entschiedenen Vertreter fand. Ohne auf die Einzelheiten des irischen Gefängnißwesens einzugehen, wollen wir hier zum Zwecke rascherer Orientirung nur bemerken, daß demselben folgende vier Stadien des Strafvollzuges zu Grunde liegen: 1. Einzelhaft von 8 bis 9 Monaten; 2. öffentliche Zwangsarbeit mit gemeinsamer Haft von einer zur Strafzeit proportional bemessenen Dauer und geregelt nach dem Principe progressiver Classification; 3. Zwischenanstalten als nächste Vermittlung des Ueberganges zur Freiheit; 4. bedingte Freilassung auf Widerruf, gegen Urlaubsschein und Polizeiaufsicht. Das Vorrücken des Sträflings in Stufe 3 und 4 hat gutes Verhalten desselben zur Voraussetzung. Ordnungswidriges Benehmen zieht Zurückversetzung nach sich.

Den unbegründeten Angriffen gegenüber, welche gegen das irische System namentlich von Röder in Heidelberg, „einem Fanatiker der unbefleckten Einzelhaft" geführt

Digitized by Google

worden, tritt Holtzendorff mit der erwähnten Abhandlung in die Schranken. Die Kritik der Röder'schen Einwendungen ist zermalmend, wie nur je eine Kritik gewesen ist. Der Verfasser betrachtet seinen Gegner „als ausgeschieden aus der Reihe derjenigen, welchen gegenüber die Duellregeln der wissenschaftlichen Polemik beobachtet werden müssen" und ist die Gründe dieser Erklärung nicht schuldig geblieben.

Auf das der Einleitung folgende Capitel: „Die litterarischen Kenntnißquellen des irischen Systems", können wir uns der Natur der Sache nach hier nicht näher einlassen. Doch sei hervorgehoben, daß der Verfasser die amtlichen Berichte der Gefängnißbehörden und die im Auftrag der englischen Regierung veranlaßten, dem englischen Parlamente vorgelegten Ermittlungen als die Hauptquellen für die Kenntniß des irischen Strafvollzuges benützt.

Eine Fülle interessanten Materials bildet Abschnitt 3, welcher die „thatsächlichen Verhältnisse" des irischen Gefängnißwesens in dessen vier Stadien beleuchtet. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die Zahl der Rückfälle in Irland 11.09 pCt., in England 24.3 pCt. der aus den Gefängnissen entlassenen Personen beträgt, ein Resultat des irischen Systems, welches in der That „beispiellos" genannt werden darf, wenn man in Betracht zieht, daß — wie der Verfasser des Näheren ausführt — die äußeren Bedingungen der Concurrenz zwischen den Gefängnißbehörden Englands und Irlands wesentlich zu Ungunsten des irischen Systems beschaffen waren.

Das Grundprincip des irischen Systems bildet der abgestufte Strafzwang, welcher den Willen des Gefangenen widerstandsfähig macht gegen die Anreize und Versuchungen, denen er bei seinem Wiedereintritt in die Gesellschaft voraussichtlich ausgesetzt ist. Diese Widerstandsfähigkeit wird nur durch „eine planmäßig und stufenweise fortschreitende Ausübung der Willenskraft unter allmäliger Zulassung größerer Freiheit und Selbstthätigkeit in den Gefängnissen" großgezogen. Dagegen entbehrt die gleichmäßig und monoton durchgeführte Einzelhaft durchaus jenes nothwendigen Momentes der Gymnastik des Willens. Die systematische Absperrung und Isolirung vermag den Verbrecher nicht auf das Leben vorzubereiten, dem er nach Verbüßung seiner Strafzeit wiedergegeben werden soll. Anstatt einen energischen Willen zu erzeugen, wie ihn der Widerstand gegen die Anreize zum Rückfall verlangt, stumpft sie den Willen ab und lehrt sie den Gefangenen das Freiheitsbedürfniß vergessen. Auch nach dem Principe des abgestuften Strafzwanges gelangt die Einzelhaft zur Verwerthung, allein sie verliert ihre principielle Bedeutung. Die Absperrung der Gefangenen zur Verhinderung gegenseitiger Verderbniß soll nämlich nur so lange dauern, bis die eintretenden Wirkungen des Besserungsprocesses die Gemeinschaftshaft erlauben. Die in denselben fortwirkenden Gefahren der Ansteckung werden neutralisirt durch progressive Classification, welche dem ordnungsmäßigen Verhalten des Sträflings stufenweise fortschreitende Vortheile und Erleichterungen zugesteht. So wird denn im irischen Strafvollzug die Einzelhaft von der Bedeutung eines Strafprincipes auf die eines Strafstadiums herabgesetzt, eines Stadiums im System des graduirten Strafzwanges, welcher von der Einzelhaft durch Gemeinschaftshaft, bedingte Entlassung und Schutzaufsicht hindurch zur Freiheit leitet.

Zum Schluß theilt der Verfasser die Einrichtungen der zu Lenzburg im Aargau neu errichteten Strafanstalt mit, in welcher im Wesentlichen die Principien des irischen Gefängnißwesens zur Anwendung gelangen.

Aurach, S. von der, Dr. Ph.: Schleswig-Holstein und Preußen. Ein süddeutsches Wort. Mannheim 1865. Buchdruckerei von J. Schneider.

F. St. Dieses „süddeutsche Wort", das sich auf 48 sauber ausgestatteten Octavseiten ausdehnt, versichert uns, „daß für die staatliche Wohlfahrt der nordischen Herzog-

Digitized by Google

thümer auf die Dauer am besten gesorgt werden kann nur durch eine Annexion an Preußen". Hiemit ist natürlich nichts anderes gemeint, als „ein völliges Aufgehen" Schleswig-Holsteins in Preußen.

Selbstverständlich können wir diese Anschauung nicht zu der unserigen machen, aber wir erfüllen eine publicistische Pflicht, indem wir von dieser Stimme aus dem gegnerischen Lager Notiz nehmen und constatiren, daß sie die Sache ihrer Partei mit eben so viel Geschick als Eifer verficht. Daß die Partei, die jenseits der Berge ihre geistige Heimat sucht, vor einem annexionssüchtigen Gedanken zurückschaudere, daß sie sich immer dreimal bekreuze, so oft der Name des protestantischen Preußen nur ein Mal genannt werde, das ist für den Verfasser eine ausgemachte Sache. Ja, wenn Oesterreich weiter gegen Norden läge", sagt er, „und den Grenzen von Holstein ungefähr so nahe, wie Preußen, wie würden da diese Leute sammt und sonders aus allen Himmelsgegenden schreien und schreiben: Oesterreich sei berufen, eine heilige Mission an den Nordmarken des Vaterlandes zu vollbringen, Oesterreichs Doppeladler müsse seine Fittige über den verlassenen Bruderstamm ausbreiten, Oesterreich sei die stärkste Schutzmauer gegen Dänemark, Oesterreichs Macht zu Wasser und zu Land halte den ganzen Norden in Schrecken" u. s. w. u. s. w. Das alles kann der Verfasser sehr gut begreifen, denn er kennt diese Leute und ihre Schwächen, er fühlt es mit ihnen heraus, worin die ganze Differenz zwischen Preußen und Oesterreich liege und er weiß so gut wie sie, warum sie das Eine lieben und das Andere hassen. Was aber solle man sagen, wenn die Liberalen Deutschlands in diesem Punkte mit den Reactionären Chorus machen, wenn die Fortgeschrittenen mit den Zurückgebliebenen hierin einig gehen, wenn die Demokraten in ihrem Preußenhasse die nordische Frage sogar bis auf die äußerste Spitze treiben und rufen möchten: Lieber soll Schleswig-Holstein wieder dänisch als preußisch werden!

Da nun aber im preußischen wie im preußischfreundlichen Lager „Annexion" das Losungswort des Tages ist, ist unser Verfasser bemüht, vor allem die Aufgabe zu untersuchen und festzustellen, inwieferne dieses Vorhaben vom Standpunkt der Staatsmoral zu rechtfertigen oder zu verwerfen sei, auf welcher Seite das Recht, auf welcher das Unrecht liege.

Hamel, Ernest: Histoire de Robespierre d'après des papiers de famille, les sources originales et des documents entièrement inédits. 1 Band 566 S. Paris. Lacroix.

K. R. Eine große Thätigkeit macht sich seit wenigen Jahren wieder auf dem Gebiet der Forschungen über die französische Revolution von 1789 geltend. Sie kehrt sich jetzt zur Erschöpfung des ungeheuren noch unverarbeiteten Materiales, welches theils in den öffentlichen Bibliotheken, theils in den Familienarchiven begraben liegt. Und mit richtiger Würdigung dieses Stoffes lehnen sich die einzelnen Schriftsteller nur an einen Helden jener Zeit, um von ihm ein vollständiges Bild aus der Masse der Ereignisse emporzuheben. Hamel, der schon eine Biographie St. Justs geliefert hat, reiht in dem obigen Werke eine ausführliche Geschichte Robespierre's an dieselbe Der erste vorliegende Band giebt die Jugendgeschichte Robespierre's und die Geschichte seines Auftretens in der Revolution bis zum Jahre 1791. Ausgenommen einige Beiträge zur Geschichte des Knaben Robespierre, wird aber der Kenner der Litteratur der Revolution wenig neues finden. Der größte Theil des ersten Bandes wiederholt nur theils in größeren, theils kleineren Auszügen die Reden und Gegenreden der Mitglieder der Constituante und drängt oft in ganz werthlosen ausführlichen Aufführungen der Reden Robespierre's selbst diesen in den Vordergrund. Man könnte in der That glauben, daß Robespierre während der Jahre

Digitized by Google

1789 bis 1791 schon die erste Rolle gespielt. Das aber ist ganz unrichtig, denn noch der „Moniteur" des Jahres 1790 druckt seinen Namen an den verschiedensten Orten verschieden und die Mitglieder der Constituante achten wenig auf die Schwärmereien des Deputirten auf der äußersten Linken. Aber Hamel ist begeistert von dem Helden, dessen Leben er schreibt, er nennt ihn nicht nur den Messias, er will ihn als solchen auch aus seinen Worten und Thaten rechtfertigen. Aber so begeistert das Buch geschrieben ist, so wird es ihm doch nicht gelingen, diese Anschauung als mehr, denn als eine persönliche Meinung hinzustellen. Großen Staatsmännern werden die Verbrechen, die sie begangen, nicht angerechnet, wenn sie damit das Große geschaffen. Ohne dieses aber bleibt ihnen nichts als die Schuld. Nur sie allein ist von Robespierre zurückgeblieben. Das, was er vielleicht noch geschaffen haben würde, wenn er länger gelebt hätte, wie der Verfasser immer klagend ausruft, das kann das Urtheil nicht bestimmen, noch weniger mildern. Ebensowenig aber kann die Herzensgüte des Menschen die Unfähigkeit des Staatsmannes entschuldigen. Und immer deutet der Verfasser auf jene hin, um diese zu läugnen. Eine solche voreingenommene Stellung zu seinem Helden muß von vornherein schwere Zweifel an dem Werth des Urtheils des Schriftstellers erregen. Schon bei der Biographie St. Justs wurden diese geltend gemacht. Sie werden es in viel größerem Maße bei dem letzten Werke desselben Autors.

Avenel, Georges: Anacharsis Clootz. 2 Bände. Paris 1865. Lacroix.

K. R. Ein dem obigen Werke Hamels über Robespierre ähnliches Werk, ähnlich in seinem Zweck und in seiner Stellung zur Geschichte der französischen Revolution, ist das Werk Avenels über den berüchtigten preußischen Baron Clootz. Aber sowohl in der Art der Behandlung als der Gruppirung des Stoffes steht es weit unter dem erstgenannten Werke. Viele Anekdoten aus dem Leben Clootz' werden gegeben und bunt in eine oberflächliche Geschichte der Revolution eingemischt, welche das Werk ganz nutzlos auf zwei Bände anschwellt. Wir hören zur Noth, wann und wie Clootz gelebt hat, aber über das viel wichtigere in dem Leben dieses Mannes, über seine litterarische Thätigkeit gewinnen wir gar keinen Ueberblick, noch weniger in dieselbe einen Einblick. Und doch ist das Leben ganz verschwindend bei Clootz gegen das Denken dieses Mannes. Jenes übrigens ist weit bekannt, dieses aber nur durch einige Schlagworte berüchtigt geworden. Und gerade um die Geschichte dieses Denkens gruppirt sich nicht französisches Leben allein, sondern auch deutsches und englisches. Aber dafür hat ein Franzose kein Verständniß. Er glaubt, daß das Betreten seines Landes erst den Mann mache. Wie unrichtig dies bei Clootz, jenem furchtbaren Revolutionär, ist, wird einmal eine Schrift zeigen müssen, die die Betrachtung der zahlreichen Werke desselben zum Gegenstande hat.

Pimentel, Francisco, Don: Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indígenas de México. Mexico 1862—1865, Andrade y Escalante. Erster Band.

F. v. H. In keinem Gebiete vielleicht mehr als bei der wissenschaftlichen Ergründung der Verhältnisse des antecolumbinischen America ist die Sprachforschung berufen eine größere Rolle zu spielen; nirgends vielleicht werden sich aus ihr größere Resultate entwickeln lassen. Die Wichtigkeit dieses Studiums haben die Americaner am besten selbst begriffen und die eigentlichen wahren Fortschritte hierin haben wir also über dem Ocean

Digitized by Google

zu suchen, wodurch übrigens keineswegs das Verdienst eines Aubin, Brasseur de Bourbourg und Buschmann geschmälert werden soll.

Wenn seit wenigen Jahren die verdienstvolle Buchhandlung John G. Shea in New-York in dem von ihr herausgegebenen Sammelwerke über americanische Sprachen ein werthvolles Material für kommende Forscher aufgestapelt und der gelehrten Welt zugänglich gemacht hat, so ist in letzter Zeit in Mexico ein Werk erschienen, welches soeben erst zum Abschlusse gelangte und in umfassender Weise die verarbeiteten Resultate dieser Materiale in der Gestalt eines beschreibenden und vergleichenden Bildes der einheimischen Idiome Mexico's vorführt. Don Francisco Pimentel, ein hervorragendes Mitglied der mexicanischen Gesellschaft für Geographie und Statistik (zugleich Vicepräsident der Section für Archäologie und Linguistik in der Commission für Wissenschaft, Litteratur und Kunst in Mexico), ein Mann, der lange Jahre seines Lebens dem mühevollen Sammeln des nöthigen Materiales geweiht, legt in seinem Buche die Früchte seiner eingehenden Forschung nieder.

Den weiten Raum, den das heutige neue Kaiserreich umfaßt — ein Raum der an Flächeninhalt beinahe dreimal die österreichische Monarchie übertrifft — bevölkern zahlreiche eingeborne Stämme, welche aber durchaus nicht ein und dieselbe Sprache reden. Eine mexicanische Sprache giebt es also nicht; wir haben uns vielmehr einen Sprachencomplex zu denken, dessen einzelne Idiome zu einander in einem noch weit entfernteren Verhältnisse stehen, als beispielsweise die germanischen Sprachen. Hieraus erhellt die Schwierigkeit, diese verschiedenen, mitunter gänzlich von einander abweichenden Idiome in Ein beschreibendes und vergleichendes Bild zusammenzufassen. Pimentel hat diese Aufgabe gelöst, und unbillig wäre es, wollte man nicht gestehen, daß er dies in einer Weise gethan, welche nicht nur den Fachmann, sondern auch den Laien vollständig befriedigen muß. Nach einer längeren gelehrten und sehr werthvollen Einleitung, welche von dem genauen Vertrautsein des Verfassers mit der Litteratur dieses Wissenszweiges ein glänzendes Zeugniß ablegt, werden uns zwölf Idiome vorgeführt und von jedem einzelnen derselben eine möglichst vollständige Grammatik entworfen. Der Verfasser zeigt hiebei, daß er ein gründlicher Kenner dieser Sprachen ist, welche durchaus nicht dialektisch aufgefaßt werden dürfen und deren Bau er nicht nur zu analysiren versteht, sondern die ihm selbst auch vollkommen geläufig sind. Eine genaue Aufzählung nicht bloß jener Schriften, die er selbst benützt, sondern auch aller jener einschlägigen, von deren Existenz er Kunde hat — ein bedeutungsvoller Wink für spätere vielleicht begünstigtere Forscher — nebst werthvollen historischen Notizen über die Sprache selbst gehen jeder einzelnen Grammatik voran, während im Anhange sich noch specielle Bemerkungen an einzelne Punkte behufs näherer Beleuchtung derselben anknüpfen. Auf diese Weise lernen wir das Huaxtekische, Mixtekische, Mame, Othomi, Nahuatl (Aztekische), Totonakische, Tarasckische, Zapotekische, Tarahumarische, Opata, Cahita und Matlatzinkische kennen und dürfen hiemit im vollen Sinne ein Werk begrüßen, welches die americanische Sprachforschung um einen bedeutenden Schritt weiter gefördert. Selbstverständlich aber dürfen wir nicht eine Abhandlung sämmtlicher in Mexico gesprochenen Dialekte erwarten; diese Arbeit, ganz abgesehen davon, daß ein Menschenalter nicht hinreichte, ihr zu genügen, wäre auch ziemlich zwecklos, da doch zum großen Theil diese Sprachen Analogien unter einander besitzen und oft mehrere nur verschiedene Dialekte eines Stammidioms sind. Es wurde daher die Auswahl der erörterten Sprachen derart getroffen, daß nur solche in das Bereich der Untersuchungen gezogen wurden, deren Analogie oder Verschiedenheit noch unbekannt ist und nur auf Grund linguistischer Forschungen festgestellt werden kann. Die Anzahl dieser letzteren erlaubt uns auf die Mannigfaltigkeit der einzelnen Dialekte zu schließen.

Wir können diese Besprechung nicht schließen, ohne den Wunsch zu hegen, es möge dieses Buch leicht Eingang bei den europäischen, namentlich aber bei den deutschen Gelehrten

Digitized by Google

finden, bei welchen die americanische Sprachforschung wenig oder gar keine Beachtung findet. Nachdem Deutschland die größten Orientalisten sein nennen kann, hat sich, gleichsam die Mühe solch' schwieriger Untersuchungen scheuend, beinahe niemand gefunden, um in Prof. Buschmanns mühsam gebahnte Fußstapfen zu treten, und wahrlich die Idiome der neuen Welt, sie sind für die Geschichte der Menschheit nicht unwichtiger als jene Arabiens, Persiens und Indiens. Möge die deutsche Forschung auch diesem Gebiete sich zuwenden und auch hier den Beweis liefern, daß vor keiner Schwierigkeit der deutsche Geist zurückbebe.

Z. In der thätigen Wagner'schen Universitätsbuchhandlung zu Innsbruck ist soeben ausgegeben worden: „Die Reichskanzler, vornehmlich des 10., 11. und 12. Jahrhunderts. Nebst einem Beitrage zu den Regesten und zur Kritik der Kaiserurkunden dieser Zeit", von Prof. Dr. Karl Friedrich Stumpf. 1. Band, 1. Abhandlung. Sie behandelt nach vorhergegangener Einleitung die Merovinger- und Karolinger-Urkunden Die zugleich erschienene erste Abtheilung des zweiten Bandes enthält die Regesten der sächsischen Kaiser.

Das 12. Heft, 3. Folge der „Ferdinandeums Zeitschrift" enthält: „Urkundliche Geschichte der Edlen v. Tauvers", von P. Justinian Ladurner; „Die deutschen Colonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona", von Ferd. v. Attlmayr; „Beiträge zur Geognosie Tirols", von Ad. Pichler; „Die Flora der Umgebung von Sterzing", von J. Schmuck, und ein „Verzeichniß der in den Umgebungen von Innsbruck, Lisens und Tarrenz aufgefundenen Leber- und Laubmoose und Lichenen", von Anton Perktold.

Im Allgemeinen herrscht in Tirol große Thätigkeit auf litterarischem Gebiete: L. v. Hörmann giebt „Homer-Studien" heraus; von Maurer erschien ein kleines Epos: „Bertha"; P. Moser veröffentlichte „Beiträge zur Sagenkunde Tirols"; Zingerle fand im Archiv zu Meran Bruchstücke einer Handschrift des mittelalterlichen Gedichtes „Garel". Vonbank bereitet eine zweite Auflage seiner Sonette vor. Im Pusterthal erscheint vom 1. Juli ab ein belletristisches Journal.

* Die Stadt Neustadtl in Krain feierte am 7. April das fünfhundertjährige Gedächtniß ihrer Gründung durch Erzherzog Rudolf den Stifter, dem zu Ehren sie auch bis ins 18. Jahrhundert den Namen Rudolfswerth trug Der feierliche Anlaß bewog mehrere krainische Geschichtsforscher, in einem kleinen Schriftchen ausgewählte Beiträge zu dieser Gründungsfeier oder, richtiger gesagt, zu einer künftigen Geschichte von Neustadtl-Rudolfswerth zu veröffentlichen. Die Beiträge, welche von Mitgliedern des historischen Vereines für Krain, den Herren Dr. Costa, Dimitz, Elze und Kraus geboten werden, beleuchten einzelne Verhältnisse und Ereignisse des Städtchens und des mit ihm lange in Freud und Leid eng verbundenen Collegiatcapitels, welches vom Kaiser Max I. gestiftet wurde.

* Der „Domobran" brachte jüngst im Feuilleton einen Aufsatz: „Die Alterthümer von Siffek in Gefahr" von J. Tkic, worin der Verfasser mit Hinweisung auf die geschichtliche Wichtigkeit des alten Sisciums, den historischen Verein für Laibach ersucht, seinen Aufsatz in der nächsten Sitzung in Berathung zu nehmen und für die Erhaltung der Alterthümer dieses Ortes kräftigst Sorge zu tragen.

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Als die litterarische Ausbeute der letzten Wochen haben wir nur eine kleine Anzahl Novitäten vor uns liegen, aber einige von ihnen scheinen uns so willkommene Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt zu sein, daß uns das geringe Häuflein lieber ist, als die bändereichen Productionen anderer Wochen. Die erste Neuigkeit ist uns seit langer Zeit angekündigt; widersprechende Gerüchte ließen ihr Erscheinen oft in kürzester Frist erwarten oder verschoben es in ungewisse Ferne, und doch sind es schon viele Jahre her, seitdem wir zum letzten Male des Verfassers Namen in den Katalogen begegneten. Es ist nichts Geringeres, als Adalbert Stifters neuer Roman, dessen erster Band uns soeben aus Pest zukommt. Da ihm diese Blätter eine eingehende Besprechung bald widmen werden, erwähnen wir nur, daß sein Titel: „Witiko, eine Erzählung", lautet, daß der Schauplatz derselben Böhmen und die Zeit, in der er spielt, das 12. Jahrhundert ist. Sein Umfang ist auf drei Bände berechnet. Wir bedauern, daß lang anhaltende Kränklichkeit dem verehrten Verfasser nicht vergönnt hat, uns mit dem vollständigen Roman auf einmal zu erfreuen, und wünschen, daß die fehlenden Bände sobald als möglich folgen möchten.

Die zweite Novität führt uns auf das Gebiet der musikgeschichtlichen Litteratur, ihr Titel ist: „Briefe Beethovens", herausgegeben von L. Nohl. Gewiß wäre es überflüssig, auf den Werth dieser Neuigkeit hinzuweisen, wir können hier nur dem Verfasser danken, daß er mit so viel Erfolg sich der schwierigen Aufgabe der Sammlung und Herausgabe der in alle Welt zerstreuten Briefe unterzogen hat. Die Sammlung, welche in die drei Abschnitte: Lebens Freud und Leid, Lebensaufgaben und Lebensmüh und Ende, eingetheilt ist, umfaßt die Jahre 1783 bis 1827 und beginnt mit der Dedication der im eilften Jahre von Beethoven componirten drei Sonaten an den Kurfürsten Maximilian Friedrich von Köln. Dieser folgen nur einige wenige Briefe vom Rhein, die übrigen sind sämmtlich von Wien, Baden und Heiligenstadt datirt. — Eine zweibändige Biographie von Beethovens größtem Vorgänger, Sebastian Bach, aus der Feder von C. H. Bitter, ist eine andere beachtenswerthe Erscheinung auf dem Gebiete der musikgeschichtlichen Litteratur. Dem einfachen Lebensgang des großen Meisters sind in derselben zwar eingehende Betrachtung und genaue Studien gewidmet, den hauptsächlichsten Theil dieser Biographie bildet aber die Charakteristik seiner großen Schöpfungen, wie der beiden Passionsmusiken, der Messe, den Weihnachtsoratorien, den Cantaten u. a. Aus der Geschichte von Bachs Vorfahren, die, wie seine Nachkommen, sämmtlich die Musik wie ein vom Vater auf den Sohn erbendes Handwerk und, wie bekannt, meistens mit Erfolg zu ihrem Beruf erkoren hatten, erfahren wir unter anderem, daß der älteste nachweisliche Vorfahr Bachs von Preßburg nach Deutschland seines Glaubens wegen ausgewandert ist.

Prof. Dr. Huber in München ließ drei Vorlesungen zur Orientirung in der socialen Frage unter der Ueberschrift: „Der Proletarier" vereint erscheinen.

Ein Herr Doctor der Medicin Georg Kleß, ein eifriger Leser und Verehrer Shakspeare's, bietet als Frucht seiner Studien eine: „Medicinische Blumenlese aus Shakspeare, zu eigener und seiner Collegen Kurzweil gesammelt". Sein Büchlein steht übrigens nicht einzig da; in einem Aufsatze der „Allg. Ztg." von 1859: „Zur Shakspeare-Litteratur", den das Vorwort reproducirt, wird erzählt, wie Theologen, Seemänner, Juristen, Botaniker u. a. m. aus Shakspeare's Werken haben nachweisen wollen, daß dieser „Allerwelts-Shakspeare" gewiß, wenigstens eine Zeitlang diesem oder jenem Berufe sich gewidmet haben müßte, so viel Fachkenntnisse verrathen seine Werke. Das vorjährige Shakspeare-Jubiläum hat gar vollends Blumenlesen aus seinen Werken für die Speisekarte eines Festessens und für die Schneiderfirma Moses u. Sohn in London zu Tag gefördert.

Die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart, der nur noch für kurze Zeit das Privilegium der Schiller- und Goethe'schen Werke zusteht, scheint noch immer nicht Willens zu

Digitized by Google

sein, in der noch gegönnten Frist nachzuholen, was sie bisher so sehr versäumt hat; oder darf man es ihr nicht mit Recht vorwerfen, daß die deutsche Litteratur noch keine strengen Anforderungen genügende Ausgabe Schillers, Goethe's, Lessings besitzt, daß auch den neuesten und besten Cotta'schen Ausgaben Fehler und Mängel nachgewiesen sind, die eine gründliche und berufenen Händen anvertraute Redaction hätte vermeiden können. Wenn wir der mustergültigen in innerer und äußerer Ausstattung gleich vorzüglichen französischen und englischen Classikerausgaben gedenken, müssen wir uns nur freuen, daß die Werke unserer Classiker bald dem allgemeinen Verlagsrecht übergeben werden sollen, Das neueste Unternehmen der Cotta'schen Buchhandlung ist eine Reihenfolge Schiller-, Goethe- und Lessing'scher Dramen mit erläuternden sprachlichen und sachlichen Anmerkungen für den Schulgebrauch. Druck und Papier lassen sehr viel zu wünschen übrig und stehen in keinem Verhältniß zu dem ziemlich hohen Preis von 1 Sgr. für den Bogen. Die Frage, ob nicht die größere Anzahl der beigegebenen Anmerkungen überflüssig und in einem philisterhaften Ton gehalten ist, der recht geeignet ist, den Duft der Poesie zu verscheuchen und aus dem genußreichen Lesen einen unebenen Knüppeldamm zu machen, überlassen wir gern einer berufenen Feder zu entscheiden.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Auch in französischen Kreisen beginnt die Sommerhitze ihren bedenklichen Einfluß auf die litterarische Production, und zwar sowohl auf deren Quantität als auf deren Qualität, bemerkbar zu machen. Noch immer werfen zwar die Romanschreiber jede Woche eine erschreckende Masse Novitäten aus, aber was für welche! Und wer sind diese Romanschreiber oder vielmehr Romanschreiberinnen? Man erinnert sich der „Mémoires d'une femme de chambre, Mém. d'une biche anglaise, Mém. de Théresa;" — heute ist die Heldin des Tages eine Mlle. Leblanc, eine „Homburg bewohnende Französin", und ihr Roman benennt sich „Les petites comédies de l'amour". Auf den Inhalt auch nur mit wenigen Worten einzugehen, müssen wir in diesen Blättern verzichten. Von dem alten Paul de Kock erschien ein schon lange erwartetes Buch: „Une grappe de groseille;" ferner von Gustav Aimard ein Seeroman: „Les bohèmes de la mer".

Die Correspondenz zwischen dem Kaiser Alexander I. und dem Fürsten Adam Czartoryski liegt jetzt vor, und sie giebt wichtige Aufschlüsse über dieses merkwürdige durch so viele Jahre dauernde intime Freundschaftsverhältniß zwischen dem Monarchen und dem ersten Cavalier des Reiches. Besonders sind es die Aeußerungen des jungen. damals nur mit Plänen zur Weltbeglückung sich beschäftigenden Kaisers, welche den Leser fesseln werden. Natürlich ist das Buch mit einer Vorrede von Ch. de Mazade versehen, einem publicistischen Enthusiasmusfabricanten, dessen Name auf keiner Kundgebung zu Gunsten Polens fehlen darf.

Ein Buch von Alexander de Moller: „Situation de la Pologne au 1. Janvier 1865" trägt eine wesentlich verschiedene Färbung und dürfte wohl als eine officiöse Kundgebung der russischen Regierung anzusehen sein. Herr v. Moller pflanzt die Fahne des Panslavismus auf und erklärt den polnischen Aufstand für ein „unseliges Mißverständniß".

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweiher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde.

1. „Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren". Gesammelt und herausgegeben von Dr. Joseph Virgil Grohmann. 1. Band. Prag 1864. Calve.

2. „Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes", von Dr. Karl Schiller. Schwerin 1864. Bärensprung.

3. „Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug". Von Alois Lütolf. Luzern 1865. Schiffmann.

Z. das Gebiet der deutschen Sage und des deutschen Mährchens ist beinahe abgeerntet. Sammlungen derselben aus allen deutschen Gauen liegen vor und sind für wissenschaftliche Zwecke verwerthet. Sowohl die deutsche als die vergleichende Mythologie hat daraus reichen Nutzen gezogen und ist den fleißigen treuen Sammlern zu Dank verpflichtet. Allein nicht nur Sage und Mährchen sind werthvolle Quellen für den Mythologen, auch Aberglauben, Sitten, Gebräuche bieten beachtenswerthen Stoff. Häufig haben sich darin uralte Gewohnheiten fortgeerbt und noch heidnische Anschauungen liegen denselben zu Grunde. J. Grimm hatte schon bei der ersten Ausgabe seiner „Mythologie" diesen Werth der Gebräuche und Aberglauben anerkannt und im Anhange eine reiche Lese derselben mitgetheilt. Später wiesen besonders J. M. Wolf und A. Kuhn auf die Wichtigkeit dieser wenig beachteten Dinge hin. Allein dessenungeachtet wurde denselben wenig Aufmerksamkeit geschenkt, während die Zahl der Sagensammlungen von Jahr zu Jahr anwuchs. Die Gegenwart ist bemüht, das früher Versäumte nachzuholen und mit Dank muß jeder, der für deutsches Alterthum einen Sinn hat derartige Sammlungen begrüßen. Herr Dr. J. N. Grohmann, dem wir eine gute Sammlung böhmischer Sagen verdanken, hat sich durch seine „Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren" ein neues, großes Verdienst erworben. Der uns vorliegende erste Band zählt schon 1695 Nummern und muß somit als die reichste Lese dieser Art gelten. Das hier aufgehäufte Material ist stofflich geordnet und zerfällt in die Abschnitte: Götter und Dämonen; Gestirne; Wolken, Wind und Wetter; Feuer und Wasser; Thiere, Pflanzen; Kinder, Wochenbett, Hochzeit; Haus und Hof; Krankheiten; Tod und Begräbniß; Zauber; Schätze; Vorbedeutung und Verschiedenes. Die Sammlung bietet um so reichere und mannigfaltigere Resultate, da hier die Traditionen verschiedener Stämme sich kreuzen. Die Bewohner des Erzgebirges mit dem Egerländchen stammen aus Thüringen und kennen noch die Frau Holle, dagegen erzählen die Böhmerwäldner und die südlichen Böhmen, die

Digitized by Google

dem baierischen Stamme angehören, von der weißen Frau Berchta. Daneben blühen zahllose slavische Ueberlieferungen, die entweder selbstständig dastehen oder deutsche Elemente aufgenommen haben, während wir andererseits manche Anschauungen, Sitten und Gebräuche der Deutsch-Böhmen mit czechischen Ueberlieferungen vermischt finden. Merkwürdig ist, daß die czechische Ueberlieferung manchmal gerade das Aeltere aufweist. Während in deutschen Gegenden des Böhmerwaldes an Stelle der heidnischen Göttin, die in den Zwölften ihren Umzug hält, die h. Lucia, wie in Wälsch-Tirol, getreten ist, hat sie in slavischen Gegenden, z. B. in Schlan, ihren alten heidnischen Namen bewahrt und heißt Paruchta oder Parychta, was unmittelbar dem althochdeutschen Perachta entspricht. So vielfach auch deutscher und slavischer Volksglaube in Böhmen vermengt sind, so hat doch jeder von beiden auch seine Eigenthümlichkeit bis auf die neueste Zeit bewahrt. Dem Slaven fehlt der Glaube an den wilden Jäger und die Zwergsage; dagegen hat er den Glauben an die Sudicky, die Schicksalsfrauen, die auch die deutsche Mythologie und selbst das deutsche Kindermährchen kennt, in einer Reinheit und Plastik bewahrt, wie er in heidnischer Zeit kaum klarer und bestimmter auftreten konnte. Man glaubt sich zurückversetzt in frühere Jahrhunderte, wenn man sieht, wie ein altes Mütterchen bei der Geburt ihres Enkels den Tisch mit weißem Linnen deckt, Salz und Brot darauf legt und nun gläubig fromm erwartet, daß in der Nacht, wenn alles schläft, die drei Schicksalsfrauen erscheinen und über das Schicksal ihres Enkels zu Rathe sitzen werden. Aus den Mittheilungen Grohmanns hier (Nr. 32 bis 34) und in den Sagen aus Böhmen S. 3, so wie aus Kluns Aufsatz: „Die Schicksalsgöttinnen der Slovenen" (Oesterr. Blätter für Litt. und Kunst, 1857, Nr. 47 und 48) ergiebt sich in schlagender Weise, daß Grimms Ansicht, „die Slaven entwickeln keine Vorstellung von den Schicksalsgöttinnen" (Myth. 407), eine durchaus irrige ist.

Der zweite Band von Grohmanns Sagenbuche wird eine Menge von Sagen über die Sudicky bringen und dieses Capitel in noch helleres Licht stellen. Ueberhaupt hat der Volksglaube der Slaven in Böhmen noch eine wunderbare Frische und Fülle, oft noch sehr altes Colorit, während die deutsche Sage und Sitte dort oft abgeblaßt und modernisirt erscheint. Bei den einzelnen Abschnitten können wir nur kurz verweilen. Interessant sind die Mittheilungen über die Melusina, welche die anderweitige Hulda, Abundia, Herodias vertritt und vorzüglich in den Zwölften umfährt. Sie ist als Windesgöttin aufgefaßt und noch bringt man ihr Opfer (Nr. 7 bis 14), der schon aus frühen Quellen bekannte Schrat begegnet uns hier (Nr. 75) als Schrackagerl. Der in Baiern so häufig erwähnte Pilmasschnit findet sich ebenso in Böhmen (Nr. 76). Theilweise originell und reich an Poesie sind die Mittheilungen über die Gestirne, Wolken, Wind und Wetter (Nr. 141 bis 252). Das Feuer und Wasser zeigen sich noch als göttliche Wesen aufgefaßt, denn noch werden beiden Elementen Opfer gebracht, wie dies auch in Deutschland Sitte war (Grimm, Myth. 569). Sehr reich sind die Glauben und Gebräuche, die auf das Wasser Bezug haben, denn bei den alten Böhmen trat die Verehrung der Flüsse

Digitized by Google

und Quellen besonders bedeutsam hervor. Als Herzog Bretislaw die Ueberreste des Heidenthums auszurotten versuchte, verbot er nachdrucksvoll die Opfer, welche das Volk zur Pfingstzeit an Brunnen darzubringen pflegte. Der Wassercultus lebt aber heute noch theilweise fort und keine Versammlung bietet über dieses Capitel so reiche und interessante Berichte, wie das vorliegende Werk (Nr. 276 bis 335). Unter den Mittheilungen über Thiere (Nr. 346 bis 620) sind besonders jene über den Kukuk (Nr. 474 bis 488) und Hausschlangen (Nr. 557 bis 588) hervorzuheben. Im böhmischen Heidenthume bildete der Baumcultus ein wichtiges Moment und man brachte den Bäumen Opfer. Vielfache Spuren davon haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten und deßhalb sind die Pflanzenaberglauben noch sehr reich vertreten (Nr. 621 bis 713). Unter den folgenden Abschnitten ist besonders zu betonen der über Krankheiten (Nr. 1086 bis 1301). Es begegnen uns darin in seltener Menge Segenssprüche und Zauberformeln, die in das graue Alterthum zurückreichen, echt heidnisches Gepräge haben und oft auffallend an die Merseburger Sprüche erinnern.

Die Darstellung ist durchaus bündig, die beigegebenen Anmerkungen sind kurz und treffend. Daß der Herausgeber bei den einzelnen Nummern nicht auf die einschlägige Litteratur verwies, entschuldigt die Masse des gebotenen Stoffes, denn das Werk würde zu sehr angeschwollen sein, hätte der Verfasser bei jedem Aberglauben dessen Vorkommen auch anderwärts nachweisen wollen. Wir hoffen, daß der zweite Theil dieser Sammlung, die für Sagenforscher von so großer Bedeutung ist, nicht lange auf sich warten lasse. Der „Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen" verdient öffentliche Anerkennung, daß er die Herausgabe dieser Sammlung so freundlich förderte. Möchten ähnliche Vereine seinem Beispiele folgen und die Sammlung der Volksüberlieferungen in anderen Kronländern anregen.

„Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes" heißt die Schrift, deren dritte Lieferung nun vorliegt. Man würde sich aber sehr irren, wenn man nur das erwarten würde, was der bescheidene Titel verspricht. Der Verfasser greift viel weiter aus und trägt mit erstaunenswerthem Fleiße alles zusammen, was zur Erklärung der Kräuter- und Thiernamen, der Sitten, Gebräuche und Aberglauben, die an Pflanzen oder Thieren haften, dienen kann. Wohl selten zeigt ein Werk von so geringem Umfange eine solche Belesenheit und so viele Citate, daß einem vor den Augen wirbeln möchte. Das Werk, in dessen zwei ersten Lieferungen die Pflanzen behandelt sind, enthält nicht nur alles darauf bezügliche volksthümliche in Sitte und Brauch, in Spiel und Glauben, sondern giebt auch sehr werthvolle Beiträge zu einem mecklenburgischen Idiotikon. Das Buch verdient wegen seines außerordentlich reichen und vielseitigen Inhaltes und wegen seiner streng wissenschaftlichen Haltung vollsten Beifall. Daß es kein Werk ist, um Unterhaltung zu bieten oder Dilettanten zu gefallen, sieht jeder auf der nächstbesten Seite.

Alois Lütolf füllt durch sein Werk eine lang gefühlte Lücke in der schweizerischen Sagenlese aus. Was Rochholz in ausgezeichneter Weise für Aargau geleistet

Digitized by Google

hat, dies vollführte Lütolf für die Urcantone. Das von ihm gewählte Gebiet gehört theils dem alten Aare-, theils dem Zürich-Gaue an.

Sein Buch zerfällt in die Abschnitte: 1. Nachklänge vom heidnischen Götterwesen; 2. Rechtssagen; 3. Geschichtliche Sagen. Der erste übertrifft an Mannigfaltigkeit und Reichthum (S. 1 bis 386) bei weitem die übrigen. Er beginnt mit der uralten Sage von Pilatus und Domini, die schon im alten Passional (ed. Hahn 89, 60 ff.) vorkommt. Der weitläufige Excurs dazu ist ein werthvoller Beitrag zur Erforschung dieser merkwürdigen Legende, der schon H. Runge eine tüchtige Monographie gewidmet hat. Welche alte Mythen sich in den Urcantonen bis auf den heutigen Tag erhalten haben, zeigt uns, daß die von mittelhochdeutschen Dichtern so oft genannte vrou Saelde (s. Grimm, Mythologie 822 ff.), die anderswo längst verschollen ist, noch als Frau Zälti, Frau Selten im Volksmunde dort fortlebt (S. 77 bis 82). Die Entrückungssagen: „Die drei schlafenden Befreier" (Nr. 35), „Das Kriegsheer im Giswiler Stocke" (Nr. 36), „Die drei Tellen" (Nr. 37), so wie die Nr. 42 „Samichlaus" und 47 „St. Johannes Opfer" enthalten neue Züge. Die Sagen vom Todtenvolk und Gespenstern (Nr. 60 bis 113) enthalten viele mythische Elemente, wie schon Vonbun früher nachgewiesen hat. Das meiste Interesse für weitere Kreise bieten jedoch die geschichtlichen Sagen, die Lütolf, wenn möglich aus den ältesten schriftlichen Quellen mittheilt. Die berühmte Tell-Sage wird nach Etterlin gegeben und werden auch die Lesearten des Weißen Buches unter dem Striche beigefügt. Lütolf nimmt den historischen Tell nicht in Schutz, und bemerkt, „daß der neueste Versuch zur Geschichtlichmachung der Tell-Sage von H. v. Liebenau mit den ältesten Fassungen der Tell-Sage unvereinbar ist". Es würde zu weit führen, wenn wir näher in das Einzelne eingehen würden. Es genüge, zu bemerken, daß diese Sammlung zu den besten ihrer Art zählt und mit sehr gründlichen Anmerkungen, die oft zu Abhandlungen sich ausdehnen, versehen ist. Herr Lütolf hat sich, ehe er an die Veröffentlichung dieser Sagen ging, in allen namhaften Werken deutscher Mythologie und Sagenforschung fleißig umgesehen und die Resultate seiner Studien in den Anmerkungen sehr geschickt verwerthet. Der Gebrauch des Buches wird durch ein sehr fleißig gearbeitetes Sachregister erleichtert.

Die neueste geographische Litteratur der Franzosen und Engländer.

Von **Friedrich v. Hellwald.**

II.

Semper aliquid novi ex Africa! meinte das Sprüchwort der Alten; auch noch in unseren Tagen hat dieser Satz an Wahrheit nichts verloren, wenngleich

Digitized by Google

sein Sinn auf die geographische Wissenschaft übertragen werden muß; Africa ist uns noch heute in seinen meisten Theilen nur sehr unvollständig oder gar nicht bekannt und hat deßhalb seit Hornemanns verdienstvollen Wanderungen zu Ende des verflossenen Jahrhunderts beständig die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gelenkt; die Verdienste der Deutschen und Engländer seit dieser Zeit um die Erforschung sind allgemein bekannt und geschieht derselben hier nur Erwähnung, um jener berühmten und heroischen Opfer in Wehmuth und Dankbarkeit zu gedenken, die der heiße Boden Africa's verschlang. Doch, seit dem ruhmreichen Zuge des für die Wissenschaft leider zu früh dahingeschiedenen Capitäns Speke und seines Begleiters Grant, an welch' beide Namen sich ewig die so oft bestrittene, heftig angefochtene Entdeckung des caput Nili knüpft, scheint der alte Spruch sich weniger als sonst bewahrheiten zu wollen, wenngleich Africa noch immer als der Brennpunkt der ganzen Geographie betrachtet werden kann. Im Vergleiche zu den früheren Epochen bietet die Litteratur der Franzosen und Engländer nur wenig Merkwürdiges im verflossenen Jahre. Unter allen dürfte die wichtigste Erscheinung sein: Henri Duveyriers, des verdienstvollen Africa-Reisenden: „Exploration du Sahara" (Paris 1864. 8) die sich mit den nördlichen Tuaregs beschäftigt. In leichtem eleganten Style geschrieben, führt uns das Buch ein in das africanische Wüstenleben und schildert mit lebhaften Farben die dortigen meist nomadisirenden Stämme und besonders das Volk der Tuaregs, mit welchen die französische Regierung freundliche Beziehungen angeknüpft hat. Sie sieht in ihnen das Bindeglied zwischen der wichtigen Colonie Algerien, den Besitzungen in Senegambien und dem Sudan, mit dessen Völkern gleichfalls freundschaftliche Verbindungen schon seit einigen Jahren bestehen. Es ist nicht zu verkennen, daß es eine weitsehende, gewiß aber richtige Politik war, welche diese Schritte dictirte, indem die Länder des Sudans, die reichsten und blühendsten Africa's, dem französischen Welthandel eröffnet und ihm auf diesem Wege neue, bis jetzt unzugängliche und alsdann auch nur ihm allein erreichbare Schätze zugeführt werden sollen. Wenn einstens das Wort Sahara nur mehr ein leerer Schall sein, wenn die gründlichere Kenntniß der Gegend den gespenstischen Begriff „Wüste" verscheucht und eine geschickte Anlegung artesischer Brunnen eine Reihe grünender Oasen geschaffen haben wird, dann werden die Früchte jener weittragenden Politik, welche sich bemüht, ganz Africa dem französischen Einflusse zu unterwerfen — eine Aufgabe, zu deren Erfüllung man im Interesse der Menschheit, so wie der Wissenschaft nur die innigsten Wünsche hegen darf — erst zur vollständigen Reife gelangen. Unterdessen geschieht hiezu das Möglichste, wobei freilich der Besitz Algeriens Wesentliches beiträgt; diese Verhältnisse werden in dem Werke Stuckle's entwickelt: „Le commerce de la France avec le Soudan". (Paris 1864. 18.), welches auf diese wichtige Frage näher eingeht und denjenigen zu empfehlen ist, welche sich hierin in ausführlicher Weise belehren wollen. Algerien selbst, für die Franzosen und ihre jetzige Machtstellung in Africa eine Lebensfrage, gab zu mehreren leider im Allgemeinen unbedeutenden Arbeiten Anlaß, worunter ich nenne: Teissier: „Algérie"

Digitized by Google

(Marseille 1864. 16.), dann „Etat actuel de l'Algérie 1863" (Paris 1864. 8.) und „Algérie. Tableau de la situation des établissements français en 1862" (Paris 1864 4.), wovon letzteres das beste ist. Noch darf ich nicht unerwähnt lassen des Baron Aucapitaine kleines Werk: „Les Kabyles et la colonisation de l'Algérie" (Algier 1864. 18). Ueber das höchst ausgeprägte demokratisch-republikanische Gemeindewesen der Kabylen findet man in den Schriften interessante Details, während es die Geschichte des Volkes in so zusammenhängender und lichtvoller Weise behandelt, wie dies wohl noch nicht der Fall gewesen sein dürfte; dann wird nach allen Seiten hin der Vorschlag erörtert — und dies ist der eigentliche Zweck des Buches — die Kabylen zur Colonisation des flachen Landes zu benützen und sie in besonderen Dörfern inmitten der arabischen Bevölkerung anzusiedeln.

Die große Reise durch den africanischen Continent, die im Jahre 1862 zur Entdeckung der Nilquellen im großen Victoria Nyanza-See führte, ist von Speke in seinem leider sehr trocken geschriebenen umfangreichen „Journal of the discovery of the source of the Nile" ausführlich geschildert worden; nun hat uns der Begleiter des ruhmvollen Capitains, Grant, eine Ergänzung dieses Tagebuches in einem eigenen Werke geschenkt, welches sich „A walk across Africa or domestic scenes from my Nile journey (Edinburg und London 1864 8.) betitelt; in streng geographischer Beziehung bietet diese Arbeit Grants eigentlich keine besondere Ausbeute, dagegen sind reiche Details über centralafricanisches Völkerleben darin aufgespeichert. Speke selbst hat noch kurz vor seinem plötzlichen Tode [1] in einer Schrift: „What led to the discovery of the source of the Nile" (Edinburg 1864. 8.) alle bezüglich dieser Frage angeregten Verhältnisse eingehend besprochen.

Zur selben Zeit als Speke von Süd nach Nord die Osthälfte des africanischen Continentes durchwanderte, in den Jahren 1861 und 1862, zog Th. Baines von der Walvish Bai an der Westküste zu dem N'gami-See und den Victoria-Fällen des Zambesi. Die Resultate dieser schönen mit vielfachen Mühen und Beschwerden verbundenen Reise hat Baines in seinem Buche „Explorations in South West-Africa" (London 1864. 8.) niedergelegt und dürfen dieselben als das einzige Bemerkenswerthe nebst Speke und Grants Arbeiten bezeichnet werden, was im verflossenen Jahre seitens der Engländer und Franzosen auf dem Gebiete der africanischen Geographie geleistet worden ist. G. Massons: „De Suez à Port-Saïd (Paris 1864. 8.) und Ormsby's: „Autumn rambles in North-Africa" (London 1864. 8.) sind die einzigen, die hiebei noch erwähnt zu werden verdienen. Dagegen, auf dem Gebiete specieller Forschungen, zeichnen sich die Schrift von Ricque über ethnologische Untersuchungen betreffs der mohammedanischen Völkerschaften Nord-Africa's und dann Guyons Studien über die Thermen von Tunesien ganz besonders aus und verdienen hiedurch die volle Aufmerksamkeit der Fachgelehrten.

[1] Er fand den Tod auf der Jagd am 15. September 1864 bei Corsham in Wiltshire nordöstlich von Bath im 37. Lebensjahre.

Digitized by Google

Ueberschreiten wir nun die heutzutage so wichtig gewordene Landenge von Suez mit ihrem berühmten Canale, der nunmehr in Kürze in fait accompli sein soll, und wenden wir uns nach Asien, dem Lande, in welchem der Tradition zufolge die Wiege der Menschheit gestanden Es tritt uns hier eine reichhaltigere Litteratur entgegen, als dies bei allen übrigen Erdtheilen, mit Ausschluß von Europa, der Fall ist, und wir haben durch manche Werke derselben eine wirkliche Bereicherung unseres Wissens erfahren. Dies gilt insbesondere von des Engländers A. Michie interessantem Buche: „The Siberian overland route from Peking to St. Petersbourg (London 1864. 8.), welches in gediegener und anziehender Weise die Steppengegenden der Tatarei und Mongolei, dann die südlichen Theile Sibiriens mit Angabe zahlreicher Details schildert. Bei dem Wenigen, was über jene Gegenden veröffentlicht wird, dürfen wir Michie's Werk freudig als eine willkommene Erweiterung unserer nur sehr schwachen und mangelhaften Kenntniß jener in vieler Beziehung höchst wichtigen Länder begrüßen. Weniger werthvoll erscheint mir die Arbeit von Lanoye: „La Sibérie d'après les voyageurs les plus récents" (Paris 1865. 8), der übrigens Fleiß durchaus nicht abzusprechen ist und die im Ganzen ein ziemlich gutes Bild jenes ausgedehnten Besitzthums der russischen Krone bietet.

Japan, das Inselreich, welches seine uralte eigenthümliche Cultur nunmehr den Söhnen des Abendlandes theilweise zu erschließen beginnt, welches überdies durch die vor kurzem mit demselben abgeschlossenen Handelsverträge mehrerer europäischen Mächte auch für uns an Bedeutung gewinnt, ist in ziemlich ausführlicher Weise von Fraissinet: „Le Japon, histoire et description, moeurs, coutumes et religion" (Paris 1864. 12. 2 Bde.) beschrieben worden. Auch Lindau, der schon vor einigen Jahren in der „Revue des deux mondes" schätzenswerthe Aufsätze über das geheimnißvolle Inselreich geschrieben, hat in seinem: „Voyage autour du Japon" (Paris 1864. 18.) ein anziehendes, lesenswerthes Buch geliefert.

Auch das blumenreiche Land der Mitte, China, hat eine Litteratur aufzuweisen. Escayrac de Lauture, der sich schon seit längerer Zeit mit Erforschung China's nach allen Richtungen befaßt, hat seinen: „Mémoires sur la Chine" im verflossenen Jahre zwei neue Studien über die Geschichte und über die Religion angereiht; von Pallu, der die Expedition in Cochinchina 1861 beschrieben, ist auch eine Geschichte der chinesischen Expedition des Jahres 1860 erschienen, ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der auswärtigen Politik unserer Zeit. Ein kostspieliger Atlas dient dem Werke zur Erläuterung. Dennoch darf man unbefangen gestehen, daß in Anbetracht der kriegerischen Operationen, welche vor wenigen Jahren die Westmächte gegen das Reich der Mitte begonnen, und des Umstandes, daß bei solchen Anlässen vielfache Gelegenheit geboten ist, wichtige Erforschungen platzgreifen zu lassen, im Verhältniß äußerst wenig sowohl von Engländern als von Franzosen in Bezug der Erweiterung unserer Kenntnisse von China geleistet worden ist. Wissenschaftliche Expeditionen sind gewöhnlich die Begleiter der kriegerischen und haben stets die schönsten Resultate erzielt. Nicht so hier; bis jetzt wenigstens,

Digitized by Google

so sehr man auch hoffte im verflossenen Jahre eine größere wissenschaftliche Arbeit in dieser Richtung erscheinen zu sehen, ist nichts derartiges geschehen.

An die Ereignisse in China knüpfen sich am besten wohl jene in Cochinchina, und hierüber ist Einiges, wenn auch eben nichts bedeutendes veröffentlicht worden. Den besten Ueberblick der dortigen Verhältnisse gewährt G. Francis': „La Cochinchine française en 1864" (Paris 1864), worin ziemlich klar und deutlich die Zustände charakterisirt sind. Obwohl sehr gut geschrieben und mit vielen interessanten Details ausgestattet, trägt dennoch Grammonts Buch: „Onze mois de sous-préfecture en basse Cochinchine" (Paris 1864. 8.) zu sehr den Stempel der Persönlichkeit, um für ein Fachwerk gelten zu können; in das dortige Leben aber gestattet es tiefe Einblicke.

Glänzender, gediegener und reichhaltiger als jene Hinter-Asiens ist die Litteratur Vorder-Asiens; wir begegnen hier mehreren vortrefflich geschriebenen Werken, die um so größeren Werth besitzen, als es schwieriger ist, bei diesen verhältnißmäßig uns weit besser bekannten Gegenden Neues zu bieten. Eine der neuesten Erscheinungen ist hierunter R Simons: „Voyage au mont Liban" (Paris 1865), welcher uns in anmuthigen Schilderungen unter die Riesengestalten syrischer Cedern versetzt. Das angrenzende Palästina — ein unerschöpflicher Born für Reisende aller Gattung — ist gleichfalls der Gegenstand mehrerer Bearbeitungen geworden, unter welchen ich E. Pressensé's: „Le pays de l'Evangile, notes d'un voyage en Orient" (Paris 1864. 18.), dann Beke's: „Jacobs Flight" (London 1864. 8) besonders hervorgehoben wissen möchte. Der Letztere zog, den Fußstapfen des Patriarchen gleichsam folgend, nach Haran und von dort in das gelobte Land. J. Mills: „Three months residence at Nablus" (London 1864. 8.) hat in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes an der Stätte des alten Sichem viel und fleißig beobachtet und erzählt viel Interessantes über das heutige Samaria.

Ich beende diese Rundschau der geographischen Litteratur Asiens mit dem Lande, dessen Name uns die herrlichen Erinnerungen und Eindrücke orientalischer Poesie zurückruft — mit Iran. Die Küsten desselben, so wie überhaupt der ganze persische Meerbusen sind von Constable beschrieben worden und ein Diplomat [1] theilt uns das Tagebuch eines dreijährigen Aufenthaltes in der Heimat des Hafiz mit. Unter allen das bedeutendste aber ist unstreitig das neue Werk von Ussher: „A journey from London to Persepolis" (London 1865. 8.), der in den lebhaftesten Farben, in elegantem und edlem Style, natur- und wahrheitsgetreu seine Wanderungen in Daghestan, Georgien, Armenien Kurdistan, Mesopotamien und Persien anspruchslos erzählt und den Leser durch reizende Schilderungen zu fesseln versteht, indem er mit geschickter Hand die verschiedenartigsten Bilder vor uns aufrollt.

[1] Eastwick. Journal of a diplomate's three years residence in Persia. London 1864. 8. 2 Bände.

Digitized by Google

Der Vollständigkeit halber sei hier noch kurz eines Werkes gedacht, welches allerdings streng genommen nicht der englischen Litteratur angehört; ich meine Vambéry's: „Travels in Central-Asia“ (London 1864 8.). Da diese in wissenschaftlichen Kreisen so viel Aufsehen erregende und viel besprochene Arbeit auch in diesen Blättern einer näheren Würdigung unterzogen worden ist, so darf ich mich jeder weiteren Kritik enthalten.

Den Uebergang von Asien nach dem Continente der neuen Welt bildet hier am besten die zwischen beiden sich ausdehnende Inselreihe Oceaniens nebst dem großen australischen Festlande Bezüglich dieses letzteren sowohl als auch der meisten dieser Eilande begegnen wir hier einem specifisch englischen Erforschungsrayon, in welchem die Geschichte der jüngst verflossenen Jahre stets eine hervorragende Rolle behaupten wird. Die Colonien in Australien selbst, jene auf Neu-Seeland, das unser Hochstetter so meisterhaft zu schildern verstand, das Vorkommen des Goldes, so wie die Entdeckung ausgebreiteter und mächtiger Kohlenflötze haben jenen Gegenden ein besonderes Interesse verliehen, welches noch dadurch erhöht wird, daß ein Theil der ausgewanderten deutschen Brüder nach jenen entlegenen Gestaden sich wandte. Für England selbst ist das rasche Emporblühen jener Colonien eine Quelle des Reichthums, und schon durfte man es wagen, Neu-Seeland das Britannien der Südsee zu nennen. Von diesen Inseln und den schönen Residenzstädten Melbourne, Adelaide, Sidney u. s. w. am Festlande beherrscht England das dortige Meer und wird hiedurch Herr des gesammten Handels auf der südlichen Hemisphäre. Es ist also wohl begreiflich, wenn die Erforschung eines Gebietes, das Europa an Größe beinahe erreicht, mit aller Energie und mit Aufopferung aller Mittel betrieben wird; den australischen Continent von Süd nach Nord bis zum Carpentaria-Busen zu durchziehen, war die Aufgabe des letzten Lustrums, welcher Burke zum Opfer fiel. Auch das vorige Jahr brachte einige werthvolle Arbeiten, wenngleich selbe nicht die Früchte einer neuerlichen Expedition sind; die meisten begnügen sich, geographische Schilderungen einzelner größerer oder kleinerer Theile des Continentes zu liefern, in welchen das durch die Erforschungsreisen gesammelte und gewonnene Material zu einem Ganzen verarbeitet und umgeschmolzen erscheint, Vieles übrigens beruht hiebei auch auf eigener Beobachtung der Verfasser. Bei jedem anderen Lande würde dieses compilatorische Vorgehen, wenn dieser Ausdruck statthaft wäre, wenig Werth haben; hier aber, wo unsere geographischen Kenntnisse selbst noch in der Wiege liegen, müssen wir freudig jede Arbeit begrüßen, welche uns irgend ein Ganzes in zusammenhängender Weise vorführt. So handelten Westgarth [1], der die Colonie Victoria, ihre Geschichte, ihren Handel und ihre Goldminen besonders ins Auge faßte, Wilkins [2], welcher die physikalische, industrielle und politische Geographie der Colonie von Neu-Süd-

[1] The colony of Victoria, its history, commerce and goldmining. London 1864. 8.

[2] The geography of New-South-Wales, physical, industrial and political. Sydney 1864.

Digitized by Google

Wales behandelt, und Woods [1], welcher über die physische Geographie und die Naturgeschichte von Nord-Australien berichtet. Für denjenigen, welcher nicht Gelegenheit hatte, dem Fortgange der Entdeckungen in Australien zu folgen, ist das Buch Chapalay's zu empfehlen, welches die Expedition Burke's, Mills, Gray's und Kings ausführlich schildert; es ist von diesem Buche vor kurzem eine französische Uebersetzung zu Lyon erschienen. Hardmann, der die Tagebücher John Mc. Donall Stuarts während der Jahre 1858 bis 1862 herausgab, hat sich hiedurch einer dankenswerthen Mühe unterzogen und einen interessanten, wichtigen Beitrag zur Geschichte der australischen Geographie geliefert.

Die Inselwelt Oceaniens, eingehender Studien in hohem Grade würdig, hat gleichfalls mehrere Werke aufzuweisen. Ich nenne Smythe's: „Ten months in the Fiji Islands" (London 1864. 8.) als eines der hervorragenderen jener Bücher, welche die in neuerer Zeit ziemlich häufig geschilderten Inseln der Fiji-Cannibalen behandeln. Die Hawai-Gruppe als diejenige, auf welcher unter dem Schutze des bis jetzt in Oceanien einzigen Beispieles einer constitutionellen einheimischen Regierung, freilich mit Unterstützung europäischer Denker, das Christenthum noch am meisten Fortschritte gemacht, wird recht fesselnd von Anderson: „The Hawaiian Islands" (London 1864. 8.) dargestellt und ihre Entwicklung, so wie ihre Verhältnisse unter den Bemühungen der Missionäre ins Auge gefaßt. Housez endlich hat sich die französische Inselcolonie Neu-Caledonien, die bedeutendste der Besitzungen Frankreichs in der Südsee, zum Vorwurf einer lesenswerthen, anschaulichen Arbeit gemacht.

Zum Schlusse unserer Rundschau gelangen wir nunmehr nach America. Es ist schwer, hier irgend ein Urtheil zu fällen, da im Grunde genommen keine bedeutende, die geographischen Kenntnisse dieses Landes erweiternde Arbeit im Laufe des vergangenen Jahres zu verzeichnen ist. Was uns vorliegt, steht so ziemlich alles auf gleicher Stufe, ohne dem Vorzüglichen anzugehören. Den ersten Rang unter diesen Erscheinungen möchte ich der Arbeit des als Secretär des „Institut égyptien" zu Alexandrien auch in der geographischen Litteratur bekannten Dr. Schnepp: „Mission scientifique dans l'Amérique du Sud" (Paris 1864. 8.) zuweisen. Schnepp bereiste die Laplata-Staaten als Arzt, mit dem Auftrag, die dortigen Nahrungsmittel mit Bezug auf die Gesundheit des Menschen zu studiren; in dem vorliegenden Schriftchen hat er von der großen Anzahl seiner Berichte an das französische Handelsministerium die drei bedeutendsten zusammengefaßt, und verdient besonders die Arbeit über die Viehzucht und ihre Producte für die Kenntniß der Laplata-Staaten als werthvoll bezeichnet zu werden.

Stephens, dem wir schon verschiedene interessante Werke über seine Reisen in Mexico und Yucatan verdanken, führt uns nun in das Thal des Rio Grande und widmet seine Aufmerksamkeit dessen Topographie und Hülfsmitteln. Er ist einer jener glücklichen Forscher, welche auf dem Gebiete der americanischen Ar-

[1] North-Australia, its physical geography and natural history. Adelaide 1864.

Digitized by Google

chäologie mehr als einen wichtigen Fund gemacht und hiedurch der Wissenschaft Gelegenheit geboten haben, sich auf neue Thatsachen zu stützen. Waldeck bemüht sich in seinem Prachtwerke: „Monuments anciens du Méxique et du Yucatan“ (Paris 1865. Fol.) die vor wenig Jahren aufgefundenen Denkmäler einstiger americanischer autochthoner Cultur im Bilde naturgetreu zu versinnlichen, und derjenige, der sich je mit dem schwierigen aber dankbaren Fache der americanischen Archäologie in Europa beschäftigte, wird am besten zu beurtheilen wissen, wie willkommen diese Arbeit ihm sein wird. Die Errichtung des mexicanischen Kaiserthrones, so wie die Beziehungen Frankreichs zu dem neuen Staate, der Krieg, den französische Waffen auszufechten berufen waren, haben natürlich, so wie auch bei uns, eine ziemliche Anzahl Schriften über Mexico hervorgerufen, die übrigens mit Stillschweigen übergangen werden können, da sie im Allgemeinen nur compilatorischer Art sind. Jourdanets: „Le Méxique et l'Amérique tropicale“ (Paris 1864. 8.) ist das einzige Buch, welches sich durch wissenschaftliche Untersuchungen über Klima, Gesundheits- und Krankheitsverhältnisse u. s. w. hervorthut. Am wichtigsten dürften aber ganz gewiß die: „Archives de la commission scientifique du Méxique“ (Paris 1864. 8.) bleiben, die ich aber leider nicht zu Gesicht bekommen konnte.

Kennedy hat sich die mühsame Aufgabe gestellt, den achten Census der Vereinigten Staaten im Jahre 1860 darzustellen und müssen wir ihm hiefür besonderen Dank wissen.

Es erübrigt nur noch, einige Werke aus dem Gebiete der Reisebeschreibungen und Lebensschilderungen zu erwähnen. Unter ersteren nenne ich als eines der wichtigsten das Buch von Combier: „Voyage au golfe de Caléfornie“ (Paris 1864. 8), welches, da jene sonnverbrannten Gestade nur selten aufgesucht werden, wirklich Neues oder wenig Bekanntes mittheilt. Unbedeutend hingegen sind Hawkes': „A steam trip to the tropics“ (London 1864. 8.) und Poucels: „Mes itinéraires dans les provinces du Rio de la Plata“ (Paris 1864).

Mit wenig erquicklichen Farben schildert Guinnard seine dreijährige Gefangenschaft bei den Patagoniern; wenngleich wir für jede Mittheilung aus jenen Gegenden dankbar sein müssen, die heutzutage noch eine terra incognita in America bilden, so will es doch beim Durchlesen dieses Buches bedünken, als bliebe der Verfasser nicht immer strenge bei der Wahrheit und lasse hie und da eine gewisse Unverläßlichkeit durchblicken; übrigens macht die Schrift auf wissenschaftliche Behandlung keinen Anspruch. Besser, werthvoller erscheint Hall, der sich mit den Eskimos beschäftigt und in seinem: „Life with the Esquimaux“ (London 1865, 2 Bde.) ausführlich Sitten und Gebräuche der Nachkommen der einstigen Skrälinger schildert.

Betrachten wir die durch die vorliegende Darstellung der französischen und englischen Litteratur im verflossenen Jahre 1864 auf dem Gebiete der Geographie gewonnenen Resultate, so gelangt man zu dem Schlusse, daß dieses Jahr zu den weniger bevorzugten gehöre, da demselben eigentlich kein epochemachendes Werk

Digitized by Google

angehört, nimmt man hievon Vambéry aus, den man füglich nicht als Engländer gelten lassen kann. Gearbeitet und geschrieben wurde aber jedenfalls Vieles und Gutes, und zwar in ziemlich gleichem Maße sowohl von Engländern als von Franzosen. Beide Nationen sind daher berechtigt, mit gleichem Stolze auf ihre Leistungen zu blicken, und wenn auch der Kritiker, in seiner Eigenschaft als solcher dem Anatomen gleich, mit zersetzender Schärfe zu Werke gehend, Manches, ja Vieles zu tadeln gefunden, so darf er dennoch constatiren, daß im großen Ganzen diese Leistungen nicht hinter jenen anderer Nationen zurückgeblieben sind.

H. Hettners Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

(3. Theil, 2. Buch. Braunschweig 1864, Vieweg.)

(Schluß.)

Die Geschichte hat sich für diese Verkennung ihres wahren Wesens, für diese Nichterfüllung der Pflichten, die sie auferlegt, auch an der Form des vorliegenden Werkes gerächt.

Freilich ist es ein sehr lesbares Buch. Es ist mit einfachem, klarem Sinne geschrieben. Der Leichtsinn und die Oberflächlichkeit, welche einige Quellenschriften durchstöbert, die eilfertigen Auszüge in Zettel schneidet und die aufgeklebten Zettel durch einige matte oder dünkelhafte Worte in einen leidlichen Zusammenhang zu bringen sucht und das Ganze für Litteraturgeschichte ausgiebt — diese Litteraturgeschichtsfabrication mit der Papierscheere und dem Kleistertopf liegt ihm durchaus fern. Aber man fühlt sich versucht, darauf anzuwenden, was Gervinus von Robertson sagt: Es wird der Eleganz wegen jedes Detail weggeräumt, das sich nicht willig fügt, da doch durch das Detail allein aus einem Geschichtswerke Fülle und Lebendigkeit vorbricht. Der lückenhafte, zerrissene Vorgrund, der ungewisse dunkle Hintergrund aller Geschichte bildet sich nicht, wie er doch sollte, in diesen aufgestutzten Geschichten ab, die überall abschneiden und abrunden, während jede echte Geschichtschreibung überall wie zum Einschalten und Ergänzen auffordert.

Hettner hat nicht gewußt, seiner Darstellung den Glanz und den Reichthum, die Bewegung und das Feuer des lebendigen Geschehens zu geben. Er ist nicht darauf ausgegangen, im Leser den ganzen Menschen anzuregen dadurch, daß er ihm den ganzen Menschen des vorigen Jahrhunderts vorführte, daß er ihn einführte in das stille Weben des Gemüthes, wie in die steife und ehrbare, später aber so reich belebte Gesellschaft.

Auch fehlt der Darstellung das eigentlich Fortreißende, jene große Kunst, welche in der Schilderung jedes Momentes eine Lücke läßt, die das Gemüth aus-

Digitized by Google

gefüllt zu sehen begehrt und im nächsten Momente ausgefüllt sieht; so daß auf jedes Künftige nicht bloß vorbereitet, sondern auch gespannt wird. Trotz aller Glätte und Sauberkeit ermattet die Aufmerksamkeit manchmal. Unwillkürlich erinnerte ich mich hier und dort an den Ausspruch — Friedrich Schlegels, wenn ich nicht irre —: „Colorit und Ton, ja selbst der Styl müsse in historischen Werken sich je nach den Gegenständen verändern." Und der Wunsch wurde in mir rege, diese Abwechslung möchte einmal da versucht werden, wo sie besonders nahe liegt und wo sie besonders leicht herzustellen wäre, in der Litteraturgeschichte.

Aber keineswegs wird sie erreicht durch wörtliche Citate. Darin scheint mir Hettner noch viel zu viel gethan zu haben, obgleich sich Andere nennen ließen, neben denen er sich höchst mäßig und enthaltsam ausnimmt. Ein Litterarhistoriker, der sich wörtliche Citate gestattet, begiebt sich unvorsichtig in die Nähe einer Klippe, die nur Wenige zu umschiffen geschickt sind. Diese Manier ist außerordentlich bequem. Aber nicht alles Bequeme ist ungefährlich. Bequemlichkeiten des Schriftstellers sind meist Unbequemlichkeiten des Lesers. Und Bequemlichkeiten der Darstellung sind oft Oberflächlichkeiten des Denkens.

Ein Beispiel. Es ist von Möser, dem Historiker, und seinen allgemeinen geschichtswissenschaftlichen Ansichten die Rede. Hettner zieht die sehr bekannte Stelle der Vorrede zu der osnabrückischen Geschichte aus und führt von den einschlägigen Aufsätzen der patriotischen Phantasien die Titel an, sucht aber nicht auf diesen Grundlagen ein Gesammtbild zu gewinnen, in welchem das Charakteristische hervorträte. So ist denn in der That nicht gesagt, inwiefern Möser die deutsche Geschichte zu einer Epopöe machen wollte, wie er nämlich in der Beziehung auf die Gegenwart und der daraus entspringenden Begrenzung des Stoffes die Einheit der Handlung, wie er in dem kleinen Landeigenthümer, dem Bauer, den einheitlichen Helden sieht. Und es ist nicht hervorgehoben, welche Bedeutung in Mösers Geschichtsanschauung der Begriff des Styls hat und wie darin sich der deutlichste Einfluß Winckelmanns zeigt. Beides aber, Epopöe und Styl, würden sich sofort als die Grundbegriffe, um die sich Mösers Auffassung dreht, ergeben haben, wenn Hettner jene Stelle der Vorrede nicht abgeschrieben, sondern uns ihrem wesentlichen Kerne nach vorgeführt hätte.

Daß übrigens die vaterländischen Alterthumsstudien „vornehmlich" in den volksthümlichen Anregungen Mösers ihre „erste Wurzel" hätten (S. 377), ist eine grobe Unrichtigkeit. Sie wäre vermieden worden, wenn Hettner die Geschichte der Wissenschaften, welche, nach meiner Ueberzeugung, ihrem ganzen Umfange nach in die Litteraturgeschichte gehört, hereinbezogen und zum Object seiner Forschung gemacht hätte. In dieser Richtung hat er zu wenig, in der Einbeziehung der Geschichte der Künste zu viel gethan. Was nun vorliegt, ist keine Litteraturgeschichte, sondern eine Sammlung von Bruchstücken aus der Geschichte des geistigen Lebens. Allerdings eine sehr wohlgeordnete Sammlung.

Die Ordnung, die Eintheilung, die Gliederung des Stoffes ist Hettners hauptsächliche Stärke. Nach nichts strebt er so sehr, wie nach klarer und leicht

Digitized by Google

faßlicher Ueberſicht. Auch dieſes Streben hat jedoch, dünkt mich, ſein Bedenkliches. Es entſpringt daraus eine gewiſſe Neigung, einzelne Perſonen zu iſoliren, und deßhalb ſogar die ſelbſt geſteckten, ohnedies etwas weit geſteckten ſynchroniſtiſchen Grenzen zu durchbrechen. Klopſtocks Gelehrtenrepublik z. B. iſt nicht dort beſprochen, wohin ihre Beſprechung allein gehört, in der Periode der Originalgenies, ſondern in der Zeit von 1740 bis 1756, wo eben Klopſtock überhaupt abgehandelt wird.

Aus dem Streben nach Ueberſichtlichkeit ſcheint gleichfalls die Haupteintheilung des Werkes entſprungen zu ſein, die Eintheilung nach Nationen. Die nationale Scheidung iſt die ſtärkſte und ſinnlichſte und braucht eben darum nicht am ſtärkſten betont zu werden. Die Nationen bleiben im Gedächtniſſe des Leſers ſo ſicher geſchieden und noch ſicherer, als die verſchiedenen Fächer der geiſtigen Thätigkeit. Was am ſchwerſten im Gedächtniß haftet, das ſind Zahlen. Und was am gewiſſeſten verloren geht, ſobald die Haupteintheilung nach Nationen gemacht wird, das iſt das Synchroniſtiſche. Soll die Einwirkung einer Nation auf die andere deutlich werden, ſo muß das Bild der einwirkenden Ideen noch da in der Seele des Leſers lebendig ſein, wo ihm das Bild ihrer Wirkung zur Betrachtung geboten wird. Hettner zwingt ſeine Leſer, den erſten und zweiten Band ſeines Werkes partienweiſe wieder aufzuſchlagen und noch einmal zu leſen. Wer das nicht will — und eigentlich iſt es zwar von dem nachprüfenden Gelehrten, aber nicht von dem gewöhnlichen Leſer zu verlangen — für den gewähren noch immer die litterariſchen Abſchnitte in Schloſſers: „Geſchichte des 18. Jahrhunderts“ ein wenigſtens anſchaulicheres, wenn auch lange kein ſo zierliches, ausgeführtes und feines Bild. Die Schwierigkeiten der Darſtellung wären durch eine ähnliche Anordnung wohl ungemein erhöht worden, aber ich zweifle nicht, daß Hettner, um ſie zu überwinden, nur den Willen dazu gebraucht hätte.

Ich habe geglaubt, das vorliegende Buch, das ich mit ſelten erlahmendem Intereſſe und mit wahrem Vergnügen durchlas, am meiſten durch unverhohlenen Tadel zu ehren. Soll ich es rühmen, ſo müßte ich eine Reihe von Einzelheiten herzählen, in denen ſich entweder glücklich erweiterte Kenntniß zeigt oder ein eindringendes und unbefangenes Urtheil bewährt. Es iſt aber ſchwer, ſich augenblicklich genau zu vergegenwärtigen, worin der Verfaſſer Vorgänger habe, worin nicht. Die eingehende und gerechte Würdigung Iſelins S. 368 bis 372, 399 bis 401 nur hebe ich hervor, weil deſſen Landsmann Bluntſchli in der Geſchichte der Staatswiſſenſchaften kein Wort für ihn hat und auch Mörikofer in der „Geſchichte der ſchweizeriſchen Litteratur des 18. Jahrhunderts“ gerade die höchſt intereſſante Schrift „Schinznach“ nur obenhin erwähnt. Auch für den ungedruckten Brief Kants, mit dem uns Hettner S. 322 bis 324 bekannt macht, wollen wir nicht unterlaſſen, ihm ausdrücklich zu danken. Wilhelm Scherer.

Digitized by Google

Das Musikconservatorium in München.

(Reorganisationsproject.)

R. H. Der Befehl des Königs von Baiern, über die Reorganisirung des k. Musikconservatoriums in München die nöthigen Berathungen zu pflegen, ist Ende vorigen Monats durchgeführt worden. Die betreffenden Anträge liegen vor und erscheinen uns geeignet, genauer betrachtet zu werden. Das Münchener k. Conservatorium ist Staatsanstalt und demnach von Staatsmitteln getragen. Man ging ganz richtig von der Ansicht ab, daß es genüge, das Conservatorium zu einer Gesangschule, wenn auch ersten Ranges, emporzugipfeln; die Reform mußte vom Grunde ausgehen. Die königliche Anstalt durfte nicht durch eine Serie einzelner Musikstunden gebildet werden; es ist das pure Privatsache, daß man junge Leute je nach Lust singen, geigen oder clavierspielen lehrt; ganz gleich wie bei den bildenden Künsten zog man in Betracht, „daß eine organisch künstlerisch-wissenschaftliche Gesammtbildung auch dem praktischen Tonkünstler durch eine höhere Unterrichtsanstalt dargeboten werde, weil es die Privatlehrer eben zu einem planvollen Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte nicht bringen können". Auch wurde berücksichtigt, daß im Conservatorium nicht bloß junge Künstler zu erziehen seien, sondern daß es zur Pflanzschule gediegener Lehrer heranwachse; dadurch hätte die Anstalt nicht lediglich partielles, locales Kunstinteresse, dieses würde sich befruchtend über das ganze Land erstrecken.

Die Reorganisirungscommission faßte ihre leitenden Gedanken in dem Satze zusammen: „Das k. Conservatorium für Musik ist eine Schule der praktischen Tonkunst und bezweckt die Ausbildung von Sängern und Instrumentalisten, Dirigenten und Lehrern für den wahrhaft künstlerischen Vortrag auf Grund eines künstlerisch-wissenschaftlichen Gesammtlehrganges."

Zu diesem Behufe wurde sowohl eine innere Vertiefung und äußere Erweiterung der bisherigen Anstalt beantragt. Zuerst wurde jeder Schüler für verpflichtet erkannt, Theil zu nehmen:

1. an dem elementaren Gesangunterricht der Chorgesangschule;

2. am elementaren Clavierunterricht bis zu jener Stufe der Fertigkeit, welche zum Selbststudium in dem Hauptfache des Schülers befähigt;

3. an der Harmonielehre, und

4. am Geschichtsunterrichte, welcher selbstständig, aber praktisch, d. h. in und mit Vorführung der historisch bedeutsamen Werke gelehrt werden soll.

In diesen vier obligatorischen Hauptfächern wird die Schule das Gepräge eines eigenen Geistes und Charakters gewinnen und die Handhabe zu einer künstlerischen Gesammtleitung gegeben sein.

Auf die äußerliche Erweiterung wurde nicht minder Rücksicht genommen. Sie bestünde zunächst in der bereits erwähnten Ertheilung des selbstständigen

Digitized by Google

Geschichtsunterrichtes, dann des Specialunterrichtes im dramatischen Gesange, in Rhetorik und Mimik für jene Schüler des Sologesanges, welche sich der Bühne widmen wollen, und einer Chorgesangschule, welche auch über den Kreis der Schüler der Anstalt hinaus Hospitanten gegen ein mäßiges Honorar zugänglich sein und die Elemente des Gesanges lehren, namentlich aber im Treffen und im Vortrage von Chören üben, also nebenbei eine tüchtige Schaar chorfester Dilettanten für die Kirchenchöre und Gesangvereine heranbilden soll.

Der engere Ausschuß der Commission prüfte alle Vorarbeiten, und seine Beschlüsse lauten, wie wir des Ausführlichen hier folgen lassen.

Die ganze Anstalt zerfällt in drei Schulen:

1. Gesangschule. (Obligatorisch: die Chorgesangschule; Specialfächer: Sologesang, dramatischer Vortrag und theatralische Darstellung.)

2. Instrumentalschule. (Obligatorisch: der elementare Clavierunterricht; Specialfächer: Clavier, Violine, Viola, Violoncell in der höheren Ausbildung für den Künstler- und Lehrberuf; Orgel mit Studium des Orgelbaues für die kirchlichen Bedürfnisse, wie für den Concertvortrag. Sollten sich außerdem Schüler und Geldmittel finden, so treten eventuell auch die weiteren wichtigsten Orchesterinstrumente hinzu.)

3. Theoretische Schule. a. Harmonielehre (obligat), mit dem Specialfach der höheren Zweige der Musiktheorie, als Contrapunkt, Formenlehre und Instrumentation; b. Geschichte der Musik (obligat: allgemeine Geschichte der Musik; Specialfächer: Geschichte der Gesangsmusik, Geschichte der Instrumentalmusik).

An der Spitze der Gesangschule steht der Professor des Sologesanges; an der Spitze der Instrumentalschule desgleichen ein Professor, welcher zugleich entweder der Hauptlehrer des Claviers oder der Violine sein soll. Die besonderen Ensembleübungen der Sänger einerseits, wie andererseits der Instrumentalisten, sind von diesen beiden Professoren zu leiten, während die Direction der großen Ensembleübungen der Anstalt dem Director zusteht. In diesen allgemeinen Ensembles, wie in den besonderen der Gesang- und Instrumentalschule soll zugleich den befähigten Schülern eine methodisch-praktische Anleitung zur Technik des Dirigirens gegeben werden. In der Musiktheorieschule wirken selbstständig: ein Professor des Contrapunktes und ein Professor der Geschichte der Musik. Neben diesen vier Professoren, welche als die Leiter und Vertreter der vier Hauptfächer erscheinen, und mit dem Director den engeren Lehrerrath bilden, sind dann noch folgende Lehrkräfte in Aussicht genommen: Für die Gesangschule: ein Lehrer des Sologesanges, ein Lehrer und Hülfslehrer des Chorgesanges, ein Lehrer der Rhetorik und endlich der Mimik; für die Instrumentalschule: ein Lehrer und Hülfslehrer des Claviers, ein Lehrer und Hülfslehrer der Violine und Viola, ein Lehrer des Violoncells und endlich des Orgelspiels; für die theoretische Schule: ein Harmonielehrer.

Auch die Existenzfrage der Lehrer wurde erörtert; sie müssen besser honorirt werden, so daß sie ihr Lehramt am Conservatorium wirklich als ihren Lebensberuf

Digitized by Google

betrachten können. Wie dermal an ähnlichen öffentlichen Lehranstalten einzelne sogenannte Professoren bezahlt sind, können sie kaum Concurrenz machen mit dem mechanischen Verdienste der Commissionäre oder Stadtträger. Sagen wir es nur rund heraus, das ist nicht einmal die Bezahlung für Bediente oder nur Hausknechte!

Ein Conservatorium soll übrigens nicht einen Haufen Musikanten liefern, ein Rudel dilettirender Musikmacher, wohl aber wenige und tüchtige Kräfte. Daher wurde auch Rücksicht genommen auf strengere Vorprüfung der überhaupt aufzunehmenden Schüler und — wollen wir hoffen — auch auf rechtzeitiges Ausmerzen talentloser oder fauler Individuen.

Es ist ein gutes Zeichen, daß bei den Berathungen zur Reorganisirung des Conservatoriums in München der Geist der Eintracht präsidirte; sämmtliche Beschlüsse tragen den Stempel der Stimmeneinhelligkeit.

Kudrun, herausgegeben von Karl Bartsch.

(Deutsche Classiker des Mittelalters, herausgegeben von Franz Pfeiffer. 2. Band, 1. Theil Leipzig 1865. Brockhaus.

J. St. Später als das Gedicht von den Nibelungen, dessen Entstehung wir nach den neuesten scharfsinnigen Untersuchungen in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts setzen dürfen, ward die Sage von Kudrun, der Königstochter, in einem größeren Gedichte dargestellt. Die Strophe, in der letzteres gedichtet ward, ist eine Weiterbildung der Nibelungenstrophe und weist schon durch die ihr eigenthümlichen klingenden Reime der Schlußzeilen die Kudrun in eine jüngere Zeit herauf. Wie dort ist uns der Name des Dichters verschwiegen und mehr wie jenes hat dieses im Laufe der Jahrhunderte gelitten, ja das schöne Gedicht, das den Ruhm der altdeutschen Litteratur mit aufrecht erhält, wäre uns vielleicht ganz verloren, hätte Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, es nicht in die von ihm veranlaßte große Sammlung von alten Gedichten, in das sogenannte Heldenbuch, aufnehmen lassen. So ist uns das Denkmal aus dem Ende des 12. Jahrhunderts in einer Handschrift des 16. erhalten, nachdem es viele Ueberarbeitungen, deren Fäden uns heute leider nicht mehr bloßliegen, hatte erleiden müssen. Es war eben ein spät gebornes Kind, entstanden in einer Zeit, in der der größere Theil der Nation von den schönen alten Sagen sich ab- und den schalen französischen Romanstoffen zuzuwenden begann. In den Händen ungeschickter, unwissender, wie Bänkelsänger nach äußeren Effecten haschender Ueberarbeiter ward das echte Gestein vielfach mit Schutt und Erde überdeckt. Zusätze, Auseinanderzerren von einer schönen wirkungsvollen Strophe in mehrere, selbstgefälliges Verweilen bei einzelnen Gedanken u. s. f. haben das Echte unseren Augen vielfach verborgen, und wir müssen darauf verzichten, heute auch

Digitized by Google

nur annäherungsweise das echte alte Gedicht herstellen zu wollen. Jeder Versuch dazu ist subjectiv, und leicht kann unter allzu kühnen Händen, wie es leider schon geschehen, ein Gedicht erscheinen, das dem alten noch ferner steht als die junge Ueberlieferung.

Eines aber läßt sich noch heute erkennen — die einheitliche strenge Composition, und damit der Beweis, daß die Kudrun das Werk eines begabten, umsichtigen Dichters ist und nicht etwa, wie es vor Jahren bei den Nibelungen fast allgemein anerkannt war, eine bloße Aneinanderreihung von sogenannten Volksliedern. Strenge Anhänger Lachmanns, wie Koberstein, konnten sich dieser Wahrheit nicht verschließen, und doch ward auch hier von zwei Seiten das unglückliche Experiment versucht, „Volkslieder herauszuschälen" — von Ettmüller und Müllenhoff. Wenn schon Lachmanns Ansicht über die Nibelungen vor der strengen wissenschaftlichen Forschung weichen mußte, so bedurften diese Versuche nicht mehr, als untersucht zu werden, um jeden zu überzeugen, daß sie so unrichtig in ihren Voraussetzungen als unnütz und unglücklich in ihrer Durchführung waren. Der einzig mögliche Weg, der, ohne von der strengen Wissenschaftlichkeit abzuweichen, heute zur annähernden Herstellung des alten Gedichtes betreten werden kann, ist der, den der jüngste Herausgeber der Kudrun, der unermüdliche K. Bartsch eingeschlagen: Vergleichung der in der jungen Handschrift enthaltenen Gedichte mit älteren besseren Handschriften derselben, um so die Art und Weise des jungen Schreibers genau kennen zu lernen, seine Fehler, wie er statt älterer seiner Zeit nicht mehr geläufiger Wörter und Formen jüngere setzt, und an der Hand dieses Studiums die Herstellung des wahrscheinlichen alten, das ist es, was Bartsch mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Vollständigkeit that und einzig vor der Hand thun konnte.

Daß dabei noch nicht alles gewonnen, wird niemand läugnen, vielmehr jedoch werden wir mit dieser jungen Handschrift, wenn das Glück uns nicht noch eine ältere, bessere finden läßt, kaum erreichen. Einzelne Strophen wird man leicht preisgeben können — solche sind längst von früheren Herausgebern bezeichnet, und mit ihnen wird es jeder Gelehrte stets halten, wie er kann. Schwierigere, verwickeltere Fälle werden nur subjective Lösung finden können, und es ist besser der Herausgeber bietet uns das Ganze, wie es überliefert, als durch Künsteleien verunstaltet. Ueberwindung wird man stets vom Leser fordern müssen, aber unsere alten Gedichte passen eben auch nicht auf den modernen Nipptisch, oder als Lectüre zur Verdauung oder vor dem Schlafengehen. Sie fordern, wie jedes Kunstwerk, einen ganzen Mann, und wer mit Ernst und Lust an sie geht, den wird für die ihm weniger zusagenden Stellen leichtlich mancher wahrhaft große, echt deutsche Charakter, manche liebliche Scene und manche großartige tausendfach entschädigen.

Der alte Kriegsmann Wate, der im Frauengemache sich gewaltig unbehaglich fühlt und sich hinaussehnt in Kampf und Sturm, Frute der Kluge und Horant der Sänger, bei dessen Lied die Vögel ihren Abendsang vergessen, und vor allen

Digitized by Google

und über allen das lieblichste Frauenbild deutscher Sage, die treue, schöne Kudrun. In entehrender Gefangenschaft bleibt sie ihrem Verlobten und ihrem Geschlechte treu — sie, die, wenn sie nachgäbe, die Krone tragen könnte im Feindesland, geht lieber barfuß zum Strande die Wäsche zu waschen, obwohl die kalten Winde von der See her ihren zarten Körper vor Frost erstarren machen. Und nach langer harter Pein naht die Erlösung. Ihr Geliebter und ihr Bruder landen und finden sie waschend mit einer treuen Dienerin und erkennen sie. Da räth Herwic, ihr Verlobter, sie zu entführen, doch Ortwin, ihr Bruder, weist das Ansinnen zurück, im Sturme und im Kampfe will er sie zurückgewinnen, und nicht nur sie, sondern auch ihre Jungfrauen, die mit ihr gefangen, sollen erlöst werden. . . . Von den Nibelungen und von der Kudrun, diesem schönen Paare, gilt das wahre Wort, das Gervinus über sie gesprochen: „Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer, wenn auch rauher Sinnesart, voll derber, aber auch reiner edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, eklen und windigen Inhalt der brittischen und neben den schalen, läppischen und zuchtlosen Stoffen der französischen Romane, ja neben dem bigotten fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andere Zeugnisse für die angestammte Vortrefflichkeit unseres Volkes reden hören, als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Keime werden wir bei unseren Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit und alle die ehrenden Eigenschaften finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen."

Da die vorliegende Ausgabe der Kudrun, wie das erste Bändchen der Sammlung, mit erklärenden Anmerkungen, einer trefflichen Einleitung, welche zugleich in die Metrik der epischen Dichtungen einführt, und einem Wortverzeichniß versehen ist, so wird wohl auch dieses Bändchen wie das erste Eingang finden allenthalben und der altdeutschen Litteratur jene auf ihrer Kenntniß beruhende Achtung und Liebe zuwenden helfen, die sie schon längst verdient hätte.

Kurze kritische Besprechungen.

Reuß, Rudolf: Graf Ernst von Mansfeld im böhmischen Kriege. Ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Mit einem Plane von Pilsen. Braunschweig 1865. Schwetschke u. Sohn.

β. Zu einer Biographie Mansfelds liegen in dieser Abhandlung die vielversprechenden Anfänge. Die Untersuchungen des Verfassers stützen sich auf eine ausgedehnte Kenntniß und gewissenhafte Durchforschung einer Gruppe von Quellen, die für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges noch verhältnißmäßig wenig ausgebeutet ist, nämlich der reichhaltigen Flugschriftenlitteratur, welche um jene Zeit in Deutschland aufwucherte. Nach der

Digitized by Google

Charakteristik, welche der Verfasser in der Einleitung von dieser Litteratur entwirft, besteht sie vorerst aus publicistischen Schriften aller Art, welche die staatsrechtlichen Fragen der Zeit im Sinne aller Parteien und nach allen Seiten hin besprechen. Sie besteht dann aus officiellen Berichten diplomatischer und militärischer Natur, von den Depeschen des großmächtlichen Gesandten bis zum Rapporte des subalternen Reiterofficiers herab; sie besteht auch nicht weniger aus geheimen Berichten, welche niemals zum Druck bestimmt, doch durch das Siegerglück oder durch Verrath in Feindeshand geriethen, von wo sie zu des Gegners Bestürzung in die Welt hinausgesandt wurden. Außer diesen Berichten finden sich unscheinbare Avisen, „die Vorläufer unserer modernen Zeitungen, welche Woche um Woche ohne Kritik und ohne Tendenz die Gerüchte des Tages in die Welt hinausschicken". „Und endlich thut sich uns die ganze Litteratur der Panegyriker, Predigten, Prophezeiungen, Lobgedichte, Satyren in Versen und Prosa auf, uns die bunten Farben leihend, um das ernste Bild der Zeit auszuschmücken". Aus fliegenden Blättern dieser Art, durch welche übrigens die Benützung anderweitiger Quellen nicht ausgeschlossen wurde, hat Reuß mit Geschick ein Bild der Ereignisse zusammengestellt, welche sich in den Jahren 1618 bis 1621 um die von ihm behandelte Persönlichkeit gruppiren. Trotz der oft widersprechenden Nachrichten seiner Hauptquellen, die fast durchweg vom Parteigeiste getragen werden, gelangt er ruhig sichtend und abwägend zu einem objectiven Urtheile und zu sicheren Schlüssen, ohne daß hiedurch seine Darstellung die Anschaulichkeit und Lebendigkeit eingebüßt hätte, durch welche die Flugschriften jener Zeit sich vortheilhaft auszeichnen.

Um auf die wichtigsten Ereignisse, die in den Rahmen dieser Abhandlung fallen, hinzuweisen, möge hier die Thätigkeit, welche Mansfeld 1618 bis 1621 entwickelte, in kurzem angedeutet werden. Bei Ausbruch des böhmischen Aufruhrs befand sich Mansfeld im Dienste des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen, für welchen er in Deutschland Truppen geworben hatte. Nachdem er sich auf Befehl seines Herrn, der sich Aussichten auf die deutsche Kaiserkrone und die böhmische Königskrone machte, den böhmischen Ständen zur Verfügung gestellt hatte, wurde er von diesen förmlich in Bestallung genommen, und zwar „als der löblicher Cron Böheim über dero angeordneten Defensionalwerk bestellten Generaln uber die Artillerey und Oberst uber zwey Regimenter zu Fuß". Als erste Aufgabe fiel ihm die Eroberung von Pilsen zu, welches damals den Ruf einer unbezwinglichen Stadt genoß und von Mansfeld nach fast zweimonatlicher Belagerung erstürmt wurde. Der Verfasser entrollt uns ein farbenfrisches Bild dieses Ereignisses in welchem namentlich kleine, culturgeschichtlich interessante Züge mit Geschick verwerthet sind. Nach der Eroberung dieses Platzes wurde Mansfeld zu einer diplomatischen Sendung nach Turin verwendet, die ohne seine Schuld resultatlos blieb. Nachdem Friedrich von der Pfalz zum böhmischen König gewählt worden, veränderte sich Mansfelds Stellung in ungünstiger Weise. Da er so lange als möglich für die Erhebung des Savoyers gewirkt hatte, war er von vornherein am pfälzischen Hofe nicht beliebt. Neid und Mißgunst gingen so weit, daß man sich im böhmischen Heere über die Schlappen freute, die Mansfeld von den Kaiserlichen erhielt. Trotz alles Drängens pflegte der Sold für die Truppen regelmäßig auszubleiben. Mansfeld wurde hiedurch immer mehr und mehr dahin gedrängt, sich auf eigene Füße zu stellen und neben den beiden Parteien so zu sagen als dritte, selbständige Macht zu geriren. Verhandlungen, welche Mansfeld mit den Kaiserlichen wegen Uebergabe Pilsens führte, zerschlugen sich, nach der Meinung des Verfassers wohl nur deßhalb, weil jener einen Uebertritt damals nicht in seinem Interesse fand. Als nach der Schlacht am weißen Berge der Winterkönig und die böhmische Aristokratie ihre Sache verloren gaben, war es Mansfeld allein, welcher den Siegern Widerstand zu leisten wagte. Allein während seiner Abwesenheit von Pilsen verkauften seine Hauptleute die Stadt an den Kaiser. Mansfeld sah sich hiedurch seiner Operationsbasis

Digitized by Google

in Böhmen beraubt und suchte in der Oberpfalz einen Stützpunkt für neue Unternehmungen. Der Krieg trat hiemit in eine neue Phase, die bereits jenseits der Grenzen der besprochenen Abhandlung liegt.

Schließlich noch einige Worte über den historisch-politischen Standpunkt des Verfassers. Der Satz, daß eine großen Zeit große Männer erzeuge, leidet nach zwei Richtungen hin eine Ausnahme. Wenn eine gewaltige Kraft mit den kleinlichen Verhältnissen ihrer Umgebung und dem Marasmus ihrer Zeit zu kämpfen hat, so mag sie immerhin zu Grunde gehen, ihre Arbeit ist nicht umsonst gethan. Ungleich unerquicklicher ist die Situation, wenn einer Zeit, in welcher große Principien aufeinander stoßen, die leitenden Männer fehlen, in welchen jene sich so zu sagen verkörpern; denn in diesem Falle ist es die Nation, die Gesellschaft, welche verdirbt oder verkümmert, der Egoismus tritt in die Lücke ein; das Princip wird zum Deckmantel ehrgeiziger Pläne und Absichten. Die Periode, mit welcher der Verfasser sich beschäftigt, trägt nach dessen Auffassung einen derartigen Charakter; „sie ist keine jener Zeiten, in welchen ein großer Geist, kühn fortschreitend, die Ereignisse nach seinem Willen gestaltet. Hier im Gegentheil drängt die Entwicklung der Dinge mehr durch ihre eigene Schwerkraft als durch menschliche Bemühungen vorwärts" „Dieses ein Menschenalter hindurch sich fortpflanzende Ringen war so wenig ein principienloser Kampf als jedes andere große Ereigniß der Weltgeschichte." Allein die inneren Gründe des Streites waren nicht die treibenden Motive aller Kämpfer „Mit Recht kann man sich weigern, in der verkommenen böhmischen Aristokratie einen Repräsentanten der echten politischen Freiheit oder in länder- und glaubenslosen Abenteurern, wie Mansfeld und dem Halberstädter, die Vorfechter einer unterdrückten Religion zu erkennen: sie sind es ebensowenig gewesen, als etwa Tilly, Wallenstein oder Bernhard von Weimar deutsche Patrioten nach modernen Begriffen." Man ersieht aus alledem, daß der Verfasser seinen Helden mißt nach dem Maßstabe seiner Zeitgenossen. Nur auf diese Weise wird es möglich ihm gerecht zu werden, ohne ihn zu überschätzen. Der Mangel an festen Charakteren macht sich zu Anfang des dreißigjährigen Krieges, zumal auf protestantischer Seite geltend. Unter den Gestalten, welche zu dieser Zeit auf dieser Seite auftreten, ist Mansfeld immerhin eine der interessantesten.

Gaudry: Histoire du Barreau de Paris. 2 Bände. 499 und 595 S. Paris 1865. Durand.

K. R. Die Franzosen sind Meister des Styls. Aber diese Meisterschaft verleitet sie auch zu einer Massenproduction in der Litteratur, die zum großen Theile kaum mehr der Beachtung werth ist. In dem angezeigten Werke, welches durch seinen Titel wenigstens eine streng wissenschaftliche Sache verspricht, wird doch nichts weiter geboten, als eine unzählige Masse Namen der seit den urältesten Zeiten bis zum Jahre 1830 in Frankreich lebenden und wirkenden Advocaten. An diese Namen reihen sich Biographien und Anekdoten, einzelne skizzenhaft gezeichnete Processe und Vertheidigungen. In diese Masse von Geschichtchen ist die Geschichte Frankreichs von den Römern an bis auf die Gegenwart verwebt und nach Belieben des Verfassers bald kürzer bald weiter behandelt. Schwerlich wird jemand nach der Lectüre dieses Buches einen Begriff haben von der Entwicklung und noch weniger von der Bedeutung des Advocatenstandes in Frankreich. Die historische Darstellung bis zur Schaffung der Parlamente ist ganz schülerhaft und selbst von da an nichts weiter, als ein Lobgesang über die Redekraft und Begeisterungsfähigkeit des französischen Advocatenstandes. Es wäre geradezu unbegreiflich, wie Gaudry, der ein so ausgezeichnetes Buch über die Domainen geschrieben, nun ein solches Unterhaltungsbuch der Wissenschaft liefern konnte, wenn die Franzosen nicht so häufig auch Bücher

Digitized by Google

machen würden, die einzig und allein zum Vergnügen und zur Zerstreuung des Autors geschrieben werden.

Brachelli, H. F., Dr.: Die Staaten Europa's und die übrigen Länder der Erde Vergleichende Statistik. Brünn 1865, Buschak u. Irrgang.

S. Dies wahrhaft treffliche Buch, das den so oft mißbrauchten Namen einer vergleichenden Statistik mit vollstem Rechte führt, ist bis zur dritten Lieferung vorgeschritten und diese enthält den Schluß der Bodenproduction, dann die Capitel über Bergbau und gewerbliche Industrie bis zu den Webestoffen. Wie in allen übrigen Partien gruppirt auch hier der Verfasser in jedem Abschnitte die Ergebnisse aller Culturstaaten zum übersichtlichen, klaren Bilde, das dem Leser in kurzen Umrissen das Wichtigste und Wesentlichste bietet, dabei aber nur den Fachmann ahnen läßt, welche Mühe es kostet, das zerstreute, vielfach der genauesten Kritik bedürftige Material so vollständig zusammenzutragen. Wir erwähnen nur beispielsweise des sieben Seiten umfassenden Capitels über die Gewerbeverfassung. Der Abschnitt liest sich gar leicht und flüssig, um aber die kurze Darstellung zu Stande zu bringen, war das Durchlesen und Ausziehen vieler Bände der Gesetzsammlungen aller Staaten erforderlich. Ein Gleiches gilt von den einzelnen Abtheilungen der Industrie, wozu aus der zahllosen Menge der Handelskammerberichte, aus den officiellen statistischen Tafeln, den Ausstellungsberichten und der über diesen Gegenstand reichen, aber noch immer nicht erschöpfenden Litteratur die Angaben mit Bienenfleiß zusammengetragen und erst nach eingehender Kritik verwendet sind. Dadurch entsteht aber auch in Dr. Brachelli's neuestem Buche eine Arbeit, welche in Anlage und Inhalt neu, unter den vielen Producten der heutzutage modernen Doctrin unbestritten einen der ersten Plätze einnimmt.

Movimento della navigazione e commercio in Trieste nell' anno solare 1864. Triest 1865.

S. Wie alljährlich, hat die Triester Börsedeputation wenige Monate nach Ablauf des Jahres ihre fleißige Nachweisung des Schifffahrts- und Handelsverkehres erscheinen lassen. Dieselbe umfaßt in 16 Tafeln die ein- und ausgelaufenen Schiffe nach Flaggen, Ländern, nach den Orten der Herkunft und Bestimmung, mit steter Unterscheidung, ob beladen oder leer, und eine sehr interessante Uebersicht der Schifffahrtsbewegung in Triest seit 1802. Der Handel wird in 8 Tafeln dargestellt mit Unterscheidung der Ein- und Ausfuhr von und nach den einzelnen Staaten zur See und zu Lande. Den Schluß bilden die Werthe der Waaren und die officiellen Schätzungsannahmen für dieselben. Im Ganzen betrug der Schiffsverkehr im abgelaufenen Jahre 10.148 eingelaufene (9279 Segler, 869 Dampfer) und 10.053 ausgelaufene Schiffe (9183 Segler und 870 Dampfer). Der Werth der eingeführten Waaren betrug 147, jener der ausgeführten 121 Millionen Gulden.

Rötscher, H. Th., Prof. Dr.: Dramaturgische Blätter. Dresden 1865. C. C. Meinhold u. Söhne.

φ. Unter dem obigen Titel ist uns das erste Heft einer Vierteljahrsschrift zugekommen, welche sich die Aufgabe gesetzt hat, alles, was mit dramatischer Poesie und

Digitized by Google

Darstellung im Zusammenhange steht, also einen sehr weiten Kreis von Lebensfragen und Problemen wissenschaftlich zu besprechen. Ein überwiegender Nachdruck wird dabei auf Shakspeare's Verständniß gelegt, wie denn auch sechs von den Aufsätzen dieses Heftes den Intentionen und Productionen des Dichters gewidmet sind. Außerdem bringt das Heft ein vollständiges Drama von dem Dichter Burghardt, dessen vorzeitiges Ziel am Hungertode und auf den Armenfriedhofe in der vielgepriesenen Metropole der Intelligenz den Deutschen immerhin ein Wegweiser sein mag, wie weit sie selber noch von ihren proclamirten Zielen entfernt seien, da sie nicht einmal das thatkräftig anzuerkennen verstehen, was ihrem Namen seinen besten Klang verleiht, nämlich die Litteratur und ihre Träger. Ein Grabstein, für den das Journal sammeln will, ist wahrlich nur ein höhnischer Ersatz für das rettende Stück Brot. Und vollends, wenn es sich um eine so hochbegabte Natur handelt, wie sich Burghardt durch seine „Iphigenie in Aulis" ausweist. Die dem Drama unmittelbar folgenden, sehr richtig schildernden und darum beherzigenswerthen „Vorschläge zur Abhülfe des gegenwärtigen Theaterelends", von E. Gerber, sind auch nicht darnach angethan, den Blick auf die Zukunft tröstlicher zu gestalten, denn nach dem Ueberwuchern von Lernfaulheit und Routineschlendrian zu schließen, scheint die Glanzepoche des deutschen Drama's nicht bloß aus der Litteratur, sondern auch von der Schaubühne verschwunden zu sein. Die übrigen, die Auffassung und Rollenwiedergabe des Poetischen betreffenden Artikel sind entweder ausdrücklich oder leicht errathbar auf Rötscher, den Herausgeber dieses litterarischen Unternehmens, zurückzuführen, welcher sich hier als in seiner eigentlichsten Domaine mit jener Geistesfülle bewegt, die ihn seit etwa einem Vierteljahrhundert zur Autorität im Gebiete der Dramaturgie erhob.

Mertens, Ludwig v.: Ein Idyll auf dem Kahlenberge. Wien 1865, bei Schönewerk.

1. Unter der bescheidenen Bezeichnung „Idyll" erschien vor kurzem ein kleines episches Werk, welches den bedeutendsten Schriften dieser Gattung an die Seite gesetzt zu werden verdient. Wir wollen uns nicht beim Lobe der edlen Diction des Gedichtes, welches uns die Geschichte Wiens erzählt, aufhalten und lieber die Plastik der Ausführung, die Einfachheit der Erzählung bei so großem Reichthum an Ideen energisch betonen.

Weniger dürfte den Leser die dem Griechischen nachgebildete, zu häufige Wiederholung einzelner Sätze und Worte befriedigen, besonders wirken die stets wiederkehrenden „Aber" nicht selten störend.

Der Wiener Bürger, besonders auch die Jugend unserer Stadt, wird dem österreichischen Dichter für das schöne Werk den Dank nicht versagen können.

---

* Die historische Section der ungarischen Akademie hat den Pester Universitätsprofessor Herrn Gustav Wenzel beauftragt, Ladislaus Szalay's unvollendete Geschichte von Ungarn fortzusetzen. Die Akademie hat die hierüber in der jüngsten Wochensitzung erstattete Anzeige beifällig aufgenommen und beschlossen, im Wege des Präsidiums bittlich darum einzuschreiten, daß es Herrn Prof. Wenzel gestattet werden möge, im k. k. geheimen Cabinetsarchive Studien zu machen.

* (Magazin für die Litteratur des Auslandes.) Das eben erschienene Maiheft (Nr. 19 bis 22) enthält unter anderem folgendes Interessante:

Der moderne Nibelungen- und der Urkundenschatz des Rheinlandes. — Das Volksleben und die Aesthetik. — Der Ultramontanismus in Oesterreich. — Heinrich Ritter

Digitized by Google

und Ernst Renan. — Ein Brief des großen Kurfürsten an Ludwig XIV. und dessen Antwort. — Pfahlbauten in Neu-Vorpommern. — England. Cardinal Wisemans litterarische Thätigkeit. — Friedrich II. und Napoleon als Bibliothekare. — Der hohe Norden. Eine neue Nordpol-Expedition. Leben unter den Grönländern. — Brief über das jetzige englische Theater. — John Stuart Mill, Lord John Russell und die politischen Reformer. — Frankreich. Die Sanskrit-Studien und der Japhetismus. — Die Communicationen zur See und die Rivalität in der Seeherrschaft. — Eine Grabrede, nach Victor Hugo. — Italien. Die Vereine zur Herausgabe der vaterländischen Geschichtsquellen. — Rom im Mittelalter, nach Gregorovius. I. Roms Leichenrede. — Rußland. Alexander Herzen über die russische Litteratur. — Der amerikanische Gesandte in Rußland über Ira Aldridge. — Island. Isländische Sagen. Die Jungfrau Maria und das Birkhuhn. — Central-Asien. Vamberys Reisen. I. Die Abenteuer des ungarischen Derwisch. II. Die politischen Verhältnisse von Turan. — Arabien. Die Entstehung des Mohammedanismus. Nach Dr. Sprenger. — Nord-America und Mexico. Arizona und Sonora. — Geschichte. Cultur und Religion der alten Mexicaner.

S. Als wir die kurze Anzeige von Dr. Huhns Statistik in Nr. 19 der „Wochenschrift" einrückten und darin dem Autor die Eignung zum Statistiker absprachen, seinem Buche Mangel alles Originellen und ungewohnte Mache vorwarfen, glaubten wir wahrlich nichts weniger, als der Parteilichkeit für den Verfasser beschuldigt zu werden. Und doch ist dies in Nr. 285 der „Neuen freien Presse" geschehen.

Von einem Lobe der „Bearbeitung", wie die „N. fr. Pr." sagt, vermögen wir in unserer Notiz kein Wort zu finden, im Gegentheile ist dort von Huhn gesagt, „er habe aus bereitliegenden Büchern wieder ein neues gemacht, in dem sich aber nichts Neues finde und das stark an Werke erinnere, deren Tendenz er doch selbst tadelt".

Was wir aber wirklich zum Lobe des Buches sagten, daß es fleißig gesammeltes Material enthalte und daher eben als Nachschlagebuch für den Hausgebrauch gut sei, halten wir aufrecht. Huhns Statistik, im Verlaufe 1864 gedruckt, bringt in vielen Partien, wie über Finanzen, Handel, Gewerbe u dgl., Daten bis zum Jahre 1862 und 1863, auch in den sonstigen Partien die neuesten Angaben, und die Ziffern, die es enthält, sind den besten Quellen entnommen und richtig. Darin aber liegt, wir wir glauben, der Zweck eines Nachschlagebuches, solche Auskünfte über Facten und Ziffern gut und schnell zu erhalten. Auskünfte über staatsrechtliche Verhältnisse werden in einem derlei Buche, wie Huhn, schwerlich gesucht werden, denn wir wissen, auch ohne Hindeutung der „N. fr. Pr.", wie es mit solchen außer den Grenzen der Monarchie geschriebenen Büchern um die Tendenz steht und haben dies eben in jener Notiz auch erwähnt.

Daß es aber um Huhns Buch namentlich hiebei nicht so schlecht steht, als mit manchem anderen, erweist die Mühe, welche es gekostet hat, daraus die Anklagepunkte zusammenzulesen, welche uns entgegengeschleudert werden. Der weislich weggelassene, in Oesterreich selbst mehr als einmal ausgesprochene Schluß des Satzes von S. 12 modificirt diesen doch gar sehr; was die Ablösung der Grundlasten betrifft, so kommt hier neben der absoluten Ziffer auch das Geleistete im Verhältniß zur Aufgabe in Betracht, und da hat denn Huhn doch nicht so sehr Unrecht, wie man es lieber eingestehen als bemänteln sollte. Daß er die Eisenbahngesellschaften nicht nochmal wiederbringt, nachdem er sie schon detaillirt behandelt hat, machen wir ihm nicht zum Vorwurfe. Eben so gehört viel Scharfsinn dazu, in dem einfachen Satze: „Wohl in keinem Lande ist die Zahl der Schank- und Gastwirthe so groß, als in Oesterreich", ergötzlichen Brotneid zu finden, ebenso wie die durch Abschnitte getrennten Sätze über Vereine auf einander zu beziehen.

Digitized by Google

Was bleibt nun von der Antikritik? Die Sucht, einen Streit hervorzurufen und glauben zu machen, daß wir ein Buch unbedingt gelobt, das wir in sehr wesentlichen Punkten getadelt haben. Wir können in diesem Falle den Vorwurf mangelhafter Beurtheilung um so leichter ertragen, als es ja nicht das erste Mal ist, wo wir im Urtheile über Fachwerke mit dem Kritiker der „N. fr. Pr." sehr differiren, wie dies bei Hausners schmählichem Machwerke der Fall war, welches er als eine treffliche Leistung wissenschaftlicher Statistik erkannte und pries.

* Das vor kurzem erschienene 13. Heft der „Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark" (in Commission in Leuschners und Lubensky's k. k. Universitäts-Buchhandlung) enthält außer dem 24. Jahresberichte wissenschaftliche Abhandlungen von Prof. Dr. K. Tangl: „Die Freien von Suneck, Ahnen der Grafen von Cilli"; von Dr. R. Knabl: „Epigraphische Excurse"; von Archivar J. Zahn: „Der Kalenderstreit in Steiermark", und einen Nekrolog Kaspar Harbs, eines verdienten Vereinsmitgliedes; von Dr. J. Krautgasser: „Beitrag zur Zeit- und Sittengeschichte der Jahre 1600 bis 1618, aus den Rathsprotokollen der Marktgemeinde Mureck; ferner kleinere Mittheilungen von Ilwof, Zahn und Scheiger und Urkundenregesten von Dr. G. Göth. In einigen Wochen wird das zweite Heft der von demselben Vereine herausgegebenen „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen" erscheinen, welches interessante Abhandlungen von Krones, Zahn, Pangerl und dem Stiftsarchivar P. Weiß in Rein bringen wird.

* Da die von der k. Leopoldino-Carolinischen deutschen Akademie am 15. Mai 1863 gestellte Preisfrage: „Ueber den Bau des Rückenmarks", wobei der Termin zur Einsendung der Concurrenzschriften auf den 1. April 1865 mit einem ersten Preis von 300 Rthlr. und einem Accessit von 150 Rthlr. ausgesetzt war, bis zum genannten Tage unbeantwortet blieb, so wurde dieselbe vom Präsidenten der Akademie mit Zustimmung der Adjuncten in ursprünglich ausgeschriebener Weise zurückgezogen. Dagegen hat das Präsidium eine neue Preisfrage hinausgegeben und den Zeitpunkt für die zu erwartende Beantwortung derselben auf den 1. September 1867, und zwar mit einem ersten Preise von 60 Louisd'or und einem Accessit von 30 dergleichen festgesetzt. Die Akademie fordert: Die vollständige Erläuterung des Verhältnisses zwischen geschlechtlicher und ungeschlechtlicher Fortpflanzung der Insecten durch Untersuchung der Generationsverhältnisse der Phytopthiren (Aphis, Coccus, Cermes). Die Concurrenzschriften müssen, in deutscher oder lateinischer Sprache verfaßt, unter den gewöhnlichen Bedingungen bis zu obigem Termine an das Präsidium der Akademie eingesendet werden.

* Dr. T. Zebrawski in Krakau hat unter dem Titel „Nasze zabytki" (Ueberbleibsel) das erste Heft eines für die Sphragistik wichtigen und schätzenswerthen Werkes herausgegeben. Dasselbe (in 4. mit mehr als einem Dutzend chromolithographische Siegel darstellender Tafeln ausgestattet) enthält eine Abhandlung über die Siegel des alten Polen und Lithauen bis Königin Hedwig inclusive. In systematischer Anlage und Reihenfolge sollen die weiteren Hefte bis Stanislaus August reichen, die Siegel der polnischen Könige und Königsfamilien, der verschiedenen Landschaften, Wojwodschaften, Städte und Kronwürdenträger umfassen und so die polnische Sphragistik vervollständigen. Das älteste aufbewahrte Siegel stammt von Königin Ryxa, der Gemahlin Königs Mieczyslaw II. von 1054.

* A. v. Keller hat in der neuesten Publication des litterarischen Vereins zu Stuttgart eine Gesammtausgabe der Dramen Jakob Ayrers besorgt, die in 5 Bänden nicht weniger als 69 Stücke, Komödien und Tragödien, enthält, während das kurz nach des Dichters Tode gedruckte „Opus theatricum" deren nur 66 bringt. Die drei weiteren

Digitized by Google

Stücke, welche der Herausgeber zum ersten Male veröffentlicht, sind in einer Dresdner Handschrift verborgen gewesen.

* Es dürfte für weitere Kreise von Interesse sein, daß die Akademie zu Straßburg nach testamentarischer Bestimmung des gewesenen dortigen Gerichtsmitgliedes Lamey einen Preis von 3000 Francs für die beste Abhandlung über folgende Frage ausgesetzt hat: L'art doit-il être soumis à des règles? D'où dériveraient ces règles? Sur quoi se fonderaient-elles? Seraient-elles absolues ou relatives, ou bien en partie relatives, en partie absolues? Comment concilier leur autorité avec la liberté de l'inspiration?

Die Mitbewerbung steht jedem offen, ohne Unterschied des Alters und der Nationalität; nur die Preisrichter selbst sind ausgeschlossen. Die Abhandlungen können französisch, lateinisch oder deutsch geschrieben werden. Sie sind in der gewöhnlichen Weise mit einem Motto zu versehen, welches sich auf einem den Namen des Verfassers enthaltenden versiegelten Zettel wiederfindet, und müssen vor dem 1. Jänner 1867 frankirt an das Secretariat der Akademie zu Straßburg eingesandt werden. Die Entscheidung erfolgt in der Sitzung bei Wiedereröffnung der Vorlesungen im November 1867.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) So viel auch schon über die französische Revolution geschrieben wurde, man gewinnt derselben immer neue Seiten ab, welche noch nicht in eingehender Weise beleuchtet wurden François de Bourgoing veröffentlicht soeben den ersten Band einer: „Histoire de l'Europe pendant la révolution française", und damit das erste französische Werk, welches sich näher mit der Stellung des Auslandes gegenüber den Umwälzungen in Frankreich beschäftigt.

Die von der Gräfin della Rocca veröffentlichte: „Correspondance inédite de la duchesse de Bourgogne et de la reine d'Espagne" verdient gelesen zu werden. Diese Briefe sind erst kürzlich aus den Turiner Archiven zu Tage gefördert worden und sind geeignet, unser Interesse für die beiden jung verstorbenen Prinzessinnen und Schwestern lebhaft in Anspruch zu nehmen.

Wir haben in den letzten Jahren mehrere französische Monographien über einzelne unserer älteren Dichtungen zu verzeichnen gehabt, heute liegt abermals eine solche vor, Artaud-Haußmann: „Le tournoi poétique de la Wartburg". Der erste Theil des Buches beschäftigt sich im Allgemeinen mit unserer älteren und ältesten Litteratur und der Verfasser scheint hier recht gut zu Hause zu sein; weniger scheint dies bei unserer neueren Litteratur der Fall zu sein, denn wir finden jeden Augenblick Richard Wagner als „den großen Dichter und Musiker des heutigen Deutschlands" citirt.

Wir erwähnen für heute noch ein Unternehmen, welches, wenn ohne Parteilichkeit und mit richtigem Verständniß durchgeführt, gewiß bedeutendes Interesse beanspruchen kann. Alfred Sirven beginnt unter dem Titel: „Journaux et journalistes" eine Sammlung von Journalbiographien; er schildert die Entstehung der Zeitung, ihre Tendenz in dieser und jener Richtung und den Entwicklungsgang ihrer wichtigsten Mitarbeiter; der erste Band behandelt das „Journal des Débats"; wie merkwürdige Resultate können spätere Bände noch zu Tage fördern!

Digitized by Google

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung vom 13. Juni 1865.

Herr k. k. Bergrath F. Foetterle im Vorsitz.

Herr k. k. Hofrath und Director W. Ritter v. Haidinger berichtet über die internationale landwirthschaftliche Ausstellung in Köln und die wohlwollende Aufnahme, welche dort die Gegenstände: die große geologische Karte und die begleitende erläuternde Sammlung von Felsarten und Petrefacten gefunden, welche die k. k. geologische Reichsanstalt dorthin gesendet.

Ferner theilt derselbe den Inhalt des Aufnahmsberichtes der Herren k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer und Dr. G. Stache mit über die Gegend östlich von Gran, nördlich und südlich zwischen Gran und Waitzen, und des Aufnahmsberichtes von Herrn K. Paul über die Gegend von Karpfen, Pljesóc und Dobraniwa.

Herr k. k. Bergrath F. Foetterle berichtete über den Besuch der Kohlenwerke zwischen Kralup und Kladno, ferner zwischen Aussig und Teplitz, bei Schwadowitz und von Rossitz, den er in Begleitung der von Sr. Excellenz dem Herrn Finanzminister J. Edlen v. Plener an die k. k. geologische Reichsanstalt einberufenen k. k. Montaningenieure in der zweiten Hälfte des Monats Mai unternommen hatte, und legte eine Suite von Pflanzenabdrücken aus der oberen Trias vom Rehgraben bei Kirchberg als ein Geschenk von Herrn J. Neuber, ferner Kalksteingebilde aus dem Diluvium von Ottendorf bei Troppau, die aus den silurischen Schichten Scandinaviens stammen und die Herr Prof. Em. Urban in Troppau eingeschickt hat, endlich Ammoniten und Chalcedonkugeln aus Ollomuschan in Mähren vom Herrn Fabriksbesitzer L. Schütz zur Ansicht vor.

Herr F. Pošepný legte eine geologische Uebersichtskarte, so wie mehrere Grubenkarten und Profile über den Metallbergbau zu Rodna in Siebenbürgen vor, welche er im verflossenen Jahre im Auftrage des k. k. Finanzministeriums aufgenommen hatte.

Noch legt der Vorsitzende Berichte des Herrn k. k. Hofrathes und Directors W. Ritter v. Haidinger vor:

Eine Berichtigung des Herrn k. k. Prof. V. Ritter v. Zepharovich aus einem Schreiben an Herrn Prof. Sueß über den Fundort der Mastodon-Reste von Franzensbad.

Bemerkungen von Herrn Dr. G. Tschermak über Herrn Prof. F. v. Hochstetters Ansicht des von Herrn Dr. v. Mojsisovics in den Ortler-Alpen aufgefundenen Gesteines, welches Herr Prof. v. Hochstetter als Diorit, Herr Dr. Tschermak als Trachyt betrachtet.

Bericht über die Ergebnisse der vorjährigen Reise im Himalaya von Herrn Dr. Ferdinand Stoliczka in Calcutta und über eine neue Unternehmung desselben, eine Reise, welche sich vom Spitithale über die vorliegende Himalayakette und den Indus bis an das Karakoramgebirge erstrecken soll.

Lexia Bäutschiana Geinitz und Preiscourante von Naturaliensammlungen von Herrn Wenzel Frič (Prag 736—II) an die k. k. geologische Reichsanstalt gesandt.

Zahnbruchstück eines Elephas primigenius, sogenannten Mastodon, ausgegraben in dem Mayr v. Melnhofschen Hause, Operngasse Nr. 4, und übergeben von Herrn Baumeister Karl Lang durch Herrn Polier Joseph Poischl.

Digitized by Google

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft
am 7. Juni 1865.

Vorsitzender: Herr Director Brunner v. Wattenwyl.

Der Secretär Herr Dr. H. W. Reichardt eröffnete die Sitzung mit folgenden Mittheilungen.

Der Direction der Gesellschaft ging die betrübende Kunde zu, daß am 18. Mai der berühmte französische Entomologe Leon Dufour starb.

Herr Staatsrath Renaud feiert im Laufe des Monates Juni das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Functionszeit als Secretär der k. naturforschenden Gesellschaft in Moskau. Die Direction wird ihm zu dieser Feier ein Gratulationsschreiben senden.

Der österr. Alpenverein hat beschlossen, Pernhardts schönes Glockner-Panorama im Farbendrucke herauszugeben und ladet zur Subscription ein.

Das 1. und 2. Heft des Jahrganges 1865 der Gesellschaftsschriften ist beendet und kann bezogen werden.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Oskar Herklotz, welcher ein Exemplar von Coluber natrix vorzeigte, das in der Gefangenschaft und ohne Winterschlaf 311 Tage gehungert hatte ohne zu Grunde zu gehen.

Dr. J. E. Polak sprach über zwei Pflanzen, über Diplotänia cachrydifolia Boiss. und Festuca sclerophylla Boiss., welche von den aus Persien gebrachten Samen jetzt im botanischen Garten theils in Blüthe, theils in Fruchtbildung begriffen sind und daher als acclimatisirt betrachtet werden können.

Herr Kanitz legte ein Verzeichniß der bisher aus Slavonien bekannten Pflanzen vor.

Herr Friedrich Brauer lieferte einen zweiten Bericht über die von der Novara-Expedition mitgebrachten Neuropteren. In demselben wird die Familie der Phryganiden behandelt und werden 6 neue Gattungen so wie 8 neue Arten aufgestellt.

Herr Prof. L. H. Jeitteles sprach über vorgeschichtliche Alterthümer aus dem nordöstlichem Mähren und demonstrirte eine ganze Reihe von interessanten hieher gehörigen Gegenständen.

Herr Dr. H. W. Reichardt legte einen von Herrn Prof. Philippi in S. Jago in Chili eingesendeten Aufsatz vor, in welchem zwei neue Pflanzengattungen aufgestellt werden. Die eine, Arachnites, gehört der Familie der Burmanniaceen, die andere, Lactoris, wahrscheinlich den Zygophylleen an.

Ferner sprach er über Chrysothrix noli tangere Mont., und wies nach, daß dieses höchst interessante Kryptogamengebilde, welches die Stacheln von Cacteen bewohnt, eine Flechte aus der Familie der Byssaceen sei. Weiter legte er zwei von Herrn K. Schliephacke eingesendete bryologische Aufsätze vor. Der eine behandelt die Sphagna, der andere die Andreaceen Europa's.

Schließlich zeigte Dr. H. W. Reichardt ein monströses Exemplar von Viola silvestris Kitaib. vor, welches eine regelmäßige sechsblättrige Blumenkrone hatte. Es wurde von Herrn Stoitzner um Chrudim gesammelt und durch Herrn Ministerialrath Ritter v. Heufler der Gesellschaft übermittelt.

---

* Ungarische Akademie. (Sitzung vom 13. Juni) In der gestrigen Sitzung der philosophischen, rechtswissenschaftlichen und historischen Classe differirte das ordentliche Mitglied Joseph Purgstaller über das Verhältniß zwischen Erscheinung und Idee. Hierauf berichtete das correspondirende Mitglied Dr. Henßelmann über die in Oßtrovopatak am 22. April l. J. auf der Besitzung des Herrn Josef Bánó gefundenen

Digitized by Google

Alterthümer, zu deren Besichtigung er von der Akademie entsendet wurde. Dieselben befanden sich in einem Grabe neben einem weiblichen Gerippe, neben welchem auch Hunde- und Vögelknochen (wahrscheinlich von den Lieblingsthieren der Verstorbenen) sich vorfanden. Die Gegenstände sind: ein Armband, Ring, eine Fibula, ein elfenbeinerner Kamm mit Silbernägeln, eine Urne mit Silberverzierungen und drei in einander steckenden Glasschalen, vergoldete Silberlamellen in verschiedenen Formen, eine Scheere aus Bronze, unseren Scheeren ähnlich, aber schon zerbrochen, zwei Messer, gleichfalls zerbrochen, ein Obolus aus der Zeit Trajans, woraus der Berichterstatter den Schluß zieht, daß das Grab aus der Zeit Trajans herrühren und ungefähr 1500 Jahre alt sein dürfte. Die Alterthümer sind theils römische, theils barbarische, an denen jedoch gleichfalls römischer Einfluß ersichtlich. Da in jener Gegend keine römische Colonie existirte, neigt Dr. W. zu der Ansicht hin, daß das Grab barbarischen Ursprungs. Aug. Kubinyi glaubt aus der Inschrift einer der Trinkschalen folgern zu können, daß jene Frau eine Christin gewesen. Dr. Henßelmann hat bei diesem Ausflug auch die Zebener Kirche, in welcher ein alter Altar und ein Tabernakel, das die Jahreszahl 1484 trägt, dann einige alte Wohnhäuser in Kaschau besichtigt, die noch aus dem 14. und 15. Jahrhundert herrühren. An der Art und Weise, in welcher die Restauration des Kaschauer Domes bewerkstelligt wurde, findet Henßelmann Vieles auszusetzen. Der gothische Dom erhielt von außen einen groben Anstrich, durch den die Vergoldungen und feinen durchbrochenen Arbeiten litten, und manche Inschriften unleserlich wurden. Die Bildhauerwerke wurden ganz vergoldet, das Innere der Kirche mit grellen Farben ausgemalt, die fehlenden Theile des unvergleichlichen Tabernakels mit Gyps ersetzt, und um das Flickwerk zu verdecken, das Ganze mit Farbe überstrichen u. s. w. Als Beweis, wie nöthig eine archäologische Landescommission zur Erhaltung historischer Denkmäler sei, erwähnt der Vortragende noch, daß in Kaschau eine alte Sammlung von Handschriften existirte, die bis ins 14. Jahrhundert zurückreichten, die aber in den fünfziger Jahren als Maculatur verschleudert worden seien. Nachdem ähnliche Fälle auch aus anderen Comitaten vorgebracht, beschloß die Versammlung, hievon Anlaß zu nehmen, neuerdings bei der hohen Landesstelle die Aufstellung von Conservatoren zu urgiren.

* Böhmisches Museum. In der letzten Sitzung der archäologischen Section theilte Herr Prof. Wocel mit, daß den Sammlungen des Museums von Ober-Cerekwe eine kleine irdene Figur eingesendet wurde, die man daselbst beim Fällen eines Baumes unter der Erde fand, und die der Form nach einer ägyptischen Mumie gleicht. Der akademische Maler Herr Scheiwel stellte den Antrag, die Section möge für die Copirung der alten Wandmalereien in der Burg Karlstein, die täglich immer mehr zu Grunde gehen, sorgen, doch konnte die Section aus Mangel an erforderlichen Hülfsmitteln den Antrag nicht annehmen. Herr Pelc referirte über eine uralte Verschanzung bei Nezabudic (Bezirk Pürglitz) und Herr Conservator Benesch theilte die Ergebnisse seiner Forschungen über die heidnischen Gräber am Diablicer Berge mit. Nachdem noch Herr Frost einige Mittheilungen über die alten Schanzen bei Hradištko unweit von Hoch-Weselý gemacht hatte, referirte Herr Prof. Wocel über seine Untersuchung des bekannten Thurmes „Kajetánka" vor dem Strahower Thore, der irrthümlich für eine türkische Moschee gehalten wurde; der Bau gehört jedoch der Renaissanceperiode an und wurde wahrscheinlich erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichtet, womit auch die historischen Nachrichten über diesen Bau übereinstimmen.

Digitized by Google

Inhaltverzeichniß des fünften Bandes.

Archäologie.

Brücke, Die Goldfäden der mittelalterlichen Brocatweber. S. 530.
Pfahler, Handbuch deutscher Alterthümer S. 631.
Reinisch, Die ägyptischen Denkmäler in Miramar. S. 277.
Sacken, E. Freiherr v., Die Erwerbungen des k. k Münz- und Antikencabinetes im Jahre 1864. S. 289.
Sacken, Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthums. S. 441.

Belletristik.

Berthold Auerbach. I., II. S. 321, 365.
Birkenbühl, Sonette aus dem Orient. S. 57.
Bodenstedt, Friedrich, Ausgewählte Gedichte, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Bolanden, Konrad v., Historische Novellen über Friedrich II. S. 696.
— — Die Aufgeklärten, s. Lorm, Vermischte Schriften.
Brachvogel, Beaumarchais, s. Lorm, deutsche Romane.
Cerri, Dichtungen, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Eginhard, König Ragnars Hort. S. 539.
Eyth, Max, Volkmar. S. 250.
Foglar, Minnehof, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Frankl, Ahnenbilder, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Friedrich, Fr., Buch der Liebe, s. Lorm, Vermischte Schriften.
Geibel, Gedichte und Gedenkblätter, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Gilm, Gedichte, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Halm, Neue Gedichte, s. Kuh, Neuere Lyrik.
— — **Werke,** s. Lorm.
Hamerling, Germanenzug, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Heller, S., Die Wanderungen des Ahasver. S. 569.
Hilscher, Gedichte, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Klein, Geschichte des Drama's, 1. Bd., bespr. von Bratranek. S. 465.
Kirchmann, J. v., Erinnerungen aus Italien. S. 88.
Köchy, K., Das neue Leben. S. 280.
Kuh, E. Neuere Lyrik, I. bis IV., S. 225, 301, 331, 397, Zweiter Cyklus I. bis III., S. 673, 712, 753.
Lemcke, Karl, Lieder und Gedichte, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Letteris, Max, Dr., Ben-Abujah. S. 153.
Lorm, H., Fr. Halms Werke, I., II. S. 12, 33.
— — Deutsche Romane. S. 211.
— — Vermischte Schriften. S. 242.
— — Otto Ludwig. S. 489.
— — Neue Romane, I., II. S. 592, 609, 656.
Maltitz, Altadelige Haus-, Hof- und Familiengeschichten, s. Lorm, Neue Romane.
Mertens, L. v., Idyll auf dem Kahlenberge. S. 791.
Milow, Gedichte S. 188.
Mützelburg, Der Himmel auf Erden, s. Lorm, Neue Romane.
Pasqué, Das Griesheimer Haus, s. Lorm, Neue Romane.
Polko, E., Schöne Frauen, s. Lorm, Vermischte Schriften.
Raabe, Der Hungerpastor, s. Lorm, Deutsche Romane.
Rauscher, Gedichte, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Ring, Stadtgeschichten, s. Lorm, Neue Romane.
Robert, Paul Bruno, s. Lorm, Neue Romane.
Rollett, Ausgewählte Gedichte, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Rötscher, H. Th., Dramaturgische Blätter. S. 790.

Digitized by Google

Schanz, Festgabe zur Dante-Feier. S. 564.
— — Hymnen der Völker. S. 564.
Silberstein, Lieder, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Staufe, romänische Dichter. Angez. von Schuller. S. 274.
Storm, Gedichte, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Stugau, Buch vom Lebensglück, s. Lorm, Vermischte Schriften.
Tandler, Gesungenes und Verklungenes, s. Kuh, Neuere Lyrik.
Waldersee, Franz Graf, Der Jäger. S. 503.
Winterfeld, Der stille Winkel, s. Lorm, Neue Romane.

Bildende Kunst.

Arbeiten am neuen Opernhause. S. 660.
Barison, Nik., Chrysographisches Emporium. S. 662.
Bock, Die Kleinodien des h. römischen Reiches. S. 358.
Englische Provinzialkunstausstellungen. S. 533.
Leitner, Gedenkblätter aus der Geschichte des k. k. Heeres. S. 730
Raub der Polyxena. S. 439.
Reinisch, Die ägyptischen Denkmäler in Miramar. S. 277.
Schnorrs Compositionen zu den Hymnen Homers. S. 317.
Scholl, Heinrich Freiherr v., Ueber Baustyl. S. 537.
Votivkirche, Die, in Wien. S. 567.
Notizen. S. 63, 91, 156, 281, 318, 378, 444, 602, 639.

Geographie, Statistik.

Berghaus, H., Dr., Weltkarten. S. 344.
Berlepsch, H. A., Schweizerkunde. S. 249.
Blätter für Landeskunde von Nieder-Oesterreich. S. 635.
Brachelli, H., Die Staaten Europa's. S. 790.
Gräf, Adolf, Atlas des Himmels und der Erde für Schule und Haus. S. 409.
Hausner, Otto, Vergleichende Statistik von Europa. S. 697.
Hellwald, F. v., Geographische Litteratur der Engländer und Franzosen. S. 737, 772.
Huhn, E. H., Dr., Statistik. S. 600.
Jonak, E., Der land- und lehentäfliche Grundbesitz im Königreiche Böhmen. S. 698.
Kellner, Dr. W., Taschenbuch der politischen Statistik Deutschlands. S. 316.
Kirchmann, Erinnerungen aus Italien. S. 88.
Kolb, G. Fr., Handbuch der vergleichenden Statistik. S. 731.
Martin, Fr., The statesman's yearbook, for the year 1865. S. 845.
Mayr, Otto, k. k. Rittmeister, Die Gestüte des österreichischen Kaiserstaates. S. 540.
Movimento della navigazione in Trieste. S. 790.
Munzinger, Ostafricanische Studien. S. 369.
Petermanns, A., Dr., Geographische Mittheilungen. 1864. S. 312.
Petrie, M.: Strength, composition and organization of the army of Great-Britain. S. 88.
Polak, Jakob Eduard, Dr., Persien. Das Land und seine Bewohner. S. 694.
Preußen. Politische, Territorial- u. Bevölkerungsstatistik, Gewerbe- u. Verwaltungsstatistik. S. 502.
Reise der k. k. österreichischen Fregatte Novara. I., II. S. 385, 421, 449.
Scherer, A, Geographie für Schulen und Selbstunterricht. S. 120.
Silbernagel, Verfassung u. gegenwärtiger Bestand sämmtlicher Kirchen des Orients. S. 502.
Statistisches Jahrbuch der österreichischen Monarchie für 1863. S. 307.
Statistische Mittheilungen über den Civilstand der freien Stadt Frankfurt. S. 314.
Steinhauser, Die kartographischen Unternehmungen Scheda's. S. 545.
Stubenrauch, Karl v., Nach Mexico. S. 596.
Tafeln zur Statistik der Land- und Forstwirthschaft des Königreiches Böhmen. S. 732.
Verhandlungen der k. k statistischen Centralcommission im Jahre 1864. S. 501.
Wagner, Die Gesetzmäßigkeit in scheinbar willkürlichen Handlungen ꝛc. S. 61.

Geschichte, Memoiren, Biographien.

Avenel, Georges, Anacharsis Clootz. S. 764.
Beitzke, Heinrich, Dr., Geschichte des Jahres 1815. S. 477.
Bock, Die Kleinodien des h. römischen Reiches. S. 358.
Briefe an Tieck, 3. und 4. Band, s. Memoiren und Briefe.
Büdinger, Max, Dr., Von dem Bewußtsein der Culturübertragung. S. 85.
Burckhardt, Der historische Hans Kohlhase. S. 144.

Digitized by Google

Caro, J., Geschichte Polens S. 151.
Chezy, Erinnerungen, 3. und 4. Bdchen, s. Memoiren und Briefe.
Consalvi, mémoires, angez. von L. **Neumann.** S. 198, 230, 257.
Diefenbach, Lorenz, Dr., Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte. S. 344.
Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches. S. 687.
Fichtner, Karl, eine Skizze seines Lebens und künstlerischen Wirkens. S. 317
Ficker, Urkunden zur Geschichte des Römerzuges Kaisers Ludwig des Baiern ꝛc. S. 119.
Flir, Briefe aus Innsbruck ꝛc., s. Memoiren und Briefe IV.
Grohmann, V., Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. S. 769.
Grueber, Die Kaiserburg zu Eger. S. 81.
Haas, Karl, Dr., Die Hexenprocesse. Ein culturhistorischer Versuch nebst Documenten. S. 311.
Hamel, Ernest, Histoire de Robespierre. S. 763.
Hardenbergs Leben und Wirken, s. Zur Litteratur der deutschen Befreiungskriege.
Heller v. Hellwald, Erinnerungen aus den Befreiungskriegen, s. Zur Litteratur der deutschen Befreiungskriege.
Hurter, Fr. v., Geschichte Kaiser Ferdinands II. S. 408.
Koch, Geschichte des deutschen Reiches unter Ferdinand III., 1. B. S. 339.
Leitner, Gedenkblätter aus der Geschichte des k. k. Heeres. S. 730.
Lütolf, A., Sagen und Bräuche aus Luzern, Uri ꝛc. S. 771.
Marie Antoinette. I. bis III. S. 18, 50, 97.
Memoiren und Briefe. I. bis IV. S. 417, 464, 520, 556.
Mendelssohn-Bartholdy, Karl, Dr., Graf Johann Kapodistrias. S. 83.
Muchars Geschichte des Herzogthums Steiermark. 7. Bd. S. 58.
Napoleon III., Histoire de Jules César. Besprochen von **Rösler.** I. u. II. S. 431.
Oesterreichische Geschichte für das Volk. I. S. 562.
Palacky: Geschichte von Böhmen. S. 746.
Retzer und Strobel, Chronik der Gegenwart. S. 696.
Reuß, R., Graf Ernst v. Mansfeld. S. 787.
Roland, Mad., Mémoires. Angez. v. K. **Richter.** S. 720.
Scriptores historiæ Augustæ ed. H. Jordan et S. Eyssenhardt. S. 84.
Warnkönig, Don Carlos. Bespr. von **Rösler.** S. 269.
Wocel, J. E., Ueber den Culturzustand der Slaven ꝛc. S. 353, 392.
Wuttke, Heinrich, Der Kampf der Freiheitsmänner und der Geistlichen in Belgien ꝛc. S. 150.
Zaranski, St., Weltgeschichte in Annalen-, Chroniken- und Historienweise. S. 86.
Zeißberg, H., Die fränkischen Königsannalen und ihr Ursprung. S. 9.
Zimmermann, L. R., Erinnerungen eines ehemaligen Brigantenchefs. S. 248.
Zur Litteratur der deutschen Befreiungskriege. I., II. S. 294, 326.

Heilkunde.

Jahresbericht über die Verwaltung des Medicinalwesens und die öffentlichen Gesundheitsverhältnisse der freien Stadt Frankfurt. S. 313.
Zeitschrift des allgemeinen österreichischen Apothekervereins. S. 634.

Litteratur- und Sprachwissenschaft.

Auch zur Dante-Feier. S. 564.
Bartsch, Karl, Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts; eine Auswahl. S. 375.
— — Kudrun. S. 785.
Die Dante-Feier. S. 475.
Göldlin v. Tiefenau, Alfred, Metaphrasen. S. 662.
Grimms, Jakob, Kleinere Schriften, 1. Band. S. 77.
Hermann, Das Problem der Sprache und seine Entwicklung in der Geschichte. S. 500.
Hertz, Wilhelm, Aucassin und Nicolette. S. 118.
Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Ang. von S. **Scherer.** S. 578, 780.
Hlasiwetz, Der Dilettantismus und sein Verhältniß zur Wissenschaft. I., II. S. 1, 41.
Holland, Sir Henry, Essays wissenschaftlichen und litterarischen Inhalts. S. 187.
Höpfner, Ernst, Dr., G. R. Weckherlins Oden und Gesänge. S. 699.
Zeitteles, Adalbert, Neuhochdeutsche Wortbildung. S. 153.
Klein, Geschichte des Drama's. 1. Band. Bespr. von **Bratranek.** S. 405.
Kurz, Heinr., Deutsche Bibliothek. S. 537.
Lorm, H., Friedrich Halms Werke. I., II. S. 12, 33.
Marcus-Bibliothek, Ueber den Stand der. S. 692.
Meier Helmbrecht, übersetzt von Schröder. S. 118.

Digitized by Google

Mussafia, Dante Allighieri. I. bis V. S. 577, 614, 646.
Noël, Ch., Theoretisch-praktische Grammatik der französischen Sprache. S. 663.
Pimentel, Francisco, Don, Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indígenas de México. S. 764.
Plautus' Lustspiele von Donner. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift. S. 251.
Reinsberg-Düringsfeld, O. Freiherr v., Das Wetter im Sprüchwort S. 314.
Schiller, K., Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes. S. 771.
Schröer, Die Deutschen im ungarischen Bergland. S. 129, 179, 205.
Slavische Blätter. S. 376.
Steinthal, Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. S. 151.
Süß, Salzburger Volkslieder. Bespr. von M. A. **Becker.** S. 436.
Wackernagel, Philipp, Das deutsche Kirchenlied ꝛc. S. 116.
Zeißberg, Die fränkischen Königsannalen und ihr Ursprung. S. 9.
Notizen. S. 21, 61, 89, 120, 154, 280, 318, 345, 377, 443, 504, 601, 635, 664, 699, 732, 766, 791.
Bibliographie, deutsche. S. 22, 64, 122, 218, 282, 346, 410, 479, 570, 638, 665, 733, 767.
— französische. S. 23, 219, 378, 480, 571, 666, 701, 768, 794.
— englische. S. 92, 666.

Musik.

Musikconservatorium, Das, in München. S. 783.
Mozarts Briefe, s. Neue Werke über Musik und Musiker.
Neue Werke über Musik und Musiker, I., II. S. 47, 138.
Nottebohm, ein Skizzenbuch von Beethoven. S. 373.
Süß, Salzburger Volkslieder. Bespr. von M. A. **Becker.** S. 436.
Weber, K. M. v. Weber, s. Neue Werke über Musik und Musiker.

Naturwissenschaften.

Baer, Reden in wissenschaftlichen Versammlungen. S. 59.
Gräf, Atlas des Himmels und der Erde. S. 409.
Hochstetter, Ueber die ältesten Formationen der Erde. S. 705.
Hochstetter, Geologie von Neu-Seeland. 1. Band. S. 385, 421.
Kerner, Die höchstgelegenen Quellen unserer Alpen. S. 193.
Kobell, Geschichte der Mineralogie. Angez. von G. **Tschermak.** S. 71.

Nekrologe.

Hermann, Ph. S. 215.
Kunzek, August. S. 726.
Stühler. S. 444.

Rechtswissenschaft, Staatswissenschaft.

Aurach, S. von der, Dr. Ph., Schleswig-Holstein und Preußen. S. 762.
Bähr, Der Rechtsstaat Bespr. von **Harum.** S. 107.
Brunner, Heinrich, Dr., Das gerichtliche Exemtionsrecht der Babenberger. S. 597.
Czoernig, Freiherr v., Vergleichende Uebersicht der in Preußen, Sachsen, Württemberg, Baden, Frankreich und Belgien bestehenden Bestimmungen über Budget, Staatsrechnung und Controle. S. 442.
Gaudry, Histoire du Barreau de Paris. S. 789.
Harthausen, Das constitutionelle Princip. S. 681, 717.
Holtzendorff v., Kritische Untersuchungen über die Grundsätze und Ergebnisse des irischen Strafvollzuges. S. 761.
Kellner, Taschenbuch der politischen Statistik Deutschlands. S. 316.
Marichalar y Manrique, Historia de la legislacion etc. de España. Besprochen von F. Wolf. S. 456.
Martin, The statesmans yearbook 1865. S. 345.
Nahlowsky, Jos. W., Dr., Grundzüge zur Lehre von der Gesellschaft u. dem Staate. S. 568.
Napoleon III., Napoleonische Ideen. S. 477
Retzer und Strobel, Chronik der Gegenwart. S. 696.
Sickel, Die Mundbriefe, Immunitäten und Privilegien der ersten Karolinger bis zum Jahre 840. Besprochen von Heinrich **Brunner.** S. 641.
Wahlberg, Die Reform der Rechtslehre an der Wiener Hochschule. I. bis III. S. 481, 513, 549, 584, 622.

Digitized by Google

Walcker, Karl, Kritik der Parteien in Deutschland vom Standpunkte des Gneist'schen englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts. S. 535.

Sitzungsberichte.

Akademie der Wissenschaften:
Philosophisch-historische Classe. S. 24, 93, 125, 190, 220, 253, 283, 379, 411, 445, 505, 602, 667.
Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. S. 25, 94, 124, 190, 220, 256, 285, 380, 412, 446, 540, 572, 603, 668, 702.
Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. S. 29, 156, 318, 347, 511, 606, 734.
Geologische Reichsanstalt. S. 30, 125, 192, 222, 286, 350, 416, 509, 543, 670, 795.
Geographische Gesellschaft. S. 671.
Ungarische Akademie. S. 31, 126, 160, 287, 352, 448, 703, 796.
Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich. S. 32, 127, 224.
Zoologisch-botanische Gesellschaft. S. 95, 222, 350, 510, 575, 639, 796.
Böhmisches Museum. S. 127, 384, 797.
Deutscher Geschichtsverein in Böhmen. S. 127, 160, 224, 287, 384, 640, 704, 736.
Historisch-statistische Section in Brünn. S. 127, 576.

Theologie, Philosophie.

Goutelle, Karl, Pharus am Meere des Lebens. S. 89.
Dühring, Eugen, Natürliche Dialektik. S. 599.
Kitz, Arnold, Sein und Sollen. S. 598.
Matter, M., Le mysticisme en France au temps de Fénélon. S. 247.
Silbernagel, Die Kirchen des Orients. S. 502.
Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie. S. 59.
Wagner, Die Gesetzmäßigkeit in scheinbar willkürlichen Handlungen ꝛc. S. 61.
Zimmermann, Allgemeine Aesthetik. Bespr. von Barach. S. 496, 527.

Unterrichtswesen.

Wiese, Dr. L., Das höhere Schulwesen in Preußen. S. 279.
Zur Geschichte des Unterrichtswesens in den Jahren 1861 bis 1864. S. 161.

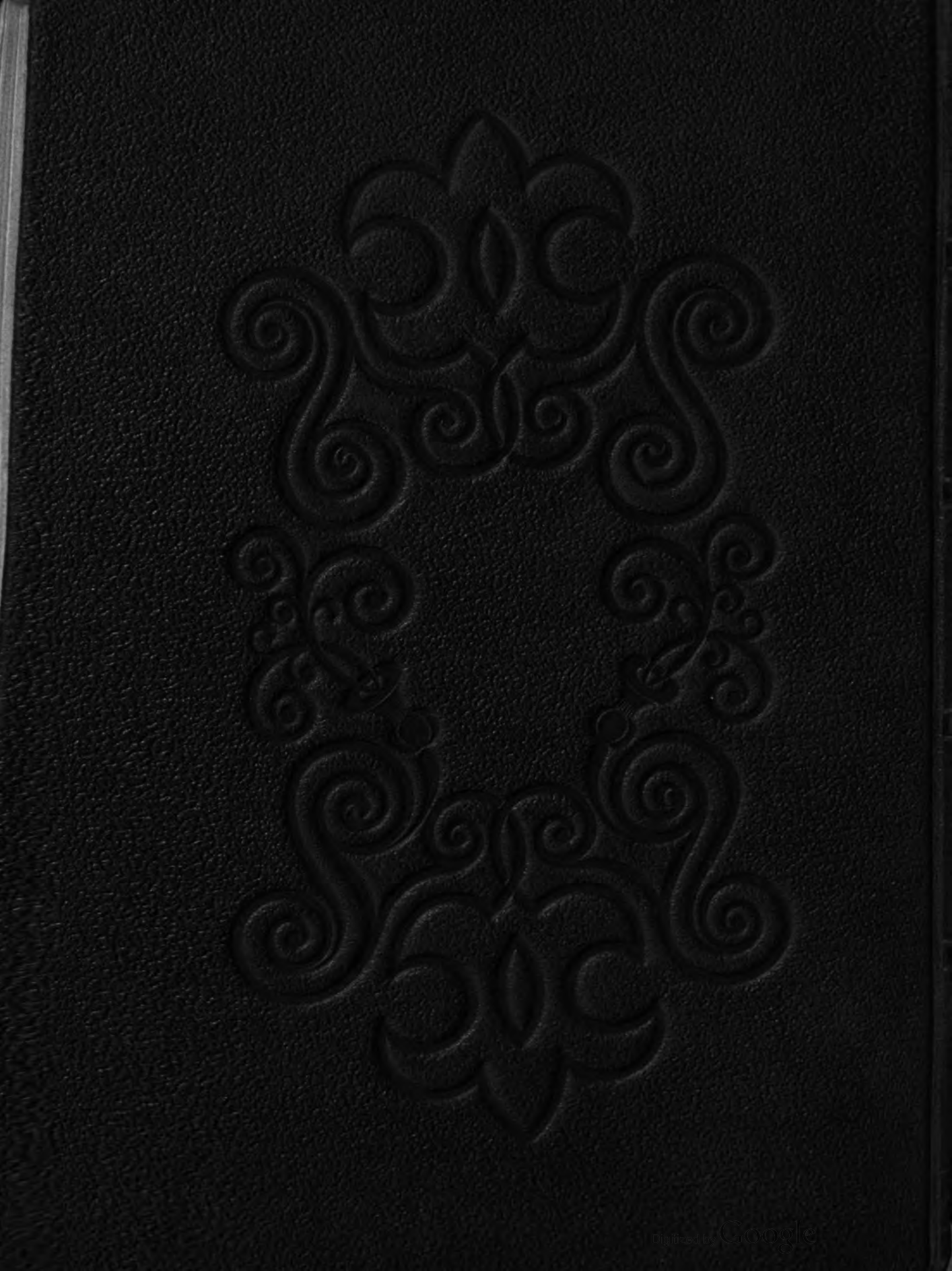
Volkswirthschaft, Handel, Gewerbe.

Eisenbahnjahrbuch, Oesterreichisches, für das Jahr 1865. S. 249.
Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. S. 632.
Proletariat, Das intelligente, in Oesterreich. S. 59.
Reform der Grundsteuer. S. 65.
Wagner, Die Gesetzmäßigkeit in scheinbar willkürlichen Handlungen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z171520402
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google